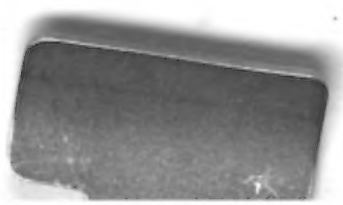
XXXIII.
178

Stanford University Libraries
3 6105 211 419 242

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Digitized by Google

MF 78

Digitized by Google

AP 30
H4
1814

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JUN 9 1976

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 1. Januar.

Panorama großer Städte.

Prag.

Lignea prima fuit, posuit cum limina Pragae
Jam tum surgenti, prima Libussa suae:
Marmorea inde stetit, postquam super aethera turres
Extulit, ut magnas luxuriosa domos.
Jam non marmorea est, non lignea, at aurea tota
Continuo facta est sede Rudolphe tua.
Peter Capella.

Ob der vaterländische Dichter, durch diese Schmeicheley seine Muse entehrte? diese Frage beantworte die Geschichte des Monarchen, dem diese Verse gelten, und welchem Böhmen gerade am wenigsten ein silbernes Zeitalter verdanket. Ob er von Prag zu viel sagte? entscheide der Leser selbst, wenn er bis ans Ende gelesen, oder wo möglich Prag selbst mit der folgenden Schilderung, die *auf nichts als Treue Anspruch* macht, verglichen hat.

Im November 1811.

Ansicht überhaupt.

An den beiden Ufern der Moldau lieget, gleich dem ehedem mächtigen Rom, auf sieben großen und kleinern Hügeln, Prag, Böhmens Hauptstadt.

Wetteifern gleich mehrere Städte Deutschlands mit ihr um den Rang erster Größe, so dürften dennoch die wenigsten sich mit ihrem hohen Alter messen können.

Ehedem war Prag der Sitz der Beherrscher Böhmens, der Sammelplatz ungemessener Schätze, die Wiege der Wissenschaften und Künste, die Erste im großen deutschen Reiche. Sie sank wie Athen und Rom; erhob sich aus eigener Kraft wieder, besiegte in muthigem Kampfe Parteigeist, Unduldsamkeit und Glaubenswahn, welche Bürger gegen Bürger waffneten, und alle besseren Gefühle der Menschlichkeit aus ihren Mauern verscheuchten.

Kehrten gleich ihre Könige nicht wieder, lockte gleich kein glänzendes Hoflager Fremde aus allen Welttheilen herbei; so wanderten doch an der Hand der Humanität, Wissenschaften und Künste, Eintracht und Duldung in ihre Heimath zurück, und man sucht dort, wo ehedem der Holzstoß rauchte, jetzt Asyle für Kranke; wo sonst von Wuth entbrannt, ein fanatischer Haufe den schwächern Bruder würgte, jetzt bequeme, sichre Hospize für Taube, Blinde und Gebrechliche. Wo Aberglaube und Dummheit einst die gesunde Menschenvernunft in knechtische Fesseln zwang, und Wahn für Wahrheit bot, da grünt noch heute der Lorbeer, den Karls Vaterhand pflanzte und pflegte, und schmückt die Lieblinge der Musen, hochgeehrt vom Vaterlande.

Aus dem Schutte zertrümmerter Paläste rief die neue Kunst des Schönen viel, noch mehr des Nützlichen hervor; und ging auch im Tumulte gräßlicher Fehden mancher Schatz verloren, so blieb für den Freund des Alterthums der größere Theil schätzbarer Denkmale dennoch gerettet, und die unvermeidlichen Lücken ergänzte die Treue der Geschichte.

Aber warum? fragte einst in einer Gesellschaft ein Fremder erstaunt; warum weiß man im Auslande so wenig von diesen hier vergrabnen Schätzen? Weil Paris und London mehr interessirten, als die Vaterstadt.

Aber auch den Freund schöner Natur wird die Mannichfaltigkeit, welche das schön geformte, mäßig hohe, aufs höchste kultivirte Moldaugebirge auf der Einen, und die von dem Flusse in sanften Schlangenzügen durchschnittene, durch Kunstfleiß und Geschmack verzierte Ebene von der andern Seite aufschließt, fesseln; werden die Umgebungen Prags befriedigen.

Den vollkommensten Ueberblick, den schönsten Genuß hat man in der Stadt selbst von zwei Standpunkten, unter welchen ich dem einen auf dem etwas freierem Platze, unmittelbar vor der K. Burg, an der vom Grafen Woraczizky errichteten Bildsäule, noch den Vorzug gebe.

Grade hier stellte auch der sehr geschickte Landschaftsmaler, Professor an der hiesigen Akademie bildender Künste, Herr Karl Postl, seine große Camera obscura auf, zum Genuß für Jeden, gegen eine mäßige Einlage, die sich bald durch die häufigen, oft wie-

holten Besuche und allgemeinen Beifall zu einer schönen Einnahme hob, wodurch meine obige Behauptung bestätigt wird.

Da hebet sich sanft aufsteigend rechts gegenüber, der reizende St. Lorenzberg*) mit seinen lieblichen Gärten, Büschen und hohen Kastanienbäumen, und ladet aus dem Gewühl des Geschäftslebens in der Tiefe zur Ruhe und Abgeschiedenheit in der Höhe ein.

An seinem und des ihm gegenüber stehenden Schloßberges**) Fuße legte nach alter Sage Libussa, die Wahrsagerinn, (besser wohl ein Weib voll Geist) den Grund zu der jetzigen Kleinseite. Ehedem klein, wie noch ihr Name und das Bedürfniß der Zeit; nun groß und prächtig ihre Paläste, ihre Kirchen mit stolz himmelanstrebenden Thürmen, ihre bis an die Ufer der sanft von Westen herabgleitenden Moldau weit sich dehnenden Straßen.

Aber wenig von dem allen gewahret man gerade hier aus diesem Standorte; denn fort über ihre Ziegeldächer und Schornsteine eilet der Blick nach den entferntesten jenseitigen Ufern des Flusses, und labet sich an den schönen Formen des schroffen Blaniks, welcher sich kühn über die bescheidnere Hügelreihe erhebt, die Kunst und Fleiß mit Fruchtbäumen schmückten.

Näher der Stadt zu, und immer näher, in beinahe ununterbrochener Reihe, spiegeln sich freundliche Dörfer und einzelne Landhäuser in dem sie geleitenden Strome, welcher das wirthliche Podol und den rauhen Wissehrad bespült, und an dem langgedehnten Holzmagazine, dem volkreichen Podskal vorüber, der ehrwürdigen Altstadt zuströmet.

Einen neuen, schönen Anblick gewähret die wirklich königliche Brücke, erhabenes Bild der Kraft, im ewigem Kampfe mit der Zeit und zerstörenden Elementen.

Schade! daß man nur einen Theil derselben, und diesen wegen der beträchtlichen Entfernung sehr verjüngt, erblicket, ohne das Umhertreiben der Menschen auf ihr, das Streben, Hoffen und Fürchten in Blick und Gebärde, lebendig abgedrücket, ohne die kolossalischen Bildsäulen auf dem Geländer, manche von braver Künstlerhand, keine unter der Kritik zu gewahren.

Trefflich tritt aber der Brückenthurm im Mittelgrunde des Gemäldes hervor, und drücket ein Koloß aus der grauen Vorzeit, die hinter ihm sich erhebenden Thürme, Kuppeln und Paläste in eine schöne Perspektive, der Neustadt zu, die sich auf den sanften Anhöhen des Karlshof- Wind- und Katharinenberges mit ihren reinen, geraden, luftigen Straßen ausbreitet.

Nicht unrecht nannte sie Carl IV. seinen Augapfel. Und die kleine Prahlerei, sie von seiner Burg jedem Gaste, jedem Fremden zu zeigen, vergibt man dem großen Manne gerne, wenn man weiß, daß ihre Anlage ganz sein Verdienst, ja die Bestimmung und Ausmessung der Straßen unmittelbar seiner Hände Werk sey.

Wenn er vollends nun seinen Liebling jetzt sähe, verjüngt durch seine Enkel, verschönert durch geschmackvolle Anlagen und bequeme Spaziergänge außerhalb ihren Ringmauern; von der Menschenliebe zum Sammelplatze ihrer wohlthätigen Einrichtungen erkohren, Karl würde sie noch freigebiger mit Vorrechten und Begünstigungen ausstatten als damals, wo er sie aus ihrem Nichts hervorrief.

Erhebt man den Blick über diese angenehme, neuere Schöpfung gegen den Wissehrad und seine alles um sich verjüngenden Ruinen; so verliert man sich in dem unermeßlichen Raume, der sich gegen Süd und Südwest hinausdehnenden Gegend: eine herrliche, ergötzende Abwechselung von Berg und Wald, im schönsten Farbenspiele, bis zu den höchsten Kuppen des Böhmerwaldgebirges, das hingehaucht wie Luftgebilde in zarten Konturen den Horizont begränzt.

Ungerne reißet man sich von dieser herrlichen Aussicht los, und blicket nichts mehr erwartend nach dem östlichen Ende der Stadt, und siehe da, in einem schönen freundlichen Thale, von der spiegelnden Moldau durchströmet, ziehen sich längs der Heerstraße zwischen Pappelalleen bis zu dem Invalidenhause fruchtreiche Gartenreihen, und verlieren sich in fetten Wiesen oder mühsam kultivirten Weinbergen. Links gegenüber decken die hohen schattigen Pappeln der Keplischen Insel sehr passend einige etwas leere Stellen der Gegend, und geleiten den spähenden Blick an das baumreiche Lieben, welches bescheiden sich an das langgedehnte Grauwackengebirge lehnet, von dessen Rücken das kleine, hohe Prosik die Gegend beherrschet; ein Bild des kleinen Verdienstes, hoch prangend durch die Gunst des Schicksals, indessen in seinem Schatten das wahre anspruchslos ruht.

Weniger mannichfaltig und schön, aber vollständiger zum Ueberblick des Ganzen ist die zweite Aussicht vom Altstädter Wasserthurm. Diese wählte der Engländer Herr Barton mit Herrn Professor Postl zum Entwurfe seines bekannten Panorama von Prag.

Ob sich gleich von hier aus die k. Burg, das Damenstift mit dem alten Lobkowitzischen Hause, das Strahöfer Stiftsgebäude mit seinen Weingärten am Abhange, und ein Theil des Laurenziberges schön und groß darstellen; so zeigt doch die Altstadt zu viele Dächer, und überhaupt fühlt man sich durch die zu große Nähe der Gegenstände und den beschränktern Gesichtskreis beengt.

Unter den Prospekten von Prag, sind die Blätter unseres würdigen, nur zu wenig geschätzten und gekannten Herrn Ludwig Kohls, Professor der Zeichenkunst an der Kleinseitner Normalschule, und des schon

*) Sonst Petrzin genannt.

**) Vordem der Schweinsberg genannt.

Digitized by Google

ster genannten Herrn Karl Postels, unstreitig die vorzüglichsten. Es ist nur zu bedauern, daß die erstern äußerst selten zu werden anfangen, und die letztern durch eine schlechte, fehlerhafte Farbengebung in hohem Grade verunstaltet werden.

Klima.

Prag lieget unter dem 50. Grad 5 Minuten 57 Sekunden Breite, und 32 Grad 10 Minuten 30 Sekunden Länge, beinahe in der Mitte des Königreichs, dessen beträchtlich hohe Lage die ausströmenden Flüsse beim ersten flüchtigen Blicke darthun.

Auch nur die rings das Land umgebenden hohen Gebirge, vorzüglich das nordwestliche Erzgebirge, und die nordöstlichen Sudeten, mäßigen das sonst rauhe Klima, und geben ihm jene gemäßigte Temperatur, welche wenig Ländern des Nordens in diesem Grade zu Theil geworden.

Prags tiefere Lage, der Zusammenfluß so vieler Menschen, und eine stets mit Dünsten geschwängerte Atmosphäre, verursachen eine örtliche, klimatische Verschlimmerung, und tragen wesentlich zu der größern Sterblichkeit, oder auch nur zu verhältnißmäßig häufigern Krankheiten bei.

Obgleich im Durchschnitte, nach den Beobachtungen unseres verewigten Astronomen Herrn Anton Strnad, die Wärme Prags einen höhern Grad als die Kälte erreichet, die Jahreszeiten und die Witterung ziemlich regelmäßig abwechseln; so sind doch die Veränderungen der Temperatur während der Tageszeit schnell und sehr extrem.

Daher ist denn überhaupt unsre Tracht dem Klima nicht angemessen; am allerwenigsten bei unsern Schönen, welche des Morgens wie in den heißen Mittagsstunden unserer Sommer fast nur die Hälfte ihrer zarten Glieder, und diese nur sehr dünn bedecken, und selbst in den strengsten Wintertagen sich leicht mit dem schmalen Schawl vor dem Froste schützen.

Entzündungs- und Katharrfieber jeder Art, welche stets Lungenschwächen zurücklassen, wenn sie auch glücklich genug gehoben werden, Gicht mit ihrem schrecklichen Gefolge, Nervenschwächen, und noch schwächere, skrofulöse Nachkommen sind die Resultate dieser vorsätzlichen Unachtsamkeit gegen die unwandelbaren Gesetze der Natur.

Wasser.

Beinahe mitten durch die Stadt strömet, indem sie die Altstadt von der Kleinseite trennet, gemäßigten Laufes die Moldau, in der Landessprache Wltawa genannt.

Klein, als ein unbedeutender Bach, entquillt sie, bekränzet von hohem Schilf und dem bescheidenen Vergißmeinnicht, dem waldbewachsenen bairischen Grenzgebirge. Vereinet bei Budweis mit der Malsch, bei Moldauthein mit der Luschnitz, bei Klingenberg mit ihrer Zwillingsschwester der Watawa, strömet sie schon schiffbeladen Dawle vorüber, wo die Sazawa, und bei Königssaal die wüthende Beraun sich in ihre Fluthen stürzet.

Doch gleitet jede einzeln für sich in der Moldau steil begränztem Bette, bis nahe an die Brücke der Hauptstadt, und jede unterscheidet sich bis dahin durch Farbe und karakteristische Strömung. Auch Verschiedenheit ihrer Bestandtheile behauptet man; wenigstens wollen daher die kleinseitner Bierbrauer den geringen Gehalt ihres Bieres, gegen den der Alt- und Neustadt herleiten. Ob mit Grund? soll wenigstens hier nicht entschieden werden. Daß aber die Einwohner der Kleinseite gerne ihren Trunk von der Altstadt holen, und daß die sogenannten Bierverleger dort bei weitem öfter als die des diesseitigen Ufers durch die wache Polizei mit Konfiskazion oder Preisverminderung ihrer Waare bestrafet werden, bewähren mehrere und einige ganz neuere Fälle sattsam.

Die Beschreibung des weitern Flußbettes gehöret nicht hieher, und es dürfte auch wenigen unbekannt seyn, daß bei dem weinreichen Melnik die Moldau sich mit der Elbe vermähle. Aber das verdienet bemerket zu werden; daß die gähe Krümmung, zu welcher unterhalb dem Spinnhause, durch das sich hier verdämmende Grauwackeschiefer Gebürge die Moldau genöthigt wird, die Hauptursache der furchtbaren Ueberschwemmungen sey, welche schon so oft bei den Eisgängen sich ereigneten, und vorzüglich der Altstadt, zum Theil auch an den niedrigsten Stellen der Kleinseite äußerst gefährlich wurden.

K. Rudolph II. mochte diesem Uebel dadurch haben abhelfen wollen; daß er durch den sich entgegen stellenden Berg, unfern dem Belvedere, einen Versuchstollen treiben ließ, um zu sehen, wo man mit demselben hinausbrechen werde. Der Versuch wenigstens gelang; denn würde der Fluß in gerader Richtung dieses Stollens fortlaufen, so wären dadurch alle Umwege und Krümmungen vermieden, und er gelangte ohne dieselben unmittelbar zu der Kaisermühle.

Was sich der Ausführung dieses schönen Planes entgegenstellte? ist schwer zu enträthseln. Aber zu wünschen ist es, daß die Bewohner Prags diesen gegebenen Fingerzeig nützten, den Berg durchschnitten, und sich auf diese Weise Sicherheit, und eine eben so bequeme als wohlfeile Fahrt nach dem beliebtesten Lustorte, dem Baumgarten, verschafften.

Digitized by Google

Inseln.

Durch die Länge der Zeit bildeten sich in der Moldau, in und außerhalb der Stadt, mehrere Inseln, welche nun größtentheils mit Bäumen bepflanzet, zu Spaziergängen benutzt wurden.

Die kleine, aber beliebteste Insel ist gegenwärtig die Färberinsel, welche eigentlich zur Bleiche gebraucht, aber von allem, was im eigentlichsten Wortsinn zur eleganten Welt gehöret, vorzüglich besuchet wird. Naturgenuß findet auf dieser Spanne Raumes, und in der rund um die Insel gepflanzten, einfachen Pappelallee wenig Statt, aber man bedient sich der hier angelegten Bäder; nur Schade! daß man nicht eher zu ihrem Genuß kommen kann, als wenn man sich Tage lang zuvor angemeldet hat.

Dieser, nach dem trivialen Witze unserer Stutzer, die Ochsenmühle genannt, gegenüber, doch in einer etwas schiefern Richtung nach abwärts und näher der Kleinseite zu, lieget das sogenannte kleine Venedig, ausschließend beinahe zum Uebungsplatze des von Alters her errichteten, neuerdings durch K. Leopold II. bestätigten und privilegirten bürgerlichen Scharfschützen Korps bestimmt, doch auch Spaziergängern jederzeit offen.

Ein schattenreicher Kastanienwald empfängt die Besuchenden gleich beim Aussteigen aus der Fähre, und geleitet bis zu dem Schießhause, welches die Insel der Breite nach, beinahe in zwei Hälften theilet. Die Ränder der Insel sind schmal, aber niedlich durch Gartenanlagen gezieret, wohin sich der flüchten kann, dem der Andrang der Gäste zu groß wird. Ihre zweite Hälfte ist in den Tagen, an welchen geschossen wird, für Jedermann unzugänglich, außerdem aber der Zutritt jedem gestattet; größere Mannigfaltigkeit macht sie zur schönsten, angenehmsten Partie des Ganzen.

Die bürgerlichen Herren Scharfschützen verwenden jährlich nahmhafte Summen auf die Verschönerung dieses Platzes, so wie überhaupt auf Alles, was ihr Korps betrifft. Es ist nur zu bedauern, daß das Wasser beinahe alle Frühjahre hier großen Schaden anrichtet, und bedeutende Unkosten verursachet.

So sonderbar es auch klinget, mitten auf dem Wasser von einer Feuersbrunst zu hören, so erlebte man dies Schauspiel dennoch im Sommer 1810; die brennende Baracke des Gastgebers konnte nicht gerettet werden. Dieser Zufall veranlaßte aber die Verschönerung der Insel durch ein neues, geschmackvolles Gebäude.

Tiefer dem Strom abwärts und schon außer den Ringmauern Prags, ist das große Venedig, sonst die Hezinsel. Die jährlichen Ueberschwemmungen, denen sie ihre Lage nach vorzüglich ausgesetzet ist, hinterlassen eine unsägliche Menge Sandes, und erschweren die Kultur, ja machen sie unmöglich.

So reizlos daher dieser Belustigungort auch immer ist, so bauete dennoch ein spekulativer Restaurateur im drolligsten Geschmack, oder besser ganz ohne Geschmack, einen Tanzsaal dahin. Doch besser tanzen, als Thiere hetzen und zerfleischen, ein hier übliches Fest der roheren Vorzeit.

Schön, ja reizend kann man dagegen die hohen belaubten Gänge der Keplischen Insel nennen, welche die letzte in diesem Theile der Moldau, und für den Fußgeher eine kleine Viertelstunde von dem Stadtthore entfernt ist. Weniger von der galanten Welt, weil es hier zu einsam ist, um so mehr von dem gebildeterem Theile der Stadt besucht, beherberget sie im Frühling Nachtigallen, die man sonst nicht häufig um Prag hört. Nur Kaffee wird hier geschenkt. Störte nicht die heilige Stille, leider nur zu oft, mit seinem etwas zu lauten Freudenliedern der profane, diesem Weihorte gerade gegenüberliegende Letzte Pfennig; so könnte man hier, auch ohne Wein und Liebe, zum Dichter entzücket werden.

So weit die gute Seite unserer Flußgöttinn, nun eine ihrer schlimmen.

Um die Mühlen und Wasserthürme hinlänglich zu versehen, sind auf dem Flusse drei Wasserwehre angelegt, deren Erhaltung der Stadt beträchtliche Unkosten verursacht. So nothwendig sie auf der einen Seite sind, so schädlich sind sie von der andern; denn ihnen kann nur allein die jedes Jahr zunehmende Versandung des Flusbettes zugeschrieben werden. Wenn aus der dadurch jährlich merklichern Verengerung des Flusses, auch künftig nichts Schlimmeres erfolgte; so ist das Erschweren der Schiffahrt Nachtheiles genug, aus welchem große Verlegenheiten der Stadt erwachsen können.

Die auf der Neu- und Altstadt zur Bequemlichkeit der Fußgeher angebrachte Ueberfahrt, vorzüglich erstere findet jetzt schon aus gleicher Ursache große, kaum mehr zu beseitigende Hindernisse, so wie Holz- und Salzschiffe; das Flößen des Holzes in Stämmen kann nur bei sehr hohem Wasser noch statt finden. Am deutlichsten wird man diese Verengung des Bettes auf dem Podskal gewahr, von dessen Ufern das Wasser bereits mehr denn 60 Klaftern zurücktrat; wodurch zum Theil auch, da das Holz aus dem Flusse durch Wägen in die Magazine geschafft werden muß, größtentheils aber durch den Wassermangel in den jüngst verflossenen Sommermonaten 1810 u. 1811, wo nur weniges Holz geflößet werden konnte, die Preise des Brennstoffes jeder Art so unendlich erhöhet wurden.

Die beiden Bäche Botiz und Bruska, welche

entfernte kleine Theile der Stadt durchströmen, sind in jeder Hinsicht zu unbedeutend, um ihrer mehr als dem Namen nach zu erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung der Notizen über österreichische Fabriksgegenstände.

(Man sehe Nr. 83. 1813.)

45.

Baumwollengarnmanufakturen, Schafwolle- und Flachsspinnerei.

Die fabrikmäßige Erzeugung der Baumwollengarne hat sich in den k. k. österreichischen Staaten seit 15 Jahren vorzüglich in Niederösterreich auf einen hohen Grad von Vollkommenheit geschwungen. Vor diesem Zeitraume lieferten die Handspinner, deren damals in Oesterreich allein eine Anzahl von beinahe 100,000 sich befand, von welchen die meisten von den großen Baumwollenwaaren- und Druckfabriken mittelst Faktoreien unterhalten wurden, eine beträchtliche Quantität niederer Baumwollengespinnstsorten bis Nr. 20 und darüber; brauchbar zu Manchestern, Wirkereien, Strickereien, Kottunen und Baumwollenwaaren gröberer Art. Bald traten die deutschen Maschinen (von vielen sächsische genannt) auf, deren Gespunste sich jedoch auf die Nummern 6 bis 14 beschränkten; so daß man eine gute Zeit noch die etwas feinern Sorten bei der Handspinnerei suchen mußte.

Freiherr von Kolbielsky versuchte es zuerst auf Maschinen nach englischer Art auch feinere Gespunste zu erzeugen. Er brachte wirklich einige nicht unbrauchbare Maschinen zu Stande; allein im Ganzen mißglückte das Unternehmen, welches der vielen noch nothwendigen vorläufigen Versuche wegen zu große Opfer forderte. Beinahe gleichzeitig entstanden die Gesellschaften zu Pottendorf und Schwaadorf, und brachten sehr bedeutende Werke zu Stande, die nicht nur große Quantitäten von Baumwollengarn, sondern auch von erheblicher Feinheit und Güte lieferten. Ihnen folgten bald mehrere andere, so, daß im Jahre 1811 nur beiläufig 13,000 Handspinner gezählet wurden.

Das Wesentliche bei Erzeugung der Baumwollengespunste auf englischen Maschinen besteht in folgenden Vorrichtungen: Die Wolle wird durch Klopfen auf eignen Tischen von dem Staube, durch Putzen und Sortiren von anderem Unrathe, unzeitiger Wolle, Saamen ꝛc. gereiniget, sodann auf die Vorkratze, endlich auf die Fein- oder Bandkratze gegeben, und stufenweise zur Verspinnung mehr geeignet. Von den auf den letztern erzeugten Bändern werden mehrere zusammen auf dem Streckwerke durch geriffelte Walzen gezogen, sodann wieder mit Duplirung auf das Traillir- oder Drehwerk gebracht, wo sie neuerdings durch geriffelte Walzen in blechrne Flaschen laufen. Diese werden vermittelst eines eigenen Triebwerkes in kreisförmiger Bewegung erhalten, wodurch die Baumwollenbänder, die zum Vorspinnen erforderliche Bildung und Drehung bekommen. Nun werden die Bänder auf die Vorspinnmaschine, welche gewöhnlich zwischen 60 und 102 Spindeln hat, gegeben, und nach Maßgabe des verlangten Qualitätsnummers mittelst des Durchzuges durch geriffelte Walzen, und der Ausdehnung durch den vorwärts sich bewegenden Wagen zu einem Vorbereitungsfaden versponnen. Die abgenommenen Fadenspulen werden auf die Feinspinnmaschine (Mule), welche gewöhnlich zwischen 60 bis 204 Spindeln hat, gebracht, der Faden mittelst des auch hier angebrachten Wagens durch geriffelte Walzen gezogen und versponnen. Eine nähere Angabe des Mechanismus gestattet der Raum nicht. Die Feingespunst kommt auf den nach englischem Gewichte eingerichteten Haspel, wird dann mittelst einer eigenen Wage nach der Feinheit sortiret, und endlich zu 5 oder 10 Pfund englischen Gewichtes (das Pfund zu 24 Loth) verpackt. Abfälle können nach Verschiedenheit ihrer Qualität zu niedern Gespunstsorten, oder zu Watten, Decken ꝛc. verarbeitet werden. Um stärkeres mehr gedrehtes, vorzüglich zur Kette geeignetes Garn zu erhalten, bedient man sich statt der Mulemaschinen, der Watermaschinen, bei welchen die Gespunst nicht auf Spindeln, sondern auf Spulen gebracht, und während der Verspinnung ohne Wagen gedreht wird. Zu einem Satze englischer Gespunstmaschinen gehören: 1 Vorspinn-, 7 Feinspinn-, 7 Krempelmaschinen, das Zieh- und Drehwerk, eine Packpresse und Sortirwage. Durch die Presse wird die nach den Qualitätsnummern sortirte und gewogene Gespunst auf eine sinnreiche Art, und schnell zusammengedrückt und gebunden.

Als bewegende Kraft wird bei den größeren Anstalten das Wasser benützt; die kleineren bringen die Krempelei und Zugehör durch Pferde, die Feinspinnmaschinen durch Menschenhände in Thätigkeit. Dampfmaschinen sind wegen der nothwendigen Rücksicht auf das Holzbedürfniß nicht üblich geworden. Die Baumwollen-Gespunstmanufakturen, welche größtentheils das Landesfabriksbefugniß haben, befinden sich meistens in der Nähe der Haupt- und Residenzstadt Wien.

Die größte ist zu Pottendorf. Schon im J. 1810 beschäftigte sie auf mehr als 200 theils Mule-, theils Watertwist-Maschinen über 2000 Menschen. Diese Maschinen werden durch Wasser in Bewegung gesetzt; ihr jährliches Erzeugniß konnte auf 3000 Zentner Garn angeschlagen werden. Die Einrichtung des ungeheuren

Digitized by Google

Ganzen ist vortrefflich und sehenswerth. Von der auf das doppelte angelegten Erweiterung ist wegen der einige Zeit so sehr beschränkt gewesenen Kommerzialverhältnisse bisher kein Gebrauch gemacht worden. Die ebenfalls merkwürdige Gespunstmanufaktur zu Schwadorf nächst Schwechat besitzet auch ein Wassertriebwerk; beschäftigte auf 100 Maschinen über 1000 Arbeiter, und erwartet nur bessere Zeiten, um die beträchtlich erweiterten Anlagen in Bewegung zu bringen. Die dem Freiherrn von Puthon und Ludwig Hermitte gehörige Manufaktur zu Testorf, ein Wasserwerk von vortrefflicher innerer Einrichtung, beschäftigte auf mehr als 70 Maschinen über 500 Menschen, und hat ebenfalls großen Zuwachs erhalten. Die des Kaspar Dietiker zu Inzersdorf, deren Maschine theils durch Wasser, theils durch Pferde in Bewegung gebracht werden können, ist auf 60 Maschinen, wovon zuweilen gegen 40 arbeiteten, angelegt, und einer fernern Erweiterung fähig. Die Gespunstmanufaktur einer Gesellschaft zu Ebergassing mit einem Wasserwerke ist vor Kurzem auf 12 Sätze angelegt, und bereits ein beträchtlicher Theil in Wirksamkeit gesetzet worden. Jene des Freiherrn Peter von Braun zu Schönau und Solenau hat eine eben so große Anlage, beschäftiget aber gegenwärtig selten 30 Maschinen. Freiherrn von Lang zu Ebreichsdorf beschäftiget über 5 Sätze, größtentheils für seine Baumwollenwaarenmanufaktur, und beinahe eben so viel Friedrich von Elz zu Liesing. Die zu Fischament ist von Joseph Fehr, Egelt und Ratzesberger auf beiläufig 6 Sätze angelegt, und größtentheils schon thätig. Nicht minder große Anlagen sind von Glanz und Clotti zu Steinabrückel, dann von Streile und Blum zu Neunkirchen gegründet, jedoch noch nicht wirksam.

Kleinere Werke zu einem und einigen Sätzen besitzen William Tyler zu Brugg an der Leytha und Hirtenberg, Freiherr von Pfister auf der Wieden, Anton Töpfer zu Margarethen, Dauber und Held zu Brunn, Ignaz Rasim zu Währing, Schulz und Berndorf zu Margarethen, Schiferstein und Zannetti zu Ottergrün, Joseph Thornton zu Minkendorf u. a. m.. Die größten Anstalten sind auch mit Watermaschinen versehen.

Die meisten sind so gut eingerichtet, daß sie über Nr. 100 an Feingespunst erzeugen können.

Das kleinere aber gut eingerichtete Etablissement des Hof- und Gerichtsadvokaten D. Töpfer hat von der in den k. k. Militärgränzen erzeugten Baumwolle, den auf Befehl Sr. Majestät damit vorgenommenen Spinnversuchen brauchbare Gespunste bis Nr. 74 vorgelegt, wovon bereits in einer früheren Notiz Nr. 11 Erwähnung geschah. Zu den Ursachen, warum selten so feine Gattungen im Handel erscheinen, gehöret vorzüglich die Handelssperre, welche seit so langer Zeit mit eisernem Fuße allen Kunstfleiß niedergedrückt hat. Die aus der Levante bezogene Baumwolle kann wegen ihrer kürzeren Haare schwer über Nr. 50 verarbeitet werden. Ost- und westindische Baumwolle von guter Qualität war eine geraume Zeit nicht zu finden; es konnte sich daher auch das Fabrikat nicht über Nr. 60 oder 70 erheben, und die von guten Sorten erzeugten höheren Nummern konnten wegen der großen Assekuranzpreise und Frachten des rohen Stoffes nicht bezahlt werden.

Schon aus der obigen Darstellung der vielen Unternehmungen ergibt sich, daß dieser Industriezweig in Oesterreich einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Ohne auf die Anlagen zur Erweiterung verschiedener derselben zu sehen, darf man annehmen, daß in diesen Manufakturen wenigstens 200,000 Spindeln zur augenblicklichen Wirksamkeit bereit und im Stande sind, jährlich 15,000 Zentner Feingespunst zu liefern, wodurch sie sechs bis sieben Tausend Menschen Beschäftigung und Unterhalt geben. Diese Waare mag nun im Innlande oder auch im Auslande konsumiret werden, so bleibt der Arbeitslohn und der Fabriksgewinn immer im Lande; ein Vortheil der auf zwei und eine halbe Million Gulden W. W. angeschlagen werden darf. Aber dieser Gewinn kann bei eintretenden günstigeren Verhältnissen blos durch die Betreibung der bereits angelegten Erweiterungen und der neu errichteten Werke verdoppelt werden.

Seit dem Jahre 1809 hatten indessen die Unternehmungen harte Kämpfe zu bestehen. Die Folgen der vorhergegangenen Kriege, die Unsicherheit der Zukunft, der Druck des sogenannten Kontinentalsystems, der Mangel an baarem Gelde, an Arbeitern, der erhöhte Arbeitslohn, die Einschränkung des Absatzes drohten manche schöne Unternehmung zu stürzen, und schlugen den bestbegründeten tiefe Wunden. Zwar suchte die Sorgfalt der Staatsverwaltung durch das Einfuhrsverboth niederer, und durch den erhöhten Zoll auf feinere Gespunste die Verhältnisse der innländischen Industrie zu heben, und vorzüglich die durch den schwankenden Kurs, den Geldmangel, den höheren Arbeitslohn, die höheren Frachten und Preise des rohen Materials dem Innlande zur Last fallende Differenz auszugleichen. Allein diese wohlthätige Fürsorge wird erst jetzt ihre nützlichen Folgen offenbaren, nachdem durch die glückliche Niederstürzung der Chimäre, welche beinahe ganz Europa aussaugte, der Verkehr freier wird, und die Aengstlichkeit verschwindet, mit welcher jeder Mensch seinen Nothpfennig für die Zeit des Jammers zu verscharren, und dem Kommerze zu entziehen genöthiget war.

Digitized by Google

Neben diesen Spinnereien nach englischer Art bestehen noch verschiedene deutsche Maschinen von 50, 60 auch 70 Spindeln. Sie liefern bis Nr. 16 brauchbares Garn zu Parcheten, Manchestern, Strickereien ꝛc. Aus diesem Grunde, und da ihre Einrichtung einfacher, die Anlagen weniger kostspielig, die Leitung mit weniger Schwierigkeiten verbunden ist, erhalten sie sich neben den englischen. Ein wesentlicher Unterschied ist, daß der Wagen bei diesen, statt vorwärts zu gehen, die Faden rückwärts zieht, keine eigene Vorgespunstmaschine nöthig ist, da die Vorgespunst mittelst der an der Kratze angebrachten Walze zu Locken gebildet, und diese auf einem Spinnrade vereiniget werden. Auch befinden sich bei den deutschen Spinnmaschinen keine gerifselten Walzen, sondern die Vorgespunst wird blos zwischen zwei hölzernen Leisten eingeklemmt, während der Wagen sie ausdehnt und dreht. Franz Selbenhammer besitzet das ehemals Sellierſche Etablissement zu Gumpendorf mit 24 Maschinen, welches das beträchtlichste ist, und jährlich über 150 Zentner liefern kann. Eben so ist das ähnliche Unternehmen des Loose nächst der Mariahilferlinie zweckmäßig eingerichtet. Die jährliche Erzeugung der Spinnereien nach deutscher Art kann man immer auf 6000 Zentner Garn anschlagen.

Obwohl die größten der englischen Gespunstmanufakturen ihre eigenen Maschinisten und Werksdirektoren haben, worunter in der Pottendorfer-Manufaktur von Thornton, und in jener zu Testorf, Girandoni rühmlich bekannt sind; so bestehen doch gegenwärtig mehrere, welche sich vorzüglich mit der Verfertigung der Maschinen beschäftigen. Unter diesen hat William Tyler seit geraumer Zeit das Meiste geleistet, und ist im Besitze eines eigenen schönen Maschinenerzeugungsapparats zu Brugg an der Leytha. Mehrere große Etablissements verdanken ihm wenigstens ihre Grundlage. Heinrich Hulden, Hieronimus Gutteruf, Eduard Royce sind nach ihm die bekannteren. Zu dem Maschinenbaue selbst gehören vorzüglich die sehr sinnreiche Theilung-, Riffel-, Häckchen- und Stechmaschine. Das Leder zu Krempelüberzügen wird von dem Gärber Apelton zu Simmering nach englischer Art bereitet. Indessen bleibt in dieser Rücksicht noch manches zu leisten übrig, was dem anzuhoffenden glücklicheren Zeitalter vorbehalten ist. Es gehöret ein großer Fond, und ein gesicherter Absaz dazu, die so verschiedenartigen Bestandtheile der Spinnmaschinen fabrikmäßig vorzuarbeiten. Noch vortheilhafter wäre die abgetheilte Beschäftigung nach einzelnen Bestandtheilen, z. B. Spindeln, Walzen, Räder ꝛc., in welchem Fache sich dann jeder, wie es in England der Fall ist, die möglichste Vollkommenheit erwerben könnte. Allein alles dieses sezet einen Zustand der Ruhe und der vortheilhaften Kommerzialverhältnisse voraus, welche erst gehofft werden.

Schafwollenspinnereien im Großen sind in Niederösterreich, wo die Tuchfabrikazion von geringen Belange ist, noch nicht etablirt. Einige kleine Anstalten zu anderen Zwecken, z. B. die des Reiser zur Fabrikazion türkischer Käppchen (man sehe die frühere Notiz Nr. 16), die des Meyer in der Rossau sind im Gange. William Tyler und Hulden haben auch zur Erzeugung der Schafwollspinnmaschinen ein Befugniß. Es ist zu erwarten, daß sich auch die Schafwollspinnerei bei nunmehr entstandenen günstigeren Kommerzialverhältnissen in Kürze erhebt, und Unternehmer auftreten, welche bedeutende Summen darauf verwenden können.

In der Flachsspinnerei sind von Meunier und Karter nach der Angabe eines gewissen Veit Versuche gemacht worden. Der Flachs wurde hier auf einer Maschine gehechelt und zugleich gestreckt, dann auf die Spinnmaschine gebracht. Ein glücklicheres Resultat dürfte Franz Wurm von Ebenthal in Kärnten*) erringen, welcher sich gegenwärtig in Wien befindet, um die von ihm erfundene Flachsspinn- und Zwirnmaschine zu vervollkommnern.

46.

Nähemaschine.

Joseph Madersberger, ein hier ansässiger industriöser Mann, hat vor Kurzem eine Maschine erfunden, welche die Arbeit des Nähens verrichtet. Eine Nadel, die an beiden Enden zugespizt ist, und durch welche in der Mitte der Faden durch das Oehr durchgeht, bewegt sich in vertikaler Richtung mittelst eines sehr einfachen Mechanismus auf und abwärts, während der Stoff, je nachdem die Stiche weit oder enge werden, schneller oder langsamer vorwärts rückt. Die Nath fällt gleichförmig aus, und wird sehr fest, da die Seide oder der Zwirn, welcher zum Nähen dient, nach jedem Stiche gehörig angezogen wird. Eine nähere Angabe der Einrichtung dieser Maschine muß dem Erfinder selbst überlassen werden. Madersberger hoffet bei derselben noch manches zu verbessern, und dieser Maschine die Einrichtung zu geben, daß mehrere Nadeln durch das nemliche Triebwerk in Thätigkeit gesetzt werden können.

47.

Tombackblech.

Die Gebrüder Rosthorn verfertigen seit beiläufig einem Jahre in ihrer Fabrike zu Fahrafeld im V. u. W. W. Tombackblech, welches sehr rein ist, und

*) Man sehe Nr. 67 dieser Zeitschrift. 1813. D. H.

dem Golde in der Farbe beinahe ganz gleicht. Für alle Fabrikanten, welche gepreßte Metallwaaren nach Nürnberger Art erzeugen, ist dieser Tomback zu Blech gestreckt, sehr willkommen; da sie die hieraus verfertigten Beschläge, falsche Geschmeidwaaren u. dgl. nicht wie bei dem Messingbleche vergolden dürfen, sondern dieselben blos, wenn sie ganz ausgearbeitet sind, mit dem sogenannten Goldfirnisse zu überziehen nöthig haben. Man findet diesen gestreckten Tomback in dem Verschleißgewölbe der Rosthorn'schen Fabrike auf der Landstraße in der Ungergasse, Nr. 305, in verschiedener Dicke. Der Preis desselben ist pr. Zentner nur 10 fl. W. W. höher, als der des gewöhnlichen Messingbleches. Vielleicht ist dieser Tomback nicht wie gewöhnlich aus Kupfer und Messing zusammengesezt, sondern eine Mischung von Kupfer und Zinn (lezteres zu 5 pZt.), wie dieses bei der Metallkomposizion der Fall ist, welche unter den Namen Chrysochalk vor mehreren Jahren in Berlin zuerst bekannt wurde.

Den 20. November 1813.

v. K.

(Fortsezung folgt.)

Die Milchnäscherei der Natter ist doch keine Fabel, wie einige dafür halten.

Im Sommer des gegenwärtigen Jahres bemerkte Franziska Teiner, eine Verwandte von mir, daß irgend ein genäschiges Thier ihre Milchkammer besuche, und ihr den Rahm von der frisch gemolknen Milch abwasche. Da es die schweren Deckel von den Gefäßen abzuwerfen pflegte, so fiel ihr Verdacht auf Ratten, weil Mäuse dazu zu schwach wären. Sie beschwerte sodann die Deckel noch mit einem Steine, und legte sich auf ein Lager, das sie sich in dieser Kammer von Stroh und einigen Küssen auf der bloßen Erde von ihrem Inwohner zu bereiten ließ, wie gewöhnlich nieder, um nach ihrer verrichteten Feldarbeit auszuruhen. Kaum hatte sie jedoch einige Minuten geschlummert, als sie bemerkte, daß etwas den Deckel eines der Milchtöpfe, und zwar gerade desjenigen, der mit der frisch gemelkten Mittagsmilch gefüllt war, bewege. Sie blickte auf, und siehe! eine große Schlange stürzt ihn herab, und beginnt mit großen Zügen die Milch zu saufen. Die Furcht, die sich ihrer bei diesem Anblick bemächtigte, machte sie eine Weile unbeweglich. Endlich sprang sie auf, lief zu dem Einwohner, erzählte was sie entdeckt hatte, und bat ihn, den häßlichen Gast aus der Milchkammer zu vertreiben oder zu tödten. Willfährig suchte er die Kammer durch, und fand die Natter mit ihrem Neste und ungefähr 20 Eiern in dem Strohlager. Das ekelige Thier entwischte ihm aber durch ein nahe am Lager unter der Wand befindliches Loch, welches dann auf das sorgfältigste verkeilt wurde. Da sich aber die Hütte nahe am Walde auf einer Wiese befindet, wo man eine Menge Ratten antrifft; so wird es schwer werden, die Milchkammer von ihnen frei zu halten. Die Landleute wollen behaupten, daß sich die Ratten, wenn sich die Kühe zum Ausruhen auf der Weide niederlegen, zu ihren Eutern schleichen, ja sich selbst, während sie weiden, daran hängen, und so die Milch aussaugen.

Gallas.

Der Kastanienbaum auf dem Aetna. *)

Dieser Riese in der Pflanzenwelt, steht einzeln auf einer sanften Anhöhe, in der mittlern Region des Aetna, und hat den Namen castagno di cento cavalli erhalten, weil hundert Pferde unter dem Schuze seiner Zweige Platz haben. Er besteht aus einem Stamme, der bis zu dem Boden gespalten, aber unten über der Wurzel noch vereint ist. Von diesem Stamme werden fünf Abtheilungen gebildet, von welchen jede in ungeheuer große Zweige sich ausbreitet. Die äußere Oberfläche dieser Abtheilungen ist mit Rinde bedeckt; die innere Seite aber ist nicht damit bewachsen. Die Zwischenräume zwischen diesen Abtheilungen sind von verschiedener Größe, und einer ist so breit, daß zwei Wagen neben einander durchfahren können. In der Mitte der Abtheilungen ist eine mit Ziegeln bedeckte Hütte, worin die Früchte des Baumes aufbewahrt werden. Der Umfang des gewaltigen Baumes über der Erde ist nach einigen 176, nach andern gar 196 Fuß. In der Nähe stehen verschiedene Kastanienbäume von ungeheurer Größe, deren Stämme noch ungerissen sind. Einer derselben, der noch im schönsten Wuchse stand, hatte, als ihn Swinburne (1778) maß, 57 Fuß im Umfange, einen geraden unversehrten Stamm, welcher bis zur Höhe von 15 Fuß von Zweigen entblößt war.

Persische Höflichkeit.

Keine Nazion ist so höflich, als die Persische. Ein vornehmer Perzier bat den französischen Gesandten, welcher im Jahre 1808 daselbst war, wegen des schlechten Wetters um Verzeihung.

*) Es dürfte nicht gereuen, das, was von der Nuzbarkeit und Pflege des zahmen Kastanienbaumes in N. 52. der Oekonom. Neuigk. 1813 gesagt worden, nachzulesen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 2. Januar.

Erstaunliche Theekonsumzion.*)

Dadurch erklärtes Verschwinden des Goldes und Silbers aus Europa.

Thee, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts kaum als Handelsartikel bekannt war, behauptet jetzt unter den asiatischen Importen nach Europa und Amerika den ersten Rang, und ist nicht allein der ausgedehnteste, sondern auch sicherste Zweig der Handelsgeschäfte der englisch ostindischen Compagnie. Aber nicht diese Gesellschaft allein, sondern ganz England ist wesentlich dabei interessirt, da dieser Handel jährlich 50,000 Tonnen englischer Schiffe und 6,000 Seeleute beschäftiget, und so zum Flor des Seewesens beiträgt. Die jährlichen Abgaben vom Thee betrugen nach Abzug der Verwaltungskosten im Jahre 1799 und 1800 die Summe von 1,670,000 Pfund Sterling, und da durch die Theekonsumzion nothwendig auch eine vermehrte des Zuckers herbei geführt wurde; so können füglich für die dem Staate durch den Theehandel gewährten Revenüen, zwei Millionen Pfund Sterling gerechnet werden.

Die holländisch ostindische Kompagnie führte zuerst diesen Handelsartikel aus China, ein; von Anfang bis beinahe zu Ende des 17ten Jahrhunderts, kam aller nach Europa gebrachte Thee von ihren Märkten.

In England fand der Gebrauch des Thees gegen Ende des 17ten Jahrhunderts schon ziemlich allgemein statt; er war dort schon lange bekannt, ehe die englisch ostindische Compagnie ihn einführte.

Während des kurzen Zeitraums von 150 Jahren 1650 bis 1300 stieg die Theekonsumzion in England, trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten, von einer kleinen Zahl von Pfunden (1666 nur 22½ Pfund) bis zu der ungeheuren Summe von vier und zwanzig Millionen, und steigt vielleicht noch höher. Im eigentlichsten Verstande ist dieses Getränk dort jetzt aus den Palästen bis in die Hütten gedrungen, und was früher nur kostbarer Luxus der höhern Stände war, das ist jetzt allgemeine Nahrung und Bedürfniß geworden. Ja es läßt sich selbst bei einer genauern Betrachtung des Gegenstandes behaupten, daß Thee in den jetzigen Zeitumständen für England ein ganz unentbehrliches Bedürfniß ist. Beinahe in allen Familien des ganzen Königreichs, macht Thee das Frühstück aus, und vorzüglich für die höhern Stände würde es schwer seyn, irgend einen passendern Stellvertreter aufzufinden. Nimmt man an, daß von den jetzt jährlich etwa eingeführten 25 Millionen Pfund, fünf Millionen wieder nach Irland, Westindien u. s. w. exportirt werden; so bleiben 20 Millionen Pfund für die jährliche Konsumzion von England und Schottland übrig. Zwei Unzen können ungefähr auf ein Gallon Thee gerechnet werden, so daß jene 20 Millionen Pfund 160 Millionen Gallons Getränk geben. Die Bevölkerung von England und Schottland mag zusammen zehn und eine halbe Million Menschen betragen, von denen zwei Drittel oder sieben Millionen Thee trinken. Vertheilt man auf diese jene 160 Millionen Gallons, so kommt täglich etwa eine halbe Flasche auf eine Person. Die Zahl der Thee trinkenden Individuen mag vielleicht zu hoch gerechnet seyn, allein für eine Menge die Morgens und Abends davon Gebrauch machen, ist die angenommene Quantität der täglichen Konsumzion noch zu gering.

Ohne Uebertreibung kann man die jährliche Theeausfuhr aus China auf 30 Millionen Pfund rechnen. Setze man nur den Ankaufspreis zu 1 fl.; so verschwinden für dieses Gurgelwasser jährlich 30 Millionen Gulden aus der europäischen Zirkulazion, die allergrößtentheils baar dorthin bezahlt werden müssen, weil Asien im Verhältnisse dieser und seiner vielen andern Exporten wenig von europäischen Artikeln braucht.

Außer England konsumiren wohl die vereinigten Staaten von Nordamerika den meisten Thee. Dahin ward aus Ostindien ausgeführt 1802 für 5,592,400 Pfund, 1804 aber schon 10,519,000 Pfund. Viel Thee wird noch in Holland, Frankreich, Norddeutschland und in den nordischen Staaten getrunken.

*) Monthly Repertory. Vol. III. Sachs monatliche Korrespondenz. Dezember 1812.

Die Amerikaner (erzählt uns Krusenstern) handeln jetzt vorzüglich nach China. Sie brauchen zu diesem Handel Schiffe, die viel kleiner als die Schiffe der übrigen nach Canton handelnden Nazionen sind; es kommen aber dagegen ihrer 40 bis 50 in einem Jahre dort an. Sie binden sich an keine Jahreszeit, und es vergeht kein Monat im Jahre, wo man nicht Amerikanische in Canton ankommen und von dort abgehen sieht. Die meisten kommen von der Nordwestküste von Amerika, und bringen Pelzwerk, eine Waare, welche zwar in neuern Zeiten sehr im Preise gefallen ist, die aber doch immer bei den Chinesen einen eben so gewissen Absatz findet, als Baumwolle, Zinn und Opium. Sehr viele Amerikaner kommen jedoch auch aus dem übrigen Amerika und Europa. Die Ladungen dieser letztern bestehen aus baarem Gelde, und Europäischen, Amerikanischen und Ostindischen Produkten, als: Franzbranntwein, Rum, Weine und Schiffsmaterialien, als: Theer, Masten, Eisen, Tauwerk u. s. w. Einige laufen in Batavia und dem Vorgebirge der guten Hoffnung ein, und bringen ganze Schiffsladungen von Arack und Wein von dort zum Gebrauche der in Canton liegenden europäischen Schiffe. Sie laden dagegen Nankin, Porzellan und Seide, vorzüglich aber Thee, diesen Hauptgegenstand des Handels in China.

Da die Magazine der Chinesischen Kaufleute, erzählt Krusenstern weiter, mit Thee zum Ueberfluß angefüllt sind, so verhandeln sie den Thee nicht nur zu einem billigen Preise, sondern nehmen auch die Waare des Verkäufers dagegen zu einem weit höhern Preise an. Nankin und Seide sieht man in Canton nicht als Waare, sondern als baares Geld an, und für Geld kauft der Kaufmann nicht gern. Wenn nicht zu große Ursache zum Mißtrauen da ist, so giebt der Chinesische Kaufmann sogar gern eine Ladung Thee auf Kredit, um ihn nur los zu werden. Aus diesem Grunde nehmen die Amerikaner diese Waare vorzüglich; denn sie haben den Vortheil, daß sie ihre eingeführte Ladung besser verkaufen, und auch schneller abgefertigt werden; und das letztere ist in Canton besonders wichtig, da der dortige Aufenthalt mit großen Kosten verbunden ist, und die Gesundheit der Mannschaft während desselben sehr leidet.

Allgemein verbreiteter Geschmack am Thee in Amerika.

In Amerika ist, nach Krusenstern, der Geschmack am Thee so allgemein verbreitet, wie in England; denn die Amerikaner haben diesen Geschmack von den Engländern geerbt, und aus diesem Grunde ist die Konsumzion desselben dort sehr stark; die Kaufleute finden daher immer einen gewissen Absatz dieser Waare in Amerika.

Geschmack der russ. Matrosen auf den Schiffen des Capit. Krusenstern am Thee, welcher auch als ein antiskorbutisches Mittel gerühmt wird.

Mit Ausnahme von einigen wenigen meiner Leute, sagt Krusenstern, hätte gern ein jeder seine Porzion Branntwein hergegeben, — und es war französ. Branntwein oder Arack, den sie erhielten — um nur nicht seines Thees, den ich, wenn keine Ursache vorhanden war, das Wasser zu schonen, zweimal des Tages geben ließ, verlustig zu gehen. Wenn sie nur einmal des Tages Thee erhielten, habe ich sie oft Regenwasser zum Thee sammeln sehen, obgleich das auf den Schiffen gesammelte Regenwasser sehr stark nach Theer schmeckt. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der Gebrauch des Thees Eingang bei dem Volke in Rußland finden und den Branntwein zum Theil verdrängen würde. Auch Eitelkeit würde vielleicht etwas dazu beitragen, den Thee allgemein zu machen; denn ich glaube, daß der gemeine Mann, wenn er nicht ganz verdorben ist, lieber zu Hause eine Tasse Thee trinkt, besonders wenn er einen guten Freund bewirthen will, als daß er den Branntwein in einer Schenke sucht. Zum Gebrauch auf der Flotte und in den Hospitälern müßte der Thee vorzüglich empfohlen werden. Thee ist eins der besten antiskorbutischen Mittel, und überhaupt ein sehr gesundes Getränk. Für einen Kranken ist es ein so großes Labsal, daß man ihm auf dem Schiffe nicht leicht ein wohlthätigeres geben kann und die wohlfeilen Gattungen von Thee würden daher für Kranke die zweckmäßigsten seyn."

Nachricht aus Krusensterns Reise, welche für den Handel der Engländer nach China nicht günstig lautet.

Seitdem der Absatz von Englischen Manufakturwaaren auf dem Kontinente so beschwert wird, hat die englisch-ostindische Kompagnie angefangen,*) eine größere Menge derselben, besonders Tuch, nach Canton zu schicken, und in der Hoffnung, daß die Balance zu ihrem Vortheile mit baarem Gelde würde bezahlt werden, haben sie die Ausfuhr von Thee nicht im Verhältnisse zu

*) Hieraus sieht man, daß die Handelssperre in Europa doch nicht ohne Wirkung für die Engländer war, und daß sie daher verachten, mehr ihre Waaren in andern Welttheilen abzusetzen, wo sie aber nicht so zahlreiche Abnehmer, als in Europa, oder so viele Abnehmer finden, daß sie für den Verlust entschädigt werden, den sie in Europa wegen der strengen Maßregeln gegen ihren Handel erlitten.

der Einfuhr der Manufakturwaaren vergrößert. Da nun aber die Chinesen nicht mit baarem Gelde den Ueberschuß von englischen Waaren bezahlen (wahrscheinlich, weil seit dem allgemeinen Kriege gegen England viele Schiffe aus Europa, die sonst ansehnliche Summen nach Canton brachten, jetzt ausbleiben), und die ostindische Compagnie doch fortfährt, mehr Manufakturwaaren nach China zu schicken, als sie Thee ausführt; so wächst die Schuld der Chinesen an die Kompagnie von Jahr zu Jahr. Sie soll jetzt schon 4½ Millionen Spanische Piaster betragen; eine Summe, die um so weniger bezahlt werden kann, da die englischen Manufakturwaaren nur mit großem Verluste für baares Geld verkauft werden können. So lange die Chinesen diese Waaren für Thee kauften, waren sie sicher, sie mit Gewinn abzusetzen; da hingegen nichts schwerer ist, als in China Waaren für baares Geld zu verkaufen. Zum Beispiel führt Krusenstern an, daß, da die Ladung der Rewa, eins von den mitfahrenden Schiffen, für baares Geld hatte in Canton verkauft werden sollen, die Zahlung nicht erfolgen konnte. Er fährt weiter fort: „Die englisch ostindische Compagnie wird sich daher gezwungen sehen, bei der nämlichen Einfuhr von Manufakturwaaren nach China entweder die Ausfuhr von Thee zu vergrößern, oder sie riskirt, die von den Chinesen zu fordernden Summen einzubüßen. Hiezu kommt noch der Unwille der Chinesischen Regierung gegen die Engländer, wegen des gewagten Versuchs, ohne ihre Einwilligung Makao in Besitz nehmen zu wollen, den man sie auf alle Weise wird empfinden lassen.

Einfuhr des Goldes und Silbers aus Amerika nach Europa und Ausfuhr von da nach Asien.

Humboldt, der vielgereiseste Weise, schätzt in seinen Versuchen über den Staatszustand von Neuspanien den ganzen Betrag des Goldes und Silbers, der seit dem Jahre 1492 bis 1803 aus Amerika hinüber nach Europa geführt worden, auf 28 Milliarden und 233 Millionen französischer Franken. Er glaubt behaupten zu dürfen, daß die Einfuhr dieser kostbaren Erze zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts jährlich auf 36,644 Pfund Markgewicht Goldes und auf 1,766,926 Pfund Silbers angeschlagen werden könne. Wenn nun das Gold einen sechszehnthalbmal höhern Werth als das Silber hat, beträgt beides 2,334,912 Pfund Silbers, aus welchem man 259,434,660 Franken nach französischem Münzfuße schlagen kann. Und von dieser Gold- und Silbermenge war der größte Theil Spaniens Eigenthum! und dennoch blieb Spanien arm, so wie überhaupt Europa von allem diesem Metall jährlich wieder bei weitem über die Hälfte nach Asien hin verlor, nämlich 24 Millionen durch den levantischen Handel, 24 Millionen durch den russischen Handel mit China, und 104 Millionen auf der Meerstraße um Afrika nach China und den beiden Indien.

Vorschlag, ein anhaltendes Regenwetter mit Vortheil zu benutzen,

von Bl k.

Die in diesem Jahre so ungünstige nasse Witterung veranlaßte mich nachzudenken, ob nicht ein anhaltendes Regenwetter für so vieles Ungemach durch irgend einen Vortheil entschädigen könne? Ich glaube, daß dies allerdings der Fall wäre, wenn dem Unternehmer die Bedachung eines hohen Gebäudes, oder mehrere zugleich so zu Gebothe stünde, daß er das bei regnerischer Witterung gesammelte Wasser zur Treibung einer Maschine verwenden könnte. Der Kenner des hydrostatischen Paradoxes, das in manchen ungarischen Bergwerken nach Höll's Angabe ausgeführt ist, wird meiner Meinung bald beipflichten. Dem Nichtkenner aber muß ich mich, so weit dies ohne Zeichnung angeht, durch Voraussschickung einiger hydrostatischer Grundsätze verständlicher machen.

Jeder wird ohne Anstand zugeben, daß in zwei oben offenen Röhren, welche unten mit einander eine Verbindung haben, das Wasser gleich hoch stehen müsse, und daß dies auch noch der Fall seyn werde, wenn die eine Röhre einen beliebig größeren Durchmesser als die andere hätte. Gesetzt, die eine Röhre oder das weitere Gefäß hätte einen so großen Durchmesser, daß 12 Quart dasselbe bis zu einer gewissen Höhe anfüllten, wozu in der engen Röhre 12 Tropfen hinreichten; so wird, wenn man in die weite Röhre noch etwa zwei Quart hinzu gießt, das Wasser in der engen Röhre nur um etwa zwei Tropfen gestiegen seyn, und die Wasserhöhe bliebe in beiden Röhren noch immer gleich. Hätte man das weite Gefäß bis zur Oberfläche des Wassers mit einem genau passenden Deckel so verschlossen, daß das Wasser in selben nicht höher steigen könnte, wenn man auch in die enge Röhre Wasser nachfüllte; so sieht jeder leicht ein, daß für jeden Tropfen Wasser, den man in die enge Röhre nachfüllte, ein Quart Wasser nach seiner ganzen Schwere von der Oberfläche des Wassers gegen den Deckel drücken, und wenn die enge Röhre hoch genug angefüllt wäre, der Deckel im weiten Gefäße mit Gewalt aufgesprengt werden würde. Die Sache verändert sich nicht, wenn gedachte zwei Röhren andere Verhältnisse in Ansehung ihrer Durchmesser haben; denn überhaupt ist der Druck des Wassers in der einen Röhre gegen den das Aufsteigen desselben hindernden Deckel gleich dem Gewichte einer Was-

serſäule von dem Durchmeſſer des Deckels und der Höhe des in der andern Röhre ſtehenden Waſſers. Hätte man einen hinlänglichen Waſſervorrath auf einer Höhe von 15 Fuß, ſo würden ſich für die dadurch zu erhaltende Kraft folgende Reſultate ergeben.

In der erſten Sekunde durchfällt an der Oberfläche der Erde ein Körper den Raum von etwa 15 Fuß. Bei dem Waſſer, welches aus einer Röhre fällt, iſt dies zwar auch der Fall, wenn während der Fallzeit kein neuer Zufluß des Waſſers vorausgeſetzt wird; bleibt aber die 15 Fuß hohe Röhre durch hinlänglichen Zufluß des Waſſers immer voll, ſo wird aus Gründen, die ich der Kürze wegen nicht berühren kann, in der erſten Sekunde noch einmal ſo viel, nämlich eine 30 Fuß hohe Waſſerſäule, die zum Durchmeſſer die Oeffnung der Röhre hat, herausfließen. Reibung und einige andere Nebenumſtände können hier nicht in die Rechnung aufgenommen werden.

Geſetzt, die 15 Fuß oder 180 Zoll hohe Röhre hätte eine Oeffnung von einem Quadratzoll, ſo fließen in der erſten Sekunde aus derſelben 360 Kubikzoll Waſſer, in einer Minute aber 21600 Kubikzoll. Der Druck des Waſſers iſt alſo in einer Minute gleich dem Gewichte einer Waſſerſäule, die zur Basis 21600 Quadratzoll und zur Höhe 180 Zoll hat, nämlich 3,888,000 Kubikzoll oder 2250 Kubikfuß. Das Gewicht hievon wäre, den Kubikfuß zu 64 Pfund angenommen = 184,000 Pfund. Weil hier die Geſchwindigkeit = 1 iſt, ſo iſt dieſe Schwere zugleich das Kraftmoment für eine Minute. Das Kraftmoment eines Mannes, der 25 Pfund durch 6000 Fuß oder 72,000 Zoll in einer Stunde bewegt, iſt für eine Minute 1200. Der angeführte Waſſerdruck vermag alſo ſo viel wie das geſammte Kraftmoment von etwa 153 Männern, oder auf ein Pferd 12 Mann gerechnet, von beinahe 13 Pferden. Dabei würden etwa 7 Eimer Waſſer aus der Röhre nach einer Minute ausgefloſſen ſeyn.

Schon dieſe Berechnung zeigt, daß es wohl die Mühe lohnen würde, ein Werk mit ſo einer Kraft getrieben anzulegen, wenn man nur hinlängliches Waſſer in der angegebenen Höhe vorräthig hätte, oder, wie dies in einem naſſen Jahre der Fall iſt, durch den Regen erwarten könnte, damit das Werk nicht lange müſſig ſtände. Man darf indeß auf anhaltende naſſe Witterung nicht immer rechnen; und daher würden wahrſcheinlich die Koſten eines Werkes zu groß gegen den Nutzen ſeyn, den man bei entſtandenem Regen von einem Waſſerfall von 15 Fuß erwarten könnte. Man ſtelle aber eine Kraftberechnung für einen Waſſerfall von 60 Fuß an, und man wird mit den Reſultaten, da die Koſten des Werkes ſich nicht viel höher als bei dem vorigen Falle belaufen können, zufriedener ſeyn.

Da die Räume, welche Körper durchfallen, ſich wie die Quadrate der Zeiten, die ſie zum Falle gebrauchen, verhalten; ſo würde ein Körper von einer Höhe von 60 Fuß in 2 Sekunden herabfallen. Mit dem Waſſer verhält ſich dies wieder ſo, wie oben bemerkt wurde; es würde nämlich in 2 Sekunden eine Waſſerſäule von 120 Fuß, in einer Sekunde alſo eine Waſſerſäule von 60 Fuß herabfallen. Dies iſt genau noch einmal ſo viel, als im vorigen Beiſpiele bei gleicher Oeffnung der Ausflußröhre, nämlich in einer Minute 43200 Kubikzoll oder etwa 14 Eimer. Mit der Kraft, die eine Waſſerſäule von angegebener Höhe ausüben kann, verhält es ſich aber anders; denn die Baſis der Waſſerſäule = 43200 × 720 der Höhe derſelben, gibt für jede Minute ein Kraftmoment = 1,152,000, welches der Kraft von 960 Männern oder 80 Pferden gleich kömmt. Dies iſt ſchon etwas, wenn das Werk nach einer Arbeit von einigen Stunden auch mehrere Tage wieder ruhen müßte. Wem es noch unwahrſcheinlich vorkommt, daß durch den Fall von 60 Fuß einer ſo dünnen Waſſerſäule eine ſo enorme Kraft erhalten werden könne, zu welcher 960 Männer erſt Rath ſchaffen müßten, der bedenke nur, daß in einer Stunde 840 Eimer aus der angegebenen Röhre ausfließen würden, und daß 960 Männer genug zu thun hätten, wenn ſie dieſen Waſſervorrath in einer Stunde zu der nämlichen perpendikulären Höhe von 60 Fuß wieder hinauf ſchaffen ſollten.

Ein Platzregen, der nur eine Viertelſtunde anhält, kann leicht über einer Fläche von 100 Quadratklaftern ſo viel Waſſer hergeben, daß das Werk eine Stunde hindurch in Bewegung erhalten werden kann. Gibt man einem Arbeiter für die Stunde Arbeit 2 Kreuzer, ſo würde man bei dieſem Werke für eine Stunde 32 fl. Arbeitslohn erſparen. Die Reibung des Waſſers in der Röhre und die bei der Maſchine, iſt, wie ſchon bemerkt, von der berechneten Kraft erſt in Abſchlag zu bringen; ſie wird gewiß nicht viel über ein Zehntheil des Ganzen betragen. Geſetzt, ein hinlänglich hohes Gebäude hätte eine Bedachung, deſſen Baſis nur 50 Quadratklaftern ausmachte; ſo würde ſich, wenn in jeder Minute das Waſſer auch nur etwas über ½ Linie bei einem Landregen zuwächſt, zunächſt unter dem Dache ein Waſſervorrath von 255 Eimern in einer Stunde ſammeln laſſen, womit man das Werk immer ſchon in Gang ſetzen könnte, wenn man auf Erſatz rechnen darf. Freilich wird man für ſo einen Fall, wenn man nicht von andern Dächern Waſſer zuleiten kann oder will, die Oeffnung der Ausflußröhre nur auf etwa 40 Quadratlinien groß machen, und ſich mit einer Kraft von 24 Pferden begnügen müſſen. Benöthigte man zu irgend einer Abſicht eine noch kleinere Kraft, ſo wird begreiflich die Oeffnung der Ausflußröhre noch kleiner ſeyn dürfen; aber man wird auch dafür längere Zeit hindurch mit dem geſammelten Waſſervorrath die Maſchine in Bewegung ſetzen können. Ich erinnere mich, irgendwo den induſtriöſen Gedanken eines Apothekers gerühmt gefunden zu haben, der auf den

Giebel seines Daches horizontal sich herum bewegende Windflügel anbrachte, deren Bestimmung war, bei einem Winde den Stampfer seines großen Mörsers auf und niederzutreiben. Hier mußte nun der Laborant doch immer erst auf den Wind warten. Setzt man aber einen hinlänglichen Wasservorrath unter dem Giebel des Daches, voraus, so würde die Maschine zu jeder beliebigen Zeit und in Anbetracht der kleinen zu verwendenden Kraft gewiß sehr lange in Bewegung gesetzt werden können, ohne erst immer auf einen Regen warten zu müssen.

Die Kosten der Umrinnung der Dachtraufen eines freistehenden Gebäudes, z. B. einer Kirche, werden sich gegen den Nutzen ausgleichen, den die Abhaltung der Traufe dem Anwurfe des Gemäuers verschaffet, und die Anschaffung der Wasserbehältnisse ꝛc. unter dem Dache assekurirt einigermaßen ein solches Gebäude vor Feuersgefahr; es dürften also eigentlich nur die Kosten des Werks selbst in Anschlag gegen den Nutzen gebracht werden, den man sich davon zu versprechen hat.

Was das Werk selbst betrifft, so gestehe ich, daß ich es nicht wage zu bestimmen, besonders weil es zur Erreichung dieses oder jenes Endzweckes dienen kann, ob man das Wasser unmittelbar auf ein Rad, nach Art unserer Mühlwerke fallen, oder damit, wie in Höll's Bergwerkmaschine, einen Stempel heben lassen sollte. Da letztere Maschine theils kostbarer wäre, und eine unterbrochene Bewegung bei einem anzubringenden Räderwerke hervorbringen würde, obgleich sie besonders dazu geeignet ist, eine anschauliche Vorstellung von der erhaltenen Kraft abzugeben; so hielte ich es eher mit dem Mühlrade, wenn nur anders das Wasser hiebei nicht verschwendet, und ihm seine ganze Bewegung so viel als möglich nach dem Falle benommen wird. Ueberhaupt kann ich mir es hier nicht verbieten zu fragen, warum in den ungarischen Bergwerken statt des hydrostatischen Paradoxes, das doch so kostspielig in der Ausführung seyn muß, und so leicht Reparatur bedarf, nicht lieber das Wasser unmittelbar auf ein Kunstrad, das die Pumpenstangen in Bewegung setzt, gelassen wird, wenn am Wasser kein Mangel vorhanden ist; da eine gleichförmige Bewegung und die unmittelbare Anbringung der Kraft doch immer besser der Trägheit und Reibung entgegenwirkt, als eine mittelbar angebrachte Kraft und stoßartige Bewegung?

Z l a k.

Unter Beatrica Cenci's Bild.

(Siehe Hesperus Seite 113. 1313.)

Welche Schönheit! — eines Engels Hülle
Deckt den Geist, aus meines Herzensfülle
Hebt sich unwillkührlich ein Gebet,
Das zu Gott um deine Rettung fleht.
Dennoch, wär'st du mir auch nicht verloren,
Dich hätt' ich zur Gattin nicht,
Zur Geliebten? — kaum erkohren,
Dich mit deinem Engelangesicht.
Wie? — fürcht' ich Banditen, Dolch und Beile,
Dein Geheiß, das mich dem Tode weihen kann?
Nein! — Was schützt mich wohl vor Amors Pfeile?
Dies — du bist nicht Weib, nur Held, bist Mann.

J. C. Z——k.

Panorama von Prag.

(Fortsetzung N. 1.)

Festungswerke.

Daß Prag, trotz der Mauern und Gräben, keine Festung sey, und wegen der sie beinahe in allen Punkten dominirenden Berge, um so weniger bei den Fortschritten unserer Kriegskunst, wäre die Besatzung auch noch so stark, keine Belagerung aushalten könne, ist eine längst entschiedene Wahrheit, welche kein Vernünftiger, am allerwenigsten ein Bürger Prags, im Ernste je bestreiten wird. Die Anstalten während des letzten französischen Krieges*) hatten dennoch ihren guten Grund, und beabsichtigten nichts weniger als eine hartnäckige Vertheidigung, sondern bloß Gewinnung eines festen Punktes gegen den ersten heftigsten Andrang des Feindes, daher die Mäßigung, mit welcher man diese kostspielige Arbeit betrieb, daher die Werke selbst für keine Ewigkeit gebaut.

Trotz seiner geringen Festigkeit aber, bewies dennoch Prag bei mehrern Gelegenheiten, daß Muth und Bürgertreue zu ersetzen wissen, was an Kriegskunst abgeht; so wie im Gegentheile so mancher für unbezwingbar ausgegebne Platz übergeben ward.

K. Ferdinand III., welcher 1655 Prag nach den Regeln der neuern Befestigungskunst, und vorzüglich nach dem Bedürfnisse seiner Zeit verschanzen ließ, lebte in andern Verhältnissen als wir. Eben so Karl IV., welcher seine Feinde meist ohne Waffen bekämpfte, und trotz des zu seiner Zeit schwachen und niederen Gemäuers, mit seinen geliebten und ihn liebenden Bürgern, volle Sicherheit in seiner Residenz genoß.

Er wäre auch ohne Mauern, umringt von seinen getreuen, steggewohnten Truppen, sicher gewesen; aber er verband mit der Befestigung seiner Stadt, Absichten eines Vaters, welcher tausende seiner zu ihm geflüchteten Kinder, unmöglich der Noth einer 1360 ganz mißrathnen Erndte Preis geben konnte. „Ihr sollt

*) 1809.

Brod, Kleid, alles haben, sprach der mitleidige Karls aber darum betteln sollet ihr nicht, sondern es euch erwerben.“ Er gab ihnen nun Werkzeuge zur Arbeit, und ließ durch sie den Augezd, den St. Laurenzberg und den ganzen Hradschin mit einer Mauer umziehen. Befestigung war also nur Mittel hier, nicht Zweck, denn im letztern Falle würde er den Schilderern*) kaum die auf den Ringmauern befindlichen Wachthürme zur Wohnung und zum Betriebe ihres Gewerbes angewiesen haben.

Stadtthore. Vorstadt.

Prag hat neun Thore. Das Spitel oder Porzitzer Thor, welches seinen Namen von dem ehemals dort befindlichen Paulispital borgte, führt die Straße nach Schlesien, so wie durch das Neuthor nach Oesterreich.

Das Rosthor, durch welches man auf der einen Seite nach dem gräfl. Canalischen botanischen Garten, auf der andern in die Anlagen des Freiherrn von Wimmer kommt, ist eben dieser letztern wegen eines der beliebtesten, ungeachtet sich ihre Alleen und Spaziergänge eigentlich vor dem

Kornthore am weitesten ausdehnen, da sie sich westlich in gerader Richtung bis Nußl einem gleichfalls beliebten Lustorte, südlich weit über die dortigen Anhöhen erstrecken und in verschiedenen Richtungen durchkreuzen.

Das Blinde Thor wurde schon zu K. Leopold I. Zeit gesperrt, und an seiner Stelle das Rosthor geöffnet. Ehedem hieß es das Thor der Freudenmädchen, weil in den nächst gelegenen Straßen, die Priesterinnen der Venus vulgivaga, beinahe ausschließend hausten. Jetzt sind ihre Tempel zerstöret; aber auf ihren Trümmern entstand für die niedere Volksklasse ein sehr besuchter und beliebter Tanzsaal wieder, damit die Freude, wenn gleich etwas besserer Art, denn doch nicht ganz aus diesem Winkel der Stadt verdränget werde.

Das Wissehrader Thor liegt an der Linzer Straße, ziemlich hoch auf dem Berge gleiches Namens. Man fährt und gehet aber nicht durch das Portal, welches 1741 die Franzosen während damaligen Aufenthaltes in Prag, mit vielem Geschmack erbauet haben sollen, sondern durch eine Seitenthüre über eine hölzerne schlechte Brücke vor die Stadt.

Das erste Thor der Kleinseite, welches allein Rawelins und Außenwerke hat, ist am Augezd, und man kommt durch dasselbe über den Smichov, die einzige Vorstadt Prags, auf die Straße nach Baiern.

Der Smichov scheinet zu Karls IV. Zeiten mit zu der Stadt gehöret zu haben, und während den hussitischen Unruhen zerstöret worden zu seyn. Sein gegenwärtig schlechter Zustand dürfte, halbwege voreiligen Reisenden, keinen hohen Begriff von der Stadt selbst verschaffen, wenn die, diese Vorstadt zunächst umgebenden Wein- und Lustgärten, mit ihren niedlichen Landhäusern nicht wohlthätig den Blick von diesem ekeln Aufenthalte der ärmsten Menschenklasse ablenkten, und so den üblen Eindruck milderten.

Das Strahöfer, und weil es der Reichsstraße zuführt, gewöhnlich auch das Reichsthor genannt, wurde 1727 auf Befehl K. Karl VI. erbaut; 1720 erbauete derselbe Monarch das Karls-, Sands-, Mariahülf- oder Bruskathor, zu welchem man entweder durch die K. Burg über die Staubbrücke, oder durch den sogenannten hohlen Weg, oder die Bruska anfährt. Dieser hohle Weg ist in doppelter Hinsicht merkwürdig; dem Naturforscher wegen des zu Tage anstehenden Grauwackeschiefers, mit der häufig auswitternden kohlensauren Sode, dem Alterthumsfreunde und Geschichtforscher aber, weil er Albrechten von Waldstein, Herzogen zu Friedland sein Daseyn verdanket; da Waldsteins Truppen Anfangs des dreißigjährigen Krieges diesen Weg durch den mächtigen Felsen sprengen mußten.

Was Baron Wimmer vor dem Korn- und Rosthore unternahm, dasselbe führte Graf Chotek, während Prag diesen Edlen als Obristburggrafen verehrte, vor dem Karlsthore aus. Seinem schöpferischen, alles Schöne mit Liebe umfassenden Geiste verdanket der Baumgarten seine Wiedergeburt; verdanken die dortigen mit Pappeln bepflanzten Straßen Festigkeit, Bequem- und Reinlichkeit, und die ganze natürlich schöne Gegend doppelte Reize, so wie er Prag überhaupt durch so viele treffliche Anordnungen, ewig zur Liebe und Dankbarkeit verpflichtete.

Nichts von diesem Theile der Umgebungen Prags, nichts von der reizenden Aussicht auf das blaue Kegelgebirge des Leitmeritzer und zum Theil Bunzlauer Kreises; ich bin einmal an die Stadt gebunden.

Volksmenge.

Ein flüchtiger Blick in die vorigen Jahrhunderte, lehrt bald: daß die Summe der Einwohner Prags sich sehr minderte.

Prag zählet, mit Einbegriff der 12,000 Juden, 80,000 Seelen, eine Kleinigkeit gegen die Zeiten Karl IV. und Wenzels des Faulen, wo bis zu dem Augenblicke der berüchtigten Auswanderung, ohne die vielen Kolonisten der Neustadt, 60,000 Studenten allein an der hohen Schule gezählet wurden, und folglich ohne

*) Schild- oder Waffenmahler, ehedem zünftig.

Uebertreibung die Doppelzahl der gegenwärtigen Volksmenge angenommen werden kann.

Diese Auswanderung der Studierenden, Spaltung in Glaubensmeinungen, und die daraus entstandenen Religionskriege mit ihrem gewöhnlichen Gefolge, einer vermehrten Sterblichkeit, mitunter auch die Versetzung der Residenz nach Wien, entvölkerten Prag auf lange Zeit beträchtlich, und nur Josephs II. allbelebendes Genie rief durch Aufmunterung des Gewerbfleißes, durch das menschenfreundliche Gesetz der Duldung verschiedener Glaubensmeinungen, ich möchte sagen eine neue Generazion hervor; aber den vorigen Bevölkerungsstand, welchen die Epidemien der Jahre 1771—1772 noch um vieles geschwächt hatten, eben so schnell als es der gute Fürst beabsichtigte, wieder herzustellen, war nicht möglich.

Nichts gewann Böhmen durch die Einwanderung französischer Flüchtlinge, welche der Ausbruch der furchtbaren Revoluzion, und ihre Anhänglichkeit an Thron und Vaterland, einem höchst ungewissen Schicksale in die Arme trieb. Lächerlich waren die Besorgnisse vieler, welche durch die Kleinzahl dieser Unglücklichen beeinträchtiget zu werden fürchteten; denn sie zählten die Summen der Eingebornen nicht, welche Böhmens Adlern rühmlich folgten, ohne wieder zu kehren; sie berechneten die Zahl derer nicht, die bei den Anstrengungen, welche ein so ungleicher Kampf nöthig machte, noch folgen, und gleich ihren Vorgängern bluten würden.

Empörend aber ist es, wenn der Eigennutz unserer Hausbesitzer sich jetzt hinter die wachsende Volksmenge verbirgt, und zur Beschönigung auf die große Zahl derer deutet, welche unmöglich in den 3674 Häusern der Stadt, deren großer Theil drei Geschosse hält, untergebracht werden können.

Nicht der Wachsthum der Menschenzahl, welche mit dem weit größeren Wachsthum des Raumes durch weisere Benutzung der Lokalität in gar keinem Verhältnisse steht; sondern der Eigennutz und Wuchergeist der Hausbesitzer ist die eigentliche Ursache des täglich mehr um sich greifenden Quartiermangels. Ungenügsam, durch eine mäßige Erhöhung ihre durch Zeitumstände vermehrten Bedürfnisse und verminderten Einkünfte auszugleichen, erhöhen sie willkührlich die Miethzinse mit einemmale beträchtlich, wiederholen dies mit jedem neuen Termine, und nöthigen auf diese Art die Parteien, die Aufkündigung annehmen zu müssen. Da aber dieser Spekulazionsgeist beinahe allgemein die Hausinhaber beseelet, und sie ihre Wohnungen dem Scheine nach weit lieber selbst beziehen, als die Zinse mäßigen; so ist die Verlegenheit solcher nicht klein, derer Einkünfte zu beschränkt sind, um die Forderungen herzloser Spekulanten zu befriedigen.

Nicht wenig wächst dies Uebel durch den Umstand: daß so viele Juden, unter der Firma angesehener rechtlicher Bürger, die größten und schönsten Häuser aufkaufen, sie gemiethet zu haben vorgeben, und da es meist Großhändler sind, welche vielen Raumes bedürfen, die christlichen Einwohner aus ihren alten Wohnungen verdrängen.

Es ist freilich nicht zu läugnen, daß die Judenstadt für die wachsende Zahl ihrer Einwohner zu beschränkt sey; daß nach den Gesetzen der Duldung und des Kosmopolitismus der Jude wie der Christ seines Lebens froh werden müsse. Ob aber diese Gesetze keine Beschränkung leiden, ob sie den Juden auf der andern Seite nicht auch zu gleichen Opfern, gleichen Anstrengungen wie den Christen verpflichten, und ob letzterer um dieser Gesetze Willen verdrängt werden dürfe? bedürfte wohl einer genauern Erörterung.

Zu diesem allem hob, seit einiger Zeit, die in Umlauf gebrachte größere Geldmasse,*) auch den unsinnigsten Quartierluxus mächtig empor. Mancher, dem in einem glücklicheren Mittelstande ein, höchstens zwei Zimmer genügten, sieht, ohne daß er es beinahe selbst begreifet, seinen Hausstand sich mehren, den sonst genügenden Raum sich verengen, und mit jedem Vierteljahre enger werden, und mit den meist selbst geschaffenen Bedürfnissen die Nothwendigkeit einer größern, schönern Wohnung eintreten. Er miethet oder kaufet für Summen Häuser, deren Zinse allein ihm noch vor wenig Jahren ein gewünschtes Kapital gewesen wären, Häuser, welche er sonst nur schüchtern betrat, und ihre Größe, ihre Schönheit bewunderte, und tyrannisiret nun diejenigen, welche sich in Hinsicht der Miethzinse auf Gnade oder Ungnade ergeben müssen.

Hieher gehöret die Klasse der Glückspilze, glimpflicher Spekulanten, dann Professionisten, Handelsleute, Wucherer, kurz alle, welche größtentheils von anderer Leute Fett zehren, das heißet: im Schweiße des Angesichtes ihr täglich Brod erwerben.

Leider! gestaltet abermals der so sehr beschränkte Raum nicht, auf die Menge daraus fließender Nachtheile hinzudeuten, welche das Publikum überhaupt hart, den Staatsbeamten und alle die aber ganz zu Boden drücken, deren Verhältnisse sie auf eine festgesetzte nicht zu vergrößernde Ausgabssumme beschränken. Fände man nur den Wunsch: die Regierung möchte hier mit Macht eingreifen, und nicht dem Wucher, sondern dessen Erzeuger dem Luxus auf den Nacken treten, hier an seiner rechten Stelle, und beherzigte ihn, dann wäre vielleicht noch Hülfe möglich!

*) Dies war vor dem Finanzpatente geschrieben. D. H.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Holland.

Der ehemalige holländische Handel theilte sich in 7 Hauptzweige.

1) Die Schiffsfracht und der Küstenhandel. Beide waren schon so gut wie völlig vernichtet, als die Vereinigung mit Frankreich vor sich ging.

2) Die Fischereien, d. h., die Heringsfischerei, der Stockfisch- und Wallfischfang. Sie lagen um jene Zeit schon ebenfalls gänzlich darnieder.

3) Der Kolonialhandel befand sich ebenfalls in keiner günstigern Lage, da ihn die Engländer fast ganz allein an sich gebracht hatten.

4) Der Handel mit Landesprodukten und Landesfabrikaten war ebenfalls schon sehr beschränkt, am meisten gegen Frankreich; so daß in Absicht dieses Zweigs Holland durch den Verein bedeutend gewann.

5) Der Transitohandel, der Verein war vortheilhaft, so lange Frankreich den überwiegenden Einfluß auf dem Kontinente übte. Aber nun?

6) Die Wechselgeschäfte mußten als Folge grosser Handelsgeschäfte natürlich leiden, wenn diese stockten.

7) Handel mit edeln Metallen in Verbindung mit den Geschäften der Amsterdammer Bank. Dieser mußte durch die Vereinigung am allermeisten leiden, da er den französischen Verhältnissen und Gesetzen durchaus entgegen ist. Die Holländer waren ehedem die Banquiers von ganz Europa, d. h., die Handelsbilanzen der europäischen Nazionen unter einander, besonders der Engländer mit dem Kontinent, wurden in Holland, und durch Vermittelung der Holländer saldirt. So flossen daher z. B. aus Portugall, Spanien und England Cruzaden, Piaster, Quadrupel, Guineen und Goldbarren zur Deckung jener Wechsel in Menge nach Holland. Dabei machten auch die Holländer an den Münzsorten selbst gar manchen beträchtlichen Gewinn. So wurden z. B. die spanischen Piaster zuweilen mit vielem Vortheil nach England, die englischen Guineen nach Frankreich geschickt, u. d. m. Zu gleicher Zeit wurde in Holland sehr viel für fremde Rechnung gemünzt, besonders holländische Dukaten und holländische Löwenthaler, die in den Ländern an der Ostsee und in Polen unentbehrliche Münzen, besonders für den Getreidehandel waren. Das Materiale besorgten entweder die nordischen Kaufleute, die jene Münzen prägen ließen, oder die Holländer lieferten es auf Rechnung selbst. Auf diese Art war die Ein- und Ausfuhr des Goldes und Silbers sehr beträchtlich, und der Gewinn der Holländer an Kommission, Courtage und Prägekosten äußerst bedeutend. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß auch dieser Handelszweig bei der Vereinigung mit Frankreich schon ziemlich gesunken war. Leider mußte er aber nach derselben gänzlich aufhören, da mit Spanien und Portugall kein Handel mehr existirte, jede Verbindung mit England gesetzwidrig, und die Ausfuhr aller Metalle, gemünzt und ungemünzt, aufs strengste verboten war. Was endlich die Bankgeschäfte anlangt, so hatten sie natürlich mit den übrigen Handelszweigen ebenfalls gelitten; mußten aber nothwendig später so lange ganz darnieder liegen, als der Gold- und Silberhandel nicht seine vorige Freiheit wieder erhält; denn die Existenz der Amsterdammer Bank, in ihrer ursprünglichen Verfassung, hängt gänzlich von der Freiheit dieses Handels ab.

Patriotismus in Oesterreich.

Die Liebe zur Wahrheit, und die Gerechtigkeitsliebe gebiethen es zur Ehre der Menschheit hier öffentlich gestehen zu müssen; daß auch selbst ein noch zu großer Raum in den Zeitschriften nicht hinreichend wäre, alle diejenigen anzuführen, und an die in den Zeitungsblättern dargestellten Individuen anzureihen, welche mit heißer Thätigkeit gleichsam wetteiferten, das Unglück ihrer Mitmenschen und braven Krieger zu erleichtern. Man fühlet sich ferner verpflichtet, öffentlich zu bekennen, daß viele noch ungenannte sind, die mit mehr als nur bloßer Bemühung und Zeitverluste, die selbst mit Aufopferung ihrer Verhältnisse, welches bei den jetzigen Umständen, wo jeder genug für seine Bedürfnisse zu sorgen hat, ein nicht geringes Verdienst für die leidende Menschheit ist, den Unglücklichen ihr Elend erleichterten; daß ferner unter den wohlthuenden Individuen manche sind, die den Antrag, welchen man ihnen machte, sie in öffentlichen Blättern dem Publikum darzustellen, abschlugen; weil sie mit manchen andern nicht in gleichen Range stehen wollen, die das Wohlthun nur als ein Mittel zur Befriedigung ihrer Ehrsucht betrachten, und mit der Aeußerung sich verbaten: Kein Lohn gleiche an Größe demjenigen, welchen sie in ihrem Herzen finden, und den ihnen das Bewußtseyn innerer Tugend darreicht; nicht Ehrsucht, inneres Gefühl bestimme ihre Thätigkeit.

Prag im November 1813.

Franz. Müller,
der Arzneikunde Doktor, Examinator bei den strengen medizinischen praktischen Prüfungen, Mitglied der Kommission in Anstalten der Kuhpocken, und Dekan der medizinischen Fakultät.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 3. Januar.

Gedanken und Erfahrungen über die pestalozzische Lehrmethode.

(Man vergleiche ja hiermit N. 63. 1812.)

Wenn ich zum letzten Zwecke der Erziehung annehme: das Individuum dahin auszubilden, daß es den Werth der Dinge kennend stets mit Selbstbewußtseyn handle, *) und als Mittel zu diesem Zwecke:

einen Unterricht wähle, der von einem Anfangspunkte ausgeht, den mein Zögling mit Selbstbewußtseyn auffassen kann (der den Augen seines Körpers oder seines Geistes anschaulich ist), den ich stufenweise so fortspinne, daß mir der Zögling stets mit Selbstbewußtseyn, doch *nicht ohne Selbstthätigkeit*, folgen kann, wenn ich diesen Unterricht mit *pestalozzischer* Wärme ausdauernd bis zur möglichen Vollendung durchführe:

so ist diese Erziehung **) von den größten Weisen aller Zeiten: *Moses, Confutsee, Sokrates* u. s. w. als die von der Natur selbst angewinkte zu einer echten Menschen-, besonders Volksbildung angemessendste Erziehung **) von jeher anerkannt, und angewandt worden.

Ich will sie die Erziehung **) zum gesunden Menschenverstande, *den Geist der pestalozzischen Lehrart*, nennen.

Sie sagt sich los von den strengen *pestallozzischen* Lehrformeln, als todten geistfesselnden Körper, als nicht nothwendig, und nicht von dem Nutzen, den ihnen Herr Pestalozzi schwärmerisch zuschreibt.

Als *nicht nothwendig*:

daß ein letzter möglichst Anfangspunkt zu jedem Unterrichtsfache ängstlich gesucht, und unerbittlich lückenlos bis zur Vollendung fortgeführt werde,

schon darum; *weils nicht möglich* ist, diesen Anfangspunkt in allen Unterrichtsfächern zu finden, und den Gang lückenlos zu zeichnen. Wer findet diesen einzig möglichen Anfangspunkt in der Geschichte, in der Moral, in der Religion? Daß ich nur einige aus den nothwendigsten Fächern des menschlichen Wissens nenne. Wer zeichnet ihren lückenlosen Gang? Wer gibt genau ihre Vollendung an??

Dann darum: weil ich dem menschlichen Geiste schon etwas zutrauen kann, und zutrauen muß. *Zutrauen kann*. Man beobachte sich gefälligst selbst, oder das erste beste Kind, und erinnere sich, daß ein langweiliger Erzähler uns eben darum gähnen macht, weil er uns gar keine eigenen Gedanken (Zwischenideen *)) zutraut, und man wird meine Anmerkung gegründet finden. Solcher Zwischenideen kann ich manche dem Kinde zutrauen; ja ich muß *sie ihm zutrauen*, sonst wird ihm mein Unterricht, wie mir eine langweilige Erzählung verleidet und ekelhaft. Ich muß sie ihm zutrauen, weil ich ihm sonst seine Selbstthätigkeit, und mit ihr die Kraft: selbst zu forschen, selbst zu urtheilen, einen eigenen Entschluß (Grundsatz) zu fassen, und so selbstständig zu werden, (nach eigenem Grundsatz zu handeln) raube. (Das Kind eine Wahrheit lehren ist die Hauptsache nicht; es dahin bringen, daß es die Wahrheit selbst finde, ist mehr; und es dahin bringen, daß es nach der selbstgefundenen Wahrheit in jedem Verhältnisse handle, ist alles.) Oder soll das Kind ewig Nachbeter bleiben? Ist das seine hohe Menschennatur, sein Bild von Gott??

Sollte ich nicht auch befürchten müssen, daß ich durch die strenge Befolgung der *pestalozzischen* Lehrformeln den Zögling einseitig, und was hiermit immer verbunden ist, einbilderisch, eigensinnig und abge-

*) Sollte dieser Zweck genügen? Sollte damit alles erschöpft seyn? Ist mit der bloßen Kenntniß, mit dem bloßen Handeln mit Selbstbewußtseyn alles gethan? Kann nicht Beides auch bei dem größten Bösewichte statt finden? D. H.

**) Dies alles paßt nur dann, wenn hier nicht von Erziehung, sondern nur von Bildung und Unterricht die Rede ist. D. H.

*) Eigentlich Schlüsse, die sich aus den gegebnen Daten, als in der Organisazion des Denkvermögens schon liegend, nothwendig von selbst verstehen. D. H.

neigt gegen den Werth anderer Meinungen, Ansichten und Kenntnisse als der seinen mache? Sollte mir diese Furcht nicht die nicht seltene Erfahrung erregen, daß die sonst achtungswürdigsten, tiefsten Mathematiker, Alterthums- und Sprachforscher in diese Fehler wohl aus keiner andern Ursache fielen, als weil sie in ihrem Lieblingsfache zu systematisch fortschreitend ihrem Geiste Freiheit und Umsicht raubten?*) Sollte ich wenigstens nicht durch die strenge Beobachtung der pestalozzischen Lehrformeln dem Zöglinge den Uebergang und die freie Behandlung der Gegenstände, die nicht im Unterrichte vorkommen, erschweren? Alle Fächer menschlichen Wissens aber nach Pestalozzi lückenlos zu behandeln, ist nicht möglich, und auch nicht thunlich. Da müßte die ganze Erde selbst zu einem pestalozzischen Lehrbüchersaale werden; und welcher Mensch wäre denn im Stande bei der beschiedenen, kurzen Lebenszeit nur drei Fächer zu erschöpfen?

Erwägen wir nun noch, was schon Herr Niemeyer**) so meisterlich auseinander setzt: daß die pestaloz. Lehrformeln ein Joch sind, welches kein Lehrer, der talentvolle am wenigsten, zu ertragen im Stande ist, was Herr Pestalozzi selbst zugesteht und uns schon die Formenlehre des Hrn. Schmitt, die so bedeutend von dem trocknen Gange Pestalozzis abweicht, und schon mehr in einem freiern Geiste fortschreitet, beweiset: „daß jeder Lehrer seine eigne Manier in Behandlung der Gegenstände habe:"

(Anmerkung. Es muß deshalb jedem Denkenden, der da weiß, wie die ältesten und neuesten Weisen die Erziehung, besonders Volkserziehung, wegen des so erschwerenden: Ne quid nimis, bei weniger Zeit und wenigen Hülfsmitteln, als die größte und schwerste Kunst angesehen haben, und womit die tausendfältige Erfahrung aller Zeiten und aller Oerter übereinstimmt, äußerst auffallend seyn; wenn Herr Pestalozzi seiner Methode als Vortheil anrechnet, daß Jedermann, der nur eine Lekzion voraus zu lesen im Stande ist, mit ihr Menschen- und besonders Volksbildner werden könne!)

so wird man leicht zugestehn, daß die pestal. Lehrformeln nicht von dem Nutzen seyn können, den sich hiervon Herr Pestalozzi verspricht.

Ich will damit nicht sagen: daß die pestaloz. Lehrformeln gar keinen Werth und Nutzen hätten; nein! sie haben, und werden immer haben einen alles Dankes und aller Liebe würdigen Werth und Nutzen in mathematischen Gegenständen,*) in denen der Unterricht nicht lückenlos genug fortschreiten kann und muß; aber nie werden sie in andern Lehrgegenständen, und in der ganzen Erziehung den Werth behaupten, den sich Hr. Pestalozzi von ihnen verspricht. Auch ich bin und muß mit jedem denkenden Volkserzieher der festen Ueberzeugung seyn: daß jeder Unterricht, wenn er von einem begründeten Erfolge seyn soll, von einem Anfangspunkte, der dem Zöglinge wenigstens klar, von seinem körperlichen oder geistigen Auge wahrgenommen, dasteht, ausgehen, in einer festen dem Bewußtseyn immer deutlich gewordenen Stufenfolge fortschreiten, und wenigstens so weit fortschreiten müsse, daß der Geist sich seiner erhaltenen Kraft bewußt, und mächtig im Stande fühle, nun selbst ohne Führer die angetretene Bahn fortzugehn. Aber ich kann mich unmöglich überzeugen: daß der einzige Weg zu einem gründlichen Unterrichte für alle Zöglinge ein und derselbe, und nur der jetzt aufgefundene Anfangspunkt und strenger lückenloser Gang zugleich der einzige Weg der Vollendung seyn könne. Hat nicht jede Seele ihren eigenen Uebergang, ihre eigene Rezeptivität und wenn ich sagen soll Organisazion? Treffen unter Hunderttausenden nur zwei hierin zusammen? Und ich soll alle in eine Form gießen? Ich sollte sogar Realien der Form opfern? Nur an ihr, und nur mit ihr den Geist entwickeln und stärken? Sollte ich denn dem Geiste des Zöglings nicht einmal so viel zutrauen dürfen; daß er aus einem ihm deutlich gewordenen Vordersatze den nächst folgenden Hintersatz würde selbst folgern können? und umgekehrt. Ich werde also wohl, um Natur gemäß zu handeln, bei manchem Zöglinge den Anfangspunkt weiter zurück, bei einem andern ihn weiter vorwärts suchen; hier einen freiern, dort einen lückenlosern Gang gehen müssen.

Nur darf ich freilich nie zu leichtsinnig, zu viel meinem kleinen Flattergeiste zutrauen, oder ihn gar nach mir messen; sondern erst nach gemachter sicherer Ueberzeugung, daß er ganz und richtig gefaßt, und ver-

*) Eine sehr interessante Bemerkung, die sich durch auffallende Beispiele bestätigt. D. H.

**) In seinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts 3ten Theile: Die Pestaloz. Lehrart.

*) Ich bin bis hierher im Wesentlichen ganz einverstanden mit dem Hrn. Verf., muß aber noch erinnern, daß mehrere Mathematiker von Profession und anerkannter großer Sachkenntniß in ihrem Fache mich versichert haben, daß die pestalozzische Methode nie einen wahren Mathematiker bilden werde. D. H.

baut habe, was ich ihm zu verbauen gab, erst neue verbaubare Speise geben.

Das nenne ich stufenweisen (freilich nicht lückenlosen*)) Unterrichtsgang.

Diese Stufenfolgen werde ich aber strenge beobachten, und zur Verdeutlichung meiner Lehre alle zu Gebote stehende Mittel, besonders aber sinnliche Wahrnehmungen, vorzüglich im Elementarunterrichte, zuerst anwenden. Je ungeübter und schwächer der Geist noch ist, je kleiner werden die Stufen, je lückenloser der Gang des Unterrichts; aber desto mehr werde ich auch trachten den Geist zu eigner Kraftanwendung zu reizen. Je geübter und stärker der Geist wird, desto größer werden die Stufen im Unterrichtsgange, desto seltener Wanderungen blos an meiner Hand seyn.

Versucht der eigne Geist freien Flug, so ist mir eine solche Aeußerung der Selbstthätigkeit willkommen; was aber nicht ausschließt, ihn zum Bewußtseyn über das Wie? Warum und Wohin? seines Fluges zur Besonnenheit — und Plan und Verbindung in die Hauptbahn und die Seitenexkursionen zu bringen.

Sehr oft sehn wir zurück auf den bereits zurückgelegten Weg, und gehen ihn mehr oder weniger, manchesmal auch ganz wieder zurück.

Dieselben Grundsätze werde ich auch bei der Wahl der Gegenstände beobachten: mit den sinnlichern anfangen, und auf die konkreten die abstrakten folgen lassen. Zugleich werde ich im Anfange keine Rücksicht auf subjektive Bestimmung, sondern blos auf das Individuum nehmen; nach Erforderniß (früher, später) sodann auch jene in Betrachtung ziehn.

Und so glaube ich, müßte meinem Zöglinge nicht nur die vom Hrn. Pestal. neuerlich mit so viel Kraft zur Sprache gebrachte Gründlichkeit zugebildet werden; sondern auch ein freier und kraftvoller Geist in ihm emporreifen, dessen subjektive Bestimmung ich in meiner Gewalt habe, und der diese seine Bestimmung mit Umsicht und mit ganzer Seele auffassen, auf einem festen Wege ausharrend fortführen, sich so leicht von keinem Berge, wie von keinem brückenlosen Thalstrome oder Sumpfe abschrecken läßt, und, so viel menschliche Kräfte und Verhältnisse zulassen, vollenden wird.

Ich nenne diesen Unterricht: Entwicklung des gesunden Menschenverstandes,

weil ich hoffe, durch meine Verfahrungsart diesen göttlichen Keim in meinem Zöglinge zu wecken, und zur Frucht zu bringen; denn der Keim liegt im Menschen:

Was weckt ihn? Deutliche Auffassung eines Gegenstandes; gleichviel welches. Denn nicht der Gegenstand, sondern die Deutlichkeit, womit er aufgefaßt wird, ist es, woran alles gelegen ist.

Was nährt ihn? Die ganze Bemächtigung des Gegenstandes und alles dessen, was sein Wesen ausmacht, mit vollem Bewußtseyn des Wie? und Warum?

Was giebt ihm Blüthe? Das deutlich werdende Bewußtseyn seiner Kraft; dieß macht ihn zugleich begierig, diese seine Kraft an schwereren Gegenständen zu versuchen und zu stärken.

Was giebt ihm Frucht? Das Anwenden seiner Kraft zur rechten Zeit, und am rechten Orte; mit dem Bewußtseyn etwas gewirkt zu haben, was mich befriedigt.

Der Unterricht, der hiezu führt, ist der von mir genannte: Entwicklung des gesunden Menschenverstandes. Also — —

In ihr suche und finde ich: Den Geist der pestalozzischen Lehrart.

Sollte ich falsch urtheilen? Sollte dieser Geist nicht derselbe seyn, der den Hrn. Pestal. so liebenswürdig beseelte, ehe er noch seinen Deus ex machina, seine Maschinerie, erfand? Sollte dieser Geist nicht noch jetzt in seinen Grundsätzen wehn?

Wir wollen sie, wenns gefällig ist, durchgehn.

Erster Grundsatz Pestalozzi's.

Entwicklung und Stärkung der Geisteskraft ist der Hauptzweck aller Erziehung.

Wenn Hr. Pestal. unter dem Hauptzweck nicht den letzten Zweck (der nicht bloße Stärkung und Entwicklung der Geisteskraft seyn kann), sondern Mittelzweck, und unter der Geisteskraft nicht blos eine Geisteskraft, etwa den Verstand, sondern des Menschen Geist, versteht, wie das auch der fünfte Grundsatz zu bestätigen scheint; so kommt er hierin mit allen weisen Volkserziehern überein, deren Haupttendenz es immer war, den ganzen Geist des Menschen in Anspruch zu nehmen, und ihn durch gleichmäßige Entwicklung seiner Kräfte zur höhern Vollkommenheit zu erheben. Doch ist es offenbar, wie schon Hr. Niemeyer und anders gründlich dargethan haben, ein Mißgriff, zu welchem Hr. Pestal. seine gefundenen Formen verleiteten, wenn er sagt:

Unterricht ist das Mittel zu jenem Zwecke.

Durch Unterricht allein bildet sich der Mensch nicht zum freien selbstständigen Handeln; Selbstnachdenken, Selbstsuchen, Selbstfinden thut hierin noch mehr, als Unterricht. Geschichte und Erfahrung weisen uns so viele wahrer Verehrung würdige, Menschenrecht befördernde Männer, die das, was sie waren, nicht durch Unterricht, sondern durch Selbstnachdenken und Selbst-

*) Der auch trotz der schönen Idee in der Praxis aus vielen Ursachen nicht durchzuführen ist. Wir maßen uns hier weit mehr an, als unsre Kräfte verstatten. D. H.

forschen wurden*). Ist Hr. Pestal. selbst nicht noch ein lebendes Beispiel?

Unterricht kann auch nicht immer bloßes Mittel seyn, er muß oft Zweck werden. Hieher so viele nothwendige Fertigkeiten, so viele Realkenntnisse. Und wer wird Moral und Religionslehre zu bloßen Mitteln herabwürdigen wollen? Auch lassen sich ja die wenigsten Gegenstände Pestal. lückenlos bearbeiten, um pestaloz. Mittel zum Zwecke seyn zu können. Ja als Zwecke behandelt, werden sie bescheiden genug freiwillig Mittel zur Stärkung des Geistes werden.

Zweiter Grundsatz.

Der formale Unterricht muß Anschauung seyn, freie unabhängige, intellektuelle Anschauung.

Die Erziehung zur Entwicklung des gesunden Menschenverstandes ist ganz mit diesem Grundsatze einverstanden. Ohne Anschauung (ohne verständlich geworden zu seyn) wird sie nicht anfangen und nicht fortgehen. Ja selbst der ganze äußere Lehrvortrag wird Anschauung seyn. Der Zögling wird noch mehr aus den Gesichtszügen des Lehrers lesen, als aus dessen Munde hören, die Seligkeit der Liebe, das Abscheuliche des Hasses, und so alles, von dem er spricht. Grade so, wie es Hr. Pest. im Buche der Mütter wünscht. Aber bemerken wir die Befolgung dieses Grundsatzes nicht mit Freuden an allen weisen Volkserziehern??

Freie Anschauung von Seiten des Kindes setzt auch, und noch mehr bei jedem Lehrer, einen freien Gang nach seiner ihm eignen Weise voraus. Hrn. Pestal. Formen hindern ihn.

Dritter Grundsatz.

Es gibt drei Anfangspunkte des menschlichen Wissens: Zahl, Form, Wort; von ihnen muß alle Erkenntniß ausgehen.

Da dieser pestaloz. Grundsatz allgemein anerkennt seine Geburt den erfundenen drei Unterrichtsmitteln: dem Buche der Mütter, der Einheitstabelle, und der Formenlehre zu danken hat: so kömmt er in gar keine weitere Betrachtung; da ohnedieß die Anfangspunkte alles menschlichen Wissens in eine allgemeine Ansicht zu bringen, eine bloße Chimäre ist.

Vierter Grundsatz.

Der Unterricht muß lückenlos fortschreiten.

Nicht lückenlos, welches unmöglich ist, sondern angemessen stufenweise.

Man stößt im öffentlichen Unterrichte, bei schon festgesetzten Lehrsysteme oft auf solche unvermuthete Unbequemlichkeiten und Unebenheiten, daß man unmöglich umhin kann, es da und dort zu ändern; (welches Hrn. Pestal. bei seinem Erziehungsinstitute wohl auch wiederfahren mag, was aber nicht öffentlich bekannt gemacht wird) geschweige nun bei einem lückenlosen Gange!*)

Fünfter Grundsatz.

Man muß den Menschen als Menschen bilden, und alle in ihm liegenden Anlagen, ohne auf Stand oder Verhältniß zu sehen, entwikeln und vollenden.

Ein Grundsatz, der ganz das edle wohlwollende Herz des ehrwürdigen Autodidakten und den hohen Standpunkt entfaltet, aus dem er seine Erziehung betrachtet. Ganz wie Basedow. Nur Schade, daß er in der wirklichen Welt nicht ausführbar ist**), und, wenn er es wäre, verböte die Klugheit seine Anwendung. Nur äußerst langsam und behutsam kann dies geschehen.

Auch sahen manche der ältesten Volkserzieher ihr erhabenes Werk von diesem Standpunkte an.

Sollten denn aber die pestaloz. Formeln diesem hohen Grundsatz entsprechen? In Elementen zugegeben; aber wie in weiterer Bildung? Und alle Anlagen? Wie denn Phantasie? Wie denn die feinern Gefühle und Empfindungen? Wie Geschmack, Moral, Religion? Alles mit den steifen Formeln? Durch bloßen formalen Unterricht??

Sechster Grundsatz.

Die Erziehung muß bei der Geburt anfangen.

Basedow brachte ihn in dieser Form zur Sprache, und ältere Volkserzieher übten ihn, indem sie die Mütter bildeten. Wörtlich betrachtet, sagt er noch zu wenig; denn die Erziehung muß nicht erst bei der Geburt, sondern schon im Augenblicke der Empfängniß anfangen. Welchen wichtigen Einfluß auf Körper- und Seelenkonstituzion des Menschen dieser Anfangspunkt seines Werdens habe, sagt uns oft auffallend genug Erfahrung und Anthropologie.

Die Erziehung zum gesunden Menschenverstande wird ihn erfüllen, indem sie die künftigen Väter und Mütter zu vernünftigen, immer mit Bewußtseyn handelnden Menschen macht.

---

*) Sehr wahr! Alle Selbstständigkeit und aller intellektuelle und moralische Werth des Menschen beruht auf eigener, freier Geistesthätigkeit.

D. H.

*) Hier muß ich gestehen den Hrn. Verf. nicht zu fassen. D. H.

**) Man wollte ihn in China realisirt gefunden haben; hat sich aber durch neuere Reisende eines bessern belehrt.

Siebenter Grundsatz.

Beim Unterrichte muß ein fester Gang und eine strenge Stufenfolge der Uebungen und Lehrportionen befolgt werden; —

ganz übereinstimmend mit obiger Aeußerung,

und dazu hilft der Mechanismus des lauten taktmäßigen Nachsprechens;

ist sammt seinem Nutzen und Ausartung und modifizirten Gebrauche aus den k. k. Normalschulen bekannt; und kein Mittel, durch ihn allein, einen festen strengen und dabei freien Unterrichtsgang zu bewerkstelligen.

Das wären also die sieben, mir bekannten, pestalozzischen Erziehungsgrundgesetze. Sollte in ihnen, abgerechnet seine Mechanik, und was sich darauf bezieht, nicht der Geist wehen, den ich: Erziehung zum gesunden Menschenverstande nenne? Die Erziehung, welche alle weisen Volkserzieher als die von der Natur selbst zugewinkte, dem Menschen angemessenste Art der Erziehung von jeher anerkannt und angewandt haben?

Zum Beweise letztern Satzes ein kleiner Auszug, und dann folgen meine eigenen über die pestalozz. Lehrart gemachten Versuche und Erfahrungen redlich und frei, und so ausführlich, als es zu einer gründlichen Beurtheilung nothwendig, und ohne langweilig zu werden, möglich ist.

In der Geschichte der evangelischen Missionsanstalten in Ostindien Halle 1791 Seite 264 — 269 finden wir:

Auszüge aus dem malabarischen Sittenbüchlein, den Lesebüchern in den tamulischen Schulen, deren Verfasserinn Aweira, eine indische Philosophinn seyn soll.

Im ersten Büchlein, Atusudi, sind unter andern folgende Sittensprüche:

Thue gern wohl. Offenbare keine Geheimnisse. Rede zum Frieden. Ehre Vater und Mutter. Suche Niemanden zu schaden. Verlange kein gestohlen Gut. Halte dein Wort. Sei sanftmüthig u. s. w.

Im zweiten Büchlein, Koneiwerden:

Rede nichts, als was du denkst. Mutter und Vater ist die erste Gottheit, die man erkennen und ehren muß. Durch Lügen geht Wohlstand zu Grunde. Den Zorn einschrinken, gehört zur wahren Tugend. So bald du in der Tugend wankst, beherrscht dich die Sünde. Thust du jemanden Gutes, so thue es aus gutem Herzen. Nach der Seligkeit trachten ist das beste Geschäfte.

Im dritten Büchlein, Muduruni:

Wenn einem Weisen auch bis auf den Tod Unrecht geschieht, so wird er sich doch gegen seinen Beleidiger großmüthig bezeugen. Die Brillenschlange kennt ihr eigen Gift, furchtsam versteckt sie sich also; die giftlose Wasserschlange wandelt ohne Furcht umher; also handelt einer, der ein böses Gewissen hat u. s. w.

Wenn das nicht Unterricht im Geiste Pestaloz. ist, so kenne ich den Geist des pestalozzischen Unterrichtes nicht!!

(Fortsetzung folgt.)

Panorama von Prag.

(Fortsetzung Nr. 2.)

Klassen der Einwohner.

Schon K. Ferdinand II. erklärte in seiner erneuerten Landesordnung: Die Prälaten des Königreichs für den ersten Stand, und räumte ihnen auf den Landtagen, selbst vor den weltlichen Baronen, Siz und Stimme ein, ohne sie jedoch dadurch als einen, von den Reichsbaronen verschiedenen Stand zu erklären.

Der geistliche oder Prälatenstand bestehet: aus dem Fürsten Erzbischoff von Prag, als Primas des Königreichs; den Bischöfen von Leitmeritz, Königgräz und böhmisch Budweis, dem Grosprior des Johanitterordens und den übrigen Prälaten der weltlichen und geregelten Klerisei, unter welchen der Dompropst, und der Großmeister der Kreuzherrn mit dem rothen Stern, den ersten Rang behaupten.

Die weltlichen Stände sind schon, nach uraltem Herkommen, in die drei Klassen des Herrn- Ritterstandes und der Städte abgetheilet.

Der Herrenstand, sonst Pani, begreifet gegenwärtig: die Fürsten, Grafen und Baronen, welche nach dem geistlichen Stande, auf den Landtagen die erste Stimme haben, und in Streitfällen unmittelbar unter ihrem eigenen Gerichtshofe, den Landrechten, stehen.

Vor Zeiten war auch nur diesen Herren der Zutritt zu öffentlichen Staatsämtern, und die Zustimmung bei der Gesetzgebung gegönnet, welches aber Joseph II. dahin abänderte: daß nur ausgezeichnete Fähigkeit zu einem oder dem anderen Geschäfte, nicht der Vorzug der Geburt, eigne. Daher verdanken wir diesem großen Kosmopoliten die Wohlthat, daß izt auch manches nicht Hoch- und Wohlgeborne Genie an solchen Posten, glänzet und zum allgemeinen Besten wirkt, von welchen es alte Vorurtheile unbarmherzig, und oft zu wesentlichem Nachtheil für das Ganze, bis dahin ausgeschlossen hatten.

Ein fast gleiches Bewandtniß hatte es mit dem Ritterstande, welcher ehedem, ausschließend im Heere, die angesehensten Stellen begleitete.

Dank sei es unserem Zeitgeiste, welcher auch diese Fesseln brach, und jedem Heldentalente eine freie Lauf-

dahn öffnete. Erfahrung, diese zwar strenge, aber einzig getreue Lehrerinn, wird vollenden, was frühere Jahre begonnen, und fortan, unabgesehen auf Sporn, Wappenschild oder Rangordnung, nur den Klügern und Tapfern an des Heeres Spitze stellen.

Unter den Städten begreifet man den gesammten Bürgerstand, welchen sie repräsentiren. Viere derselben, welche man vorzugsweise auch: die privilegirten Städte nennet, erscheinen durch Abgeordnete aus dem Stadtrathe bei den Landtägen, wo jedoch Prag nach einem Privilegio Ferdinands II. des Vorzugs genießt, innerhalb der Schranken, den Platz angewiesen zu erhalten.

Der Bürgerstand begreifet zugleich alle unter sich, welche, ohne sonst zu einem der vorbezeichneten Stände zu gehören, sich Edle von nennen.

Ferner gehören unter den Bürgerstand: alle königlichen Beamte von nicht ausgezeichneter Herkunft, die Gelehrten der Universität (nicht alle Gelehrte). Die Vorsteher der Handlung und anderer Korporazionen, welche irgend eine besondere Würdigung vom Staate genossen, und endlich überhaupt alle Künstler, Professionisten, Fabrikanten und Gewerbsleute.

Vom Militairstande müssen der Regel nach, wei Infanterieregimenter, die sämmtlichen Grenadierbatallions, ein Feldartilleterieregiment, und ein monatlich sich ablösendes Kavalleriepikot, zu den Einwohnern Prags gezählet werden.

Unter dem übrigen Volke müssen füglich die Gesellen und Lehrjungen der Gewerbsleute noch von der gemeinen Hausdienerschaft, von den verschiedenen Tagelöhnern und Gehülfen unterschieden werden; da sie sich durch höhere, sittliche und geistige Bildung, vor diesen bestimmt auszeichnen.

Die Judenschaft soll eigentlich nur die Judenstadt bewohnen, untersteht in allen Streitsachen dem Magistrate der Hauptstadt, widmet sich übrigens aber ausschließend *) nur dem Handel, und treibt zum wesentlichen Nachtheil des Ganzen mit vielen Artikeln Monopol.

Die Reisenden und Fremden endlich machen eine eigene Klasse der Einwohner aus, die, obschon ihre einzelnen Glieder beinahe täglich wechseln, dennoch in Rücksicht auf ein gewisses Plus von Konsumzien als stabil betrachtet werden müssen. Vorzüglich gehören hierher die griechischen und italiänischen Handelsleute, welche, theils auf eigne Rechnung, theils als Geschäftsleiter auswärtiger Handelshäuser, sich mit ihren Waarenlagern hier niederließen, ohne das Bürgerrecht erworben zu haben.

*) Meines Wissens sind einige Aerzte und Jugendlehrer, und Andre haben ansehnliche Fabriken.

D. H.

Ehestand.

Die neuesten Trauungslisten geben die gewiß geringe Zahl von 698 Neuvermählten an.

„In großen Städten," sagt ein gewisser Schriftsteller, „mindern sich die Ehen im Verhältnisse der allgemeinen Volksmehrung;" Warum nicht besser und verständlicher: auch im Verhältnisse der Nahrungsverminderung und der Mittel, sich einen eigenen Heerd bauen, und eine glücklichere Häuslichkeit sichern zu können?

Gewiß trägt zu der Verminderung gesetzlicher Ehen im Allgemeinen und besonders in Städten, die Noth der Zeit wesentlich bei. Dies Hinderniß ist aber bei weitem nicht geeignet: Besorgnisse für die Zukunft zu gründen, da unser Staat der reichen Quellen noch zu viele hat, die nur fließend gemacht werden dürfen, um bald das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Schwerer dürfte aber ein hinderndes Uebel zu bekämpfen seyn, welches sich dem Ehestande mächtig entgegenstellet, beinahe schon allgemein um sich griff, und den Keim für Generazionen zerstöret. Es ist der unbeschränkte Hang zur Wollust beim männlichen, und die Willfährigkeit ihn zu befriedigen beim weiblichen Geschlechte weit vor der natürlichen Altersreife.

Ehedem waren Freudenmädchen geduldet, und standen unter gesetzlicher Aufsicht der Polizei. Diese nöthige Anstalt in großen Städten, und die strenge Wachsamkeit auf den Gesundheitszustand dieser Geschöpfe, verhinderte manch unheilbar Uebel, und überhaupt, da diese geduldeten Lustorte dennoch verächtlich blieben, übermäßige und zu öffentliche Ausschweifungen, folglich auch Sittenverderbniß und Aergerniß.

Seit dem Augenblicke aber, als die berüchtigte Stürmung im Jahre 1793 alle Freudentempel zerstörte, und ihre Priesterinnen in abgelegene Gäßchen verscheuchte, als dadurch das Zünftige, möchte ich sagen, dieses freien Gewerbes aufhörte, ohne daß zugleich der Hang zur Wollust gestöret ward, wüthet nun das Uebel um so stärker; und da es die Schranken der Mäßigung, des Wohlstandes und der Scham weit weniger achtet, viel öffentlicher.

Unter manchem Lichtstrahl, welchen die freier lebenden Soldaten, besonders wenn sie sich auswärts umgesehen, Reiselustige, mit unter auch blos Neugierige, aus dem Süden mitbrachten, drang auch eine ganz neue Erklärung des wahren Begriffs der Sittsamkeit (Modestie), welches mit ziemlich allgemeinem Beifall aufgenommen ward, bei uns ein. Das sonst verachtete Gewerbe der Phrynen ist nun zur freien Kunst erhoben, welcher ein großer Theil jener, allen Fleißes obliegt, wel-

ihr auf Schönheit, guten Ton und höhere Geistesbildung Anspruch machen wollen.

Ehen sind, diesen modernen Grundsätzen nach, dem männlichen Geschlechte so lange überflüssig, in so lange andere Männer, Frauen haben; dem schönen Geschlechte aber nur in so ferne nothwendig, als sie auf diesem Wege allein Frauen werden können.

Gewisse Krankheiten, welche sonst dem Arzte nur unter dem Siegel seines Eides, vertrauet wurden, die man weit weniger als die Krätze eingestand, sind gegenwärtig bei den Jüngern dieser Schule Ehrenzeichen, welche mit den Narben verdienter Krieger gleich geachtet werden. Man spricht daher von solchen Dingen in Gesellschaften eben so ungescheut, als von einem Wettrennen, oder von einer verlornen Partie Hombre, und erröthen oder erstaunen über diese Freigeisterei der Sittlichkeit, ist Beweis des ermangelnden guten Tons.

Ehen, im eigentlichen Wortsinn, findet man auf der großen Heerstraße des Luxus und der Modephilosophie, ich möchte beinahe sagen, keine; Leider nehmen sie aber auch auf den Seitenstraßen, wohin der verderbliche Lichtstrahl leuchtete, eben so sehr ab, als die natürlichen Rosen auf den Wangen unserer Jünglinge und Mädchen.

Geburten und Sterblichkeit.

Bei diesen herrschenden Grundsätzen über gesetzliche Ehen, bei der Entnervung und dem Heere zur gänzlichen Verbildung mitwirkender Ursachen, ist der Zuwachs von 1716 männlichen und 1609 weiblichen Kindern in einem Jahre noch immer ansehnlich genug; er wäre noch bedeutender, wenn so manches, heimlich dem Acheron geweihte Opfer, mit in die Summe aufgenommen werden könnte.

Vergleicht man nun die Sterblisten mit den Geburtsverzeichnissen, nach welchen 1874 männliche und 1803 weibliche Individuen ihre irdische Laufbahn vollendeten, so erscheinet das Resultat der abnehmenden Bevölkerung eben nicht im Widerspruche mit dem Grundsatz: daß in großen Städten immer die Zahl der Gestorbenen, jene der Gebornen übersteige, vorzüglich aber an solchen Orten, wo der Luxus jeder Art, und das Elend nach allen Graden der Abstufung, die physischen Kräfte aufreiben, und der noch so günstigen Ortsbeschaffenheit mit aller Macht entgegen wirken.

Daß aber vorzüglich in Prag die Sterblichkeit gering sey, trotz dem, daß eine ungeregelte Diätetik, in der weitesten Ausdehnung des Sinnes, wieder zerstöret, was Klima und der angestrengteste Fleiß der Aerzte mühsam gründet, bleibet für den Beobachter reine Thatsache; und nur der elendeste Handwerksneid, oder was sich noch weniger entschuldiget, die Tadelsucht des Ausländers, kann gegen die öffentlichen Medizinalanstalten Prags, und die ausgezeichnete Geschicklichkeit seiner Aerzte, soviel unwürdige Verkleinerungen hervorbringen, welche bei der oberflächlichsten Beleuchtung zwar wie Seifenblasen zerstieben, nichts desto weniger aber zu manchem ungerechtem Urtheil über wahres Verdienst verleiteten.

In der Folge dürfte vielleicht hierüber ein Mehreres gesagt werden. Hier sei bloß einer Bemerkung der Platz gegönnt, die der Gegenstand veranlasset, und den Vorwurf einer blinden Anhänglichkeit an alles Heimische entkräften soll.

Bei dem ungezähmten Geschlechtstriebe, welcher nun leider auch auf dem Lande sich regt, sind häufige Zeugen verbotener Umarmungen eben so natürliche als manchem höchst unwillkommene Erscheinungen. Die unglücklichen Geschöpfe finden freilich Aufnahme in dem von Joseph II. errichteten Gebärhause. Allein so vortrefflich die Absicht dieses großen Menschenfreundes hiebei gewesen, und sicher dadurch den sonst so häufigen Kindermorden im Allgemeinen gesteuert ward; so ist diesem ungeachtet dem Mißbrauche und der Vernachlässigung nicht vorgebeugt, deren sich Vorsteher und Gehülfen dieser Anstalt in hohem Grade schuldig machen.

Wer Menschenelend in seinem höchsten Grade sehen will, welches unser unvergeßliche Salzmann, als er seinen Karlsberg schrieb, vielleicht selbst nicht kannte, der besuche das allgemeine Gebärhaus, der schleiche in die elenden Dachkammern jener ausgearteten Weiber, welche acht bis zehen dieser elternlosen Kleinen sich aus der Anstalt zu erschleichen wissen, um sie zum Deckmantel ihrer Arbeitsscheue, und als mitleiderregende Gegenstände, halb nackt durch alle Straßen der Stadt zu schleppen, sie für Segnungen ihrer Ehe auszugeben, um den, eigentlich den Kleinen bestimmten, freilich unverhältnißmäßigen Gehalt aus der Anstalt, so wie das erhaltene Allmosen selbst verzehren zu können.

Von einer ordentlichen Pflege, welche bei so vielen Kindern, und bei dem, selbst für wohlfeilere Zeiten geringen Auswurf an baarem Gelde, kann hier gar nicht die Rede seyn. Im Gegentheil, diese weiblichen Kannibalen verwahrlosen ihre Pfleglinge absichtlich, um ihrer bald ledig zu werden, und frische Opfer erhalten zu können.

Aber im Gebärhause beginnet das eigentliche Elend schon. Die gemeinste Klasse der Entbundenen muß nicht nur alle Untersuchungen und Handgriffe der lernenden

Geburtshelfer sich gefallen lassen, sondern auch, da sie gar Nichts für ihre Aufnahme dort zahlen, folglich die Anstalt entschädigen müssen, eine bestimmte Zeit Ammendienste versehen. Dieser Weiber Zahl ist zum Theil selten so groß, daß die vielen Kinder bemittelterer, welche durch Zahlung, sich dieser Verbindlichkeit entziehen, genüglich ernährt werden könnten; zum Theil sind diese Ammen nie so in Kraft erhalten, um bei dem besten Willen Nahrungsstoffs für ein einzelnes Kind, viel weniger noch für mehrere derselben zu finden; folglich leiden diese armen, kleinen Geschöpfe eben so durch Hunger, als durch die höchste Unsauberkeit und eine unmenschliche Behandlung, wahre Höllenpein.

Größtentheils, und man kann sagen, durchgehends, fehlet es aber diesen hier versammelten Auswürflingen des weiblichen Geschlechtes an guten Willen. Denn mit unglaublicher Schlauheit wissen sie die Aufseher zu hintergehen, um sich selbst zu schonen, und hören kalten Herzens das Jammergeschrei der kleinen Unglücklichen, welche meist schon hier, ehe sie Fremden übergeben und von diesen verwahrloset werden, unter solchen Umständen verschmachten müssen.

Aber nicht das Gebärhaus allein, nicht die Dachstübchen der Bettler, bieten diese Trauerszenen. Heimlich und zahlreich dienen die Besuchungen der Hebammen solchen gefallenen Personen zum Zufluchtsorte, welche des Geldes eben so viel aufbrachten, um ihre Entbindungskosten bestreiten zu können. Im Vertrage mit der weisen Frau ist nun auch die Versorgung, oder besser, die Beseitigung des Kindes schon einbegriffen, und selten nimmt die Mutter, von dem Augenblicke ihrer Genesung, weitern Antheil daran.

Auf welche Art diese Beseitigung, wie, oder wohin das Kind untergebracht werde? Ist ganz allein Sache der Hebamme. Daß aber diese Versorgung die wohlfeilste, folglich die elendeste sey, und mit vollem Rechte ein umschriebener Kindermord genannt werden könne, läßt sich aus den Summen schließen, welche, meist von Dienstmädchen geboten, unmöglich groß und erklecklich seyn können.

Hat Prags edles, schönes Geschlecht, dessen Herz sich so leicht jedem Mitleidsgefühle öffnet, und selten, ohne zu helfen, gerührt wird, keinen Blick, keine Thräne für diese Klasse der Armuth, welche für dies nicht verschuldete Elend, nicht einmal Sprache hat? — Sollten Böhmens Töchter sich hier allein von ihren Nachbarinnen übertreffen lassen? —

(Fortsetzung folgt.)

Die Holländische Reinlichkeit.

Unter meinen Empfehlungsbriefen, erzählt Wendeborn*), hatte ich einen an einen reichen Kaufmann in Rotterdam, und erfuhr, wie ich ihn besuchte, einen sonderbaren Beweis von der übertriebenen holländischen Reinlichkeit, die dem Reisenden sehr oft auffallend, aber nicht selten beschwerlich zu seyn pflegt. Wie ich vor das Haus kam, war die Magd eben beschäftigt, die marmornen Tritte vor demselben zu scheuern, nachdem sie den Marmorboden der Diele schon gereinigt hatte. Wie ich von ihr erfuhr, daß ihr Herr zu Hause sey, und ich in das Haus hineingehen wollte, hielt sie mich an der Schwelle zurück. Meine Schuhe, sagte sie, würden das Haus verunreinigen, daher ich mich um ihren Hals hängen sollte, damit sie mich auf ihrem Rücken zu ihrem Herrn tragen möchte. Diese Zumuthung machte mich lachen, ich merkte aber bald, daß es mit ihrer Forderung völlig Ernst sey, und meine Vorstellungen dagegen halfen nichts. Glücklicher Weise mogte der Herr des Hauses unsern Streit gehöret haben, denn er kam aus dem Zimmer, und ich, der ich meinen Brief in der Hand hielt, redete ihn französisch an, worauf er mich hineinnöthigte, so daß ich den Zumuthungen der Magd entging, die mich gleichwohl beim Weggehen sehr erzürnt ansah. Die Reinlichkeit in einem so feuchten und durchwässerten Lande, wie Holland, mag in vieler Rücksicht als etwas Nothwendiges angesehen werden; allein man übertreibt es. Der nicht selten äußerlich schmuzige Besitzer des Hauses zeigt einem Fremden zu Zeiten, mit stolzen Gefühle seines ungenossenen**) Wohlstandes, seine nach Landesart geschmückten Zimmer, ergreift aber auch wohl seinen Gast beim Arme, wenn er hineintreten will, und sagt mit ernsthaftem Gesichte: Nein, mein Herr, hereintreten müssen Sie nicht.

*) Erinnerungen aus seinem Leben. Hamburg 1813. 1. Seite 127.

Auflösung der Charade Nr. 85.

Heupferd.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 4. Januar.

Fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen,

von

Dominik Athanas Guilleaume,

der Rechtsgelehrtheit Doktor, k. k. Bergrath und Oberforstinspektor, großfürstlich siebenbürgischer Gewerk, Mitglied der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, der Harmonika in Hamburg u. s. w.

Vorerinnerung.

Aufgefordert das Großfürstenthum Siebenbürgen, dieses von vielen Siebenbürgern selbst wenig gekannte, von Reisenden nur theilweise und im Fluge betrachtete, daher entweder zu viel getadelte, oder zu viel gelobte, überhaupt im Auslande unbekannte Land, zu beschreiben, habe ich nach bedächtiger Abwägung meiner Kräfte, meiner Fähigkeit und meiner Muße mich lediglich auf eine fragmentarische Beschreibung einlassen können, daß heißt: ich werde die Gegenstände so beschreiben, wie sie mir auf meinen Reisen aufstoßen, ohne bei A anzufangen und bis Z fortzugehen; also ohne Zusammenhang, ohne Aneinanderreihung, sondern so wie ich die Gelegenheit haben werde sie zu betrachten, zu untersuchen, und erschöpfend kennen zu lernen, um so die Materialien zu einer systematischen Beschreibung einzeln zusammenzutragen, welche dann immer zu einem Ganzen geordnet werden können. Diese einzelnen Aufsätze werden in numerirten Fragmenten im Hesperus nach und nach erscheinen. Ich schicke diesen voran eine Hauptübersicht des Landes als

Einleitung.

Ich sitze und bereise in Gedanken von neuem alle die Länder, welche ich in meiner funfzigjährigen Lebensbahn durchwandert habe, um zu entdecken, welchen Rang unser Großfürstenthum Siebenbürgen unter denselben einnehme. Einig mit mir über den Grundsatz, nach welchem meine Vergleichungen angestellt werden müssen, schließe ich die Augen, beginne meine Reise, und das Panorama von Siebenbürgen begleitet mich.

Erste Vergleichung.

Augenweide.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen besteht aus mehrern Ebenen von verschiedener Größe, deren jede mit einer Kette von Gebirgen umgeben ist, und ein Thal bildet. Die Fruchtbarkeit der Aecker, reichlich mit grünenden Wiesen, Hutweiden und Weingärten vermischt, das daher entstehende tausendfache Farbenspiel; die Flüsse und Bäche, welche die Thäler durchströmen, die zahlreichen Heerden von allerhand Viehe, die Dörfer in Tausende von Obstbäumen eingehüllt, zwischen welchen die Gipfel der Häuser neugierig hervorgucken, oder eine aus der Ferne blinkende Stadt am Horizonte, endlich die mit Wald bewachsenen Berge geben diesen Thälern eine Anmuth, welche nicht nur dem Auge wohlgefällt, sondern das Gemüth eines jeden, dessen Sinn für dergleichen Genüsse empfänglich ist, außerordentlich aufheitert.

Bisher gilt das Thal Hatzeg in Südwesten des Landes für das Tempe Siebenbürgens. Es ist schön, mahlerisch schön, und stünde vielleicht dem viel besungenen Tempe nicht nach. In der That, es gibt manches in Kupfer gestochene, hochangestaunte Schweizer Thal, welches dem Hatzeger nicht vorgezogen werden kann; und doch gebührt ihm unter den Thälern Siebenbürgens der Vorrang nicht. Er gebührt der Gyergyo, diesem den meisten Siebenbürgern selbst unbekannten Thale in Nordwesten an der Gränze der Moldau und Bukowina. Die Gyergyo hat schon vor jenem zwei entschiedene Vorzüge, den ersten, von dem Hauptflusse des Landes durchströmt zu seyn, — wer weiß nicht, wie sehr eine Landschaft dadurch erhoben wird! den zweiten, von jedem der sie umringenden Berge mit einem Blicke übersehen zu werden. Im August 1810 betrat ich dieses Feenthal zum erstenmal. Man hatte es mir das Siberien Siebenbürgens

genannt. Um so tiefer war der Eindruck, den die Ueberraschung, welche mir hier ward, auf mich machte. Von Maros Vasarhely, über welches ich reiste, führen zwei Wege in die Gyergyo. Einer über Görgeny, der andere über Parayd, beide über hohe Gebirge, durch welche sie von dem übrigen Siebenbürgen getrennt wird. Der erste ist der beschwerlichste und längste. Man braucht zwei Tage, um das Gebirge zu übersteigen. Ich wählte ihn. Im Nachmittage des zweiten Tages, unvergeßlich bleibt mir dieser Moment, als ich die letzte Anhöhe erstiegen hatte, lag plötzlich die Gyergyo, gleichsam wie durch den Schlag einer Zauberruthe vor mir. Die Erwartung, ein Siberien zu finden, der Umstand, daß ich zwei Tage von allen Menschen getrennt, in einer furchtbaren Wildniß, wo nur Bären und Wölfe hausen, zugebracht hatte, mögen allerdings dazu beigetragen haben, meine Ueberraschung zu steigern. Aber auch ohne diese Besorgniß wird dieser erste Anblick immer wunderbar fesseln, und selbst des besser unterrichteten Erwartung übertreffen. Im Frühling des folgenden Jahres, nahm ich meinen Weg dorthin über Parayd, und genoß hier eine noch höhere Wonne, denn die nach der Csik hin liegenden Dörfer Bastab und Ujfalu, welche mir auf dem Wege über Görgeny durch einen vorspringenden Berg beim ersten Anblicke waren verborgen geblieben, lagen nun auch sammt den übrigen eben so plötzlich vor mir. Es mag wohl kein Land geben, welches nicht einzelne Schönheiten aufzuweisen hätte; aber ich sah keines, welches so wie Siebenbürgen ganz Schönheit wäre.

Zweite Vergleichung.

Naturprodukte.

Die zahlreichen Bergwerke Siebenbürgens liefern Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Zink, Spießglas, Eisen, Arsenik, Schwefel, Alaun, Salz.

Die unzähligen Goldwäschereien an den Ufern verschiedener großer und kleiner Gewässer bringen jährlich beträchtliche Quantitäten reicher Erze in die Goldeinlösungen.

Mit Salz könnte dieses kleine Land, wenn es Noth thäte, die ganze Monarchie versehen. Die Berge und Thäler, und Gewässer verbergen Schätze an Steinen, welche wenig gekannt, und noch weniger benutzt werden. Hier findet man Bergkristalle, denen man ihrer Schönheit wegen den Namen der siebenbürgischen Diamanten beigelegt hat; Amethyste, Granaten, Turmaline, Jaspisse, Opale, Carniole, Calcedone, Sardonyxe, Alabaster, Granite, Marmor, Serpentine, Pechsteine, Breccien, ganze Berge von Porphyr und Basalt u. a. m. An Versteinerungen hat Siebenbürgen einen solchen Reichthum, daß es in dieser Hinsicht vielleicht von keinem Lande in der Welt übertroffen wird. Mit Sauerbrunnen, zu kalten und warmen Bädern geeigneten Quellen und Gesundheitsbrunnen, ist dieses Großfürstenthum reichlich gesegnet.

Auch das Holz muß zu den natürlichen Produkten Siebenbürgens gerechnet werden, da bisher die Hand der Kunst zu der Erhaltung und Hervorbringung desselben nichts gethan hat. Die Wälder im Innern des Landes und überall, wo das Holz leicht zugänglich war, sind größtentheils verschwunden, und daher herrscht Holzmangel. Dagegen ist dieses Großfürstenthum mit einem Kranze unberührter und so unermeßlicher Wälder eingefaßt, daß nicht nur Ueberfluß und Wohlfeilheit in seinem Innern wieder hergestellt, sondern auch der holzarme Theil des Banates reichlich damit versehen werden könnte, wenn man die Mittel des Herausbringens, welche die Natur selbst überall darbietet, anwenden will. Die herrschenden Holzarten sind die Eiche, Buche, Tanne und Fichte.

An Wildpret hat Siebenbürgen Ueberfluß, und doch leidet es Mangel daran. Es ging damit, wie mit den Wäldern. Wo es leicht zu haben war, ist der Wildpretstand zu Grunde gerichtet, die entfernten unzugänglichen Wälder aber wimmeln davon.

An Fischen soll noch vor wenigen Jahren ein großer Reichthum vorhanden gewesen seyn. Vorzüglich gaben die Gebirgwässer viele und schöne Forellen. Jetzt hat man Mühe, Fische zu erhalten, weil die Fischerei frei, mithin res nullius oder besser zu sagen unius cujusque ist, und es deshalb fast eben so viel Fischer als Fische gibt.

Produkte der Industrie.

Ackerbau. Siebenbürgen ist mit dem vortrefflichen Boden gesegnet. Die Sonne bescheint keinen bessern. Das Hauptprodukt des Ackerbaues ist der Kukuruz, wenn dieser geräth, kann alles mißrathen seyn, Siebenbürgen hat kein Mißjahr gehabt, und umgekehrt. Ich bin geneigt zu glauben, daß in pekuniärer Hinsicht ein mit Weizen bestellter Acker mehr werth sey, als ein ähnliches Kukuruzfeld. Allein der Landmann kümmert sich, wenn es seine Nahrung gilt, wenig um den Weizen, er will Kukuruz; dieser giebt ihm sein Brod, seine Zuspeise, seinen Braten und Konfekt. Ohne Kukuruz mag er nicht leben. Auf diesen folgt der Weizen, von welchem man auch, da der Boden überall dazu geeignet ist, unermeßliche Felder erblickt. Die Halbfrucht wird schon weniger, und der Roggen noch seltener gebaut. Unter den Sommerfrüchten behauptet der Haber nach dem Kukuruz den Rang. Gerste wird, da wenig Bier gebrauet wird, auch wenig gebaut. Erdäpfel werden hauptsächlich in Städten, oder auf dem Lande von der gebildeten

Menschenklasse genossen. Auch fängt der Bauer in den Gebirgsgegenden schon an, Geschmack daran zu finden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses nahrhafte Gewächs bald im ganzen Lande verbreitet seyn wird. Unter den Szeklern werden sie, durch den Betrieb ihrer Offiziere schon häufiger angetroffen. Hanf wird sehr viel, Flachs weniger gebaut. Im Sachsenlande, wo der Ackerbau überhaupt fleißiger und mit mehr Sachkenntniß als bei den übrigen Nazionen im staatsbürgerlichen Sinn des Landes, und bei den Walachen, welche, ohne eine eigentliche Nazion zu seyn, doch die zahlreichsten sind, betrieben wird, findet man auch Erbsen, Wicken, und Hirse. Von Klee weiß der siebenbürgische Bauer nichts. Von der Benutzung der Stoppeläcker hat er keine Idee. Die Abschaffung der Brache würde Siebenbürgen über alle Länder der Welt erheben. Aber eine gewaltthätige plötzliche Abschaffung würde eine allgemeine Gährung nach sich ziehen. Wenn sie Statt finden soll, so muß dieß durch Beispiele nicht durch Gesetze geschehen. Der Kleebau wird zwar versucht, aber immer zu sehr im Großen, mit Zentnern statt mit Pfunden, und ohne hinlängliche Sachkenntniß. Die Versuche mißlingen, der Verlust der gemachten Auslage schmerzt, weil er beträchtlich ist, und schreckt von Wiederhohlung der Versuche ab. Es heißt dann: der Klee gedeiht in Siebenbürgen nicht.

Wiesenbau. Siebenbürgen ist desto reichlicher mit Wiesen und Hutweiden versehen, da ein großer Theil seiner Wälder in solche verwandelt werden ist. Was könnte Siebenbürgen seyn, wenn es nebst Abschaffung der Brache und Einführung des Kleebaues auch diese, so wie es könnte, benutzte! Einige Privatgrundbesitzer vielleicht ausgenommen, geschieht für ihre Verbesserung nichts. Sie sind mehr das Eigenthum der Maulwürfe als der Menschen oder des Viehes. Um die Zerstörung dieser Verheerer, Ausebnung, Entmoosung, Bewässerung, Befreiung von unnützen Gesträuchen u. s. w. bekümmern sich wenige Siebenbürger. Wenige Wiesen werden zweimal gemäht, und auch der einzige Hieb, welcher gemacht wird, wird vielfältig so lange aufgeschoben, bis das Gras gelb und zu dürrem Stroh geworden ist.

Weinbau. Der Wein ist ein Hauptprodukt Siebenbürgens, sowohl in Hinsicht auf Quantität als die Qualität desselben. Viele behaupten, und, wie mich dünkt, nicht ohne Grund, daß die hiesigen Weine den Vorzug vor den Ungarischen verdienen. Eben so auffallend als angenehm ist die außerordentliche Verschiedenheit derselben. Aber auch von diesem Zweige der Oekonomie bezieht das Land wenig Nutzen, da die Weine im Lande verzehrt werden. Es läßt sich nicht läugnen, daß die geografische Lage Siebenbürgens einem Weinhandel mit andern Ländern nicht günstig ist. Allein so sehr diese Einwendung auch wider die kostspielige Verführung ordinärer Weine sprechen mag, so wenig geltend ist sie, sobald von Ausbrüchen oder Branntweinen die Rede ist. Beide diese Benutzungen aber sind vernachlässiget, und es scheint sogar, daß man die Art Ausbrüche zu erzeugen, den Ungarn noch nicht einmal abgelernt hat.

Der Gartenbau wird nur von der gebildetern und reichern Klasse der Bewohner Siebenbürgens getrieben; wird jedoch von den Landleuten in der Nachbarschaft beträchtlicher Städte nicht ganz vernachlässigt, auch sind die Märkte überall reichlich mit Grünzeug und Gemüsen versehen. Uebrigens findet man in den unbedeutenden Gärten des Landmannes selten etwas anders als Bohnen und Weißkraut. Auf die Obstzucht hält der Siebenbürger in so weit sehr viel, daß er eine Menge Obstbäume pflanzt. Sind sie aber einmal da, so thut er nichts mehr dafür. Indessen giebt es mehrere verständige Pomologen, welche die Obstzucht mit Sorgfalt betreiben, und es ist zu hoffen! daß sie Nachahmer finden werden.

Viehzucht. Siebenbürgen hat mehr Vieh als es bei dem dermaligen Zustande des Ackerbaues, der Wiesen und Hutweiden ernähren kann, und es könnte zweimal so viel ernähren, wenn die dazu vorhandenen Mittel gehöriger benutzt würden. Die Siebenbürgischen Pferde sind in ganz Europa bekannt, geschätzt und gesucht; aber es ist zu fürchten, daß dieser so interessante Zweig der Landwirthschaft bald nur noch eine Erinnerung aus der Vergangenheit seyn wird. Derjenigen Pferde, welche ein Gegenstand von Konkurrenz für die andern Provinzen oder das Ausland seyn könnten, giebt es bereits so wenige, daß der Handel, welcher damit getrieben wird, schier in keine Betrachtung mehr kommt.

Rindvieh ist sehr viel, aber äußerst verwahrlosetz; denn der siebenbürgische Bauer sieht weniger darauf gutes als vieles Vieh zu haben. Die Quantität wurde im vorigen Jahre durch die Unmöglichkeit, es wegen Futtermangel den Winter hindurch aufzuhalten, beträchtlich vermindert. Der nämliche Fall tritt in diesem Jahre ein. Borstenvieh hat Siebenbürgen zu wenig, die Moldau und Walachei müssen in dieser Hinsicht aushelfen, dergestalt, daß, sobald diese Gränzländer, wie das jetzt (im November 1813) der Fall ist, der Pest wegen gesperrt sind, der Mangel an Schmalz und Speck bald fühlbar wird. Ueberall wo man hinkommt, bedecken große Heerden Schafe die Fluren. Es ist eine große derbe Schafrace mit langer, zottiger, grober Wolle. Die Schafzucht ist bisher lediglich auf das Bedürfniß des Landmannes kalkulirt, welcher sich seine groben Kleidungsstücke selbst daraus verfertigt. Mir ist nicht bekannt worden, daß irgend ein Versuch zu der Veredlung dieser Thiere bis jetzt geschehen

wäre. Ziegen giebt es zum großen Nachtheile der Wälder ganze Schaaren.

An Geflügel ist Ueberfluß, und die Hauptmärkte sind immer sehr gut damit versehen.

Die Bienenzucht ist noch in der Kindheit.

Fabriken. Der Gewerbfleiß ist noch sehr gering, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieser Mangel an Industrie hauptsächlich an der Armuth dieses schönen Landes Schuld ist. Die im Lande vorhandenen eigentlichen Fabriken schränken sich ein auf einige unbedeutende Glashütten, Papiermühlen und Steingutmachereien. Das Dorf Heltau, unweit Hermannstadt, treibt in Verbindung mit einigen Nachbardörfern einen nicht unbeträchtlichen Handel mit groben Tüchern. Es sollen Versuche gemacht worden seyn, Tuchmanufakturen zu errichten, allein zu sehr im Großen, welche dann auch deswegen mißlangen. Die Gräfinn Johann Nepomuk Esterhazy hat, wie man mir sagt, eine Tuchfabrik errichtet *), welche nicht nur gut geht, sondern mit jedem Jahre zunimmt; weil sie mit Vorsicht, Schritt vor Schritt fortschreitet, und sich nie einem großen Verlust, welcher, wenn er eintritt, entweder abschrecken oder lähmen könnte, aussetzt. Es wäre zu wünschen, daß alle neue Unternehmungen so geleitet würden.

Außer den Aerarial-Hochöfen und Eisenhämmern giebt es auch einige Privaten, welche deren unterhalten. Unweit Hermannstadt besteht auch ein Kupferhammer. Ein Industriezweig, welcher wohl am meisten mit einigem Fleiße betrieben wird, ist das Branntweinbrennen aus Zwetschen und Frucht, und das Dörren der ersten.

Dritte Vergleichung.

Straßen.

Die Straßen Siebenbürgens sind die immer währende und bittere Rüge aller fremden und einheimischen Reisenden. Die Klagen dawider sind gegründet, in soweit die Straßen wirklich schlecht sind. Sie sind aber ungerecht, wenn sie ein Vorwurf für die jetzige Landesregierung seyn sollen; denn es muß doch, wie mich dünkt, gefragt werden: Was ist geschehen? Konnte mehr geschehen? Daß in vorigen Zeiten mehr hätte geschehen können, ist wohl nicht zu bezweifeln. Aber was hatte der Siebenbürger damals für ein Interesse Straßen anzulegen? In seiner Einfachheit leben, selbst mit allen Bedürfnissen des Lebens, in so weit er diese kannte, versehen, mit den Reizen der ausländischen Lebensart, und der Annehmlichkeit fremder Produkte unbekannt, sehnte er sich nicht darnach, und lebte so, wie er war, und mit dem was er hatte, um so zufriedener, da die Erinnerung an die ehemaligen stürmischen Zeiten ihm die Ruhe, welcher er endlich unter Oesterreichs schützenden Zepter genoß, gar zu behaglich war. An seine schlechten Wege gewöhnt, fand er es weniger mühsam sich aus einem Moraste herauszuarbeiten, als ihn auszufüllen. Geldgewinn war für ihn ein Wort ohne Sinn, oder besser zu sagen, dieses Wort befand sich noch nicht in dem Lexikon seiner Sprache. Was war auch in einer Zeit zu gewinnen, wo die Produkte des Landes einen sehr geringen Werth hatten, und nicht vielmehr als nichts dafür gegeben wurde. Nachdem nun aber der Siebenbürger zu reisen anfing, und den Luxus, die Sitten, Moden und Produkte fremder Länder in sein Vaterland mitbrachte, und diese immermehr einheimisch, und nach und nach zum Bedürfnisse wurden; als bei den Steigen der Population und der Kultur, auch die Preise aller Dinge stiegen, folglich die Landesprodukte auch mehr Werth erhalten, erwachte der Gewinngeist, und mit ihm der Geschmack an Handel und Wandel. Nun war es anders, und die Weisen des Landes fühlten, daß es an der Zeit sey, das Großfürstenthum mittelst Anlegung gemächlicher Straßen mit den angränzenden Ländern in eine leichtere Verbindung zu setzen. Allein auch jetzt stellten sich ihrem guten Willen noch wichtige Hindernisse in den Weg. Siebenbürgen ist sehr arm an Schutter, welcher folglich dorten, wo die Straßen angelegt werden müssen, größtentheils ganz fehlt. Um ihn zu ersetzen, mußten oft in beträchtlichen Entfernungen Steinbrüche eröffnet, und die gebrochenen Steine mit vieler Anstrengung zugefahren werden; wodurch dieser Bau sehr verzögert wird. Seit mehr als 20 Jahren führen wir Krieg, das Militär war fast immer abwesend, und das Land mußte die Aushülfe desselben bei dem Straßenbau entbehren. Der Bauer ist diesem Baue noch immer sehr abhold, theils weil er ihn im Schweiße seines Angesichts und zum Nachtheil seiner eigenen Wirthschaft bestreiten muß; theils weil er die Wohlthat gemächlicher Straßen noch nicht einsieht. Das was er von seinen Erzeugnissen nach Bedeckung seines eigenen Bedarfs entbehren kann, bringt er auf den nächsten Markt, und das, meint er, kann er auf den alten Straßen auch. Aber er begreift nicht, weil niemand sich die Mühe giebt, es ihm begreiflich zu machen, daß der Bürger in der Stadt, welcher ihm seine Produkte abkauft, ihm diese in den jetzigen hohen Preisen zu bezahlen nicht im Stande wäre, wenn er durch Handel und Wandel dazu die Kräfte nicht erhielt. Freilich sieht er die Transitowaaren, welche aus der türkischen Provinz ins Ausland gehen, und die Waaren, welche aus dem Auslande nach Siebenbürgen kommen; aber, meint er, was kümmern ihn diese Waaren? Er brauche keine Baumwolle, keinen Kaffee, keine Rosoli, kein feines Tuch, kurz er brauche von allem, was in seinem Vaterlande nicht wächst oder erzeugt wird, nichts; bedenkt aber nicht, weil niemand ihn aufmerksam darauf macht,

*) Wo? D. H.

daß der Reichthum, welcher durch Handel und Wandel ins Land gebracht wird, auf hundert mittelbaren Wegen auch dem Landmanne zu Theil wird. Wer Siebenbürgen mit Unbefangenheit bereiset, wird sich überzeugen, daß in Hinsicht auf Straßenbau viel, sehr viel, ich möchte fast sagen zu viel geschehen ist, wenn er die Kosten, denen der Landmann ohnedin schon während diesen Zeitumständen unterliegt, in Anschlag bringt.

Vierte Vergleichung.

Fortbringung und Unterkunft für Reisende.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen hat mehrere Poststraßen. Von der Hauptstadt gehen ihrer fünfe aus, nämlich über Deva ins Bannat, über Carlsburg nach Clausenburg, über M. Wasarhely nach Bistritz, durch den rothen Thurmer Paß in die Walachei, und endlich nach Cronstadt. Von Clausenburg, dem Sitze der Regierung, gehen zwei Poststraßen nach Ungarn, von Deés eine eben dorthin, und eine andere nach Bistritz. Von denen auf diesen Straßen aufgestellten Postämtern wird man mit Pferden, und in Ermangelung derselben mit Ochsen bedient. Beamte, welche im allerhöchsten Herrendienste reisen, erhalten Vorspann, und zahlen 15 kr. vom Pferde oder Ochsen pr. Stazion á 2 Meilen jede. An den wenigsten Orten findet man Vorspannsvieh in Bereitschaft, so daß man, wenn man sie nicht im Voraus bestellt, sehr langsam fortkommt. Die Postwägen oder sogenannten Diligenzen sind für Reisende im Innern des Landes von geringem Nutzen, indem sie lediglich für das Ausland berechnet sind, und blos entweder über Dobra, Deva und Mühlenbach nach Hermannstadt, oder über Dobra, Deva und Carlsburg nach Clausenburg und eben so wieder zurückgehen. Wer keine eigenen Pferde hat, nicht vorspannsfähig ist, Extrapost nicht zahlen kann, oder außer der Poststraße reiset, muß zu Fuße gehen, wenn er das Vermögen oder den Willen nicht hat, in höchst überspannten Preisen zu zahlen.

So schlecht die Fortkommung für Reisende in Siebenbürgen auch ist, so ist die Unterkunft doch noch bei weitem schlechter. Aber auch in dieser Hinsicht ist es gewiß, daß Siebenbürgen in den letzten Jahren mächtige Schritte vorwärts gethan hat. In den Städten vom ersten Range findet man eine zwar noch sehr unvollkommene, aber doch sichere und erträgliche Unterkunft in ziemlich ordentlichen Gasthöfen. Auch in den mindern Ortschaften an den Hauptstraßen bilden sich nach und nach Absteigwirthshäuser, wo man doch zur Noth mit warmen Speisen bedient wird, wenn die Frau Wirthinn just bei guter Laune ist. Betten muß man überall mitbringen, denn diese zu erhalten ist etwas Seltenes und nur Gefälligkeit, eine Blume, welche bisher in den hiesigen Wirthshäusern noch nicht recht gedeihen will. In der That steht dem Emporkommen der Gasthöfe und Wirthshäuser nichts mehr im Wege als die Unbetriebsamkeit, und man darf es wohl sagen, die Unhöflichkeit der Wirthsleute selbst. Man fährt in den Hof hinein, und steigt aus. Vergebens erwartet man, daß Jemand aus dem Hause erscheine, um zu fragen, was man wolle. Man geht also ins Haus, findet endlich den Wirth oder die Wirthinn oder beide zugleich. Man wird keines Blickes gewürdigt. Man bringt nun seine Frage vor: ob man hier einlogieren, und ein besonderes Zimmer haben könne? Eine Frage, die man gewöhnlich mehrmal wiederhohlen muß, bis man ein trotziges Ja oder Nein zur Antwort erhält. Ist es glücklicher Weise ein Ja, so vergeht noch eine gute Weile, bevor man das versprochene Zimmer angewiesen erhält, und dieses gewöhnlich nur, nachdem man noch einigemale darum gebeten hat, oder noch gröber geworden ist, als der Wirth selbst. Kann man etwas zum Speisen haben? Antwort: Ich weiß nicht, ich will sehen. Wer nun das Essen erwartet, ohne seine Frage zu wiederhohlen, und die Sache ordentlich zu verhandeln, erhält sicher nichts. Es ist nicht anders, als wenn diese Leutchen dem Reisenden eine ordentliche Gnade erzeigten, wenn sie ihm erlauben, sein gutes Geld bei ihnen für ihre schlechte Kost und oft noch schlechtern Zimmer zu verzehren. Es ist schwer einzusehen, nach welchem Grundsatze solche Menschen handeln. Wer einmal Wirth ist, sollte wie mich dünkt, kein anderes Interesse haben, als sein Haus beliebt zu machen, um sich recht viele Kunden zuzuziehen. Bei den Siebenbürgischen Wirthen ist das aber ganz umgekehrt, denn sie thun ganz getreulich alles was sie können, um die Reisenden zu verscheuchen; indem zu ihrer angestammten Unhöflichkeit, noch die sogenannten Apothekerrechnungen kommen. In den Wirthshäusern auf den Dörfern finden dergleichen Fragen gar nicht Statt, weil man im voraus weiß, daß nichts zu haben ist, als das Obdach und ein ungenießbarer Wein, oft auch nur ein schlechter Kornbranntwein. In keinem Lande wachsen bessere Weine als in Siebenbürgen, und doch darf man es als eine Art Wunder betrachten, wenn man in einem Wirthshause einen trinkbaren Wein antrifft; zum öftersten stinkt er, oder ist essigsauer. Ob dieses daher rühret, daß die Wirthe die Freiheit nicht haben, sich ihre Weine selbst anzuschaffen, weil sie nur Miethlinge und die Ausschenker des Grundherren, oder des Hauseigenthümers sind, oder ob sie selbst an dem Verderben der Weine schuld sind, ist mir nicht bekannt. Der letzte Fall scheint darum nicht wahrscheinlich zu seyn, weil man nicht merkt, daß sie Ausstellungen deßhalben erhalten. Bei

solchen Umständen ist es von Seiten der Landesregierung eine sehr wohlthätige Einrichtung, daß die Dorfrichter die Weisung haben, den Reisenden für baares Geld Lebensmittel zu verschaffen, so wie man sie auf einem Dorfe verlangen kann. So wie aber die besten Absichten gemißbraucht werden, so auch hier; denn diese Dorfregenten wissen so viele Schwierigkeiten zu machen, und von allem, was man verlangt, ist eher nichts zu haben, als bis man sich die unchristlichsten Preise gefallen läßt. Wer vorspannfähig ist, hat auch das Recht sich einquartiren zu lassen. Trifft man ein reinliches Haus, gefällige Menschen und ein Stübchen für sich allein, so ist man besser daran, als im Wirthshause. Gewöhnlich aber ist man mit Menschen und Vieh so zusammengeworfen, daß man im Sommer lieber im Freien schläft, wo man doch wenigstens vor Ungeziefer gesichert ist.

Fünfte Vergleichung.

Polizei.

Auch diese ist im Werden. Wenigstens haben die nahmhaftesten Städte ihre Polizeidirekzionen. Sicher werden sie sich nach und nach vermehren und vervollkommenen. So geschwind, wie die Tadler sich dieses alles denken, lassen sich dergleichen Anstalten nicht hinzaubern. Der Billige ist schon damit zufrieden, wenn ein Land in der Kultur nicht stille steht, sondern vorwärts geht, und dieses fängt Siebenbürgen — man will gerne gestehen, daß es gegen andere Länder weit zurück ist — mit raschen Schritten zu thun an, und wer noch zehn oder mehrere Jahre lebt, wird dieses herrliche Land sicher in einer viel veränderten Gestalt erblicken. Das, was die Polizeidirekzionen in unsern deutschen Provinzen sind, können die hiesigen sobald nicht werden; weil ihnen die Fonde fehlen, um das zu seyn, was jene sind. Sie können es nicht eher werden, als bis die Armuth sich durch bessere Benutzung des Bodens, der ersten und einzigen Quelle des Nazionalreichthums, und den von selbst daher entstehenden Gewerbsfleiß in Wohlhabenheit verwandelt haben wird. Des Historikers und Länderbeschreibers erste und unerläßliche Pflicht ist Wahrheit, ist nicht nur zu loben, sondern auch zu tadeln, dorten, wo um zu bessern, der Tadel Bedürfniß und Wohlthat ist. Die Polizeidirekzionen thun für die Reinlichkeit der Städte, in denen sie wirken, nicht das was sie thun sollten, und sehr leicht könnten; ob, weil sie selbst keinen Trieb dazu haben, oder weil sie von denen ihnen vorstehenden Autoritäten nicht gehörig unterstützt, oder vielleicht gar daran verhindert werden, ist schwer zu bestimmen. Wenn der Anblick eines unreinlichen Menschen ekelhaft ist, warum sollte es der Anblick einer mit Unflat angefüllten Stadt nicht seyn? Wenn auch alle Städte Siebenbürgens hierinfalls eine Art von Entschuldigung anführen, und zum Beispiele den Mangel an Fond, um die Ausgaben der Reinigung zu bestreiten, vorschützen könnten; so könnte es doch die Hauptstadt Hermannstadt nicht, weil sie das Mittel an der Hand hat, diese Reinigung ohne alle Kosten zu bewerkstelligen. Viele Strassen dieser volkreichen Stadt können bewässert werden, und werden es auch. Aber eines Theils geschehen diese Bewässerungen nicht oft genug, und andern Theils bleiben sie schier ohne Wirkung, weil nicht nachgeholfen wird, und der Strom nur den Unflat wegnimmt, welcher gerade in der Mitte der Gasse liegt, was rechts und links liegt, bleibt liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Genuß des Bilsenöls.

In den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen von Herrn Wirthschaftsrathe Andre, wurde im zweiten Bande, Jahr 1812. S. 485 eine Anfrage und das Ansuchen gemacht, ein Gutachten mitzutheilen, ob man ohne Gefahr das Oehl von Bilsenkraut (Hyosciamus niger, böhmisch Blin) genießen könne?

Hierüber folgendes:

Zum Genuß des Oehls aus dem Bilsenkrautsamen ist nicht zu rathen, sondern vielmehr dagegen zu warnen; denn diese Pflanze ist ein den Menschen sogar schon durch ihre Ausdünstungen sehr nachtheiliges Gewächs. Nicht nur der Genuß des Oehls, sondern die bloße Einsammlung, Aufbewahrung des Bilsenkrautes mit den Saamenkapseln, und die Bereitung des Oels, wenn man dieses in größerer Menge unternehmen wollte, würde nachtheilige Wirkungen hervorbringen.

Doktor Murray im I. Vol. Medicaminum S. 656 führet ein Beispiel an, daß, nachdem Bilsenkraut in eine Scheuer zum Vertreiben der Ratzen gelegt worden, die dort schlafenden Knechte beim Erwachen mit verschiedenen Uebeln befallen wurden. Einer von ihnen erbrach sich, und hatte darauf starkes Nasenbluten, alle bekamen Kopfweh und verringertes Gefühl. Von den verbreiteten Ausdünstungen beim Graben der Wurzel des Bilsenkrauts entstand zankhafter Wahnsinn. Vom bloßen Dunst wurde Börhave und sein Freund betäubet, als sie ein Pflaster von Bilsenkraut bereiteten. Vom Rauch verbrennter Saamen erfolgte Verwirrung der Sinne.

Dr. Emanuel König führet in seinem Regno vegetabili verschiedene traurige Beispiele an, von der narkotischen Kraft der Ausdünstungen und der Atmosphäre des Bilsenkrauts.

So entstanden auffallende Wirkungen, Erregung zänkischer und lächerlicher Delirien durch die Ausdünstung des Bilsenkrautsamens, welchen man in eine warme Stube gebracht und in ein irdenes warmes Gefäß gethan hatte.

In Dresden ereignete sich i. J. 1669 in der Müllerischen Apotheke ein tragischer Fall zwischen einem Lehrjungen, Johann Georg Menzel, und dem Subjekt, Christian Date. Dem Lehrjungen wurde aufgetragen, den Samen von Bilsenkraut zu pulverisiren. Weil aber die Masse im Mörsel, wegen ihrer Oeligkeit zusammen bäckt, so legte er diese in einem Papier auf das Sandbad, um sie so trocknen und durchsieben zu können. Nach einer halben Stunde fing das Papier an zu glimmen und dann zu brennen; hierdurch aber erhitzte sich der Samen, erfüllte das Laboratorium mit seinen narkotischen Ausdünstungen, und veranlaßte nun Zänkereien, lächerliche Geberden und Phantasien unter den Anwesenden. Ja, es entstand bei längerem Einathmen des Bilsenrauchs zwischen dem Subjekt Date, und dem Lehrjungen Menzel ein solcher Zank und Tumult in dem Laboratorio unter heftigen Schimpfreden, daß, wenn nicht der Apotheker und ein zweites Subjekt Frieden zwischen beiden gestiftet hätte, der unglückliche Menzel, der schon zu Boden geworfen, bei den Haaren herumgezogen, und blutig geschlagen worden, von dem rasenden Date mit dem hölzernen Pistill vielleicht wäre erschlagen worden. Nach der Zeit wurde der Lehrjunge mit öfterm Erbrechen und Verdunklung des Gesichts befallen, delirirte die folgende Nacht wie ein Betrunkener, und litt am Schwindel über zwei Wochen. Date aber hatte den ganzen Tag und die folgende Nacht öfteres Erbrechen und Abweichen, und geberdete sich wie ein Schalksnarr, machte Verse, und sang verschiedene Lieder. Darauf kränkelte er etliche Wochen, klagte Kopfweh und Schwindel, und schlief viel. Als es ihm schien, daß er wieder gesünder geworden, nahm er Abschied, um in seine Vaterstadt Rochlitz sich zu begeben, und seiner Gesundheit völlig zu pflegen. Da er das Letztere aber vernachlässigte, verfiel er später in Wahnsinn, und endlich in gänzliche Manie, und kam zuletzt an den Bettelstab.

Dieses Beispiel beweiset wohl hinlänglich die Schädlichkeit der Ausdünstungen des Bilsenkrautsamens.

Weil beim Auspressen des Oehls gemeiniglich die Samen erwärmt und erhitzet werden, so würden sich ohne Zweifel ähnliche, tragische Fälle ereignen, wenn man Oehl aus Bilsenkrautsamen in größerer Quantität pressen wollte.

Auch ist der Samen den Gänsen, Hühnern, Vögeln und Fischen schädlich und tödlich.

Das Bilsensamenöhl in den Apotheken wird nur äußerlich als ein Anodynum gebraucht.

In den Hülsen des Samens ist das narkotische Gift meistens enthalten, daher würden die ausgepreßten Oehlkuchen am meisten damit angefüllt seyn. Von 30 Gran innerlich genommenen Samen erfolgte Verdunklung des Gesichts, Wahnsinn und Verlust des Gedächtnisses auf längere Zeit.

Es verdient daher diese giftige, narkotische Pflanze keine Schonung, selbst nicht an ungebauten Orten, sondern vielmehr vermindert und vertilget zu werden.

Czaslau, den 18. November 1813.

Adam Steinreiter,
jubilirter Kreisphysikus.

Wichtiges staatswirthschaftliches Problem für denkende Köpfe.

Die Landwirthschaft ist die wichtigste und solideste Stütze der meisten europäischen Staaten; der Bauer und Landwirth, der sie treibt, folglich das wichtigste Glied des Staats und derjenige, welcher die umsichtigste Rücksicht der Gesetzgebung verdient; und doch ist fast überall die Landwirthschaft selbst auf eben so niedrer Stufe, als die Mehrheit derer, welche sie treiben, in Absicht auf Kultur oder Empfänglichkeit dafür. Woher diese widersprechende Erscheinung?

Daher, antworten erfahrne Kenner, weil man den Bauern zu milde, zu sehr nach Prinzipien behandelt, die er gar nicht versteht, und die, wenn er sie verstünde, von ihm auf das ärgste gemißbraucht werden würden. Man behandelt ihn so, als sey er mündig und gebildet, da doch das Gegentheil statt findet. Der Bauer ist das rohe, noch unerzogene Kind der bürgerlichen Gesellschaft und:

Wenn ich nicht muß,
Rühr' ich weder Hand noch Fuß

sein Symbolum. Nur durch Zwang wird er auf das kürzeste und sicherste zum Guten geleitet. Befohlen muß ihm alles werden, was er besser machen soll.

Hiernach verfahren auch die Regierungen schon in den allerwichtigsten Fällen der Konskripzion, der Rekrutirung, der Steuern, der Vorspann, der Einquartirung, der Lieferungen, der Frohnden, des Kontribuzionsfonds.

Alle diese Räder in der Maschinerie des Staats würden sogleich stille stehen, sollte der freie Wille und die eigne Einsicht des Bauers entscheiden. Man ignorirt daher beides, und betrachtet ihn als unmündig im Staate, dessen oberster Verwaltung und ihren Anordnungen er sich in Absicht auf Person und Eigenthum zu unter-

werfen hat, ohne fragen zu dürfen: Warum? Wozu? Warum so, und nicht anders?

Wenn nun diese Ansicht und Methode kurz und gut da gilt, wo es auf Lasten und Opfer ankommt, die er dem Staate bringen muß; warum denn nicht auch da, wo er sein eigner Wohlthäter unmittelbar und mittelbar zugleich für den ganzen Staatsverein werden könnte? Warum soll man nicht de facto zur Vertheilung der Gemeinwalden schreiten? Warum nicht zum Anbau des Futterbedarfs nöthigen? Warum nicht den Beitritt zur Viehassekuranz bei Seuchen zum allgemeinen Gesetz machen?

So sprechen Erfahrung und Vernunft, und haben ungemein viel für sich. Ausgemacht ist es, daß, wenn die Regierung befehlen wollte, wir nach 3 Jahren schon durch selbst gezogenes Vieh, die ganze uns nachtheilige Handelsbilance aufheben, und durch den damit nothwendig verbundnen Futterbau und Düngeranwuchs zugleich den ganzen Ackerbau außerordentlich heben könnten.

„Aber," wendet der Vertheidiger der Menschenrechte ein, „bei Gesetzen und Institutionen, welche auf „die Verbesserung der Landwirthschaft abzwecken, verdient „keinesweges nur die wirthschaftliche Seite solcher Anordnungen und Anstalten, oder der Einfluß, den sie „auf den mehr oder minder vortheilhaften Betrieb der „Landwirthschaft haben mögen, aufgefaßt zu werden; „sondern es giebt auch hier noch eine rechtliche Seite „zu betrachten, die um so weniger übersehen werden „darf, je mehr sie die Grundbedingung der Zulässigkeit, „jener Anordnungen und Institutionen in sich ist, und „je mehr erst dann die wirthschaftliche Seite in den Kreis „der Betrachtungen gezogen und in die Wagschale gelegt „werden kann, wenn von der Seite des Rechts, deren „Zulässigkeit ausreichend konstatirt und nachgewiesen ist.

„Fleiß und Industrie, die Bedingungen und die „Elemente aller wirthschaftlichen Vervollkommnung lassen „sich nie erzwingen, sie gedeihen nur im Schooße der „Freiheit; sie müssen ohne äußern Zwang aus dem Innern des Menschen hervorgehen, wenn sie je zur Existenz kommen und Früchte tragen sollen, für das allgemeine Beste. Statt daß Zwang und eine Art Staatskuratel zum Fleiß und zur Industrie hinleiten, führen „sie den Menschen nothwendig zur Trägheit und zu einer „Apathie gegen alles bessere; und statt den Wohlstand „zu fördern, erschüttern sie ihn bis auf die Wurzeln. Ein „gezwungenes Besserseyn ist keines, und nur Freiheit „kann Wohlstand schaffen, nie Zwang." Der einzige „Weg, auf welchem für die Kultur des Landmanns und „auf die Verbesserung seiner Wirthschaft hingewirkt werden darf, ist Unterricht. Und ist dieser Weg auch „noch so langsam oder vielleicht gar langweilig, immer „ist und bleibt er doch nur der einzige, dessen Betreten „etwas erwarten läßt; denn nur Lust kann das Land „bauen, und nur Unterricht, nie Zwang, mag „diese Lust erzeugen und unterhalten.

„Keine Gesetzgebung und kein Gouvernement darf „es sich erlauben, den Menschen wider seinen Willen und „durch Mittel, die seine Freiheit beschränken, glücklich „machen zu wollen." *)

Sollte nun nicht zwischen beiden Extremen ein vernünftiger Mittelweg statt finden; so wie man bei einer vernünftigen Erziehung, so weit es nur geht, die Freiheit auch des Kindes respektirt, dennoch aber dieser nur so viel Spielraum verstattet, als das Kind vertragen kann, im Uebrigen aber ihm kurz die Wege vorzeichnet, die es zu gehen hat, weil es sie weder selbst kennt, noch sie zu wandeln versteht?

Erste Nachricht wegen der englischen Bibelgesellschaft.

(Man sehe N. 83 1813.)

Seit 8 Jahren verbanden sich mit der Londner 80 andere Gesellschaften, zu welchen im laufenden Jahre 70 neue hinzukamen, welche allein 55,000 Pfund Sterling durch gemeinschaftliche Beiträge zusammenbrachten; so daß ihre gesammte Einnahme im letzten Jahre 70,000 Pfund betrug. Unter den auswärtigen, verbündeten Gesellschaften ist die wichtigste die Petersburgische, unter der Leitung des Fürsten Gallizin, von welcher der Kaiser selbst Mitglied ist.

In alle Sprachen die Bibel zu übersetzen und zu verbreiten ist ihr Streben. So hat z. B. die Columbo-Bibelgesellschaft schon beides in der Angalesischen und Palin Sprache unternommen. (Wiener allgem. Lit. Zeit. Intellig. Bl. N. 28. 1813.)

---

*) Aber macht die Staatszivilisazion nicht das Glück der europäischen Bürger aus? und könnte es bestehen, ohne Einschränkung der Freiheit der einzelnen, auch wider ihren Willen?

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 5. Januar.

Beschreibung meiner ersten botanischen Fußreise auf die Sudeten.

Im Julius 1806.

Nachdem ich durch Lesung mehrerer Werke über unsere vaterländische Alpen von Dr. Hoser, Dr. Hänke, Ingenieur Trasek, Fuß ꝛc. eine vorläufig theoretische Kenntniß derselben erlangt hatte, nachdem ich mich mit einem Reisepasse vom Czaslauer k. Kreisamte, der mir in der Folge manche Unannehmlichkeit abwendete, versehen hatte, mir die Hoserische Karte der Sudeten und einige botanische Taschenbücher verschafft hatte, glaubte ich hinlänglich zu meiner Reise vorbereitet zu seyn, und sandte den größten Theil meines Reisegepäckes voraus nach Trautenau.

Am 29. Junius schied ich aus dem väterlichen Hause. Mein Weg führte mich über Oberbučic, Podbotan, Neuhof, Bukowyna, Stogic bis Hermannmèstec.

Der schöne Fruchtboden, und die flache mit Dörfern, Flecken und Städtchen besäte Gegend um Czaslau erstreckt sich bis Podhořan; nur einzelne Hügel die keiner Bemerkung werth sind, erheben sich hier und da, nur einzelne Büsche unterbrechen den weitern Blick.

Hinter Oberbučic bemerkt man mit Vergnügen grünende Weiden, durch muntere Rosse belebt. Links von der Heerstraße erblickt man Zbislau mit seinem romantisch gelegenen Fasangarten, und rechts die alten Reste Lichtenburgs.

Podhořan, ein Dorf mit einem Schlosse, dem Grafen von Pachta gehörig, blickt dem Wanderer schon in grauer Ferne entgegen, und die sich über diesem Orte erhebende Anhöhe ist die erste, die der Fußgänger so nennen darf. Sie bestehet aus einem schiefrigten Sandsteine, dessen Lagen sich gegen die Lichtenburger und Semtiner Anhöhen fortziehen. In Semtic, wo ein helvetischer Pastor angestellt ist, erblickt man einen alten viereckigen Thurm, welcher eine Ruine der Vorzeit zu seyn scheinet. Die Hauptnahrung der Bauern in Podhořan bestehet im Fuhrwerk, denn alle Fuhrleute, welche über diese steile Anhöhe mit Lastwägen zu fahren gezwungen sind, müssen hier Vorspann miethen, und theuer zahlen.

Von dieser Anhöhe genießt man eine sehr angenehme Ansicht der flächern Gegenden des Czaslauer Kreises, man sieht von hier Czaslau, Kuttenberg, die Teiche Kmotrau auf der Herrschaft Sehuffic, die waldigten Gegenden um Nonnow und Willimow, eine Menge kleiner Orte, Dörfer und einzelne Gebäude. Wie man über diese Anhöhe hinüber ist, wird der Gesichtskreis wieder enger, und jeder Rückblick in die Gefilde von Czaslau erinnert den Wanderer daran, daß er aus dem Garten in die freie Natur getreten ist. Der Weg von hier neben Neuhof, durch Bukowyna ist ziemlich einförmig; erst bei Stogic lächeln die jungen Eichenwälder dem Wandler mit ihrem jugendlichen Grün entgegen.

Um 11 Uhr erreichte ich Hermannmèstec, ein schutzunterthäniges, dem Freiherrn von Greifenklau gehöriges Städtchen, welches im Chrudimer Kreise an der durchgehenden Chaussee liegt, und einige hundert Hausnummern zählt, mit Schloß und Kirche. Hinter dem erstern befindet sich der Schloßgarten, und hinter diesem der Thiergarten, welcher jetzt nach englischen Geschmack eingerichtet wird. Auf trockenen Plätzen im Thiergarten hatte ich 1805 Gelegenheit

Jasione montana L. Verbascum nigrum L. Dianthus carthusianorum L. Festuca pinnata Mönch. (Bromus pinnatus L.) Hypericum perforatum L. Campanula rotundifolia L. patula L. et persicifolia im Gebüsche. Ligustrum vulgare L. so wie im Wasser: Potamogeton natans L. und Baldingera colorata. (Wetter Flor N. 99.) (Phalaris arundinacea L.) zu beobachten.

Die von mir auf dem Wege bis Hermannmèstec angetroffenen Gewächse waren meistens gemeiner Art.

Nachmittags suchte ich meinen Reisegefährten Hrn. Ingenieur, Johann Harant, auf. Seit dem Frühjahre 1806 sammelt er in der hiesigen Gegend ebenfalls Pflanzen. Außer den ganz gemeinen fand er im Thiergarten bei Hermannmèstec:

Berberis vulgaris L. Stellaria nemorum L. Leonurus Galeobdolon Willd (galeobdis galeobdolon L.) Melica nutans L. Convallaria Polygonatum L. Majanthemum Convallaria Roth (Convallaria bifolia L.) Ranunculus lanuginosus L. Fumaria bulbosa L. Euphorbia dulcis L, Orobus vernus L. Vallantia cruciata L. Juncus pilosus L. campestris L. Adoxa moschatellina L. Silene nutans L. Ranunculus diversifolius Schrank. Tordylium Anthriscus L. Turritis glabra L. Dianthus Carthusianorum major Borkhausen. Catt. Flor. Chrysosplenium alternifolium L. Epilobium montanum L. Cratægus monogynia Jacq. Geranium columbinum L.

im Fasangarten: Saxifraga granulata L.

auf der Wischizer Wiese: Trollius europæus L. Orchis ustulata L. Menyanthes trifoliata L.

im Stubowitzer Walde: Gnaphalium dioicum L. Lycopodium clavatum L. Equisetum sylvaticum L.

im Webleschizer Walde: Lysimachia nemorum L. Pyrola uniflora L. Galium rotundifolium L. Pyrola minor L. Sanicula europæa L. Polypodium dryopteris L. Thelypteris L. Orchis bifolia L. Asarum europæum L. Pyrola secunda L. Stellaria nemorum L. Osmunda lanaria L.

im Walde Palac: Ophrys nidus avis L.

im Hrbokower Walde: Leveojum vernum L. Convallaria verticillata L. und Lonicera nigra.

Noch am nemlichen Nachmittage gingen wir über Gezbotic, Cepi, Trebosyc nach Pardubic. An einem kleinen Bache vor Gezbotic fand ich Geranium palustre L. mit seinen schönen violetten Blüthen und Euphorbia platyphyllos L. Auf der Halbinsel in dem nach Hermannmêstec gehörigen Teiche soll Galanthus nivalis wachsen.

Auf der Trebosyzer Weide lagerten wir uns, um durch ein Sehrohr die vor uns liegenden entfernteren Gegenden zu betrachten. Sehr deutlich zeigt sich schon hinter Pardubic der in dieser Fläche sich auszeichnende Berg Kunětic, auf dessen Scheitel die ehrwürdigen Trümmer einer sonst wohl angesehenen und gefürchteten Burg ruhen. Noch bei Zeiten erreichten wir die an der Chrudimka gelegene Kammeralstadt Pardubic.

Mit Vergnügen bemerkt man in einer böhmischen Landstadt einen regelmäßigen länglich viereckigen Platz, der von ziemlich symetrischen, jedoch etwas nach altem Geschmacke erbauten, zwei Stockwerk hohen Gebäuden umfaßt ist, in dessen Mitte eine steinerne Statue steht. Das dabei befindliche Kameralschloß ist gleich einer kleinen Veste mit einem Walle und einer Ringmauer umgeben. Die Wälle sind theils dem Graswuchse, theils der edleren Obstbaumzucht gewidmet; besonders bietet der Garten des Hrn. Oberamtmanns Stěnička, dieses eifrigen Beförderer alles Guten und Nützlichen, dem Pomologen die angenehmste Unterhaltung; denn die besten Obstarten werden hier von diesem wahrhaft eifrigen Patrioten nicht allein gepflegt, sondern auch mittelst der durch ihn auf der Herrschaft vielfach eingeführten Baumschulen allgemein verbreitet.

Welch' einen herrlichen Gedanken führte er zu dem Ende aus! Den meisten Schullehrern wurde auf seine Einleitung Grund und Boden von den Dorfsgemeinden zur Anlage von Baumschulen angewiesen.

Unser würdiger Patriot versah sie mit Kernen, Wildlingen und mit edlen Reisern; nun lehren die Schullehrer der Dorfsjugend das Okuliren und Pfropfen. Die Jugend wächst heran, aber mit weit richtigern Begriffen als sonst; daher wird denn auch der Obstkultur weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als vorher. Selbst bei vielen Bauern der Herrschaft hat dies Beispiel mächtig gewirkt, und sehr schönen Obstgärten das Daseyn gegeben. Nur Beispiele wirken auf das Volk; je mehr gepredigt, je mehr geschrien wird, um so weniger geschieht, der Böhme will nur alles sich selbst, aber keinem andern zuschreiben und verdanken.

Die unter den Wällen liegenden, und sich noch weit von der Stadt zwischen den Wässern erstreckenden Wiesen von der besten Art zeigen; daß man hier die Wiesenkultur als die Stütze der ganzen Landwirthschaft ansieht, und dieß mit Recht. Denn hat man kein gutes und hinlängliches Futter für das Vieh, so giebt es keinen so guten Dünger; hat man keinen guten Dünger, so kann man der Erde die nöthige Zubereitung nicht verschaffen; sie kann sich nicht regeneriren, und man kann auf keine reichen Erndten rechnen. Der Wiesenbau zeigt hier den augenscheinlichen guten Einfluß auf die Viehzucht, denn das Vieh hat ein starkes, muthiges und gedrängtes Ansehen. Es wäre zu wünschen, daß überall die Bedingung des hier eingeführten Robotabolizionskontraktes eingeführt und gehandhabt werden könnte, vermög welchem die Erbpächter verbindlich gemacht würden, den dritten Theil ihrer Gründe stets dem Wiesen- und Futterbau zu widmen.

Unter den Stadtwällen sammelte ich Reseda lutea L. Lamium maculatum L. Rumex crispus L. und in den Gräben an der Chrudimka mehrere Arten von Potamogeton, Juncus effusus L. Alisma Plantago L.

Da es eben Sonntag war, so wurde um so eher die zahlreiche Bevölkerung aber auch hier wie in den

meisten Landstädten, ungeachtet der drückenden Theurung, bei den Professionisten Luxus und Uebermuth bemerkt. Eine Menge hübscher Mädchen charakterisiren in allen Ständen diesen Ort.

Am 30. brachen wir Morgens auf und gingen über Hradisst, Brozan, Raab, Nimcic, Bukowna bis Wysoka, wo wir über Mittag blieben.

Gleich hinter Pardubic an dem Ufer der ausgetretenen Elbe sammelte ich:

Nymphæa lutea, Lysimachia vulgaris L. Potamogeton nutans L.

Hinter Hradisst bis Brozan hatten wir Sandboden, in dem sehr häufig Anchusa officinalis, Silago arvensis L. bemerkt wurde. In Gräben wuchs Verbascum blattaria L.

Gegen halb 10 langten wir bei dem Berge Kunetic, vulgo Kunetecka hura an, deren nähere Beschreibung ich mir, so wie jene der Herrschaft selbst bis auf ruhigere Zeiten aufspare. Ein angenehmer, aus Eichen und Kiefern gemischter Wald deckt den Fuß desselben, und nährt verschiedene der Lage angemessene Pflanzengeschlechter. Z. B. Rhinanthus alectorolophus Pollich wächst auf den nahen Feldern.

Die Ersteigung dieses Berges zwingt dem Flachländer schon ein Keuchen ab, doch für die mühsame Ersteigung desselben wird er hinlänglich entschädigt, wenn er von da auf allen Seiten 5—10 Meilen im Umkreise übersehen kann.

Der Berg besteht aus einer sehr festen, dauerhaften Steinart, die in der bergigten Gegend die einzige ist, die zum Baue verwendet wird; da der Flugsand hier schon anfängt herrschend zu werden, und sich von hier bis Königgraz, Bohdanec, Pelauc, Elbekeinitz, ja bis hinter Lyssa und Brandeis erstreckt.

Die Gebirgsart obiges Berges besteht aus Grünstein*) (saxum ferreum Waller) mit Zeolith- und Feldspathmandeln gemengt; er ist grau ins grünlichte spielend, bricht derb, hat eine rauhe, ungleiche, schwachschimmernde Bruchfläche, ist undurchsichtig, wird im Striche weiß, ist hart, schwer zersprengbar, fühlt sich naß, auch nicht sonderlich kühl an, und ist im Verhältniß mit seiner Härte nicht schwer; da wo er der Luft ausgesetzt ist, verwittert er, und in diesem Zustande der Auflösung ist er leicht zersprengbar.

Auf dem Gipfel dieses Felsen stehen die Reste einer ansehnlichen Burg, die mit einem Graben und einer doppelten Ringmauer umgeben war, und gegen Anfälle sehr gut geschützt seyn mußte, weil man von hier die ganze Gegend übersehen kann. Die Einfahrt in diese Burg, welche noch bis jetzt geschlossen, und von dem Schloßwächter bewohnt wird, gleicht jener auf dem Schlosse Karlsstein, im Berauner Kreise, welches ich im September 1805 zu besuchen Gelegenheit fand, und dessen Beschreibung ich auch mitzutheilen hoffe. Oberhalb des Eingangsthores erhebt sich ein viereckiger Thurm, der wahrscheinlich ein Wachthurm gewesen seyn mag. Dem Eingang gegenüber sieht man noch die gut erhaltenen Stallungen; wenn man sich vom Thore links wendet, bemerkt man eine erneuerte Kapelle, und vor sich das Hauptgebäude, welches 1 Stockwerk hoch ist, und noch ziemlich den Elementen mit seinen festen Mauern trotzt.

In diesem Gebäude findet man noch Keller, den Küchenplatz, eine noch ziemlich gangbare Treppe, oben mehrere Gemächer, und unten kommt man über einige Stufen nach einer einige Klafter tiefen gemauerten viereckigen Oeffnung, die weder Aus- noch Eingang hat, und deren ehemaligen Gebrauch ich mir nicht wohl erklären konnte. Vielleicht ein Gefängniß, ein sogenanntes Burgverließ. Dies scheint mir am wahrscheinlichsten zu seyn. Die Bauart ist im gothischen Geschmacke, und an einigen Orten wird man Wölbungen von gebrannten Ziegeln gewahr. Ueber dem Thore und im Hofe findet man in Stein einen Ochsenkopf als Wappen ausgehauen.

Wer im flachen Lande eine schöne Aussicht genießen will, eile hieher, und weide seine Augen an dem großen und herrlichen Schauspiele. Unter unsern Füßen lagen die großen Pardubicer Teiche, unter denen sich besonders die herrliche Spiegelfläche des ansehnlichen Teiches, Ceperka genannt, auszeichnete; weiter hin die schönsten Erlenwaldungen, entfernter Getreideäcker, zerstreute Dörfer und Flecken, gleich in der Nähe die Städte Pardubic, Königgraz, u. a. m. In der Ferne zeigten sich selbst die erhabenen Häupter der Sudeten, unter diesen die hohe Schneekappe, der Brunn-, Schwarze-, Krkonoß- und Kesselberg, die Elbwiese und die Sturmhaube, und andere aber kleinere gebirgigte Landstriche. Unser Sehrohr zeigte uns auch ganz deutlich die auf der Wysoka bei Kuttenberg erbaute Kapelle, und würden wir eine genauere Kenntniß der Gegend um uns gehabt haben; so würde noch manch anderer interessanter Ruhepunkt für das Auge von uns entdeckt worden seyn. Ein Heer von Wildgänsen, Möven und andern Wasservögeln flatterte über der mit Ranukel und Seamkraut verwachsene Fläche der Teiche, an deren Ufern Pferde sich badend weideten. Die von hier übersehbare Herrschaft Pardubic ist die größte im ganzen Königreiche und die Wasserfläche derselben äußerst beträchtlich.

*) Gewiß? Nicht etwa Basalt oder Wänderstein? Gelten die Feldspatmandeln nicht Kalkspat seyn?
D. H.

Der Gipfel des Berges ist kahl, nur von niedrigem Grase gedeckt, und die Felsen mit einer Menge Scharfflechten bewachsen, worunter Urceolaria geographica Achar. besonders hervorsticht. Sedum sexangulare et acre L. färben hier und da manche Plätze mit ihrem Gelb sehr schön, und zwischen losen Steinen sammelt man oft Geranium columbinum L. Thymus serpillum L. et Acinos; ferner am Fuße Rosa rubiginosa L.

Bei Deik, wo der Sandboden herrschend zu werden beginnt, sah ich in den Aeckern häufig Agrostis spica venti L. und im Sandboden Herniaria glabra L.

Eben so häufig fand ich bei Nèmèle in Getreideäckern Agrostis spica venti in Gesellschaft des Bromus secalinus L., der hier dem Landmanne auf Feldern eben so lästig ist, als es die Carices auf Wiesen sind. Diese Grasart wird böhmisch Stoklasa genannt, und es besteht noch unter vielen Oekonomen die ungegründete Meinung, als arte der Weizen in nassen Jahren in Trespe aus. Sancta simplicitas!!! Sollte man solche Meinungen von Personen, die irgend einer Schulbildung genossen, erwarten? Sollte sich der Oekonom nicht auch mit der Botanik bekannter machen, um in solchen Fällen sich nicht lächerlich zu machen? Kann man solchen Behauptungen der Unwissenheit nicht beipflichten; so berufen sich diese sogenannten Herren Praktiker auf die Gelegenheit, die sie täglich haben, Beobachtungen anzustellen. Ob sie diese aber zweckmäßig oder unzweckmäßig anstellen, dieß ist eine Frage, um welche sich die wenigsten bekümmern. Und doch kommt auf die Art und den Geist, mit welchem man beobachtet, alles an. Wie grundlos obige Behauptung sey, erhellt sogleich aus der Zusammenstellung des sowohl natürlichen als künstlichen Charakters beider zwei Gattungen Triticum und Bromus L.

Die Ausartung einer Aehre in eine Rispe könnte allenfalls bei der einen und andern Weizenpflanze statt haben, doch in der ungeheuern Menge, als der Sommertresp wirklich vorkommt, ereignet sich nie eine solche Ausartung. Auch würde er nicht immer eine solche regelmäßige Rispe bilden, man müßte auch Uebergänge von der Aehre zur Rispe beobachtet haben. Kurz, die Meinung der Umwandlung des Weizens in Sommertresp kann so wenig unter Denkern bestehen, als der Glaube an Paradiesvögel ohne Füße, an siebenköpfige Drachen, an den durch seinen Schatten tödtenden Giftbaum und andern dergleichen sich nicht mit der Vernunft vertragende Fabeln, sowohl aus der Mythologie als Naturgeschichte. Um sich noch mehr von dem Ungrunde dieser Meinung zu überzeugen, darf man nur den Samen des Trespes säen, und ich stehe dafür, man wird nie Weizen nach dieser Saat ärndten. Bleibt sich aber eine Pflanze nach ein und mehrmaligem Säen gleich, so ist es eine eigene Art; denn eine Varietät geht immer wieder in ihre Stammart zurück, und dieß ist bei der Trespe nicht der Fall; daher bleibt er, so lange die Stimme eines Botanikers gilt, nichts anderes als Trespe und kein Weizenmonstrum.

Bis Wysoka fanden wir, daß sich der Sand mit einem schweren gelben Letten vermische.

Wir mußten an der Festung Königgrätz vorbei, deren Kasernen eine schöne Ansicht geben.

Hinter dem Dorfe Wlkow fanden wir 5 Stämme von dem Feldahorn (Acer campestre et austriacum Trattinik), die kaum zum Umfassen waren.

Von hieraus erblickten wir auch schon die Lorenzkapelle auf der Schneekoppe mittelst des Sehrohrs.

In Kasossky waren mir die vielen hölzernen Rauchfänge auffallend, welche schon mittelst Hofverordnung vom 4. Januar 1781 verboten sind. Es wäre höchst wünschenswerth, daß diese Verordnung doch einmal ganz in Vollzug gesetzt würde.

Noch bei Zeiten erreichten wir unter einem sanften Regen das sehenswürdige schöne Josephstadt, ehehin Pleß genannt. Es erinnert an den erhabenen Monarchen, den Reformator in jedem Fache, an den für jeden Freund der Aufklärung unvergeßlichen Kaiser Joseph II., dessen Andenken unsere spätesten Nachkommen noch ehren müssen. Sie liegt im königgrätzer Kreise, auf einer sanften Anhöhe, in einer weiten Ebene, und ist eine Grenzfestung gegen preußisch Schlesien, besonders das Glazische. Von außen bemerkt man fast gar nicht, daß hier ein fester Ort sey; man sieht hinter den Wällen kaum die rothen Ziegeldächer der darin befindlichen Häuser und ihre Schornsteine.

(Fortsetzung folgt.)

Kennzeichen eines wahren Taubstummen.

Die Fälle, wo Taubstumme, sowohl in politischer als rechtlicher Hinsicht, in schweren Polizeiübertretungen und selbst in Kriminaluntersuchungen vor Gericht erscheinen müssen, sind nichts Seltenes. Ich selbst habe in einem Zeitraume von 4 bis 5 Jahren, theils bei der k. k. Stadthauptmannschaft, theils bei dem k. Magistrat in Prag, mit mehr als 30 Taubstummen gedolmetschet. Aus diesem, und meinem 14jährigen Umgange mit Taubstummen, hat sichs gezeiget, daß mancher dieser Unglücklichen für ein Verstellter gehalten, und nach der Strenge der Gesetze behandelt worden ist; eben aus dieser Quelle

erfuhr ich aber auch, daß Menschen sich so weit vergessen konnten, mit der Maske eines Taubstummen zu heucheln. Diese traurigen Erfahrungen hier aufzustellen, ist diesmal meine Absicht nicht; sondern die Kennzeichen eines wahren Taubstummen anzugeben, wodurch diese erkannt, die Heuchler aber entlarvt werden können. Die wahren Taubstummen theilen sich heut zu Tage in zwei Klassen. Zu der ersten gehören jene, die in Taubstummeninstituten Erziehung und Unterricht genossen haben. Man könnte sie Entstummte nennen. Zur zweiten Klasse jene, die ohne Unterricht und Erziehung aufwachsen. Man könnte sie wilde, wahre Taubstumme nennen. Für diese, deren Zahl sich zur ersten, wie 100 zu 4 verhält, sind die folgenden Kennzeichen; denn die erstern werden sich durch Rede und Schreiben selbst ankündigen. Sollte aber der Fall, was ich nicht glaube, eintreten, daß sich auch ein Entstummter verstellte; so gelten die meisten Kennzeichen auch für ihn. Blödsinnige, (dementes) die wegen zu schwachen Nervensystem und Mangel des gemeinen Menschenverstandes nicht sprechen können, aber dennoch hören; an der Zunge und dem Sprachkopfe (?) Verstümmelte; von Schlage gerührte, oder sonst durch Krankheit der Sprache Beraubte, so wie Taubgewordene, gehören nicht hierher.

1) Der wahre Taubstumme ist stocktaub. Ein starker Zuruf, selbst ein starkes Getön, wenn es seine Gefühlsnerven nicht berühret, dringet nicht in sein Ohr. Er wird z. B. auf den angenehmsten Gesang, auf die schönste herzerhebende Musik, auf die eindringlichste Rede, schlafend auf ein Geräusch, auf ein unvermuthetes Geklingel mit einer Handglocke u. s. w. nicht achten. Weil aber sein Auge desto leichter gereizet werden kann, seine Gefühlsnerven außerordentlich fein fühlen, die Taubheit bei manchen in nicht zu bestimmenden Zeiten stärker oder schwächer ist, und weil, wie Haller sagt, durch die Eustachische Röhre, und wie andere Anatomiker behaupten, durch die Federkraft der Kopfknochen eine Empfindung erreget werden könne, so kann man sich leicht täuschen. Machet man also die Untersuchung mit seinem Gehöre, so muß sehr vorsichtig dabei zu Werke gegangen werden; er darf ein für allemal die Absicht nicht ahnden, und so muß diese Prüfung öfter vorgenommen werden.

2) Er ist sprachlos. Kein artikulirtes Wort kammet aus seinem Munde. Die Stimme, wenn man will, die Laute, die er bei Bezeichnung der Gegenstände, besonders im Affekte hören läßt, ist ein in der Luftröhrenspalte (Glottis) gewaltsam erpreßtes, widrigklingendes, abgebrochenes, unartikulirtes, gewöhnlich eintöniges Geton; im Zorn aber ein durchdringendes Geheul. Hingegen ist sein Lachen, Husten und Weinen gewöhnlich natürlich; bei manchen ist das Niesen erzwungen und unnatürlich. Davon machen die Entstummten und jene Wenigen eine Ausnahme, die im 6ten oder 7ten Lebensjahre durch Zufall das Gehör verloren haben; diese lassen auch obwohl unvollkommen einige Worte, besonders solche die aus Lippentönen bestehen, hören.

3) Seine Wünsche, Bitten, überhaupt alle seine Aeußerungen gibt er durch Bewegungen seines Körpers, vorzüglich seiner Hände, des Kopfes und der Gesichtsmuskeln, der Geberdensprache zu erkennen. Da sie seine einzige und Muttersprache ist, so ist sie ihm auch so geläufig, daß man es ihm leicht anmerket, ob sie ihm ungezwungen wohl läßt, gewohnt, kurz zur andern Natur geworden ist. Zeiget er den Gehenden, so hebet er anständig die Füße; zeiget er den Schlafenden, so drücket er die Augen zu, leget die Hand flach unter den Kopf, und neiget den Leib ungezwungen zum liegen; er wird Freude, Abscheu, Zorn, Traurigkeit, Geiz, Stolz u. s. w. in seiner Geberdensprache unverkennbar und über alle Beschreibung in nackter Natur darstellen.

4) Neugierde, Geselligkeit und Mißtrauen sind Grundzüge in seinem Charakter; die ersten zwei liegen in seinem Gebrechen, das dritte wird dazu gebildet. Diesem zu Folge besieht er jeden Gegenstand gerne, sein Auge, das zugleich sein Ohr mit ist, wandert schnell hin und her, dabei ist sein Blick offen und treffend. Er fraget unaufhörlich; und wer ihm nur etwas in der Geberdensprache antworten kann, an den schließt er sich fest; er wird frohgelaunet, redselig, wenn ich so sagen mag, und bietet alles Mögliche unermüdet auf, sich verständlich zu machen. Bei ihm heißt es: Wer mir Böses thut, dem muß ich wieder Böses thun, wer mir Gutes thut u. s. w. Daher bringen ihn zugefügte Ungerechtigkeiten in wüthenden Zorn; Menschlichkeit hingegen vermag alles über ihn. Er ist in der äußern Gottesverehrung bigott; hat mehrentheils heilige Bilder und Rosenkranz bei sich.

5) Bei einigen bemerkte ich, wenn sie ruhig ohne Beschäftigung saßen, daß sie die Lippen, als wollten sie sprechen, immer gleichmäßig auf und zu bewegten.

6) Er hat meistens eine gesunde Leibeskonstituzion; hie und da Skrofeln und einen kleinen Blühhals abgerechnet; gewöhnlich ist er handwerksmäßiger Bettler und ärmlich gekleidet.

7) Ich habe seit meinem 14jährigen Lehramte über 100 Taubstumme untersuchet, aber ohne Ausnahme gefunden, daß an allen das sogenannte Zungenlösen geschehen; daher einem mehr dem andern weniger das Zungenband so getrennt war, daß mancher die Zunge beinahe bis über das untere Kinn herab legen konnte. So war die Zunge bei mehrern benarbet, und viele, dünket mich, konnten wegen dieser Mißhandlungen, wenn sie den Mund offen hielten, die Zunge nicht zur Ruhe bringen. Ein einziger hatte die Zunge von der Wurzel bis an die vordern untern Zähne, an den untern Gaumen unbeweglich

angewachsen. Ein anderer hatte die Zunge bis an die Zungenbänder abgeschnitten. Dieß geschah ihm in Königsberg in Preußen, als er 15 Jahre alt war, von einigen Soldaten, die eine Kasse beraubten, weil er ihnen drohte sie anzugeben. Er war, als ich mit ihm dollmetschte, 20 Jahre, hatte die Gebärdensprache ganz in seiner Gewalt, hörte vollkommen, und ließ nur diesen Ton: üu, üu, sehr hohl hören. Er konnte nicht lesen und schreiben. Bei manchen fand ich hinter den Ohren und im Genicke Narben, die wahrscheinlich von äußerst scharfen Ziehpflastern und Haarseilen herrührten, und die äußere Ohrschnecke war durchbohret.

8) Unser verdienstvolle M. D. und Professor an der Hohen Schule zu Wien, Herr Bernt, in seinem syst. Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde, Prag 1813, S. 349. saget: „Verstellte Stumme schlagen oft die Zunge rück„wärts; verstellte Taube machen durch das Einbringen „eines Gemisches aus stinkenden Eiern und alten Käse „einen Eiterausfluß aus den Ohren nach. Man über„rasche sie wachend durch unvermuthete Anreden, im „Schlafe durch ein Geräusch."

Zum Schlusse einen Herzenswunsch! So viele Taubstumme ich gesehen habe, waren sie alle ohne Zeugnisse, ohne Pässe. Wie wäre es, wenn Seelsorger oder Schullehrer oder Dorfrichter jeden in ihrem Bezirke lebenden Taubstummen einen Zettel gäben, worin es etwa lautete: „Ich bin taubstumm, heiße N. N. bin von O— „in Böhmen, N. Kreises." Diesen Zettel müßte der Taubstumme immer und überall bei sich tragen, um ihn in der Noth vorzeigen zu können. Oder wäre es nicht möglich den Taubstummen gerichtlich ein unschmerzhaftes, bleibendes Zeichen an seinem Leibe zu machen? Mir sind mehrere Taubstumme vorgekommen, die auf der Brust, am Arme allerlei Zeichen, selbst einzelne Buchstaben hatten, die mit einer Nadel gestochen und mit Menig eingerieben waren. Ich sollte glauben, man könnte ihm seinen Familiennahmen, den seines Geburtsortes, des Landes und Kreises einätzen. Dieses würde für den Taubstummen und die Gerichtsstellen selbst große Vortheile bringen; letztere wüßten gleich, wen sie vor sich hätten, und der Unglückliche wäre manchen Leiden und manchen Mißhandlungen entrissen.

Prag am 10. November 1813.

F. W. Guba,
Taubstummenprofessor.

Ueber die Methode, wie die Franzosen die Geographie behandeln.

Malte-Brun hat uns schon versichert, daß die von Franzosen herausgegebnen Handbücher der Geographie die erbärmlichsten in Europa seyn. Dentü in seinem bekannten Prozeß mit ihm wirft ihm dies unzähligemal vor, und zeiht ihm deshalb der Undankbarkeit gegen die französische Nazion, die ihm Schutz und Unterstützung angedeihen lassen. Würde aber wohl eben dieser Hr. Dentü die von dem Schotten Pinkerton herausgegebene Geographie ins Französische übersetzen lassen, und verlegt haben, wenn ein ähnliches Originalwerk in französischer Sprache existirt hätte? Würde man sich bis dahin so lange mit der Uebersetzung unsers deutschen Büsching beholfen haben?

In der That sind richtige historische und statistische Kenntnisse und Ansichten von den außer dem französischen Reich gelegenen Ländern in Frankreich seltner als in andern Ländern. Einen allerneusten Beweis hiervon liefert der vor mir liegende:

Précis élementaire de Géographie Moderne des cinq parties du monde, précédé de notions sur la sphère, à l'usage de la Jeunesse par Madame Tardieu de Nesle. à Paris 1813.

Die Verfasserinn erklärt sich in der Vorrede über ihren Plan, und um ihr nicht Unrecht zu thun, müssen wir die hierhergehörige Hauptstelle anführen:

„Sie will sich äußerst kurz fassen, und daher nur die „großen Erdtheile, die vornehmsten Staatenabtheilungen, die bedeutenderen Ströme, Flüsse und Berge und die Hauptstädte angeben; dann aber etwas „ausführlicher einen Umriß von dem Charakter, den „Sitten und Gewohnheiten jedes Volks insbesondre darstellen."

Nun eine Probe der Behandlung. Die eigentliche Geographie beginnt mit Frankreich, das mit Recht ausführlicher abgehandelt wird. Dann folgt die Schweiz und hierauf Deutschland. Da heißt es dann wörtlich also:

„Deutschland ist in sieben Staaten getheilt. Diese „sind Oesterreich, Preußen, das Großherzog„thum Berg und Cleve, die Königreiche West„phalen, Sachsen, Bayern und Wirtem„berg. Die 5 letztern bilden den sogenannten Rhein„bund."

Kein Wort davon, daß zu Oesterreich und Preußen noch mehr gehören als ihre deutschen Provinzen. Wie mangelhaft ist der Rheinbund dargestellt! Wie viele noch zu demselben gehörige Staaten sind weggelassen!

„Die vornehmsten Ströme Deutschlands sind: „Die Donau, der Rhein, die Weser, Elbe „und Oder. Die vornehmsten Städte sind: Wien, „Berlin, Dresden und Frankfurt.

Damit ist die Geographie von Deutschland abgethan. Kein Wort von den Gränzen, von Deutschlands Meeren und Gebirgen!

Charakter und Sitten der Deutschen.

„Weiße Hautfarbe, blonde Haare, blaue Augen „und hoher Wuchs charakterisirten zu Tacitus Zeiten „die Deutschen. Heut zu Tage sind diese Nazionalzüge ziemlich verwischt. Der Luxus verjüngte die kolossalen Gestalten, und schwächte die ausdauernde Gesundheit, deren sich die alten Deutschen erfreuten.*)

„Im Ganzen genommen sind die Deutschen brav, „fest in ihren Neigungen, unermüdet bei der Arbeit, „unerschütterlich im Unglücke, und eines großen Enthusiasmus fähig. Sie haben bewiesen, daß es ihnen nicht „an Erfindungsgeist fehlte; aber sie verstehen ihre Entdeckungen nicht zu benutzen.

„Keine europäische Nazion reiset so viel als die „Deutschen; sie gewöhnen sich an jedes Klima. In „ganz Europa und Amerika wimmelt es von „Deutschen.

„Im geselschaftlichen Leben richtet man sich mehr „nach dem englischen als nach dem französischen Geschmacke „Das Theater hat neuerer Zeit unwiderstehliche Reize „für die Deutschen gewonnen; aber der herrschende Geschmack ist durch blinde Vorliebe blos für das Romantische verdorben. Die Kleidung der Deutschen ist völlig die altfranzösische, sogar bis auf die Pelzmütze. „Die jungen Elegants richten sich nach den französischen „Moden; die Damen kleiden sich wie die Pariser, aber „mit deutscher Grazie."

Das ist nun die ganze Ethnographie! Wie man sieht, äußerst unvollständig, Wahres und Falsches unter einander, und schon deshalb verfehlt, weil die Verfasserinn das Unmögliche unternahm, so viele äußerst von einander verschiedene, deutsche Völkerschaften, mit einigen Pinselzügen generalisiren zu wollen. Der Schlesier, der Oesterreicher, Bayer, Schwabe, Franke, Rheinländer, der Sachse, der Altenburger, der Pommer, der Hannoveraner, der Brandenburger, der Thüringer, Friese, Hesse, der Flachs, der Gebirgsländer, der höhere, mittlere und niedre Stand, der kultivirte Theil und das Volk, der Nord- und Süddeutsche, welche Kontraste!

Aber weiter. Jetzt folgt in echt desultorischer, französischer Manier, was glauben die Leser? etwa doch ein paar Worte vom österreichischen und preußischen Staat oder den übrigen deutschen oben genannten Königreichen? Kein kleine Silbe, gerade aber das zu Deutschland gehörige Königreich, das oben mit keiner Silbe erwähnt ward.

Böhmen.

„Es gränzt in Norden an Meißen und die „Lausitz, in Osten an Schlesien und Mähren, „in Süden an Oesterreich, und in Westen an „Bayern."

Warum werden denn hier auf einmal von Böhmen Gränzen angegeben und von Deutschland nicht?

„Es wird durch die Moldau in zwei Theile getheilt." Ganz etwas Neues. „Das schöne, große „und feste Prag ist die Hauptstadt, und weiset mehrere schöne Gebäude auf." Wie hier mit ein Paar Zügen Prag charakterisirt wird (wenn anders der letzte Gemeinplatz charakteristisch genannt werden kann), hätten denn das nicht mit gleichem und mehrerem Rechte oben Wien und Berlin verdient?

„Seine vornehmsten Flüsse sind die Morawa und Elbe," Also hier wird auf einmal die Moldau in eine Morawa verwandelt! Und damit ist Böhmens Geographie abgethan. Wer macht sich nun hieraus einen Begriff von Böhmen, von seiner charakteristischen Gebirgslage, Fruchtbarkeit, Industrie, von seinen Slavischen Bewohnern?

Charakter und Sitten der Böhmen.

„Die Böhmen sind ein außerordentlich starker „Menschenschlag." (Gilt nur von den Grenzgegenden.) „Sie sind schön, gut gebaut, thätig, und scheinen von „den Kroaten, einen der schönsten Völkerstämme, „abzustammen."

Wer erkennt in diesem Bilde die den größten Theil Böhmens bewohnenden Slaven? Und welch' eine Verwirrung der Begriffe, die Czechen von den Kroaten abstammen zu lassen! Doch weiter:

„Ihr Kopf ist etwas dick; aber ihre breiten Schultern und ihr starker Körperbau lassen diese Disproportion weniger bemerklich „werden. (?) Unwidersprechlich „sind sie die besten Soldaten des Kaisers von Oesterreich. (?) Sie ertragen die Beschwerlichkeiten des „Kriegs länger als andre, und können selbst eine ziemliche Zeit Hunger leiden. (?) Sie haben artige (?) „Weiber. Lustigkeit ist ein Hauptzug dieses Volks. „Zur Freiheit geboren, liegt es in Fesseln, und besitzt „kein Eigenthum. Die Böhmen sind Sklaven des Adels, „der in Müssiggang von ihren mühseligen Arbeiten „lebt."

Kann man die Unwissenheit gröber beurkunden?

*) In Hessen, Westphalen, Pommern, Hannover und Thüringen findet man noch am ehesten die alten, charakteristischen Züge wieder.

„Dies schöne Land ist bei weitem nicht so kultivirt, als es seyn könnte.“ Von welchem Lande in der Welt kann man nicht dasselbe sagen?

„Ohne seine natürliche, große Fruchtbarkeit wäre „es ein elendes Land. Indessen lieben es seine Bewohner, unerachtet es die Heimath ihrer Sklaverei ist. „Unerachtet sie aus Neigung“ (nicht aus Industrie?) „viel reisen, so kehren sie doch immer wieder zu ihren „Bergen zurück. Man trifft sie oft in kleinen Karavanen an, mit allerhand Waaren, besonders mit Glas „handelnd. Sie gehen sogar nach Italien und „England.“ (Nicht nach Spanien, dem sonstigen Hauptziel der böhmischen Glashändler?) „So lange „sie sich in der Fremde befinden, leben sie in Gemeinschaft wie Brüder. (Hier schwebte wohl der Verfasserinn so etwas dunkel von den Glashandelskompagnien „vor, was aber aus ihrer Darstellung keine Seele ahnden wird.) „Rock und Weste der Männer sind allezeit „mit Pelz verbrämt (?); eben so auch die spitzig zulaufende Müze (?). Die Hosen tragen sie sehr weit und „an den Beinen Stiefeln (!) das ist aber nur die Tracht „der Wohlhabenden (??) denn alle übrigen decken ihre „Blöße kaum mit Lumpen (???). Die Weiber tragen „einen etwas kurzen Rock. Ihr Kopfzeug besteht aus „einem umgebundenen Musselintuch. Pelzwerk faßt den „Rand des Kleides in der Magengegend ein, und umgibt den Hals.“

Auf ähnliche Art wird Ungarn mit einer Seite abgefertigt, nicht einmal gesagt, daß es zu Oesterreich gehöre, und nun kein Wort weiter, was nur einigermaßen den Franzosen einen wahren Begriff von diesem wichtigen Staate und seinen unerschöpflichen Hülfsquellen geben könnte. Galizien, Mähren, der eigentlichen österreichischen Provinzen wird mit keiner Silbe gedacht. So lernen also die Franzosen die Geographie der nicht zu Frankreich gehörigen Länder kennen!

Die räthselhafte Natur der Metalle.

Eine treffende Definizion des Metalles wird wohl noch lange eine Aufgabe bleiben, da der charakteristische, metallische Glanz doch auch andern Körpern z. B. dem Glimmer zukommt, und das große spezifische Gewicht jezt wohl füglich auch nicht mehr als ein Kennzeichen der Metalle betrachtet werden kann; seitdem wir Metalle, oder doch metallartige Körper (Metalloide) kennen gelernt haben, die leichter als Wasser sind. Merkwürdig bleibet es indessen doch bei diesen Naturkörpern, daß, wenn man sie durch Schmelzung oder Amalgamazion mit einander vereinigt, auch der daraus zusammengesezte Körper noch immer metallischen Glanz behält; da sonst andere Körper, wenn sie sich chemisch verbinden, hiedurch gewöhnlich ihrer vorigen sinnlichen Eigenschaften beraubt werden. Dieß deutet offenbar auf eine gewisse Affinität unter ihnen hin, auf welche man bei der Charakterisirung derselben bisher nicht genug geachtet hat. Man sollte also vielleicht allen denjenigen Körpern eine metallische Basis zueignen, welche sich mit Metallen verbinden lassen, ohne daß diese dadurch völlig ihres metallischen Glanzes beraubt werden, wie zum Beispiel dem Schwefel und Phosphor. So würde man sich schon durch den Umstand, daß die Alkalien und Erden durch Hülfe des Galvanismus mit dem Queckſilber Amalgame hervorbringen, von der metallischen Natur dieser Körper überzeugt haben, wenn man auch gleich nicht so glücklich gewesen wäre, mehrere dieser neuen Metalle auch für sich allein, ohne Verbindung mit dem Queckſilber, darzustellen. Davy's bekannte Entdeckungen lehrten uns die neuen Metalloide kennen: 1) Kalimetall spez. Gew. 0,8; flüssig schon bei + 12° Reaum. 2, Natronmetall spez. Gew. 0,9, flüssig bei + 40 Reaum. Aus den fernern Untersuchungen und Entdeckungen in diesem neuen Felde, durch Seebeck, Berzelius, Pontin, Stromeyer geht hervor, daß auch die alkalischen und andern Erden, selbst die Kieselerde nicht ausgenommen, als Metalloxyde betrachtet werden müssen. Mayer führt in seinen Anfangsgründen der Naturlehre als einfache oder wenigstens bis jezt unzerlegte Stoffe folgende an: Kohle oder Kohlenstoff, Phosphor oder vielmehr Phosphorstoff, Phosphorbasis, wahrscheinlich metallisch, Schwefel oder vielmehr Schwefelbasis, wahrscheinlich ebenfalls metallisch; alle Metalle mit Inbegriff der Metalloiden, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bis jezt zwar für sich allein noch unzerlegt, aber doch wahrscheinlich metallischer Natur; die Grundstoffe der Kochsalzsäure, Flußspathsäure und Borarsäure. In der neuen Anmerkung zu §. 493 heißt es: Die Basis des Ammoniakgas besteht aus Wasserstoff und Stickstoff. Wenn nun, wie sich fast nicht zweifeln läßt, das Ammoniak ein Metalloxyd ist, so würden dann Wasserstoff und Stickstoff nur als die nähern Bestandtheile des Ammoniaks zu betrachten seyn. Aber Wasserstoff und Stickstoff würden dann selbst, entweder beide, oder vielleicht auch nur der Stickstoff allein, Oxyde des Ammoniummetalles seyn; woraus dann weiter folgt, daß auch athmosphärische Luft, Salpeterluft, Salpetersäure, das oxydirte Stickgas u. s. w., ja vielleicht auch das Wasser, blos verschiedene Oxydazionsstufen des Ammoniums seyn würden.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 6. Februar.

Nachricht und Bitte die Fortsetzung der Nazional-Zeitung der Deutschen betreffend.

Die von mir seit 1784 herausgegebene, seit 1796 mit dem Titel:

Nazional-Zeitung der Deutschen

versehene historisch-moralische Wochenschrift gab die nächste Veranlassung dazu, daß ich, wie das Publikum aus öffentlichen Blättern weiß, am 30. November 1811, auf Befehl des französischen Marschalls Davoust, Fürsten von Eckmühl, in meiner stillen Wohnung gewaltsam überfallen, von meinen friedlichen Geschäften und aus den Armen meiner Familie gerissen, als Staatsgefangener nach Magdeburg abgeführt, und siebenzehn Monate lang in dasiger Citadelle sehr hart gefangen gehalten wurde. Ein aus Unkunde unserer Sprache und Schriftstellerei gemißdeuteter Aufsatz, der zur Absicht hatte, die verschiedenen deutschen Völkerschaften, ohne Rücksicht auf ihre politischen Verhältnisse, zur Einigkeit, zum Gemeingeist und zur Vaterlandsliebe zu ermuntern, zog mir dieses Schicksal zu, und eine Folge davon war die seit dem letzten Dezember 1811 gedauerte Unterbrechung der Nazional-Zeitung der Deutschen.

Nun sind nicht allein die der Fortsetzung dieses Blattes im Wege stehenden Hindernisse gehoben; eine Reihe Siege der hohen verbündeten Mächte über den allgemeinen Feind Europa's hat Deutschland von dem fremden, so schwer auf ihm lastenden Joche befreyt; es ist kein Verbrechen mehr, auf deutschem Boden und unter dem milden Zepter deutscher Fürsten ein Deutscher seyn und bleiben zu wollen; nicht nur die Frage, ob wir eine Nazion sind und seyn dürfen, findet nicht mehr Statt: sondern auch der lange genug unterdrückte Gemeingeist ist schon von der Ostsee bis an die Alpen erwacht; jeder redliche Deutsche fühlt sich bereit, der Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes die noch erforderlichen Opfer zu bringen, bis ein bald zu hoffender ehrenvoller und dauerhafter Friede ihm ihre Früchte darreicht.

Ich sehe also einer reichen Ernte für die Nazional-Zeitung der Deutschen entgegen, und mache es mir zur Pflicht, sie nach ihrem ursprünglichen Plane, von dem sie unter dem Drucke der Zeit ziemlich abgewichen war, wieder fort zu setzen.

Diesem Plane gemäß soll sich dieses Blatt weder auf die politischen Ereignisse des Tages einschränken, noch über fremde Nazionen und Staaten erstrecken; sondern es soll eine unter den Deutschen gemachte, mit der Zeit fortlaufende Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Menschheit enthalten. Außer den wichtigsten politischen Ereignissen sämmtlicher deutschen Staaten soll darin Bericht erstattet werden von den Fortschritten unsrer Nazion in der Sittlichkeit, Aufklärung, Gesetzgebung, Staatsverwaltung und Landeswohlfahrt; in Wissenschaften, Künsten, Handel und Gewerbe aller Art. Es soll hervorstechende Züge des Nazional-Charakters, Beispiele großer Tugenden und Laster, merkwürdige Schicksale einzelner Länder, Oerter, Personen und Familien, Lebensbeschreibungen und Ehrendenkmale verdienter Männer und Frauen, kurz alles das aufnehmen, was der auf dessen Titel stehende Denkspruch:

Homo sum; humani nihil a me alienum puto — umfaßt, in so fern es nämlich die in so vielen Staaten und Ländern in und außer Europa vertheilte und zerstreute Nazion der Deutschen angeht. Und der Zweck davon ist: durch Darstellung des wirklichen Guten das mögliche Bessere zu fördern, und den gemeinsamen Nazionalsinn in allen Zweigen des großen deutschen Völkerstammes zu nähren.

Zu diesem Plane und Zwecke darf ich jetzt diese Zeitung zurückführen, und will es; ich kann es aber nicht mit einigem Erfolge, ohne dabei mit Beiträgen aus allen Gegenden der Erde, wo Deutsche wohnen, unterstützt zu werden.

Ich bitte daher jeden von dem Werthe und Nutzen eines solchen Blattes überzeugten Freund des Guten, mir künftig, mit deutscher Wahrheitsliebe und Redlichkeit, zu berichten, was in seinem Gesichtskreise in Hinsicht obiger Gegenstände zur Bekanntmachung Geeignetes vorfällt, und was nicht schon in gedruckten öffentlichen Regierungs- oder politischen Blättern bekannt gemacht zu werden pflegt.

Ich bitte besonders für den gegenwärtigen Zeitpunkt der Rettung unseres Nazionaldaseyns um baldigste Mittheilung einzelner Beispiele von Aufopferungen für die gute Sache, und von Heldenmuth im Kampfe für Freiheit und Vaterland, um damit gleich die ersten erscheinenden Blätter ausstatten zu können. Ich trage sehr gern die Kosten solches Briefwechsels, und es ist jezt, Gott Lob! nicht mehr zu fürchten, daß die Heiligkeit der Briefe und Siegel von fremder Neugierde verletzt werde.

Im vollen Vertrauen auf die Gewährung dieser Bitten werde ich also mit dem 1. Januar 1814 das erste Blatt der wieder hergestellten Nazional-Zeitung der Deutschen, in derselben Druckart und unter denselben Bedingungen, wie sonst, (wöchentlich 1 oder 1½ Bogen in 4., den Jahrgang gegen Vorausbezahlung von 2 Thaler in 20 fl. Fuß, oder 3 fl. 36 kr. Rhein.) erscheinen lassen. Nur ersuche ich noch die Liebhaber, welche dieses Blatt halten wollen, Ihre Bestellung darauf bei den nächsten Postämtern, Zeitungsexpedizionen und Buchhandlungen unverzüglich zu machen, um die Stärke der Auflage darnach bestimmen zu können.

Die durch die zweijährige Unterbrechung in der Folge des Inhalts dieser Zeitung entstandene Lücke denke ich dadurch auszufüllen, daß ich die wichtigsten Begebenheiten der beiden verflossenen Jahre, in einem Bande zusammengefaßt, nachliefere, so bald ich Zeit und Muße dazu erhalte. Und diesem Ergänzungsbande werde ich auch eine umständliche Geschichte meiner, in mancher Hinsicht merkwürdigen Gefangenschaft beifügen.

Gotha, den 15. November 1813.

M. J. Becker.

Anmerkung. Ich verweise die Leser auf das, was ich über Beckers Verdienste und Wirken im Hesperus 1811. Stück VIII. S. 194 ꝛc. und 1813. Stück VIII. Nr. 56. gesagt habe. Ich fordre alle Freunde der Publizität, Humanität und der deutschen Nazion, insbesondre aber meine Gönner, Freunde und Correspondenten zur thätigsten Unterstützung der Nazional-Zeitung auf. Ich kenne kein Blatt, daß so wie dieses, so unverrückt, so lange, so zweckmäßig, mit echt moralischer und Kulturtendenz, auf eine höchst interessante Art und doch so wohlfeilen Preises, einen der gemeinnützigsten Plane ausgeführt hätte. Kann ich mehr zu seiner Empfehlung sagen?

Mein Nazional-Kalender (auch für 1814) enthält Proben genug vom trefflichen Inhalte der Nazionalzeitung.

Der Herausgeber.

Panorama großer Städte.

Prag.

(Fortsezung N. 3.)

Konsumzion.

Um wie vieles der Böhme überhaupt, insbesondere der Einwohner Prags, mehr als andere Nazionen esse, mag vor der Hand unentschieden bleiben; daß aber die Individuen jener Nazionen, welche am meisten über den Appetit der Böhmen spotten, es sich gerade an ihren Tafeln trefflich schmecken lassen, kann, wenn es gefodert würde, durch Thatsachen bewiesen werden.

Daß der Böhme da nicht karget, wo reich und freigebig eine gütige Natur, seinen Fleiß belohnet; daß er nichts von seinem Ueberflusse verderben läßt, und ihn verzehret, weil das Ausland ihn entweder nicht bezahlen kann, oder nicht bezahlen will, ist doch wohl kein Grund, diese Nazion in die Schattenseite zu stellen.

Diesem sey aber wie ihm wolle! Nehmen wir die Volksmenge Prags zu 80,000 Seelen an, repartiren die Summe nachstehender Artikel auf jeden einzelnen, und sehen, was dann für ein Resultat erscheine.

Verbraucht wird im Durchschnitte jährlich:

An Weizen	185,417	niederösterreicher Metzen.
„ Korn	254,109	„ „ „
„ Gerste	196,201	„ „ „
„ Erbsen	11,540	„ „ „

Vom Lande werden eingeführet:

An Weizenmehl	48,124	„ „ „
„ Kornmehl	51,471	„ „ „

An Rindvieh	28,713	Stück
„ Schafvieh	61,314	„
„ Kälbern	31,209	„
„ Lämmern	12,103	„
An Kochsalz	15,950	Zentner
„ Steinsalz	1,238	„

Digitized by Google

In der Stadt selbst wurden 17,854 Faß Bier erzeuget, vom Lande wurden deren 9488 eingeführet; so wie 15036 Eimer Branntwein als verbraucht angenommen werden können.

Es kann übrigens nicht geläugnet werden; daß seit einiger Zeit*), trotz der ungewöhnlichen Preise aller Lebensmittel, so wie aller Bedürfnisse überhaupt, der Bürger, ja selbst der Tagelöhner, mehr und besser trinke und esse als zuvor; daß man jetzt auf Tafeln, öfters in der Woche, ja bei vielen auch täglich Braten, mitunter auch da seltenere Gerichte sieht, wo man vor noch nicht gar langer Zeit nicht täglich Rindfleisch, und nur an besonders festlichen Tagen die gemeinsten Braten sich erlaubte; daß die Wein- und Bierhäuser jetzt unendlich öfter und zahlreicher besucht werden, und alle großen und kleinen Restaurateurs sichtlich emporkommen. Diese ungewöhnliche Erscheinung ist aber nur seit Kurzem, und begann erst, seitdem die Menschen in die sonderbare Verlegenheit geriethen, was mit dem vielen leicht erworbenen Gelde anzufangen? es nicht achten lerneten, weil dessen in Menge vorhanden war, und elend es vergeudeten, weil sie zu wenig Verstand hatten, seinem gesunkenen Werthe, durch zweckmäßige Spekulazion und Anwendung aufzuhelfen.

Je mehr aber eine gewisse Klasse Menschen ausartet, desto mehr machen sich gerade diejenigen einer weisen Mäßigung zum Gesetz, auf deren Tafeln sonst Pracht und Weichlichkeit herrschte. Sie ordnen dadurch wieder weislich ihren zerrütteten Haushalt, indeß der Emporkömmling verarmet.

Im Ganzen bleibet es aber dennoch bei der Behauptung: daß Böhmens, und vorzüglich Prags Einwohner, eben nicht mehr als andere Hauptstädter bedürfen, und der Schluß von einzelnen außerordentlichen Erscheinungen auf das Ganze zu voreilig sey.

Der, beinahe an Verschwendung grenzende, Aufwand bei der Vermählung der jungen Herzoginn von Raudnitz, kann eben so wenig für jene Behauptung, als gegen einen zärtlichen, freudetrunkenen Vater zeugen, der sein erstes Kind ausstattet.

Religion.

Lebt auch Joseph II. Andenken in tausend andern vortrefflichen Einrichtungen fort; so stiftete er sich dennoch durch sein Toleranzpatent das bleibend-glänzendeste Denkmal unter Allen.

Wer der Gebildeteren kennet nicht die blutigen Kriege, welche Glaubenswahn anfachte, und seiger Stolz mächtig unterhielt? Wem sind nicht die ehrwürdigen Namen jener Reformatoren bekannt, welche die Rechte der Menschheit zuerst erkannten, die Rechte der Vernunft mächtig in Schutz nahmen, und im großen Kampfe, mit dem vielköpfigen Ungeheuer, Wahn, bluteten.

Was Jahrhunderte, ununterbrochner, wüthender Kämpfe nicht vermochten, gelang dem großen Vernunft- und Menschenfreunde Joseph in seinen kurzen Lebensaugenblicken: Duldung verschiedener Glaubensmeinungen, Freiheit des Denkens, und dadurch die Gründung jenes Nazionaladels, welcher Böhmen so rühmlich auszeichnet.

Heil seinem Nachfolger! Welcher fortbauet im Geiste seines Ahnen, und nicht wie Ferdinand II. grausam zerstöret, was Maximilian und Rudolph, Lichtpunkte ihres Zeitalters, gründeten.

Daß Böhmen, vor anderen Völkern lange an gewissen Förmlichkeiten in seinen gottesdienstlichen Gebräuchlichkeiten hing, wird ein Jeder, welcher in Böhmens älterer Geschichte sich umgesehen, leicht entschuldigen.

Was ehedem gewesen, noch vor Kurzem gewesen, und worüber manch witzelnder Reisende sich lustig machte, Bigotterie ist dermalen aber schon höchst selten geworden, wenn man anders nicht, wahre, innige Geisteserhebung, Duldung fremder Meinungen und Thorheiten, mit diesem Namen belegen will. Ja es scheinet beinahe, daß nun in der Religiosität überhaupt bei weitem weniger gethan werde, als es für den sittlichen Karakter der Nazion ersprießlich ist, und daß an die Stelle des blinden Glaubens, ein Unglaube trat, welcher in vieler Hinsicht weit nachtheiliger, als die ehemalige Frömmelei, auf die menschliche Gesellschaft wirket.

Weise und gerecht handelte Joseph II., als er die zu häufigen Klöster aufhob, als er Kirchen schloß die zu große Menge der Feier- und Bettage verminderte, und auf diese Art das Volk lehrte, haushälterischer mit der Zeit und dem thätigen Leben zu seyn; ob aber diese Schritte denn doch nicht etwa zu rasch gethan, das Volk zu wenig darauf vorbereitet gewesen? dürfte vielleicht ein prüfender Blick auf die jetzt herrschende Denk- und Handelsweise entscheiden.

Man muß bei einem Volke einen hohen Grad geistiger Bildung voraussetzen können, um Glaubenslehren ohne alle Versinnlichung aufstellen, und dasselbe dafür empfänglich machen zu wollen. Dieses fühlten die Reformatoren früherer Zeiten, und eben weil sie dies lebendig fühlten, weil sie ihre Lehren dem Zeitgeiste, dem Fassungsvermögen anzupassen wußten, fand auch ihre Lehre, im großen Haufen, so viele Anhänger.

Die wenigsten wollen denken, und am wenigsten dort denken und forschen, wo es ihnen um Trost

*) Dies Alles ist 1811 geschrieben. D. H.

und Beruhigung zu thun ist, den ihnen sonst ein alles resignirender Glaube bot.

Unter den Volksfesten, in religiöser Hinsicht (Allgemein-Oeffentliche kenne ich sonst in Böhmen Keine) behauptet bis jetzt noch immer Jenes der Gedächtnißfeier Johannes von Nepomuk den ersten Rang, durch das Herbeiströmen des zahlreichen Landvolkes aus allen Gegenden und Kreisen Böhmens; obschon der Zeitgeist auch hier einwirkte, und der Menschen sich gegen frühere Zeiten nicht zur Hälfte so viel mehr versammlen. Dem aufmerksamen Beobachter, obschon man noch häufige Spuren jener Wirkungen trifft, welche Andacht und Vertrauen auf den harmlosen Menschen haben können, wird im Ganzen der hohe Grad von herrschender Erkältung nicht entgehen, welcher bei den rohen Kindern der Natur um so mehr befremdet; jemehr ein großer Theil der Denker und Schriftsteller Sitteneinfalt und Unschuld, in den ländlichen Hütten heimisch zu seyn wähnet. Dieser Kaltsinn, vereinet mit dem Aufwande, welchen nun solche Wallfahrten verursachen, verspricht selbst diesem Feste wenigstens keine lange Dauer, und ob der ohnedies ernste Nazionalkarakter des Böhmen dann, und durch den gänzlichen Mangel an allgemeinen Volksfesten, nicht unendlich verlöre, ob das gesellschaftliche Band nicht zum Nachtheil der inneren Landesverhältnisse, nicht noch mehr, als es gegenwärtig der Fall ist, gelüftet werden würde? entscheide die Völkergeschichte früherer Jahrhunderte, wo die Regierungen solche religiöse und profane Feste mit glücklichem Erfolge veranstalteten, und aus Staatsklugheit unterstützten.

Ob das große Heer der Tadler, aller Anstalten und Verfügungen des über sie weit erhabnen Josephs II. mit Recht die Sperre und Veräußerung so vieler Kirchen in Prag zum Gegenstande des Vorwurfs machen? beantwortet ein flüchtiger Blick auf die der Volksmenge ganz angemessene Zahl, dermalen noch vorhandener Bethäuser. Daß aber auf diese Art manch' Kunstwerk, manch' Alterthum verloren ging, welches der Geschichtforscher schon jetzt bedauert, später um so schmerzlicher vermissen wird, ist doch wohl mehr Schuld der Nazion, welche im Auslande anstaunet, was ihr das Vaterland eben so merkwürdig und wohlfeil bietet, als des großen Josephs, welcher blos dem Müssiggange steuern wollte, der sich hinter der Andacht verbarg.

Vielleicht begegnet hier eine kurze Beschreibung der merkwürdigsten jetzt noch bestehenden Kirchen dem Wunsche manches Reisenden, manches Heimischen, welcher nie die Hauptstadt sah, oder zum mindesten nicht Zeit noch Gelegenheit fand, ihre Merkwürdigkeiten aufzusuchen, worunter in so vieler Hinsicht, vorzüglich aber in Bezug auf Alterthum die Gott geweihten Tempel gehören.

Kirchen der Altstadt.

Die Teinkirche.

Borziwois erstes, angelegentlichstes Geschäfte, nach seiner gegen das Jahr 894 erfolgten Rückkehr aus Mähren, war der Bau dieser Kirche, vor dem großen Thore des Fürsten- oder fröhlichen Hofes, nun das alte Ungeld genannt, welchen Krzesomisl für sich und seine Nachfolger zum Wohnsitze bestimmte. Klein, in Gestalt einer Kapelle, umgab sie, wahrscheinlich um sie vor der Beschädigung und Entweihung der Heiden, deren es dazumal noch eine weit größere Zahl als der Christen gab, zu sichern, ein hoher hölzerner Zaun, welchem diese Kirche denn auch ihren Namen Tein, von dem böhmischen Worte Tayt, verbergen oder verheimlichen, verdanken mag.

Die unversöhnliche Feindinn des Christenthums, Drahomira, zerstörte sie, mit so viel anderen Kirchen, und erst ihrem Enkel, Boleslav dem Sanftmüthigen, gelang es, sie bei mehr verbreitetem Christenthume, in dem Geiste damaliger Bauart wieder herzustellen. Da aber bald auch diese Kirche die versammelte Gemeinde nicht faßte, so vereinigten sich die in Prag niedergelassenen deutschen Kaufleute um das Jahr 1407 zum Baue eines neuen, größern und schönern Gotteshauses, dessen äußere Form, blos durch die beiden von K. Georg von Podiebrad angebauten, eben nicht geschmackvollen Thürme verändert ward, uns heut zu Tage noch ergötzet.

Zwischen diesen beiden Thürmen, wo weit schicklicher seit dem Jahre 1620 ein Madonnenbild stehet, soll K. Georg sich selbst mit einem stark vergoldetem Schwerdte und einem Kelche, welcher vier Striche Getreides faßte, haben abbilden lassen, wonach man sich leicht einen Begriff von der kolossalischen Größe dieser Bildsäule machen kann.

Die Errichter dieser Kirche glaubten aber, in ihrem frommen Eifer, durch die Herstellung des Gebäudes selbst, noch viel zu wenig für die gute Sache gethan zu haben, und stifteten daher für dieselbe 2 Pfarrherrn und 24 Kapläne, welche den Gottesdienst in böhmischer und deutscher Sprache halten mußten. Unser Hammerschmid widerspricht aber dieser Angabe, was nämlich die Kaufleute betrifft, und beweiset durch die Errichtungsbücher das Daseyn dieser Geistlichen aus frühern Stiftungen.

Während der in Böhmen herrschenden Religionsspaltungen predigten in dieser Kirche, zum großen Aergerniß der römisch-katholischen Gemeinde, auch akatholische Priester, welchem Unfuge Ferdinand II. bei seiner Thronbesteigung und nach dem glücklichen Siege am weißen Berge recht angelegentlich steuerte.

Unter die Merkwürdigkeiten dieser, durch ihr vieles einfallende Licht und das kühne Gewölbe, schönen Kirche, gehöret unstreitig das nächst dem Predigtstuhle in der Wand angebrachte, und 1601, Rudolphs II. berühmten Sternkündigen Tychobe Brahe, gesetzte Denkmal. So wie der Grabstein unsers verdienten Historikers Johann Hammerschmid, und Augustin Luzianus von Bassariis und Erzbischofs von Sanctorio, eines Bischofs der Utraquisten, welcher 1493 in dieser Kirche beigesetzet wurde.

Skretas Meisterhand verräth sich durch liebliche Gestalten und zartes Farbenspiel jedem Kenner bei dem ersten Blicke auf die schöne Madonna, in Lanfranks Manier, am Hochaltare. Eben so bestimmt spricht sich dieser schöne Geist in der Verkündigung des Engels, dem Evangelisten Lukas und dem Adalbert aus, welche Gemälde die Seitenaltäre zieren.

Eine Bemerkung kann ich hier unmöglich unterdrücken, welche ich ziemlich allgemein zu machen Gelegenheit fand; daß nämlich in den Kirchen überhaupt die schönsten Gemälde am schlechtesten verwahrt, und vor dem Verderben geschützt werden.

Der großen Glocken wegen, welche mit ihrem Getöne den Nahewohnenden lästig seyn muß, dürfte wohl kaum Jemand die unbequeme, steile Treppe hinanklimmen, um sonst nichts als einen 108 Zentner schweren Koloß zu betrachten, welcher durch die Hussiten, denen manche ungereimte That zur Last gelegt wird, dem prämonstratenser Kloster genommen, und hieher gebracht worden seyn soll. Wahrscheinlicher ist nach der auf dieser Glocke befindlichen Innschrift: daß sie 1553 unter Ferdinands des ersten Regierung gegossen worden.

Man muß bedauren, daß diese schöne Kirche nicht frei auf dem Platze stehet, sondern von anderen Gebäuden so ganz umgeben ist; daß man beim Haupteingange von der Seite des Altstädter Platzes, um so weniger in ein Bethaus zu kommen vermuthet, da eine Preistafel hier auszuschenkender Weine, und die sichtbare Behaglichkeit der stets anwesenden Gäste, eben nicht zur Andacht vorbereitet.

Die Kirche zum h. Jakob.

Das neubekehrte Böhmen bot so manchem vom Schicksal verfolgtem Erdensohne den sichersten Zufluchtsort, sobald er in einem beliebten Mönchsgewande erschien. Diesen günstigen Augenblick benützten denn alle Völker des rechtgläubigen Europa, kamen schaarenweise, und fanden bei den frommen Fürsten nicht nur Schutz, sondern auch die großmüthigste, reichste Unterstützung.

Einer Gesellschaft Mönchen, welche ihrem Stifter, dem nunmehr heilig gesprochenen Franz, 1224 aus Italien nach Böhmen folgte, und der Gastfreizeit Przemisl Otokars verdanket Prag die Kirche zum h. Jakob, zu welcher dieser fromme Fürst im Jahre 1225 selbst den Grundstein legte, jedoch vom Tode überrascht, die Vollendung dieses verdienstlichen Unternehmens seinem Sohne Wenzel IV. überlassen mußte. Der Bau wurde 1233 zu Stande gebracht, 1250 aber jener des Klostergebäudes, wohin denn Wenzel seine Fremdlinge, welche einstweilen theils bei St. Barbara, theils in dem sogenannten Königshofe untergebracht wurden, mit großem Gepränge einführte.

Nach dem 1316 ausgebrochenen Brande, welcher einen großen Theil der Altstadt und auch diese Kirche einäscherte, erbaute sie Johann von Luxemburg wieder. Vor der gänzlichen Zerstörung durch Ziska und seinen Rotten, obschon wesentliche Beschädigungen nicht vermieden werden konnten, rettete sie zweimal der eben so muthvolle als beharrliche Schutz der Prager Fleischer, welche Großthat die dankbaren Priester, durch folgendes Chronographicon ob der Klosterpforte, verewigten.

Virtuti et benevolentiæ Lanionum Antiquæ Vrbis, Sacri hujus Templi et Conventus, integritatem a Sacrilego Joanne Ziska et sociis, manu strenue tuentium, conservantumque Fratres Minores Conventuales, animi studio poni curarunt 1598.

Ein zweites Denkmal dieser Dankbarkeit findet man über der Thüre, welche aus der Kirche in das Kloster führet, in eine Marmortafel gegraben, über welcher man den böhmischen Löwen erblickt.

M. D. C. XV.

Major legibus sacrisque pariter, fac
Parcas Minorum liminibus: Magnus est præsens
Parcat Boemicus Leo. Minoresque extra
Te non dilamient, laniones.

Nach wiederhergestellter Ruhe suchte K. Siegmund so viel möglich das wieder gut zu machen, was die Volkswuth verdarb. Rudolph II., ein Vater nach Karl IV., ließ den bekümmerten Mönchen aber vollends nichts mehr zu wünschen übrig.

Nachdem 1699 erneuerten Brande, nach welchem nichts als die höchst beschädigte St. Anna Kapelle von dieser Kirche übrig blieb, lag sie bis zum Jahre 1702 in ihrem Schutte, aus welchem sie der Hochsinn der Einwohner Prags, durch reiche Beiträge wieder hervor rief.

Reich mußten diese Spenden seyn, denn die Unkosten des Baues (den Aufwand, welchen das Geläute und die innere Verzierung und Einrichtung forderte ungerechnet), beliefen sich auf 39,846 fl., eine für jene Zeit beträchtliche Summe, wenn sie auch unser an Hunderttausende gewöhntes Jahrzehend, minder groß finden sollte.

Unter die Wohlthäter, welche den Bau dieser Kirche so menschenfreundlich unterstützten, zählen die Jahrbücher eine verwittwete Ludmilla Pavlaczkin, welche durch einen silbernen Tabernakel, 3000 fl. im Werthe, den marmornen Altar des wunderwirkenden Marienbildes doppelt schmückte.

Diesen Tabernakel, wie die vielen, die Wände der Kirche, hinter Glasschränken zierenden, kostbaren Opfer, benutzte die k. k. Hofkammer für höhere Zwecke; und die aufrichtige Billigung dieses Verfahrens spricht doch ziemlich beredt für den böhmischen Nazionalgeist.

Mit diesen Opferkästen schwand aber auch der sonst neben dem Wunderaltare an einer Kette hängende Vorderarm jenes Gauners, welcher den kostbaren Schmuck, womit das hölzerne Bild Marjens überladen gewesen, heimsuchte. Dieser Frevler ward aber, so sagt es die Klosterlegende, von dem Wunderbilde bei der Hand so mächtig ergriffen, daß an eine Flucht nicht zu denken war. Die Stunde der Hora, in welcher die Brüder zu frommen Gebeten sich versammelten, war auch die Stunde der Erlösung aus den Händen dieser überirdischen Polizei, um dafür der weltlichen übergeben zu werden; welche aber den Räuber nur erst dann zu weiterer Strafe überkam, nachdem der Nachrichter ihm den Arm an Ort und Stelle amputirt hatte.

Das Riesenbild am Hochaltare, die Enthauptung des h. Jakobs, von Sebastian Zellner, hat des Guten sehr viel, und es ist Schade, daß für seine Erhaltung so schlecht gesorget wird. Es scheinet auch in diesem Bilde Wunderkraft wenigstens gelegen zu haben, denn die 1713 in Böhmen und in der Hauptstadt wüthende Pest, schonte des Künstlers beinahe bis zum letzten Pinselstriche; er starb zwei Tage nach der Vollendung des Werkes an dieser Seuche.

Nicht unangenehm wird man in der Seitenhalle, links vom Haupteingange, durch das schöne, 30 Schuh hohe Monument überrascht, welches unser brave, nicht genug gekannte und geschätzte Künstler, Ferdinand Prokop, sich durch seine Kunst, und dem seit 1712 (den 31. Dezember) hier ruhenden Grafen, Johann Wenzel Wratislav von Mitrowitz, errichtete. Das Ganze ist sehr brav gedacht, und so meisterhaft ausgeführet, daß man über der Kunst den Zweck leicht vergäße, warum es eigentlich dasteht, wenn nicht die goldnen Buchstaben der Grabschrift zu stark vom dunklen Marmor abstächen. Sie lautet:

D. O. M. S.

Reverendiss. Illustrissimo et excell: viro Joanni Wenceslao S. R. J. Comiti Wratislav. de Mitrowitz. Tertio suæ Gentis in Boem. Ord. Equit. S. Joanni Hierof. Mag. Priori. S. C. et R. Majestatis a Secretioribus Consiliis, atque Regni Boem. supremo Cancellario.

Hätte man doch mit weniger Worten mehr sagen können (!)

Die Kirche ist kein Meisterstück der Baukunst. Den Plan dazu muß ein der Welt und dem Sonnenlichte feindlicher Mönch in einer engen, finstern Zelle entworfen haben, denn auch die Kirche ist eng, finster und voll Winkel. Es betet sich nicht froh hier.

Kirche zum h. Gallus.

Dem Karl Ferdinandeischen Universitätsgebäude gegenüber, jedoch von dieser Seite des ehemaligen Klostergebäudes wegen nicht sichtbar, ist die St. Gallus Kirche, merkwürdig blos: weil Huß hier lehrte, und seine Sekte sie, seit dem Jahre 1409 zu ihrem Hauptversammlungsorte wählte, und erst durch den Sieger Ferdinand II. daraus verscheucht ward.

Einige Kelche mit Hussens Namen wurden hier noch vor Kurzem, so wie ein Stück seines Predigtstuhles, auf welchem man Hussens Bildniß en bas relief sah, aufbewahret.

In den Gedenkbüchern vom Jahre 1609 liest man Seite 6. Sabatho, post Commemorationem Magistri Joannes Hus.. Seite 10. Dominica XX. post Trinitatem a parochianis concluditur: ut Calix sanctæ memoriae M. Joannis Hus hactenus extra existens recondatur, ejusque loco alius in usum exponatur. Seite 28 vom Jahre 1613. Dominico in crastinum, memoria Magistri Joannis de Hussinez et M. Hieronimi, Martyrum Dei. 7. die Mensis Julii.

Der fromme Eifer unsers braven Geschichtschreibers Hammerschmid bricht hier in folgende Worte aus: O perfidia! exclamare hic cogor, hæretica, tunc Martyres Diaboli audeas vocare Martires Dei? Quis, responde mihi, tibi canonizandi tribuit authoritatem? Ecclesiae Diaboli tales debentur Martyres, qui coluntur, ubi non sunt, cruciantur, ubi sunt.

Daß dem guten Hammerschmid nicht die schöne Lehre beifiel, welche Jesus seinem treuesten Jünger, Petrus, gab, als er Malchus das Ohr abhieb! Wer verargt aber diesem alten Schriftsteller Aeußerungen, die man 1813 noch nicht selten hört?

An der Seite des Hochaltars ruhet Streta. In diesem Altare setzte er sich sein Denkmal selbst, denn, uneingedenk daß er das Altarblatt, und wie man zu sagen pflegt, con amore mahlte, so trug er noch zu der Errichtung des Ganzen, mit der verwittweten Grässin Ludmilla von Rozdrazov, und der Frau Elisabeth Sazin, gebornen Hartung, seinen

Theil redlich bei. Die wenigsten, da kein Marmor, keine glänzende Aufschrift die Aufmerksamkeit des reisenden oder heimischen Gaffers fesselt, wissen dies, so wie überhaupt das bescheidene Prag noch so manchen Schatz verbirgt, mit welchem das Ausland schon lange geprahlt haben würde.

Wer Liebhaber einer der schönsten Kirchenmusiken ist, der besuche dieses Bethaus an Sonn- und Festtagen um die 10. Frühstunde, und er findet gewiß hohe Befriedigung, so wie die beste Gelegenheit mit den ersten Tonkünstlern Prags bekannt zu werden.

Wer aber diesem Vergnügen stilles Bewundern der schönsten Reize Prags vorzieht, der gehe in die letzte oder galante Messe, welche hier ausschließend vor andern Kirchen um 12 Uhr gelesen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aufrechte Fortepiano.

Im Hesperus Nr. 67 vom Oktober des Jahrs 1813 heißt es in den fortgesetzten Notizen über österreichische Fabriken bei Nr. 30 unter der Aufschrift: Musikalische Instrumente: „Obschon man seit sehr vielen Jahren aufrechtstehende Kielflügel hatte, so gebührt doch dem J. F. Bleyer das Verdienst, daß er vor beiläufig 8 bis 9 Jahren die ersten brauchbaren aufrechtstehenden Fortepiano's in Wien verfertigte, und sonach ist er als Erfinder dieser Instrumente zu betrachten." Hiernach fällt also die Erfindung des Hrn. Bleyer ins Jahr 1806 oder 1805. Da ich nun aber hier in Böhmen schon im Jahre 1804 beim Hrn. Anton Pilz, Uhrmacher im Städtchen Niemes, bunzlauer Kreises, dem ich damals wegen einer künstlichen Sack- oder Taschenuhr, die sich durch das Herausziehen aus der Tasche von selbst aufzog, eigends besuchte, ein aufrechtstehendes oder sogenanntes Schrankfortepiano gesehen habe, welches so wohl in der Bauart sehr solide, als auch im Wohlklange ganz vortrefflich, folglich vollkommen brauchbar war; so kann Hr. Bleyer in Wien für den Erfinder der aufrechtstehenden Fortepiano's nicht angesehen werden. Nicht Neigung gegen den genannten Uhrmacher, noch Vorliebe für mein Vaterland, denn bei mir heißt es: Cuique suum; sondern wahrer reiner Eifer für die Wahrheit bestimmte mich, Ihnen, Herr Wirthschaftsrath, dieses zur Berichtigung jener eben erwähnten Anzeige mittheilen zu müssen. Weil mir nun aber das eigentliche Jahr der Erfindung und Erbauung jenes von mir gesehenen Schrankfortepiano's nicht bekannt war, so schrieb ich gleich, nachdem ich obigen Aufsatz im Hesperus gelesen hatte, an den gedachten Uhrmacher, und bat ihn, mir sowohl die Entstehungsgeschichte seines aufrechten Fortepiano's als auch jener Kunstuhr, die sich beim Herausziehen aus der Tasche von selbst aufzieht, gefälligst mitzutheilen, und er ertheilte mir folgende Antwort:

„Weil meine Pflegetochter Genie zur Musik hatte, „so hätte ich gern ein Fortepiano gehabt; allein eines „zu kaufen, fehlte es mir am Gelde, und zu einem „liegenden hatte ich auch in meinem Zimmer keinen „Raum. Es kam mir also der Gedanke ein, ein stehendes „Fortepiano selbst zu bauen. Anfangs kostete mich's „freilich mehrere Nächte, bis ich den Mechanismus aus„studirte, aber ich versuchte im Brachmonate 1802 die „Probe mit einem Klaven und Hamrator (?), und es ging „nach meinem Verlangen; dann fing ich im Heumonate „meinen Bau an, bei Tage war ich Uhrmacher und in „der Nacht Instrumentenmacher, und so habe ich bei „Sommernächten, öfters bis früh ein auch zwei Uhr, „unermüdet fortgearbeitet; endlich im Dezember des „nämlichen Jahrs wurde schon darauf gespielt. Unser „Arzt, der Hr. Lorinzer, welcher eben damals von „einem Tonkünstler Namens Henke, der in Prag „und Wien sich abwechselnd aufhielt, besucht wurde, „wollte nun sehen, was dieser Sachverständige zu mei„nem Schrankfortepiano sagen würde, und brachte ihn „in mein Haus. Als er es erblickte, bewunderte er „nicht nur dasselbe mit der mehrmaligen Aeußerung: daß „er in Prag und Wien etwas der Art noch nicht ge„sehen habe; sondern fing auch gleich mit Wohlgefallen „darauf zu spielen an. Ich war nun begierig, welche „Fehler er mir ausstellen würde; allein er lobte mein „gelungenes Werk wider mein Erwarten, und versicherte „ohne alle Schmeichelei, daß der Resonanz unver„besserlich wäre; nur bemerkte er, daß man im sanften „Spielen die Klaves ein wenig klappern höre, was auch „ganz natürlich war; denn ich hatte sie nicht mit Tuch „belegt, welchem Fehler ich aber sogleich abhalf. Die„ses machte mir nun Muth, und ich fing nach einigen „Jahren wieder ein neues an zu bauen, wobei ich zu„gleich eine Flötenveränderung anbringen wollte. Ich „hatte schon den Plan im Kopfe, und auch eine gute „Reihe Pfeifen fertig gemacht; allein die unglück„liche Feuersbrunst, welche inzwischen ausbrach, nahm „mir alles weg, und meine Kunstwerke hatten ein Ende."

„Mit der Entstehungsgeschichte meiner Kunstuhr, „die E. W. ebenfalls zu wissen begierig sind, hatte es „folgende Bewandtniß. Im Jahre 1787 sollte ich dem „Hrn. Grafen Emanuel von Waldstein eine Ta„schenuhr von ganz neuer noch nie gesehener Art ma„chen. Ich studierte nun hin und her, hatte auch schon „mehrere Entwürfe gemacht, die neu und künstlich wa„ren, aber doch wollte mir keiner recht gefallen; ende-

„lich fiel mir der Gedanke ein, weil öfters Uhrschlüssel „verloren gehen, eine Uhr zu verfertigen, bei der man „den Schlüssel entbehren könnte, und die sich durch das „Herausziehen aus der Tasche von selbst aufziehen müß„te. Ich führte diesen Gedanken glücklich aus, und „machte dem Grafen von Waldstein eine goldene Ta„schenuhr dieser Art. Uebrigens hatte sie zwei Ziffer„blätter, auf welchen sie voran die Stunden und Mi„nuten und hinten den Tag und das Datum zeigte. „Das Jahr darauf oder 1788 mußte ich den Hrn. Gra„fen von Keglowitz eine ähnliche bauen, und 1789 „schrieb er mir sogar aus Siebenbürgen, daß ich „ihm noch eine zweite verfertigen möchte, die ich aber „nachher, weil Hr. Graf Keglowitz, eher als sie „fertig ward, schon als General nach Breisgau ab„gegangen war, an den Hrn. Grafen Johann von „Pachta nach Prag abliefern mußte. Hätte nun „dieser General, der mit den berühmtesten Uhrmachern „in Wien bekannt war, zu jener Zeit eine dergleichen „Uhr in Wien oder in andern großen Städten schon „gesehen; so würde er sie wohl nicht bei mir haben „verfertigen lassen.“

Aus diesem Schreiben ist nun zu ersehen, daß Hr. Pilz sein Schrankfortepiano im Juny 1802 erfand, im July es zu bauen anfing, und im Dezember des nämlichen Jahrs den Bau vollendete; folglich da er um 4 bis 3 Jahre früher als Hr. Bleyer in Wien dasselbe herstellte, so ist Anton Pilz in Niemes, wenn nicht etwa irgendwo ein Dritter oder Vierter eben dieses noch früher bewerkstelligte *), als der Erfinder der aufrechtstehenden Fortepiano's zu betrachten. Daß der Tonkünstler Henke der sachverständige Mann war, der sein Werk beurtheilen konnte, dies hat seine volle Richtigkeit; denn ich habe ihn selbst genau gekannt, und sein vortreffliches Spiel auf dem Fortepiano und der Flöte in musikalischen Privatakademien mehr als einmal bewundert. Er war aus dem Dorfe Dobern bei Böhmischleipa gebürtig, studierte hier in Prag die Medizin, und machte nachher in Wien sein Rigorosa; gab, weil er ein Sohn armer Eltern aber dagegen sehr geschickt und fleißig war, zu seiner Erhaltung und Fortkommen auf den genannten Instrumenten Lekzionen, und starb, so viel ich mich erinnere, im Herbste 1806 zu Moldauthein in den schönsten Jahren seines Lebens.

*) Ich sahe dergleichen schon 1778 in Hamburg.
D. Hz.

Der übrige Inhalt des obigen Briefes, betreffend die Kunstuhr, gehört zwar nicht zur Sache der Berichtigung meines Schreibens; allein dem ungeachtet habe ich ihn nicht hinweg lassen wollen, theils damit Hr. Pilz auch in diesem Fache, in welchem er gleichfalls unter die sinnreichen und erfinderischen Künstler Oesterreichs gehöret, gewürdiget werde; theils weil er für die Geschichte der Erfindungen interessant ist. Vielleicht wird das andere zu ähnlichen Anzeigen ermuntern.

Prag den 8. Dezember 1813.

P. K. Jakesch,
Gubernialregistrant.

Correspondenz.

Wien, den 21. Dezember 1813.

Bewährt gefundenes Mittel gegen den Bandwurm.

Da unsere Magd sehr an dem Bandwurme litt, so fiel mir ein, daß im Hesperus 1812 N. 12. ein Mittel dagegen bekannt gemacht worden. Ich suchte es auf, und nachdem unser Hausarzt, dem ich es vorlegte *), nichts gegen seinen Gebrauch einzuwenden hatte, wandte ich es buchstäblich bei der Magd an, welche eine sehr starke Natur hat. Sie mußte auch die letzte Portion Oehl, also in allem drei Unzen nehmen. Aber hierauf ging auch glücklich zu ihrer und unser aller größten Freude der abscheuliche Wurm vollständig weg, und ward in das kaiserliche Naturalienkabinet abgegeben.

*) Eine Vorsicht, die man niemals beim Gebrauche solcher Mittel aus der Acht lassen sollte.
D. Hz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 7. Februar.

In der letzten Mitternacht 1813.*)

Sie ist vorbei die letzte Mitternacht!
nur eben hat ihr Seiger ausgeschlagen;
und unaufhaltsam rollt im luft'gen Wagen
der Zeit dahin das alte Jahr. Erwacht
vom langen Schlaf ringt sich empor das Neue,
und schließt sich an, an seiner Brüder Reihe.

Verhüllt in Schleier siebenfach und dicht
Beginnt es seinen Riesengang zu wallen,
ob Kronen oder Bettlerhütten fallen,
das rührt den Sohn des dunkeln Schicksals nicht.
In eh'rner Brust weiß er von keinem Herzen
und stumm und blind vertheilt er Lust und Schmerzen.

Mit Mord und Brand und Fluch beladen sank
sein Bruder hin, und Blut und Trümmer decken
die neue Bahn, und Millionen strecken
verzweifelnd halb, halb flehend seinem Gang
die welken grausentfleischten Arm' entgegen,
und flehen laut: „Gieb Tod uns oder Segen?"

„Wir wollen, ach! wir können nun nicht mehr
die ew'gen Zweifel in dem Busen nähren;
du mußt uns retten oder ganz zerstören,
nur was dazwischen liegt drückt weltenschwer.
Wir geben willig uns in deine Hände,
heisch Opfer, jeder Art — nur ende!"

„Zwar hat dein Bruder viel für uns gethan:
wir sahn in seinem kühnen Riesengange
des Glückes Luftschloß sich dem Untergange
des Stelzes Vesten dem Zertrümmern nah'n.
Wir sahn den Bund, den edlen, sich erheben
und bleich vor seinem Glanz den Frevel beben.

„Wir sahn erstarrt die graufe Leichensaat
bei Kulm und Leipzig die Gefilde decken,
wir sah'n die niederliegten Waffen strecken,
und helle Flucht auf blutbenetztem Pfad;
und sah'n entzückt auf stolzer Feinde Grenzen
des heil'gen Bundes helle Banner glänzen."

Doch ach! noch ist das Höchste nicht vollbracht;
noch immer will der Frevel nicht ermüden,
noch immer seufzen wir umsonst nach Frieden,
und athmen bang in der Erwartung Nacht.
Fort braust der Krieg mit seinen Feuergüssen,
die Mordsucht rast, und Blut und Thränen fließen.

Noch immer stürzt im Kampfe Mann und Roß,
und jede Stund' erwürget tausend Leben,
und Millionen banger Herzen beben
in der verlassnen Heimath stillem Schoos.
O! sieh nur hin, sieh die gerungnen Hände,
erbarme dich des Jammergräuls und — ende!!

„„Ihr Sterblichen!" vertraut auf Gottes Huld"""
— rief aus dem dichten Schleier eine Stimme —
„„Er schlägt den Frevel jetzt in seinem Grimme,
und heischt von Euch Ergebung und Geduld.
Vertraut auf Ihn, Er wird die Ketten brechen,
Er wird die frech entweihte Menschheit rächen.""

„„O! folgt getreu dem heil'gen Bundespanier,
es trägt in eurer Feinde Reih'n Verderben;
sie müssen zittern, müssen fliehn und sterben,
denn Nemesis die ernste waltet hier.
Sie hat des grimmen Welterstörers Leben
Den finstern Mächten endlich Preis gegeben.""

„„Und wie ihn ihre Eisenhand ergreift:
ruht Mord und Brand, des Krieges Donner schweigen,
und von des Oelbaums frischbeknospten Zweigen
erblinkt der Kranz mit Himmelshuld beträuft.
Er senkt sich auf den heil'gen Bund, und Frieden
hat Gott durch Ihn der Menschheit dann beschieden.

*) Bedauern muß ich, daß dies schöne Gedicht, das so schicklich den neuen Jahrgang eröffnet hätte, erst zu Ende Jänners in meine Hände kam. D. H.

Und wenn auch noch die Eumenid' ihn schont,
wird doch der Schmerz, die Scham, die Wuth ihn beugen,
er wird zermalmt die Hand zum Frieden reichen
und fühlen daß ein Gott im Himmel wohnt.
Und festgebannt in engeren Gebieten,
wird schwergelähmt der Tyger nimmer wüthen.

Dann erst erblüht ein Erdenparadies
aus der Zerstörung rauchumhüllten Trümmern,
Im Jubel wandelt sich der Menschheit Wimmern,
der Krieg versinkt in's Höllenburgverließ.
Der Landmann darf der Saat sich wieder freuen,
und Handel, Kunst und Wissenschaft gedeihen.

Und mit der goldnen Zeiten Ueberfluß
herrscht auf dem Erdenball Astrea wieder,
die meergetrennten Menschen werden Brüder,
die Nahen bieten Handschlag sich*) und Kuß;
und wo des Fleißes Hände nur sich regen,
auf Land und See'n — haust Eintracht, Friede und Segen.""

Die Stimme schwieg — und froher Glaub' erwacht'
in meiner Brust. Die Angst zerstob im Winde,
entfallen war dem Aug' die schwarze Binde,
und jubelnd rief ich durch die dunkle Nacht:
„Laß uns o Menschheit ohne Furcht und Grauen,
„auf Gott und unsern heil'gen Bund vertrauen!"

Sch—r.

Baden in Oesterreich.

In diesem Lieblingssommeraufenthalte der Bewohner Wiens ist der schönste Theil aus der Asche von 135 Häusern, welche 1812 die Flamme verzehrte (bis auf 2—3 Brandstädten, dem Augustinerkloster und Rathhause), noch schöner wieder emporgestiegen. Die neuen rothen Ziegeldächer scheiden dies Revier jetzt von den alten mit Schindeln gedeckten Wohnungen.

Wie oft hat schon dieser Ort gelitten! Im XVI. und XVII. Jahrhundert (1529 und 1683) ward er von den Türken, im XVIII. (1714) von der Pest, im XIX. (1812) von der Flamme verheert.

Eine alte Kapelle erinnert an die Verwüstungen der Ungläubigen, die Dreifaltigkeitssäule (von Stanetti) auf dem Markte an die Erlösung von der Pest, und die neuen Straßen an die wohlthätigen Unterstützer der Abgebrannten.

*) Oder: Gruß und Kuß.

Erst ein Dorf, dann ein Flecken, Markt, nun eine Stadt, am östlichen Fuße des Kalvarienberges eines Kalkfelsens des cetischen oder Kahlengebirges, bei den Römern schon als Aquæ cetiæ s. Pannonicæ berühmt, und jetzt noch wegen ihrer wohlthätigen siebzehn Heilquellen gepriesen, wählten sich neuerlichst mehrere Große Wiens und selbst einige Erzherzoge sie zur Sommerresidenz.

Durch die nächsten, nicht 5 Minuten entfernten, wahre Vorstädte bildende Dörfer, wie Weikersdorf, Gutenbrunn, gewinnt es einen Umfang von 400 Häusern, die, ohne Badegäste, mit 5000 Menschen bewohnt sind.

In der Nähe der alten ehrwürdigen Kirche zeichnet sich das Redoutengebäude aus. Es vereinigt ein sehr schönes Theater, Ballsäle, Speise-, Kaffezimmer und Wohnungen für Badegäste. Das Casino und die Häuser der Erzherzoge sind die übrigen hervorragenden Gebäude.

Der Theresiengarten (wegen der Nähe des Theresienbades)*) oder der sogenannte Park ist eine durchs Gebüsch führende Promenade von 5—6 Alleen mit einigen Seitengängen, dicht an den Kalvarienberg, einen Kalkberg, gelehnt, aus dem die Hauptquelle entspringt. Nahe am Eingange in dieselbe, am Ende der Hauptallee, stützen jonische Säulen einen kleinen Tempel, mit der Bildsäule Aeskulaps in einer Nische und Ruheplätzen für den Schatten suchenden Müden, der von hier die ganze Allee und das bunte Gewimmel ihrer Wanderer übersieht.

Hinter diesem Tempel führen außer den Kalvarienstazionen mehrere Wege an Ruhebänken vorbei den Berg hinauf, von welchem man in der nördlichen Ebne einen unübersehbaren Garten, in der weitesten Ferne nach Nordosten die Karpathen, näher das Leithagebirge, in Süden die hohe Wand und mehrere steyersche Alpen, näher aber das reizende Badner Waldgebirge erblickt.

Rechts von der Hauptallee ladet zu Schutz vor Sonne und Regen, ein hölzerner von 72 Säulen getragener Kiosk ein; in welchem sich 150 Menschen bequem bewegen und ruhen können. In der Mitte kann man verschiedene Mineralwasser und Erfrischungen haben.

Eine andre Zuflucht bei schlechtem Wetter bietet das Casino, das durch das Eintrittsgeld mit einem Gulden eine gewähltere Gesellschaft zu finden sichert, und das Redoutengebäude, wo dreimal die Woche Ball ist, hauptsächlich durch die Spieltische bar.

*) Maria Theresia stiftete dies neue Gebäude, und machte auch die erste Anlage zum Garten, welchen Maria Theresia, die letztverstorbne Gemahlinn des jetzigen Kaisers zum Park umschuf.

Ist aber der Himmel günstig, so zieht man den Besuch des reizenden Helenenthales, das mit seinen Höhen und Burgen dem Baron Doppelhof gehört, allen andern Parthien in der Nähe vor. Eine halbe Stunde vom Ort öffnet die Clause (ein natürliches Thor, das die Fluten durch das Zerreißen der Kalkfelsen sprengten) den Eingang ins Thal. Man stößt auf den großen Rechen für das hier im Frühling aus dem Gebirge nach Wien vorbeigeflößte Holz. Bei der kleinen Kirche St. Helena (nach Constantins Gemahlinn genannt) halten die Wagen, und der Weg wird zu Fuß fortgesetzt. Geht man über die Brücke des Holzrechens links, so gelangt man an einigen Bauerhöfen vorbei zu einem Wege, der durch einen Föhrenwald zu den Ruinen der alten Burg Rauheneck hinauf führt, deren schon die Urkunden des XII. Jahrhunderts gedenken. Durch die Veranstaltungen der Erzherzoge Johann und Anton, denen Baden und seine Umgebungen so viele Verschönerungen und Bequemlichkeiten verdanken, ist der hohe Wartthurm zugänglich, und belohnt seine Ersteigung durch die Aussicht auf das ganze romantische Thal.

Aber auch Baron Lang darf nicht vergessen werden, dessen schöne Anlagen gleich vom Park aus über Wiesen und Weinberge, vor Grotten und Eremitagen vorbei, und über Holzbrücken bis auf die Berghöhe zu einer Höhle führen, welche dem weitern Wandern ein Ziel setzt.

Einen andern sehr angenehmen Spaziergang durch das Waldthal zwischen den Burgen Rauheneck und Scharfeneck, besäumt von Nadelwald auf der einen, von Laubholz auf der andern Seite, begränzt ebenfalls eine Höhle, die sogenannte Königshöhle.

Passirt man über die Antonsbrücke*), die oft über alle Vorstellung reißende und zerstörende Schwächat; so hat man die Wahl zwischen mehreren angenehmen Parthien nach Waltersdorf, Gottingsbrunn und vor allem nach Vöslau, dem schönen Landsitz des Grafen Fries, mit reizenden Gartenanlagen, denen die Freunde des Bachus vielleicht den Besuch des ungeheuern Weinkellers noch vorziehen.

Man sieht, daß Baden dem Freunde der Natur Genuß genug darbietet, und darin vielen andern Bädern keineswegs nachstehet. Von vielen derselben unterscheidet es sich aber durch das gemeinschaftliche Zusammenbaden in großen, viereckigten hölzernen Behältern, die Raum für 50 — 150 Personen haben, und deren in allem 16 sind. Fast jeder hat seine eigne Quelle die ihn füllt; nur in wenige wird es durch Röhren aus der Hauptquelle des Kalvarienberges geleitet, in dessen Keller und der über der gefaßten Quelle befindlichen Höhle die natürliche Hitze zu Schweiß- und Dunstbädern benutzt wird.

*) Eine eiserne, die erste dieser Art in den kaiserl. Staaten, über die Aubach ist im Bau begriffen.

Man gelangt zu ihr durch einen gewöhnlich verschlossenen unterirdischen, ziemlich hoch gewölbten Gang von 45 Schritt Länge. Mit jedem Schritt wird die Wärme in demselben fühlbarer und der Schwefelgeruch merklicher.

In den Bädern variirt sie von 22 — 29° Reaumur.

Das größte unter diesen ist das Herzogsbad nahe am Park. Auf der einen Seite befinden sich die Ankleidezimmer der Herren, auf der andern die der Frauen zur Anlegung der Badewäsche. Bedeckte Treppen führen von da bis in die Tiefe des Wassers. An den Wänden des Behälters sind Sitze angebracht. Oben läuft eine Gallerie für Zuschauer herum.

Eine Viertelkur erfordert 15 Bäder, vierzehn Tage wenigstens also kann man die angeknüpften Bekanntschaften fortsetzen.

Eins der besten und besuchtesten Bäder ist das Frauenbad, dessen sich auch der Kaiser bei seiner Anwesenheit zu bedienen pflegt. Vorzüglich sind auch noch das Josephs-Leopolds-, Ursprungs-, Johannes- und Sauerbad. Letzteres liegt, mit noch zwei andern jenseits der Schwächat. Sie werden alle sehr reinlich gehalten, die Preise sind billig; man bekommt gute Badewäsche und Bedienung; jede Unanständigkeit ist auf das strengste untersagt. Nur im Ursprungs- und Theresienbade wird in Wannen gebadet; auch kann man hier Tropfbäder haben. Ersteres ist der Hauptquelle am nächsten. Letzteres verdankt Erweiterung, jetzigen Umfang und seine ganze Einrichtung vornämlich der großen Frau, nach der es benannt ist.

Die wohlthätige Gesellschaft adliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen hat voriges Jahr das Marienspital für hülflose Kranke gestiftet, mit folgender Aufschrift, die zugleich Chronodistichon ist:

Con Cor Des Foe MI nae sa Cra Ver Vnt aegrot Is.

Das Petersbad hat der wohlthätige Kaiser 1796 zum ausschließlichen Gebrauch des Militärs gekauft, und für 30 Offiziere und 200 Gemeine einrichten lassen.

Das ehemalige gemeinsame Heiligenkreuzerbad erkauften die Bürger der Stadt, welcher die Hälfte der 16 Badeanstalten gehört, ebenfalls als ihr Eigenthum, und richteten es ganz neu und eben so bequem als geschmackvoll zu abgesonderten Bädern unter dem jetzigen Namen des Leopoldbades her.

Aber nicht blos den Quellen auch dem Orte selbst und seinen Umgebungen ist eine höhere Temperatur, theils durch die unterirdische Wärme, theils durch den Schutz des Kahlengebirges gegen die Nordwestwinde eigen. Dieses mildere Klima ist einer der wichtigsten Vorzüge Badens für heilsuchende Fremde.

Geistingers Filialbuchhandlung und Armbrusters zahlreiche Wiener Leihbibliothek versorgen den Freund der Lektüre.

Das Badner Mehl- und Weißgebäck ist von ausgezeichneter Schönheit und Güte.

Die hiesigen Handschuhe, Messer-, Drechsler- und Buchbinderarbeiten sind vorzüglich geschätzt.

Panorama von Prag.

(Fortsetzung Nr. 6.)

Die Dominikaner- oder Egidikirche.

Ihr Stifter war der im Jahre 1343 verstorbene Bischof Johann von Drazitz, welcher, da ihn der Tod überraschte, seinen Nachfolger Ernest von Pardubitz, ersten Prager Erzbischof, zur Vollendung dieses Baues verpflichtete. Zur Erleichterung vermachte er ihm aber zugleich das, bei seinen Lebezeiten für diesen Zweck gesammelte Kapital, mittelst einer förmlichen Urkunde.

Ernests Eifer brachte das begonnene Werk bald zu Stande. Es genügte ihm aber hieran bei weitem noch nicht, ein leeres Bethaus hergestellt zu haben; sondern er sorgte auch für fromme Beter, und stiftete zur Besorgung des Gottesdienstes sieben regulirte Domherrn, das heißt: solche, welche gemeinschaftlich in einem Hause wohnen mußten.

Ziska vertrieb diese Priester, und verödete die Kirche, welche eine bereits 1222 eingewanderte Kolonie Dominikaner erst 1625 unter Ferdinands II. frommer Regierung in Besitz nahm.

Nach der Bauart zu schließen, dürfte Mathias von Arras, wenigstens unter Ernest von Pardubitz, diesen Bau geleitet haben. Leichte Wölbungen, vieles Licht und proporzionirter Raum, so wie eine gefällig äußere Form, zeichnen diese Kirche aus. Der unverhältnißmäßig niedere, stumpfe Thurm, welcher sie heute verunstaltet, darf dem Baumeister nicht zur Last fallen; denn ihn zerstörte 1432 der Wetterstrahl beinahe ganz, und man hielt es vielleicht später nicht für räthlich, ihm sein voriges Verhältniß zu geben.

Die Freskomahlereien des Kirchengewölbes, so wie der heilige Wenzel und Johann von Repomuk auf den Seitenaltären, sind von dem genialischen Reiner. Das Hauptblatt am Hochaltare aber von Liska.

St. Laurenzikirche,

nun der St. Annenhof genannt.

Obwohl diese schöne Kirche, sammt dem zu derselben ohnedem gehörigen Klostergebäude, bereits seit dem Jahre 1784 an die Familie Tichy verkauft, und von dieser zu großen und kleinen Wohnungen hergerichtet ward, so dürfte, trotz dem, ihre kurze Geschichte hier nicht so ganz am unrechten Orte stehen.

Schon um ihres Stifters, Wenzels des Heiligen, willen merkwürdig, welcher diese Kirche im Jahre 927 erbaute, und den zu ihr gestifteten Priester zur Ablesung einer Messe täglich verpflichtete, fesselt sie das Interesse jedes Alterthumsforschers, noch mehr aber, wenn er hier das erste Aufblühen und auch das Hinwelken einer Verbrüderung ahndet, welche eine, für den kleinen Geist ihrer Zeitgenossen, nur zu glänzende Rolle spielte. Die Tempelritter ließen sich 1232 in Böhmen nieder, und erbauten an diese von Wenzel gestiftete Kirche, unter ihrem Großmeister Peter Ostrov, aus dem berühmten Geschlechte der Berka, ein großes Gebäude, verschönerten die Kirche selbst, und bewohnten das Ganze seit dem Jahre 1253 bis zu dem furchtbaren Augenblicke, wo der Neid eines eifersüchtigen Franzosen, im Verein mit welscher Tücke, den lange heimlich vorbereiteten Schlag auf diese unglücklichen Opfer führte.

Clemens V. schenkte, nach vollbrachten Meuchelmorde, alle böhmischen Besitzungen der Tempelherrn den Malthesern, vielleicht als Sühnopfer, vielleicht als bedungenen Lohn für treu geleistete Hülfe, und mit diesen auch das prächtige Kloster sammt Kirche, welch beides sie dann das folgende 1313 Jahr den Dominikanerinnen käuflich überließen.

In den Schreckensjahren 1420 und 21 blieb dieses Kloster vor allen andern, von den Verheerungen Ziskas und seiner Horde, verschonet. Die Ursache findet man in den Urkunden dieses Ordens folgendermaßen aufgezeichnet: Als Johann Ziska von Trozno v, wüthend und mordlustig auch gegen das Hauptthor dieses Klosters anrückte, sandte die zitternde Jungfrauenschaar eine ihrer Schwestern, aus Ziskas Geschlechte, dem feindlichen Oheim bis an des Thores Schwelle entgegen. Knieend flehte sie um Schonung ihrer und ihres Ordens, beredter aber noch sprach das Entsetzen von der Furcht gebleichten Wange. Ziska widerstand den sanfteren Regungen der Menschlichkeit nicht; Pro tebe Teto, sprach er, odpaussim wam, a Klassteru tomu (deinetwegen Muhme, vergebe ich dir und diesem Kloster), und zog ruhig von dannen. Ob Ziskas Großthat sich auf seine Nachfolger fortpflanzte, oder ob durch Verblendung die Feinde, wie die Annalen es berichten, die Thore des Klosters nie finden konnten, und die Schwestern fürder auch nie wieder beunruhiget wurden; ist schwer zu entscheiden; geschichtwahr ist es aber, daß dieses Gebäude zu jener Zeit 350 flüchtigen Nonnen verschiedener Orden zum sicheren Zufluchtsorte diente.

Der Spekulazionsgeist unserer Zeit ließ von den hier befindlichen Merkwürdigkeiten nichts für den Forscher übrig. Nach Hajeks von Lubocz an, unse-

tes besten und getreuesten Geschichtsschreibers älterer Zeit, Denkmal, welches ihm am 19. März 1553 gesetzet ward, zerstörte vielleicht schon jetzt der Kaltsinn unserer Raum kargen Zeitgenossen.

St. Clemens und die St. Salvator-Kirche.

Wer versaget ersten Blickes diesem Kolosse von Gebäude seinen Beifall? Wer erwehret sich aber zugleich des Gedankens: daß es nur der Schlauheit eines Jesuitenordens gelingen konnte, die Gutmüthigkeit der Böhmen für ein Unternehmen dieser Art so lange, und wie wir in der Folge sehen werden, so oft zu fesseln? Und wem drängt sich nicht der Gedanke unwillkührlich auf: daß die Aufhebung einer Gesellschaft, welche durch hervorstechende dem Nazionalgeiste weit zuvorgeeilte Geistesbildung eben so leicht Throne gestürzet haben würde, als sie mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit Unternehmungen vollführte, die wir jetzt anstaunen, ohne die Möglichkeit entziffern zu können, unter die größten Wohlthaten gezählet werden müsse?

Die Tempelritter bluteten mit einemmale, weil man ihre wachsende Größe, ihren entschlossenen geprüften Muth fürchtete, sie ihrer Reichthümer wegen beneidete! Nur späteren Jahrhunderten war es vorbehalten, die größere Gefahr zu erspähen, welche sich hinter die Mönchskutte verbarg.

Es ist fürwahr ein Meisterstreich, mit welchem diese Gesellschaft sich ankündigte, die Apostel der heiligen Hermandat nämlich, aus ihrem Eigenthume zu verdrängen, um welches sie jahrelang vergebens gebuhlt zu haben scheinet, ohne den Zorn dieser Gefürchteten auf sich zu laden.

Mächtig war der Orden des H. Dominikus auch in Böhmen schon, denn nach Hajek zählte man im Jahre 1239 bei dessen Uebersiedlung aus seiner ersten Herberge im Dorfe Porzicz, nach dieser neuen von K. Wladislav erbauten St. Clemens Kirche, bereits 120 Ordensbrüder. Furchtbar mußte er gewesen seyn, da in seinen Jahrbüchern einige Meuchelmorde aufgezeichnet stehen, welche der ketzerische einer solchen Gerichtsbarkeit ungewohnte Böhme an den heiligen Inquisitoren verübte. Um so größer ist aber der Sieg eines unbedeutenden Häufleins Lojolisten, welches mit ungleichen Waffen, dem Reize der Neuheit und Fürstengunst, kämpfte.

Diese Kirche, welche die Dominikaner, ein Beweis ihres früheren Ansehens, unter Ottokars Sohn erweiterten, und in Ganzen vorzüglich aber durch einem ausgezeichnet prächtigen Thurm, mit trefflichen Geläute, verschönerten, ward 1420 von den Hussiten, da ihre Priester sie feige verließen, und nach Pohlen flüchteten, in Brand gesteckt. Sie würde vollends geschleift worden seyn, hätten nicht 16 Hussiten unter dem Schutte einer eingestürzten Mauer ihr Grab gefunden, welcher Unfall die Uebrigen von ihrem Unternehmen abschreckte.

Wladislavs Rufe folgten die scheuen Dominikaner, wie Noah dem friedlichen Oehlzweig der Taube, und kehrten 1496 in ihre Heimath zurück.

Bald stand eine neue Kirche und Altar zum Dankopfer, und eben sobald sahen sie sich auch im frohen Besitze ihrer zeitlichen Güter wieder. Aber eben sobald, ungefähr um das Jahr 1562 verloren sie diese Herrlichkeiten durch scheinbar freiwillige Uebergabe an die Jesuiten.

Unter den 12 Ordensbrüdern aus der Gesellschaft Jesu, welche sich 1556 zuerst in Prag niederließen, war der so sehr bekannte Peter Canisi. Diesem folgten allmählig aus dem Auslande, wo sie ihr Ansehen zu verlieren begannen, so viele, daß schon im Jahre 1577 der Raum zu enge ward, und sie, unter dem Vorwande eines zweiten Kirchenbaues, ihre gläubigen Anhänger zur Erweiterung ihrer Wohnungen zu vermögen, Anstalt treffen mußten.

Wie sehr ihnen dies Vorhaben gelang beweiset die der St. Klemens Kirche zunächst gelegene

Salvatorskirche

deren Bau 1578 begann, 1582 aber schon so weit gediehen war, daß hier am Aschermittwoche desselben Jahres öffentlicher Gottesdienst gehalten werden konnte.

Ihre gänzliche Vollendung sammt der Kuppel, welche Graf Michna besserer Beleuchtung wegen anordnete, erreichte sie im Jahre 1649, worauf denn sogleich der Bau des sogenannten Jesuitenkollegiums veranstaltet, und unter Ferdinand III. im Jahre 1653 der Grundstein zu diesem Riesengebäude gelegt wurde. Die Bauart dieser Kirche ist eben kein Meisterstück, und die in ihrer Façade aufgestellten Bildsäulen sind durch ihr Mißverhältniß, gegen die Höhe in welcher sie stehen, eben nicht geeignet etwas zur Zierde beizutragen. Das Blatt am Hochaltare, die Transfigurazion nach Raphael ist von Ludwig Hering.

Zwischen diesen beiden Kirchen errichteten menschenfreundliche Italiäner zu ihren besonderen Andachtsübungen ein Bethaus, welches heute noch unter dem Namen der welschen Kapelle bekannt ist. Den Grundstein dazu legte 1590 der römische Nuntius Alphons Vice-Conti. Trotz ihrer Kleinheit ist sie in einem edlen Geschmack gebaut, ohne Ueberladung, welcher andern Kirchen eigen ist, und den Gaffer zerstreuet, den Kenner — ärgert.

Die Kreuzherrn-Kirche.

Nicht immer, wenn gleich oft, ist Pharisäismus oder fromme Schwärmerei die veranlassende Ursache der Kirchen- und Klosterstiftungen gewesen. Sehr oft, wie es vorliegender Fall bewähret, leitete wahre Nächstenliebe und der heiße Wunsch: Sich Gott in seinem Geschöpfe wohlgefällig zu bezeugen, die Absichten zu guten Entzwecken, welche in jenen Zeiten um so leichter erreicht wurden, da Unternehmungen dieser Art bei weitem mehr Theilnahme und Anhänger fanden.

Unser kritisches Jahrhundert, welches wenig geistlichen Werken der Vorzeit eine ernste Seite abgewinnen kann, läßt doch den Johannitern Gerechtigkeit widerfahren, und unterstützet großmüthig den Orden der barmherzigen Brüder, jenen der Elisabethinerinnen, und überhaupt alle der Menschheit Leiden mindernde Unternehmungen. Warum sollte nun Agnese, Przemissl Ottokars I. Tochter, strenger beurtheilet werden, welche auch in ihrem Vaterlande, gleich den Menschenfreunden in Palästina, für den armen, leidenden und heimathlosen Fremden, durch die Stiftung eines Hospitals, zu sorgen strebte?

Ursprünglich, 1231, war dieses Stift, noch jetzt die Kreuzherrn mit dem rothen Stern genannt, das Asyl jedes Leidenden, welcher in den hier versammelten Priestern, Väter und Freunde fand; welche die reichen Spenden ihrer Stifterinn und späterer Gönner nur als ein ihrer redlichen Verwaltung anvertrautes Gut, nie als ihr Eigenthum betrachteten, und daher um so treuer ihre Pflicht erfüllten, je heiliger ihnen die Schwüre schienen, welche sie an die Menschheit fesselten.

Daß es Agnesen nicht um der Welt schnöden Beifall, nicht um des heiligen Stuhls kanonisches Adelsdiplom, welches ihr nach ihrem Tode ohne ihr Bestreben ward, zu thun gewesen, beweiset die Resignazion, mit welcher sie einem Throne entsagte, den ein liebenswürdiger Prinz ihr bot, ein liebend Volk ihr wünschte. Aller Erdengröße entsagend, als Weib dennoch etwas für die Menschheit gethan zu haben, und die stille Klause eines Klosters, dem sie mit Liebe vorstand, mit Tugenden verleuchtete, war der Wirkungskreis auf welchen sie ihre Denk- und Thatkraft beschränkte.

Für die Liebenswürdigkeit dieser Fürstentochter eben so, als für das allgemeine Interesse an dieser, von ihr errichteten Anstalt, zeuget das eigennutzlose Mitwirken, selbst der niederen Volksklasse. Denn so sehr Agnese auch alle Beisteuern der Großen hartnäckig zurückwies, so gelang es ihr dennoch nicht, die zahlreich herbeigeströmten Handwerker und Taglöhner zur Annahme des Arbeitslohnes zu vermögen.

Für Agnesens Stiftung entscheidet über alles die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sie sich auch später erwarb. Uneingedenk der ansehnlichen Geschenke, die dem Orden an Grundstücken gemacht wurden, erhielt er auch der Vorrechte so mancherlei, unter welchen jenes: Der Unabhängigkeit vom Prager Erzbisthume, 1234 durch Pabst Johann ertheilet, und Gregor IX. so wohl als seinen Nachfolgern, so wie von den böhmischen Königen bestätigt, keines der geringsten gewesen.

Der Orden erhielt seinen Großmeister, welcher als Prälat, unmittelbar nach dem Metropolitankapitel, Sitz und Stimme in den Landtagen hat. In frühern Zeiten wurden ihm sogar mehrere Pferde zu seinen Landreisen durch die königliche Kammer gehalten, zugleich aber das Vorrecht ertheilet: In Prag mit acht Pferden zu fahren.

Aus der Geschichte erhellet, daß selbst die alles leitende Vorsicht dies schöne Werk einer schönen Seele vor allem Unglück schirmte; denn außer einem Brande, welcher 1378 am 28. November das Spital größtentheils einäscherte, unterlag es keinem bemerkenswerthem Unfalle.

Unter Erzbischoff Friedrich von Waldstein, welcher zugleich General des Ordens gewesen, scheinet das Gesammtgebäude jene zierlich äußere Form erhalten zu haben, welche zum wenigsten die Kirche unter die schönsten unserer Hauptstadt reihet. Wirklich sieht man hier, was so selten der Fall ist, hohen reinen Geschmack, der Pracht untergeordnet, und man ergötzet sich eben so sehr an der äußern, rauhern Schale, als einem jeden im Heiligthume selbst, die reizenden Formen der jonischen Säulen, welche ohne Ueberladung, nur dort wo sie hinpaßten, geistvoll angebracht sind, unbeschreiblich wohl thun. Die Kuppel, von Reiner gemahlt, ist kühn und leicht gehoben, nicht im alltäglichen Zirkel, auch nicht im Oval, und beleuchtet die Gruppen äußerst malerisch.

Das Dach mit Kupfer eingedeckt ist für jene Zeiten eben nichts außerordentliches, wo dieses Metall im Ueberflusse vorhanden war. Man glaubet aber dieses Vorzugs dennoch erwähnen zu müssen, da es so manchen geben könnte, welchem dieses Kupferdach besser, als manch Besseres gefallen könnte. De gustibus non est disputandum.

Der Wohlthaten viele, und ohne Geräusch, stiftet dieser Orden noch, wenn sich gleich mit der modernen Umstaltung des Gebäudes, auch seine Bewohner und ihre ursprüngliche Bestimmung moderni'rten. Das Gute geschehe unter welcher Gestalt es wolle, wenn es nur geschieht, und der ursprüngliche Zweck Beförderung des Menschenwohls durch die neue Form nicht ganz verdrängt wird.

Aus dem Orden der Kreuzherrn gingen einige wahrhaft geistvolle Männer hervor, und es läßt sich von seinem gegenwärtigen Großmeister, welcher selbst in der

Reihe böhmischer Gelehrten eine ehrenvolle Stelle behauptet, erwarten; daß er die junge Geistlichkeit fürder auf der schönen Bahn leiten werde, welche er selbst bis jezt so rühmlich verfolgte.

Liebhabern schöner Künste und des Alterthums, dürfte die Nachricht nicht unwillkommen seyn; daß der Kreuzherrnorden, unter anderen vielem Guten, eine schäzbare Sammlung J. Willenbergischer Handzeichnungen alter Schlösser verwahret.

(Fortsezung folgt.)

Correspondenz.

Meridarithmen.

(Man sehe Nr. 80. 1813.)

In meiner lezten Zuschrift habe ich versprochen Ihnen die Meridarithmen, die dem damals überschickten Beispiele zu Grunde liegen, und die Art und Weise, sich ihrer zur Auflösung ähnlicher Beispiele zu bedienen, zu überschreiben. Indem ich hiemit Beifolgendes zur Einrückung in den Hesperus überschicke, entledige ich mich zugleich obigen Versprechens.

In gedachtem Beispiele, s. Hesp. S. 406 1813 wird eine bloße Division nothwendig, weil 1 nicht multiplizirt. Der Divisor ist 164 fl. 24 kr. Es handelt sich also blos darum, die Meridarithmen dieses Faktors aufzusuchen. 24 kr. machen im Kalkul hier einen zu bedeutenden Unterschied, als daß man sie vernachlässigen könnte. Die Meridarithmen von der Zahl 164 sind also hier nicht füglich anzuwenden; sondern man macht aus 24 kr. einen Dezimalbruch, welcher = 0,4 ist, und sucht die Meridarithmen von der Zahl 164,4. Es sind folgende 9.

1.	2.	3.	4.	5.
060827.	121655	182482.	243309.	304136.
6.	7.	8.	9.	
364964.	425791.	486618.	547445.	

Ist nun eine beliebige Zahl z. B. 50273 wie im gedachten Beispiele mit 1644 zu dividiren, so schreibt man die Meridarithmen des Divisors von der Linken zur Rechten in der nämlichen Ordnung unter einander, wie dies die Ziffern des Dividendus erheischen, doch so, daß man den so vielten Meridarithmus des Divisors, als ihn die erste Ziffer des Dividendus angibt, ganz ausschreibt, besonders wenn man noch einen Dezimalbruch zu dem Ganzen des Quozienten erhalten will; die übrigen Meridarithmen werden nach den Ziffern des Dividendus nur so weit ausgeschrieben, als die lezte Ziffer des zuerst aufgeschriebenen Meridarithmus reicht, und zwar immer um eine Stelle weiter von der Linken zur Rechten, so weit dies angeht. Stoßt man im Dividend auf 0, so wird nichts aufgeschrieben; dafür aber der folgende Meridarithmus um 2 Stellen weiter von der Linken zur Rechten angesezt; bei 2 Nullen um 3 Stellen u. s. w. Endlich beobachte man nur noch beim Aufschreiben der Ziffer, daß man bei der lezten Ziffer, die man noch aufschreiben kann, auf die folgende sehe; ist diese 5 oder darüber, so erhöhe man die zulezt aufzuschreibende Ziffer um eine Einheit, und bemerke sie mit einem darunter zusezenden Strich, zum Zeichen, daß man etwas zu viel genommen hat. Die Summe aller so aufgeschriebenen Meridarithmen gibt den gesuchten Quotienten; an welchem die lezte Ziffer um eine Einheit zu vermindern seyn wird, wenn mehrere lezte Ziffern der aufgeschriebenen Meridarithmen mit einem Striche versehen sind, und so umgekehrt. Im gedachten Beispiele, welches meridarithmisch aufgelöst folgendermaßen hier steht:

304136
1217
426
18

30579,7

sind 2 Ziffern mit einem Striche bezeichnet, und 2 nicht; man kann die Summe also, wie sie ist, stehen lassen; man weiß jedoch in Voraus schon, daß man um etwas weniges zu viel im Quozienten wird bekommen haben; weil man beim 2ten Meridarithmus gleich um eine ganze Einheit, statt einer halben zu viel nahm. Die Multiplikazion, meridarithmisch dargestellt, geschieht ganz auf die nämliche oben beschriebene Art, besonders wenn man die lezten Ziffern des Produktes, wie dies meistens bei der Division mit Meridarithmen der Fall ist, nicht braucht, was den Anfängern in dieser Rechnungsmethode überraschend seltsam vorkommen wird. Es sei z. B. 430015 mit 60827 zu multipliziren, so suche man einen oder den andern Faktor unter den reinen oder unreinen Meridarithmen auf. Obgleich die unreinen Meridarithmen eigends zur Multiplikazion dienen, so kann man sie hier doch nicht brauchen, weil sie in meinen berechneten Tabellen in numerischer Ordnung nur bis 10000 fortgehen; man suche also gleich, wenn man sich nicht anders behelfen will, unter den reinen Meridarithmen, und wird hier gerade die nämlichen finden, die ich oben für die Zahl 1644 angesezt habe; denn bei der Multiplikazion nimmt man die Meridarithmen der Meridarithmen eines oder des andern Faktors. Obige Multiplikazion steht meridarithmisch also:

243309
18248
06
3

261566

Man erhält hier in der Summe die ersten 6 Ziffern des gesuchten Produktes, bei welchem man die letzte Ziffer um eine Einheit vermindern kann; weil von den letzten Ziffern der aufgeschriebenen Meridarithmen keiner das Zeichen — erhalten konnte. Wirklich ist das eigentliche Produkt auf die gewöhnliche Art berechnet = 26156522405. Statt der folgenden 5 Ziffern kann man sich allenfalls 5 Nullen hinzu denken, und versichert seyn, daß man nicht ganz um ein Hunderttausendtel des ganzen Produktes zu viel angesetzt habe. Wie man durch die Meridarithmen das zu suchende Produkt auch ganz rein erhalten könne, darf ich mir hier zu zeigen nicht vernehmen; so auch wie man bei der Division 6ziffrige Quozienten mittelst der Mantissen, die meinen Tabellen beigefügt sind, erhalten könne.

Um noch in einem Beispiele die allgemeine Anwendbarkeit meiner meridarithmischen Tabellen zu zeigen, begnüge ich mich noch anzuführen, was Büsch in seiner Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens 4te Aufl. 1. Band. Seite 77 von der Dezimalbruchrechnung sagt:

„Der Nutzen dieser Dezimalbrüche ist aus unsern „deutschen Rechenbüchern gar zu wenig bekannt. Allein „man darf nur einige Uebung in deren Berechnung haben, so wird man sich immer lieber mit diesen, als „mit andern Brüchen beschäftigen wollen. Ihre Vorzüge sind diese: 1tens 2. 3. 4tens. Man kann sich „dieser Rechnung sehr vortheilhaft bedienen, um sich die „schwersten und verdrüßlichsten Fälle in der gemeinen „Bruchrechnung zu erleichtern. Z. B. wenn ich die „Brüche $^{17}/_{23}$, $^{59}/_{97}$, $^{83}/_{117}$ und $^{193}/_{211}$ durchaus zu „einander addiren muß; welch eine verdrüßliche Rechnung habe ich hier nicht nöthig, da alle Nenner Primzahlen sind, ehe ich die Summe $^{164800618}/_{330764497}$ „herausbringe, deren Zähler ich dann noch durch den „Nenner dividiren müßte, um die Einheiten zu erhalten! Weit leichter und kürzer verwandle ich alle diese „Brüche nach §. 21. in Dezimalen, und zwar Zehntausendtheilchen:

$^{17}/_{23}$ in 0,7391
$^{59}/_{97}$ in 0,6082
$^{83}/_{117}$ in 0,7265
$^{193}/_{211}$ in 0,9147
2,9885.

„in deren Summe sich die Zahl der Einheiten sogleich „entdeckt." Nach Büsch mußte man gegebene Brüche erst in Dezimalen verwandeln, welches doch nicht so geschwind und sicher wie das bloße Abschreiben bewerkstelligt wird. Aus meinen meridarithmischen Tabellen kann man nach 4maligen Aufsuchen jene Brüche unmittelbar abschreiben, und man wird die letzte Ziffer noch genauer als bei der eben angeführten Rechnungsart finden, wenn man sich die Mühe nehmen will, jene Brüche in hunderttausendtheilige Dezimalen zu verwandeln. Meridarithmisch jene Brüche berechnet, sieht das Beispiel also nach Verminderung der letzten Ziffer:

34348
3044
05155
0928
06838
427
04739
4265
142
2,9836.

Dieß wird für den Kenner wahrscheinlich hinlänglich seyn, um sich eine Idee von dem Wesen, der Brauchbarkeit, und vielleicht auch von der Entstehungsart der meridarithmischen Tabellen, die bereits nach einer unausgesetzten mühevollen 3jährigen Arbeit ganz fertig sind, zu verschaffen. Gerne will ich jedem Gelehrten oder Geschäftsmanne, den diese Erfindung interessirt, in frankirten Briefen auch noch nähere Aufschlüsse über die Entstehung und Einrichtung meiner meridarithmischen Tabellen ertheilen, oder mögliche Zweifel und Anstände beheben. B. i. a k.

Anfrage und Aufforderung wegen Dachungen.

Im Jahre 1802 gab der Freiherr von Keller die Beschreibung einer von ihm erfundenen neuen Dachdeckart zu Prag heraus, mittelst gefalzter und in einander greifender Lehmplätten, deren 54 auf eine Qdr. Kl. gingen, mit einem Gewicht von 3 Zentner 24 Pfund, wogegen Taschen, für eine gleiche Fläche 5 Zentner 35 Pfd. wiegen, und zweimal mehr kosten würden. Es frägt sich: Was ist an dieser Erfindung? Ist sie bewährt geblieben? Wäre sie für Landgebäude anwendbar? Möchte denn nicht überhaupt ein erfahrner Baumeister oder einer unsrer vermöglichen Gutsbesitzer, oder eine unsrer patriotischen Sozietäten komparative Versuche veranlassen, und bekannt machen, um zu sichern Resultaten über die nach verschiedenen Zwecken und Rücksichten, relativ beste Bedachungsart zu kommen? Gute zerstreute Materialien finden sich in Andres Belehrung und Unterhaltung. 1810. VI. im Anzeiger über Eggers Wohlendächer. Ebend. XI. XII. S. 342 und 1811 XI. über die Habaner Dächer. Ebendas. 1811. XII. Ueber feuerfeste Strohdächer und Heft XII. über Lehmschindeln. Hesp. N. 60 und 76, 1812 und 1813 N. 2. Ueber eiserne Dachschindeln. Ueber die Dachdeckung mit Zink. Vaterländ. Magazin. Heft VIII. S. 186. Die Sache ist in vieler Rücksicht wichtig! E.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 8. Februar.

Bemerkungen über den Vorschlag

zu einem Belohnungs-Institute für vorzüglich tüchtige, eifrige, gutgesittete Schulmänner.

(Siehe Hesp. Nr. 70 u. 71, 1812.)[1])

Mit Anmerkungen eines Dritten.

So sehr auch der eben so beschwerliche als nützliche Schullehrerstand alle Aufmunterung, Erleichterung und häusliche Verbesserung verdient, und so herzlich ich sie ihm von allen Seiten wünsche; so glaube ich dennoch, daß ihm durch diesen zwar sehr gut gemeinten, aber auch sehr gekünstelten[2]) Vorschlag schwerlich geholfen, und seine ökonomische Lage verbessert werden wird.

Der Herr Verfasser des oben genannten Vorschlags dringt zuerst, gewiß sehr löblich, auf Ausbildung der Schullehrer und beständiges Fortschreiten in derselben, und schlägt dazu folgende Mittel vor.[3])

a) Errichtung katechetisch-pädagogischer Bibliotheken zum unentgeldlichen Gebrauche der Katecheten, Lehrer und Gehülfen.

Gewiß wäre es sehr zu wünschen, daß in jedem Schuldistrikte eine solche Bibliothek vorhanden wäre, woraus die Schullehrer und Gehülfen ihre erworbenen Kenntnisse erweitern könnten. Aber auch ohne diese gemeinschaftliche Bibliothek sind sie doch nicht der nothwendigsten[4]) Hülfsmittel zu ihrer fernern Bildung beraubt, da auch der ärmste sich einige Bücher anschafft, die sie einander lehnen, so wie sie auch gewöhnlich von ihrem oder den benachbarten Pfarrern nützliche Bücher gelehnt erhalten.[5]) Auf diese Art haben sich bisher die meisten brauchbaren Schullehrer gebildet. Wer anders Lust und

---

[1]) So sehr ich mich allezeit freue, wenn irgend ein Gegenstand in diesen Blättern beleuchtet, geprüft, strenge geprüft und berichtigt wird; so habe ich mich doch über den in diesem Aufsatz herrschenden Antagonismus um so mehr gewundert, da die Grundidee des Hrn. von Adelstern unläugbar vortrefflich, höchst gemeinnützig und staatswichtig ist, folglich an sich schon hohe Achtung, noch mehr aber durch den Sinn verdient, mit welchem sie entwickelt worden; da endlich der Herr Gegner, obwohl ich nicht die Ehre habe ihn zu kennen, aber nach mir zugekommenen Nachrichten ebenfalls ein Mann von Verdienst, besonders um das pädagogische Fach, ist. Es scheinen also hier nur Mißverständnisse obzuwalten, welche zu zerstreuen ich mir redlich will angelegen seyn lassen. Außerdem hätte der Herr Gegner dem Hrn. von Adelstern gewiß mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, das unläugbar Gute in seinem Vorschlage mehr herausgehoben, mit mehrerer Achtung gewürdigt und nicht durchaus alles getadelt.

[2]) Andern zum Theil sehr bedeutenden Männern ist dieser Vorschlag gar nicht gekünstelt, vielmehr sehr einfach und leicht ausführbar vorgekommen. Wahr aber ist es, daß man auch gegen die einfachste Sache, sobald man will, eine Menge Schwierigkeiten erheben könne.

[3]) Hier hat der Hr. Verf. die Idee des Hrn. von Adelstern weder richtig aufgefaßt noch dargestellt. Letzterer dringt weder hauptsächlich noch zuerst auf Ausbildung der Schullehrer; sondern sein Ziel ist: Allgemeine Belebung und Beförderung des Schulwesens.

[4]) Aber ist das ein Grund, das Bessere zu hindern? Weil die armen Schullehrer bisher aus der Noth eine Tugend machten, darum soll diese Noth fortdauern?

[5]) Aber was für Bücher und wie viele? Sind denn um der allermeisten Pfarrer willen die vorgeschlagenen Bibliotheken nicht noch nöthiger als der Schullehrer wegen? Wie kann der Pfarrherr vom Ueberfluß abgeben, wenn er selbst darbt? (Nehme man dieß in welchem Sinne man wolle.)

Drang zu weiterer Ausbildung hat, wird auch ferner dieses Mittel bis zur Errichtung der vorgeschlagnen Bibliotheken nicht verschmähen. Leider aber finden sich manche Schullehrer, die mehr als zufrieden mit dem in Haupt- oder Normalschulen erhaltenen Unterrichte, nichts weiter für ihre fernere Bildung thun wollen, oder wegen Nahrungssorgen nichts dafür thun können.[6]) Da indessen die bisherigen Hülfsmittel zur fernern Bildung der Schullehrer immer nur prekär sind, so würden Distriktsbibliotheken von großem Nutzen seyn. Möchten sich die Distriktsschulaufseher die Errichtung derselben angelegen seyn lassen![7]) Wenn auch nur ein kleiner Anfang gemacht wird, so ist doch gewiß zu hoffen, daß mehrere Pfarrer denselben zweckmäßige[8]) Bücher aus ihrem Bücherverrathe beim Absterben zuwenden würden; da ihre Bücher dann ohnehin zerstreut werden, und durch das Geschenk von einigen katechetischen oder pädagogischen Büchern ihren Erben nicht viel entgehen würde.

b) Veranstaltung, daß alle Jahre drei hoffnungsvolle[9]) Gehülfen unter der Leitung des geschicktesten[9]) Lehrers an einer Hauptnormalschule sich vollkommen[9]) bilden können ꝛc.

Warum sollen denn nur drei daselbst gebildet werden, da ja die Hauptnormalschulen allen Schulkandidaten offen stehen?[9]) Auch finden sich an der Prager Hauptnormalschule jährlich eine große Menge Jünglinge aus allen Diözesen Böhmens ein, um sich für das Schulfach auszubilden, die nach dem Maße ihrer Fähigkeit und Betriebsamkeit mehr oder weniger Nutzen daraus ziehen. Die Schulkandidaten werden sogar durch freie Wohnung, die sie in dem Schulhause erhalten, zu diesem Schulbesuch aufgemuntert; so wie auch diejenigen, die sich daselbst durch längere Zeit zu einer Lehrerstelle an einer Hauptschule geschickt zu machen suchen, durch Stipendien unterstützt werden. Sollten sich denn unter dieser Anzahl nicht die drei hoffnungsvollen für jede Diözes finden, aus denen, nach des Verfassers Meinung, immer wackere Lehrer erwachsen sollen?[10]) Und sollten denn drei vollkommen gebildete Lehrer für eine ganze Diözes,

---

[6]) Ganz recht, und grade um diesem Uebel zu steuern schlägt Hr. von Adelstern sein Belehrungs- und Aufmunterungsinstitut vor.

[7]) Hier tritt also doch, unerachtet der gemachten Exzeptionen, im Wesentlichen der Verf. Hr. v. A. bei.

[8]) Wieder ganz recht! Nur zweckmäßige, oder wie sie einige Zeilen weiter der Hr. Verf. noch etwas näher bestimmt, katechetische oder pädagogische Bücher (wobei noch hinzuzusetzen wäre: „im bessern Geist und Geschmack verfaßt") sollten die Herren Pfarrer diesen Bibliotheken legiren. Wenn nun aber grade dergleichen in den allermeisten Pfarrerbibliotheken fehlen?

[9]) Hätte der Hr. Gegner die drei Bedingungen: a) hoffnungsvolle Gehülfen, b) geschicktester Lehrer, c) vollkommne Bildung, ferner den Ausgabenetat S. 559 ins Auge gefaßt: so hätte er sicher, wenn er hier fragen wollte, ganz anders gefragt. So frage ich z. B. nicht: Warum nur drei? sondern: Wirklich schon auf drei vollkommen gebildete Lehrer jährlich wird man nun in der Diözese rechnen können?

[10]) Alles was hier der Hr. Verf. sagt wird ja nicht aufgehoben oder ausgeschlossen. Ueberhaupt ist es ja dem Hrn. von A. nie eingefallen, die schon bestehenden, guten Einrichtungen überflüssig zu machen oder zu hemmen. Aber er will, wie schon so viele würdige Patrioten gethan und mit größtem Beifall der höhern Behörden und des Monarchen selbst gethan, er will zu dem vorhandnen Guten noch ein neues hinzufügen, und weil seine Kräfte natürlich unendlich beschränkter sind, als die des ganzen Staatsvermögens, sich auf einen kleinern Kreis beschränken, diesen aber möglichst vortrefflich ausfüllen. Es mögen also ferner, wie bisher, eine Menge Jünglinge, die Hauptnormalschulen zu ihrer Bildung frequentiren; aber außerdem sollen nach seinem Plan noch

a) drei vorzüglich hoffnungsvolle Gehülfen ausgewählt werden. (Ist das nicht ein großer Unterschied? Dort gehen Berufne und Unberufne; hier wählen Kenner aus. Dort muß erst nach längrer Prüfung an der Hauptnormalschule erkannt werden, wer Hoffnung gebe; hier bringt er darüber sein Kreditiv vom Institute schon mit. Gewinnt er dadurch nicht schon einen großen Vorsprung in der größern Aufmerksamkeit und Theilnahme der Lehrer? Wird es ihm nicht größerer Sporn, durch möglichste Auszeichnungen und Anstrengungen den Kredit zu erhalten und zu erhöhen; da hingegen jene ohne diesen Hebel so gehen, wie die Umstände und ihre eignen Neigungen sie treiben.)

b) vom geschicktesten Lehrer. (Doch ein unläugbarer Vortheil, welchen diese drei vor allen übrigen Kandidaten erhalten und der nur durch das Institut zu realisiren ist. Nur dieses kann die geschicktesten Lehrer kennen und für diesen Zweck besonders aufmuntern und belohn ...)

und eine Jahresfrist zu dieser vollkommenen Bildung hinreichend seyn?[11]) Da überdieß mancher von den drei hoffnungsvollen, dahin geschickten Gehülfen dennoch alle Hoffnung täuschen würde; so wären wohl von diesem Vorschlage keine andern Schullehrer zu erwarten, als wie wir sie bereits sehen.[12])

c) Abhaltung eines jährlichen Prämien-Konkurses.

d) Aufgabe und Belohnung jährlicher Preisfragen über wichtige Gegenstände der Pädagogik, Didaktik und Katechetik.

Die Beantwortung der Konkurs- und Preisfragen kann zur Bildung[13]) der Schullehrer nur wenig beitragen, da sie dadurch nur Beweise geben können, daß sie bereits Kenntnisse besitzen; jedoch könnte die Hoffnung, einst solche Fragen beantworten zu können, manchen Lehrer zu größerer Thätigkeit aufmuntern, und also mittelbar seine Bildung befördern. Allein wie werden sich denn unsere jetzigen Dorfschulmeister[14]) anstellen, wenn sie Preisfragen „über wichtige Gegenstände der Pädagogik, Didaktik und Katechetik" beantworten sollen? Dazu gehören doch wohl Männer, die sich nicht blos einige Monate in einer Haupt- oder Normalschule aufgehalten, sondern die in ihrer Jugend eine systematische Bildung erhalten haben, und mit dem gegenwärtigen Zustande der Pädagogik, Didaktik und Katechetik bekannt und vertraut sind. Und wie könnten wir dieß unsern armen Dorfschullehrern zumuthen! Ich glaube wir müssen zufrieden seyn, wenn nur alle Lehrer an den Hauptnormalschulen und etwa in den bedeutenderen Städten diesen hohen Grad von

---

c) vollkommen gebildet werden. (Der wichtigste Vortheil und Unterschied unter allen; schon durch die Auswahl hoffnungsvoller Gehülfen (deren praktisches Talent also schon in der Schule selbst sich manifestirt hat) vorbereitet. Solche rennen nun nicht auf gerathe wohl! in die Hauptstadt, ohne weitre besondre Kontrolle, Aufsicht, Nachfrage, Studienplan ꝛc. Nein! das Institut zeichnet ihnen ihren Plan vor, setzt sich mit ihrem Lehrer in Korrespondenz, forscht nach der Aufführung, dem Fleiße, den Fortschritten des Jünglings, setzt deutlich fest, was es zur vollkommnen Bildung verlange, begehrt Beweise von der letztern, oder unterstützt den Jüngling so lange, bis er sie erreicht hat.)

Wollte man einwenden, daß von dem allen kein Wort im Plane stehe; so wäre die einfache Antwort: daß sich das alles von selbst verstehe, wenn die Worte des gedrängt und nur in seinen Grundlinien vorgetragnen Plans anders einen Sinn haben sollen.

[11]) Auf diese Frage diene zur Antwort,

a) Wenn die bisherige Einrichtung gnügte, eine ganze Diözese mit Lehrern zu versehen; warum sollte sie denn nicht noch besser auslangen, wenn noch außer der schon bestehenden Zahl noch besonders drei hoffnungsvolle Kandidaten auf Kosten des Instituts hinzukommen?

b) Zweitens ist ja nirgends gesagt, daß nicht der Plan auch noch auf mehr als drei erweitert werden könne, und ich wäre selbst der Meinung, lieber die andern Ausgaben etwas einzuschränken, um auf diesen wichtigsten Gegenstand desto mehr verwenden zu können.

c) Eben so wenig ist gesagt, daß jeder Gehülfe grade nur ein Jahr lang sich bilden soll.

[12]) Aber dann müßten alle gute Anstalten unterbleiben, weil sie alle auch zuweilen gemißbraucht werden, oder nicht völlig den vorgesetzten Zweck erreichen.

[13]) Der Hr. Verf. hält nur immer Bildung für den Hauptgegenstand des Plans, und entfernt sich dadurch von dem richtigen Gesichtspunkt der Beurtheilung, der in der dritten Anmerkung oben schon genauer angegeben worden ist.

[14]) Wo steht aber im Plan ein Wort von Dorfschulmeistern und jetzigen Dorfschulmeistern? Der Plan umfaßt ja sämmtliche Schullehrer der Diözese. Wo steht im Plan, daß diese Preisfragen gleich das erste Jahr aufgestellt werden sollen? Kann damit nicht gewartet werden, bis man so viel Subjekte in der Diözese zu haben glaubt, welche der Lösung der Aufgabe gewachsen sind? Wenn die Gegenstände dieser Preisfragen wichtig sind, folgt daraus, daß sie schwer zu verstehen und zu beantworten sind? Setzen wir folgende Preisfragen: 1) Durch welche Mittel bringt der Lehrer am sichersten die Kinder zum Fleiß und Wetteifer in der Schule? 2) Durch welche Fragen und Antworten kann einem 10jährigen Kinde die Wahrheit am überzeugendsten beigebracht werden: Gott hat alles wohlgemacht? Sie sind gewiß wichtig, aber auch gewiß nicht für einen nur etwas gebildeten und denkenden Lehrer zu schwer. Einer wird es besser als der andere machen. Aber selbst die Vergleichung der verschiednen eingelaufenen Arbeiten und das abgenöthigte Nachdenken bei ihrer Abfassung, muß ja äußerst ersprießlich für die schneller zunehmende Bildung der Lehrer wirken.

Kenntniß und Bildung besitzen; deswegen würde auch einigen aus diesen der jedesmalige Preis für dergleichen Beantwortungen mit Ausschluß aller übrigen zuerkannt werden müssen. Wo sollte denn auch der Schulmann, der täglich 4—6 und mehrere Stunden Unterricht zu geben, dabei seiner kleinen Wirthschaft nachzusehen, und mehrere häusliche Geschäfte zu besorgen hat, die Zeit zu solchen Bearbeitungen hernehmen? Oder wird es ihm erlaubt seyn, den Unterricht abzukürzen, und die Kinder ohne Aufsicht in der Schule sitzen zu lassen, die dann nicht ermangeln werden, zu schwätzen, zu lärmen, über Tische und Bänke zu springen ꝛc., während der Lehrer in seinem Zimmer am Pulte sitzt, und an gelehrten Abhandlungen oder Beantwortungen von Preisfragen stümpert? Werden da die letzten Dinge nicht ärger seyn, als die ersten? Um die Konkursfragen zu beantworten, müßten doch die Schullehrer irgendwo zusammenkommen; wer wird denn die Reise- und Unterhaltungskosten während des Konkurses tragen, da der kärgliche Unterhalt der meisten zu Hause für Weib und Kinder kaum hinreichend ist, und doch nicht alle das Glück haben werden, mit einer reichen Konkursbelohnung zurückzukehren?[15])

e) Belohnungen für die besten Uebersetzungen deutscher Schul- und Erbauungsschriften in die böhmische Sprache.

Daß bisher, wie der Verfasser des Vorschlags sagt, wenig Gutes erschienen ist, mag wohl in dem Mangel der Abnahme liegen; denn der bei weitem größte Theil der Schullehrer versteht auch die deutsche Sprache, und kauft also lieber das Original als eine Uebersetzung. Es wäre daher vielmehr ein Fond auszumitteln, um dergleichen Uebersetzungen, die bei gehöriger Abnahme sich gegen das gewöhnliche Buchhändlerhonorar gewiß finden würden, an arme ganz böhmische Schullehrer gratis, an die übrigen um einen sehr geringen Preis geben zu können. Am meisten aber wäre es in dieser Hinsicht zu wünschen, daß alle Jünglinge, die sich dem Schulfache widmen, die deutsche Sprache zu lernen suchten; damit sie zu ihrer Bildung nicht bloß einige wenige Uebersetzungen, sondern die Originale selbst mit gehöriger Auswahl benutzen könnten. Dies würde am besten dadurch erreicht werden, wenn die Eltern diejenigen Knaben, die sie zum Schulfache bestimmen, auf einige Zeit in einen deutschen Ort geben, und dafür deutsche Knaben zur Erlernung der böhmischen Sprache zu sich nehmen wollten, wie es schon an mehreren Orten Böhmens gebräuchlich ist; oder wenn die böhmischen Schulkandidaten eine deutsche Hauptnormalschule durch eine längere Zeit besuchten, und zugleich bei einer ganz deutschen Familie wohnten, wobei freilich die ärmeren während dieses längeren Aufenthalts durch Stipendien zu unterstützen wären. Aber dadurch würden sie auch in den Stand gesetzt, für ihre ganze Lebenszeit an der deutschen Literatur Theil zu nehmen. Und das wäre doch ein sehr großer Vortheil, da die Wissenschaften von Zeit zu Zeit durch bessere Bearbeitungen eine ganz andere Ansicht gewinnen, wodurch die Herausgabe neuer oder doch vermehrter und verbesserter Bücher immerfort nothwendig ist; und alle diese beständig fort ins Böhmische zu übersetzen, ist weder rathsam noch ausführbar.[16])

f) Verbreitung aller gemachten, neuen Versuche und Erfahrungen im Schulfache ꝛc.

Dieß dürfte wohl nur auf solche einzuschränken seyn, durch welche die Pädagogik oder eine damit verwandte Wissenschaft eine wirkliche, für Volksschulen anwendbare Erweiterung und Verbesserung erhalten hat; denn leider werden so viele Versuche, welche doch die Probe nicht halten, und wahrscheinlich nur auf dem Papiere gemacht wurden, bekannt gemacht; daß ein ziemlich kenntnißreicher und erfahrner Schulmann dazu gehört, um das wenige Brauchbare von dem vielen Unbrauchbaren zu sondern. Auch gehört wohl ein eben so gut r Kopf dazu, um bei Anwendung neuer Versuche und Erfahrungen nicht traurige Mißgriffe zu machen. Man denke nur an den großen Unfug, der von unbeholfenen Lehrern mit der zum Kinderunterrichte doch so vortheilhaften sokratischen Methode getrieben worden ist. Wie leicht könnten durch eine solche Anpreisung aller neuen Versuche unsere Pfarrschulen in lauter Experimentirwerkstätte umgeschaffen werden, wo man vor lauter Experimentiren gar nicht zum Lernen kommen würde. Die etwanigen neuen und bewährt gefundenen Versuche und Erfahrungen würden schon durch die oben vorgeschlagenen Distriktsbibliotheken zur Kenntniß der Schullehrer gelangen, die dann von ihrem Pfar-

---

15) Einwendungen dieser Art lassen sich gegen alles mögliche Gute, um davon abzuschrecken, vorbringen und sie wurden auch von jeher in solchen Fällen vorgebracht. Dennoch kam gar vieles zu Stande, und die That widerlegte am kürzesten das Wort. Dergleichen Hindernisse, als der Hr. Verf. anführt, sind lauter Kleinigkeiten; wenn nur nicht das schlimmste unter allen sich in den Weg stellt: böser Wille!

16) Geschieht das, was hier der Hr. Verf. schön und zweckmäßig will und zugleich das, was Hr. v. A. vorschlägt; so wird das Ziel nur desto schneller erreicht werden.

rer und Distriktsschulenaufseher nur zum weisen Gebrauche derselben angeleitet werden dürften. [17])

g) Jährliche gedruckte Anzeigen von edlen gemeinnützigen Handlungen rechtschaffener Lehrer, von gut verfaßten Lebensbeschreibungen verdienstvoller Schulmänner.

Die österreichische Regierung sucht überhaupt edle gemeinnützige Handlungen von Staatsgliedern aller Stände durch Zeitungen und andere Bekanntmachungen zur Kenntniß des Publikums zu bringen, und sie durch Belobungen und Auszeichnungen zu belehnen. Schon seit einer langen Reihe von Jahren hat dieselbe ihr besonderes Augenmerk auf Verbesserung der Volksschulen gerichtet, und zur Beförderung des Schulwesens ausgezeichneten Katecheten und Schullehrern Geschenke und Ehrenbezeugungen verliehen. Ein ganz neuer Beweis davon ist der verdienstvolle Schullehrer Johann Studeny, dem allerhöchst Seine Majestät, vermöge eines an das böhm. k. k. Landesgubernium gelangten hohen Hofstudienkommissionsdekretes vom 22. Oktober 1812, die kleine goldene Ehrenmedaille sammt Oehrl und Schleife allergnädigst zu verleihen geruhet haben. (Siehe Prager Zeitung Nr. 145. Jahrg. 1812.) Da es schon insbesondere den Schulaufsehern obliegt, ausgezeichnete Handlungen der Schullehrer zur Kenntniß der Regierung und des Publikums zubringen, und dadurch zur Beförderung des Schulwesens beizutragen, so bedarf es wohl dazu keines eigenen Institutes. [18])

Doch dem Herrn Verfasser des Vorschlags scheint es vorzüglich um Verbesserung der kärglich besoldeten Schullehrer zu thun zu seyn; deswegen giebt er zweitens die künstliche Stufenfolge der Geldremunerazionen an, welche er an würdige Schullehrer vertheilt wissen will. Allein eben durch die Art der Vertheilung werden die kärglich besoldeten wohl auch hier größtentheils leer ausgehen, indem man in der Regel fähigern Schullehrern, auch die bessern Schulstellen zu ertheilen pflegt, und diesen wird man, nach des Verfassers Plane, doch auch die Remunerazionen zuerkennen müssen. Diejenigen also, die ohnehin schon besser besoldet sind, werden dadurch noch verbessert, und die schlecht besoldeten bleiben ohne Hülfsmittel zur Verbesserung ihres Hauswesens, und zur Beförderung ihrer fernern Bildung; denn daß ein junger Schulmann sich vorzüglich erst nach angetretener Amtsführung ausbilden muß, wird wohl niemand in Abrede stellen. [19])

(Fortsetzung folgt.)

---

[17]) Die Einschränkung des Hrn. Verf. versteht sich wohl von selbst. Der Verf. des Plans deutete ja nur alles kurz erst an, ohne weitere Ausführung, wo schon dies und noch weit mehr, als der Hr. Verf. berührt, gehörig aus einander gesetzt werden wird. Gewünscht hätte ich, es hätte dem Hrn. Verf. gefallen, so wie er freimüthig fast alles tadelt, und über alles Besorgnisse erregt, auch das unläugbar Gute recht theilnehmend herauszuheben, und in das hellste Licht zu stellen.

[18]) Hier ist anwendbar, was schon oben im Anfange der 10ten Anmerkung gesagt worden. Aber ausserdem ist zu bemerken:

a) Die Regierung kann unmöglich alles wissen, und alles bekannt machen; am wenigsten die Regierung eines so großen und zusammengesetzten Staats als der unsrige ist. Es bleibt daher noch erstaunend viel geschehenes Lobenswürdiges übrig, was, zur Publizität gebracht, belehren, erfreuen, veredeln, zur Nachahmung reizen muß. Der Hr. Verf. sehe nur die 5 Jahrgänge des patriotischen Tageblatts nach, und überzeuge sich wie vieles Nützliche und Gute blos durch Privatvermittlung und Veranstaltung zur Kenntniß des Publikums und vielleicht auch der Regierung gebracht worden.

b) Bringt es die Organisazion so mit sich, daß, was auch die Regierung publizirt, nur in einem gewissen Distrikt, im allergrößten übrigen Theile der Monarchie gar nicht bekannt wird. So hören gewiß viele Leser dieser Blätter durch den Hrn. Verf das erste Wort von Hrn. Studenys Verdienste.

c) Existirt noch kein Universalblatt (und kann auch schwerlich ein solches in der Art ausgeführt werden) worin alle edle, gemeinnützige Handlungen vollständig überhaupt, am wenigsten in Beziehung auf den Schulstand bekannt gemacht werden. Und existirte es; so würde es schwerlich von allen gehalten, bezahlt und gelesen werden. In so lange dies nun nicht der Fall ist, bleibt es höchst verdienstlich, wenn desto eifriger für die Publizität des Guten in bestimmten Kreisen und für bestimmte Volksklassen gesorgt wird.

[19]) Erstlich ist es doch so ausgemacht nicht, daß grade alles so kommen müsse. Zweitens kennt der Hr. Verf. wohl nicht so genau die Lage der allermeisten Schullehrer auf dem Lande. Sonst würde er wissen, welchen Werth für sie eine Zulage von 20, 25, 30, 35, 40 fl. hat, bei vielen ja die Hälfte ihrer Besoldung? Es ist vielmehr ein Beweis von der Klugheit und Liberalität des Hrn. v. A., daß er selbst für die minderbemittelten auf Aufmunterungen bedacht war.

Rußlands Militär-Etat im Februar 1812. *)

	Batail-lons.	Kopfzahl
I. Infanterie	607	441,066
nämlich:		
A. Landtruppen mit 167 Regimentern	502	368,133
a. 6 Garderegimenter, welche zusammen bilden	19	13,933
b. 14 Grenadierregimenter, zusammen	42	30,800
c. 67 Musketierregimenter, zusammen	291	213,400
d. 50 Jägerregimenter, zusammen	150	110,000
B. Seetruppen, zum Theil auch zum Landdienste organisirt	105	73,933
a. 1 Gardemarinebataillon, zusam.	1	733
b. 4 Marineregimenter, zusammen	12	8,800
c. 1 kaspisches Seebataillon	1	700
d. 8 Schiffsequipagen der Garde	2	1,400
e. 86 Schiffsequipagen der Flotte	86	60,200
f. 8 Ruderequipagen der Flotte	2	1,400
g. 6 Lastequipagen der Flotte	1	700
	Esk. u. drons	
II. Kavallerie, mit 63 Regimentern und 172 Pulks	410	156,000
A. Kavallerie im engern Sinne zu 63 Regimentern	410	70,018
a. 6 Garderegimenter	30	5,142
b. 5 Kürassierregimenter	40	6,856
c. 36 Dragonerregimenter	180	30,852
d. 11 Husarenregimenter	110	18,678
e. 5 Ulanenregimenter	50	8,490
	Pulk	
B. Kaisakenpulks und asiatische Schwärme	172	86,000
a. 92 Pulks donische Kaisaken	92	46,000
b. 30 " uralische "	30	15,000
c. 10 " grobenskisches Reitervolk	10	5,000
d. 20 " orenburgisches "	20	10,000
e. 2 " keptorisches "	2	1,000
f. 10 " sibirisches "	10	5,000
g. 8 " Tatarenreiterei	8	1,000
	Kompagn.	
III. Artillerie.	—	75,478
a. 1 Brigade, (welche aus 2 schweren, 2 leichten u. 1 reitenden Kompagnie besteht) der Garde	5	1,188
b. 27 Feldartilleriebrigaden	135	32,076
c. 10 Reservebrigaden	50	11,880
d. 4 Depotsbrigaden	20	4,752
e. 6 Secartilleriebrigaden	30	7,125
f. 76 Kommando's Garnisonsartillerie	—	11,400
g. 13 reitende Kosakenkompagnien	13	1,950
h. 2 Regimenter Pioniers	6	4,651
i. 1 Pontonnierkorps	—	1,756
IV. Reservekorps	—	149,320
A. für die erste Linie.	—	99,330
a. für die Infanterie)	—	80,247
b. " " Kavallerie) in 2 Reservekorps	—	11,560
c. " " Artillerie)	—	7,523
B. für die zweite Linie	—	50,000
V. Garnisonstruppen	—	77,664
VI. Nazionalmiliz zur Ergänzung der Regimenter, nach dem Etat vom Jahre 1807	—	600,000
Hiernach ordentliche Waffenmacht Rußlands sub I. II. III IV. V.	—	899,538
Mit der außerordentlichen Nazionalmiliz	—	1499538 **)

Bemerkungen für wissenschaftliche Braumeister.

Die Erscheinung, daß reines Stärkemehl geröstet sich in kalten Wasser ganz auflöst, und fast wie Gummi verhält, gibt bedeutende Winke für jene, welche das Bereiten eines geistigen Getränkes aus gemalzten Getreide nach Grundsätzen behandeln wollen.

*) Ich theilte Nr. 37, 1813 Details über die russische Militärmacht mit. Hier folgt nun eine Berichtigung des dort aufgestellten Militär-Etats, die um so mehr Glauben verdient, da sie vom russischen Generalstab herrührt, und Hr. Dr. Müller 1812 mitgetheilt wurde. Man sehe dessen interessantes Petersburg. Mainz 1813.

D. H.

**) Mehr als 1/3 dieser Macht existirt aber nur auf dem Papier, wie schon oben Nr. 37 erörtert ist. Die Nazionalmiliz ist nur als ein großer Reservehaufen zur Ergänzung der Regimenter zu betrachten, die aber wegen der großen Entfernungen nur sehr langsam vor sich gehen kann. Sachkundige sind der Meinung, daß die Finanzen keinen höhern Stand der aktiven Armee als zu 400,000—450,000 Mann gestatten.

Digitized by Google

Braungelb geröstetes Stärkemehl, in kaltem Wasser aufgelöst, bildet mit Galläpfelaufguß einen zusammenhängenden Niederschlag, welcher bei Erwärmung der Flüssigkeit wieder verschwindet, (gleichsam gegerbte Stärke.)

Diese Stärkmehllösung wird durch Schwefelsäure nur wenig und schwerer in Zucker umgeändert. Sie widersteht mit Hefen versetzt bei einer Temperatur von + 18—24 Reaum. der Gährung.

Aus dem gesagten erhellt, warum stark gedörrtes Malz haltbarere, weniger geistige, schwächer gedörrtes Malz hellere, geistigere, leichter säurende Biere gibt. Durch das starke Dörren wird nämlich ein Theil Malz in den obigen Zustand versetzt, wo es der Gährung mehr widersteht, der Hopfen gerbt nun das Stärkemehl, und das Bier bekommt nicht so leicht einen Stich. Dagegen hat aber die größere Hitze beim Dörren auch einen großen Theil Malzzucker zerstört, daher durch die Gährung weniger Alkohol entsteht, folglich das Bier weniger geistig wird. Die Erfahrung lehrte die Engländer und nordischen Brauereiinhaber eine geringe Menge Nelkenwurzel (Rad. Gei urb. Linn.) der Bierwürze zuzusetzen, um so ihre Biere haltbarer zu machen. Der in dieser Wurzel in Menge enthaltene Gerbestoff bewirkte dieß, und die Biere, die man damit versetzte, erhielten einen gewürzhaften angenehmen Geschmack. Eben darum verbrauchen die englischen Brauereien solch ungeheure Menge Süßholzsaft, um durch dessen Süßigkeit, die auch der Gährung sehr widersteht, den durch das starke Rösten zerstörten Malzzucker zu ersetzen; sie treiben dann die Gährung auf das Höchste, um allen übrigen Malz- und Schleimzucker in Alkohol zu verwandeln, und erhalten auf diese Weise starke, geistige, haltbare Biere.

Stärkemehl aus gemalzten Getreide, weicht daher in seinen Eigenschaften sehr von jenem aus ungemalzten ab.

In Wasser gelöst bedarf ersteres nur 0,01 Reaum. des Gewichtes der kleisterartigen Flüssigkeit an Schwefelsäure, um durch Kochen augenblicklich dünne, und nach einer Stunde kochen süß zu werden. Stärke aus ungemalzten Getreide erfordert bei gleicher Menge Salpetersäure 4 und mehrstündiges Kochen.

Um Stärkezucker zu bereiten, wäre ein leichtes Rösten der Stärke, etwa bis sie gelb anläuft, vor dem Kochen mit Wasser sehr anzurathen.

Noch ist es unentschieden, ob man nicht mehr besseres Bier mit geringen Brennmaterial und andern Aufwand erhielt, wenn man bloß Stärke nähme, das Ausgewaschene des Mehls zur Mästung anwendete, die Stärke mit Schwefelsäure zu Syrup machte, diesen gehörig verdünnte, mit Hefen und Hopfen stellte, und so gleich zu Bier gähren ließ. Wer Augen hat zu sehen, sehe; wer Ohren hat, der höre.

Ö. T.

Vorschlag an gebildete Damen, sich mit chemischen Versuchen zu beschäftigen.

„Ihr Schönen, schränkt euch nicht auf kleine Ansprüch' ein,
Erkennt euch selbst, und seyd zu stolz, nur schön zu seyn!"
Wieland.

Eine der größten Unbilligkeiten, deren sich das männliche Geschlecht gegen das weibliche seit Jahrtausenden schuldig machte, scheint mir die zu seyn, daß es dem letztern so manche herrliche Resultate des menschlichen Strebens in höherer Erkenntniß gänzlich vorenthielt.

Zwar gab es zu jeder Zeit einzelne gelehrte Frauenzimmer, so daß Joh. Kaspar Ebert schon im Anfange des verflossenen Jahrhunderts ein ziemlich volumenöses Kabinett des gelehrten Frauenzimmers herausgeben konnte; aber dieser Umstand befreit mein Geschlecht keineswegs von dem Vorwurfe, den ich ihm mache. Denn nur auf Poesie, Sprachkunde, Theologie und Dialektik beschränkte sich das Studium dieser gelehrten Frauen; also gerade auf solche Kenntnisse, die ihrem größeren Theile nach, dem weiblichen Sinne nichts weniger als angemessen waren.

Die wunderreiche Werkstätte der Natur blieb für das Auge der Schönen gänzlich verschlossen. Erst in den neuesten Zeiten fing man an, einzelne wißbegierige Damen mit gewissen Zweigen der Naturkunde bekannt zu machen, worunter vorzüglich Physik und Botanik betrieben wurden.

Das Studium der Chemie hingegen hat, meines Wissens, noch keine deutsche Dame zu dem ihrigen gemacht; und doch dürfte es nicht leicht eine wissenschaftliche Beschäftigung geben, die mit so vielem Interesse verknüpft, und auf eine so leichte Weise auch von zarteren Damenhänden getrieben werden könnte, als gewisse Theile der experimentalen Chemie; denn nur auf diese sollen sich Damen beschränken.

Wäre in Fourcroy's Chimie pour les Dames, und dann in dem namenlosen Werkchen, das in Deutschland unter dem Titel: Chemie für Frauenzimmer herauskam, mehr Rücksicht auf die Eigenheiten des schönen Geschlechtes genommen worden, gewiß hätten diese ersten Versuche eine günstigere Aufnahme bei demselben gefunden.

Wenn es auch dem Prof. Lampadius in seinen chemischen Briefen für Frauenzimmer (s. des Journals für Fabriken, Manufaktur, Handlung, Kunst und Mode. 34. Bd. u. w. f.) nicht ganz gelang, den Damen Geschmack für diese Wissenschaft abzugewinnen; so scheint mir die Schuld hievon vorzüglich darinn zu liegen, daß Lampadius einerseits, die Chemie hinsichtlich ihres Einflusses auf die Hauswirthschaft, also keineswegs in ihrer rein angenehmen Form, darzustellen bemüht war, und daß er andrerseits von den schönsten Parthien derselben, von den artigsten Versuchen, bloß weil sie keinen Nutzen in der Hauswirthschaft haben, gänzlich schwieg.

Ich wage es also, die gebildeten Damen Deutschlands aufzufordern, sich nicht sowohl mit der Chemie in ihrem ganzen Umfange, als vielmehr mit demjenigen Theil derselben zu beschäftigen, der die luftartigen Körper, die sogenannten Gasarten, zum Gegenstande hat.

Mit diesen luftigen Körpern, deren man bereits eine ziemliche Anzahl kennt, können die Damen, nach erhaltenem Unterrichte, ohne sich von ihren Sitzen erheben zu müssen, mittelst einer kleinen, marmornen Wanne, die mit Quecksilber gefüllt wird, und einiger Gläser, die interessantesten Versuche anstellen.

Ich bin überzeugt, daß sie auf diesem Wege die Chemie recht lieb gewinnen werden, eine Wissenschaft, deren Lob ich nicht besser aussprechen kann, als wenn ich dieß wiederhohle, was Diderot eben so schön als wahr von ihr sagte: „La chimie est imitatrice et rivale de la nature; son objet est presque aussi étendue que celui de la nature même; elle est entre les autres ce que la Poesie est entre les genres de litterature, ou elle decompose les êtres, ou elle les revivifie, ou elle les tranforme.“ *)

Der Brillant. Eine Anekdote aus Moskau.

Der Baron F., der oft große Geschäfte mit Brillanten macht, befand sich 1810 im Winter in Moskau an der Tafel des Grafen T..., eines der ersten russischen Großen, wo noch die Vornehmsten der Stadt gegenwärtig waren. Der Baron erzählt, daß er auch diesmal einige ausgesucht schöne Solitärringe bei sich führe, und sie zu verkaufen wünsche. Der Graf bat ihn hierauf, sie doch der Gesellschaft zu zeigen, und der Baron überreicht ihm ein kleines Kästchen mit den Ringen, welches, auf einen silbernen Teller gestellt, bei Tisch von Hand zu Hand gehet, und endlich nach vielfacher Bewunderung zum Grafen zurückkehrt, der es, eben im Gespräch begriffen, ohne die Brillanten noch einmal anzusehen, zumacht, und vor sich auf den Tisch stellte. Nach der Tafel überreicht er es dem Baron wieder, welcher es sogleich öffnet, und findet, daß der schönste Solitär fehlt. Er theilt dem Grafen die Entdeckung mit, welcher heftig erschrickt, und gesteht, daß er den Ring ersetzen müsse. Der Baron räth vorher alles zu versuchen, um den Ring durch List wieder zu bekommen. Es werden deshalb von dem Grafen, welcher, so wie der Baron, der Gesellschaft nichts von seiner Entdeckung merken läßt, in den nächsten Wochen eine Menge glänzender Feste veranlaßt, wobei auch der Baron immer gegenwärtig ist. Aller Schmuck, welcher dabei zum Vorschein kommt, wird genau gemustert, endlich entdeckt der Baron seinen Ring an dem Finger einer der vornehmsten Damen. Sie spielt Boston. Er stellt sich hinter sie, um durch die nähere Ansicht des Rings seiner Sache ganz gewiß zu werden. Madame verliert die angesagten gewissen sechs Stich, als sie dies merkt; doch der Baron weicht nicht aus ihrer Nähe. Nach Endigung des Spiels rückt er der Dame den Stuhl, und fragt sie sehr artig: „Madame, je partirai demain pour St. Pétersbourg, vous plairait-il de garder ce bijou au prix fixé?“ Die Dame stutzt einen Augenblick, faßt sich aber gleich wieder, und antwortet dem Baron eben so artig: „Ah! Monsieur, je pensais en vérité, que vous voudriez bien y mettre un prix plus modique, mais au cas que vous n'y êtes pas diposé, il faut que je renonce au plaisir de posséder ce bijou, qui me couterait tróp chér.“ Mit diesen Worten zog sie den Ring vom Finger, und überreichte ihn dem Baron mit einer verbindlichen Verbeugung, die seine zarte Schonung wohl verdient hatte. Es wurde hernach kein Wort mehr darüber gewechselt, und am andern Morgen reiste der Baron wirklich von Moskau ab.

(Müller St. Petersburg 1813. S. 336.)

*) Vielleicht wirkt dieser Vorschlag, auf einen meiner ältesten und verehrtesten Freunde und Kenner der Chemie, der schon vor einigen Jahren, auf meine der vorliegenden ähnliche Aufforderung, chemische Briefe für Frauenzimmer angefangen hätte, und er entschließt sich, uns wenigstens Beiträge zur Frauenzimmerchemie zu geben. Ich bitte ihn darum. D. H.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 9. Februar.

Beitrag zur böhmischen Topographie.

Die Stiftsherrschaft Gradlitz, im Königgratzer Kreise in Böhmen.

Gradlitz, böhmisch Hradisstě, Hermann Chustnik, ein verfallenes Bergschloß und daran liegender Marktflecken im königgratzer Kreise in Böhmen soll in dem dreizehnten Jahrhunderte die Tempelherrn zu Besitzern gehabt haben. Wer es vor ihnen besessen, oder wem es seine Entstehung zu danken habe, davon findet sich gar keine Spur.

1307 bei Erlöschung jenes Ordens fiel es an die königliche Kammer, und bald darauf brachten es die Herrn von Turgow, und die mit ihnen verwandten Herrn Krussina von Lichtenburg an sich.

1316 den 10. Januar (3. idus Januarii) versetzte König Johann den Marktflecken hof (jetzt Königinnhof) mit allen Kriegern und Unterthanen an Potho von Turgow um dreihundert Marktgroschen und der Vorbehaltung: daß Potho von Turgow mit seinen Festungen Gradisch (Gradlitz) und Arnow (Arnau) zu ewigen Zeiten dem Könige diene, und dann zu des Königs Diensten mit vierzig gewaffneten Männern, so oft ihrer der König benöthigt seyn würde, erscheine.

1382 verkauften Wenzel und Johann Gebrüder Krussina von Lichtenburg eine Elbinsel an Niklas von Zalyow (jetzt Salney); die Elbinsel erkaufte nach der Hand Georg, Pfarrer zu Herzmanitz aus eigenem Vermögen, und schenkte dieselbe seiner Maria Magdalena Kirche, unter Bestätigung der Edlen Frau Maria, des Herrn Benedikt von Chustnik Ehefrau, und ihres Erben des Edlen Herrn Johann von Oppocina zu Hradiesstě am Tage des heil. Wenzels 1413.

1423 war Heinrich von Turgow Herr auf Hradisstě und Arnau.

1470 erhielt Ulrich von Hasemburg, der zweitgeborne Sohn des Niklas von Hasemburg, nebst 40,000 Schock die Herrschaft Kost und Hradiesstě mit allen Zugehörungen als Erbtheil. Er verkaufte an den Herrn Mathes von Horzian (Horzenitz) einen Gerichtshof in Kokotow (jetzt Koken) und Kladrub (jetzt Kladern) mit allem Zugehörigen.

Mathes von Horzian schenkte diesen Gerichtshof zur Hälfte dem Spitale zu Jaromirz, und den Armen in Königinnhof. 1502 verkaufte der Rath und die Gemeinde in Königinnhof ihre Hälfte ebenfalls der Stadt Jaromirz, und sie ist heut noch im Besitze dieses Theils der Herrschaft Gradlitz. 1520 war Adam Silber von Silberstein Herr auf Wlojrowitz (Wels- eigentlich Wölfsdorf) ein Dorf der Herrschaft Gradlitz.

1556 besaß das Schloß Hradisstě Niklas Pezzingar von Widčin (vermuthlich der bei Königinnhof sich erhebende, jetzt genannte Berg s'Widczin).

1561 erbte es nach ihm sein Sohn Albrecht Pezzingar's Widčina. Sein Leichenstein ist das einzige übrig gebliebene redende Denkmal aus diesen Zeiten. „Es waren ihrer mehrere," sagten mir die alten Kirchenväter von Gradlitz, „beim Bau der neuen Kirche sind sie mit zum Bau verwendet worden." Auch dieser Leichenstein lag ehedem in der alten Kirche, und ist beim Bau der neuen Pfarrkirche in Gradlitz an die äußere Mauer gelehnt worden, wo er sich noch befindet.

Er ist 10 Schuh hoch, 4 Schuh breit, aus einem Kiessteine (Granit?) gehauen; enthält eine in Lebensgröße bis 4 Zoll erhabene ganz geharnischte Mannsfigur, die ihren entblößten Kopf auf einem ausgestreckt ruhenden Löwen lehnt; die rechte Hand stützt sie auf die Hüfte, die Linke hält sie am umgürteten Hausschwerte; beim linken Fuße steht das geschlossene Visier, beim rechten der Schild.

Am Einfassungsrande liest man mit reinen, neuen römischen Buchstaben:

Letha Panè 1592 w Patek po pamatce sw. Katerinè przed samau 24 hodinau dokonal w panu zywot swug na zamku swem hradisstě hermanawu Chustniku Urozeny a Swetěny Rytir Pan Albrecht Pezinger z Bydčina. A potom we čtwrtek po pamatce Sw. Mikulasse. . . . . y zywot, kdo wěri we mne, byt pak y umrel, ziw bude. Jan. XI.

Ein und zwanzig Jahre lang verwaltete die Mutter nach seinem Tode die Herrschaft als Vormünderinn, nach welcher Zeit sie zwischen der Witwe und den beiden Söhnen Albrecht und Hermann getheilt wurde.

1619 begaben sich beide Brüder in Kriegsdienste Friedrichs des Winterkönigs. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge ging Hermann außer Land, Albrecht nahm von der königl. Kammer die Hälfte des Schätzungswerthes der Herrschaft Gradlitz und bezog sein Haus in Königgrätz. Wo er auch starb.

1621 verkaufte sie die kaiserl. Kammer dem Grafen Waldstein, Herzogen von Friedland.

1624 dieser an den Grafen Trčka. Nach seiner Ermordung fiel sie wieder an die königliche Kammer. Von ihr bekam sie das Kollegium der Jesuiten in Gitschin auf ein Jahr in Versatz.

Nach Verlauf dieses Jahres kaufte sie der Graf von Unfeld (Ulefeld?), ein Däne. Nach funfzehnjährigem Besitze wurde er flüchtig, und die Herrschaft fiel nochmals an die königl. Kammer, doch überließ sie der Kaiser bald nachher dem Bruder des flüchtigen Grafen.

Nach zwei Jahren erkaufte sie der Graf Oktavius Pikkolomini, und verkaufte sie nach sechs Jahren wieder an die Gräfinn Czerninn, und diese 1662 an Johann Grafen von Spork.

Johann Graf von Spork, ein Mann von riesenartiger Größe und Körperkraft, hatte sich durch seine ausgezeichnete persönliche Tapferkeit (siehe Beilagen) vom gemeinen Reiter bis zum General der Kavallerie und Obersten zu Pferde, von einem Viehhändler (sagt man) bis zum Grafen geschwungen, ohne schreiben ohne lesen zu können. (Siehe beiliegende Anekdoten.) Er war Herr der Herrschaften Lissa, Konogeb, Městetz, Gradlitz, Waleschau, Horzeniowetz. (Aus Karl Joseph von Wienenbergs Alterthümern im Königreiche Böhmen.)

Er starb den 6. August 1679, wurde anfänglich in Lissa beigesetzt, nachher in die von seinem Sohne neu erbaute Familiengruft, in Kukus, auf der Herrschaft Gradlitz, übertragen, wo noch seine Ueberbleibsel in einem schönen, zinnernen Sarge ruhen.

1654 nach sechsjähriger Vormundschaft trat den Besitz der Herrschaft Gradlitz sein, durch die ersten Lehrer und mannigfaltige Reisen in die südlichsten Länder Europens, sorgfältig an Herz und Geist edel gebildeter ältester Sohn Franz Anton an. Ihm hat die Herrschaft ihren Glanz, ihm ihre jetzige menschenfreundliche Bestimmung, ihm selbst Böhmen manches in Wissenschaften und Künsten zu danken.

Franz Anton, des heil. römischen Reichs Graf von Spork, Herr der Herrschaften Lissa, Konoged, Gradlitz und Herzmanitz, der römisch kais. Majestät wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, und königl. Statthalter im Königreiche Böhmen, war den 9. März 1662 in Lissa geboren, (seine Frau Mutter war eine geborne von Fincken aus dem mecklenburgischen) ein Herr von feurigem Temperamente, hervorragendem Geiste, verband er Religiosität im Geschmacke damaliger Zeit, die großmüthigste Menschenfreundlichkeit, eine ausnehmende Liebe für Wissenschaft und Kunst, eine nie zu brechende Festigkeit in Behauptung vermeinter Rechte, oder eingebildeter Rechtlichkeiten (sein Wahlspruch Justitia et Veritas) mit einem leidenschaftlichen Hang: Alles zuverbessern, alles zu verschönern, mit geschmackvollem Aufwande zu glänzen, und Liebhaberei für Jagd.

Seine oft bis zum Eigensinn behauptete Justitia et Veritas machte ihm nebst der nicht selten in Worten und Werken geäußerten Satyre tausend Verdruß, Sorgen und Unkosten. Sein ganzes Leben war ein zusammenhängendes, undurchdringliches Gewebe von Prozessen, die unausgesetzt an seiner Zufriedenheit wie an seinen Kassen nagten. Den hartnäckigsten Streit bestand er mit den Jesuiten aus dem Collegio St. Anna in Wien, welchem die an die Herrschaft Gradlitz anstoßende Herrschaft Schurz gehörte. Der Anlaß des Streits war der Bau einer Kirche. Kreuzerhöhung nannte sie Spork. Die Jesuiten hatten mit Spork einen Vertrag geschlossen, nur kann ich nicht ergründen: Ob die Kirche zu bauen, oder beeinträchtigt an ihrem Grunde oder sonstigen Rechten, von Spork bauen zu lassen, vermuthlich das letztere. Die Jesuiten hielten den Kontrakt nicht, Spork klagte: erhielt keine Befriedigung, er rechtete, da zog sichs ins Lange und Breite; er pasquillirte. An den Anfang einer bis zum Schurzer Schloß fortlaufenden Allee stellte er einen in kolossalischer Größe aus Stein gehauenen geharnischten Ritter, (den Christusritter nannte er ihn; noch ist er im Klostergarten zu Kukus zu sehen, und soll dort beschrieben werden) der Kampf „fertig und" lustig die Schurzer ohne Unterlaß foderte. Neben ihm standen zwei gemauerte Pyramiden, die mit Pasquillen bis oben auf vollgeschrieben waren. Zum Beleg des damals herrschenden Geschmacks eins aus allen:

Heuer
seyn die Eyer
nicht theuer.
Man legt sie in dem Hexenwerk
Dort droben beim Kalvariberg;
Der zwar nur so den Namen hat,
Doch noch nicht stehet in der That.
Drum eilet mit geschwinden Schritten
Ihr alten Hexen zu dem Brüten:
Setzt euch dort in ein Hühnerhaus,
Und brütet Basylisken aus.

Denn weil man will den Ort vergiften,
so könnt ihr euch ein Denkmal stiften:
Damit in Vizlipuzlis Namen
noch mehrere wachsen solcher Samen.

Um diese Worte verständlich zu machen, muß ich noch anmerken: daß Graf Spork auf dem Kalvariberge, wo die besagte Kirche gebaut werden sollte, und nachher auch gebaut worden ist, ein Sommerhaus baute, dessen Aeußeres mit einer Vorstellung der Hölle bemahlt war, wo unter den tanzenden Teufeln nicht selten Jesuiten vorkamen. Der Ort hieß hievon das Hexenwerk oder der Teufelstanz.

So pasquilirte Spork, und brachte es dahin, daß er dreizehn Wochen lang im weißen Thurme in Prag zubringen mußte.

Seine auszeichnende Liebe für Wissenschaften und Künste sammelte Gelehrte und Künstler aller Art um ihn her. Von ihren vielen litterärischen und Kunstwerken sind besonders noch die vortrefflichen von ihm veranstalteten, und unter dem Namen seiner Töchter Eleonore und Katharina herausgekommenen Uebersetzungen (aus dem französischen), die moralischen Schriften, unter denen die Sperkische (sogenannte) Sittenlehre die vorzüglichste ist; Benjamin Hankens Gedichte, von Stillenaus Biographien, Brendels Gemälde, Reny's (der Lehrer unserer Baizer) Kupferstiche und eine Menge mit Meisterhand gearbeiteter Statuen und Gruppirungen, nebst vielen Kunstbauen von mir unbekannten Meistern auf uns gekommen. Selbst niedere und hohe Jagd wurde bei ihm mit Wissenschaft und Kunst verbunden. (Siehe die Beilagen.)

Von den auf den verschiedenen Vogelheerden zu 1000 täglich im Herbste gefangenen Vögeln kamen die wenigsten um das Leben; sondern sie wurden mit um den Fuß gelegten Ringen von Tuch, auf welchen die Jahrszahl genäht war, wieder entlassen, um zu erproben, ob sie andere Jahre dieselbe Gegend wieder besuchen. Die aus Frankreich mitgebrachte Waldmusik gab seiner Jagd neues Leben. Ja er hatte sogar für ihre besondern Liebhaber und Helden einen Orden, den Orden des heil. Hubertus, errichtet, dessen Mitglied selbst Kaiser Karl VI. war.

Seine Religiosität drückte allen seinen Unternehmungen den Geist auf. Daher die größten und schönsten seiner Baue: Klöster, Spitäler, Einsiedeleien; seine Statuen: Szenen und Personen aus der heiligen Geschichte u. s. w.

Das Auffallendeste aus dem Leben unsers Franz Anton Grafen von Spork ist wohl unstreitig die Möglichkeit der Bestreitung (bei dem Besitze von vier Herrschaften) seines oft bis an die Verschwendung gränzenden Aufwandes. (Siehe Beilagen und Anekdoten.) Sein Hofstaat glich dem eines kleinen Königs; seine Schlag auf Schlag folgenden Festins suchten ihres Gleichen; Gelehrte und Künstler in Menge fanden bei ihm Schuz, Unterkommen und Lohn; seine beständigen Prozesse fraßen Hunderttausende; nicht weniger gab er Geschenke, selbst an Minister; seine Jagdliebhaberei kostete ihm auch manche schöne Summe; (für die Erlaubniß: in den k. Brandeiser Waldungen jagen zu dürfen, gab er funfzig Tausend Gulden) in Lissa hatte er eine eigene Buchdruckerei, deren Arbeiten, wie er selbst in einem Memoriale an den Kaiser sagt, im Werthe von achtzigtausend Gulden, alle unentgeldlich vertheilt wurden; seine Baue und Stiftungen überstiegen bei weitem den Werth seiner Herrschaften; und doch brachte er diese Herrschaften alle (Maleschau hatte er verkauft) unbelastet auf seine Erben!!

Nach seinem unwiderstehligen Hange: Alles zu verbessern und zu veredeln, fand sein Späherauge auch auf der damals noch sehr wüsten, beinahe durchaus mit Wald bewachsenen Herrschaft Grablitz einen Wirkungspunkt.

Eine halbe Stunde Südost von Grablitz entquoll dem Fuße eines waldigen Hügels an dem hart vorbeifließenden Elbstrome ein Kristall helles Wasser, in welchen schon mancher Matte Erquickung, mancher Müde Stärkung (die Sage sagt: mancher Kranke Genesung) gefunden hatte; Die Goldader genannt, wegen eines da gewesen seyn sollenden Goldbergwerkes, von dem jedoch keine Spur mehr zu finden ist. Der Fund ist zu willkommen; die Gegend und die Lage zu reizend, ein Spork kann ihn nicht unbenüzt lassen.

Der Wald wird größtentheils ausgerottet, die Quelle gereinigt, in Bassins gefaßt, darüber eine Kapelle gebaut, dabei Badezimmerchen äußerst bequem und zierlich angelegt, ein prächtiges herrschaftliches Schloß darüber erhöht; mit den nothwendigen Nebengebäuden, Wohnungen, Gasthöfen und Stallungen für Gäste, Theater, alles massiv, regelmäßig und geschmackvoll umgeben; mehrere Gassen mit hölzernen Wohnungen für Bedienung, nothwendige Handwerker und Künstler gebaut; rings um alles mit den schönsten Gärten, Springbrunnen, Kaskaden, Lustwäldchen, Rennbahnen, Vogelheerden, Fischerei und Eremitagen, durchs Wasser betriebene Musiken, Aufenthalts- und Zusammenkünfts- mit Bibliotheken versehene Oerter (das philosophische Haus) für Gelehrte, und mancherlei andere Partien (alles im französischen Geschmacke) verziert; mit hunderten mehrerer meisterlichen Statuen und Aufschriften (auch die äußere Mauerseiten der Häuser waren damit, manche ganz bedeckt) belebt, und alles mit Alleen verbunden. Das so bekannt gewordene Kukusbad war der Erde ent-

fliegen. Ein äußerst lieblicher und gesunder Aufenthalt.

Von hier aus verbesserte und verschönerte sich die ganze Herrschaft Gradlitz. Sie wurde ganz wie ein Thiergarten eingeschlossen und behandelt. Klöster, Eremitagen, Gruppen von Statülen, Kapellen, Gärten, Fisch-, Jagdparthien, Vogelheerde, Lusthäuser aller Art u. s. w., wechselten in der angenehmsten Mannigfaltigkeit. Alles war durch gute Wege und selbst durch die dichtesten Wälder fortlaufenden Alleen noch angenehmer und genußbarer gemacht, und auch jedem Gaste zum willkürlichen Genusse überlassen.

Die ganze Herrschaft Gradlitz glich einem der Wissenschaft, Kunst und dem Frohsinn gewidmeten und so allegorisch bezeichneten Garten. Es stieg kein Seufzer in derselben auf, als der Seufzer der Andacht. Auf dem, dem herrschaftlichen Schlosse und Bade in Lukus südlich gegenüber gelegenen Hügel, baute Franz Anton Graf von Spork die prächtige Familiengruft aus Quadersteinen so, daß er aus seinem Salon die brennende oder nicht brennende Lampe bemerken konnte.

Ueber die Gruft wurde in derselben Form und Größe eine Kirche mit Säulen im korinthischen Geschmacke wieder bis unter das Dach aus Quadern, Jahrhunderten zum Trotze, gebaut; von innen geschmackvoll eingerichtet mit Kunstgemählden von Brandel; von aussen mit mehreren kunstmäßigen, allegorischen Statuen geschmückt. Oestlich und westlich von der Kirche läuft die 320 Fuß lange Fronte eines ins Viereck geführten massiven Gebäudes mit weitläufigen Nutz- und Ziergärten: bestimmt zum Zufluchtsorte der Armuth. (Jetzt fälschlich das Kloster Lukus genannt, da es seiner wahren Bestimmung gemäß, das Hospital Lukus heißen sollte; denn Spork wollte auf der Herrschaft Gradlitz ein Denkmal seiner Menschenfreundlichkeit hinterlassen, was seines gleichen in der österreichischen Monarchie nicht hätte, und nicht hat.)

Unter dem 15. September 1711 errichtete Franz Anton Graf von Spork, mit Genehmigung aller hierher gehörigen, hochwürdigen, hohen, und allerhöchsten Behörden, einen Stiftungsbrief, den er in seinem Testamente dd. 20. November 1731 bestätigte, womit er:

Die Herrschaft Gradlitz mit dem Gute Herzmanitz sammt allen dazu gehörigen Recht und Gerechsamen zur Unterhaltung und Verpflegung von ein hundert armen mühseligen Männern, (wozu vor andern dasige Unterthanen, sodann abgedankte und preßhafte Soldaten, (Anmerkung: wegen dieser Bestimmung zahlt jetzt die Stiftsherrschaft Gradlitz 6000 fl. ans löbl. Invalidenhaus in Prag) in Abgang dieser aber, die aus den umliegenden und benachbarten Oertern, welche sich jedoch alle insgesammt wegen ihres guten und ehrlichen Wandels legitimiren sollen, können angenommen werden) §. 1. auf ewige (?) Weltzeiten vermacht.

Die Unterhaltung eines jeden Mannes ist auf achtzig Gulden Rhein. festgesetzt, da die Herrschaft damals nur acht tausend Gulden trug; jetzt trägt sie freilich zwischen 40 und 50,000 fl. Dafür erhält der Mann, nebst der bequemen, reinlichen, gesunden Wohnung im obengenannten Spitalgebäude zu Lukus,

A. vollständige Kleidung von dunkelgrünem Tuche, bestehend auf zwei Jahre aus: einem Rock, einem Kamisol, einem Paar tuchene, zwei Paar leinene Beinkleider, zwei Paar wollene, zwei Paar leinene Strümpfe, 2 Paar Schuhen, 1 Hut, 6 Hemden, 6 Hals- und 4 Handtüchern.

B. Vollständige Kost, bestehend in Brod täglich 1½ Pfund, Fleisch täglich ½ Pfund, täglich ein Zugemüse, an Festtagen Braten. Täglich eine Pinte Bier (oder jährlich 3 Faß), wöchentlich ein Seidel Wein, wofür er aber jetzt, wie für das abgebrochene Bier, einiges an baarem Gelde erhält.

Sie essen alle gemeinschaftlich, fünf und fünf aus einer Schüssel, täglich zweimal.

C. Vollständige geistliche und leibliche Pflege, wozu:

a) Ein Weltpriester mit jährlichen 350 fl. fundirt, dessen Pflicht ist, täglich eine geistliche für die Alten passende Anrede zu halten, und ihnen in allen geistlichen Anliegenheiten immer bereitwilig Hülfe zu leisten. §. 20.

b) Vier Chorknaben, deren Pflicht ist, neben dem Chor- und Kirchendienste, den Alten über Tisch geistliche Bücher vorzulesen.

c) Zwölf Brüder (worunter zwei Priester) aus dem Orden der barmherzigen Brüder mit 1300 fl., mit der Pflicht: für den Stifter und seine Familie fleißig zu beten; diese armen Spitäler fleißig zu bedienen, und sich gegen die Erkrankenden ganz willig und emsig zu bezeigen. §. 19.

d) Auf die Unterhaltung der beim Anfange der Stiftung vollständig eingerichtet übergebenen Apotheke; aus welcher die nothwendigen Medikamente nicht nur den Spitälern, sondern allen herrschaftlichen Unterthanen unentgeldlich abgereicht werden sollen, 300 fl. jährlich. §. 8.

e) Einem Dokter Medicinæ für Visitazion dieser Apotheke, jährlich 100 fl. §. 9.

f) Auf einen Barbierer und Bader 100 fl.

g) Zwei Spital- und ein Kuchelmeister, zwei Köche, zehn Weiber zum Aufrutzen, Waschen, Nähen u. s. w., zwei Einheizer 1270 fl. In sartis tectis

100 fl.; Kirchennothdürfte 130 fl., auf unvorgesehene Ausgaben 260 fl. u. s. w.

Die Spitäler selbst sind vermög §. 18 zu gar nichts als zu gewissen auf Stund und Tag bestimmten geistlichen Verrichtungen und Gebeten, und zum Frieden und Einigkeit unter einander verbunden. Sie genießen, einmal darin aufgenommen, die Stiftung lebenslang, und nur ein öffentlich begangenes Verbrechen kann sie derselben berauben.

Alle zur Unterhaltung der Stiftung nothwendigen Auslagen waren von dem edlen Stifter auf das pünktlichste zu zwölf Tausend Gulden jährlich rhein. berechnet. Da aber die Herrschaft Gradlitz und das Gut Herzmanitz nur 8000 fl. beiläufig eintrug; so erlegte der edle Menschenfreund, um obige Auslagen zu decken, noch ein Kapital von Ein hundert Tausend Gulden in Baaren, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung §. 22. daß, da die Herrschaft wohl jährlich circa 500 fl. mehr als die berechneten 8000 fl. tragen könne, so oft der sich ereignende Ueberschuß zu einem Kapitale anlaufen würde, dessen Interessen achtzig Gulden seyn würden, ein neuer Spitäler die Zahl Hundert vermehren sollte.

Franz Anton Graf von Spork starb den 30. März 1738 auf seinem Schlosse zu Lissa, und sein Leichnam wurde den 3. April d. J. in der Familiengruft zu Kukus beigesetzt. Die benannte Stiftung war von allen Seiten auf das schönste und festeste genehmigt und bestätiget; alle Gebäude und alle sonstigen Nothwendigkeiten standen in Erwartung des baldigen Anfangs der Stiftung in voller Pracht da; aber, als wenn die Herrschaft Gradlitz schon zum Spielball für Streitlustige bestimmt gewesen wäre, es meldeten sich in demselben Zeitpunkte einige Juden mit einer einem Fräulein von Obernitz auf die Herrschaft Gradlitz von Franz Anton Grafen von Spork ausgestellten Obligazion von dreimal hundert Tausend Gulden. Andere Obligazionen enthielten ähnliche Forderungen auf die andern Sporkischen Herrschaften.

Franz Anton von Spork führte genau seine Tagebücher. Man schlug sie nach und fand alle Kleinigkeiten gewissenhaft verzeichnet; aber diese großen Forderungen nicht, und nie hatte jemand von ihm ein Fräulein Obernitz nur nennen hören. Die Obligazionen wurden jedoch, ungeachtet der handgreiflichen Unwahrscheinlichkeiten, in allen Theilen für richtig anerkannt, und da sich die Juden auch in keinen Vergleich einlassen wollten, kam die ganze Sache an den Weg Rechtens. Fünf Jahre währte der Prozeß; den Juden wird ihre Forderung von allen Instanzen zugesprochen. Der Tag der Publikazion erscheint, die Partheien versammeln sich. Todesstille herrscht im weiten Saale. Man versucht noch einmal Vergleich, alles umsonst, die Juden bestehen auf ihren erwiesenen Rechten. Die schönste Stiftung der Monarchie soll im Beginnen wie Staub zerstieben, die Erben des reichen Spork Bettler werden. Da ergreift der Landesadvokat das Endurtheil, legts noch einmal kopfschüttelnd zur Seite; ergreift die Obligazion, und — er sitzt dem Lichte gegenüber — sieht in dem Papiere das eingeformte Jahr jünger, als das Jahr der ausgestellten Obligazion. Die Falschheit ist entdeckt; die Fälscher gestehn ihre Schuld, und sollen nach den Landesgesetzen mit dem Leben büßen: die edlen Erben bitten sich aber ihr Leben bei der eben den Thron besteigenden Landesmutter Maria Theresia zur Gnade aus, und die Todesstrafe wird in eine Gefängnißstrafe verwandelt.

Zur Danksagung und zum ewigen Andenken an diese so unerwartete Entdeckung der Falschheit, und daraus erfolgte Rettung ihres schönen Erbes stifteten die Sporkischen Erben an jeder Pfarrkirche der Herrschaften Gradlitz, Lissa und Konoged ein jährliches Almosen für sechs arme Männer und eben so viele Weiber; wofür diese täglich in der Pfarrkirche gewisse Gebete zu verrichten haben. Welche Stiftung noch besteht.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über den Vorschlag

zu einem Belohnungs-Institut für vorzüglich tüchtige, eifrige, gutgesittete Schulmänner.

(Siehe Hesp. N. 70 u. 71, 1813.)

Mit Anmerkungen eines Dritten.

(Fortsetzung N. 8.)

Der große Vortheil, den Schullehrer von den in Pacht genommenen Kühen oder Schafen ziehen sollen, ist schwer zu begreifen; denn wenn der Schullehrer Stallung und Futter hat, so wird er sich lieber eigene Kühe oder Schafe halten, um den ganzen Nutzen zu genießen. Und welche Weitläuftigkeit und Schwierigkeit würde es dem projektirten Institute machen, für Beischaffung, Vertheilung und Zurücknahme der Kühe und Schafe, so wie für Ankauf und Versendung der Materialien zur Verarbeitung als Flachs, Wolle ꝛc. zu sorgen, die gewiß jeder Schullehrer, dessen Weib und Kinder dergleichen Arbeiten verrichten können, sich am vortheilhaftesten selbst besorgen wird; da er ja am besten wissen muß,

welche Arbeiten ihm in seiner Lage und Gegend einen sichern Absatz und Gewinn versprechen.[20])

Was ferner die Prämien- und Honorarkonkurse betrifft, so gilt auch hier, was ich bereits oben über Konkurs- und Preisfragen bemerken zu müssen glaubte; eines Theils würde die Abhaltung derselben mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn, anderen Theils würden sie dennoch die beabsichtigte Wirkung, nämlich: kärglich besoldeten Schullehrern ein besseres Auskommen zu verschaffen, nicht hervorbringen; da die Prämien und Honorare auf einige bessere Köpfe fallen würden, die gewöhnlich schon einträglichere Stellen haben, und die dadurch sehr ansehnliche Einkünfte erlangen würden; alle übrigen aber blieben in ihrem dürftigen Zustande wie bisher.[21])

Aber was sollen denn unsere Schullehrer mit der Menge von pomphaften Titeln anfangen, als: Mitglied der pädagogischen Gesellschaft, Musterlehrer, Institutszensoren, Titular- und wirkliche Schulräthe, Direktorialräthe ꝛc.? Werden denn die so hoch betitelten Schullehrer noch ferner unter der Leitung ihres unbetitelten Pfarrers stehen wollen? Wird dieß nicht Stoff zu Uneinigkeiten, Streitigkeiten, zu Haß und Feindschaft geben? Und wer wird mehr dabei leiden, als die Schulkinder und die Gemeinde?[22]) Auch dürfte es einem so hohen Schulrathe ziemlich schwer fallen, künftighin unter einem Distriktsschulaufseher zustehen, und von ihm Zurechtweisungen anzunehmen; doch vielleicht werden diese ganz überflüssig, da der Herr Verfasser die Institutszensoren „als Kommissäre brauchen will, wo Unordnungen, Unsittlichkeit ꝛc. unter den Lehrern herrschen. Werden die so sehr gehäuften „schriftlichen Zeugnisse der vorzüglichen Zufriedenheit, Belobungsdekrete und Diplomen" nicht allen Werth verlieren, und wegen ihrer Menge statt Aufmunterung nur Gespötte erregen? Im erforderlichen Falle sind sie ja bisher schon ertheilt worden; daher dürfte man die so häufige Ausfertigung derselben wohl schwerlich den Konsistorien und Landesstellen zumuthen.

Der Verfasser verlangt drittens zur Ausführung seines Planes 12,145 fl., und weiß nicht nur diese bedeutende Summe, sondern auch noch einen Ueberschuß von 6721 fl. 40 kr. sehr leicht zuzubewirken. Doch die Untersuchung der Quellen, aus welchen diese Einkünfte fließen sollen, wird uns zeigen, daß der größte Theil davon wohl nur auf dem Papiere existiren, und die Kasse sehr wenig beziehen dürfte.

Von den 70,000 schulfähigen Kindern der Brünner Diözes werden wir zuerst wenigstens 20,000 Kinder abschlagen müssen, welche zwar in der Kategorie der schulfähigen Kinder aufgeführt werden, die aber wegen Schwächlichkeit, Krankheit, Orteentfernung, Mangel an Kleidungsstücken, Nachlässigkeit ꝛc. oder weil sie von den Aeltern zur Wartung der jüngern Geschwister, zu nothwendiger Hausarbeit ꝛc. gebraucht werden, oder endlich, weil sie wegen Nothdurft frühzeitig in einen Dienst gehen müssen, die Schule nicht besuchen. Alle diese werden auch keine Beiträge leisten. Ferner will der Verfasser 20,000 arme Kinder von allen Beiträgen befreien; diese wären wohl nur Kinder solcher Aeltern, die weder das gewöhnliche Schulgeld, noch Schulbücher zu bezahlen, und also vielweniger außerordentliche Beiträge zu leisten im Stande sind. Aber nebst diesen werden wir wohl noch 20,000 annehmen können, deren Aeltern nur mit der größten Anstrengung und Versagung mancher Bedürfnisse das nothwendige Schulgeld erschwingen können; diesen werden wir auch nicht zumuthen dürfen, nebst dem sauer errungenen Schulgelde noch außerordentliche Beiträge zu leisten, die ihnen gewiß sehr schwer fallen würden, wenn sie z. B. zwei bis drei schulfähige Kinder nebst zwei Sonntagsschülern hätten. Sie würden dadurch nur um so mehr bewogen werden, ihre Kinder von allem Schulbesuche zurückzuhalten, um sich Schulgeld und Beiträge zu ersparen, und so würde wieder ein neues Hinderniß des Schulbesuchs entstehen. Um dieses Hinderniß nicht erst einzuführen, werden wir diese letzten 20,000 Kinder auch noch befreien müssen. Folglich blieben etwa 10,000 Kinder vermöglicher Bauern und Handwerker, welche diese Beiträge leisten könnten; denn auf die Kinder vornehmer und reicher Aeltern ist ohnehin nicht zu rechnen,

---

[20]) Erwäge doch nur der Hr. Verf., daß ein Paar Kühe oder ein Dutzend Schafe für die meisten Schullehrer ein großes, für viele ein unerschwinglich Kapital sind? Und das erhalten sie nun hier gegen einen höchst geringen Zins ohne alle Auslage. Wie leicht können sie nun zur eignen Zucht kommen!

[21]) Ist schon zum Theil beantwortet. Auch sind die Voraussetzungen gar nicht alle richtig.

[22]) Man sehe die 1., 12. u. 14. Anmerkung. Die Titel sind ja nicht pomphaft, sondern sehr gemein übliche, theils in unsern, theils in andern Staaten. Der gemeinste Selbat hat die verfassungsmäßige Aussicht zum General, und kann diese Würde erlangen, wenn er der Stimme der Pflicht und Ehre folgt, und das Glück ihm wohl will. Soll denn der arme, gedrückte Schulmann sich nicht wenigstens einer Titelauszeichnung erfreuen dürfen, wenn er sie verdient hat?

da die Aeltern dieselben durch Haus- oder Privatlehrer unterrichten lassen. Aber auch angenommen, daß bei 70,000 schulfähigen Kindern auch, wie der Verfasser glaubt, 50,000 zahlungsfähige wären; so bleibt immer noch die fast unübersteigliche Schwierigkeit, die Beiträge zu erheben. Der Verfasser will sie durch die Ortsobrigkeiten erheben lassen; der Staat müßte sie folglich wie eine Art von Steuern ausschreiben und eintreiben lassen. Allein da der Staat bei den jetzigen drückenden Zeitumständen fast schon die möglichst höchsten Steuern zu Befriedigung der Staatsbedürfnisse auszuschreiben genöthigt ist; so ist es wohl auf keinem Fall zu verlangen, daß er diese hohe Steuern noch zum Besten eines Belohnungs-Institutes für Schullehrer vermehren soll. Und wie verhaßt würde vielen Aeltern durch diese Zwangsbeiträge das ganze Schulwesen werden, wenn sie sogar ihre schulfähigen Kinder versteuern müßten! Da überdieß das ganze Institut nur Privatsache eines Standes wäre, wie könnte man vom Staate verlangen, daß er dazu allgemeine Steuern ausschreiben soll? Wenn es übrigens so gar leicht ausführbar wäre, wie es sich der Verfasser vorstellt, von dem gemeinen Manne Beiträge zur Verbesserung der Schullehrer zu fordern und zu erhalten; so bedürfte es aller dieser Umschweife nicht, sondern der Staat könnte nur grade zu befehlen: daß jede Gemeinde diese Beiträge ihrem eigenen Schullehrer geben, oder was eines wäre, das Schulgeld erhöhen solle; auf diese Art würde wenigstens jeder Schullehrer in etwas verbessert.

Will der Verfasser aber die Beiträge dem freien Willen der Aeltern überlassen, so wird er wenig oder nichts bekommen. Zum Beweise wie wenig solche freiwillige Beiträge bewirken, kann die am St. Wenzelstage in den Pfarrkirchen veranstaltete Sammlung zur Anschaffung der nothwendigsten Kleidungsstücke für arme Schulkinder dienen, wobei noch zur Aufmunterung zu Beiträgen eine Predigt gehalten wurde, und dennoch kamen auf sehr vielen selbst ansehnlichen Pfarreien nur wenige Kreuzer ein, welche geringe Summe die Pfarrer theils durch eigene Beiträge, theils durch besondere spätere Ansprache bei Beamten und vermöglichen Einwohnern kaum bis zu einigen Gulden zu vermehren im Stande waren. Und hier handelte es sich doch um die nothdürftigste Bekleidung der armen Schulkinder jedes Ortes selbst; was ist denn da zu hoffen, wenn blos die Rede von einer außerordentlichen Belohnung der Schulmänner ist? Auch wäre es ja höchst unbillig, von einer armen Dorfgemeinde, die das Unglück hat, einen wenig gebildeten oder unsittlichen Schullehrer zu haben, noch Beiträge zu fordern, um einen bessern Lehrer einer andern Gemeinde zu belohnen. Aus allem diesen ist leicht ersichtlich, daß der erste Posten, den der Verfasser, bei einem jährlichen Beitrage von 8 kr. für ein Schulkind, auf 6666 fl. 40 kr. angibt, in der Kasse ziemlich = o seyn wird.

Wie aus 70,000 schulfähigen Kindern 50,000 Sonntagsschüler entstehen können, ist unbegreiflich; da unzefähr die Hälfte der erstern Mädchen sind, die alle die Sonntagsschulen nicht besuchen. Wenn auch alle schulfähige Knaben Sonntagsschüler würden, so wären erst 35,000, und von diesen müssen wir wenigstens 20,000 abrechnen, die wegen Ortsentfernung, Dienstgeschäften, Uebergang zu höheren Schulanstalten, Nachläßigkeit, Krankheit, Absterben ꝛc., die Sonntagsschulen nicht besuchen, und also auch keine Beiträge leisten werden. Dann wird man mehreren Tausenden von den Besuchenden den jährlichen Beitrag von 12 kr. wegen höchster Armuth nachsehen müssen, und die übrigen werden ihn ohne Zwang nicht leisten wollen. Die Sonntagsschulen sind ohnehin den meisten jungen Leuten läßig, weil sie dadurch um einige Stunden der Unterhaltung gebracht werden; sollte nun noch der Zahlungszwang dazukommen, so werden die Schüler, selbst mit Beihülfe der Aeltern, Ursachen aufzufinden suchen, um sich von Schulbesuch und Zahlung zu befreien; wodurch selbst das Gute, das jetzt durch die ohnehin wenig besuchten Sonntagsschulen gestiftet wird, größtentheils verloren ginge. Um dieß zu verhindern, hat ja der Staat ausdrücklich verordnet, daß der Unterricht an Sonn- und Feiertagen Nachmittags unentgeldlich gegeben werden soll. Folglich werden auch die 8000 fl., welche die Sonntagsschüler leisten sollen, ausbleiben.

Daß der Verfasser selbst aus den Versäumnissen der Wiederholungsstunden eine Summe von 2000 fl. ziehen, und so die Nachläßigkeit der Schüler zu einer Finanzspekulazion machen will, ist den Grundsätzen einer gesunden Pädagogik zuwider, deswegen hoffe ich, der Verfasser gibt diese Summe selbst auf. Auch würde dem Lehrer die Zuerkennung einer Geldstrafe sehr schwer werden, da die ausgebliebenen Schüler jedesmal eine Ursache vorschützen werden, deren Grund der Lehrer selten wird untersuchen können. Dadurch dürfte leicht Immoralität von Seiten der Lehrer und Schüler befördert werden.

Der Verfasser hofft noch durch den Austritt von 7000 Sonntagsschülern einen jährlichen Beitrag von 1200 fl. für ertheilte Zeugnisse zu erhalten. Allein diese Zeugnisse werden nur die wenigen lösen, die sich zur Freisprechung bei einem Handwerke damit ausweisen müssen, und vielen von diesen wird man sie wegen Armuth noch umsonst ausstellen müssen. Alle übrigen werden sie

nicht verlangen, da sie derselben weiter nicht bedürfen. Will der Verfasser sie nicht entlassen, bis sie das Zeugniß lösen, so werden mannbare Jahre, Gewinnung des nothwendigen Lebensunterhaltes, Verheirathung ꝛc., sie von selbst entlassen, und aus dem Mangel eines solchen Zeugnisses wird man doch kein Ehehinderniß machen können. So wird auch bei dieser Rubrike die Institutskasse größtentheils leer ausgehen.

Von einem Paare guter Milchkühe, die man auf einem herrschaftlichen Meierhofe in Pacht gibt, wo der Eigenthümer für Stallung und alles nothwendige Futter sorgt, kann man wohl einen jährlichen Nutzen von 50 fl. erwarten; allein um diesen Preis kann kein Schullehrer Pachtkühe von dem Institute nehmen, da er das nothwendige Futter, welches ihm das Institut nicht geben kann, auf eigene Kosten beischaffen müßte. Doch vielleicht erwartet der Verfasser diesen Nutzen von 50 fl. erst in 5 Jahren, folglich von 20 Paaren jährlich 200 fl. Aber diese Summe wird wohl größtentheils wieder aufgehen, um dem Institute das Ankaufskapital, welches durch das zunehmende Alter, Krankheit der Kühe, oder auch durch das Fallen eines oder des andern Stücks immerfort eine Verminderung erleiden würde, wieder zu ergänzen. Der reine Nutzen von 20 Paar Kühen wird also sehr weit unter den gehofften 1000 fl. sepr.

Aus allen dem ergiebt sich, daß die Institutskasse für einen Vorschuß von 30—40,000 fl. wenig Sicherheit gewähren würde.*)

Da also die Realisirung des ganzen Vorschlags schwerlich zu erwarten ist, so ist um so mehr zu wünschen:

1) Daß die vom Verfasser vorgeschlagenen katechetisch-pädagogischen Bibliotheken zum unentgeldlichen Gebrauche der Katecheten, Lehrer und Gehülfen in allen Schuldistrikten errichtet würden.**)

2) Daß die böhmischen Schulkandidaten so viel als möglich zur Erlernung der deutschen Sprache angehalten würden; nicht um in ganz böhmischen Dörfern deutsch zu lehren, sondern um sich durch die deutsche Literatur zu ihrem Lehramte besser ausbilden zu können; denn Uebersetzungen der deutschen Schulschriften werden immer sparsam, und diese oft noch schlecht gewählt und übersetzt seyn.

3) Daß alle Schulamtskandidaten sich an Hauptnormalschulen zu ihrem Amte auszubilden suchten, wo doch auf jeden Fall mehr Gelegenheit dazu ist.

4) Daß Patrone und Gemeinden nach Möglichkeit beitragen möchten, um den kärglich besoldeten Lehrern ein besseres Auskommen zu verschaffen; dieß allein wird bessere Köpfe zum Schuldienste ziehen, und zu größeren Erwartungen von ihnen berechtigen.

5) Daß endlich die in der Königgrätzer Diözes bereits bestehende Pensionsanstalt für die Wittwen und Waisen der Schullehrer**) auch in andern Diözesen eingeführt werde.

Möchten doch alle Schulaufseher und Pfarrer, Patrone und Gemeinden, Schulfreunde und Wohlthäter nach ihren Kräften mitwirken, um so die Bildung der Schullehrer zu befördern, dieser höchst nützlichen Menschenklasse ein gehöriges Auskommen zu verschaffen, und ihnen die Sorge um die Ihrigen bei ihrem Tode zu erleichtern!

Johann Mücke.

---

*) Alle das Finanzielle des Plans betreffende Einwendungen sind gar nicht unwiderleglich, und wird sie Hr. von A. am besten zu beantworten wissen. Meines Wissens ist einiges z. B. in Betreff der Sonntagsschulen schon durch Thatsachen erwiesen.

Der Schullehrerstand muß gehoben, besser gebildet, mehr geehrt und weit ansehnlicher dotirt werden. Eine längst allgemein eingesehene Wahrheit. Aber wie wenig geschah noch zur Ausführung! Herr von A. that dazu einen sehr wesentlichen Schritt. Sein Vorschlag darf nur halbe Unterstützung finden, und er realisirt sich leicht von selbst.

*) Noch vortheilhafter wäre es, wenn die Herren Pfarrer eines Distrikts oder Vikariats eine Bibliothek zu ihrem allgemeinen Gebrauche stifteten, und ihre Kapelläne und Schullehrer nach Verhältniß ihrer geistigen Bedürfnisse daran Theil nehmen ließen.

**) Man sehe seine Beschreibung: Hesp. N. 71 1812.

Digitized by Google

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 10. Februar.

Beitrag zur böhmischen Topographie.

Die Stiftsherrschaft Gradlitz im königgrätzer Kreise in Böhmen.

(Fortsetzung Nr. 9.)

Franz Anton Graf von Spork hatte mit Franziska Apollonia, geb. Reichsfreyinn Sweerts von Reist, vier Kinder. Zwei starben in der Kindheit; die zweitgeborne Tochter Maria Eleonore, Aloisia Cajetana, starb im 29. Jahre ihres Alters, den 29. Januar 1717, als Oberinn des Cölestinerinnenklosters zu Gradlitz, und seine älteste Tochter, Anna Katharina, vermählt mit des heil. römischen Reichsbaron, nachher Grafen, Sweerts von Reist, war die einzige Erbinn seiner Güter und Gerechtsame.

Sie (Anna Katharina Gräfinn von Sweerts, geborne Gräfinn von Spork) stiftete noch sechs und dreißig Krankenbetten an das Hospital zu Kukus, doch so: daß das Krankenhospital mit dem von ihrem Herrn Vater gestifteten Armenhospitale für 100 mühselige Männer in gar keiner andern Verbindung stehe, als; daß die barmherzigen Brüder ihre gemeinschaftlichen Wärter und Pfleger seyn.

Den 28. Februar 1744 wurden die ersten hundert alten mühseligen Männer sammt den barmherzigen Brüdern in Kukus eingeführt, und die Stiftung nahm ihren Anfang.

Noch steht sie, obwohl nicht in ihrer ursprünglichen Blüthe; denn die Zahl hundert ist auf einige und siebenzig gesunken, doch noch sehr dankenswerth da.

Die jetzt noch blühende, hohe, Reichsgräfliche Familie Sweerts Spork hat, nach neuerlichen Einrichtungen, mit der Stiftsherrschaft Gradlitz gar keine weitere Verbindungen, als die Patronatsrechte; bestehend: in dem Besetzungsrechte der geistlichen Pfründen, der Beamtenstellen, der Schulen, und der erledigten Hospitalstiftungsplätze. Letztere auf einen gemachten Vorschlag des barmherzigen Priors und beigelegtem Armuths- und Sittenzeugniß vom Seelsorger und Wirthschaftsamte.

Die Herrschaft steht unter der Inspekzion der hohen Landestafel, und der jedesmalige barmherzige Prior ist landtäflicher Administrator der Herrschaft. Auf ihm ruht die gesammte Leitung und die ganze innere und äussere Oekonomie der Stiftung. Daß der Patron in gar kein Interesse bei der Herrschaft gezogen ist, und sich deshalb auch die Patronatslasten nicht aufbürden lassen kann; (obschon es der Enkel des Stifters, der Großvater der jetzigen Erben, Christian Sweerts Spork, gethan hat) gereicht, besonders in Hinsicht der Kirchen-, Bau- und Reparaturen, der Herrschaft zu keinem kleinen Nachtheile. Ob die ganze schöne Stiftung in einer andern Form nicht ersprießlicher für die Menschheit und den Staat werden, und doch dem Geiste des Stifters angemessen bleiben könnte, müßte die allerhöchste Regierung entscheiden.

Die Herrschaft Gradlitz und das Gut Herzmanitz mit einem Flächeninhalt von 2 Qdr. Meilen, enthaltend einen Marktflecken und ein und zwanzig Dörfer mit 967 Nummern, und einer Bevölkerung von 6,734 Menschen, liegt am äußersten Fuße des Riesengebirges, von der Südostseite schon eingreifend in den nordöstlichen Theil des flachen Landes von Böhmen. Wenn es erlaubt ist, nach der Volkssage, das Riesengebirge einem auf seinem Angesichte mit ausgebreiteten Armen, Händen und Fingern liegenden Mann (dem Rübezahl) zu vergleichen; so würden die beiden Ausläufer dieses Gebirgs, welche einen Theil der Herrschaft Gradlitz einschließen, und einen Theil auf ihrem dürren Rücken tragen, der Daumen und der Zeigefinger der rechten Hand dieses Risenmannes seyn.

Der Berg s' Widschin hinter Königinhof wäre dann der mittlere Fingerknöchel an dem Zeigefinger der rechten Hand. Diese zwei von West-Nord in die Herrschaft hereinlaufenden, und dann der eine (der Schurzer Berg) von West nach Süd, und nach Süd Süd-Ost sie begränzende; der andere (der Kokner und Welsdorfer Berg) von West nach Nord, und von da nach Nord-Ost sich wendende Gebirgsausläufer, sind die gesammten Gebirge der Herrschaft. Der nord-

östliche Theil des Gebirges, der ihr vom Eintritte bis zu seinem Auslaufe ganz eigen gehört, enthält sehr schöne theils Dominikal- theils Rustikal-Schwarzwaldung, aus der ohne Schaden jährlich 1000 Klaftern Brenn- und 100 Klaftern Bauholz geschlagen werden können; obwohl ihr die so nahen Festungen Josephstadt und Königgrätz hart zugesetzt haben. Es ist Flözgebirge; besteht größtentheils aus einem halben Lachter tiefen verwitterten Alaunschieferflöz, dann aus einem bis drei Lachter tiefen harten, feinkörnigten Sandsteinflöz, unter welchem schwarzer Thon, und darin ein halb Viertelellen mächtiges, sehr schönes Schwarzkohlenflöz fortläuft.

Die Herrschaft Gradlitz und das Gut Herzmanitz berührt in ihrem W. N. westlichen Gränzpunkte das Gebiet der königlichen Leibgedingstadt Königinnhof, läuft von der beinahe in paralleler Linie nach Nord zu West, mit dem zum k. k. Waldamte Döbernay gehörenden weitläuftigen Schwarzwalde, das Könignreich genannt; erreicht am Nordpunkte die Südgränze der Herrschaft Nachod, überstreigt in ihrer Gesellschaft in manchen Krümmungen mehrere waldigte Hügel immer nach Osten hin, verläßt aus einem dichten Buchenhaine, ins offne Feld tretend, die alte Gränze, und zieht sich in die neue des jetzt der Herrschaft Nachod inkorporirten Gutes Kwalkowitz in blühenden Hügeln herab, mit einigen Krümmungen nach Südost, nach Süden dem Thale zu; berührt hier das ebene, kornreiche Gebiet der königlichen Leibgedingstadt Jaromirz, geht nahe bei Herzmanitz ans rechte Ufer der Elbe, südwestlich bis gegen den sich allmählich erhöhenden, von Schurz herkommenden Berg; berührt hier die Gränze von Schurz, geht den Berg hinan, (das in unübersehbarer Pläne in Süden liegende flache Land von Böhmen zurücklassend) läuft in grader Linie auf dem Kamme des Berges immer nach Westen hin, beugt hinter dem Hospitalgarten zu Kukus noch einmal nördlich gewandt den Berg herab, läuft nahe am rechten Ufer der Elbe, bald wieder auf der Mitte des nun waldigen Berges ihren westlichen Weg fort, bis an die Straße, die durch Schurz nach Miletin führt. Die einem abgestumpften Kegel gleichende Erdzunge zwischen dem rechten Ufer der Elbe und dem Fuße dieses Hügels auf dem sie steht, gehört zur Herrschaft Schurz, sie muß also am Fuße des Hügels östlich zurück; überschreitet bei Stangendorf die Elbe, krümmet sich am linken Elbufer-Wasser aufwärts so lange, bis sie wieder mit der Miletiner Straße zusammentrifft. Ihr grader Weg geht nach Norden hin mitten durchs blühende Thal, immer noch von Schurz aus begleitet, dann den Hügel hinauf; läuft noch einmal durch lüftige Haine nach West hin, und schließt ihre Bahn.

Die Herrschaft Gradlitz ist äußerst wasserreich, ja zum Theile sumpfig. Die Elbe durchströmt sie in ihrer ganzen Länge von West nach Südost. Sie hatte auch ehemals viele große, fischreiche Teiche, welche wohl Schuld gewesen seyn mögen, daß in ihr sehr häufig kalte Fieber herrschten. Jetzt sind sie bis auf drei ausgetrocknet, und urbar gemacht, und mit ihnen auch die Krankheiten vermindert. In Hinsicht ihres Klimas, wie ihrer Fruchtbarkeit, muß man sie billig in zwei Theile theilen, in die obere und untere Herrschaft. Der untere Theil der Herrschaft, von Nord- und Ostwinden geschützt, hat äußerst gemäßigtes, trockues, dem flachen Lande von Böhmen nicht viel nachgebendes Klima, und schweren, graulichten, fruchtbaren Korn- und Waizenboden; die Ufer der Elbe häufigen, von der unausrottbaren Herbstzeitlose verpesteten, und oftmaligen Ueberflutungen ausgesetzten Wiesenwachs. Nicht so der obere Theil der Herrschaft. Da stürmen oft die rauhesten Nord und Ostwinde, und führen kalte Regen oder Schneeschauer herbei, wenn unten die angenehmsten Tage sind. Der seichte, sandige und schiefrige Boden läßt gar selten Waizen (wenig Korn) aber um so mehr Hafer, Flachs und Kartoffelbau zu. Aber was der liebe Gott an Güte des Bodens versagte, ersetzt er doppelt in dem größeren Fleiße und der höheren Genügsamkeit der Bewohner. Auch findet man denselben merkbaren Unterschied in Bau- und Lebensart, ja selbst im sittlichen Charakter. Solidität in jeder Hinsicht, Reinlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Offenheit, kurz: mehr deutscher Sinn und Charakter zeigt sich auffallend in den auch weniger mit fremden Menschenorten vermischten Oberdörfern, als in den Unterdörfern, bei denen diese Vermischung theils durch den Stifter Franz Anton Grafen von Spork, der viele Unterthanen von andern Herrschaften auch wohl ganz fremde um ihres Handwerkes oder Kunstwillen hieher versetzte; theils durch die Angränzungen und dadurch sich leichter entspinnende Vermählungen mit böhmischen Ortschaften, öfter statt findet.

Ueberhaupt ist jedoch der Charakter durchaus gut und zuverläßig, die Religion römisch-katholisch; die intellektuelle Ausbildung aber selbst im Vergleiche mit angränzenden Herrschaften und Oertern um wenigstens funfzig Jahre zurück. Auf einer Herrschaft, deren Gesammteinkommen zur Beförderung des Wohls ihrer Bewohner bestimmt ist, gibt es, man sollte es kaum glauben, noch keine geprüfte Hebammen. Die Schutzpockenimpfung ist seit zwei Jahren erst in einigen Gemeinden allgemein angewendet; das Schulwesen ist in einem innern und äußern nicht einmal mittelmäßigen guten Zustande; für Verbesserung und Veredlung der Oekonomie ist außer den äußerst beschränkten Bemühungen des Hrn. Kastners und der Anschaffung einiger Schafstöre von besserer Race nichts gethan worden, eben so wenig für veredelte Industrie. Der Hafen ist das

einzige Ackerwerkzeug, mit dem man die Erdkruste 4 bis 5 Zoll tief aufschabt; selten besitzt ein Bauer einen Pflug. In manchen Gemeinden ist noch gar kein Sinn für etwas besseres. „Wenn ich alle Bücher in der Tasche hätte," antwortete mir einmal der Richter von N., da ich ihm und nach ihm andern Gliedern der Gemeinde das Roth- und Hülfsbüchlein zum Lesen anbot, um nach und nach einigen Sinn fürs Bessere rege zu machen, „so wird mir auf dem Felde keine Furche geackert werden." Ein einziger Privatmann Anton Ruzicska, Viehhändler und Besitzer eines in Gradlitz befindlichen Bauerngutes, hat mit verschwenderischer Düngung, die freilich nur er zu Stande bringen kann, aus einem kahlen Trichfelde einen vortrefflichen Ackergrund gebildet, und treibt Wechselwirthschaft, doch ohne Plan und System; auch hat er bedeutende wohlgepflanzte Obstanlagen, worunter viele veredelte Stämme. Obst, besonders Pflaumen, ist auch nur das einzige Produkt, wovon sich die untern Gemeinden einen erwähnungswerthen Ueberfluß verschaffen. Es wird meistens auf der Herrschaft zu Sliwowitza verbraucht.

Obst aller Gattung, selbst Wein und Pfirsige gedeihen, bei nur einiger Pflege, in dem Klima der untern Gemeinden, vortrefflich. Einigen Nachtheil für die Oekonomie hat die Lage der Herrschaft in der Nähe der Festungen Josephstadt und Königgratz, und an den sich in ihr kreuzenden Gebirgsstraßen nach Hohenelbe, Arnau, Trautenau; da deshalb dem Bauer häufig in den schönsten Arbeitsstunden die Pferde zum Vorspann abgefordert werden.

Fabriken oder Manufakturen giebts keine. Einige Flachsspinnereien und Leinwandweberei ist alles, was einzelne Bewohner treiben.

Im Markte Gradlitz beschäftigen sich seit zwei Jahren etwa vierzig Kinder mit Schafwollspinnerei für auswärtige Meister. Es fehlt nicht an dem Willen oder Fleiße der Bewohner, auch nicht an dazu geeigneten Händen und Oertern; sondern an einem unternehmenden Mann, der die einzelnen Kräfte in ein Ganzes vereinte, wozu sich ihm besonders im Orte Kukus vortreffliche Gelegenheit darböte. Hier ist ein Ueberfluß von arbeitsfähigen und lustigen Händen, die kein Landbau beschäftigt; hier sind noch mehr massive, herrschaftliche Gebäude unbenützt hart an der Elbe, vor Ueberflutung gesichert, in welche zum beliebigen Gebrauch ein zu jeder Zeit krystallhelles Brunnenwasser mit einem Gefälle von zwanzig Fuß in solcher Stärke geleitet werden kann, daß es ein Mühl- oder Walkenrad zu treiben im Stande ist. Herr Augustin Schubert in Welsdorf ist der einzige Mann auf der Herrschaft, der einen bedeutenden Handel, und zwar mit rohen und gebleichten Leinwanden, treibt. Seit einigen Wochen hält sich in Kukus auch ein Salpetersieder auf.

Die jetzigen Bewohner der Herrschaft Gradlitz sprechen deutsch, obschon sie noch zu Zeiten des 30jährigen Krieges Protestanten und böhmisch waren. So bezeigen es unsere Pfarrmatriken. Ob aber die jetzigen Bewohner, die sich von ihren römisch katholischen Glauben um keinen Preis auch nur das Mindeste rauben ließen, und die böhmische Sprache ordentlich hassen, grade Abstämmlinge von jenen alten protestantischen Böhmen, oder nur eingewanderte Deutsche sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht aus einander setzen. Wenn man die noch bestehenden böhmischen Familiennamen: Jeschke (Ježek), Watzke (Wacek), Gubernatsch (Chubernatsch), Morak, Patzak, Rzehak, Wolanek u. s. w. in Erwägung zieht; so sollte man das erste: sieht man auf ihre Lage, von mehreren Seiten begränzt von böhmischen Ortschaften, dann die neuen original deutschen Familiennamen: Paul, Ehrmann, Sommer, Fischer, Wagner u. s. w., und eine Vermischung mit original deutschen, wie z. B. die durch den Stifter aus der Pfalz hierher versetzte Familie Friebel, — das letzte glauben. Da die böhmisch benannten Familien jedoch an Zahl und Ausbreitung die deutschen weit übertreffen, und selbst in Sitten, Gewohnheiten und Charakter der Böhme durch scheint; so hat die erste Meinung mehr Gründe für sich. Es bleibt aber immer bemerkenswerth und unerklärbar: wie in einer Zeit von zwei Jahrhunderten eine so totale Metamorphose, daß nun auf der ganzen Herrschaft auch nicht eine Familie mehr zu finden ist, die ganz in Sprache und Sitten böhmisch wäre, veranlaßt von der Geringzahl, statt finden konnte. Noch ist bemerkenswerth: daß die zu andern böhmischen Herrschaften gehörigen, mitten unter den deutschen zerstreuten Wohnungen, als Muttersprache böhmisch, nur im Nothfalle deutsch sprechen.

Sitten, Gewohnheiten, Kleidung selbst sind gleichsam ein Mittelband zwischen Original Böhmen des platten Landes, und den Original Deutschen des höhern Gebirges. Schon oben bemerkte ich: Es wehe hier nicht der so liebenswürdige offene, für alles Bessere stets aufgelegte, und bereite, rastlose Geist des deutschen Gebirgsbewohners; oder auch nicht der erschlaffte, unthätige, nur für sinnlichen Genuß empfängliche Geist des böhmischen Landbewohners, und alle die Folgen, von denen das eine oder das andere der Grund ist; sondern eine, nach der Lage mehr oder weniger hin oder her sich neigende Mischung.

Eben so hat sich manche lobenswürdige deutsche Gewohnheit im böhmischen Anstrich verloren. Die löbliche deutsche Gewohnheit: sich einer glücklich erhaltenen Familienvermehrung im freundschaftlichen Familienzirkel zu freuen; oder nach dem Begräbnisse eines Familiengliedes die aus der Ferne hergekommenen Verwandten mit mäßigem Mahle zu ihrer Rückreise zu stärken; oder

die neuen Familienverhältnisse zu bestimmen, arten nicht selten in ein mit wilden Tänzen beschließendes Gelage aus. Im ersten Falle oft am Tage der Geburt, zuweilen sogar in der Stube der Wöchnerinn. Ganz aus dem Böhmischen herkommende Gewohnheiten sind: Das Bock- oder Schafwerfen von einem hohen Orte; und das Hahnschlagen am Kirmsmontage üblich.

Die Genüsse und Arten sich zu vergnügen sind übrigens von den bei dem Landmanne allgemein üblichen nicht verschieden. Eine tüchtige Portion recht feisten Fleisches; eine Kanne Branntwein; in den goldenen Bankozettelzeiten Rosoli und Ausbruchwein, Bier, und darauf ein wilder lärmender Tanz, zum Schluße wohl auch eine Prügellei, sind Bedürfnisse zu seinem Frohwerden. Der Herrschaft eigene, originelle Tänze oder Gewohnheiten und Genüsse giebt es nicht; eben so wenig originelle Auszeichnungen in der Kleidung. Das männliche Geschlecht hat seine deutsche Bauernkleidung: Juchtene oder kalbslederne bis auf die Kniee reichende Stiefeln mit schwarzen Ueberschlägen; schwarze bockslederne Beinkleider mit böhmischen Seitentaschen; ein gedruckt leinwandenes oder kattunenes (bei vornehmern blau oder grün tuchenes) Kamisol mit Schößeln und breiten Taschen; ein gefärbtes leinenes Halstuch (bei vornehmern schwarz seidenes mit rothen Streifen); eine blau tuchene mit Flanell gefütterte Jacke (ältere und vornehmere anstatt der Jacke Rock). Rock und Kamisol sind dicht mit platten Metallknöpfen besetzt. Den Kopf bedeckt ein runder Hut mit breitem Schirmdach, um welchen der unverheirathete Bursche ein Flitterband windet, der Vornehmere eine Sammetmütze mit Marderausschlägen darunter setzt. Das Das weibliche Geschlecht trägt sich mehr böhmisch. Mit Schuhen, weißwollenen, roth bezwickelten Strümpfen; drei, vier oben roth- oder blau zeugenen Röcken; leinenen bunt gestreiften, oder blau und mit weiß zwirnenen genähten Blumen verzierten Vortuche (Schürze) angethan — vereinigt das Mädchen das böhmische Latzmieder (Gestalt), ein leinenes Halstuch, ein roth zeugenes oder hechtblau tuchenes Jäckchen mit Schlössern und rückwärts vielen Falten; Glasperlen oder Korallen mit einem seidenen Bande um den Hals, und einer böhmischen Pinse (ein leinenes, oft ausgenähtes, mit Spitzen besetztes Stirnband) um die nach oben in zwei Zöpfen geflochtenen und in ein Nest geschlagenen Haare; hinten mit handbreiten, weißen mit Wachs in Stärkmehl recht steif gemachten, und in zwei Maschen genähten leinenen Bändern befestiget.

Nur Weiber und ausgeartete Mädchen tragen statt den böhmischen Latzmiedern, deutsche Mieder; und anstatt der Pinse, dem Korf anpassende, runde, weiße, leinene oft mit eisernem Fleiße und vieler Kunst ausgenähte Kappen (Hauben). Bei ungestümen Wetter oder einem alltäglichen, öffentlichen Ausgange werfen sie über den Kopf eine Kütze (ein großes, leinenes, weißes oder buntes Tuch, Vornehmere Kaffeeservietten), und binden sie unter dem Kinn mit zwei Zipfeln fest. Zum Kirchgange werfen sie noch eine Kütze auf den linken Vorderarm, und nehmen in die linke Hand das Gebetbuch, und wickeln um dasselbe den Rosenkranz. Das ist Gallatracht. Die Sprache ist durchaus eine verstümmelte Plattdeutsche. Der Dialekt ist dem auf der angränzenden Herrschaft Schurz, so wie der Ideen- und physische Gang so entgegen gesetzt, daß man mit einem oder dem andern Merkmale bekannt, sogleich dem Unbekanntesten treffend sagen kann: ihr seyd von Schurz; ihr von Gradlitz. Mehr Bedächtlichkeit, Zusammenhang, Reife und Ideenfluß charakterisirt den Schurzer auszeichnend von dem Gradlitzer; so auch der Dialekt. Doppellauter hat der Gradlitzer gar keine. Wagen heißt beim erstern Wän, beim letztern Wohn; sagen: dort sähn, hier sohn. Der Schurzer verändert das a in ä; der Gradlitzer in o. Der Schurzer spricht geschwind und kurz, der Gradlitzer langsam, und alle Wörter verstümmelnd und abschnappend. So heißen z. B. Scheuern, Schän; Nachod, Nochta; Skalitz, Glotz; haben, hohn; er, har; draußen, dassa; oben, bruda; unten, druuda; meinem, mem. Arm an richtigen Ideen und Ausdrücken wird Konkretes oft mit abstrakten Wörtern ausgedrückt! Wirkung statt Ursache genommen, und umgekehrt. Eigen sind dem Gradlitzer die Wörter: anja (wie's scheint, vielleicht, gleichwohl); meikert (meinetwegen, doch nicht, ey, ey); das böhmische trzebas (mags doch, seys.)

Swerb wol anja baale wella Summer waaren; heißt: Es wird, wie's Anschein hat, wohl bald wollen Sommer werden. Keine Sprache auf der Erde hat wohl mehr Dialekte als unsere liebe Deutsche. Es geht diese Verschiedenheit im Ausdrucke und Aussprache ein und derselben Sprache oft so weit, daß sich zwei eingeborne Deutsche einander nicht verstehen, wie Einsender dessen selbst mehrmals Ohrenzeuge war.

Nun will ich, um das Gemählde zu vollenden und anwendbar zu machen, noch in möglicher Kürze, doch vollständig, die einzelnen Oerter der Herrschaft und ihre Merkwürdig- und noch übrigen Sehenswürdigkeiten topographisch durchgehen.

Gradlitz, noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eine beträchtliche, mit Ringmauern und drei Thoren versehene Stadt, jetzt ein Markt mit 141 Nummern, wovon 11 Bauern am Abhange des nördlichen Berges in einem sumpfigen Thale, eine Stunde östlich von Königinnhof, eine Meile nordwestlich von Jaromirz, eine halbe Stunde nordöstlich vom Städtchen Schurz, mit einer, schon zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges, damals böhmischen protestantischen, jetzt deutsch

katholischen Pfarre, einem massiven Pfarrgebäude, und einer 100 Fuß langen 40 Fuß breiten von Christian Graf Sweerts Spork erbauten steinernen Pfarrkirche von dorischer Bauart, mit einem schönen 120 Fuß hohen, symmetrischen Thurme, welcher die ganze Gegend beherrscht, einem herrschaftlichen Maierhofe, dem herrschaftlichen Brauhause und Branntweinbrennerei. Auch besitzt der Markt Gradlitz einen Mineralbrunnen, dessen Wasser viel Glaubersalz und Schwefelleber enthalten soll. Die Bewohner nähren sich vom Feldbau, Flachs und etwas Schafwollenspinnerei. Unter den Handwerkern verdienen drei Rothgärber und zwei Stärkemacher Erwähnung.

Hart am Markte Gradlitz liegen auf einen Hügel die Ruinen des Schlesses Hradisste. Es lag schon zur Zeit des Ankaufs der Herrschaft von Spork in Trümmern. Franz Anton Graf von Spork baute es neuerlich auf, richtete es zu einem Kloster ein, versetzte Cölestinernonnen hin, gab ihnen seine zweitgeborne Tochter Eleonora, unter dem Namen Kaserana, zur Vorsteherinn, und nachdem diese im Jahre 1717 gestorben, und an ihre Stelle eine Gräfinn Routland zur Vorsteherinn erwählt worden war, versetzte er sie in das für sie gekaufte und eingerichtete Kloster in der Heinrichsgasse auf der Neustadt in Prag, und zerstörte selbst die von ihm aufgeführten Gebäude. Nun sieht man nichts mehr, als die starken Ringmauern, den Wallgraben, die Stellen der zwei mit Aufzugbrücken versehen gewesenen Thore; einige Keller, einen geräumigen Stall, und darüber einen großen schönen Versammlungssaal. Zu Gradlitz gehört noch: die Richolka, eine etwas südwestlich entfernte und erst neuerlich gebaute herrschaftliche Schäferei mit einem hoffnungsvollen Obstgarten, und eine am Wege nach Schurz gelegene Teichmühle: die Stachelmühle. Nordöstlich von Gradlitz am Fahrwege nach Koben trifft man am Eingange in den Wald auf 3 Häuschen, der Kasperberg genannt.

Von den beim Dörfchen Ferdinandsdorf (vulgo Freudakohl), einem kleinen von 12 armen Häuslern und zwei Müllern bewohnten, nord-nordost mit Gradlitz zusammenhängenden, in einem angenehmen schmalen mit Wald umkränzten Thale gelegenen Dörfchen, von Franz Anton Grafn von Spork angelegten Einsiedeleien ist gar keine Spur mehr vorhanden. Durch den Markt Gradlitz führt eine rauhe beim Bau von Josephstadt gepflastert gewesene Straße von Jaromirz nach Hohenelbe, Arnau, Trautenau. Wenn wir dieser Straße nordnordwestlich folgen, so steigen wir hinter dem herrschaftlichen Maierhofe, Schurz zur Linken, Königinnhof, im Vorder- und das sich allmählig gegen Pezka amphitheatralisch erhöhende westliche Gebirge mit dem zur Herrschaft Arnau gehörigen Pfarrdorfe Böhmisch Prausnitz im Hintergrunde, einen Hügel hinauf, und kommen bei der herrschaftlichen Ziegelbrennerei vorbei in einen Schwarzwald. Hart am Wege rechts verdient einen aufmerksamen Blick: der das Herz mit neuer Arbeitslust erfüllende große Sandsteinbruch, aus dem Josephstadt gebaut worden ist. Gegen das Ende des Waldes theilt sich die Straße. Die nördliche führt durch Rettendorf, und das Königreich nach Trautenau; die nordwestliche nach Arnau und Hohenelbe. Verfolgen wir diese, so führt sie uns auf eine Plöne, von der aus man sich der erheiterndesten Aussicht ins unten liegende Thal und einer zweiten mahlerischen Landschaft, dessen Vordergrund Gradlitz und Kukus, den Hintergrund Herzmanitz und Jaromirz bilden, nach Südost hin erfreuet. Hart zur linken lassen wir Neudorf (vulgo Wastliche, Wüste), ein angenehmes friedliches Dörfchen mit 18 Nummern, dessen Bewohner meistens Feldgärtner und Weber sind.

Sollte jemand von den geneigten Lesern nicht gut zu Fuße seyn, oder sich nicht zu einer schlechten Reiterei bequemen wollen, so muß ich bitten: daß er unsre Gesellschaft verlasse, und zurück über Gradlitz und Wölsdorf nach Bokausch sich bringen lasse in die Allee, wo die Heiligen auf den Bäumen wachsen, dort werden wir wieder mit ihm zusammentreffen; denn der Weg, den wir jetzt zu machen haben, läßt sich theils gar nicht, theils sehr schwer befahren.

Von Neudorf aus wenden wir uns nun nördlich, gehen ein halbes Stündchen zwischen Feldern aufwärts, durchschneiden Rettendorf (böhmisch: Kossber), ein Dorf von 77 Nummern, (wovon die zwei letzten Nummern zu dem k. k. Waldamte nach Döberney gehören) mit 17 Bauern, und in demselben die Straße nach Trautenau und Wildschütz, treten immer noch nordwärts gekehrt, in den wohl eine Stunde breiten Schwarzwald, das Königreich. Hat sich jemand mit einer Flinte versehen, und ist er ein guter Schütze, so kann er in diesen Sümpfen einige Bekassinchen schießen, oder eine Waldschnepfe; möglich, daß im Dickicht uns auch ein Reh aufstößt.

So wie wir aus dem Königreiche, und den daran stoßenden Sporkischen Wäldern und Sümpfen hinaustreten, stehen wir auf einer beträchtlichen Höhe, sehen aber gar nichts als schiefrige Felder, weiter hin wieder Schwarzwald, und zur rechten drei verlorne Hütten, der Rabisch genannt. Gehen wir nun noch einen Feldrand hinauf, so erfreut uns sogleich der Anblick eines mit Fleiß ge- und bebauten im Thale entlang fortlaufenden Kirchdorfes von 109 Nummern, wovon aber 38 nach Jaromirz gehören, mit 14 Bauern, Koken (vulgo Koka, böhmisch Kohautow) genannt

Seine Kirche und Lokalie empfings erst im Jahre 1784 bei Errichtung der neuen Lokalpfarreien. Wir gehen zur Erholung Koken von Nord nach Ost ganz durch. Wer es bedürftig ist, kann sich bei dem herzlichen gastfreundlichen Herrn Lokalisten restauriren; er gibt herzlich gern, was er hat. Wir haben jetzt erst wahre Berge vor uns; wer diese besteigen will, muß sich auf seine Füße verlassen können. Hier am Ende von Ober-Koken treffen wir auf eine andere Fahrstraße von Jasomirz nach Trautenau, die über Herzmanitz, Wölsdorf, Koken u. s. w. wohl etwas näher als die über Gradlitz nach Trautenau führt, aber bei nassem Wetter gar nicht befahrbar ist.

(Fortsezung folgt.)

Correspondenz.

Vom Kriegstheater, ein Paar Fragmente.

Frankfurt am Mayn den 20. November 1813.

Wir verließen Prag den 25. Oktober, und eilten nach Frankfurt am Mayn. Der Weg ging über Schlan, Karlsbad, Eger, Neustadt, Jena, Weimar, Arnstadt, Ohrdruff, Schmalkalden, Bach, Fulda, Saalmünster, Hanau, Frankfurt. Wie doch der Krieg alle Verhältnisse verrückt! In einem unbedeutenden Städchen in Sachsen, mußte der Oberststallmeister für ein mageres Souper acht blanke Spezies-dukaten zahlen. Von hier fuhren wir auf dem erbärmlichsten Wege über Neustadt, gelangten sieben Uhr Abends in Jena an, und fuhren die Nacht noch bis Weimar. Hier zeichnet sich das herzogliche Schloß als ein geschmackvolles, modernes Gebäude aus. Das Theater übertrifft hinsichtlich der Schau- und Lustspiele durch Göthens Einwirkung viele andere. Opern sind mittelmäßig. In Bach kamen wir auf die Straße, welche Napoleon mit seiner Armee von Leipzig über Erfurt, Eisenach, Bach, sich zurückziehend, passirt war, und hier eröffnete sich eine der schauderhaftesten Szenen. Bach selbst war ganz geplündert, theils demolirt, theils verbrannt. Es herrschte größter Mangel an allem, auch dem Nothdürftigsten. Es war der sechste Tag nach dem Durchzuge der gesammten Truppen, an dem wir hier eintrafen, und noch waren die Thüren versperrt. Nur hin und wieder sah man Köpfe an den Fenstern des 2ten und dritten Stockwerks. So lange pflanzten sich Furcht und Schrecken fort. Auf der Straße von Bach bis Fulda und Hanau lagen rechts und links wenigstens sechs bis sieben tausend Pferde; vier bis fünf Hundert Leichen, nackt, unbeerdigt; meistens von Hunger, Elend und Kälte dahingerafft; sämmtlich Franzosen. Noch schlichen ihrer eine große Menge wie die Schatten auf den Straßen und Feldern umher; kamen an unsern Wagen und bettelten um Brod. Geld wollten sie nicht. So starben sechs in unserer Gegenwart. Dörfer und kleinere Städte waren sämmtlich ein Raub der Flammen geworden. Unter dem unaufhörlichen Wechsel der angreifendsten Empfindungen, des Grausens, Mitleids, Schreckens, der Freude, der Ahndung einer glücklichen Zukunft, kamen wir in Hanau an.

Das Schlachtfeld war noch nicht geräumt, die Vorstädte rauchten noch. O ich kann und mag Dir, lieber Bruder, diesen Jammer erregenden Anblick nicht beschreiben.

Ach! man sah:
Tausende erblaßter Leichen
Hingestreckt in blut'gen Staub!
Felsenherzen zu erweichen
Tausende des Krieges Raub!

Jetzt erst hatte ich einen lebendigen Begriff von dem schrecklichen Worte: Krieg

des Menschengeschlechtes
Brandmal alle Jahrhunderte durch;
der untersten Hölle
lautestes schrecklichstes Hohngelächter!

Grell stach gegen diese Eindrücke des Grausens unser Triumpheinzug in Frankfurt im Gefolge des österreichischen Kaisers den 6ten November ab. Alle Garden paradirten, alle Glocken läuteten, und tausend und wieder tausend Menschenkehlen ertönten von unaufhörlichen Vivat- und Hurrahrufen. Fürsten, selbst Könige kamen, und huldigten ihm. Kaum vereinigte je ein so kleiner Strich Landes eine solche Menge gekrönter Häupter und unabhängiger Fürsten, als in diesen Tagen, um das Hoflager des allerverehrten österreichischen Kaisers.

Unter andern speiseten an einer Tafel, welche der Monarch gab: der russische Kaiser; der Großfürst Konstantin; die Großfürstinnen von Weimar und Oldenburg; die Fürstinnen von Thurn und Taxis; der König von Preußen; dessen Kronprinz und drei andere Prinzen von Preußen; der König von Bayern; dessen Kronprinz und ein jüngerer Prinz; der König von Würtenberg; dessen Kronprinz, und Prinz Paul von Würtenberg; der Großherzog von Würzburg; der Großherzog von Hessen-Darmstadt; der Fürst von Hessen-Homburg; der Herzog von Weimar; der Churfürst von Hessenkassel; der Fürst von Nassau; Prinz von Sachsen-Koburg; Fürst Schwarzenberg; Fürst Metternich; der preußische Staatskanzler von Hardenberg; der russische Minister Graf Nessel-

Digitized by Google

rode; Oberstkämmerer Graf Wrbna; Oberstallmeister Graf Trautmannsdorf; ohne mehrerer andrer zu gedenken.

Auch der Ball, welchen die Stadt Frankfurt zu Ehren des Kaisers von Oesterreich gab, war einzig. Wo man hinblickte, funkelte es von Ordensbändern, Kreuzen, Sternen, Juwelen.

Der König von Würtenberg fuhr in der größten Gala aus: voran 2 Läufer, 2 Leiblakeyen, 2 Leibhusaren, 2 Vorreiter u. s. w., und der Kaiser aller Reußen fuhr in einem mehr als schlichten Mantel gehüllt auf einem Wurstwagen mit einem unansehnlichen Schimmel, der wie beim gemeinen Russen an einem großen Kummet angeschirrt war.

Ueber einige neu entdeckte Fossilien des Sohler Komitates in Niederungarn vom Prof. Zipser in Neusohl.

Wenn mich schon meine pädagogischen Arbeiten zum Theile so sehr binden, daß mir größere mineralogische Exkursionen ganz versagt werden; so schränke ich diese wenigstens auf meine Umgebungen, und das Sohler Komitat ein, und bin so frei, Ihnen einige Entdeckungen mitzutheilen.

Zu Ende des 1812. Jahres entdeckte man bei der Eisenschürfung des fürstlich Esterhazischen Dorfes Kalinka, 2 Stunden von Nagy-Szalathna und 6 von Neusohl, natürlichen oder gediegenen Schwefel. Nachdem sich der Eisenstein nach einer 12klaftrigen Teufe ausgeschnitten hatte, stellte sich ein lichtgrauer Letten und Porphyr ein. Beides war mit feinem, kaum merkbaren Schwefelkies angeflogen, und hielt bei 5—8 Lachter an. Diesem folgte ein äußerst feinkörniger, graulichweißer, in der Grube weicher und mürber Sandstein, und in diesem der natürliche Schwefel, derb, eingesprengt und als Ueberzug. Diese Entdeckung ist für Ungarn um so wichtiger, als man bis jetzt nur zu Kapnik und Felsöbanya gediegenen Schwefel hatte.

Zu Taiowa fand ich neben dem gelben, auch rothes in 6seitigen Säulen krystallisirtes Rauschgelb. Die Säulen sind auf einander gewachsen, von zinnoberrother Farbe, und da sie einerseits vom Kanonenspath bedeckt werden, so gewinnen sie beim ersten Anblick die Krystallisazion des Dodekäeders. Bei genauerer Untersuchung überzeugt man sich aber bald vom Gegentheile. Es kommt übrigens auch in graulich und röthlichweißen Kalkstein und blauen Letten vor. Dies wäre also nach dem Kapniker das zweite krystallisirte rothe Rauschgelb in Ungarn. Das gelbe Rauschgelb, welches in Doppelpyramiden krystallisirt, in einem blauen Letten über Tag gewonnen wurde, erscheint auch in dichtem grauen Kalkstein mit Kanonenspath, und rothem krystallisirten Rauschgelb so zwar, daß man durch die Bedeckung des erstern glauben könnte, das Rauschgelb selbst käme in 6seitigen an den Ecken abgestumpften Säulen vor. Diese Täuschung gründet sich in der zitrongelben Farbe, welche das Rauschgelb dem Kanonenspath mittheilt. Letzterer hat eine graulichweiße Farbe, und die Länge seiner Säulen steigt von kaum merkbaren bis zu ¼ Zoll langen.

Bei Jaroba (Jaraba), einer Berghandlung im obern Prozeß des Sohler Komitates, beinahe am Fuße der Teufelshochzeit, deren Höhe 3900 Toisen über die Meeresfläche, Herr Wahlenberg, schwedischer Naturforscher, wohl zu hoch angegeben haben mag, entdeckte man gänsekothiges Silbererz. Seine Farbe verläuft sich vom blaspistazien und olivengrünen, bis in das Dunkelgrüne, kommt meistens in mulmiger Gestalt auf eisenschüssigem Gesteine, seltener auf Fahlerz vor, und hat große Aehnlichkeit mit jenen gänsekothigen Silbermulmerzen, die ehemals in der blühenden Windisch-Leithner gewerkschaftlichen Grube bei Schemnitz eingebrochen hatten. Malachit, Kupfergrün, Kupferlasur, und ein, weder dem Fahlerz noch dem schuppigen Eisenglanz zugehöriges Fossil, sind seine Begleiter. An manchen Stücken zeigt sich eine etwas schimmernde dunkel olivengrüne, und im Bruche kleinmuschlige dichte Masse, die mit Olivenerz Aehnlichkeit haben dürfte. Herr Baron von Herder, königl. sächsischer Bergrath, dessen Bekanntschaft ich 1813 machte, als er die niederungarischen Bergstädte in geognostischer Hinsicht bereiste, ist geneigt, es für schlackiges Kupfergrün zu erklären, und ich würde es wagen, es als schlackiges, eisenschüssiges Kupfergrün aufzustellen. Der Silbergehalt dieser Erze wechselt zwischen 20—80 Loth pro Zent.

Hier fand man auch Hyalit. Er kommt in der gewöhnlichen, kleintraubigen, kleinnierenförmigen und tropfsteinartigen Gestalt, von schmuzig weißer und schwärzlicher, auch gelblicher Farbe auf ockrigen Braun- und Schwarzeisenstein in Drusen, als innere Begleitung der Höhlungen vor. Zuweilen füllt diese Höhlungen schwarzer Glaskopf, am häufigsten ein ockergelber Letten aus. Wenn ich annehme, daß der Hyalit nebst Mandelstein wie zu Aschaffenburg, und Basalt wie bei Bohunitz, auch auf Opaliaspis wie bei Skalnek

in Ungarn gefunden worden ist, folglich nicht in zufälliger Einmengung der beiden Steinarten, wie Hr. Hofrath Hardt im IV. Bd. der Annal. für die ges. Min. zu Jena S. 129 zu bemerken geneigt ist, und wenn ich ferner die Behauptung eines Häuers in Betracht nehme, der vom Herrn Bergrath Reichenher (gegenwärtig in Steyermark) den Auftrag hatte, Stücke für ihn zu sammeln, und sich mit den Worten entschuldigte: er wäre heuer nicht gewachsen; so bin ich zwar von der letzten Behauptung zu weit entfernt, als daß ich ihr Glauben beimessen sollte, aber auch nicht abgeneigt anzunehmen, daß die Bildung des Hyalits auf eine ganz besondere bis jetzt unbekannte Art vor sich gehn müsse. Wiederhohlte Beobachtungen meines Freundes Lechner gaben das Resultat, daß sich der Hyalit an einigen vorsätzlich bezeichneten Basaltstücken zu Wohunitz binnen einem Jahre bildete. Woher also diese neue Bildung, wenn Hyalit, wie es viele thaten, für verwitterten Calzedon passiren oder als Opal angenommen werden soll. Ganz anders muß doch die Bildung des Wohunitzer Hyalits vor sich gehen, der über Tag entsteht, ganz anders aber auch der Jaraber, der sich in der Grube, im alten Manne bildet.

Als geognestische Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß ich den feinkörnigen, sehr dünnschiefrigen, pfirsichblüthrothen Sandstein auf einer Höhe von wenigstens 2500 Toisen über die Meeresfläche, am Kunstgrunde bei Jaraba auf Glimmerschiefer, anstehend gefunden habe. Auch der Spatheisenstein findet sich auf einer Höhe von 1896 Toisen über die Meeresfläche anstehend.

In Herrengrund kommt in der schiefrigen, röthlich gefärbten Grauwacke stellenweise gemeiner Speckstein vor. Seine Farbe verliert sich vom blaß lauch und erbsengrünen, bis in das Seladongrüne, er ist blättrig,*) stark glänzend, vom fetten Gefühle, an den Kanten durchscheinend, in kleinen dünnen Stücken, aus dem Durchscheinenden beinahe in das Durchsichtige übergehend. Nicht selten erscheint der Speckstein auf den dortigen Fahlerzen eingewachsen. Die gemeine Grauwacke vom Ludovika Schacht begleitet er ebenfalls, zwar häufiger aber nicht so ausgezeichnet als die schiefrige. Stellenweise zeigt er sich körnig, selten derig, und dann gewöhnlich von pistazienarüner Farbe. Das Gemenge dieser Grauwacke besteht aus großen Quarzkörnern, die sparsam eingesprengter silberweißer Glimmer begleitet. Der schiefrigen Grauwacke ist hingegen der Glimmer häufiger in kleinen Blättern beigemengt.

Bekanntlich ist Libethen als freie königlich niederungarische Bergstadt, auch durch die Entdeckung des, anfangs für Kupfersmaragd und Olivenerz, nachher, durch die Charakterisik des gh. Rathes v. Leonhard und die chemische Analyse des Hrn. v. Buchholz, für krystallisirt phosphorsaures Kupfer erklärten Fossils bekannt. Eine vor Kurzem dahin unternommene Reise hatte den Vortheil, daß ich einzelne grüne Krystalle zu betrachten Gelegenheit fand, die man auf einer Halde gefunden zu haben vorgab. Die Krystallisazion ließ sich nicht bestimmen, weil die Krystalle mehr oder weniger beschädigt waren. Trotz dem würde ichs wagen, sie als Kupfersmaragd aufzustellen.

Die Pistazite, die im Bistrathale zu Hause sind, kommen in einer nicht zu bestimmenden Gebirgsart vor. Sie ist dunkelröthlichgrau, mit eingeschlossenen Körnern und Mandeln von grüner Farbe, die ich für Grünerde erklären würde; hin und wieder zeigt sich Rotheisenstein, und gleicht dann dem Idrianer sogenannten Korallenerze, der mit einem blaßfleischrothen Fossile, vermuthlich Hornstein, abwechselt. Hornblende vertritt die Stelle des mangelnden grünen gleichsam wie besprengten Fossils, und erscheint theils in einzelnen Körnern, theils in zusammengehäuften. Die grünen Körner brausen mit Säure schwach auf, und das Ganze hat starken Thongeruch. Der Pistazit kommt von gleicher Farbe, theils derb, theils verworren blättrig und strahlig vor, und wenn ich den Porricin oder nadelförmigen Epidot von Niedermennich mit dem unsrigen vergleiche, so finde ich mehr Aehnlichkeit mit dem nadelförmigen als die erstern haben, die in geröstetem Basalte vorkommen. Kommendes Frühjahr will ich mir die Erforschung, das nähere Vorkommen dieses Fossils angelegener seyn lassen, und Sie von dem Erfolge desselben benachrichtigen.

---

*) Aber der Speckstein blättrig? D. H.

Junge, was du für Einfälle hast! sagte M. Schmidt bei dieser neuen Entdeckung: werde doch lieber Leinweber; ein Dorfschulmeister ist ein jämmerliches Thier. Denkst Du denn sie haben es alle wie unser Weyhrauch? Und nun fing er an, mir ein gar schreckliches Gemälde der armen Dorfschulmeisterlein in Thüringen und Meißen zu zeichnen. Ich ließ mich aber nicht abhalten, und meinte, jeder Stand habe seine Plage und seinen Frieden. Nun wir wollen sehen, wie weit es geht, sagte er, und that Meldung an den Grafen.

Einige Zeit darauf wurde Anstalt gemacht, mich zum Rektor Kerbinsky nach Berna zu bringen. Hier kam ich denn wie ein halber Huron, moralisch gut gebildet, wenigstens ganz unverdorben, aber wissenschaftlich ganz roh und wild an. Der alte Herr nahm mich freundlich väterlich auf, und ist von allen meinen vielen Lehrern derjenige, dem ich am meisten verdanke. Er hatte mehrere Pensionärs, unter denen ich der älteste und unwissendste war; ausgenommen meine Bibelweisheit, in welcher mir es auch dort niemand zuvor that. Das Haus war patriarchalisch gut, und seine Frau mehr als meine zweite Mutter. Er gab mir kurze, gemessene, deutliche, sehr gründliche Anleitung; das Bedürfniß drängte, der Ehrgeiz spornte, und binnen einem Jahre stand ich so ziemlich mit den übrigen auf gleichem Fuße, die schon vier und fünf Jahre hier gewesen waren: und am Ende des zweiten war ich fast entschieden der erste an Kenntnissen; ich war nun schon so weit, daß immer die schweren Stellen an mich kamen. Der Rektor überließ mich mir selbst; und da war ich denn zuweilen entsetzlich fleißig und zuweilen entsetzlich faul. Das zweite übersah er zuweilen des ersten wegen: und ein Hm hm mit Kopfschütteln oder ein Du kommst jetzt nicht vorwärts, mein Sohn! waren hinlänglich mich wieder in den Gang zu bringen. Wie ich im Lateinischen und Griechischen dekliniren und konjugiren gelernt habe, weiß ich selbst kaum. Ich las und las bis es fest blieb; dann las ich Stellen und analysirte und setzte wieder zusammen, da denn die logische Nothwendigkeit sich meiner Seele aufdrang, daß es so seyn müsse, und auf diese Weise nicht anders seyn könne. Die Ausnahmen, wenn man sie nur einigemal gelesen hatte, fielen deutlich genug in die Augen.

Jetzt liebte ich die Beschäftigung mit lateinischen Sprichwörtern, welche Weisheit des Lebens lehren. Der Rektor Kerbinsky hatte eine Sammlung von Sprichwörtern in Altenburg drucken lassen; ein sehr nützliches Buch für junge Anfänger, das aber wenig bekannt zu seyn scheint. Da ich im Leben schon etwas Gewandtheit besaß, und mein Vater gern in Sprichwörtern redete, machte sich der Rektor ein Vergnügen, mich die Uebersetzung auch sprichwörtlich versuchen zu lassen, da denn zuweilen barockes Zeug zum Vorschein kam. Die Frau Rektorinn gab sich alle ersinnliche Mühe, mich fein und artig zu machen, so wie der Herr sich bestrebte, mich zur Tugend und Weisheit zu bilden. In wie fern es dem Rektor gelang, kommt mir nicht zu, zu bestimmen; aber ihr gelang es sehr schlecht. Mein Anzug war immer sehr nachlässig, meine Haare grotesk struppig und meine Schuhe schmutzig. Vor allen hatte sie ihren Krieg mit meiner Stirne, die ich nach ihrer Meinung unerträglich runzelte. Ehe ich mir's versahe, versuchte sie eine Glättung mit der Hand, oder auch wohl mit der Bürste, und drohte sogar mit der Striegel: aber alles umsonst. Sobald ich in Gedanken gerieth, und etwas eigenes oder fremdes ruminirte, traten die Runzeln wie Furchen auf die Stirne, und die Augenbraunen zogen sich finster zusammen. Das ist geblieben, und man hat mich oft für melancholisch mißmüthig gehalten, wenn ich meine seligsten Gedanken hatte. Der Rektor nahm davon keine Notiz, da er selbst etwas von der nämlichen Unart besaß, und es wahrscheinlich für ein Adiaphoron hielt. Er gab mir selbst das Zeugniß, daß ich bei ihm in zwei Jahren so viel gethan habe, als andere in sechs Jahren, und drang bei meinen Gönnern auf meine Entfernung, weil ich nunmehr meine Zeit besser anwenden könne und müsse. Ich hätte bei ihm noch lange, noch sehr viel lernen können; allein seine Zeit erlaubte ihm nicht, sich mit mir besonders zu beschäftigen. Doch gab er mir noch einige hebräische Stunden, so daß ich auch hierin ihm den ersten Grund danke. Ich kam, so zu sagen, ohne die geringste Kenntniß zu ihm, und las doch meinen Cicero und ein leichtes griechisches Buch ziemlich geläufig, als ich nach zwei Jahren sein Haus verließ; nicht zu erwähnen, daß ich ihm den besten Grund in der Geschichte und Geographie und andern ernsthaften Wissenschaften verdanke. So habe ich bei niemand wieder die Reformazionsgeschichte so deutlich, gründlich und pragmatisch gehört, als bei ihm. Er war überhaupt in der Kirchengeschichte sehr stark, studirte unermüdlich, und ließ nichts Gutes in jedem Fache ungelesen. Auch Fischer, der mehrere Reisen mit Beifall geschrieben hat, und Mahlmann, sind seine Schüler; und ich zweifle nicht, sie werden gern das wesentliche unterschreiben, was ich hier von ihm gesagt habe. Das Haus dieses Mannes nebst meines Vaters Hause sind der Grund alles Guten, was ich vielleicht in meinem Charakter habe. Ich habe erst nachher durch Vergleichung recht gefunden, wie rein die Sitten und wie fein zugleich in meines Vaters Hause waren. Ich höre jetzt oft in den besten Gesellschaften und in sonst sehr guten Häusern Gesinnungen und Ausdrücke, für die uns der Vater aus dem Hause in den Viehhof würde geschickt haben. Dergleichen Reden schicken sich wohl bei Tische, sagte er oft fürchterlich skeptisch, wenn

jemand etwas ungesittetes äußerte, nur nicht beim Mist laden. Wenn das Gesinde nicht gesittet sprechen konnte, mußte es schweigen; das war mit die erste Bedingung bei der Annahme. Ohne je ein Wort Latein gelernt zu haben, übte niemand strenger als er das sit reverentia pueris. Er wußte, ich weiß nicht wie, die meisten Stellen unserer damals neuesten Dichter, und Bürgers Weiber von Weinsberg erinnere ich mich zuerst von ihm gehört zu haben, mit Varianten bei mißlichen Stellen, deren sich vielleicht kein Kritiker hätte schämen dürfen. Woher er das alles hatte, weiß ich nicht, da er wenig las, und wenig Zeit dazu hatte. Bei Korbinsky wurde dieses feinere moralische Gefühl sorgsam genährt. Niemand verstand die unschuldige Eutrapelie des Lebens besser, als der alte Mann. Er nannte z. E. den Schwager nie anders als Herr Bruder, die Schwägerinn Frau Schwester u. s. w.; und das mit viel wahrer Herzlichkeit. Alle seine Zöglinge waren wie seine Kinder, und er nahm auch nachher den wärmsten Antheil an ihren Schicksalen. Es war wie ein Unglück im Hause, wenn einer seiner ehemaligen Schüler etwas gethan hatte, das einem schlechten Streiche ähnlich sahe. „Du lieber Gott, was soll aus dem Menschen werden? das macht mich sehr unruhig.“ Und das verderbte ihm wirklich Schlaf und Mahlzeit. Ueber mich soll er in der Folge oft abwechselnd getrauert und gejubelt haben, bis er sich endlich fest überzeugt habe, ich werde auf keine Weise seiner Erziehung Schande machen, glücklich oder unglücklich: dann sey er ruhig geworden. Nur das Laster hielt er mit den Alten für beweinenswerthes Unglück. Der Aufenthalt bei ihm ist mir immer die schönste reinste Erinnerung gewesen, und wird es immer bleiben. Segen seiner Asche!

Zuletzt wurde es aber hohe Zeit, daß ich wegkam, da ich die übrigen sehr übersah, und zuweilen übermüthig und üppig, zuweilen verdrießlich allein stand. Das war denn die Zeit der Streiche, die oft etwas mehr als lustig, die jugendlich verkehrt und unbesonnen waren. So nähten wir, dux gregis egó, wenn er zuweilen eine kleine Erholungsreise machte, alle alte Fußdecken zu Zelten zusammen, und hielten unser Scheibenschießen mit dem Blaserohre darunter. Das ging an. Aber oben lagen ein Paar alte Reiterpistolen. Feuergewehr war von meinen ersten Jahren meine Lieblingssache. Die Pistolen wurden in den Dienststand gesetzt, geputzt, geschmiert, und wieder geputzt, und mit scharfen Steinen versehen. Sodann wurde Pulver geholt bei dem Krämer, der kein Bedenken trug, es uns zu geben, da wir draußen in der Freiheit zuweilen Schwärmer machten, die nichts schadeten. Nun ward das Scheibenschießen und zwar in des Rektors Hofe, da wir nicht heraus durften, ernsthaft. Eine große Scheibe wurde mit den gehörigen Abtheilungen an eine Thüre gemalt, und es war eine Lust, wie die Kugel durch das Brett fuhr, und der Knall inwendig an der Stadtmauer donnerte. Das Herz zitterte allen im Leibe vor Freude. Ungefähr vier Schüsse waren gefallen, da erschien der Superintendent, Herr Richter, und der Stadtwachtmeister, Herr Herrmann, mit gar finstern Amtsgesichtern. Wir standen nun selbst wie angedonnert da. Lassen Sie Sich nicht stören, meine Herren, sagte Herr Herrmann, wir wollen bloß ein bischen zusehen, wie hier kanonirt wird. Der Superintendent sagte kein Wort, und so gingen sie fort. Schnell wurden die Gewehre wieder in die alte Rüstkammer gebracht, und es war ein ängstliches Harren der Dinge, die da kommen sollten. Einige ehrliche Bürger, die vorbei gingen, und den Vorfall gehört hatten, hielten nun schreckbare Reden über das Verbrechen des Schießens innerhalb der Stadtmauer. Der Abend kam und mit ihm der Rektor; finster und stumm war sein Antlitz: denn wahrscheinlich schon am Thore war ihm die Kanonade berichtet worden. Der Morgen kam und keine Sylbe, weder freundlich noch ernst: nur fing man an sich ins Ohr zu raunen, ich als der unbefugte Feldzeugmeister werde mit gewaffneter Polizei ins Stadtgefängniß abgeholt werden. Schon dachte ich auf die Flucht, als der Rektor mich, den ersten Inkulpaten, zu sich ins Kabinet zitirte, und mir Namens des Magistrats, des Ministeriums und der Schule eine Strafpredigt hielt, die ernst genug war. Ihr seyd doch tolle Menschen, schloß er endlich freundlicher mit entwölkter Stirne; man darf euch keine Stunde allein lassen, so macht ihr sogleich ein Dutzend wilde Streiche. Nun kamen die andern daran; mit denen ging es bald härter, bald glimpflicher. Am schlimmsten kam ein Dummkopf weg; denn der hatte nichts, womit er wieder gut machen konnte. Nur hier bleibst du nicht zurück, da bist du mit der erste, hieß es. Allein ein solcher Kopf kann auch mehr vertragen.

Ein andermal hatten wir ein Vergnügen das dürre Laub von den Bäumen anzuzünden, und ein Freudenfeuer zu machen. Einmal versahen wir es, die Flamme schlug um sich, und es drohte ein gewaltiger Waldbrand zu werden, als zu unserm Glücke der Wind sich noch wendete. Der Rektor meinte, ich würde ein Taugenichts werden, wenn ich nicht bald weiter käme, und hatte wohl Recht. Aber ich hätte es auch in der Länge nicht mehr ausgehalten, sondern wäre ganz gewiß auf und davon gelaufen. Keine Lage ist peinlicher, als wenn der Geist Bedürfnisse hat, die nicht erfüllt werden, und doch erfüllt werden könnten und sollten. Was vorkam waren mir abgedroschene Sachen, und nur selten hatte der Rektor Zeit, sich mit mir besonders zu beschäftigen.

Einmal war ich diese Zeit über zu Hause zum Besuche gewesen. Es war nöthig: denn man hatte mir einigemal so unschonend von der traurigen Lage meiner

Mutter und Geschwister gesprochen, daß ich ziemlich entschlossen war, den Cicero und Valäphatus im Stiche zu lassen, und nach Hause zu gehen, um ihr durch meine Arbeit zu helfen. Ich fand zum Glück, daß man, wie gewöhnlich, übertrieben hatte. M. Schmidt, der gute Mann, mochte so etwas aus einzelnen Aeußerungen schließen und aus meinem Gesichte lesen, und sprach mit Theilnahme und Wärme. Wir können deine Mutter nicht wohlhabend machen, sagte er, wir können ihr kein gemächliches Leben verschaffen; aber so arm und so entmenscht sind wir doch nicht, daß wir sie und die übrigen an den ersten Bedürfnissen Noth leiden ließen. Sei darüber ganz ruhig, mein Sohn, und thue deine Pflicht von deiner Seite. Als ich hier zugleich dem Grafen Hohenthal, meinem Wohlthäter und Erzieher, meine Aufwartung machte, war, nach meinen damaligen Begriffen, eine sehr glänzende Gesellschaft von allerhand Ständen zugegen, wo mich denn einer nach dem andern nach Lust und Belieben ins Examen nahm. Ein gewisser pedantischer Herr Leithier verblüffte und verwirrte mich mit einer dummen Frage aus der babylonischen Geschichte. Da nahm sich ein alter Legazionsrath Kauderbach, der damals in Leipzig privatisirte, ein Mann von stattlichen Kenntnissen, ansehnlicher Leibesstärke und tüchtiger Stimme, meiner an, nahm den Schulmeister mit einer Derbheit in die Schule, die diesen weit verblüffter machte, als ich armer Schächer vorher war. „Wer," sagte er, „wird einem jungen Menschen so blitzhagelsdumme Fragen vorlegen? Da müßte Leibnitz verstummen, wenn er nicht disputiren sollte. Lassen Sie mich examiniren." Der alte Herr trat sein Amt an, fragte dieses und jenes aus der Geschichte, und ich bestand so gut, als ein Mensch bestehen kann, der nur erst den Kornelius Nepos ein Jahr bei den Ohren hat. Sogar das Latein ging ex tempore schnakisch genug, ohne daß eben Priszian viel Ohrfeigen bekommen hätte.

Endlich holte man mich von Borna ab, und brachte mich zum Rektor Martini nach Leipzig auf die Nikolaischule. Der Mann hatte Ruf, und mochte ihn als eklektischer Gelehrter und Alterthumsforscher verdienen; aber Schulmann war er in einem kaum erträglichen Grade. Gleich im Examen fragte er mich Quisquilien, von denen ich ihm halb verdrießlich bemerkte, daß Herr Korbinsky mich dergleichen Dinge nicht mehr gefragt habe. Lieber wäre ich nach Pforte gewandelt, weil Klopstock dort gewesen war, und einige meiner alten Kameraden sich dort befanden. Das Studieren ging die erste Zeit, wenigstens nach meinem Sinne, recht gut; dem Rektor wollte meine Weise nicht behagen, so wenig mir die seinige: und doch sollte ich mich darnach richten. Er hielt viel auf Vorbereitung, und das mit Recht; nur drang er auf sogenannte Präparirzettel, die mir sehr zuwider waren. Denn unnöthiges Schreiben war gar nicht meine Sache, da ich auf einige Tage ein musterhaftes Gedächtniß hatte. „Wo haben wir unsere Präparazien?" fragte er mich einmal: Hier, antwortete ich, und zeigte auf die Stirne. „Wir sind etwas keck; wir werden ja sehen." Sie war wirklich da, und etwas Brummen von Eigendünkel beschloß den Sermon. Ich konnte aber drei Seiten lesen, während ich einige Wörter niederklerte, die nun doch in meinem Gedächtnisse lagen. Es saßen damals Haubold und Blümner und einige andere jetzt nicht unbekannte Männer mit in der Klasse, so daß schon Wetteifer des Fleißes Statt fand. Auch gab uns der Konrektor Forbiger durch seine ernsthafte gründliche Methode, vorzüglich im Griechischen, reichlich Ersatz. Die weitausgebreiteten Kenntnisse des Mannes in vielen Fächern sind bekannt genug. Nur mußte er sich zu uns sehr herablassen, welches ihn zuweilen verdrießlich zu machen schien.

Ich war bei dem Rektor in Wohnung und Kost und Holz verdungen; erhielt aber meinen Speisetheil durch die Magd auf mein Zimmer. Das wollte mir schon nicht behagen, und schien mir illiberal; denn bei Herrn Korbinsky in Borna war ich wie ein Kind vom Hause mit allen übrigen gehalten worden. Indessen das mochte noch gehen; denn des alten Herrn Rektors Würde würde mit mir allein ein barockes tête à tête gemacht haben. Das Essen war gut. Der alte Herr besuchte mich zuweilen auf meinem Zimmer; wahrscheinlich um zu sehen, wie viel ich Holz verbrannte; denn um meine Studien bekümmerte er sich weiter nicht. Das Holz war ein großer Gegenstand des Zwistes, ohne daß es eben deswegen zur deutlichen Erörterung gekommen wäre. Mein Stubengeselle und Quasifuchsmeister war Herr Korbinsky, der älteste Sohn des Rektors in Borna, der mir noch einigen Unterricht im Hebräischen gab. Neben uns wohnten noch zwei veterane Studenten, der jetzige Professor Dindorf und der Archidiakonus in Borna, Brunnemann. Auch diese hatten sich ins Holz verdungen; und es ging ihnen, wie uns. Da man uns spärlich hinlegte, langten wir selbst zu, bargen den Vorrath im Zimmer, und spielten dem Holze und der Vorsicht des Herrn Martini mancherlei gar schlimme Streiche. Es wurde eine erkleckliche Summe für Heizung bezahlt, nach der damaligen Zeit, und man ließ uns vor Frost in den Dachstuben zittern; und das Ganze war doch nur Ueberschuß vom Schuldeputat. Bei dieser Einrichtung waren die Klassen auch nicht überwarm: indessen das dauerte eine kurze Zeit des Tages, und eine Menge junger Leute können die Zimmer schon heiß machen.

Ich kann nicht umhin, hier, trotz der Ehrlichkeit meines Wesens, die Diebsneigung meiner Natur in solchen Kleinigkeiten anzuklagen. Meine Jugend ist voll davon. Man hätte mich unter Goldhaufen sicher lassen können, ich hätte nichts angerührt; aber in dem Garten war trotz aller Verbote doch selten ein Apfelbaum.

den ich nicht verhehlen dezimirte. Einmal jagte mich ein Bauer aus einem Schotenfelde von Knauthayn fast bis Lützen, ohne den Flüchtling erwischen zu können. Wegen dergleichen Streiche gab es viel strenge Moralen, und auch wohl thätliche Züchtigungen. Nur erst, nachdem ich die Begriffe ernster sichten lernte, und das Unstatthafte der Unart einsah, gewöhnte ich mir diese ostheitische Sitte ab. Wenn jeder sich diese Kleinigkeit erlauben wollte, würde dem Eigenthümer bald wenigstens nicht der beste Theil zurückbleiben. Bei gewissen Gelegenheiten ist eine furchtbare Strenge hierin keine Ungerechtigkeit. Wenn z. E. jeder Soldat eines marschirenden Korps eine Handvoll Kohlrüben mitnehmen wollte, wie würde man das Feld finden? Man hat also mit Recht hier und da Todesstrafe auf dergleichen Unordnungen gesetzt. Gegen mein Wesen im Ganzen hatte nun der Rektor nicht viel, aber desto mehr im Einzelnen gegen Kleinigkeiten, die ich sehr ungeschmeidig nach meinem und nicht nach seinem Sinne that. „Wir sind nun wohl ziemlich fleißig," sagte er dann und wann, „und es fehlt uns nicht an Talenten, die uns der Himmel gegeben; aber wir sind doch entsetzlich eigensinnig und hartnäckig, und wollen immer mit dem Kopfe durch die Wand. Wir werden doch die Welt und ihre Formen nicht anders machen; das wollen wir nur glauben." Da hatte nun der alte Herr ganz Recht, und sprach sich und mir und der Welt zugleich das Urtheil; denn er richtete sich so sehr nach der Form, daß fast das Wesen darüber verloren ging. Hier wurde denn auch gedichtert oder vielmehr nur geverselt. Seine Methode war folgende. Er versetzte ein Pensum eigene oder fremde Verse in Prose, doch so, daß eben kein Oedipus dazu gehörte, zu sehen, was es gewesen war, und wieder werden sollte. Dieses diktirte er, und verlangte es in Versen zurück. Das Spielwerk war zu leicht und ununterhaltend. Ich pflegte da oft einen Sprung zu machen und die Verse anders aufzubauen, als sie wohl mochten gewesen seyn; darüber mußte meine voreilige Weisheit manchmal leiden. Zuweilen mochte ich auch wohl die Verse verdorben haben; das liegt nun so in der Natur: man stolpert einmal lieber über Felsen, als daß man immer auf gleichem Wege leicht fortschleicht.

Meine erste Poeterei war in Borna, wo wir zuweilen aus Gellert und Hagedorn so vel quasi deklamiren mußten. Das hatte mich beschäftigt, da ich sonst eben nichts zu thun hatte; ich setzte mich also hin und machte eine satyrische Fabel: der Hasenschwanz. Sie erhielt ungeheuren Beifall, weil denn doch wohl seit der Schwedenzeit in der Klasse von einem Zögling nichts ähnliches war ans Licht gestellt worden. Es liefen Kopien herum; ich hoffe zu Gott, es ist keine mehr vorhanden. Der Vortrag wird wohl toll genug gewesen seyn; über der Sprache, die bei mir überhaupt nicht sehr glatt ist, hätte man füglich die Schienbeine brechen können, so viel ich mich noch aus einigen Ausdrücken erinnere. Wenn ich mit Martini's Versen fertig war, fing ich nun zuweilen wohl an, auch eigene zu zimmern; sie fielen aber alle sehr hart und holperig aus, und ich war wohl etwas ärgerlich und neidisch, daß einer meiner Nachbarn, der das Handwerk nicht fortgesetzt hat, sie so fließend und rieselnd hervorbrachte. Der Rektor Martini kam einmal dazu, als ich eben einmal einige zu einer Feierlichkeit hatte drucken lassen, und war Anfangs höchlich aufgebracht über die Keckheit, wie er es billig nannte: indessen verlängerte er den Strafsermon doch nicht weiter, nachdem er sie gelesen hatte; woraus ich schloß, daß sie doch nicht so ganz erbärmlich in seinen Augen mochten gewesen seyn. „Man sollte so etwas doch nicht unternehmen," sagte er; „man hat noch nicht Gewandtheit und Routine genug." Ich machte sogar griechische Verse, die nicht in der Schulerbonnanz lagen: hatte aber nicht das Herz, solche geradezu dem Rektor zu übergeben, legte sie ihm aber doch so in den Weg, daß er sie füglich setzen konnte; er nahm aber keine Notiz davon. Seit der Zeit habe ich nur noch einigemal im philologischen Uebermuth einige gedrechselt; aber zum Glück ist keiner übrig geblieben: ob ich gleich mit einigen damals nicht übel zufrieden war, und sie mit großem Wohlgefallen wohl zehnmal durchstudirte.

Damals las ich in meinem sechszehnten Jahre den ersten Roman, und zwar den Siegwart, den mir mein Vetter Hahn, ein Weißenfelser Gymnasiast, warm aus der dortigen Presse zuschickte, und zwar alle drei Bände auf einmal. Diese fertigte ich in einer Nacht ab mit ungeheurem Heißhunger. Die erste Wirkung war auf die Phantasie gewaltig; als ich aber prüfte, fand ich schon damals alles zu sehr Spielwerk und Tändelei der Einbildungskraft, die des Menschen bessere Zeit ohne Nutzen in Beschlag nimmt. Nur das Wirkliche fing an mich zu interessiren. Warum sollen wir mit solchen Leeren Dichtungen ins Blaue hinaus greifen? Ohne mich auf den Werth dieser Dichtungsart einzulassen, kehrte ich von der Konfektnäscherei immer sogleich zu der ächt nährenden gediegenen Diät der Geschichte zurück. Auch Werther, der damals erschien, fiel mir sogleich in die Hände; und ich muß bekennen, er spielte dem jungen Kopfe gewaltig mit; desto mehr, da alles dort der Geschichte so gleich sieht, und vielleicht meistens Geschichte ist. Da aber meine Seele noch ohne Leidenschaft aller Art war, außer dem allgemeinen Enthusiasmus für das Große, Gute und hohe Schöne; so verflog die Wirkung bald wieder, da ich die Katastrophe nicht in den Annalen der Geschichte verknüpft wieder finden konnte. Nun hätte man glauben sollen, ich habe mit vieler Anstrengung Geschichte studirt. Das war aber auch nicht der Fall. Das Studieren war mir Bedürfniß; und war dieses gestillt, so

pflegte ich faſt unwillkührlich lange Zeit das Geleſene zu examiniren, bis ich wohl zuweilen in das ſogenannte ſelige far niente, den behaglichen, halb dunkeln, ziemlich reinen, bloßen Exiſtenzgenuß zurück ſank, der vorzüglich der Kindheit eigen iſt. Lange hielt ich natürlich dieſen nicht aus, und der Geiſt ſchritt zu etwas anderem.

Meine Seele hatte von der frühen Kindheit an unbeſtimmt ſehr an der Natur gehangen; dieß ward nun zur Neigung. Das Einfachſte war mir immer das liebſte; ein gutes Butterbrot und reines Waſſer mein beſter Genuß. Mein Vater nahm mich einmal mit nach Leipzig; ich mochte ungefähr ein Bube von ſieben Jahren ſeyn. Er traf ein paar alte Bekannte, und ſie wurden einig ein Frühſtück zu nehmen. Da ich nicht Luſt hatte mit ihnen zu gehen, und er mich nicht nöthigen wollte, gab er mir einige Groſchen, ſie nach Belieben auf dem Markte zu verzehren. Als er zurückkam, fragte er: Nun, haſt du auch ordentlich gefrühſtückt, Junge? „Ja, Vater.“ Wie haſt du denn dein Geld angewendet? „Ich habe mir eine Semmel gekauft, und Rüben dazu.“ Was für Rüben? fragten ſie neugierig. „Solche weiße Rüben, wie ſie hier haben;“ antwortete ich, indem ich hin auf die Gärtner zeigte. Alle lachten laut. Für wie viel denn? „Für zwei Groſchen.“ Junge, biſt du toll? Für zwei Groſchen weiße Rüben? Für einen Dreier bekommſt du ja draußen auf dem Dorfe ſo viel, daß ſich ſechs Fuhrknechte ſatt eſſen können. „Wo denn?“ Draußen überall. „Ich habe nichts geſehen.“ Kannſt du nicht warten, bis ſie groß ſind? „Warten, ja warten;“ ſagte ich, und kratzte mich hinter dem Ohre. Es war noch ſehr früh im Jahre; ich hätte wenigſtens noch einige Monate auf mein Lieblingseſſen warten müſſen. Man lachte immer fort über den Dreier für die Semmel und die zwei Groſchen für weiße Rüben dazu. Ei ſo laßt doch den Jungen zufrieden, ſagte der alte Verwandte; es iſt doch wohl beſſer, als ob er Pfefferniſſchen und Zuckerbrot gekauft hätte. Ich war bloß dem Inſtinkt und der Neigung gefolgt; aber als man vernünftig darüber nachdachte, trat man denn doch auf meine Seite. An dem Brunnen waſchen und trinken war die nämliche Partie: übrigens lief ich meiſtens allein in allen Dickichten herum, und kein Aelſternneſt war mir zu hoch, ich mußte hinauf. Das ſetzte ich denn etwas verändert in Borna und Leipzig fort. Ich trank durchaus weder Wein noch Bier, bekümmerte mich nichts um Backwerk und feinere Gerichte; aber die ſchönſten Kirſchen und Pflaumen wurden immer reichlich gekauft, ſie mochten noch ſo theuer ſeyn: und mein Aufwand darin ging für meine Umſtände zuweilen faſt bis zur Verſchwendung. Jetzt verband ich meine Streifereien mit meinen Studien. Man ſahe mich ſeltener auf öffentlichen Promenaden; ſondern ich lag in irgend einem Dickicht oder dem verſteckten Winkel einer Wieſe, und las ohne weitere Wahl was mir in die Hände gefallen war; ſelten Romane, faſt eben ſo ſelten Gedichte im Deutſchen; aber deſto mehr ausgeſuchte Stellen aus den Römern und Griechen. Es freute mich beſonders nun bei den letzten die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und mit Leichtigkeit vorwärts zu gehen.

Die gegenſeitige Unzufriedenheit zwiſchen mir und dem Rektor ſtieg immer höher. Ich ging durchaus nicht ſeinen Weg; und er wollte mich den meinigen nicht gehen laſſen. Moraliſche Fehler, außer etwas Geiz, habe ich an dem Manne nicht wahrgenommen; aber deſto mehr Grillen und pſychologiſch pädagogiſche Irrthümer und Schwachheiten.

Um dieſe Zeit war ein ſächſiſches Lager bei Schönau, an der Straße nach Weißenfels. Nichts kitzelt einen jungen Menſchen mehr, als militäriſche Unternehmungen, wenn auch nur im Schattenriß, zu ſehen, wo der menſchliche Erfindungsgeiſt und die menſchliche Kraft vereint mit furchtbarer Anſtrengung für moraliſche, politiſche oder phyſiſche Exiſtenz kämpfen. Einen Nachmittag hatte ich Erlaubniß erhalten hinaus zu gehen, zu ſchauen. Ich hatte einen Verwandten im Lager, ſteckte meinen Julius Cäſar zu mir, um doch auch etwas militäriſches an mir zu haben, und wandelte auf und davon. Im Lager traf ich, ich weiß nicht wo, den Grafen Hohenthal, der mir ſeinen Beifall über meine Neugierde zeigte, und nichts gegen meinen Wunſch hatte, die Nacht hier zu bleiben, und das Manöver des folgenden Tages zu ſehen. Dieſe Erlaubniß, oder Quaſierlaubniß, denn eigentlich mußte ſie vom Rektor kommen, dehnte ich auf zwei Nächte aus, und war in einer ganz neuen Welt, an die bisher meine Phantaſie nur wenig gedacht hatte. Ich hatte damals ſchon mathematiſchen Sinn genug, mich um den glänzenden blitzenden Donnereinbruch der Reiterei weniger zu bekümmern, obgleich mein Vetter Dragoner war, und meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Behandlung und Bewegung des Geſchützes und den Marſch, vorzüglich der Grenadierbataillone, zu richten.

Ohne eben Neigung zum Soldatenſtande zu haben, las und ſtudirte ich doch ſchon unwillkührlich ſolche Bücher, wo der Rieſenkampf der menſchlichen Natur hell und lebhaft geſchildert war; und das fand ich mehr bei den Alten als bei den Neuern, und finde es noch. Als ich nach Hauſe kam, runzelte der Rektor die Stirne, ſagte aber ſehr wenig, und es ſchien, als ob er mich als einen Refraktarium aufgegeben hätte. Da ich mein Unrecht fühlte, ſuchte ich durch Fleiß es gut zu machen; da aber dieſer Fleiß doch nicht über ſeinen Stock geſchlagen war, konnte ich damit nichts gewinnen. Ich erhielt um die nämliche Zeit ein Schulſtipendium von zehen Thalern. „Wir haben zwar Talente, und ſind nicht müſſig,“ ſagte er mir beim Aufzählen; „aber unſere Sitten ha-

den diese Belohnung kaum verdient." Nun machte er Mine, das Sümmchen wieder einzustreichen, und es mir zu vier und vier Groschen gelegenheitlich für die kleinen Bedürfnisse zuzustellen, als ich ihm sagte: der Graf, mein Wohlthäter, wolle mir dieses Geld als Aufmunterung zur eigenen Verwendung überlassen, und für das übrige Sorge tragen. Das schien er nicht zu billigen, wollte aber doch nichts dagegen haben. Ich erhielt das Geld; und da das für mich eine ungeheure Summe war, dünkte ich mir damit wenigstens ein Krösus zu seyn. Vor allen Dingen wurde Obst gekauft, dann zwar wissenschaftliche, aber nicht die besten Bücher, hier und da einem Armen reichlicher mitgetheilt; dann ging es zum erstenmale in die Komödie. Man kann denken, wie lange und wie weit ich reichte. Meine Mutter brauchte damals nichts, und wollte durchaus nichts als eine Kleinigkeit nehmen, um meine Gutmüthigkeit nicht zu beleidigen, wie sie sich ausdrückte. Da sie von meinen Bedürfnissen wenig verstand, so konnte sie über meine Verwendung bestimmt weder Billigung noch Mißbilligung äußern.

Das erste Theaterstück, das ich sahe, war Ariadne auf Naxos von Benda, die damals neu war. Der mir bekannte mythologische Text rührte mich wenig; aber desto mehr die allgewaltige Magie der Musik, verbunden mit der schönen Darstellung und der mir ganz neuen zauberähnlichen Maschinerie. Das letzte verschwand bald; aber die Wirkung der Musik blieb, und ist geblieben: und noch jetzt kenne ich in der ganzen Peripherie meiner musikalischen Literatur nichts lieblicheres als Benda's Morgenröthe, und nichts mahlerischeres als seinen Sonnenaufgang in diesem Stücke. Noch jetzt, wenn es mir bei musikalischen Freunden recht heimisch gemüthlich ist, pflege ich zum höchsten Genuß eines seligen Viertelstündchens mit dem Notenbuche in der Hand zu kommen: Kinder, bringt mir die Morgenröthe, und laßt mir die Sonne aufgehen; und nach dem Vortrage und der Aufnahme dieser Stellen die Seelen zu beurtheilen. Die Theaterneigung bemächtigte sich bald meiner bis zur Epidemie; vorzüglich als ich zur Akademie überging.

Neckereien und das halbe Subordinazionswesen war mir höchlich zuwider; ich kam förmlich mit der Bitte bei dem Grafen ein, mich noch einige Zeit nach Grimma oder Pforte zu schicken: hier würde ich nunmehr meine Zeit ohne großen Nutzen zubringen. Man war Anfangs mit meiner Unzufriedenheit sehr unzufrieden, mochte aber doch bei näherer Nachfrage finden, daß ich so ganz Unrecht nicht hatte, und beschloß eine Aenderung zu machen. Auch wenn ich nicht Recht gehabt hätte, wie das vielleicht hie und da der Fall war, forderte es die richtige, psychologische Pädagogik meinen Wünschen nachzugeben, und es auf eine andere Weise mit mir zu versuchen. Außer etwas Chorgesang in öffentlichen Stunden, hatte man mich weiter keine Musik treiben lassen, und ich sahe daraus, daß man es mit mir nicht auf die Schulmeisterei anlegte. Ohne eben damit unzufrieden zu seyn, bedauerte ich doch im Stillen, daß ich eine so ganz unmusikalische Seele bleiben sollte; zumal da ich glaubte, und noch glaube, daß in meinem Geiste sehr viel sehr schöne eigenthümliche Musik zu wecken gewesen wäre. Ich selbst konnte den zweckmäßigen Unterricht nicht erschwingen. Ich gerathe bei lebendigen tief gegriffenen und tief eindringenden einfach großen Stellen in die größte Rührung, wie das bei Mozart und Haydn und Händel und Bach und einigen andern oft der Fall ist; und eine lange bloß künstliche Tonverstrickung läßt mich unbeschäftigt und leer.

Man schickte mich zu Morus und Wolf in die Prüfung. Der erste ist nachher immer mein guter väterlicher Lehrer geblieben, und ward sodann mein Freund bis an seinen Tod; es wäre unnöthig, hier seinen moralischen und wissenschaftlichen Werth zu preisen. Von dem zweiten, der ein vortrefflicher Lateiner als Ernesti's Schüler war, hielt mich die strenge ascetische Orthodoxie des Mannes mehr entfernt. Was sie meinen Kenntnissen für ein Zeugniß gaben, weiß ich nicht, ich erhielt es versiegelt; es kann aber nicht ungünstig gewesen seyn; denn statt mich noch auf eine Schule zu schicken, wurde ich sogleich auf die Universität gethan. Und so war ich denn in einer Zeit von ungefähr 3 Jahren ein wilder unwissender Landjunge, ein gänzlicher Analphabete und Leipziger Student; das ging freilich ein wenig rasch. Alles recht gut, sagte mir der wackere Forbiger, als ich Abschied nahm, nur etwas zu früh: ein Urtheil, das ich selbst gern unterschrieb. Martini entließ mich mit Kälte und Würde, ohne jetzt weitere Empfindlichkeit zu äußern.

Nun tummelte ich mich in der Freiheit herum, und brauchte sie zwar nicht ganz weise, aber doch so, daß man es eben nicht Mißbrauch nennen konnte. Ich hatte nachzuholen, das fühlte ich, und that es redlich und gewissenhaft; nicht eben durch viele Kollegien, sondern durch eigenen sehr hartnäckigen Fleiß. Vorher hatte ich die Alten nur fragmentarisch gelesen; jetzt fing ich an sie strenge ganz durchzugehen. Ueber die Griechen hörte ich weniger; und doch that ich in denselben mehr, und war lebendiger in ihnen als in den Lateinern, weil mich ihr Geist besser ansprach. Oft pflegte ich, und pflege noch jetzt halb im Scherz halb im Ernst zu sagen: Was ich Gutes an und in mir habe, verdanke ich meiner Mutter und dem Griechischen. Die dicken Ausgaben mit einem Sumpfe von Noten waren mir als Zeitverderber verhaßt und meine Meinung, wer mit gehörigen Sprachkenntnissen noch eine große Erklärung einer Horazischen Ode braucht, für den hat Horaz gar nicht geschrieben. Die schönsten Stellen sind immer die einfachsten; und es ward

mein ästhetisches Glaubensbekenntniß: Wer nicht in wenig Worten ein rührendes Gedicht, in wenig Strichen eine schöne Zeichnung und in wenig Takten eine vielwirkende Musik hervorbringe, sey nie der Liebling der Musen gewesen.

Von den Kollegien, deren ich mich aus meinem akademischen Leben mit Vergnügen erinnere, waren Morus Vorlesungen über die Annalen des Tacitus unstreitig das erste. Er war ein Muster von Exegeten in jeder Rücksicht. Er überschüttete uns nicht mit einer Sündfluth philologischer Quisquilien, sondern machte seine Bemerkungen kurz, bündig und gediegen, wie sein Autor den Text; er las nicht für Knaben, und war nicht Schuld, wenn er nicht verstanden wurde. Seine Uebersetzung war ein durchdachtes Meisterstück; ich habe nie eine bessere gelesen; dazu wurde sie noch durch einen selbst tiefgefühlten Vortrag und einen Ausdruck großer Herzlichkeit gehoben.

Das Griechische des neuen Testaments wollte mir nach dem Honig der attischen Biene nicht schmecken, und es gehörte der hohe schöne begeisterte Enthusiasmus Jesu und die liebenswürdige Moral seiner Lehre durch seine Schüler dazu, um mir es wieder in die Hände zu geben. Das Hebräische hörte ich bei Dathe sehr viel und sehr fleißig; und ich erinnere mich, daß ich damals Dutzende Psalmen und ganze Kapitel aus den andern Büchern auswendig wußte. Es war bloß Bedürfniß des Wissens, und um nicht hinter den andern zurückzubleiben. Und doch hätte mir das Hebräische bald einen übeln Hang zugezogen. Ich wohnte bei einem Becker, wo die ganz angenehme Mutter und Tochter fast immer in ihrem offenen Laden Gesellschaft von jungen Leuten bei sich sahen, die bei ihnen ihr Frühstück hielten. Ich war bis in mein vier und zwanzigstes Jahr ziemlich düster und grämelnd und bekümmerte mich wenig um das Geschlecht. Mein Aufzug war meinen Umständen angemessen und wohl weder glänzend noch zierlich; ich hatte damals einen großen schweren hebräischen Kodex, an dem ich hin und her schwitzte. Ein Edelmann aus Thüringen, der wohl auch einmal vor einer hebräischen Schule vorbeigelaufen seyn mochte, glaubte, er habe das Privilegium, den jungen Theologaster zu hänseln, und rief mir beim Durchgehen Mosheh veh Kalephedan (eine Regel aus der Grammatik) zu. Einmal und zweimal litt ich das ruhig, das drittemal kehrte ich mich um, und sagte ihm, was zu sagen war. Er antwortete nicht artig, ich erwiederte nicht sanft, und meinte, die Sache sei ohne Worte gehörig zu schlichten; er mußte zufrieden seyn, und ich war im Begriff den Degen zu holen, um ihm zu folgen: da stürzten die Damen, Mutter und Tochter, als Vermittlerinnen herbei, und ließen nicht eher nach, bis sie die hebräischen Streithähne mit gehörigen Gründen aus einander gebracht hatten. Von nun an ließ mich der Herr Baron ruhig fürbaß ziehen; das hätte er auch vorher thun können und sollen.

Jedermann, der mich so hebräisch treiben sah, mußte glauben, ich würde wenigstens der zweite Michaelis werden, oder gar ein neues eigenes morgenländisches Licht; es dauerte aber nicht lange, und seit der Zeit habe ich diesen Artikel ganz vergessen.

Ich hatte zur Unterhaltung meines Leibes monatlich fünf Thaler. Es war damals zwar beträchtlich wohlfeiler als jetzt; doch kann man denken, daß ich mit dieser Summe nicht sehr ins weite greifen oder sybaritisiren konnte. Aber ich hatte auch keine Bedürfnisse, die ich damit nicht hätte befriedigen können, außer der Theaterexhibition, die sich meiner damals in einem hohen Grade bemächtigt hatte. Ich weiß, daß ich monatlich gegen vier Thaler ins Theater getragen habe: man denke sich nun dabei meine Kost. Mehrere Tage aß ich trockene Dreilinge, um nur einige Lieblingsstücke zu hören, und vorzüglich Reineke's Vortrag zu genießen. Es gewährt mir noch immer einen hohen Genuß in der Erinnerung, diesen Liebling der Natur und der Muse gesehen zu haben. Es konnte von ihm gelten, was Hamlet von seinem Vater sagte: das ist ein Mann! Die deutsche Bühne hat allerdings Künstler von größerem Verdienst, aber wohl schwerlich von größerem Werth.

Um diese Zeit fielen mir Bayle und die Engländer Shaftsbury und Bolingbroke in die Hände, oder vielmehr ich ihnen: man kann sich die Wirkung denken. Ich glaubte nur was ich begriff; und ich begriff von den Kirchendogmen nur sehr wenige. Magister Schmidt, der Mittelsmann zwischen mir und dem Grafen, und mein wirklich väterlicher Freund, hatte, ich weiß nicht wie, doch etwas erfahren, und nahm mich nach seiner Weise sehr warm vor. Der Klagepunkte waren viele, vorzüglich folgende, so viel ich mich erinnere: Ich wäre nicht ordentlich in die Kirche gegangen, und meistens nur zu Zollikofer; ich hätte mich oft gebadet; ich hätte über einige Dogmen frei und profan gesprochen. Wegen dieser Ruchlosigkeiten sahe mich nun der gute Mann schon leibhaft in der Hölle brennen. Das Theater wurde nicht berührt; und das wäre doch wohl das schlimmste gewesen, weil es mich so viel Geld kostete, das ich nicht hatte. Ich läugnete nicht, und vertheidigte mich nicht; denn die Vertheidigung hätte zu Erörterungen geführt, die noch schlimmer gewesen wären. Er goß eine bitter epanorthetische Lauge über mich aus, die ich zwar ärgerlich aber doch geduldig abtriefen ließ. Vorzüglich drohte er mit dem Grafen, der bei dieser meiner verkehrten Sinnesart seine Hand von mir abziehen würde. Diese letzte Bemerkung war unpsychologisch, und wirkte gerade das Gegentheil von dem, was sie wirken sollte. Sie machte mich stolz, statt mich demü-

thig zu machen. Ich nahm das alles mit Stillschweigen hin, ohne Besserung zu versprechen, an die ich gar nicht denken konnte. Meine Mutter wurde gar nicht erwähnt; und doch wäre diese das wirksamste Argument gewesen. Worin hätte ich mich ändern können ohne den bessern Sinn zu verläugnen? Wen von unsern theuern Kirchenlehrern hätte ich statt Zollikofers hören sollen? Das Bad im Flusse hielt ich für diätetisch gut, und mit Bescheidenheit gebraucht, nicht für unanständig. Daß ich frei über kirchliche Artikel sollte gesprochen haben, ist wohl möglich; aber gewiß nicht profan; ausgenommen insofern frei und profan eins ist: denn mir ist jeder Volksglaube heilig, der einem ehrlichen Manne Beruhigung gewährt. Wer einem leidenden Wanderer seinen alten Mantel nimmt, unter dem Vorwande, er sei übel gemacht und durchlöchert, ist ein Unmensch auf alle Weise. Ich fordere alle auf, mit denen ich jemals in nähere Berührung gekommen bin, ob ich irgend über etwas gespottet habe, das einem andern ehrwürdig und heilig war.

Kurz darauf besänftigte ich den eifrigen Mann ohne Mühe durch die Bitte, mir eine Predigt zu erlauben, indem ich ihm zugleich das Manuskript zur Durchsicht überreichte. Er blätterte nur wenig darin, und gab es mir mit der Gewährung der Bitte und der Bemerkung vertraulich zurück: schon das Motto gebe ihm die Versicherung, er dürfe sich auf meine Bescheidenheit verlassen. Es stand darüber, glaube ich, aus dem Quintilian: Pectus est, quod facit disertos. Ich hielt den Vortrag in Rehbach und Knauthayn mit Beifall. Wovon ich sprach, weiß ich nicht mehr; aber es war ein reines Thema der reinen allgemeinen Moral, wo der Mensch mit seiner bessern Natur durch sich selbst in Anspruch genommen wird.

Es fing nun an furchtbar in mir zu gähren. Ich begriff, daß ich als ehrlicher Mann nicht auf dem Wege fortwandeln konnte. Mit jeder neuen Forschung entstand ein neuer Zweifel, und die Mystik fing an mir verhaßt zu werden, da ich sie so oft Hand in Hand mit weltlicher Klugheit gehen sahe. Ich verehrte die Bibel, ich verehrte Moses, Christum, aber nach meiner Weise und nicht nach dem System. Heuchelei war mir unerträglich; ich sagte immer nur, was ich dachte, ob ich gleich nicht alles sagte, was ich dachte. Das heilige Palladium der Menschennatur sind die Gedanken unter der Aegide der Vernunft; und es wird hoffentlich niemals jemand gelingen, es zu zerstören.

Meine Lage war sehr prekär, und hing von der zufälligen Ueberzeugung anderer ab. Es war natürlich, daß der Graf endlich alles erfahren mußte; und das schlimmste war, nicht so lebendig, wie es in meinem Innern lag. Ohne seine Unterstützung konnte ich nicht in den Wissenschaften fort leben. Ich wollte der Katastrophe zuvor kommen, zog mich in mich selbst zurück, und faßte den Entschluß, auf allen Fall meine eigene Kraft zu versuchen. Das konnte in Leipzig und überhaupt im Vaterlande nicht geschehen. Nach vielen Kämpfen, die mir allerdings wohl das Ansehen eines Melancholischen geben mochten, ging ich auf und davon, ohne einen fest bestimmten Vorsatz, wohin und wozu. Ich nahm mein Monatsgeld, verkaufte einige Bücher, die etwas Werth hatten, und nach Abzahlung meiner kleinen Schulden, die ich nothwendig haben mußte, blieben mir ungefähr neun Thaler. Mit diesen dachte ich schon nach Paris zu kommen und mich umzusehen, was da für mich zu thun sey. Von dort aus, wer sieht nicht gern zuvor Paris, dachte ich nach Metz in die Artillerieschule, da ich eben damals angefangen hatte, etwas ernsthaft Französisch und Mathematik zu treiben. Das übrige überließ ich billig dem Schicksal.

Das traurigste war der qualvolle Gedanke an meine Mutter; und ich muß bekennen, daß ich mir alle obwohl vergebliche Mühe gab ihn zu unterdrücken, da ich die Unmöglichkeit sahe meine Sinnesart zu ändern und die Unmöglichkeit, bei dieser Sinnesart als ehrlicher Mann hier zu bleiben. Sie war zwar keine Zelotin und würde mich nicht sogleich verdammt haben, doch würde ihr ruhiges Wesen es widersprechend gefunden haben, daß ein Kopf sich nicht bei dem beruhigen könne, wobei sich so viele Hunderttausende ehrsam beruhigen. Auf alle Fälle würde ihr meine Lage, wenn ich geblieben wäre, fast eben so schmerzlich gewesen seyn, als meine Entfernung. Ich ging also nach Berichtigung meiner Schulden fort, ohne durch irgend eine Thorheit oder Immoralität dazu genöthiget zu seyn, ohne irgend jemand eine Spitze gesagt zu haben. Den Degen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reisesacke und einige Klassiker in der Tasche, marschirte ich zwar ganz rüstig und leicht, aber nichts weniger als ruhig durch die Dörfer nach Dürrenberg, setzte dort über die Saale, ging über das Schlachtfeld bei Rosbach und blieb die erste Nacht in einem kleinen Dorfe bei Freiburg, das, glaube ich, Zeugefeld hieß. Hier schrieb ich in meiner Verlassenheit und mit schwerem Gefühl Abends eine gar rührende Elegie über meinen Zustand. Sie gehört zu den Heiligthümern meiner Seele; niemand hat sie gesehen, und sie hat sich bald aus meinem Taschenbuche verloren, so wie meine Stimmung sich erheiterte, und einen etwas steifen Takt erhielt. Den dritten Abend übernachtete ich in Bach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhayn, Kassel, und weiter nach der neuen Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 11. März.

Beitrag zur böhmischen Topographie.

Die Stiftsherrschaft Gradlitz, im königgrätzer Kreise in Böhmen.

(Fortsetzung Nr. 10.)

Das Dorf, welches von dem hier vor uns liegenden Hügel so heiter herabblickt: ist Kladern (böhmisch Kladrub). Es hat 45 Nummern, wovon jedoch 3 nach Jaromirz gehören, mit 14 Bauern, und nährt sich sehr wohl.

Gleich hier hinter dem Walde nördlich liegt ein anderes zur Herrschaft Gradlitz gehöriges strebsames Dorf mit 25 Nummern, worunter 5 Bauern; es heißt Wiehnan.

Um doch auch einen Gewinn von dem mühsamen Marsch zu haben, treten wir auf diesen Hügel, von welchem man ziemlich weit südlich ins flache Land, und auch einen Theil des östlichen Gebirges sieht. Jene so stolz hervorragende, weiße Kirche ist Horzitzka, und gehört zur Herrschaft Nachod; aber das unter ihr auf der Bergfläche liegende Dorf Prohrub gehört noch zu Gradlitz. Es hat 57 Nummern, wovon 23 auf die k. k. Herrschaft Schmirzitz gehören, 4 Bauern, und sonst für uns nichts merkwürdiges. Wir gehen nicht hin; sondern verfolgen hier diesen Fußsteig. Er führt uns in ein schauerliches, enges, von hohen waldigen Bergen versunkenes, und von einem wilden Waldbache durchbraustes Thal, vom Stifter zum Exil der verbrecherischen Unterthanen bestimmt.

Die Bewohner dieser 2 verlornen Häuschen bauen einen hübschen Flachs; sie heißen Sadel.

Ohne Furcht immer tiefer! Nur nicht ausgeglitscht; sonst kann's leicht einen Arm kosten. Zwar ist in Horzitzka ein Bauer, der um 4 bis 8 Groschen schon viele hundert gebrochene und verstauchte Glieder geheilt hat, und in seiner Kur selten fehlt, eine wahre Wohlthat für die Gegend; aber lieber entbehren wir doch derselben. — Jetzt sind wir unten, durchwaten den Bach, und gehen am Fuße des jenseitigen Hügels im hohen Tannenwald immer ostwärts hin. Endlich wird's wieder ein wenig freier; denn hier stehen zerstreut 12 Häuschen, worunter zwei Mühlen, das ist das Exil des Stifters. Es wohnen jetzt mit Weberei sich mühende brave Leute da, und der Ort heißt Hazet; weil der Stifter hier viele Wildschweine hetzte.

Grabe hier beim Wirthshause hat man schon einigemal nach Steinkohlen gegraben, sie liegen sogar noch am Tage, aber das reife Flötz ward nie stärker als 10 Zoll gefunden. In hundert Jahren kann es eine Elle stark seyn*), stärker noch ist die taube Kohle; dann wird sein Bau so nahe an den Festungen Josephstadt und Königgrätz dem Staate eine wahre Wohlthat werden.

Das ist ein furchtbarer Berg! Das scheint er nur, weil wir nahe daran sind, und er dicht bewaldet ist. Jetzt gehn wir eine Strecke an seinem Fuße ostsüdost; dort wo die hohen Buchen uns herwinken, kommen wir in einen Waldfahrweg, da wollen wir ihn in Südost besteigen. Nur langsam, er wird uns die Mühe schon lohnen! Hier ruhen wir ein wenig aus. Jetzt den buschigten Hügel hinab. Ey, ey, da drüben steht ja unsere übrige Reisegesellschaft? Ja, ja sie ists; und hat schon gesehn, was wir erst besehn wollen: Die Heiligen auf den Bäumen wachsen.

Wir kommen also nun zum Parnaß mit den sieben Weisen Griechenlands. Kenntlich ist Bias, noch mehr Solon. Die Figuren sind gegen 12 Schuh hoch, bemahlt bereits vor 80 Jahren. Und noch sieht man die Farbe? Bei manchen noch sehr deutlich; bei andern weniger.

*) Diese Vorstellung ist irrig. Alle Kohlenflötze sind gemeiniglich beim sogenannten Ausgehenden am Tage weder sehr mächtig, noch sehr brennbar; pflegen sich aber in beider Rücksicht zu veredeln, wenn man tiefer in das Innere hineinarbeitet. Aus tauben Kohlen werden aber nie brennende, und ein 10 Zoll mächtiges Flötz verwandelt sich nie durch die Zeit in ein zwei Fuß mächtiges auf derselben Stelle. D. H.

Digitized by Google

Dort ein Zauberer, um ihn herum lauter Zauberzeichen. Hier im Parnaß? Mit Mühe kann man die Unterschrift noch lesen. Sie heißt: Fallitur, Arte, Magus. Stabit, Sub, Numine, FAGUS. 1731. Im letzten Worte wird die Lösung des Räthsels liegen.

In dieser aus dem Buchenwalde gehauenen Allee, in welcher wir uns jetzt befinden, und in jener Querallee sind über achtzig ähnliche Figuren: Propheten, Apostel, die Freundschaft Christi, die Kirchenväter u. s. w. vorstellend. Sie wurden vor achtzig Jahren auf Befehl des FAGUS in diese Buchen einen Schuh groß mit aller Kunst eingeschnitten, und mit Oehlfarbe gemahlt. Nun sind sie so groß und stark geworden, und das Auffallendeste, es hat sich an ihnen die Farbe regelmäßig ausgedehnt, und manche von ihnen, wie z. B. der fliehende Jonas, der sich noch ganz erhalten hat, überraschet nicht wenig jeden unbefangenen Wandrer.

König Friedrich der Einzige, der 1778 in der Nähe mit seiner ganzen Armee kampirte, befahl unter Todesstrafe: keine von diesen Buchen zu fällen. Auch die sonst so verschrieenen österreichischen Streifkorpskommendanten Trenk und Franklni ließen keinen Ast hier abhauen.

Ehe wir die am Ende des Waldes auf uns wartenden Wägen besteigen, wollen wir unserem Auge noch einen nicht alltäglichen Genuß gönnen. Nur hierher ins Freie! Dieß zu Grabliz gehörige Dörfchen von 26 Häusern ist Kopain, und diese vier Häuser Bokausch, von denen der Wald den Namen hat. Aber nun umgekehrt, und südöstlich und südlich gesehen. Welch' ein Anblick!

Was ist dort südöstlich für ein schönes Schloß im Hintergrunde hoher Berge? Opotschno. Wie heißt das Städtchen, links mit den vielen Thürmen? Neustadt an der Mettau. Aber welch' eine Fülle von Ortschaften in Südsüdost! Alles ist damit besäet, so weit das Auge nur, auch bewaffnet, reicht! bis zum letzten, so nahe scheinenden, und doch 20 Meilen entfernten Gebirge von Nassaberg. Der runde spitzige Berg ist: der bei Opatowitz sich erhebende Berg Kunetička Hora.

Jetzt setzen wir uns in die Wagen, fahren Berg ab südöstlich. Dieses Dorf, bei dessen letzten Häusern wir vorbei kommen, ist Grosbocke. Es hat 26 Nummern, worunter 4 Bauerhöfe. Auch wohnen hier in herrschaftlichen Häusern 17 Judenfamilien. Nun wendet sich der Weg auf einmal westlich, bald wieder südlich. Meine Freunde ehren Sie diesen Weg, so schlecht er ist. Auf ihm zog 1778 Friedrich der Einzige mit seiner ganzen Macht drohend einher; lagerte sich vor diesem südöstlichen Hügel, (worauf das Dorf Ziesmitz mit 23 Nummern, und einem emphyteutisch vertheilten herrschaftl. Maierhofe) durch den Hawelgraben 3 Häuschen, westlich herab in das größte, jetzt vernachlässigteste Dorf der Herrschaft Wölsdorf (eigentlich Wölfsdorf, böhmisch Wlčkowice), mit zwei Gemeinden, Ober- und Niederwölsdorf, zusammen 162 Nummern, worunter 42 Bauerhöfe, und ein vertheilter herrschaftlicher Maierhof, die aber sämmtlich nicht einmal eine Schule haben. Es liegt längs einem östlich-schmalen nach Westen immer mehr und mehr gegen Grabliz hin sich ausbreitenden sumpfigen Thale.

Wir fahren es bis auf die von Jaromirz kommende Trautenauer Straße durch, deren wir uns dann bis Herzmanitz bedienen. Ehe wir aber noch bis zur Straße gekommen sind, steigen wir hier bei dem kleinsten mit einer Kapelle bezeichneten Häuschen des Dorfes Nr. 120 ab. Dieses einzige 10 Schritt lange, 6 Schritt breite niedrige Bauerstübchen war der Pallast des Königs Friedrichs vom 8ten July bis 15ten August. Tantæ molis est — — condere gentes!

Ist das nicht eine Kirche hier unten im Dorfe? Nein! Es sollte eine werden, war jetzt eine Zeit lang die Schule; aber auch zu dieser taugt das selbe Gebäude nun nicht mehr. Es hat kein Dach.

Wir sind jetzt auf der Trautenauer Straße, und wenden uns mit derselben südsüdöstlich über den Hügel hinauf („der Weg wird noch nicht besser?" Er wird auch nicht besser werden) zwischen Feldern abermals in ein Defilee. Dieser vor uns liegende Hügel heißt der Hasentanz. Jetzt sind nun 5 Häuschen darauf. Ehemals hieß er Tanzberg, und gab den Herren von Meznaz und Hustikan das Prädikat von Tanzberg.

Am südöstlichen Abhange des Hügels liegt sehr sumpfig das Dorf Grabschütz mit 41 Nummern, worunter sechs Bauern und ein vertheilter herrschaftlicher Maierhof. Es gehört schon zum (ehemal selbstständigen) Gute Herzmanitz, so wie auch das hier im Thale sich fortziehende darf Bilaun (vulgo Mohl) von 21 Nummern.

Das Gut Herzmanitz war nur dann und wann mit Grabliz vereinigt, mehrmalen hatte es seine eigenen Herrn.

1497 besaß es Wanek Ples von Slaupna.
1515 Berka von Duba und Leipa.
1516 wieder ein Wanek Ples von Slaupna.
1520 Georg Gerstorf von Gersdorf.

Nachher Johann Freiherr von Waldstein. Er starb nach seiner einzigen Tochter, und vermachte das Gut Herzmanitz seines Bruders Georgs Sohne: Wilhelm dem ältern, Freiherrn von Waldstein, dem Vater Albrechts Wenzel Eusebs Freiherrn (nachher Grafen)

von Waldſtein, Herzogen von Mecklenburg, Sagan und Friedland — des Unerſättlichen.

Hier gleich nördlich unter der Kirche ſtand ſein Schloß. Jetzt ſteht eine elende Hütte da, und keine Spur iſt davon, außer den Kellern, mehr ſichtbar. Alte Leute ſahen noch einige Zimmer erhalten.

Sic transit gloria mundi!

Warum der Herzog von Sagan und Friedland, der ſo große Baue führte, und ſo ſchöne Stiftungen machte, nicht ſein Stammhaus verewigte?

In der Kirche zu Herzmanitz finden wir hart am Presbiterio mit den Füßen gegen den Altar in den Erdboden eingeſenkt, und mit einer Fallthüre verwahrt, zwei dem oben bei Gradlitz beſchriebenen ähnliche Leichenſteine (wovon jedoch der eine, eine weibliche Figur im Sterbekleide abbildet), mit dem Waldſteiniſchen Wappen und folgender Randſchrift. Auf dem rechts, dem Andenken des hier begrabenen Vaters von unſerm Herzog geweiht:

Léta Páně 1595 w pátek den Památky ſwatého Matěge umřel Wrozený Pán Pán Wylim ſtarſſý z Waldſteyna, Pan na Herzmanicz, a tuto do radoſtného Wzkrſſenj tělo geho odpočiwa.

Auf dem links dem Andenken ſeiner Mutter heilig:

Léta Páně 1593 we Gtwrtek den ſwaty Mátj Magdaleny umřela Wrozena Panj Panj Markyta z Smiřic, Manželka Wrozeného Pána Wylima ſtarſſy z Waldſteyna a na Herzmanicých, a tuto aż do radoſtneho Wzkrſſenj tělo gegi odpočiwa.

Auswärts ſind ringsum in die äußern Pfeiler der neuen Kirche eingemauert wohlerhalten, andere ſechs Leichenſteine, welche 3 Schuh hoch, 2 Schuh breit, in der Mitte das Waldſteiniſche Wappen, und die Anzeigen von folgenden hier gleichfalls begrabenen Geſchwiſtern des Herzogs von Friedland, enthalten. 1581 Adam z Waldſteyna. 1578 Hedwika Sſlechtična z Waldſteyna — — Magdalena Sſlechtična z Waldſteyna — — (unleſerlich) Pan — — ſteyna Syn — s — — und noch zwei, deren Schrift unleſerlich.

Die veränderlichen Schickſale des Gutes theilte auch die heilige Magdalena Kirche von Herzmanitz. Ihr Urſprung iſt alt. Schon 1382 ſtand ſie; gehörte aber bald unter die Pfarrkirche von Kwalkowitz, bald hatte ſie eigene Pfarrer. Unter den Sporken war ſie eine Expoſitur von Gradlitz, und wurde erſt 1784 eine eigene Lokalie. Jetzt iſt ſie auch ein ziemlich beſuchter Wallfahrtsort.

Das Dorf Herzmanitz von 30 Nummern und einem vertheilten herrſchaftl. Maierhofe, hat eine Elbbrücke und eine Elbmühle.

Nun befahren wir wieder weſtlich die über Gradlitz nach Trautenau führende Straße, in das längs dem Fuße des Schurzer Berges weſtlich laufende Dorf Probe von 45 Nummern, worunter 11 Bauern. Hier fahren wir über die Prödner hölzerne Elbbrücke, unter der k. k. Feſtung Joſephſtadt ſtehend, an das linke Elbufer. Wir halten uns immer im Thale hart am Ufer der Elbe, und laſſen die Gradlitzer Straße ruhig den Hügel anſteigen. So bleibt uns am jenſeitigen Ufer zuſammenhängend mit Probe und in gleicher Lage fortlaufend das Dorf Schlotten mit 41 Nummern, worunter 9 Bauergüter. Es hat auch eine Elbfahrbrücke. Und ſchon ſehn wir das Hospital Kukus hart an Schlotten am rechten, bald auch am linken Elbufer den Ort (ehemals Baad) Kukus.

Wir fahren in den Ort. Er hat eine ſehr gefällige Lage auf dem ſüdlichen Abhange eines Hügels, an deſſen Fuße die Elbe ruhig fließt. Terraſſenförmig ſtehen die Häuschen in graden Linien über einander. Es ſind 62 Nummern. Jedes hat ſein wohlgepflanztes Gärtchen. Einige tauſend Pflaumenbäume ſehen von allen Seiten vor und über ihnen heraus. In der Blütezeit ſind die Hausdächer kaum ſichtbar, und wie mit Schnee umpudert. Stolzer ſtehn die noch übrigen maſſiven, ſteinernen Gebäude des Stifters ſymmetriſch da.

Wir ſteigen hier unter dem Schloſſe an der Brücke ab.

Dieſe theils bloße Erdgeſchoſſe, theils einen Stock hohen ſchönen Gebäude waren zu Sporks Zeiten Wohnungen für Badgäſte. Zwiſchen den Gebäuden an der Stiege des Schloſſes iſt noch Muſchelwerk ſichtbar, welches auch an den Seiten Waſſeröffnungen hat, vom Stifter zum Scherze beſtimmt. Hier ſtand eine Figur, Polyphemus genannt, die durchs Waſſer getrieben eine Hirtenpfeife ſpielte. Sammelten ſich nun Neugierige um ſie her, ſo durfte der Stifter im Schloſſe nur einen Hahn drehn, und Polyphemus hörte auf zu ſpielen, und dagegen ſpritzte das Waſſer oben, unten, rechts und links aus allen dieſen Muſchelöffnungen, und neckte die Zuhörer.

Steigen wir dieſe ſchönen breiten 30 Stufen der Schloßtreppe hinauf. Zu beiden Seiten läßt uns das noch übrige Muſchelwerk den Verfall zweier Kaſkaden bedauern, in welche aus dem Munde zweier rieſenmäßiger Tritonen daſſelbe Waſſer, welches die Fundamente des Schloſſes unterwäſcht, unſchädlich, angenehm für's Auge, und lieblich für's Ohr, abfloß. Dieſe Hauptthüre mit der Aufſchrift:

Fons hujus laticis Deus est, unde omnia manant.
Ipſe indeficiens fons et origo manet.
Quisquis ab hoc optas tibi promanare ſalutem:
Displiceat Jopti ne tua vita vide!

war der Eingang in die Bäder. Zehn artige, reinliche Stübchen, chineſiſch ausgemahlt, luden uneigennützig jeden Fremden zum ſtärkenden Bade. Jetzt bricht die

Wölbung schon auf allen Seiten durch; Stiegen und Brustlehnen fallen bereits über einander, und alle Winde und Wetter können frei durch das dach- und fensterlose Gebäude ein-, durch- und ausziehen. So verfällt das Wohnhaus des Stifters, dessen Kunstbau selbst um Erhaltung flieht.

Die Heilquelle war die Goldader, welcher der ganze Ort die Entstehung zu danken hat. Die darüber stehende Kapelle ist jetzt Depot für die Landwehrswaffen. Im Schlosse selbst, über den Bädern treten wir ohne Vorhaus, ohne Vorzimmer, sogleich in einen hohen gewölbten ausgemahlten Salon, aus welchem Seitenthüren in 4 Nebenzimmer, und eine Mittelthüre auf den Balkon führt. Mit Noth hängt noch alles zusammen. Durch die Balkonthüre sieht man grade in die herrschaftliche Familiengruft.

Diese Figur, einen Goliath vorstellend, war in ihrer ursprünglichen Bestimmung eine Satyre auf die Rechtlichkeit der Advokaten, und hieß Herkomann. Man kann sie in Benjamin Hankens Beschreibung des Kukusbades, als Herkomann in Kupfer sehn. Spork mußte sie ändern. Dieses Haus, das jetzige Amthaus der Stiftsherrschaft Gradlitz, war sonst das Traktenrhaus. Das Theater, worinn französische Stücke gegeben wurden, stand dort oben auf dem Hügel, wo jetzt jenes Häuschen steht.

Wir treten hier westlich in einen modernen Garten, werden zwar nichts besonderes finden: keine Pracht, keine gekünstelte Symmetrie, keine Statuen, keine chinesische Bauernhäuschen oder Tempel, noch Eremitagen ꝛc. dafür aber mannigfaltige edle Obstsorten, Pfirsiche von der ersten Größe und Güte, und Wein von mancherlei Art. Das Merkwürdigste darin ist jedoch der Mann, der ihn schuf. Als armer Gärtnerpursche kaufte er sich unter Hohnlachen der Verkäufer ein Stück von der Felsenwand, die Sie noch anstoßend fortlaufen sehn, und kaum einige Brombeersträuche kümmerlich nährte. Ohne einige Unterstützung (aber mit desto mehr Verdruß) sprengte er mit eigenen blutenden Händen die harten Wände, kratzte die todte an ihnen klebende Erde zusammen in Beetchen, und zwang sie Früchte zu tragen, und veredelte Bäume. Nachdenken, unermüdete Unverdrossenheit lehrten ihn allen Hindernissen trotzen; Mäßigkeit, Sparsamkeit und Redlichkeit gaben ihm bald mehr Mittel an die Hand. Er fuhr von Jahr zu Jahr in seiner Prokopischen*) Arbeit fort, stellte sauber und zweckmäßig Gebäude und ein Glashaus hin; belebte, verschönerte den Felsen drei Stockwerk hoch mit Anmuth und Frucht. So ward ein Joch unfruchtbaren Felsenlandes, zu einem Beete und Garten Gottes, angenehm und wohlthätig für Menschen, umgeschaffen durch den unverdrossenen Fleiß eines denkenden Mannes.

Verdient dieser Mann nicht eher ein Denkmahl, als so mancher Eroberer, welcher für die Erde nichts weiter that, als daß er sie mit Menschenblut düngte?

Er heißt: Prokop Schutt.

Nun gehen wir ins Hospitalgebäude.

Diese Piedestale, aus denen Sie hier das Brückengebäude verfertigt, und die Sie dort die Stelle der Pflastersteine vertreten sehn, sind von Statuen, welche dort auf der Wiese die Rennbahn einschlossen, und hier von der Brücke mit zwei Piramiden, die wir oben im Garten finden werden, anfangend die bis zur Gruft führende Lindenallee zierten.

Ehe wir die Elbbrücke betreten, verweilen wir einen Augenblick vor derselben.

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und darum ward ihm der Verstand:
Daß er bedenkt, was er vollführet,
Und was beginnt des Menschenhand.

Sie ist vom hiesigen herrschaftlichen Baumeister, Andreas Schuller, von Holz aus einem Bogen gespannt, kostet viel Material; aber ist auch bei den heftigsten Eisstößen sicher vor Verletzung.

Nun steigen wir bergauf in die herrschaftliche Sporkische Familiengruft; und später, wenns gefällig, eine Stiege weiter hinab, auf den Glockenthurm. Eine von den sieben Merkwürdigkeiten von Kukus. Wir könnten auch, wenn wir wollten, in die Gruft fahren.

Sie ist ganz aus gehauenen Quadersteinen, selbst die Wölbungen ins Kreuz gebaut, und ziemlich hell und trocken. Das Licht fällt ihr durch fünf Blindfenster zu, und häufig angebrachte Luftzüge halten die Feuchtigkeit ab. Am ersten fällt uns der in der Mitte stehende steinerne Altar in die Augen, vor dem beständig eine Lampe brennt. Hinter dem Altar stehen in großen schön gearbeiteten zinnernen Särgen, und zwar im ersten gleich hinter dem Altare: die Ueberreste der Frau Franziska Xpollonia des heiligen römischen Reichs Gräfinn von Spork, geborne Reichsfreyinn Swerts von Reist; geboren 1667 den 1. November; gestorben den 22. April 1726. Die Gemahlinn des Stifters. Neben ihr zwei kleine Kinder.

Hinter ihr: Johann des heil. römischen Reichs Graf von Spork, Herr u. s. w. Gestorben den 6ten August 1679.

Zwischen des Vaters und des nächstfolgenden Sohnes Sarge steht in einem schon ganz vermoderten Glaskästchen der Todtenkopf der Mutter, geborne von Finecken,

*) Der heilige Prokop schuf Felsen in fruchtbare Felder um,

Man erzählt sich hievon folgende Anekdote.

Sie starb in Valenciennes, und wurde in einer dortigen Gruft beigesetzt. Franz Anton wünscht der Mutter Leichnam in die Familiengruft nach Kukus. Man verlangt für seine Ausfolgung eine große Summe. Ohne zu antworten reißt Franz Anton hin; löst ihr den Kopf ab, und bringt ihn nach Hause.

In dem mittelsten der drei folgenden Särge, ruht der Stifter Franz Anton Graf von Spork, geboren den 8. März 1662, und gestorben den 30. März 1738. Neben ihm rechts seine Tochter Eleonora Cajetana, geboren 1687, gestorben 1717. Links seine Tochter Catharina, geboren 1689, gestorben 1755.

Links im Blindfenster steht eine Zwerginn: Jungfrau Agnes Tarnovsky von Tarnov, geboren 1626, gestorben 1716. Sie soll einst dem Grafen Johann von Spork eine Verschwörung gegen sein Leben angezeigt haben.

Rechts im Blindfenster Johanna Adriana Kunzinn von Freyenthurn, geborne von Fremy. Gestorben zu Lissa 1718.

Seitwärts steht noch ein leerer Sarg, bestimmt, wie man auf der zinnernen oben aufliegenden Tafel lesen kann, die Ueberreste des Anton des heil. römischen Reichs Grafen von Spork, Herr der Herrschaft Zdaras, geb. den 1. Oktober 1689, gestorben den 20sten Juny 1714 zu fassen. Er war ein Sohn Ferdinands Leopolds Grafen von Spork, Herr der Herrschaft Heřmanměstetz und Horžinioweß, des Herrn Bruders unsers Stifters.

Nach dem Willen des Stifters soll täglich in der Gruft eine heilige Messe gelesen werden, was aber aus medizinischen Gründen unterbleibt. Sein Sterbetag wird aber hier mit einer Predigt und einem Seelenamte gefeiert.

Steigen wir nun diese hölzerne Wendeltreppe hinauf; so treten wir gleich in die schöne, mit korinthischen Säulen geschmückte, feste, zweckmäßig und geschmackvoll gebaute Kirche.

Die Eingangsthüre in die Gruft verdient zuvor noch einige Aufmerksamkeit. Es ist darauf ein Menschenskelet gemahlt, und darum folgende Denkschrift:

Memento mori. Memorale
Novissima
Bonis bona Malis mala.
Ubi vultus, ubi speci- Unde superbi-
Ubi genæ, ubi aur- Qui est homo, misi li-
Ubi nares, ubi luc- De limo, homo pri-
Ubi linguæ, ubi dent- Mortem vitare nequi-
Ubi venes, ubi fauc- Si nos terra fu-
Ubi cutes, ubi pell- Terra quid est, nisi fu-
Ubi venter, ubi ren- Ergo nihil su-
Ubi manus, ubi ped- Ideo studea-
Ubi corpus, ubi vir- Ut parati si-
Hodie mihi Cras tibi!

In der Kirche finden wir einige meisterliche Altarblätter von Brendel, besonders auf dem hohen Altare: Die Erweckung des Lazarus; und auf dem letzten Seitenaltare links Christum am Kreutze in dem Augenblicke: es ist vollbracht, dargestellt. Auch die übrigen Gemählde sind betrachtenswerth.

Sind wir im Hospitale gegen 10 Uhr früh, oder 4 Uhr Nachmittags angelangt, so können wir die Hospitaliten essen sehen. Es ist ein herzerhebender Anblick: so bis 80 Männer mit grauen Köpfen oder verstümmelten Gliedern, alle gleich und sauber gekleidet, in einem geräumigen hellen Saale sich sättigen, und nach der Mahlzeit noch ein Töpfchen oder Schüsselchen andern darauf schon wartenden Armen mittheilen zu sehen!

Herr du warst der Blinden Fuß, der Lahmen Auge, Lob und Dank sey dir durch Jahrhunderte durch!

Auch das Krankenzimmer wollen wir besuchen, besonders das sogenannte Extrazimmer. Nicht zwar, um da die gesammelten, sauber geputzten und aufbewahrten chirurgischen Instrumente zu sehen, auch eben nicht um das vollständige Skelet eines Grenadirs zu betrachten, dazu hatten wir ja schon anderwärts oft Gelegenheit; aber um das, von dem jetzigen würdigen Herrn Pater Prior des barmherzigen Klosters zu Neustadt in Böhmen, Odilo Mayer, einem besonders geschickten und thätigen Augenoperateur, mit seltener Geduld und Kunst ausgegossene menschliche Adersystem zu studieren.

Das große Krankenzimmer, worin 36 Betten stehen, ist gleichfals so reinlich, gesund und helle, daß sich die zärtlichste Dame nicht scheuen darf, mit durch zu gehn.

Wir sind von da aus sogleich im großen Hospitalgarten. Dichte hohe Buchenwände laden mit ihren kühlenden Schatten zum erquickendsten Spaziergange, und ein Glas Wein aus dem Klosterkeller geschöpft, das Jedermann frei stehet, gießt neues Leben in die matten Glieder. Symmetrie und der Anblick der edelsten Früchte aller Art sind Wohlthat dem Auge. Die größte Merkwürdigkeit und Zierde des Gartens, eine bereits über vierzig Jahre alte Aloë, und eine noch vom Stifter sich herschreibende Orangerie, ist verschenket worden. Aber noch etwas fehlt ihm, was er zur Zeit des Stifters im Ueberflusse hatte — Wasser.

Das erste, was uns sogleich beim Eintritt im Garten in die Augen fällt, ist: der oben bemerkte Christusritter.

Eine kolossalische geharnischte Figur, welche mit bloßem Schwerdte in der Rechten mit dem Schilde, worauf das Bild Christi am Kreuze mit der Umschrift: Omnia propter Istum! an der linken Hand, mit ernstem Blicke zum Kampfe fodert.

Die Unterschrift ist folgende in mehreren Abtheilungen:

Steh Wandersmann! und sieh'
ein schönes Ehrenzeichen,
allein, wer solches will bei
Christi Thron erreichen
und ewig herrlich seyn,
Muß vor wie dieser Held,
vom Kreuzesschild bewahrt
dem Teufel
Tod und Welt
beherzt entgegen gehn.
vor
Recht und Wahrheit kriegen
und
dann im Glauben
fest auf Gott vertrauend siegen.

Wenn mich mein Auge nicht täuscht, so sind Schild und Kopf zu klein, und die Arme zu kurz. Die Zeichnung hat eben nicht viel gefälliges. Die Ausführung ist kräftig, wie in allen noch übrigen Sporkischen Statuen, und Renzischen Figuren.

Die beiden hier stehenden, aus Sandquadern zusammengesetzten Pyramyden sind nicht jene, die einst in der Allee nach Schurz neben dem Christusritter standen; sondern die, welche die Kukuser Elbbrücke zierten. Damals sollen sie noch höher gewesen seyn, und hielten auf ihren Spitzen die Symbole des Wahlspruchs Franz Antons Grafen von Spork: Justitia et Veritas. Bei ihrer Uebertragung hieher krönte man sie anstatt dieser Symbole mit Granatäpfeln. Das gab zu einem kleinen Streite zwischen dem Patron und dem Kloster Kukus Veranlassung, und hierauf beziehn sich diese Aufschriften, die wir jetzt auf den Pyramiden lesen. Noch haben wir eine sich schön erhaltene Gruppirung von einigen dreißig Statuen in starker Lebensgröße und in erwähnter Manier, von denen aber einige gefälliger das Auge ansprechen, zu betrachten. Sie stehn auf dem hervorspringenden Geländern und auf der Gartenmauer an der Front der Kirche und des Hospitalgebäudes. Die bei der Kirche versinnlichen Ideen der christlichen Religion und Vorfälle aus ihrer Geschichte, worunter mir der Gedanke: 'Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg, in einer grade unter der Kirchthüre stehenden Figur sehr gut ausgeführt scheint. Die auf der Gartenmauer stehenden Figuren versinnlichen Tugenden und Laster.

Wir fahren weiter an der Elbe aufwärts, bis in das Dorf Stangendorf, eine kleine Gemeinde von 27 Nummern, worunter 6 Bauerhöfe und ein wohl gebauter herrschaftlicher Maierhof in eigner Regie, auch eine Elbmühle und eine Elbbrücke.

Wir fahren südwestlich den Hügel hinauf auf einer sonst gut gepflasterten Straße in den Wald, der Neuwald genannt. In der auf dem Kamme des Berges ausgehauenen Allee stoßen wir zuerst;

Auf einen länglichen Brunnenkasten, der aus einem einzigen aus der Erde hervorstehenden Felsen gehauen ist. Die Samaritanerinn stand dabei, um Wasser zu schöpfen. Ein Hund neben ihr leckte es. Gegen über saß auf dem Brunnenkasten Christus der Herr. Durch einen Löwenkopf bekam der Brunnen das Wasser. Wasserleitung und Figuren sind ruinirt. Letztere liegen noch in Stücken da.

Hier rechts davon war sonst eine Eremitage, jetzt sieht man nichts mehr, als: in einen Stein gehauen ein offenes Buch, eine Schlange, Merkmale eines Todtenkopfs, und einen Sitz.

Einige Schritte davon liegt ein aus einem Felsen ganz erhaben (hautrelief) gebildeter büßender Hyeronimus.

Hier ist der eigentliche Verbindungspunkt der ganzen Gruppirung, von dem auch der Ort den Namen hat, Bethlehem; aber auch der sprechendste Beweis menschlicher Dummheit, Leichtsinns und Bosheit. Ist nicht der größte Theil dieser Kunstwerke verstümmelt und zerschlagen? In einer aus Felsenstücken zusammengesetzten Höhle, aus der eine Quelle, nicht nur den bemerkten Jakobsbrunnen, sondern auch alle Fontänen im Hospitalgarten hinlänglich mit Wasser versah, ist die Geburt Christi vorgestellt. An und außer der Höhle knieten halb und ganz erhaben die opfernden Hirten.

An der Rückseite der Felsenwand sind die Weisen des Morgenlandes sammt Kameelen und deren Führern en bas relief abgebildet. Unten sitzt ein sie ansprechender Bettler. Alles ist und war mit Oehlfarbe getränkt. In der Höhle sind Gebete und Aufschriften.

Das Halberhabene ist noch gut erhalten, das Ganzerhabene aber ruinirt.

Außer der Höhle kniet der heil. Hubert mit seinen Jagdhunden vor dem kreuztragenden Hirsch. Ein gut erhaltenes bas relief.

Jenes über dem Todtenkopf liegende Mädchen ist: die Büßerinn Magdalena, ein haut relief in Riesengröße.

Die hier rechts noch sichtbaren Mauern sind von der oben erwähnten Kreuzerhöhungskirche.

Ein andres haut relief ist der dort halb liegende, mit gefalteten Händen zum Himmel wehmüthig blickende

heilige Onuphrius. Ein Meisterstück, welches jeden Fürstenpark zieren würde, besonders in Rücksicht auf richtige ausdrucksvolle Muskulatur. Und hier liegt es verachtet jeder Witterung und jeder Behandlung Preis gegeben, dennoch noch gut erhalten.

Nicht von gleichen Werth, aber doch eines bessern Loses werth, sind hier: Johann der Täufer, haut relief in Riesengröße mit seinem weidenden Lamme, und eben so dort aus einer Felsenhöhle kriechend und sich nach den ihn entdeckenden Jagdhunden umsehend der Einsiedler Gärino. In der Höhle finden wir auf einer Seite die Lebensgeschichte dieses Heiligen, auf der andern moralische Sprüche und Gebete; hinterwärts ein Kruzifix aus Stein gehauen, dann einen Sitz, auf dem Graf Spork oft ruhte, und da er sich mit der Hand aufzustemmen pflegte, so ist auch diese ausgehauen.

Gegenüber ist das Sporkische Wappen und eine Eule.

Dieser flache gehauene Fels ist der Sporkische Grenzstein. Oben ist die ägyptische Flucht von Brendl gemahlt. Von hier aus lief die Allee gegen das Schurzer Schloß, in welcher der Christusritter und die erwähnten gemauerten Pyramiden standen. Alles Gesehene kömmt ebenfalls vom obigen FAGUS.

Nun fahren wir auf der Miletiner Straße den Berg herab, durchs Städtchen Schurz, über die Schurzer Elbbrücke nach Grabliz, und — unsere Reise ist geendet.

Grabliz im Jahre 1813.

Johann Hanke,
Kaplan.

(Die Beilagen folgen.)

Summarischer Ausweis

der Pestkranken, Verstorbenen und Rekonvaleszenten an der Siebenbürger Gränze, am 3ten Jänner 1814.

	Kranke im Spitale	Kranke außerhalb des Spitals	Verstorbene im Spitale	Verstorbene zu Hause (in Kronstadt.)	Verstorbene in der Contumaz	Rekonvaleszenten	Anmerkungen.
Am 31. Dezemb. 1813 waren in Summa	49	2	46	68	2	10	2 entlassen.
Hievon sind	—	—	—	—	—	14	
Bleiben also	35	2	46	68	2	24	
Zuwachs aus der Contumaz im Schlosse.	1	—	—	—	—	—	
Bleiben also am 3ten Jänner 1814.	36	2	46	68	2	24	und 2 entlassen.

Anmerkung des Herausgebers. Weise, wohlthätige, einzige Einrichtung ihrer Art, dieses längs der ganzen türkischen Gränze weit über 100 Meilen gezogenen Militär-Cordons mit den damit verbundenen Kontumazanstalten, wodurch von der österreichischen Monarchie und ganz Europa die Pest abgehalten wird. Kronstadt ist, wie man sieht, noch immer gesperrt, und von den strengen Kontumazanstalten ist alles zu erwarten. Möchten ihnen nur ähnliche treffliche Polizeieinrichtungen in der Moldau und Walachei entsprechen!

Correspondenz.

Prag im Jänner 1814.

Die Humanitätsgesellschaft in Prag.

Bei der im Jänner d. J. gehaltenen Versammlung der ordentlichen Mitglieder der Prager Humanitätsgesellschaft zur Rettung der Scheintodten und in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen, wurde statt des bisherigen Geschäftsleiters, Herrn Joseph Bernt, Doktors der Arzneikunde, Magisters der Geburtshülfe, k. k. ordentlichen Professors der medizinischen Polizei, der gerichtlichen Arzneikunde u. s. w., Ehrenmitglied der Bamberger Schutzpockenimpfungsgesellschaft, und Mitglied der k. medizinischen Polizeikommission in Anstalten der Schutzpockenimpfung in Böhmen, nach seiner Beförderung als Professor an die Wiener Universität, Herr Joseph Rettenberger, k. k. Rath, Doktor der Arzneikunde, Augenarzt, k. k. ordentlicher Professor der hohen Anatomie, Physiologie und Augenkrankheiten, Senior der medizinischen Herren Professoren, Historiograph der medizinischen Fakultät, und emeritirter Rektor Magnifikus der Prager Universität, einmüthig zum Vorsteher erwählt,

Ausschußmitglieder dieser menschenfreundlichen Gesellschaft (welche übrigens 44 theils ordentliche, theils Ehrenmitglieder in verschiedenen Provinzen des österreichischen Kaiserstaats zählt) sind gegenwärtig:

Herr Mathias Kalina von Jettenstein, beider Rechten Doktor, Landesadvokat in Böhmen, budweiser bischöflicher Konsistorialrath, Sekretär der Gesellschaft.

Herr Adam Fenninger, Doktor der Chirurgie, Magister der Geburtshülfe, Visitator der Judenstadt.

Herr Ignaz Richard Wilfling, Doktor der Philosophie, k. k. erster Kreiskommissär des kaurzimer Kreises in Böhmen, der geleheten Gesellschaften zu Erfurt und Görlitz Mitglied.

Herr Johann Prasch, Doktor der Arzneikunde, Magister der Geburtshülfe, Adjunkt der Rettungsanstalt.

Diese Sozietät ist die erste Humanitätsgesellschaft in den österreichischen Staaten, von dem, seit einigen Jahren verstorbenen, Herrn M. D. und Professor Barda gegründet, welcher für dieses sein ausgezeichnetes Verdienst von Sr. k. k. Majestät Franz I., mit der großen goldenen Verdienstmedaille belohnt worden ist.

Meterologische Beobachtungen.

Zu Hermanstadt in dem Großfürstenthum Siebenbürgen für den Monat Oktober 1813 angestellt.

Datum des Monats.	Des Morgens mit Anbruch des Tages.	Des Nachmittags um 2 Uhr.	Witterung.
1.	3° über 0	8° über 0	heiter
2.	4 — —	8 — —	trüb, AbendsRegen.
3.	7 — —	9 — —	eben so.
4.	7 — —	9 — —	Regen.
5.	5 — —	7 — —	wolkig.
6.	5 — —	6 — —	Staubregen.
7.	4 — —	7 — —	heiter, wolkig.
8.	4 — —	6 — —	wolkig.
9.	6 — —	10 — —	heiter.
10.	4 — —	12 — —	heiter, NachtsRegen.
11.	7 — —	11 — —	Regen, heiter.
12.	4 — —	8 — —	heiter, wolkig, Abends Regen.
13.	5 — —	9 — —	heiter.
14.	2 — —	9 — —	heiter.
15.	4 — —	7 — —	wolkig.
16.	4 — —	11 — —	Nebel, heiter.
17.	8 — —	12 — —	wolkig.
18.	8 — —	14 — —	heiter.
19.	9 — —	13 — —	wolkig.
20.	10 — —	15 — —	heiter.
21.	8 — —	15 — —	detto.
22.	9 — —	16 — —	detto.
23.	9 — —	12 — —	trüb, wolkig.
24.	8 — —	12 — —	wolkig.
25.	8 — —	13 — —	Wind, Donnerwetter mit Regen.
26.	7 — —	10 — —	Regen.
27.	4 — —	6 — —	heiter, starker Wind.
28.	5 — —	7 — —	detto.
29.	4 — —	6 — —	trüb.
30.	3 — —	5 — —	trüb, Nachts Regen.
31.	3 — —	7 — —	wolkig.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 12. März.

Projektirter Prolog,

für eines der k. k. Hoftheater in Wien bei Gelegenheit der gehofften und höchst erfreulichen Rückkunft Sr. Majestät des Kaisers im Winter 1813.

Prolog.

In Mitte unsrer, seiner Kinder,
Ist der geliebte Vater wieder:
Auf ihn, nach langem, sehnsuchtsvollen Harren
Ruht wonnetrunken unser Blick.
Er riß vom ehernen, vom Siegesfelde,
Auf dem für ihn nur Lorbeer blühten,
Durch seltenen Verein und hohen Muth
Dahin verpflanzt, sich los:
Er trennte sich vom lachenden Gefilde,
Auf dem für ihn nur Segenswünsche grünten,
Von Millionen dargebracht,
Die freche Menschenhand zu knicken,
Selbst wilder Rosse Huf nicht zu zerstampfen wagte,
Und eilt in seine Kaiserstadt,
In das ihm so getreue Wien zurück;
Das Wien, das jubelnd ihn empfing,
Als blindes Waffenglück nicht seine Thaten lohnte;
Das, als die alte Sonn' ihm wieder glänzte,
Der Qualenvollen Tage schnell vergaß,
In dem ein neues Meteor sich zeigte,
Und alles rund umher versengte;
Das Wien, das Nichts für sich verloren wähnte,
Als es erhalten ihn, den theuern Enkel Habsburgs,
In seinen Mauern wieder sah.
Er wand sich aus den Armen der Gekrönten,
Die an ihr Herz gedrückt,
Ihn fest umschlungen hielten;
Die nicht den treuen Bundsgenossen,
Den Mächtigen allein in ihm erblickten,
Die Freund, und Vater ihn begrüßten,
Und traulich sich — von Herrschsucht frei — berathen,
Wie durch der Staaten Gleichgewicht am besten
Die Ruhe des empörten Erdballs hergestellt,
Und ihre Dauer wie gesichert werden könne.
Dieß, und den lauten Dank
Von hundert frohen Völkern,
Die frei vom harten Joch' er machte,
Verließ der angebetete Monarch,
Um in dem Kreise seiner Guten
Ein Paar der Tage zu verleben,
Die sparsam ihm die Sorgenlast nur gönnt;
Um sich mit uns, denn ohne uns
Ist ihm der Freuden jede leer,
Des Segens, den der Herr der Heere
Mit vollen Händen den Erkennern seiner spendet,
Recht inniglich zu freuen.
Und wir, wir sollten nicht frohlocken?
Nicht mit Entzücken ihn empfangen?
Des Siegers jeden Tritt mit Blumen nicht bestreuen?
Da müßten wir nicht, was wir sind,
Und was wir immer waren,
Und seyn in ew'ge Zeiten werden,
Wir müßten keine Wiener seyn.
Als Mittler zog er aus: er stellte
Des enggeschlossnen Bundes Heischen,
Die schon erreichte Größe vor;
Er wies auf's Wandelglück der Waffen hin;
Er rieth das Lorbeerreis, das schon beginnt zu welken,
In Zeiten mit frischer Palme zu vertauschen;
Selbst Hand und Macht, gleich beide groß, bot er
Dem Weltbeglückungswerke,
Um Menschenblut zu schonen,
Das gräßlich schon in ganzen Fluten
Sich über Königreiche wälzte;
Um von des Landmanns stiller Hütte
Vandalen Wuth zu wenden,
Und Fleiß, und Kunst, und Wissenschaft
Für Rückfall in die Barbarei zu schützen.
Allein verschlossen blieb das Ohr
Des Kampfbegierigen, empfänglich nur
Für rauhes Schlachtgetümmel,
Nicht für die sanfte Stimme der Natur;
Ihm lacht der vollen Aehre Schwanken nicht;

Vergebens schmückt für ihn sich Au' und Wald mit Grün;
Ihm tönt nicht sanft der feisten Heerden Blöcken;
Ihn rührt der Dankgesang des frohen Landmanns nicht.
Musketenknall, Kanonendonner,
Das Schmettern der Trompeten,
Der Trommeln wirbeln, und das wilde Feldgeschrei
Sind ihm nur liebliche Musik:
Verödung nur und Rauch, und Tod ein reizend Bild.
Mit Stolz und Hohn, so blendet — schnelles Glück —
Nahm der des Nordens kalten Regionen,
Dem Flammenmeere Moskau's
Kaum selbst Entronnene
Den edlen Friedensantrag auf,
Der Frankreichs Kron' und Szepter ihm
Und seinem Stamme überließ!
Der in die Bücher der Geschichte
Mit goldnen Zügen eingetragen,
Den Namen des Gemäßigten
Den Folgezeiten dankbar
Und rühmlich überliefert;
Des Friedens, der um Deutschlands Gaue
Das schon gelöste Eintrachtsband
Straff wieder angezogen hätte.
Verwegen strich er's weg das schöne Bild;
Sein Aug an grellen Abstich nur gewöhnt,
Vertrug den sanften Schmelz der Farben nicht.

Auf! zu den Waffen auf! erscholl es plötzlich nun!
Und mit dem allgemeinen Rufe
Schwand auch des Blendwerks ganzer Zauber.
Die vormals Treuen fielen,
Getäuscht sich sehend, ab,
Und suchten gegen Despotism
Und schwerer noch zu tragende
Satrapen-Untertyranney,
Und glatter Worte leerer Schall,
Bei jenem Schutz, den sie verkannten.
Auch fanden sie ihn da,
Und in dem starken Arme
Desselben, der zuerst dem Sturz' ihn nahe brachte,
Der damit nicht begnügt, sein ungeheures Reich
Von jedem Frevel frei für stets gemacht zu haben
Germanien die Riesenkräfte leiht,
Womit er, kühn im oft getäuschten Wahne
Gerühmter Unbesiegbarkeit
Hinvorgedrungne Legionen
Mit Schimpf zurück bis an die Heimath wies.
An diesen schloß sich Friedrich Wilhelm,
An Muth und Geist des großen Ahnherrn würdig
Mit seinen tapfern Brennen an.
Gebildet in der Schule des Eroberers,
Und eingedenk des alten Waffenruhms,
Ficht siegreich Schweden gegen seinen Lehrer,
Und setzt durch Deutschlands Freiheit
Das Diadem auf seine Scheitel fest.
Den Thron der Wittelsbache stützen
Der unerschrockenen Bojaren
An unsre dicht gereihte Glieder;
Es zeigen Würtemberg und Baden,
Mit neuem Glanz umflossen,
In alter Würde wieder sich;
Und Cassel und Hannover streben
Zu neuer Größe schnell empor.
Bald stehst du wieder da Germanien!
Gefürchteter, als je dem Nachbar
Der feindlich seinen Fuß auf deine Gränze setzt.

Wie eine Macht es auf dem Continente
Nur auf das Unterjochen aller absieht,
So richtet eine andere,
Die des Neptuns gewaltigen Tridenten
Den Händen nie entwinden ließ,
Im Hochgefühle ihrer selbst,
Ihr Augenmerk auf aller Freiheit;
Doch nicht auf eine ungebundne Freiheit,
Die bloß des Zwanges höchste Stufe ist,
Auf eine, die Natur und Völkerrecht,
Und eines Königs Herrscherwillen,
Im Strafen nur, im Wohlthun nicht beschränkt,
Zur Grundlag' allgemeiner Wohlfahrt nimmt:
Zu dieser hat der unbezwungne Britte
Die Bande des Iberiers gelöset,
Zu dieser bietet ihm sein Reichthum Mittel,
Den Bataver, und die der Sklavenkette
So ungewohnte Hanseaten,
Selbst die Bewohner Roms,
(Der Duldung, dieses Himmels Sprößlings,
So wie der Handlungs Konkurrenz — Triumph)
Und jeden, der darnach sich sehnt, zu wecken.
Dir Albion! gebührt das laute Lob
Der brüderlichsten Antheilnahme,
An dem von dir durch sichre Meere
Getrennten Völkern zugedachten Loos.
Mit der dir eigenen Beharrlichkeit
Verfolgtest du in die geheimste Winkel
Den schlauen, übermüthigen,
Schon der Vollendung nahen Plan.
Du opfertest ihm deine Schätze,
Und deutsche Kraft, und Russen Muth
Zerschellten unter Oesterreichs Standarten,
Zerschellten sie, die schmälichste,
Die je, seit Israels in Babylon Gedenken,
Die Welt getragen sah.

Allein, sind sie es auch auf immer?
Laßt Retter! Helden! laßt durch trügerischen Schein
Euch nicht zurück im schönsten Laufe halten:

Kein gleisnerisches Wort sey Lüge euch für Friede.
Des Feindes Ohnmacht nur zu schaden
Steck das gezückte Schwert
In seine Scheide wieder ein.
Sein Wille, denkt, bleibt immer der,
An seinen Siegeswagen euch zu spannen.
An Mitteln soll es dir nicht fehlen, Franz!
Rasch greift der Hungar nach dem Säbel,
Er zieht entschlossen ihn für Franzen,
Wie rettend ihn er für Theresen zog.
Der Böhme schließt die vollen Scheunen,
Die Keller dir der Oesterreicher auf.
Die Beutel, die der Kunstfleiß füllte,
Die öffnet dir der Handelsstand,
Und Blut und Leben bietet
Begeistert dir der Adel dar;
Die Zaubertöne der Musik
Erklingen für das Vaterland;
Thaliens Macht zerrt sich durch das Bestreben
Den Tapfern mit dem Ungemach
Des Krieges auszusöhnen.
Das reizende Geschlecht,
In dessen schöner Hülle
Noch eine schön're Seele thront,
Gießt Balsam in die Wunde,
Und freuet sich der stillen That.
Wer widersteht so einem Allverein
Der Kraft, des Willens und des Herzens?
Doch nicht der Schwächlinge gepreßter Haufen?
Nicht die von dem verlaßnen Heerde
Zum sichern Tod in Ketten hergeschleppte?
Zieh hin, er sey an Zahl dir immer überlegen,
An innrer Kraft steht er dir weit zurück.
Womit die große Nazion,
Nach Hang, und alter Sitte prahlt,
Dieß werde wahr an dir:
Von deinen Starken Einer diese
Die Stirne zehn der Seinen kühn;
Es fühlt, von Tausenden erfleht,
Des Himmels Segen seinen Arm,
Und sein ist unfehlbar der Sieg.
Dich aber, Franz, begleiten aller Wünsche,
Es lallt das Kind ein Lebe hoch!
Der Knabe ruft's dir munter nach,
Der Jüngling läßt aus voller Brust es tönen,
Des Mannes Zunge spricht es laut,
Und aus des Greises schwachen Lippen
Drängt leuchtend noch sich das „es lebe Franz"
hervor.

(Hier fällt das Orchester ein, und stimmt das Volkslied: Gott erhalte ꝛc. an.)

Klagenfurt, Anfang Dezembers 1813.

Enzenberg.

Frankreich

wie es gewesen, wie es war, wie es ist, und wie es seyn sollte.

Eine
Historisch-geographisch-statistische Schilderung dieses Kaiserstaates.

Nach
offiziellen Quellen bearbeitet
von
A. Rittig von Flammenstern.
Wien 1814.

Vorwort.

Die Rettungsschlacht Deutschlands bei Leipzig am 16. — 19. Oktober 1793 hat zwar die Gallier über den Rhein zurückgedrängt, über den sie ihrer eigenen Wohlfahrt wegen nie vorwärts schreiten sollten; sie hat Norddeutschland von ihnen befreit, Hollands Geist nach Unabhängigkeit rege gemacht, und die siegreichen Truppen der Alliirten auf altfranzösischen Boden geführet. Demungeachtet können wir aber Frankreich noch nicht als zurückgedrängt in seine alten Formen betrachten, die es vor dem Ausbruche des Revoluzionskrieges hatte; nur der erwartete Friede kann diese bestimmen und bis dahin muß es dem Politiker genügen, Frankreich nach seinem geographischen Umfange in frühester und neuerer Zeit und bei dem Ausbruche des für Deutschlands Unabhängigkeit so verhängnißvollen lorbeerreichen Feldzuges des Jahres 1813 hier angeführet zu sehen.

Dieser Ueberblick gewährt den Vortheil, der Eroberungssucht des französischen Herrschers eine klare Ansicht abzugewinnen, und nachdem, was bis jetzt durch den glänzenden Fortgang unserer siegreichen Waffen geschehen ist, ehe noch das tröstende Wort Friede erschallt, in politischer Hinsicht beinahe mit Wahrscheinlichkeit bestimmen zu können, was Frankreich von seinen Eroberungen behalten wird, oder zurückgeben muß.

A. Rittig v. Flammenstern.

Frankreich wie es gewesen,

oder

Frankreich im Jahre 1158.

Der dieser geographischen Skizze vorgezeichnete Raum gestattet nicht einen frühern Zeitraum zu wählen. Uebrigens war Frankreich, so lange es von Königen beherrscht wird, in diesem Jahre vom kleinsten Flächenin-

hatte; König Ludwig VII. besaß nämlich im Jahre 1158 von dem eigentlichen Frankreich nur einen Flächenraum von 8 bis 9 der jetzigen Departements, mit einer Bevölkerung von etwa 1½ Millien Menschen. In diesem Raume befanden sich die Städte: Amiens, Laon, Beauvais, Paris, Melun, Orleans, Nevers und Moulin, und der Platz, worauf in der Folge Versailles erbaut wurde. Gegenwärtig haben diese Bezirke eine Bevölkerung von 3 Millionen Menschen. Das übrige Besitzthum der Krone hatten die Großen des Reichs an sich gerissen. So besaß:

A. Thiery d' Alsace, Graf von Flandern, souveräner Herr der Flamänder und Holländer, 16 der heutigen Departements, die jetzt 5,656,000 Einwohner haben;

B. Thibaut, Graf von Champagne, 7 Departements, in denen Mezieres, Chalons, Troyes, Chaumont, Chartres und Blois liegen, mit 1,800,000 Bewohnern;

C. Der Herzog von Burgund, 6 Departements, von denen 3 das Herzogthum Burgund, und 3 die Franche Comté ausmachten; in jenen liegen Autierre, Dijon und Macon, in den letztern Besoul, Besançon und Lons le Saunier, und sind mit 2,019,000 Menschen bevölkert.

Der ganze mittägliche Theil von Frankreich ward von mehrern souveränen Großen besessen, als: den Grafen von Toulouse, Languedoc, Lyon, Provence u. s. w. Doch den bedeutendsten Antheil hatte der König von England, Heinrich II., welcher 28 der heutigen Departements besaß, die jetzt von 10,531,000 Menschen bewohnt sind. In diesem Antheil waren: Nantes, Bretagne, Gueret, Limoges, Tulle, dann alle Provinzen von der Mündung der Garonne bis zu ihrem Ursprunge, von Carassone bis Bayonne, und im Norden Boulogne.

Frankreich wie es war,

oder:

Frankreich bis zur Revoluzion.

Nach manchem schweren Kampfe, der die ganze Energie der jeweiligen Könige von Frankreich erforderte, waren die vorbezeichneten Besitzungen der Großen so wie jene der Britten der Krone Frankreichs einverleibt, und schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts bestand dieses Reich aus folgenden Provinzen: 1. Isle de France, 2. Picardie, 3. Champagne, 4. Bourgogne, 5. Dauphiné, 6. Provence, 7. Languedoc, 8. Guienne, 9. Orleans, 10. Bretagne, 11. Normandie, 12. Lyon.

Dazu kamen in der Folge noch:

1. Elsas, 2. Franchecomté, 3. Lothringen, 4. ein Stück von den katholischen Niederlanden, und 5. die Insel Corsika.

Vor dem Ausbruche der Revoluzion bildeten alle diese Lande nebst der Insel Corsika 41 General-Gouvernements. Die Revoluzion theilte diese 41 Gouvernements in 83 Departements, welche im Jahre 1792 einen Flächenraum von 10,000 Quadratmeilen betrugen, und 25 Millionen Einwohner zählten.

In diesem Jahre hatte Frankreich folgende Gränzen: gegen Norden die vereinigten Niederlande, und die Nordsee mit dem brittischen Kanale; gegen Westen das atlantische Meer: gegen Südwest und Süden Spanien und das Mittelländische Meer; gegen Osten Italien, die Schweiz und Deutschland. Die geographische Breite war vom 42° bis 51°, die Länge vom 42° bis 26°.

Die Staatseinkünfte betrugen 156 Millionen, die Landmacht bestand aus 258,500 Mann, und zur See segelten 86 Linienschiffe, 59 Fregatten und 67 Corvetten.

Ungeachtet diese Daten schon hinreichend wären, dem Politiker die Stützpunkte zu geben, aus denen sich mit Gegeneinanderhaltung der Rubrik: Frankreich wie es ist, die Vergrößerungen dieses Reiches bis zum Jahre 1813 am richtigsten beurtheilen lassen; so dürfte doch die Anführung der in den Jahren 1789 bestandenen Eintheilung Frankreichs in Provinzen und Gouvernements, und 1792 in Departements hier nicht überflüssig seyn. Diesem zu Folge bestand Frankreich aus folgenden Abtheilungen:

I. Provinz.

Isle de France, in der Mitte des Landes an der Seine. Es bildete die Gouvernements von Paris und Isle de France. Seit der Revoluzion die Departements der Seine, der Oise, der Seine und Oise, der Seine und Marne, der Aisne.

II. Provinz.

Champagne, ebenfalls in der Mitte des Landes an der Seine. Es bildete die Gouvernements Champagnie und Brie; Sedan. Seit der Revol. die Depart. der Marne, der obern Marne, der Aube, der Yonne, der Ardennen.

III. Provinz.

Lyonnois, an der Loire, Gouvern. Bourbonnois, Lyonnois, Forez und Beaujolois, Auvergne, Marche. Seit der Revol. Depart. der Loire, der obern Loire, des Allier, der Rhone, des Puy de Dome, der Creuse, des Cantal.

IV. Provinz.

Orleans, an der Loire. Gouvern. Orleans, Perche, Maine, Laval, Touraine, Anjou, Saumur, Poitu, Berry, Nivernois. Seit der Revol. Depart. der Nievre, des Loiret, des Cher, des Loir und Cher, des Eure und Loire, des Indre, des Indre und der Loire, der Sarte, der Mayenne, der Mayenne und Loire, der Sevres, der Vienne, der Vendee.

V. Provinz.

Provence, südlich am mittelländischen Meere. Gouvern. Provence. Seit der Revol. Depart. der Rhone-Mündung, des Var, der Unteralpen, Vaucluse.

VI. Provinz.

Languedoc, südlich am Fuße der Pyrenäen. Gouv. Languedoc, Roussillon. Seit der Revol. Depart. der Ardeche, des Gard, des Herault, der Aude, der Ober-Garonne, der Arriege, des Tarn, der Ostpyrenäen, der Lozere.

VII. Provinz.

Guienne, südlich am Fuße der Pyrenäen. Gouvern. Foix, Donezan und Arbore, Saintonge, Rochelle und Aunis, Limosin, Navarra oder Nieder-Navarra u. Bearn. Seit der Revol. Depart. der obern und der untern Pyrenäen, des Gers, der Gironde, des Aveyron, des Lot und der Garonne, der Correze, der Dordogne, der Charente, der Nieder-Charente, der Ober-Vienne, der Landes.

VIII. Provinz.

Bretagne, westlich, und bildet eine vom Atlantischen Meere umflossene Halbinsel. Gouvern. Bretagne. Seit der Revol. Depart. der Nieder-Loire, der Ille und Villaine, des Morbihan, Finisterre, der Nordküsten.

IX. Provinz.

Normandie, westlich am Atlantischen Meere. Gouvern. Normandie, Havre de Grace. Seit der Revol. Depart. des Eure, der Nieder-Seine, der Orne, Calvados, des Canals.

X. Provinz.

Piccardie. Gouvern. Piccardie, Boulogn, Artois. Seit der Revol. Depart. der Somme, der Meerenge von Calais. Sie liegt gleich der Normandie westlich am atlantischen Meere.

XI. Provinz

Französische Niederlande, westlich am Canal. Gouvern. Flandern und Hennegau. Seit der Revol. Depart. des Norden.

XII. Provinz.

Elsaß, östlich am Rheine. Gouvern. Elsaß. Seit der Revol. Depart. des Ober-Rheins, des Nieder-Rheins.

XIII. Provinz.

Lothringen, östlich gegen Elsas. Gouvern Lothringen und Bar, Metz, Verdun und Verdunois Toul, Depart. des Vasgaues, der Meurthe, der Mosel, der Maas.

XIV. Provinz.

Bourgogne, östlich am Jura. Gouvern. Bourgogne, Dombes. Seit der Revol. Depart. der Goldberge, der Saone und Loire, des Ain, des Leman.

XV. Provinz.

Franche Comté, (Grafschaft Burgund) östlich am Jura. Gouvern. Franche Comté. Seit der Revol. Depart. des Jura, der obern Saone, des Doubs.

XVI. Provinz.

Dauphiné, östlich, diſſeits der Alpen. Gouvern. Dauphiné. Seit der Rev. Depart. der obern Alpen, der Iſere, des Drome.

XVII.

Die Insel Corsika, im mittelländischen Meere. Napoleons Vaterland. Gouvern. Corsika. Im Anfange der Revol. Depart. Corsika; nun aber bildet diese Insel 2 Departemente, nämlich: das Depart. Golo und das Departem. Liamone, in welch letzterm Ajaccio, Napoleons Geburtsort, liegt.

Ferner: die hieriſchen Inseln, unweit des Hafens von Toulon, und im atlantiſchen Meere die Insel Oleron und Rhé in der Nähe des Hafens von Rochelle; die Insel Belle-Isle und Quessant an der Küste von Nieder-Bretagne.

Dann beſaß Frankreich vor der Revoluzion außerhalb Europa:

A. In Asien, auf der westlichen oſtindiſchen Halbinsel die Stadt Pondichery, nebſt einigen Faktoreien auf der Küste Coromandel, Malabar und in Bengalen.

B. In Afrika, Insel und Festung Arguin am Cap Blanc, und einige andere Orte in Senegambia und Guinea, auch die Maskareniſchen Inseln.

C. In Amerika, die 2 nördlichen Fiſcherinseln: St. Pierre und Miquelon bei Newfoundland, die Hälfte von der weſtindiſchen Insel St. Domingo, die antilliſchen Inseln: Martinique, Guadelope, Lucie ꝛc. In Südamerika einen Theil von Guiana, nebſt der Insel Cajenne.

Die meisten dieser Besitzungen wurden aber Frankreich während der Revoluzion entrissen.

Frankreich wie es ist,
oder:
Frankreich beim Ausbruche des Feldzuges im Jahre 1813.

In die Revoluzion gestürzt, hatte Frankreich seit 1789 manche Vergrößerung und jemeilige Verkleinerung seines Gebiets, so wie manchen politischen Wechsel in seiner Regierungsform zu bestehen, bis endlich der durch eine Reihe von Jahren so glückliche Feldherr Bonaparte im Jahre 1804 mit dem Namen Napoleon als Kaiser der Franzosen mit ausgedehnten souveränen Regierungsrechten, welche vermöge des organischen Senatskonsults vom 23. Floreal J. XII., 10. Mai 1804 in Napoleons rechtmäßiger männlicher Nachkommenschaft vererbt werden, an die Spitze des Reiches trat, und dasselbe durch seine Eroberungen bis zum Jahre 1812 zu einer schwindelnden Höhe brachte, von welcher nur sein nimmersatte Eroberungssucht es in die alte Formen zurückdrängen konnte.

Die schwindelnde Höhe auf welcher der französische Kaiserstaat am Schlusse des Jahres 1812 und im Eingange d. J. 1813 stand, geographisch-statistisch zu beleuchten, sey der Vorwurf der folgenden Skizze, die ich nach unsern besten und neuesten geographischen-statistischen Handbüchern zu entwerfen suchte.

Der Kaiserstaat Frankreich erstreckte sich im Eingange des Jahres 1813 mit seinen 20 ährigen Eroberungen vom 41° bis zum 54° der Breite, und dem 13° bis 29° der Länge. Er umfaßte 14,000 Quadratmeilen, mithin um 4000 Quadratmeilen mehr als im J. 1788, auf denen 42½ Millionen und mit Einschluß der illyrischen Provinzen 44 Millionen Menschen leben. Dies ganze Gebiet ist in 130 Departements eingetheilt, und hat zur Gränze: gegen Norden die Nordsee, gegen Westen das atlantische Meer, gegen Süden Spanien und das mittelländische Meer, und gegen Osten, die Königreiche Neapel und Italien, Helvezien und Deutschland.

Von den 44 Millionen Einwohnern sprechen 28 Millionen französisch, 6½ Millionen italiänisch, 4½ Millionen holländisch und flamändisch, 4 Millionen Deutsch ꝛc.

In einer runden Summe war (1812) die Bevölkerung Frankreichs und seiner Föderativstaaten (der Rheinische Bund, Warschau, Italien, Neapel, Schweiz, Illyrien) 88 Millionen Menschen. Ganz Europa faßt deren nur ungefähr 180 Millionen.

Die Landmacht betrug 650,000 Mann reguläre Truppen, und 600,000 Mann Nazionalgarden. Hiezu kam noch das Contingent des Rheinbundes mit 120,000 und die Hülfstruppen der übrigen Föderativstaaten mit 77,800 Mann, als die Hälfte ihrer Macht. Frankreich konnte daher ohne einen Alliirten zu haben (1812) über eine reguläre Truppenmasse von 867,000 Mann gebieten. Auch darf hiebei nicht übersehen werden, daß in diesem Jahre noch Oesterreich, Preußen und Dänemark, Frankreich als Alliirte zur Seite standen.

Spanien, das nie von Frankreich als ganz erobert angesehen werden konnte, kommt hiebei nicht in Betracht.

Was die Seemacht der Franzosen betrifft, so war sie vor der Revoluzion aller Achtung werth, überhaupt hatte die französische Marine von den Jahren 1756 an bis 1760 viel in Absicht auf den Schiffbau und die Manövrirkunst der Schiffe gewonnen; doch die Revoluzion brachte sie einer gänzlichen Ohnmacht nahe, so daß es in gegenwärtiger Zeit schon als etwas Bemerkenswerthes angesehen wird, wenn es einem Schiffe gelingt, aus einem Hafen längs der Küste hin sich in einen andern zu schleichen, ohne von den Britten gekapert zu werden.

Im Jahre 1795 zählte die französische Marine nach offiziellen Angaben: 108 Linienschiffe und 100 Fregatten und Fahrzeuge; vor der Schlacht bei Trafalgar im Jahre 1805 45 dienstfähige Linienschiffe und 8 auf den Werften, dann 29 Fregatten. Zwar wurde seit dieser Zeit auf allen Werften Frankreichs an Schiffen gebaut. Aber noch gegen Ende des Jahres 1811 hatte man in England berechnet, daß wenn Frankreich alle Monate 1 Linienschiff, 1 Fregatte und 2 Corvetten vollkommen ausgerüstet vom Stapel laufen ließe, 25 Jahre erforderlich wären, ehe es England in Zahl der Schiffe überträfe.

Im Jahre 1812 betrug die Seemacht der Franzosen 83,175 Mann, nämlich: Seeoffiziere aller Grade 1036 Mann; 13 Bataillen Seeartillerie 14,340 Mann; 6 Compagnien Ouvriers der Artillerie, und 5 Comp. Cänonierapprentifs (Lehrlinge) 6702 Mann; Schiffsingenieurs 67 Mann; 8 Bataill. der Ouvriers milit. de la marine, oder 32 Comp. zu 150 Mann, 4800 Mann; und Matrosen 46,000 Mann.

Die gegenwärtige Anzahl der französischen Kriegsschiffe, da unter den öffentlichen Angaben die Holländische und zum Theil auch die Spanische Marine mit begriffen ist, läßt sich nicht genau bestimmen. Unberührt kann man aber hier nicht lassen, daß die Engländer den Franzosen im Jahre 1810 — 71, und im Jahre 1811 30 Kriegsschiffe abnahmen oder zerstörten.

Die Finanzen des Reichs waren noch im J. 1812 im blühenden Zustande. Im Jahre 1811 betrug die

Einnahme 950 Millionen Franken, die Ausgabe 795½ Millionen. *)

In geographisch-statistischer Hinsicht fanden unsere besten Geographen für gut den französischen Kaiserstaat im Jahre 1812 in drei Haupttheilen darzustellen, nämlich:

A. als Cisalpinischer Theil; welcher das alte Frankreich mit seinen Vergrößerungen am Rhein und in den Niederlanden enthält;

B. als Transalpinischen Theil, der die Eroberungen in Italien umschließt; und

C. als Transrhenanischen Theil, der die Vergrößerungen durch Holland und die deutschen Nordseeküsten enthält.

Diese gesammte Ländermasse ist in 130 Departements eingetheilt.

Um folgender geographischen Skizze mehr Werth zu geben, ist bei jedem Departement, so wie bei jeder Haupt- oder sonst bedeutenden Stadt des Departements die Bevölkerung wie sie im Jahre 1812 bestanden, angegeben.

A.

Der Cisalpinische Theil,

oder:

Frankreich diesseits der Alpen, in welchem das alte Frankreich liegt.

Dieser Theil ist in 104 Departements, diese in Distrikte, und jeder Distrikt in Cantone abgetheilet, und wird von den Geographen in folgende Flußgebiete gelegt.

I. Das Gebiet der Schelde.

1. Departement der beiden Nethen (deux Nethes) mit 367,184 Einwohnern. Hauptstadt Antwerpen mit 56,318 Einwohnern. Städte: Mecheln mit 16,072 Einwohnern. Santvliet; Lierre 9531 Einwohnern.

2. Depart. der Schelde (de l' escaut) mit 636,438 Einw. Hauptst. Gent mit 55,161 Einw. Städte: Sas van Gent, Hulst.

3. Depart. der Scheldemündungen (bouches de l' Escaut) mit 76,320 Einw. Hauptstadt Middelburg mit 17,200 Einw. Städte: Vlissingen, Stadt und Festung. Zierikzee mit Seehafen.

4. Depart. der Lys (de la Ly.) mit 491,143 Einw. Hauptst. Brügge mit 33,632 Einw. Städte: Ostende mit 10,459 Einw. Nieuport 2932. Ypern 15,243 Einw. Courtryk.

5. Depart. der Dyle (de la Dyle) m. 431,969 Einw. Hauptst. Brüssel mit 66,207 Einw. Stadt: Löwen.

6. Depart. Jemappe m. 472,366 Einwohnern. Hauptst. Mons mit 18,291 Einw. Städte: Charleroi mit 3744 Einw. Doornik.

7. Depart. des Nordens (du Nord) m. 839,833 Einw. Hauptst. Lille mit 54,756 Einw. Städte: Douay mit 18,230 Einw. Valenciennes mit 16,918 Einw. Maubeuge mit 4626 Einw. Le Quenoy mit 4002 Einw. Landrecy 2867 Einw. Cambray mit 13,799 Einw. Dünkirchen m. 21,158 Einw.

8. Depart. Pas de Calais mit 580,457 Bew. Hauptstadt Arras mit 19,958 Einw. Städte: St. Omer mit 20,109 Einw. Calais mit 6996 Einw. Boulogne mit 13,228 Einw.

II. Das Gebiet der Maas.

9. Depart. der Maas (de la Meuse) m. 284,703 Bew. Hauptst. Bar le Duc mit 8,961 Einw. Stadt: Verdun mit 9136 Einw.

10. Depart. der Ardennen (des Ardennes) mit 275,792 Bew. Hauptst. Mezieres mit 3310 Einw. Städte: Sedan 10,634 Einw. Charleville 7724 Einw.

11. Depart. der Sambre und Maas (de la Sambre et Meuse) mit 180,655 Bew. Hauptst. Namur mit 15,085 Einw. Städte: Dinant 2964 Einw. St. Hubert.

12. Depart. der Ourthe (de l' Ourthe) mit 352,264 Bew. Hauptst. Lüttich mit 50,000 Einw. Städte: Spaa, Verviers 10,072 Einw. Limburg 1484 Einw. Eupen 6749 Einw.

13. Depart. der Nieder-Maas (de la Meuse inferieure) m. 267,249 Bew. Hauptst. Maastricht mit 17,963 Einw. Städte: Venlo mit 4032 Einw. Rörmonde.

14. Depart. der Rör (de la Rör) mit 631,094 Bew. Hauptst. Aachen mit 24,419 Einw. Städte: Stollberg, Meurs mit 2111 Einw. Cöln mit 42,706 Einw. Jülich 2126 Einw. Crefeld, Cleve mit 4243 Einw. Wesel mit 8500 Einw.

III. Das Gebiet des Rheins.

15. Depart. der Rheinmündungen (des bouches du Rhin) mit 257,580 Einw. Hauptst. Herzogenbusch mit 12,721 Einw. Städte: Nimwegen m. 12,016 Einw. Breda, Stadt und Festung. Berg op den Zoom.

16. Depart des Rheins und der Mosel (du Rhin et de la Moselle) mit 273,540 Bew. Hauptst. Coblenz mit 10,691 Einw. Städte: Bonn mit 8853 Einw.

*) Man vergleiche hiermit den höchst interessanten Aufsatz über Frankreichs Finanzen N. 42, 46 und 47, 1813.

17. Depart. des Donnersberges (du mont-tonnere) mit 342,316 Bew. Hauptſt. und Feſtung Mainz mit 22,325 Einw. Städte: Caſſel, Koſtheim, Bingen mit 2663 Einw. Worms mit 5000 Einw. Frankenthal mit 3235 Einw. Speyer mit 3744 Einw. Zweybrücken mit 4976 Einw.

18. Depart. des Niederrheins (du bas Rhin) mit 500,926 Bew. Hauptſt. und Feſtung Straßburg m. 49,056 Einw. Städte und Feſtung Landau mit 5123 Einw. Feſtung Kehl am Rhein, Stadt Weißenburg mit 4097 Einw.

Depart. des Oberrheins (du haut Rhin) mit 421,101 Bew. Hauptſt. Colmar, mit 11,933 Einw., bereits von den Alliirten beſetzt. Städte: Mülhauſen mit 9353 Einw. Brunttrut mit 2033 Einw. Städt u. Feſtung Neubreiſach mit 1692 Einw. Hüningen Stadt und Feſtung mit 774 Einw. Belfort Stadt und Feſt. mit 4400 Einwohner.

20. Depart. der Saar (de la Sarre) mit 288,641 Bew. Hauptſt. Trier mit 9118 Einw. Städte: Saarburg mit 1454 Einw. Birkenfeld mit 1254 Einw. Saarbrück mit 5191 Einw.

21. Depart. der Wälder (des Forets) m. 246,333 Bew. Hauptſt. und Feſtung Luxemburg mit 9002 Einw. Stadt: Arlons mit 3128 Einw.

22. Depart. der Moſel (de la Moselle) mit 413,260 Bew. Hauptſtadt Metz mit 41,035 Einwohn. Städte: Saarlouis mit 4381 Einw. Thionville mit 5413 Einw. Bitſch 2597 Einw.

23. Depart. der Meurthe (de la Meurthe) mit 365,810 Bew. Hauptſtadt Nancy mit 28,227 Einw. Städte: Lüneville mit 10,436 Einw. Toul mit 6940 Einw. Pfalzburg.

24. Depart. der Vogeſen oder des Wasgaues (des Voges) mit 334,169 Einw. Hauptſt. Epinal mit 7321 Einw. Stadt: Plombieres 1009 Einw.

IV. Das Gebiet der Seine.

25. Depart. der Ober-Marne (de la haute Marne) mit 237,785 Bew. Hauptſt. Chaumont mit 6138 Einw. Stadt: Langres mit 7283 Einw.

26. Depart. der Goldhügel (de la Côte d'Or) mit 355,436 Bew. Hauptſt. Dijon mit 18,383 Einw. Stadt Beaune mit 8344 Einw.

28. Depart. der Yonne (de l' Yonne) m. 325 94 Bew. Hauptſt. Auxerre mit 12,047 Einw. Stadt: Sens mit 8575 Einw.

28. Depart. der Aube (de l' Aube) mit 238,819 Bew. Hauptſt. Troyes mit 24,061 Einw. Stadt: Bar-ſur-Aube 1716 Einw.

29. Depart. der Marne (de la Marne) mit 321,017 Bew. Hauptſt. Chalons an der Marne mit 12,129 Einw. Städte: Rheims mit 30,295 Einw. Epernay mit 4430 Einw.

30. Depart. der Seine und Marne (de la Seine et Marne) mit 304,068 Bew. Hauptſt. Melun mit 6112 Einw. Stadt: Fontainebleau mit 7421 Einw.

31. Depart. der Aisne (de l' Aisne) mit 432,237 Bew. Hauptſt. Laon mit 6690 Einw. Städte: Soiſſons mit 7229 Einw. St. Quentin mit 10,477 Einw. St. Gobin.

32. Depart. der Oiſe (de l' Oise) mit 383,507 Bew. Hauptſt. Beauvais mit 12,302 Einw. Städte: Compiegne mit 7053 Einw. Chantilly.

33. Depart. der Seine (de la Seine) mit 631,531 Bew. Hauptſt. des Departements und des ganzen Reiches Paris, zählt 547,756 Einw., hat eine Anzahl von 1068 Straßen, 30 Gaſſen, 128 Sackgäßchen, 35 Uferſtraßen (Quais), 24 Märkte, 89 öffentliche Plätze, 5 Hallen (überdeckte Märkte), 22 Boulevards, 21 mit Bäumen beſetzte Straßen, und 25,000 Häuſer.

34. Depart. der Seine und Oiſe (de la Seine et Oise) mit 430,972 Bew. Hauptſt. Verſailles mit 27,574 Einw.

35. Depart. der Eure und Loire (de l' Eure et Loire) 265,996 Bew. Hauptſt. Chartres mit 13,794 Einw.

36. Depart. der Eure (de l' Eure) mit 421,481 Bew. Hauptſt. Evreux mit 8426 Einw. Stadt: Louviers mit 6319 Einw.

37. Depart. der Nieder-Seine (de la Seine inferieure) mit 642,943 Bew. Hauptſt. Rouen mit 87,000 Einw. Städte: Havre de Grace mit 16,000 Einw. Dieppe mit 20,000 Einw.

(Fortſetzung folgt.)

Der moderne Patriot.

Ein Barometermacher ging,
Als Hollands Märkte ſchon die Freiheitskappe zierte,
Von Delft nach Leyden, und hauſirte
Mit ſeinem Glaſerkram. Der Abſatz war gering;
Die Zeitung aber verpelt theure:
In ſolem unmuth ſchlug er Feuer,
Und zündete ſein Pfeifchen an,
Worauf er allgemach ein Selbſtgeſpräch begann.
Die Schmach des armen Vaterlandes,
Der Handlung Sturz, das Elend jedes Standes;
Was Groß und Klein, was Städt' und Dörfer quält,
Wird nach der Ordnung hergezählt;
Dann folgen Plünderungen, Mord
Und Meineid und Verrath — indeſſen (fährt er fort) —
Hatt' alles das noch wenig zu bedeuten,
Wenn nur die Spinnen nicht das Wetter prophezeiten!

Jokeli.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 13. März.

Gedanken und Erfahrungen über die pestalozzische Lehrart.

(Fortsetzung.)

(Man sehe Nr. 3.)

Erster Versuch.

Zur Erprobung der so viel Aufsehen machenden pestalozzischen Lehrart wählte ich mir einen Knaben, R...., von ungefähr sieben Jahren, und guten Fähigkeiten, der zugleich Eltern hatte, deren Liebe für ihr Kind und Interesse an seiner Bildung ich erprobt hatte, die in ihrem Lebenswandel mit gutem Beispiel vorangingen, bei denen ich also voraussetzen konnte; daß sie mir weder durch That noch Wort entgegen arbeiten würden, wenn sie mir auch bei meinen neuen, ihnen unbekannt bleibenden Versuchen nicht in die Hände zu arbeiten im Stande wären. Der Knabe war im Elementarunterrichte in der Trivialschule, die er ununterbrochen besuchte, bis zum Lesen leichter Wörter gekommen.

Ich fing meinen Privatunterricht, fast täglich eine Stunde, nach dem Buche der Mütter ächt pestalozzisch an, und verfolgte ihn, mich gewissenhaft an diese Form bindend, sehr langsam Schritt vor Schritt. Ich sagte selbst vor, ließ den Knaben laut und deutlich nachsagen; das Angesagte an seinem eigenen und dann an meinem Körper zeigen, wiederholte hin und her springend das heute Erlernte, manchesmal auch eine ganze Lekzion, ließ sie wohl auch den Knaben selbst aus dem Buche lesen, und enthielt mich mit wahrer Selbstüberwindung aller eigenen Bemerkungen und Ideen. Bei der zehnten Lekzion (den Verrichtungen der Theile des menschlichen Körpers) erlaubte ich mir jedoch beides desto häufiger, um mich für so lange und viele Selbstüberwindung, die mir der trockne Weg kostete, gleichsam zu entschädigen. Während dieser Zeit übte ich den Knaben auch im Privatunterrichte, in richtiger und reiner Aussprache, im Lesen, einigem Kopfrechnen; und seine Gefühle an mosaischen Erzählungen, auch sein Gedächtniß mit Sittensprüchen u. s. w. Jedoch waren die Uebungen in diesen Gegenständen (sollten es wenigstens seyn) immer nur Mittel zum Zwecke, Weckung und Uebung der Geistskraft, (freilich wurden sie wider Willen manchesmal Zweck) und die meiste Zeit blieb immer dem Buche der Mütter gewidmet.

Ein Jahr mochte bereits bei diesen Uebungen verflossen seyn, und der Geist meines Zöglings zeigte sich zu meiner nicht geringen Ermunterung die Versuche fortzusetzen, merkbar gewandter, besonders im Auffassen; im richtigern Bemerken und Angeben sinnlicher, und nicht selten auch geistiger Gegenstände, als der seiner Mitschüler.

Ich wählte mir deshalb noch einen zweiten Knaben, P...., von noch nicht vollen sechs Jahren, der eben erst anfing, die allererſten Elemente des Schulunterrichts zu erhalten, und wollte, um von der Wirkung meines Privatunterrichts reine Resultate zu erhalten, ihn keine öffentliche Schule besuchen lassen, wozu ich aber die Eltern nicht bereden konnte.

Die beiden Knaben R.... und P.... nahm ich nun zusammen, machte ächt pestalozzisch den ältern R. zum Lehrer des jüngern P. In meiner Gegenwart ging er mit dem Buche der Mütter in der Hand mit eben den Modifikazionen das Schema durch, die ich mit ihm beobachtet hatte, und ich verhielt mich blos leidend, doch immer aufmerksam, verbesserte und berichtigte, wenn es nothwendig war.

Noch muß ich anmerken, daß der Knabe R. bei diesem Unterrichte manche im Buche der Mütter fehlende Zwischenideen sehr richtig fand, und mir angab; die ich auch sorgfältig anmerkte, die mir aber leider! sammt dem Buche der Mütter verloren gegangen sind.

Während dieser Zeit suchte ich mich nach dem Winke des Hrn. Pestalozzi im Buche der Mütter: „Am Faden dieser Wegweisung mußt du liebe Mutter den ganzen Gesichtskreis der Gegenstände, die das Kind umgeben, ins Auge fassen," in andere Gegenstände pestalozzisch einzustudieren; aber, mit der Hand aufs Herz sey es gesagt, mit unnennbarer Arbeit; und nach Ver-

werfung von zehn Schematen brachte ich da und dort eins zu Stande, welches aber immer noch nicht lückenlos und bloßes Mittel zum Zwecke sein wollte. (Außer dem Buche der Mütter war mir damals noch kein anderes Lehrbuch Pestalozzis zu Gesichte gekommen. Erst in der Folge erhielt ich sie durch gütige Verwendung des Hrn Wirthschaftsraths Andre. Ich achtete jedoch sorgfältig auf jeden Wink, den ich in andern Büchern über die pestaloz. Lehrart fand; besonders aber auf das, was Niemeyer in seinen Grundsätzen im 3ten Theile darüber sagt.)

Mit meinen neuen Schematen bereichert setzte ich die pestalozzischen Versuche mit den beiden Knaben R. und P. noch etwa ein halbes Jahr fort; (wo mich eintretende Verhältnisse zwangen, sie aufzugeben) und fand, und finde jetzt noch, da bereits drei Jahre seit den letzten Versuchen mit ihnen verflossen sind, daß sich die beiden Knaben R. und P., nach merklicher R., in reger Bemerkungs-, Fassungs- und Erinnerungskraft vor ihren Mitschülern auszeichneten, und auszeichnen.

Nun gestehe ich gerne, daß ich glänzendere Resultate von meinen Versuchen würde aufweisen können; wenn ich mehr pestaloz. Hülfsmittel, weniger Störungen gehabt, und die Versuche bis zu Ende rein pestaloz. hätte durchführen können. Ich bin aber fest überzeugt, daß, wenn ich die mit den Knaben R. und P. verbrauchte Zeit in einer freiern Methode verwendet, und besonders, weniger pestalozzisch gewissenhaft, die Realgegenstände nicht als Mittel, sondern als Zwecke betrachtet hätte, ich nicht nur den pestalozzischen Zweck: „Weckung und Stärkung des Geistes," eben so sicher erreicht; sondern noch Manches gar nicht zu Verachtendes, in sientioischer und besonders in ästhetischer und moralischer Hinsicht gewonnen haben würde.

Der Knabe P., den ich, schon mit Trivialschullehrgegenständen dürftig ausgerüstet, mit einer freien (wenn man will, Rochowischen) Lehrart, jedoch planmäßig, während jenen pestaloz. Versuchen, fortführte, bestätigt mir meine oben gegebene Ueberzeugung. Obschon er aus häuslicher Dürftigkeit nothgedrungen in eine Präbende gehen mußte, wo er, leider! auch alles was Gedächtnißwerk war, ziemlich rein vergaß; so ist sein Geist doch geweckt, und in ästhetischer und moralischer Hinsicht liebenswürdig.

Zweiter Versuch.

Schon lange hatte ich den pestaloz. Geist unter den todten Formen geahndet, konnte mir ihn aber, durch die mystische Sprache beirrt, nicht zur völligen Klarheit bringen; als mir Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts in die Hände fielen, durch welche sich die Schuppen von meinen Augen lösten, und eine verborgne Idee nach der andern zu Tage gefördert ward. Meine eben gegebenen, den Geist der pestaloz. Lehrart benannten Grundsätze und Ansichten wurden die reine Ausbeute.

Zu eben der Zeit führte das Glück mir einen Knaben J. W. in die Hände, der bereits mit einer guten, aber zu wenig begründeten Kenntniß der Trivialschullehrgegenstände nebst der deutschen eine populäre Kenntniß der böhmischen Sprache, eine elementare Behandlung einiger musikalischer Instrumente, eben nicht die hervorspringendsten aber doch gute Talente, einen bescheidenen, biegsamen Willen, ausdauernden Fleiß, und eine allen Gegenversuchungen trotzende Liebe fürs Schul- und Erziehungswesen verband. Er wurde mir von seinen schlichten, redlichen Eltern mit vollen Vertrauen wie einem zweiten Vater ganz übergeben.

Mit ihm gedachte ich nun die erste Probe mit dem Geiste der pestaloz. Lehrart zu machen.

Ich sondirte ihn, und fand in seinen bisher erlangten Kenntnissen keinen Grund, in den ich hätte mit Sicherheit die Anker werfen können. Der Geist lag noch in undurchdringlichem Dunkel, und an Stoff so wie an Gebrauchsgeschicklichkeit desselben zu dem für einen Lehrer so unumgänglich nothwendigen Selbstdenken, und an umsichtiger, gewandter und doch sicherer Urtheilskraft fehlte es ihm gänzlich. Dennoch mußte er, sollte er mit Nutzen das eigentliche Feld der Wissenschaften betreten, darauf mit Liebe fortgehn, und die Grundkenntnisse zu seiner fernern Ausbildung als Lehrer so viel möglich gründlich erhalten.

Alles dieß nun, was ihm abging, ihm in dem kurzen Zeitraume eines Jahres zu geben, war das Problem, welches ich aufzulösen hatte.

Alles pestalozzisch zu geben, langte die Zeit nicht, obwohl ich ihn immer mit mir, und um mich haben konnte. Ich wurde also mit mir einig, die drei zu seiner fernern Ausbildung als Lehrer ihm am nothwendigsten Kenntnisse der Geographie, der Sokratischen Methode, dann die Erziehung zum gesunden Menschenverstande, von den ersten Elementen an gründlich und vollständig; alles übrige Nothwendige aber theils auf Spaziergängen, theils in außer dem Unterrichte zu haltenden häufigen Gesprächen und theils mittelst einer systematischen, ihm in die Hände gespielten Lektüre, doch, so viel möglich, immer anschaulich zu geben.

Ich entwarf das Schema zur Geographie. Ich machte den Anfang nach Rousseaus Emil mit dem Punkte, wo wir standen; ging in die physischen Erscheinungen über, ließ sie bemerken, mir seine Meinung und sein Urtheil darüber sagen, welches ich dann, soviel mir Hülfsmittel zu Gebote standen, mit Experimenten, wo ich diese nicht anwenden konnte, mit Beobachtungen, Vergleichungen u. s. w. zu verbeutlichen oder zu berichtigen

suchte. Den aufrichtigen Kalendermann erhielt er zur Lektüre. So kamen wir allmählich in die politische Geographie. Ich ließ ihn selbst, um sich orientiren zu lernen, kleine Karten entwerfen, auf Spaziergängen die Lage der Länder von hier aus angeben, und ging zu den Haupt-Erdtheilen über; kam aber wieder auf die Geographie und Geschichte des Vaterlandes zurück, um mich bei dieser am längsten aufhalten zu können. Campens kleine Reisebeschreibungen dienten jetzt zur Lektüre, und gaben Stoff zu Unterredungen über Naturprodukte, Menschenracen und Gewohnheiten.

Auf unsern Spaziergängen unterließen wir nicht, fleißig Alles zu beaugenscheinen, was wir mit Füßen traten, und worüber wir stolperten. Die Erdscholle zuerst, ihre Bestandtheile und den Nutzen ihrer verschiedenartigen Mischung. Hierauf warfen wir die Augen auch auf die Pflanzen, die in dieser oder jener Erdart am liebsten keimen, und am munterſten emporwachsen, und zergliederten ihre Hauptheile, und wieder deren Nebentheile. Die Blume fesselte uns am längsten; sie gab uns Gattungsmerkmale, und enthüllte uns Geschlechtswerkzeuge. Ist der Nußbaum dort auch eine Pflanze? und der Schwamm? auch das Moos hier am Baume? dieser Wurm auch? u. s. w. Woher mag denn der Schmetterling seinen Ursprung nehmen? Er wußte es nicht, wie so viele tausende Menschen, welche den Schmetterling oft aus Vorurtheil lieben und schützen, auch seiner Brut nichts zu leide thun; aber die Raupen verfluchen. Ich sagte es ihm freilich nicht, nahm aber Schmetterlingseier und furchtbare Raupen mit mir nach Hause, und siehe da! die ersten wurden an warmen Stellen zu Raupen, und die letzten zu Puppen, und endlich zu Schmetterlingen. Das Thierreich war geöffnet, und wir kamen so fortschreitend mit Bewußtseyn auf den menschlichen Körper. Das Buch der Mütter that uns hier nützliche Dienste. Wir gingen es, obschon nicht gewissenhaft langsam und lückenlos, dennoch durch, und die zehnte Lektion gab uns besonders Gelegenheit und Winke zu sehr nützlichen Ausflügen und zum Uebergange in die Seelenkunde.

Freilich wollte der Geist, auf seiner großen Reise durch alle Klimate der Erde und ihre staunenswerthen Produkte verwöhnt, an gar nichts mehr Geschmack finden, als an Beschreibungen und Bildern, und Wundererzählungen vom Baobab und Krokodille bis zum nordischen Wallfisch, vom Feuerlande Amerikas bis zu den Eisgebürgen Kamtschatkas. Wehe dem Erzieher, der sich von dieser Neugierde (nicht Wißbegierde) seines Zöglings von seiner festgesetzten Bahn ableiten läßt, er findet sie mit Liebe nicht mehr wieder.

Erst jetzt, da wir zur Seelenkunde übergingen, gab ich Raffs Naturgeschichte für Kinder zur Lektüre, und ging ruhig meinen weitern Weg fort. Er wurde nun schwieriger, sollte er methodisch bleiben. Bisher konnten wir noch immer mit den Sinnen wahrnehmen, jetzt mußte die Seele auf sich selbst zurück; sich selbst besehen und beobachten, und um das zu können in die Lagen versetzt werden, die sie beurtheilen sollte. Campens kleine Seelenlehre gibt vortreffliche Winke, und kam mir in vielen Fällen sehr gut zu statten; doch band ich mich nicht an sie, sondern ergriff den zufälligen Seelenzustand, in dem sich der Zögling eben befand, machte ihn darauf aufmerksam, ließ ihn denselben empfinden, wahrnehmen, zergliedern, die Veranlassung dazu suchen, seine Fortgänge und endlichen Ausgang angeben, und dann seine Moralität beurtheilen.

Ich bemerkte auch in der Folge an mehreren Individuen: daß, wenn die Seele des Zöglings, der schon zu einiger Beurtheilungskraft gekommen ist, nur einigemal auf zufälligen Affekten ertappt, und sogleich in sich zur Selbstbeachtung zurückgeführt wird, sie dann dieses Zurückkehren in sich selbst freiwillig vernimmt; wo sie sich dann, natürlich, lächerlich oder krank erscheint, und diesem unangenehmen Zustande freiwillig auszuweichen sucht. Wie viel Gutes aber hiedurch bewerkstelligt wird, sieht jeder Denkende selbst ein. Und ist denn diese Behandlungsart des Zöglings, ich will nicht sagen für Hofmeister und Hofmeisterinnen, sondern selbst für wohlwollende denkende Schullehrer etwas Unmögliches? oder nur Schweres? Sie wird freilich schwerlich in einem Buche so zu finden seyn, wie er sie eben braucht; aber in seiner Aufmerksamkeit auf den ihm anvertrauten Zögling, und in dem Herzen, das des Zöglings wahres Bestes und nicht blos äußern Glanz sucht, wird er sie sicher finden. Leider fehlen diese beiden Stücke nur noch zu häufig unsern Lehrern!!

Trafen wir irgendwo einen Menschen, dessen Aeußerungen einen besondern Seelenzustand anschaulich machten; so ließen wir diese Gelegenheit nicht unbenützt vorüber, sondern hielten uns um ihn auf; richteten alle unsere Aufmerksamkeit auf ihn, nahmen wahr, notirten wohl auch schriftlich die äußern Symptome, das Anschauliche von diesem und jenem Seelenzustande. So wurde uns die Kirche, wie der Belustigungsort; das Freudenfest, wie die Todtenfeyer; die allgemeine Versammlung, wie der trauliche Zirkel ein Ort des Unterrichts; und wir erhielten eine herrliche Sammlung von äußern Anschaulichkeiten und ihren Verschiedenheiten bei dem Grade der Bildung und Karaktervereidlung über menschliche Thorheiten und Verirrungen, Klugheiten, Tugenden und Laster.

Das war die Bildung des Menschen zum Menschen. Das Ende der gesetzten Zeit rückte näher; der Unterricht zum Stande mußte beginnen. Rohe Materie war da,

aber wie die Atome im Weltall bewegte sie sich ohne Zweck, ohne Plan im Chaos der Seele. Es mußte ihr ein Zweck gesetzt, und die Art des nützlichen Gebrauchs gezeigt werden.

Hast du bemerkt, was ich heute in der Schule entwickelte? (Er vermischt Haupt- und Nebensachen.) Was habe ich denn eigentlich den Kindern gesagt? (Das.) Habe ichs ihnen denn so trocken gesagt, wie du mir jetzt? (Nein, Sie haben es ihnen erklärt.) Nicht erklärt, entwickelt habe ich's ihnen; nur durch allmählige Entwicklung wird aus finsterer Nacht heller Mittag unbeschadet unserm Auge, nur durch Entwickelung nicht durch Erklärung werden die im Menschen liegenden dunkeln Begriffe und Empfindungen ihm unbeschadet klar und deutlich. Gieb also Morgen genau darauf Acht, was, und wie ich's entwickeln werde, schreibe dies sodann gleich zu Hause auf, und laß mich's sehen.

So ließ ich ihn wirklich gehaltene Gespräche erst in schriftlichen Skeletten, dann ausführlicher, auch wohl nur mündlich wieder nachbilden; bald selbst in veranstalteten Gelegenheiten Gespräche mit Kindern halten, oder ihnen Erzählungen vortragen; unterredete mich dann selbst mit ihm darüber und sagte: was er hätte mehr entwickeln, und wie er es hätte thun, und dabei von diesem und jenem aus seinem vorräthigen Wissen hätte Gebrauch machen können; ließ ihn das ganze Gespräch nebst den gegebnen Winken zu dessen Vervollkommnung nochmals schriftlich aufsetzen u. s. w. Kurz, ich übte ihn ohne Regeln zu geben, praktisch in der Sokratik so lange, bis er von ihrem Gange einen klaren Begriff, und in der Anwendung einige Fertigkeit erlangt hatte; und nun gab ich der Kunst erst ihren Namen, und theilte ihre theoretischen, meistens schon selbst gefundene und angemerkte Gesetze und Regeln und Handgriffe mit.

Da seine Eltern aus mehreren Gründen für gut fanden, ihn noch ein Vierteljahr bei mir zu lassen; so gewann ich Zeit ihn um so fester in der Sokratik theoretisch und praktisch zu üben, und er machte sich (besonders, weil ich ihm gesagt hatte: er sollte sich zu allem, was er liest, hört, findet, sogleich hinzu denken: wo, und wann, und wie könnte ich das anwenden?) für das Chaos seiner Begriffe gewisse Fächer (hätte ich tabulam rasam bekommen, so würde ich vom ersten Anfange an sogleich hierauf hingearbeitet haben) worin er sodann das Neuhinzukommende mit Bewußtseyn niederlegte, und im Bedürfnißfalle mit Sicherheit fand.

Sein Geist erhielt Leben, Gewandheit und Selbstthätigkeit, und freute sich über sich selbst. Er befand sich in dem Zustande, den Christus: wiedergeboren werden, nennt.

Ich prüfte ihn nun mannichfaltig. Ich sprang aus einem Fache des Wissens in ein anderes oft ganz heterogenes über, und erhielt mit Bewußtseyn durchdachte Antworten.

J. W. ging nun, um nach Allerhöchster Vorschrift ein Schulgehülfe werden zu können, auf drei Monate in die Hauptschule nach K., und wurde dann Schulgehülfe hier im Orte G. Das gab mir Gelegenheit zum

dritten Versuche.

Im Privatunterrichte hatte ich nun den Geist der Pestalozzischen Lehrart geprüft und bewährt gefunden, wie im öffentlichen. Es zeigten sich freilich zur Verwirklichung dieses Wunsches mancherlei Schwierigkeiten; doch waren sie mit Muthe zu heben, und wurden gehoben.

Ich entwerfe einen kleinen Unterrichtsplan, mache den J. W. mit dem Geiste der Methode bekannter, und wir fangen mit einer Abtheilung der kleinern Schüler unsere Versuche an. Es geht, obschon anfänglich etwas hart, im Verfolge immer besser — durchs Lehren lernten wir — und schon fangen an sich die erfreulichsten Erfolge zu zeigen als — unüberwindliche Hindernisse eintreten: Der Himmel heitert sich, die Winterstürme lassen nach, die Feldarbeit beginnt. Die Kinder besuchen nur noch einzeln, und mehrere nur noch an stürmischen Tagen die Schule. Wie kann der Unterricht zusammenhängend fortgehn? Jede Woche kommen neue Zukömmlinge, die bald nur in 14 Tagen einmal erscheinen. Da fehlt es an Papier; da am Buche; da an dem, dort an jenem. Die Eltern murren, daß die Kinder nicht wie vorher täglich jedes einzeln ihr A B C aufsagen, überhäufen den armen Gehülfen mit Schmähungen, und vom Amte keine Hülfe — — u. s. w. Und wenn nun — für meine Kräfte aber unmöglich — in G. alle diese Schwierigkeiten gehoben werden könnten, und die Methode in der ersten Abtheilung im besten Gange fortgeführt würde; so wird sie in der zweiten Abtheilung, wo der dafür unempfängliche Lehrer selbst lehrt, verstummen müssen, und die Resultate erfolgen wieder nicht rein.

(Fortsetzung folgt.)

Pillen von meinem Arzte, zum Theile vergoldet.

(Fortsetzung Nr. 80, 1813.)

Vierte Pille. Branntewein-Liqueur.

Ein allgemeiner Irrthum hält reinen Branntewein für gesünder als süße und feine Liqueure. Zwar werden letztere, wenn wesentliche Oehle, z. B. Gewürznelkenöhl, zugesetzt wird, viel erhitzender. Wenn aber der Zucker an ein sehr sanftes Aroma gebunden ist, so wird die

Stärke des Branntewein dadurch abgestumpft, und sein Mißbrauch weniger schädlich. Das berühmte Schweizer Kirschwasser gilt in vielen Gegenden Nord-Deutschlands und Europas für sehr magenstärkend. Es betäubt aber den Magen mehr, als daß es ihn reizt. Es verlängert und verhindert daher mehr die Verdauung, als daß es sie beschleunigte. Eine Wirkung der Steinobstkerne, welche eines der heftigsten Gifte (die Blausäure) unter ihre Bestandtheile zählen! Rühmt dennoch der Schweizer und Deutsche sein Kirschwasser, und daß er es bis zum Uebermaß ohne Nachtheil genieße: so beweiset das, außer der Macht der Gewohnheit, nur die Güte und Stärke des Magens. Mithridat genoß auch Gift; ist es deßhalb anzupreisen?*)

Fünfte Pille. Post cœnam stabis, vel passus mille meabis.

Muß man sich also nach dem Essen Bewegung machen und hierin dem Ausspruche der Salernitanischen Schule folgen?

Post prandium sta, post coenam ambula.

Ruhe ist nöthig, wenn der volle Magen mit der Verdauung beschäftigt ist. Jede anderwärtige Verwendung der Kräfte ist dann nachtheilig. Das Verdauungsgeschäft bedarf eines großen Aufwands aller Kräfte, um den Magen in seiner Arbeit zu unterstützen. Thiere ruhen nach dem Genuß. Bei erschwerter Verdauung fühlen wir einen unwiderstehlichen Hang zum Schlafe. Die südlichen Völker schlafen sogleich nach dem Mittagsessen. Die Siesta ist eine allgemeine Sitte in Italien und Spanien. Die Handwerker in Frankreich halten gewöhnlich ein Schläfchen nach Tische. Der zu Ende des 11ten Jahrhunderts der Salernitanischen Schule gegebne Rath kann also nicht mehr für ein Gesetz gelten; so wie mehrere andre Maximen, die in dieser „Blume der Medezin*)" enthalten sind, welche eigentlich für Robert, Herzog von Normandie, bei seiner Rückkunft aus Palästina zusammengestellt wurden, jetzt keinen Kredit mehr haben. Damals kannte man den schwarzen Kaffee nicht, welcher die Verdauungsorgane stärkt, und zugleich die Nerven belebt. Auch andre Umstände sind zu erwägen. Dem fleißigen Arbeiter mit Körper oder Kopf, der sich wenige Stunden der Nachtruhe gönnt, dem Schwachen, dem Bejahrteren, kann ein Mittagsschläfchen, wenn es nicht länger als ein halb, bes Stündchen dauert, zum wahren Labsal gereichen.

*) Den reinsten, schmackhaftesten, gelstigsten und gesündesten Liqueur, der jemals in unsern Staaten bereitet worden, kann auf Verlangen nachweisen

D. H.

**) Hoc opus optatur, quod flos medicinæ vocatur.

Aber was soll dem Starken, dem bloßen Genußmenschen, dem Faulen an Leib und Seele, dem Jüngling diese Faullenzerei, die sobald zur unbesiegbaren Gewohnheit wird? Genauer betrachtet hat die Salerner Schule so Unrecht nicht; wohlverstanden, prandium sey prandium, d. i. die Hauptmahlzeit und coena nur ein frugales Nachtmahl, ohne alle Ueberladung des Magens. In jenem Fall ist das sta der wahre, heilsame, Indifferenzpunkt zwischen Schlafen und anhaltender Bewegung, welches bei jedem Gesunden die Verdauung eher fördern als hindern wird; so wie eine mäßige Bewegung nach einem leichten, zeitig genossenen Abendbrode zuträglicher ist, als den überfüllten Magen nach spätem Nachtessen sogleich ins Bett wälzen. Ganz natürlich dann böse Nächte, unruhige Träume! Nein, ins Bett mit leichtem Magen und leichten Sinn!

Sechste Pille. Der Langschläfer.

„Auf mit dem faulen Herrn! Unmöglich kann das lange Schlafen gesund seyn." Gemach, gemach! Das Schlafen ist gesund für den Körper, und eine neue Stärkung für den Geist: doppelt nöthig, wenn jener nicht zu den stärksten gehört, und dieser sich über die gemeinen Schranken erhebt. Aber freilich bei dem Vollsaftigern, Geistesindolenten erzeugt die vollkommnere Ernährung, die bei der Ruhe aller äußern Organe statt findet, eine weit größere Menge Feuchtigkeiten, und damit zugleich die Disposizion zu mehreren Krankheiten besonders zum Schlagfluß. Auch wird die Schwerfälligkeit des Geistes unstreitig vermehrt.

Siebente Pille. Leichte Wunden.

Sollte man es denn glauben, daß nach so vielen hunderljährigen Erfahrungen, die Menschen bei Schnitt- und andern leichten Wunden noch immer verkehrt zu Werke gehen! Eine blutende Wunde reinige man, bringe ihre Ränder zusammen, und erhalte sie in dichter Berührung und — die Natur heilt, vereinigt die getrennten Theile wieder, und bildet die Narbe über beide. Letztre hervorzubringen, reizt das verletzende Instrument und die Berührung der Luft, zu hinlänglicher Reaktion, die Heilung unmittelbar oder mittelbar durch Eiter zu vollenden. Daher ist auch bei jeder frischen, noch blutenden Wunde, wo die Lefzen nicht sehr gequetscht und nicht zu stark gereizt sind, jede Salbe zum Verband unnöthig.

Alle flüssige Balsame, wovon die Alten einige Tropfen in die aneinander gezerrte Wunde fließen ließen; alle so sehr gerühmten Wundmittel; der fabelhafte Diptam, dessen Homer so oft erwähnt, und mit dem die Götter (oder doch nur jene privilegirten Sterblichen, die mit dessen Kräften vertraut waren) die Wunden der Helden verbanden, reizen nur, verhindern die unmittelbare Wiedervereinigung, weil unvermeidlich nun Eiterung erfolgt. Man sagt zwar metaphorisch: dieser Trost gießt

Balsam in die Wunde des Unglücklichen! Aber dieß ist nicht die einzige Täuschung, welche durch eine Metapher ihre Weihe erhält.

„Dennoch," triumphiren die Wundärzte, „heilen wir die Wunden nach dieser Methode." Sehr wahr. Wenn die Natur macht eure Fehler noch häufiger gut, als ihr sie begeht. Und wenn ihr nicht durch innere unaufhörliche Reize ihr Werk jeden Tag von neuem zerstört, so wird sie doch endlich siegen und heilen.

Der Kranke steht in dem Augenblicke, wo man zwischen die Ränder seiner Wunde ein mehr oder weniger reizende Flüssigkeit gießt, ganz unnütze Schmerzen aus; die Wundränder entzünden sich, und eitern. So schließt sich oft erst eine Wunde nach vier und zwanzig Tagen, die, vernünftig behandelt, in vier und zwanzig Stunden würde geheilt worden seyn.

Die Thierärzte gleichen in dieser Hinsicht noch den Wundärzten des XVI. Jahrhunderts. Tritt sich ein Pferd einen Nagel in den Fuß, so zieht man diesen heraus und gießt Terpentin in die Wunde. Die Wirkung bleibt nicht lange aus. Der Fuß schwellt an, und aus einem unbedeutenden Uebel hat der Pferdearzt eine Krankheit gemacht, die unheilbar werden kann. So wie diese Pferdepraxis, so beruht der Gebrauch der Wundmittel in vielen Fällen auf gleichen Irrthum.

Fällt jemand, wird er geschlagen, oder ein Theil des Körpers mehr oder weniger gequetscht, gleich gibt man ihm etwas Geistiges zu trinken. (Auch bestehen alle Wundwasser nur aus Aufgüssen von Branntewein auf aromatische Pflanzen) der Verwundete fühlt sich hierauf für einen Augenblick gestärkt; aber durch den beschleunigten Herzschlag und Kreislauf entsteht im lebenden Theile Disposizion zur Entzündung. Ja oft greift diese die Hirnhäute an.

Ein anderes, wiewohl sehr allgemeines Vorurtheil, ist die Wiedererzeugung neuen Fleisches in eiternden Wunden. Daher denn auch die sogenannten reinigenden und frischen Fleischwuchs befördernden Mittel einiger Wundärzte. Man weiß aber jezt, daß sich nichts im Körper der warm- und rothblüthigen Thiere wieder erzeuge, als die Oberhaut, die Nägel, Haare, Wolle und andre Theile der äußern Bedeckung. Nur weißblüthige Thiere und Pflanzen, weniger die roth- und kaltblütigen Thiere, vermögen verlorne Theile sich wieder zu ersezen. Nimmt man die Scheere den Krebsen ab, so regenerirt sich eine andere. Im Menschen, in den vierfüßigen Thieren und Vögeln hingegen ist das Leben zu innig an einige Centralorgane (Herz, Gehirn) gebunden. Alle Theile stehen in einer bestimmten Abhängigkeit von diesen Hauptquellen des Lebens und der Empfindungen; daher kann die Reprodukzion hier nicht auf die Art, wie bei mehrern Thierarten und Pflanzen, wo das Leben mehr gleichförmig durch alle Organe verbreitet ist, statt finden. Jeder Theil enthält bei diesen alles zum Leben Nöthige in und für sich selbst. Er fährt daher selbst getrennt vom Ganzen, fort zu leben, das verlorne zu ergänzen, und sogar neue Wesen zu erzeugen.

Die Aerzte täuschten sich hierüber lange durch den äußern Schein. Die rothe, zellige Haut, womit die Oberfläche einer eiternden Wunde bedeckt wird, ist blos eine Entwicklung der in dem kranken Theile befindlichen Haargefäße. Die Natur bildet sehr schnell diesen wohlthätigen Ueberzug, der eine gewisse Zeit eitert, sich dann senkt, trocknet, und die Basis der Narbe wird, die nichts anders, als eine mehr oder weniger mit der Haut verwandte Decke ist. Seitdem die Aerzte diese leztere Ansicht auffaßten, verabschiedeten sie eine große Menge sonst gebrauchter, örtlicher Mittel, und beschränken sich jezt blos darauf, in der eiternden Wunde den nöthigen Grad von Reakzion hervorzubringen; damit sich guter, plastischer Eiter erzeuge, und durch diesen die Heilung rasch vorwärts gehe.

Achte Pille. Toller Hundsbiß.

Gibt es Mittel das Hundsgift zu entkräften? Mehrere behaupten, ein solches Mittel zu besizen, und übermachen es, wie eine Erbschaft von Kind zu Kind. Es gibt kein andres Mittel, der schrecklichsten aller Krankheiten, der Hundswuth vorzubeugen (denn sie zu heilen gibt es keines) als die durch den Biß vergiftete Wunde in ihrem ganzen Umfange zu brennen oder tief zu äzen.

Ein ehrlicher Landpfarrer stand in dem Rufe, sehr große Geschicklichkeit in Kuren dieser Art zu besizen. Man brachte ihm 15 Meilen weit im Umkreise alle Menschen und Thiere, welche von wüthenden Hunden gebissen worden waren. Er heilete sie durch die kräftige Fürbitte des heiligen Peters, wie er versicherte. Er besaß einen ungeheuern Schlüssel, den das Volk für ein Geschenk des Himmels hielt. Er war sehr plump gearbeitet, und zeichnete sich durch nichts als seine ungeheure Größe aus. Der Pfarrer ließ diesen Schlüssel stark roth glühen, und dann die gebißnen Stellen damit berühren, die dadurch vollkommen kauterisirt wurden. Auf diese Weise gelang es ihm beinahe immer, die Wuth zu verhüten.

Neunte Pille. Arzneien und Aerzte.

Es gibt kein spezifisches Mittel, d. h., es gibt keine Arznei, die unter allen Umständen dieselbe Krankheit bei Jedem ohne Ausnahme heilte. Aber die China? So wirksam sie sich im Allgemeinen bei Wechselfiebern zeigt, so wenig nüzt sie oft, selbst nach dem verständigsten Heilplan angewendet. Es gibt Menschen, bei

welchen ein Brechmittel kein Erbrechen, sondern nur Purgiren verursacht. Es gibt Venerische, bei denen man durchaus Quecksilber mit Mohnsaft verbinden muß, so wie in andern Fällen China nur dann wirkt, wenn man ihr Purganzen oder aromatische Mittel zusetzt. Dadurch wird eben die Medizin so schwierig, und ein Arzt ohne Takt und Kombinazionstalent wird wenig richten. Er hat allezeit nur Aufgaben aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung vor sich. Daher wähle man nur den zum Arzt, welcher durch tiefes Forschen über die Gesetze des Organismus, durch einen lebendigen, durchdringenden und vielseitig gebildeten Verstand, durch geübten Blick und Besonnenheit die Muthmaßungen zur Gewißheit zu erheben, und das rechte Fleck zu treffen weiß.

Zehnte Pille. Das Verschlucken der eignen Zunge.

Kann man seine eigne Zunge verschlucken, wie viele erwähnen? Unmöglich, was Jeder einsehen wird, der sich zeigen läßt, wie sie in ihrer Wurzel an den Kinnbackenknochen und durch Muskeln fest am Hintertheil des Kinns befestigt ist. Man mache die Probe selbst. Aber Galen erzählt doch, daß zwei Sklaven vor einen römischen Kaiser geführt, und von ihm bedroht wurden den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Sie brachten, sagt er, sich selbst auf der Stelle um, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn die Thatsache richtig ist, so folgt daraus nicht, daß sie, wie Galen erkläret, ihre Zunge verschluckt haben. Können sie nicht durch Anhalten des Athems sich erstickt haben?

(Fortsetzung folgt.

Correspondenzen.

1.

Privatschulanstalt im südlichen Ungern.

Die erste Anlage meiner jetzigen Privatanstalt fand ich im Jahre 1809 bei meiner Hieherkunft schon gleichsam vorbereitet. Der hiesige Ortsnotair und Lokalinspektor, Herr Andreas Mokry, der selbst drei Knaben hatte, wünschte ihnen in loco zu Hause die Vorbildung zu höhern öffentlichen Schulen geben zu können, die sie hier in der Nazionalschule nicht erhalten konnten, verband sich deswegen mit einigen andern von gleichem Wunsche beseelten hiesigen Eltern zur Errichtung einer kleinen Privatschule, und berief im Jahre 1808 einen meiner Schüler uns Mezö-Berény zum Privatlehrer. Zu seiner Besoldung konkurrirten die übrigen Eltern auch. Aus dem benachbarten Hegyes kamen noch zwei Knaben, und so fand ich die Schule von 8 Kindern mit ihrem Lehrer. Im Jahre 1810, als die Zahl sich wieder mit vier Kindern vermehrte, schloß auch ich aus Vorliebe zu solchen Beschäftigungen mich an den Lehrer in amtsfreien Stunden an, und ertheilte Unterricht im Latein, Naturgeschichte und besonders Botanik. Das erste Examen und die schönen Fortschritte, die unsre Zöglinge machten, erwarb uns das Zutrauen auswärtiger Eltern, und nun stieg die Anzahl unsrer Schüler schnell auf zwanzig, welches uns zwang ein eignes Haus zu miethen, und die Schüler in zwei Klassen abzutheilen; in der einen dozirte ich, in der andern der Lehrer, Herr Blasius. Als im Jahre 18¹¹/₁₂ die Zahl der Zöglinge schon über dreißig stieg, verband sich mit uns zu gleichem Zwecke der schon auch durch sein Alter ehrwürdige 60jährige Greis, der große Jugendfreund, Herr Johann Duras, hiesiger reformirter Prediger, der täglich die größere Jugend zwei Stunden hindurch im ungrischen Style übte, und die vaterländische Geschichte und Geographie in dieser Landessprache vortrug. Zu eben der Zeit bekamen wir an dem wackern Pädagogen, Herrn Joseph Nagy, evangelischen Prediger in dem benachbarten Kuzura, einen eben so geschickten als eifrigen Mitarbeiter, der der größern Jugend die Anfangsgründe der Mathematik und der Astrognosie vortrug. Zweimal wenigstens die Woche besuchte er uns meist zu Fuß aus seinem 1 Stunde von uns entfernten Wohnorte, wo er dann allemal einen ganzen halben Tag dem Unterrichte widmete, und auch manchen schönen sternenhellen Sommer- und Winterabend mit seiner soliden Sternenkenntniß uns so angenehm als nützlich unterhielt. Unsre Schüler wußten sich demnach trefflich jeden Monat am Firmamente und in dessen Sternbildern zu orientiren, so wie sie die um sie wildwachsenden Kräuter genau kennen lernten. Ich trug nun in der größern Klasse außer dem oben angezeigten die Syntax, Periodologie und die Universalgeschichte vor. Zweimal die Woche war Zeichenstunde. Im Schreiben ließ ich die Leipziger Vorlegblätter nachahmen. So waren wir denn vier Lehrer ohne Salar. Die dankbaren Eltern der Kinder sicherten dann jeden von uns dreien ein Honorarium von 100 Gulden, und dem vierten und eigentlich verpflichteten Lehrer nebst freier Kost 200 Gulden W. W. Salarium zu. Herr Blasy, der eine fixe Stelle als Lizentiat in Kulpin annahm, verließ uns im September 1812, und da die Zahl der Zöglinge bis auf 49 stieg; so beriefen wir auf den nämlichen Gehalt den Herrn Kandidaten der Theologie, Herrn Michael Fontany, einen Zögling des Preßburger Gymnasiums und der hallischen Akademie, der auch diesen Ruf bei allen damit verbundenen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten im Oktober annahm, und sein Amt mit Freude und sichtbaren Nutzen bisher verwaltete. Die Kränklichkeit meines ehrwürdigen Herrn Amtsbruders Duras, die weitere Entfernung des großen Jugendfreundes Herrn Nagy, der nach Theisch ins Banat zu seiner ersten Ge-

meinde zurückgekehrt ist, hat mir nun die Pflicht auferlegt, 4 Stunden des Tages an der Anstalt zu doziren, welches mir wirklich bei meinen übrigen Amtsgeschäften in einer Gemeinde von 1600 Seelen und einer Filiale von 200 Seelen sauer genug würde, wenn die Liebe für die Jugend nicht alles überwinden lehrte. Zur gesellsch. stlichen Sprache auch beim Vortrag bedienen wir uns jezt bei der Anstalt ausschließlich aber abwechselnd der deutschen und lateinischen Sprache, in welchen beiden Leichtigkeit und Sprachfertigkeit in Ungern von jedem gebildeteten Menschen gefordert wird.

Der einzige bisherige Fond der Anstalt ist das Schulgeld, welches die Kinder (monatlich 2 fl. W. W.) erlegen. Davon wird das Gebäude für die Schule und des Professors Wohnung gemiethet, davon bekommt der Professor sein jetziges Salar von 300 fl., davon werden Tische und Bänke, Tafeln ꝛc. unterhalten, davon das nöthige Brennholz zum Heizen angeschafft, und alle übrigen Bedürfnisse unterhalten.

Der im März d. J. verstorbene thätige Seniorat-Inspektor, Joseph von Kiss, der hier an der Kanalschleuse wohnte, und ganz enthusiastisch für diese Schule eingenommen war, trachtete mit allem Ernste sie zur öffentlichen Senioralschule zu machen. Es wurden auch deswegen von der hiesigen Geistlichkeit etliche Senioralkonvente nach einander abgehalten. Es war schon alles vorbereitet; die Schule sollte von den 15 hier einverleibten evang. Gemeinden, die eine Bevölkerung von mehr den 24,000 Seelen haben, und demnach einer solchen Anstalt nothwendig bedürfen, unterhalten werden; das honette Salar von 400 fl. W. W., freier Wohnung, 100 fl. Holzgeld und 6 fl. Schulgeld jährlich von jedem Schüler, nebst dem 40 Preßburger Metzen Brodfrucht waren schon dem zu berufenden öffentlichen Professor ausgemacht; nur stimmte man in der Wahl des Ortes für die Schule nicht überein. Alles war für Neu Verbas, nur 3 Stimmen für Neusatz und eine ganz neutral, und doch konnten 12 nicht gegen 3 siegen, die deshalb abgehaltene Sitzung der versammelten Geistlichkeit in Petrovacz blieb also ganz ohne Erfolg. Herr von Kiss suchte die Sache im Generalkonvent zu Pivnitza den 4. Juny 1812 wieder in Anregung zu bringen, die Mehrheit der Stimmen fiel wieder auf Neu Verbas, doch wurde die Ausführung wegen drückenden Geldmangels ad feliciora tempora verschoben. Herr v. Kiss starb den 13. März dieses Jahres, und die Sache ist seit der Zeit nicht mehr zur Sprache gekommen. Wenn jene glücklichern Zeiten erscheinen werden, daß weiß der liebe Himmel! Indeß dauert die Privatanstalt fort, und wird fortdauern, so lange mir Gott an diesem Orte Kräfte und Gesundheit verleiht, oder nicht ein gewaltsamer Strich mißgünstiger Feinde derselben das Garaus machet.

Elf Schüler haben wir bereits im August dieses Jahres zur rhetorischen Klasse vorbereitet entlassen, die nun die öffentlichen Gymnasien zu Preßburg, Modern und Carlowitz bereits bezogen haben; einer der reifsten darunter wurde an eine nicht unbedeutende Gemeinde im Batscher Komitate zum Schullehrer und Organisten berufen.

Der Herr Hofrath und Kammerrepräsentant Michael von Koröskenye hat im vorigen Jahre in Gegenwart des Herrn von Thurßky, Präfekt der löbl. Pachtungsherrschaft, mit Einverständnis einer löbl. Administrazion, auf den Fall, daß die öffentliche Seniorat-schule in Neu-Verbas errichtet werden sollte, einen schönen bequemen Hausplatz im Beisein des Herrn Theiser Bezirks-Oberstuhlrichters ausgesteckt, welcher Platz ein Joch ausmachet.

Wir zählen nun schon wieder für dieses neue Schuljahr 40 Schüler.

Neu-Verbas den 1. Dezember 1813.

Andreas Skolka.

---

2. Wien. Februar.

Glaz Trostspruch und Beispiele von Leidenden.

Unsers würdigen Glaz Trostbuch für Leidende (Wien 1814) ist unerachtet einer Auflage von 1500 Exemplaren gleich nach seiner Erscheinung fast vergriffen. Es erklärt sich dies theils aus dem starken Pränumerantenverzeichniß (darunter mehrere Nordamerikaner) theils aus dem innern Werthe des so äußerst herzlich und faßlich geschriebenen Buches, theils aus dem großen Bedürfniß vernünftigen Trostes nach reinen religiösen, moralischen Prinzipien in der verhängnißvollen Zeit. Dieser Beifall bewog den Verf. ein Seitenstück zu geben: Beispiele von Leidenden und Unglücklichen. Ein Buch für redliche Dulder und theilnehmende Menschenfreunde. Es wird diesen Sommer ein Alphabet stark vollendet werden. Man pränumerirt darauf mit 4 fl. auf Velin, 3 fl. auf Schreib-, und 2 fl. auf Druckpapier, theils bei dem Verf. theils in der Anton Dollischen Buchhandlung.

Anmerkung. Mit Vergnügen bin ich bereit, die edeln Absichten des Verf. zu unterstützen und Pränumerazionen für ihn zu sammeln.

D. H.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 14. März.

Gedanken und Erfahrungen über die pestalozzische Lehrart.

(Fortsetzung Nr. 13.)

Vierter Versuch.

Ja wenn sich die hieher eingeschulte zur k. St. S. gehörige Gemeinde R. verstehen wollte, eine eigene Schule zu unterhalten, und J. W. hin als Lehrer käme! Sie ist schon vom O. B. für alles Gute empfänglich gemacht; sie ist Ordnung liebend, wohlhabend; die häusliche Erziehung ist musterhaft; Fleiß, Sinn für Vervollkommnung, und daraus entspringende Zufriedenheit und Fröhlichkeit lacht aus jedem Hause. Das Dorf ist in einem traulichen Kreise, dessen Durchmesser kaum tausend Schritte betragen, um einen offenen reinlichen Gemeindplatz so gebaut, daß, wenn der auf dem Platze leer stehende Gemeindeschüttboden zur Schule eingerichtet würde, das entfernteste Kind im Nothfalle auch bei der schlechtesten Witterwitterung ohne Schuhe zur Schule laufen könnte. Die Lage des Dorfes ist frei und fröhlich nahe an der gewerbsamen Stadt R. Die Zahl der schulfähigen Kinder, funfzig, ist eben hinreichend, um von einem Lehrer hinlänglich übersehn, und gut bearbeitet werden zu können. Die wenigsten von ihnen sind wegen Unwegsamkeit in die Pfarrschule, und diese noch sehr unzusammenhängend gekommen, und haben da äußerst schwache Fortschritte gemacht; doch eben dieser Umstand giebt G. und, alle Gegenstände mit allen vom ersten Punkte aus anfangen zu können. Auch ist vom Amte aus eher Unterstützung zu hoffen! u. s. w.

Ich klopfte an, ermüdete nicht, klopfte wieder; und wieder, und mir ward aufgethan.

Die Gemeinde R. entschloß sich, und das Amt billigte den Entschluß: über den Winter 1813/14 eine eigene Schule aus eigenem einzurichten, den Lehrer W. zu unterhalten, und dem Mutterlehrer in S., dennoch nichts von dem ihm Gehörigen zu entziehen.

Das dazu gewidmete Stübchen war zwar sehr eng und finster, und grade am Hauptwege häufigen Störungen ausgesetzt, und sollte zugleich die Wohnstube des Lehrers ausmachen; doch mußte diese Unbequemlichkeit geduldet werden, wenn das Ganze nicht scheitern sollte.

Ein fester Unterrichtsplan nach obigen Grundsätzen in Materie und Form wird entworfen, zur Erleichterung für den Lehrer, weitläuftig auseinandergesetzt, einige Handbücher herbeigeschafft, und der Unterricht beginnt mit Wärme.

Offenherzig sey es gestanden: Es verlief uns beinahe der ganze Winter, ehe wir uns fest in alle Materien methodisch einstudirten. Bald wollte es uns an Zeit, bald an nothwendigen Hülfsmitteln zum anschaulichen Unterrichte, ja bei der Gymnastik sogar an dem Willen der Eltern fehlen. Auch mußte ich letztere wirklich obwohl ungern in so weit unterlassen; daß wir uns blos auf die in der Stube möglichen Uebungen einschränkten. Ich sage ungern, weil die Kinder, durch eine regelmäßige Körperübung an Gewandheit und Leichtigkeit gewonnen hätten, obwohl ihre häuslichen Arbeiten, die eine fortwährende Gymnastik sind, diese Uebungen in andern Hinsichten entbehrlich machen.

Der von mir gewählte Lehrstoff, und die Beschränkung desselben, war folgender;

A. Lesen. Fertig lesen des deutsch und lateinisch gedruckten, und deutsch geschriebenen; das bekannte Deutschgedruckte mit Ausdruck und Gefühl lesen.

B. Schreiben. Schönschreiben beschränkt sich mit dem zur Fertigkeit gebrachten deutlichen Anschreiben der deutschen Kurrent-Buchstaben; Rechtschreiben mit der richtigen Kenntniß der richtigen Anschreibung der großen Buchstaben und nothwendigsten Unterscheidungszeichen; praktische Aufsätze mit Kenntniß ihrer äußern Form und ihres wesentlichen durch den Zweck bestimmten Inhalts.

C. Rechnen. Kopfrechnen ohne Beschränkung; Zifferrechnung beschränkt sich mit der Regel de tri.

D. Körperübungen. Siehe oben.

E. Sich selbst, und kleine und große Dinge außer sich mit Aufmerksamkeit anschauen, und mit anhaltendem Bewußtseyn betrachten lernen. Woran sich sehr methodisch

F. praktische Religion und Pflichtenlehre anschließen läßt. Theoretische Religion blos historisch.

Durch diese Verdeutlichungen wird

G. ihr Gedächtniß dahin kommen, daß es das richtig Eingeübte richtig behält, und bei vorkommender Gelegenheit treu und sicher wiedergiebt. Auch soll

H. ihre Einbildungskraft, diese Mutter der Affekte, durch diesen anschaulichen Unterricht nicht nur unschädliche, sondern auch angenehme Bilder erhalten.

„Wir Menschen sind schon einmal so gebaut," sagt Herder, „daß wir der Dichtung nicht entbehren können. Im Dichten der Seele besteht das Glück unsers Daseyns." Ich möchte hinzusetzen: auch das Glück der Zukunft.

I. Ihre Sprache so weit ausbilden, daß sie ihre Gedanken verständlich auszudrücken wissen.

K. Mit ihrem Aufenthaltsorte, der Erde, einige Bekanntschaft machen. Wie viel? weiter unten.

L. Durch Musik (Gesang) an Frohsinn und Heiterkeit des Lebens gewinnen; und

M. mit angemessenen industriösen Arbeiten, sich zum wirklichen Leben vorbereiten.

Wir fingen unsern Unterricht mit einem traulichen Gespräche über den nächsten besten dem Kinde vorliegenden sinnlichen Gegenstand, und darüber eingeholte Beobachtungen und Bemerkungen und Berichtigung der Sprache Rochowisch an. Dazu nahmen wir nicht blos die sich anbietenden Objekte des Gesichtes, sondern auch die des Gehörs, Gefühls; übten daran zugleich die Sinne, und Phantasie und Gedächtniß, indem wir den wahrgenommenen Gegenstand nachmals mit geschlossenem oder verkehrten Gesichte ins Detail wiederhohlen ließen, und das Unrichtige mit neuen Wahrnehmungen berichtigten u. s. w.

Hatten so die Sinne einen Grad von richtiger Auffassungskraft erhalten, so kam Pölmanns Buchstabenkasten hervor; und die Versinnlichung der Buchstaben geschah nach der von Riemeyer in seinen Grundsätzen bemerkten Ordnung für gedruckte und geschriebene Deutsche zugleich; doch äußerst langsam. Und wie nur einige Buchstaben eingeübt waren, wurden sogleich die mit ihnen möglichen Ausdrücke sinnlichbekannter Gegenstände zusammengesetzt.

Die Gespräche über sinnliche Anschauungen wurden ununterbrochen fortgesetzt.

Kleine Erzählungen weckten moralisches Gefühl und Urtheilskraft.

Zugleich mit der Buchstabenkenntniß wurde auch der Anfang im Schreiben und Rechnen gemacht. Und zwar so:

Die Kinder bekamen eine schwarze Tafel in die Hände, welche 16 Zoll lang, 11 Zoll breit ist. Auf der Seite A ist sie mit 10 die ganze Länge durchlaufenden, 1 Zoll von einander gleichmäßig entfernten und starken rothen Linien bezeichnet. Auf der Seite B ist sie wieder mit 10 gleichen Linien bezeichnet, wovon aber die erste nur einen Zoll, die zweite zwei Zoll u. s. w. bis die zehnte zehn Zoll lang ist. Jeder Zoll ist mit einem kleinen Querstrichelchen abgetheilt.

Es wurde den Kindern erlaubt, auf die rothen Linien der Tafelseite A Pünktchen mit Kreide

a. nach Willkühr wie groß und weit
b. bestimmt wie groß
c. in einer Zoll weiten Entfernung
d. in einer bestimmten Stellung unter einander
e. willkührliche Verbindungen der Pünktchen

zu machen. Der Zufall ließ ein oder den andern indeß bekannt gewordenen Buchstabe entstehen, und die daraus entspringende Freude war herzlich, und um so reiner, da sie die Frucht eigner Arbeit war, der natürlichste Lohn des Fleißes. Der gefundene Buchstabe wurde mit prahlendem Selbstgefühl der eignen Kraft allen nicht so geschickten Mitschülern vom Kinde selbst zur Bewunderung übergeben, und sie gegenseitig zum Eifer erregt. Nun ist das Bewußtseyn der eigenen Kraft im Kinde rege, es lischt mit Stolze den Buchstaben aus, und findet ihn zum zweitenmal nicht wieder. Die Mitschüler lachen desto mehr, je mehr es prahlte. Ehrgeiz spornt es. Es hört nicht auf zu suchen, bis es ihn abermals hat. Und nun drückt sich's seine Merkmale fester ins Gedächtniß, und verliert sie selten, oder nicht mehr wieder.

Es entsteht zwar mit dieser Methode eine etwas steife, spitze Schrift; doch ist sie regel- und ebenmäßig, und das Steife verliert sich bei den Uebungen mit der Feder. Auch hilft das beim Landmanne wohl eben so viel nicht auf sich.

Zum Anfange im Rechnen dient die Tafelseite B. Die Zoll langen Striche werden bis auf fünf gezählt. Die Zahl fünf vor und rückwärts zählend fest eingeübt, und mit den Strichen anschaulich gemacht. Zur Abwechslung auch wohl die Finger gebraucht. Die Uebung in den Rechnungsarten wird bis auf die deutlich gewordenen fünf vorgenommen, und mit den Strichen jedesmal bewiesen. Langsam steigen wir und nur mit Bewußtseyn bis auf zehn, und die mannigfaltigsten Beispiele und Beweise stehn uns schon zu Dienste.

Vor einem halben Jahre unabläßlicher Uebung überschreiten wir aber nicht die Zahl zehn. Weil:

a. über diese Zahl hinaus das Kind äußerst schwer mit Deutlichkeit denkt, und b. weil es sich bis auf 10 mit vollem Bewußtseyn handhabend, die steigenden Zahlen mit Leichtigkeit zusetzt, da die Einheiten immer wieder dieselben sind.

Das Zifferrechnen sollte so, wie das eigentliche Lesen bei Kindern, die sechs Jahre die Schule zu besuchen haben, durchaus nicht eher als bis im dritten Jahre ihres Schulbesuches anfangen, besonders auf dem Lande, so sehr auch Eltern grade hier dagegen murren möchten; weil sie keinen andern Zweck beim Schulgehen absehen können, als: Lesen, zur Noth Schreiben und Rechnen, und Katechismus lernen; und ihre Kinder zu Hause behalten, so bald sie hierin nur einige merkliche Fortschritte gemacht haben.

Wir haben soviel nicht gekonnt, sagen sie. Und es hilft kein weiteres Zureden mehr.

Auch ich beobachtete, ungeachtet aller Nachreden, diesen Grundsatz genau, doch mit der Abänderung: daß die Kinder, die nur noch zwei oder drei Jahre die Schule zu besuchen hätten, im ersten; die vier Jahre, im zweiten diese Gegenstände anfingen. Die damaligen Anfänger würden heuer erst dazu gekommen seyn.

Während der Zeit wurden die Unterredungen, besonders über wahrgenommene Gegenstände der Volksnaturgeschichte, ihren Nutzen, ihre Verarbeitung u. s. w. nach gewissem Systeme steigend ununterbrochen fortgesetzt; zur Uebung in Sprache und Gedankenausdrücke die Beschreibung, beim moralisch Angewendeten, das Gefühlte oder das eigene Urtheil, nicht selten schriftlich verlangt; die Erweckung und Entwicklung höherer Moral- und Religionsbegriffe und Gefühle nach einem eigens zu diesem Zwecke bearbeiteten Religionshandbuche; und die Veranschaulichung geistiger Begriffe nach oben im zweiten Versuche bemerkten Handgriffen bearbeitet.

Rechtschreibung entwickelte sich; a) durch Aufmerksamkeit auf das Gelesene, wo b) nach wiederholtem Bemerken eines und desselben Falls die Kinder sich selbst eine Regel abzogen (aber höchstens durfte ihnen nur ein Wink darüber gegeben werden), die sodann als Grundsatz ins Kollektaneenbuch gehörigen Orts eingetragen wurde. c) Durch lautes Buchstabieren selbst erdachter Wörter und Sätze.

Anmerkung. Dieser kleine Handgriff — lautes Buchstabieren eigener Gedanken in Wörtern und Sätzen — hat so vielerlei Vortheile für jede Schule, und ist so leicht anzuwenden, daß er zum allgemeinen Gebrauche nicht genug anempfohlen werden kann. Selbstthätigkeit, Munterkeit, Einübung der Rechtschreibungsregeln, und Ausdruck der Gedanken sind, beinahe ohne Zeitverlust, gewonnene Vortheile desselben. Ein Kind buchstabiert laut nach seiner Fähigkeit und Willkühr den Ausdruck eines Begriffes, kürzern oder längern Gedankens, Wort für Wort mit Beobachtung aller ihm bekannten Rechtschreibungsregeln; alle Kinder sprechen ihm Wort für Wort, am Ende den ganzen Gedanken laut zusammen, nach. Nicht selten neckt auf diese Art ein besonders witziger Knabe die Mädchen oder umgekehrt, auf die unschuldigste Art, und recht artige, naive Gedanken kommen dabei an den Tag. Daß alle etwa wider Richtigkeit oder Reinheit im Ausdrucke, oder wider Rechtschreibung begangene Fehler verbessert werden, darf ich wohl nicht erst bemerken.

Zum Behufe des Gedächtnisses und der Erinnerungskraft wurde das jedesmal zum deutlichen Bewußtseyn gekommene Abgehandelte in kurze Sätze gefaßt, und im Kollektaneenbuche seines Orts vorgemerkt.

Gesang war und blieb ein stehender Lehrgegenstand, und wurde besonders wieder als Erheiterungs- und Uebergangsmittel auf andere Lehrgegenstände mit Nutzen angewandt.

Im zweiten Jahre geschah mit der 2ten und 3ten Abtheilung der Uebergang in eine gedrängte, doch in ihrer Art vollständige (siehe unten) Volksgeographie, nach oben im zweiten Versuche bemerkten Handgriffen. Zur Entwerfung kleiner Karten dienten abermals die Handtafeln mit Vortheile. Nach dem Plane sollte sie erst bei sechsjährigem Schulbesuche das 5te Schuljahr anfangen, und ihre volle Ausbildung in Wiederholungsstunden (Sonntagsschulen) erhalten.

Der Erfolg entsprach je länger je mehr meiner Erwartung, und würde sich heuer als das dritte Jahr erst vollends bewährt haben. Doch das Vaterland rief den Lehrer, und die Schule ist seit July l. J. verwaist.

Indeß überzeugte ich mich dennoch, daß, wenn man mit den benöthigten Hülfsmitteln versehen, den Unterricht nach obigen Grundsätzen frei und fest und ungestört fortsetzen könnte, man der ganzen Erreichung seines Zweckes: Menschen mit gesundem Verstande, und zu jeder Verwendung brauchbare mit stetem Selbstbewußtseyn handelnde, und unermüdet zum Bessern strebende Bürger gebildet zu haben, gewiß seyn könne.

Zum Beweise will ich mich nicht auf den allgemeinen uns gewordenen Beifall; noch auf die Thränen berufen, mit denen uns bei öffentlichen und Privatprüfungen Einheimische und Fremde und kenntnißreiche Vorsteher die verwendete Mühe vergalten, noch auf die Thränen, mit denen mir der hochwürdigste Herr, Herr Dißgfang Schulenoberaufseher, nach einer überraschenden Privatuntersuchung der Schule, öffentlich dankte; nein! denn so etwas läßt sich durch gewisse Vorbereitungen, Spielereien,

Ueberraschungen u. s. w. wohl zu Stande bringen; aber erwähnen will ich:

A. Daß die Eltern nach verlaufenem Winter auch nicht einmal Mine machten, die Schule, wie es anfänglich bestimmt war, auflösen zu wollen. Stillschweigend trugen sie alle Lasten, ja wiesen dem Lehrer auf Verlangen noch ein eigenes Quartier an, und verbanden sich, es ebenfalls zu heizen. Sie sagen mir sogar inständig an, ein Gesuch höheren Orts mit der unterthänigen Bitte zu wagen: daß ihnen nur so viel aus irgend einem Fonde oder den herrschaftlichen Renten bewilliget würde, als sie dem Mutterlehrer zu G. geben mußten; übrigens wollten sie das nöthige Schulgebäude aus eigenem Vermögen bauen und unterhalten, und alle übrigen nothwendigen Lasten fortwährend zu tragen sich verbinden, um nur der geliebten Schule Bestand zu geben. Die Kinder, sagen sie, machen uns jetzt viel zu sehr Freude!

B. Daß die Eltern ihre Kinder zwingen mußten, aus der Schule auszubleiben, wenn sie dieselben etwa einmal nothwendig zu Hause brauchten. Und daß wir durch beide Jahre des Unterrichtes auch nicht ein einzigesmal Körperstrafe anwenden durften.

C. Daß, ungeachtet der dunkeln Stube und des engen Raums, in der Schule beständig Frohsinn und Heiterkeit herrschte; ja selbst die sechs Stunden des täglichen Unterrichts den Kindern noch zu kurz waren, und viele von ihnen oft noch stundenlang da blieben, und sich privatim in schönster Ordnung schülermäßig beschäftigten.

D. Daß sich die Kinder gegen Ende des zweiten Jahres aus mehreren ihnen zur freien Wahl überlassenen Liedern einstimmig: Mozarts Frühlingsfeier, wählten, herzerhebend vortrugen, und noch mit innigem Gefühle auf den Fluren erschallen lassen.

E. Daß sie mir und ihren Eltern von ihrem geweckten Geiste und bewußtvollen Handeln mehrere auffallende Proben gaben. Zum Beweise eine aus vielen:

Am siebenten Sonntage nach Pfingsten kamen ein Knabe im 8ten Jahre und zwei Mädchen von gleichem Alter um die Zeit des Anfangs des Gottesdienstes in G. auf der Straße von R. nach G. Der Herr Kastner von G. stand unweit der Straße auf einem Feldrande, die Kinder gehn auf ihn zu, küssen ihm die Hand, und wünschen ihm einen guten Morgen. Guten Morgen liebe Kinder, wo geht ihr denn hin? Nach G. in den Gottesdienst. Es ist heute kein Gottesdienst in G., weil in H. Kirchenfest ist. „So müssen wir nach S. eilen," sagte der Knabe auf der Stelle besonnen, und sich umsehend: „wo wird jetzt der nächste Weg dahin seyn? doch wohl auf jenem Feldrande!" und er empfahl sich, und ging.

Sollte mir jemand lächelnd einwenden: In Iferten sieht man glänzendere Erfolge; so bin ich gezwungen zu antworten:

In Iferten ist ein Erziehungsinstitut (keine öffentliche Schule) wo man die Kinder in beständiger Aufsicht hat, wo man ohne auch nur irgend gestört zu seyn, den Unterricht ununterbrochen fortsetzen kann, wo alle nur mögliche den Unterricht erhöhende Hülfsmittel und Erleichterungen zu Gebote stehn, wo bei ein Hundert sechzig Kindern zwanzig Lehrer angestellt sind; wo die Lehrer der Geist des Meisters, das Anstaunen Europas, und vielleicht auch die gute Bezahlung beseelt u. s. w. Ich getraue mir es zu beweisen: daß mit diesen Hülfsmitteln ein Mann mit pestalozzischer Wärme, mit sich selbst einig, einen festgesetzten Plan verfolgend, im Riesengebirge eben so glänzende Erfolge hervorbringen wird, wie Herr Pestalozzi im Schweizergebürge ohne der Pestaloz. Formeln zu bedürfen!

Anmerkung. Eine Frage.

Läßt sich denn die geäußerte Unterrichtsart allgemein in unsern k. k. österreichischen Staaten anwenden? Antwort.

In ihrem ganzen Umfange nicht. Denn noch fehlt es:

a. an einer gründlichen Ausbildung des untern Lehrerpersonals;
b. an hiezu geeigneten Lehrbüchern; und
c. an einem ununterbrochenen Schulbesuche, besonders auf dem Lande.

Und diesen (den ununterbrochenen Schulbesuch auf dem Lande) zu erzwingen, würde der Güte und Milde einer weisen Regierung zuwider laufen; denn soll der Landmann die auf ihm haftenden Lasten bestreiten, so muß er selbst seine schulfähigen Kinder bald zu den ihren Kräften angemessenen Arbeiten, bald zur Wartung und Aufsicht über kleinere Geschwister, während er und sein Weib der Feldarbeit pflegen, verwenden. Benimmt man ihm diese mit Gewalt; so benimmt man ihm wenigstens sein halbes Tagewerk. So vergeht der größte Theil des Frühjahrs, Sommers und Spätjahres, ohne daß das Kind eine Schule sieht. Im Winter hindern abermal: Mangel an Bekleidung, an hinlänglicher Beheizung der oft baufälligen oder allzugroßen Schulstube, ungestüme Witterung, Unwegsamkeit, Entfernung u. s. w., den Schulbesuch. Freilich oft auch Nachlässigkeit oder dummes Vorurtheil.

Wäre denn diesen Uebeln nicht abzuhelfen? Ein allgemeiner, fester Friede wird freilich einem großen Theile abhelfen; wie aber, wenn es der allerhöchsten Regierung gefiele: die auf sechs Jahre festgesetzte Zeit des Schulbesuchs auf drei Jahre herabzusetzen?

Der Lehrer-Zahl würde nothwendig kleiner; man könnte ernsthaftere Anstalten zu einer wirklichen Ausbildung und Auswahl des Lehrpersonals auch für die un-

tern Schulen treffen; wo die Anzahl der Lehrer bleiben müßte, da hätten selbe doch keine Entschuldigung mehr, die Kinder wegen zu großer Menge nicht gehörig übersehn und bearbeiten zu können; die Eltern würden sich leichter dazu verstehn, ihr Kind 3 Jahre zu entbehren als sechse, und könnten mit weit mehr Billigkeit dazu gezwungen werden; würde dann auf allerhöchsten Befehl ein Schulplan entworfen, der die in jedem Kurs abzuhandelnde Materie im Detail enthielt, darauf berechnete Hand- und Lehrbücher herausgegeben, auf einen genau nach dem Plane zusammenhängend fortgehenden (woran es so häufig fehlt) methodischen Unterricht, und seine, nicht blos Wiederholung, sondern planmäßige Fortsetzung, Vervollkommnung und Vollendung in den sechsjährigen Sonntagsschulen mit strenger Ahndung gedrungen; so glaube ich mit Rechte behaupten zu können, daß der zusammenhängende dreijährige Schulbesuch von gesegneteren Folgen seyn müßte, als der jetzige sechsjährige unzusammenhängende.

Einige Theile von der geäußerten Unterrichtart ließen sich jedoch auch bei nur einigem guten Willen und Kenntnissen der Lehrer in den k. k. Trivialschulen, wenn nicht mit Nothwendigkeit, doch mit vieler Nützlichkeit anwenden. Dahin rechne ich:

a) Häufigere Gespräche über sinnlich vorliegende Gegenstände, besonders der Volksnaturgeschichte, ihre beste An- und Verwendung u. s. w.

b. Gesang, das so süße Gegengift gegen Laster der langen Weile und des Müssiggangs, der so viel zum Frohsinn des Lebens, und zur Weckung und Richtung sanfterer Gefühle beiträgt, und der Schule beinahe gar keine Zeit kostet.

c. Eine Volksgeographie. Es ist doch Mitleiden erweckend, wenn, wie mir es selbst geschah, ein Anführer von einem Haufen Soldaten (Kosaken) mitten in den Vorwerken einer Festung (in Königgrätz), deren nur dreie in einem ganzen Königreiche sind, fragt: Wie heißt die Stadt? Was gab denn selbst den französischen Heeren ein so bedeutendes Uebergewicht? Sollte nicht vieles der Umstand beigetragen haben: daß selbst der gemeine Mann geographische oder gar topographische Karten bei sich hatte, und verstand, folglich in den entferntesten Ländern des Gegners Terrain-Kenntniß hatte?

Folgendes, glaube ich, sollte wohl auch der gemeinste Landmann von der Erde wissen:

Ihre Gestalt, Gang, (beiläufiges) Verhältniß gegen die andern Weltkörper. Ueber tausend ihm noch anhängenden Vorurtheile würde er hier schon Aufschluß erhalten; tausend dunkle Begriffe von Jahr, Monat, Tag und Nacht, Sonn- und Mondfinsternisse würden ihm wenigstens klar werden.

Von der Erde: (um wieder tausenderlei, was er hört oder liest zu verstehen) daß sie mehrere Erdtheile habe. Wie sie heißen? Wo sie liegen? Wie sie sich gegen einander verhalten: in Hinsicht der Kultur, der Größe, der Menschenzahl, der Fruchtbarkeit? Was eine Insel, eine Halbinsel sey? Vom Gewässer. Was eine Quelle, ein Bach, ein Fluß, ein Strom, eine See, ein Meer, was eine Meerenge, eine Bucht, ein Hafen sey?

Seinen Erdtheil sollte er wohl insoweit kennen, daß er in demselben die Hauptländer zu nennen, ihre Lage zu bestimmen, ihre Größe, Kultur, Landesreligion, Sprache, Menschenzahl, Hauptströme zu bestimmen, und wenigstens die Hauptstadt zu finden wüßte.

Sein Geburts- und Aufenthaltsland mit seiner Eintheilung in Kreise, Gespanschaften u. dgl.; die Lage der Kreise gegen einander, wechselseitige Bedürfnisse oder Ueberschüsse; Sprache, Flüsse, Hauptbrücken oder Fähren, Gebirge, Engpässe, und nebst der Hauptstadt die Kreisstädte zu nennen, und zu suchen wissen.

Seinen Kreis sollte er topographisch kennen. Hiezu wären freilich eigene Karten nothwendig.

A. Ein Planiglob mit den Erdtheilen blos im Umrisse, mit den größten Strömen und Hauptgebirgen durchzogen, und den Begränzungen der Hauptländer, und dem Orte ihrer Hauptstädte bemerkt. Europa stärker herausgehoben.

B. Europa wieder im Umrisse u. s. w., das Mutterland etwas stärker herausgehoben.

C. Das Mutterland mit seiner Eintheilung u. s. w., doch auch hier nicht alle Oerter, sondern nur die größern Städte und Märkte benannt. Die Anzahl der Hauptbrücken, Straßen und Fuhrten, Päße dürften nicht vergessen werden. In jedem Kreise könnte ein symbolisches Zeichen das Hauptprodukt anzeigen.

D. Der Kreis topographisch.

Gradlitz den 3. November 1813.

Hanke.

Das Konzert des häuslichen Lebens.

(Bruchstücke eines Briefes an einen musikalischen Freund.)

So geht es mein Lieber! Auch das hat das Schicksal zerstöret. Wo sind nun die Töne, die Akkorde, die Harmonien, von denen unser Kreis so oft erklang! Gewiß, wenn auch die Muse keinen prachtvollen Tempel bei uns hatte, so ward sie doch im Geist und der Wahrheit hier verehrt. Lebt wohl ihr heitern harmlosen Freu-

den! So kehrt ihr nie wieder! Seit deiner Abreise sind beinahe alle übrigen musikalischen Freunde geschieden, und nur mit wenigen stehe ich noch allein da. Weil nun meine Sinne keine der lieblichen Eindrücke mehr wahrnehmen, so schweift meine Phantasie zuweilen im Gebiete der Harmonie umher, und da entdeckte ich denn neulich ein Konzert, wo ich es bisher nicht vermuthete, im häuslichen Leben. Nur eine unvollkommene Schilderung kann ich dir davon geben, die du mit Nachsicht aufnehmen magst. Ich führe dich sogleich zu einem wohl besetzten Orchester, welches große Kompositionen, Symfonien und ähnliche Stücke aufführt.

Die erste Violine spielt die Frau vom Hause. Sie gibt die Hauptmelodie an, und deshalb richten sich die übrigen Stimmen nach ihr. Grund genug, daß diese Stimme gut besetzt sei, wenn der harmonische Haushalt mit Ehren geführt werden soll. Das Instrument selbst muß einen reinen, nicht schnarrenden Ton haben, der beim Forte nöthigenfalls gehörig durchzudringen vermag, ohne jedoch die Zartheit des Piano zu verletzen, wo es dessen bedarf. Es muß mit reinen, nicht falschen Seiten bezogen seyn; sonst gibt es immer einen Mißklang, mag es auch noch so richtig behandelt werden. Vor allen ist aber darauf zu sehen, daß es noch mit allen Saiten frisch und sicher bezogen, und nicht etwa schon eine oder die andere halb durchgestrichen oder gar gesprungen ist. Es gibt, wie du weißt, einige Instrumente, auf welche manche Saiten sehr oft und leicht springen, der Fehler liegt dann bekanntlich in einer mangelhaften Struktur des Instruments, die sich nur sehr selten verbessern läßt; wer es wagen will, ein solches zur ersten Violine zu nehmen, wird bald die Folgen erfahren. Man sey hierbei vorsichtig, denn nicht immer kann man ihm jene Grundfehler ansehen. Ist das Instrument ohne Tadel, so muß es zwar mit Delikatesse, aber ohne Affektazion, und mit reiner natürlicher Empfindung gespielt werden. Wer nur immer Fortissime die Noten vor sich wegpeitscht, wird niemals wohlthätig auf das Herz wirken; wer immer nur kraftlos und matt die Töne berührt, ist ein langweiliger Spieler, der weder den Geist erhebt noch erheitert. Wer ohne Anzeige in den Noten bald Forte bald Piano streicht, spielt nach Launen, die jedem reellen Spieler ein Aergerniß sind. Immer ist es eine gar schwierige, vielerfordernde Stimme; denn wenn auch der erste Violinist das alles beobachtet, so ist das nicht genug. Er muß auch gut und fertig die Noten lesen können, und auf alle schwierige Passagen des musikalischen Lebenslaufes gefaßt seyn, daß ihn kein kleines oder großes Kreuz irre mache, daß er die Auflösungsquadrate beobachte, und nicht moll spielt, wenn es dur seyn sollte, oder sich im Dur, wenn es lustig macht, wo das Stück in moll gesetzt ist; endlich, daß er fest und unbeweglich in Takt bleibt, die Figuren mögen auch noch so bunt und verführerisch seyn. Dieß kann man doch um so mehr von ihm fordern, weil er darin eine große Stütze, an dem

Kontrabaß hat, der vom Haus- und Eheherrn gestrichen wird. Seine Natur schon gibt ihm ein imponirendes Uebergewicht über alle andere Stimmen, welches dann erst recht bemerkbar ist, wenn er mit Einsicht und Kunst gespielt wird. Er kann sich zwar um die kleine Wirthschaft, die Läufe, Sprünge und Triller nicht bekümmern; ruhig aber und kräftig gibt er den Grundton an, in welchem alle übrigen Instrumente tönen sollen, und — eine Hauptsache! — hält das ganze Orchester im Takt, was bekanntlich bei einem starken Hausorchester keine Kleinigkeit ist. Sollte allenfalls Dame Violina prima sich verirren und in einem fremden Tone ausweichen wollen, oder gar im Takt wanken, und durch dies böse Beispiel das ganze Orchester zu ähnlicher Extravaganz verleiten; so muß er durch ein Paar vernehmliche kräftige Striche sie zu ihrer Pflicht früher zurückführen, ehe noch die Unordnung allgemein geworden ist. Spielt er selbst aber so schwach, daß man ihn kaum hört, greift er falsch oder hat er gar selbst keinen Takt, dann wirds freilich eine kraft- und gehaltlose Musik werden; brummt er aber auch zu stark, so ist das ärgerlich für jeden Mitspieler und Zuhörer. Der Kontrabaß ist ein herrliches würdiges Instrument, aber es erfordert Kenntnisse der ganzen Harmonie, Takt, Anstand und eine kräftige, sichere Hand; wem diese fehlt, der bleibe davon, er kann nicht dirigiren.

Die zweite Violin begleitet die erste, ist ihr untergeordnet, und darf sich nicht anmaaßen, die Hauptmelodie anzugeben; sie wird von der Kammerjungfer gespielt. Eine unentbehrliche Stimme; sey auch die Melodie, die Manier der ersten Violin, noch so lieblich, so angenehm, immer wird die Kammerjungfer diese Vorzüge erst geltend machen, in dem sie zur Melodie die Harmonie hinzufügt, und auf diese Art die feinern Reize jener Dame entwickelt, abgesehen davon, daß selbst bei einer mangelhaften Hauptstimme, eine zweckmäßige Begleitung durch geschmackvolles Herausheben dieser oder jener Partie u. s. w. ungemein viel verbessern und ausputzen kann. Dies delikate Geschäft erfordert freilich auch Delikatesse in der Ausführung. Ist der erste Violinist ein Musiker, wie er seyn soll; so wird er die Kammerjungfer in Pflicht und Schranken halten, daß sie gehörig Acht gibt, nicht vorlaut ist, und stärker streicht als sich geziemt; hat jener selbst aber einen matten kraftlosen Strich, so muß diese sich mit Klugheit zu genren wissen, wenn nicht die Hauptmelodie vollends undeutlich werden soll. Strauchelt allenfalls Dame Violina prima im Takt, so darf sie nicht sogleich gemeinschaftliche Sache

mit ihr machen, sondern muß mit leiser Beharrlichkeit die rechte Mensur andeuten. In einem solchen Falle hat der Kontrabaß zu sprechen, und die Ordnung wieder herzustellen; verhält er sich passive, je nun, so ists seine Sache, und die Kammerjungfer wird bei der offenbaren Konfusion nicht ins Gerede kommen, vorausgesetzt, daß sie nicht namentlich mitgeholfen hat. Man sieht, wie viel Talent auch zu dieser Stimme gehöret, und es fehlt nicht an Beispielen, daß ausgezeichnete Spieler sich von der zweiten Violin zur ersten emporgespielt haben.

Das Violoncello hat meist mit dem Kontrabaß gemeinschaftlich zu arbeiten, zuweilen besorgt es auch spezielle Geschäfte der Wirthschaft, die für jenen zu kraus und zu kleinlich sind. Es ist folglich als Sekretär des Hausherrn zu betrachten, der nicht selten mit der zweiten Violin und Bratsche zusammen hält. Um das ganze allein zu dirigiren, fehlt es ihm an der imponirenden Autorität des Altons, es kopirt gewissermaßen nur die Hauptbefehle des Kontrabasses. Nur darf es ja nicht mit der ersten Violin in falschen Oktaven zusammentreffen.

An der Bratsche sieht die Köchinn und die Haushälterinn. Es ist die Mittelstimme der musikalischen Oekonomie und zum vollen Ganzen unentbehrlich, weil ohne sie die Harmonie immer mager bleibt. Thut sie überall treu und gewissenhaft ihre Pflicht, so ist für den vollen Akkord schon viel gewonnen; läßt sie aber Noten aus, und bestiehlt auf diese Art den musikalischen Haushalt, so fehlt es bald hier bald da, besonders wenn die erste Violin schwach ist, und nicht gehörig auf sie Acht giebt. Vornehmlich aber hat sie sich vor falschen Quinten mit dem Sekretär zu hüten, wozu nur allzuleicht Gelegenheit sich findet, sonst kommt ein harmonischer Bastard zum Vorschein.

Die Clarinette, Flöten und Oboe sind Söhne und Töchter des Hauses. Sie dependiren von der ersten Violine, und hängen mehr an der Mutter als dem ernsten Vater. Von ihnen ist zu bemerken, daß je reiner und lieblicher ihr Ton ist, und je gemäßigter sie sich vernehmen lassen, desto vollendeter die Harmonie wird. Sind sie aber, wie zuweilen, leider verblasen, kreischen sie mit falschen Noten ungezogen und überlaut durch das ganze musikalische Haus, so hat die Freude in solch einem Konzert ein Ende.

Der Fagott ist offenbar der Hofmeister dieser jungen Herrschaften, er übt über sie im Kleinen die Autorität des Kontrabasses fürs Ganze. Selten werden sie ohne seine Begleitung erscheinen, immer aber hat er die Hauptstimme über sie; auch er ist ein schönes würdiges Instrument, aber er muß einen weichen, doch festen Ton haben und halten, was bei ihm bekanntlich schwerer ist; die meisten schnurren, das ist jedoch empfindlichen Ohren unangenehm, und wird nur zuweilen beim Forte guten Effekt thun.

Die Hörner, Trompeten und Pauken repräsentiren das männliche Bedientenpersonale. Die Hörner sind als die Kammerdiener zu betrachten, deren Gegenwart angenehm und bequem ist, wenn sie nicht vorlaut sind, sondern bescheiden zur rechten Zeit eintreten, und ihre Geschäfte thun; sie geben dem Ganzen sogleich ein vornehmeres Ansehn. In der neuen Musik werden sie zuweilen bei der ersten Stimme obligato gebraucht, wovon ich indessen kein sonderlicher Freund bin.

Trompeten sind die Vorreiter und die Pauken der Kutscher, die dann nur erscheinen, wenn das ganze Haus im vollen Staat ist, und im Pomp ausfährt. Aber diese müssen besonders moderirt und im Zaume gehalten werden, daß sie keine Stimme für sich allein haben; denn es ist grobes Volk von Natur, das leicht allzusehr lermt, und dadurch besonders der zarten Dame Violino primo ein Aergerniß geben kann.

Dies, mein lieber Freund, ist eine kurze, unvollkommene Darstellung dessen, was ich hörte und sah. Untersuche du selbst, und ergänze das Mangelnde. Möchte dein künftiges Konzert so gut und vollstimmig besetzt seyn, wie ich es wünsche! Erwägs aber, daß man auch ohne Trompeten und Pauken eine zwar nicht so laute, aber dennoch herrliche Musik haben kann. Du wirst dereinst ohne Zweifel als verständiger, sicherer und kräftiger Kontrabaß für den richtigen Akkord und für den Takt sorgen. Sieh dich aber vor allen Dingen nach einem reinen, zarten und taktfesten ersten Violinspieler um, stimme vorher genau und sorgfältig mit ihm; dann aber fasse muthig den Bogen, die Ausführung wird gerathen. Mag dann auch der erhabene Gewittersturm eines Beethovenschen Allegros, oder die milde Ruhe eines Haydenschen Andantes, oder mögen die unergründlichen Verwickelungen einer Mozartschen Fugensymfonie, oder die freundliche Heiterkeit eines Krommerschen Konzertinos auf dem Notenpult aufgelegt seyn.

Gewiß, dann werden sich alle auch noch so rauhen Dissonanzen der großen Symfonie hinnieden auflösen lassen, bis dereinst Euer Leben im vollen schönen Akkord des Grundtons rein und froh emporsteigt in jenen himmlischen Konzertsaal, wo jeder rein gestimmt hat, und kein Mißlaut tönt.

Mit der Theilnahme des Freundes wird Euch zuhören

Dein

R.

Feuriges Meteor

beobachtet am 27. Jänner l. J. um 8 U. 12 M. mittlerer Brünner Zeit, vom Prof. G. H. in Brünn.

(Mitgetheilt von der k. k. M. S. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.)

Es war 8 Uhr 12 Min. mittl. Brünner Zeit, als sich ein ganz unbedeutendes Wölkchen am W. W. Süd Himmel beiläufig 12° — 13° (Grade) über dem Horizont zeigte, sich schnell kreisförmig bewegte, und augenblicklich in einem Feuerball ausbrach, den ich im Durchmesser auf 16 M. im Bogen schätzte. Dieser Ausbruch war von einem Geräusche begleitet, das jenem des Wassers gleicht, welches auf ein glühendes Eisen geschüttet wird. Der Feuerball berstete, und wurde von einem prächtig leuchtenden Schweife begleitet. Er fiel in einer Diagonale von WWS. gegen SW. schief herab, und der Horizont war so erleuchtet, daß ich einzelne Gegenstände genau unterscheiden konnte. Dieses Phänomen dauert 5 Zeitsekunden, worauf der Westhimmel sich in der vorigen heitern Lage zeigte. Das Barometer stand auf 27 Z. 11 L. 6 Zehntel. Das Thermometer nach Reaum. zeigte 4 Grade unter dem Nullpunkt.

C. H.

Nöthige Berichtigung.

Die Nr. 5. S. 40. in der Anmerkung gegebene Nachweisung wegen weiteren und genaueren Nachrichten wegen Deckung der Dächer mit eisernen Schindeln, hat nicht auf die Oekonomischen Neuigkeiten sondern auf Hesperus Bezug.

Meterologische Beobachtungen.

Zu Hermanstadt in dem Großfürstenthume Siebenbürgen für den Monat November 1813 angestellt.

Datum des Monats.	Des Morgens mit Anbruch des Tages.	Des Nachmittags um 2 Uhr.	Witterung.
1.	2° über 0	7° über 0	heiter, trüb.
2.	4 — —	8 — —	regnerisch.
3.	6 — —	12 — —	heiter.
4.	5 — —	12 — —	heiter, trüb.
5.	6 — —	8 — —	Regen, trüb.
6.	7 — —	9 — —	trüb.
7.	7 — —	10 — —	heiter, Abends Regen.
8.	3 — —	7 — —	heiter.
9.	3 — —	6 — —	Nebel, heiter.
10.	= 0	5 — —	eben so.
11.	= 0	4 — —	heiter.
12.	= 0	3 — —	Nebel, trüb.
13.	= 0	6 — —	trüb, Wind.
14.	3° über 0	7 — —	wolkig, Wind.
15.	6 — —	9 — —	wolkig.
16.	7 — —	10 — —	eben so.
17.	5 — —	7 — —	Regen, trüb.
18.	5 — —	7 — —	trüb, Nachts Regen.
19.	2 — —	1 — —	Schneegestöber.
20.	= 0 —	= 0	Schnee.
21.	1° unter 0	= 0	trüb.
22.	1 — —	= 0	Schneegestöber.
23.	2 — —	1° unter 0	wolkig, heiter.
24.	2 — —	= 0	heiter.
25.	2 — —	1° über 0	heiter, trüb.
26.	= 0 —	= 0 —	Regen, trüb.
27.	= 0 —	= 0 —	sehr trüb, Abends Regen.
28.	= 0 —	1° über 0	eben so, regnerisch.
29.	1° über 0	3 — —	trüb, Nebel.
30.	1 — —	2 — —	Nebel.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 15. März.

Frankreich

wie es gewesen, wie es war, wie es ist, und wie es seyn sollte.

(Fortsetzung Nr. 12.)

V. Das Küstengebiet der Somme.

38. Dep. der Somme (de la Somme) mit 495,058 Bew. Hauptst. Amiens mit 40,096 Einw. Stadt: Abbeville mit 17,913 Einw.

VI. Das Gebiet der Orne.

39. Depart. der Orne (de l' Orne) mit 425,920 Bew. Hauptst. Alençon mit 12,407 Einw. Stadt: l'Aigle.

40. Depart. Calvados (du Calvados) mit 505,420 Bew. Hauptst. Caen mit 30,923 Einw. Städte: Bayeux 9600 Einw. Honfleur mit 8664 Einw.

41. Depart. Manche oder des Canals (de la Manche) mit 581,429 Bew. Hauptstadt St. Lo mit 6987 Einw. Städte: Coutances mit 8,507 Einw. Cherburg mit 11,367 Einw.

VII. Das Gebiet der Villaine mit der Bretagnischen Halbinsel.

42. Depart. der Ille und Vilaine (de l' Ille et Villaine) mit 508,344 Bew. Hauptst. Rennes mit 25,904 Einw. Stadt: St. Malo mit 9147 Einw.

43. Depart. der Nordküsten (de Côtes du Nord) mit 519,620 Bew. Hauptst. St. Brieux mit 8090 Einw. Stadt: Pontrieux mit 1276 Einw.

44. Depart. Landsende (Finisterre) mit 452,895 Bew. Hauptst. Quimper mit 6651 Einw. Städte: Brest mit 25,865 Einw. Morlaix mit 9351 Einw.

45 Depart. des Morbihan (du Morbihan) mit 403,423 Bew. Hauptst. Vannes mit 9131 Einw. Städte: Portlibre mit 2630 Einw. L'orient mit 27,837 Einw.

VIII. Das Gebiet der Loire.

46. Depart. der Ober-Loire (de la haut Loire) mit 268,202 Bew. Hauptst. Le Puy mit 12,069 Einw.

47. Depart. der Loire (de la Loire) mit 315,358 Bew. Hauptst. Montbrisen mit 4703 Einw. Städte St. Etienne mit 16,259 Einw.

48. Depart. des Puy de Dome (du Puy de Dome) mit 542,834 Bew. Hauptst. Clermont ferrant m. 30,000 Einw. Stadt: Riom mit 13,328 Einw.

49. Depart. der Creuse (de la Creuse) mit 226,224 Bew. Hauptst. Gueret mit 3125 Einw.

50. Depart. der Allier (de l' Allier) m. 254,568 Bew. Hauptst. Moulins mit 13,509 Einw.

51. Depart. der Nievre (de la Nievre) mit 241,620 Bew. Hauptst. Nevers mit 11,200 Einw. Stadt: Cosne mit 2500 Einw.

52. Depart. des Loiret (du Loiret) mit 285,395 Bew. Hauptst. Orleans mit 41,937 Einw.

53. Depart. der Loire und des Cher (du Cher) mit 212,552 Bew. Hauptstadt Blois mit 14,900 Einw.

54. Depart. des Cher (du Cher) mit 228,158 Bew. Hauptst. Bourges mit 16,330 Einw.

55. Depart. des Indre (de l' Indre) m. 204,721 Bew. Hauptst. Chateauroux mit 8049 Einw. Stadt: Issoudun mit 10,265 Einw.

56. Depart. der obern Vienne (de la haute Vienne) mit 243,195 Bew. Hauptst. Limoges m. 20,255 Einw.

57. Depart. der Vienne (de la Vienne) mit 253,048 Bew. Hauptst. Poitiers mit 18,223 Einw. Stadt: Chatellerault.

58. Depart. des Indre und der Loire (de l' Indre et de la Loire) mit 275,292 Bew. Hauptst. Tours mit 20,240 Einw.

59. Depart. der Sarthe (de la Sarthe) mit 410,380 Bew. Hauptst. Le Mans mit 18,081 Einw. Stadt: La Fleche mit 5099 Einw.

60. Depart. der Mayenne (de la Mayenne) mit 332,253 Bewohn. Hauptstadt Laval mit 15,167 Einw.

61. Depart. der Mayenne und Loire (de la Mayenne et Loire) mit 404,489 Bew. Hauptst. Angers mit 33,000 Einw. Stadt: Saumur mit 9636 Einw.

62. Depart. der Nieder-Loire (de la Loire inferieure) mit 407,827 Bew. Hauptst. Nantes mit 77,162 Einw. Stadt: Guerande mit 7222 Einw.

IX. Das Gebiet der Vendée.

63. Depart. der Vendee (de la Vendée) mit 268,786 Bew. Hauptst. Napoleon mit 1500 Einw. Stadt: Fontenay le Peuple mit 6520 Einw. und die beiden Inseln Noirmoutier und Dieu.

64. Depart. der beiden Severn (de deux Sevres) mit 254,105 Bew. Hauptst. Niort mit 15,028 Einw. Städte: Parthenay mit 3,213 Einw. Sauzé 1295 Einw.

X. Das Küstengebiet der Charente.

65. Depart. der Charente (de la Charente) mit 326,885 Bew. Hauptst. Angouleme m. 13,000 Einw. Städte: Cognac mit 2827 Einw. La Rochefoucault mit 2536 Einw.

66. Depart. der niedern Charente (de la Charente inferieure) mit 393,011 Bew. Hauptst. Saintes mit 17,612 Einw. Städte: Rochefort mit 15,000 Einw. La Rochelle mit 10,050 Einw. und die Inseln Ré und Oleron.

XI. Das Gebiet der Garonne nebst dem Seitengebiet des Adour.

67. Depart. der Nieder-Pyrenäen (de baſse Pyrenées) mit 383,502 Bew. Gegenwärtig der Kriegsschauplatz Wellingtons und Soults. Hauptstadt Pau mit 8465 Einw. Städte: Bayonne mit 13,190 Einw. Pontac.

68. Depart. der Ober-Pyrenäen (de hautes Pyrenées) mit 198,763 Bew. Hauptst. Tarbes mit 6777 Einw. Stadt: Bagnéres mit 5656 Einw.

69. Depart. der Ober-Garonne (de la haute Garonne) mit 367,551 Bew. Hauptst. Toulouse mit 50,171 Einw. Stadt: St. Gaudens mit 4155 Einw.

70. Depart. der Ariege (de L'Ariege) mit 222,936 Bew. Hauptst. Foix mit 3600 Einw.

71. Depart. des Tarn (du Tarn) mit 295,885 Bew. Hauptst. Alby mit 9649 Einw. Stadt: Castres mit 15,171 Einw.

72. Depart. des Aveyron (de l'Aveyron) mit 318,047 Bew. Hauptstadt Rhodez mit 6233 Einw. Stadt: Ville Franche mit 9331 Einw.

73. Depart. der Lozere (de la Lozerre) mit 143,247 Bew. Hauptst. Mende mit 5014 Einw. Städte: Saint-Chelp mit 2013 Einw. Villefort mit 1003 Einw. Meruejs mit 2890 Einw.

74. Depart. des Cantal (du Cantal) m. 251,436 Bew. Hauptst. Aurillac mit 10,357 Einw. Stadt: St. Flour mit 5312 Einw.

75. Depart. der Correze (de la Correze) mit 254,271 Bew. Hauptst. Tulles mit 9362 Einw. Städte: Bort mit 1792 Einw. Donzenac mit 2012 Einw.

76. Depart. der Dordogne (de la Dordogne) mit 424,113 Bew. Hauptst. Perigeux mit 5733 Einw. Stadt: Bergerac mit 8544 Einw.

77. Depart. der Gironde (de la Gironde) mit 514,562 Bew. Hauptst. Bordeaux mit 90,992 Einw. Städte: Medoc mit 1008 Einw. Libourne mit 8076 Einw. Bazas mit 4215 Einw. Blaye mit 3580 Einw.

78. Depart der Heiden (des Landes) m. 240,146 Bew. Hauptst. Mont de Marsan mit 2866 Einw. Stadt: Dax mit 4398 Einw.

79. Depart. des Gers (du Gers) mit 286,497 Bew. Hauptst. Auch mit 7696 Einw.

80. Depart. des Lot und der Garonne (du Lot et Garonne) mit 326,127 Bew. Hauptst. Agen mit 10569 Einw.

81. Depart. des Lot (du Lot) mit 272,233 Bew. Hauptst. Cahors mit 11228 Einw. Stadt: Cere mit 3798 Einw.

82. Depart. des Tarn und der Garonne (du Tarn et de la Garonne) mit 238,882 Bew. Hauptst. Montauban mit 2781 Einw. Stadt: Castel-Sarazin mit 6144 Einw.

XII. Das Gebiet der Aude.

83. Depart. der Oſt-Pyrenäen (des Pyrenées orientales) mit 126,626 Bew. Hauptst. Perpignan mit 10,000 Einw. Stadt: Rivesaltes.

84. Depart. der Aude (de l' Aude) m. 240,993 Bew. Hauptst. Carcassone mit 15,219 Einw. Stadt: Narbonne mit 9086 Einw.

XIII. Das Küstengebiet des Herault.

85. Depart. des Herault (de l' Hernult) mit 301,099 Bew. Hauptst. Montpellier mit 32,723 Einw. Städte: Cette mit 6984 Einw. Lorzieres.

XIV. Das Gebiet der Rhone.

86. Depart. der Ober-Saone (de la haute Saone) mit 305,546 Bew. Hauptst. Vesoul mit 5417 Einw. Stadt: Luxeuil mit 3080 Einw.

87. Depart. des Doubs (du Doubs) mit 226,093 Bew. Hauptst. und Festung Besançon mit 28,436 Einw.

88. Depart. des Jura (du Jura) mit 292,889

Bew. Hauptſt. Lons le Saunier mit 6041 Einw. Städte: Dole mit 8235 Einw. Salins mit 8125 Einw.

89. Depart. der Saone und Loire (de la Saone et Loire) mit 463,782 Bew. Hauptſt. Maçon mit 10,807 Einw. Städte: Chalons an der Saone mit 10,431 Einw. Autun mit 9176 Einw.

90. Depart. der Rhone (du Rhone) mit 347,381 Bew. Hauptſt. Lyon mit 115,128 Einw. Stadt: Condrieux mit 4350 Einw.

91. Depart. des Aine (de L'Aine) mit 297,470 Bew. Hauptſt. Bourg mit 6984 Einw. Stadt: Amberieux mit 2850 E.

92. Depart. Leman (du lac Leman nämlich des Genferſees) mit 210,478 Bew. Hauptſt. Genf mit 22,759 Einw., nun in den Händen der Oeſterreicher. Stadt Bonneville mit 990 Einw.

93. Depart. des Montblanc (du Montblanc) mit 300,239 Bew. Hauptſt. Chamberry mit 10,800 Einw. Städte: Annecy mit 5130 Einw. Aix mit 1596 Einw. Les-le-Bourg mit 874 Einw.

94. Depart. der Iſere (de l' Isere) mit 471,660 Bew. Hauptſt. Grenoble mit 20,654 Einw. Stadt: Vienne mit 12,000 Einw.

95. Depart. der Ober-Alpen (des hautes Alpes) mit 121,523 Bew. Hauptſt. Gap mit 8050 Einw. Stadt: Briançon mit 2976 Einw.

96. Depart. der Drome (de la Drome) mit 253,372 Bew. Hauptſt. Valence mit 7532 Einw. Stadt: Montelimart mit 9320 Einw.

97. Depart. der Ardeche (de l' Ardeche) mit 284,743 Bew. Hauptſt. Privas mit 2923 Einw. Stadt: Annonay mit 5550 Einw.

98. Depart. des Gard (du Gard) mit 322,144 Bew. Hauptſt. Nimes mit 39,594 Einw. Städte: Beaucaire mit 7943 Einw. Roquemaure mit 3182 Einw.

99. Depart. Vaucluſe (de Vaucluse) mit 205,832 Bew. Hauptſt. Avignon mit 21,412 Einw. Stadt: Carpentras mit 8489 Einw.

100. Depart. der Rhonemündungen (des bouches du Rhone) mit 293,235 Bew. Hauptſt. Marſeille mit 98,413 Einw. Städte: Arles mit 1226 Einw. Aix mit 21,009 Einw.

101. Depart. der Nieder-Alpen (des baſses Alpes) mit 144,440 Einw. Hauptſt. Digne mit 2872 Einw. Stadt: Barcelonette m. 2182 Einw.

XV. Das Küſtengebiet des Var.

102. Depart. des Var (du Var) mit 283,296 Bew. Hauptſt. Draguignan mit 6561 Einw. Städte: Toulon mit 21,000 Einw. Antibes mit 5270 Einw. Hyeres mit 6528 Einw. ſammt den hieriſchen Inſeln.

103. Depart. der Seealpen (des Alpes maritimes) mit 130,234 Bew. Hauptſt. Nizza mit 18,473 Einw. Stadt: Sospello mit 2990 Einw.

XVI. Die Inſeln Corſika und Elba.

104. Depart. Corſika (de la Corse) m. 174,572 Bew. Hauptſt. Ajaccio mit 6594 Einw. Städte: Baſtia mit 11,336 Einw. in Corſika und Porto Ferrajo auf der Inſel Elba.

B.

Frankreich jenſeits der Alpen.

Dieſes wird in 4 Generalgouvernements eingetheilt die aus verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzt wurden, und 15 Departements bilden.

I.

Das Gouvernement des Simplon.

105. Depart. des Simplon (du Simplon) mit 63,500 Bew. Hauptſt. Sitten. Städte: Leuk, Siders, Brieg, Martinach, Morth.

II.

Das Generalgouvernement jenſeits der Alpen.

Dieſes ſteht unter einem eigenen Lehensfürſten, dem Prinzen Borgheſe, der den Titel eines Generalgouverneurs führt. Es enthält folgende Departements:

106. Depart. der Doria (de la Doire) mit 238,000 Bew. Hauptſt. Ivrea mit 7020 Einw. Stadt: Aoſta mit 5553 Einw.

107. Depart. der Seſia (de la Sesia) mit 202,733 Bew. Hauptſt. Vercelli mit 16,162 Einw.

108. Depart. des Po (du Po) mit 399,237 Bew. Hauptſt. Turin mit 79,000 Einw. Städte: Pignerol mit 10,086 Einw. Carmagnola mit 12,000 Einw. Fenestrelle.

109. Depart. von Marengo (de Marengo) mit 318,447 Bew. Hauptſt. Aleſſandria mit 30,000 Einw. Stadt: Caſale mit 16,151 Einw.

110. Depart. der Stura (de la Stura) mit 431,438 Bew. Hauptſt. Coni mit 16,500 Einw. Städte: Saluzze mit 10,150 Einw. Mondovi mit 21,557 Einw. Savigliano.

111. Depart. Montenette (de Montenotte) m. 289,823 Bew. Hauptſt. Savona. Städte: Acqui mit 6600 Einw. Oneglia, San Remo, Loano.

112. Depart. von Genua (de Genes) m. 400,056 Bew. Hauptſt. und Feſtung Genua mit 75,894 Einw. Stadt: Novi mit 8480 Einw.

113. Depart. der Apenninen (des Apennins) mit 254,658 Bew. Hauptſt. Chiavari. Städte: Spezzia, Sarzana.

III.

Das Herzogthum Parma und Piacenza.

Macht ein eigenes Generalgouvernement und französisches Lehen aus. Es bildet das:

114. Depart. des Taro (du Taro) mit 376,558 Bew. Hauptst. Parma mit 33,168 Einw. Stadt: Piacenza.

IV.

Das Großherzogthum Toskana.

Macht ebenfalls ein eigenes Gouvernement aus, und ist in folgende Departements eingetheilt:

115. Depart. des Arno (de l' Arno) mit 584,475 Bew. Hauptst. Florenz mit 70,869 Einw. Städte: Pistoja, Prato, Arezzo.

116. Depart. des mittelländischen Meeres (de la Mediterannée) mit 318,725 Einw. Hauptst. Livorno mit 51,016 Einw. Städte: Pisa, Volterra.

117. Depart. des Ombrone (de l'ombrone) mit 188,665 Bew. Hauptst. Siena mit 24,249 Einw. Stadt: Montepulciano.

V.

Das Generalgouvernement von Rom.

Dasselbe besteht aus der südlichen Hälfte des aufgehobenen Kirchenstaats, die nördliche ist dem Königreiche Italien einverleibt worden. Es enthält die Departements:

118. Depart. Trasimene (de Trasimene) mit 300,000 Bew. Hauptstadt Spoletto. Städte; Perugia mit Seehafen, Foligno.

119. Depart. von Rom (de Rome) mit 560,000 Bew. Hauptstadt Rom; vormalige Residenz des Pabstes. Von den im Jahre 1806 bestandenen 186 Klöstern waren im J. 1810 nur noch 4 Nonnenklöster erhalten. Im J. 1806 zählte Rom 130,000 Einw., darunter an 9000 Juden. Im J. 1812 124,980 Einw. Städte: Tivoli, Viterbo, Frascati, Civita Vechia, Albano, Orvieto, Ostia, Montefiascone.

C.

Frankreich jenseits des Rheins.

Dieses besteht aus folgenden Generalgouvernements und Departements.

I.

Das Holländische Generalgouvernement.

120. Depart. der Zuidersee (du Zuyderzée) mit 507,500 Bew. Hauptst. Amsterdam mit 201,628 Einw., jetzt die Residenz des souveränen Fürsten, der sich vom Joche der Knechtschaft befreiten Holländer, Wilhelm VI. aus dem Hause Oranien. Städte: Naarden, mit 2181 Einw. Muyden klit mit 4298 Einw. Haarlem mit 20,080 Einw. Zaardam mit 9350 Einw. Alkmar mit 7899 Einw. Hoorn mit 8193 Einw. Enkhuizen mit 6733 Einw. Utrecht mit 34,831 Einw. Amersfort mit 8682 Einw. und verschiedene Inseln.

121. Depart. der Maasmündungen (bouches de la Meuse) mit 309,234 Bew. Hauptst. Haag mit 42,150 Einw. Städte; Leyden mit 30,636 Einw. Delft mit 13,852 Einw. Gouda mit 11,379 Einw. Rotterdam mit 53,866 Einw. Schiedam mit 9157 Einw. Vlaardingen mit 5401 Einw. Gorkum mit 5762 Einw. Briel mit 3600 Einw. Helvoetsluis mit 1479 Einw. Dordrecht mit 19,402 Einw.

122. Depart. der Ysselmündungen (des bouches de L'Yssel) mit 145,000 Bew. Hauptst. Zwoll mit 13,063 Einw. Städte: Deventer mit 10,088 Einw. Campen mit 7019 Einw.

123. Depart. der Ober-Yssel (de l' Yssel superieure) mit 192,700 Bew. Hauptst. Arnheim mit 9437 Einw. Städte: Zütphen mit 7591 Einw. Harderwyk mit 3755 Einw.

Anmerkung. In den meisten geographischen Hand- und Wörterbüchern wird das 122 mit dem 123, und letzteres Departement mit dem ersten verwechselt.

124. Depart. Friesland (de la Frise) mit 175,400 Bew. Hauptst. Leuvarden mit 16,504 Einw. Städte: Franker mit 3841 Einw. Harlingen mit 7263 Einw.

125. Depart. der westlichen Ems (de l' Ems Occidental) mit 191,100 Bew. Hauptst. Gröningen mit 26,044 Einw. Städte: Delfzyl mit 945 Einw. Aßen mit 798 Einw. Löverden.

126. Depart. der östlichen Ems (de l' Ems Oriental) mit 128,200 Bew. Hauptst. Emden 11,251 Einw. Städte: Leer mit 5426 Einw. Aurich (Präfektur) mit 2533 Einw. Neerden mit 4760 Einw. Jever mit 3230 Einw.

II.

Das deutsche Generalgouvernement.

127. Depart. der Lippe (de la Lippe) mit 339,385 Bew. Hauptst. Münster. Städte: Lenheim, Steinfurt, Neuhausen mit 3433 Einw.

128. Depart. der Ober-Ems (de l' Ems superieur) mit 442,050 Bew. Hauptst. Osnabrück mit 9229 Einw. Städte: Emmerich, Lingen mit 4540 Einw. Tecklenburg.

129. Depart. der Wesermündungen (bouches du Weser) mit 327,175 Bew. Hauptst. Bremen mit 37,725 Einw. Städte: Dorum mit 2220 Einw. Hoya mit 2575 Einw.

130. Departement der Elbe-Mündungen (bouches de L'Elbe) mit 375,976 Bew. Hauptst. Hamburg mit 106,920 Einw. Die herrliche Stadt, welche durch Vandamme's und Davoust's Verfügungen so tief von ihrem Wohlstande herabsank. Städte. Lübek, 25,526 Einw.; Lauenburg, 2945 Einw.; Travemünde.

Dieser noch im J. 1812 so viel Raum umfassende Kaiserstaat ist von berühmten und merkwürdigen Gebirgen und Flüssen durchschnitten.

Die Gebirge sind:

a) Die Alpen mit ihren verschiedenen Aesten, Montblanc, Montcenis und St. Bernhard, auf dem nun Oesterreichs Fahnen wehen.

b) Das Juragebirge.

c) Die Vogesen (Wasgau) Hundsrück und Donnersberg als Nebenzweige.

d) Die Goldhügel.

e) Die Gebirge von Auvergne.

f) Die Cevennen.

g) Die Pyrenäen.

Die Ströme heißen:

a. der Rhein; b. die Maas; c. die Schelde; d. die Waal; e. die Ems; f. die Weser; g. die Elbe; h. die Somme; i. die Seine; k. die Loire; l. die Charente; m. die Garonne; n. die Rhone; o. der Po; p. der Arno; q. die Tiber.

Zu den vorzüglichsten Seen des Reiches gehören a. der Genfer See; b. der Neufchateler See; und c. der Lago maggiore in Italien.

Außerhalb den Grenzen des Reichs gehören die in dem anstoßenden Meere gelegenen Inseln: Corsika (eigentlich das 104te Departem.) Elba, Capraja, Pianosa, Palmajola, Montechristo, Porzona, Giglio, Gianutti, die Hieren und Lerinen, Oleron, Rhe, d'Jeu, Noirmoutiers, Belle-Isle, Groaix, Quessant und Stas zu Frankreich.

Noch kömmt zu bemerken, daß unter den vorangeführten 130 Departements oder dem französischen Reiche die sogenannten nun größtentheils von den Oesterreichern wieder eroberten Illyrischen Provinzen oder Frankreichs Neu-Illyrien nicht mitbegriffen sind. Dies Neu-Illyrien bestand im J. 1812 aus Oberkärnthen, dem vormaligen Herzogthum Krain nebst der windischen Mark, das Hydrianergebieth und der Görzerkreis; der österreichisch. Provinz Istrien, Triest, Fiume, Dalmatien und einem Theil von Croatien; ferner; aus der vormaligen Republik Ragusa, der Herrsch. Cattaro und den Landgerichten Sillian und Lienz von Tyrol. In Summe beträgt der Flächenraum 632 Quadratmeilen und die Zahl der Einwohner 1,246,320.

Als Colonien sind von dem Mutterlande Frankreich abhängig:

In Westindien: die Generalcapitanate von Domingo, Martinique, Guadeloupe und Tabago mit ihren Eilanden.

Auf dem Continent von Südamerika: das Generalcapitanat von Cayenne und Guiana.

In Nordamerika: die Fischerinseln Miquelon und St. Pierre.

Auf den Küsten der Barbarei die festen Plätze Bastion de France, Calle, Colo und Bonne.

Am Senegal und Gambia: Cap Francois und die Eilande Goree und Senegal.

Im Indischen Ocean die Inseln: Reunion, Frankreich, Rodrigue, Sechelles, Praslin und Diego Garcias.

Auf dem Ostindischen Continente die Plätze: Pondichery, Mahe, Karikall und Tschandernagor.

Das Areal dieser Besitzungen beträgt 4441 Quadratmeilen mit 1,286,400 Einwohnern, welche den im Eingange dieses Abschnittes angeführten Areal- und Bevölkerungsangaben noch zuzuschlagen sind.

Durch die Vereinigung Hollands erhielt Frankreich:

In Asien: Besitzungen auf den Inseln Ceylon, Sumatra, Java, Celebes, den Molukken und auf dem festen Lande in Ostindien.

In Afrika: das Vorgebirge der guten Hoffnung und verschiedene Forts in Guinea.

In Amerika, ein Stück von Guiana und die Westindischen Inseln: St. Eustach, Curacao, einen Theil von St. Martin ꝛc.

Da jedoch beinahe sämmtliche Colonien Frankreichs sich in den Händen der Britten befinden, so konnte Frankreich selbst auf der höchsten Stufe der Macht und Größe keinen Vortheil aus ihnen ziehen.

Dieser Coloß eines Reiches hätte unter einem minder eroberungssüchtigen Regenten, durch innere Vervollkommnung, seine Dauer für Jahrhunderte gründen können; aber Napoleon wollte Herr der Welt werden, Britannien zerstören, mit einem Worte eine Universalmonarchie gründen. Der Plan war zu groß, zu vernichtend für die Menschheit. Napoleon verjog des Löwens im Norden, der Adler in Osten, und daß es noch Deutsche an Kraft und Sinn gebe, und so stürzte das gigantesque Gebäude unersättlicher Herrschbegier wie an den Ufern der Elbe, auf Leipzigs Fluren zusammen.

Frankreich
wie es seyn sollte
oder
Frankreich
bei dem eintretenden Frieden.

Die hohen Verbündeten Mächte haben in ihrer am 2. Dec. 1813 zu Frankfurt gegebenen Erklärung bereits bestimmt, wie Frankreich für die Zukunft bestehen solle:

„Die verbündeten Mächte wünschen, heißt es in dieser Erklärung, daß Frankreich groß, stark und glücklich sey; weil die Französische Macht, groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des Europäischen Staatengebäudes ist. Sie bestätigen dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebiets, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen hatte. Aber auch die verbündeten Mächte wollen frey, glücklich, ruhig seyn. Sie wollen einen Zustand des Friedens, der durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht, ihre Völker künftighin vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit zwanzig Jahren auf Europa lasteten."

Und Frankreichs Herrscher, der Kaiser Napoleon, hat in seiner an Frankreichs Senatoren am 30. Decemb. 1813 gehaltenen Rede bestimmt erklärt:

„Il n'est plus question de recouvrer les Conquetes que nous avions faites."

„Es ist nicht mehr die Rede davon, die Eroberungen, welche wir gemacht hatten, wieder zu erlangen."

Bereits stehen die Heere der Verbündeten auf dem Grund und Boden Alt-Frankreichs. Die Pyrenäen, die Alpen, das Jurageburge und die Vogesen wiederhallen von dem Siegesrufe der Befreyer unterdrückter Völker, und die Morgenröthe eines dauernden Friedens dämmert über den Horizont glücklicher und zu beglückender Völker auf.

Was nun die im Eingange gestellte Frage betrifft: wie Frankreich nach dem eintretenden Frieden bestehen soll, um das Glück und die Ruhe anderer Völker nicht zu beirren? so läßt sich diese nach vorangeführten beiden Erklärungen der hohen verbündeten Mächte und des Kaisers der Franzosen dahin beantworten: daß der vorangeführte Abschnitt: Frankreich wie es war den Status dieses Reiche, einzelne Arrondissements-Vergrößerungen ausgenommen, genau angeben dürfte, wie es für die Zukunft, zur Erfüllung des obigen Zweckes, wieder bestehen solle und auch bestehen wird.

Geschrieben im Monat Jänner 1814.

Eine auf unser Zeitalter passende Prophezeihung.

(Man vergleiche N. 79. 1813.)

Man schleppt sich, besonders unter dem Volke, mit einer Menge Weissagungen herum; so z. B. von dem blinden Jünglinge, und Gott weiß, wie alle diese Fabeln heißen! Durch Zufall fand ich bei den Büchertrödlern ein Buch, welches eine dem jetzigen Zeitalter angemessene Prophezeihung enthält, und wegen der bereits wirklich eingetroffenen, und wahrscheinlich noch einzutreffenden Begebenheiten auch wenigstens die Aufmerksamkeit billig denkender Leser reizen muß.

Der Titel dieses Werkchens ist:

„M. Johannis Praetorii P. L. C. Ander Theil der neuen Weltbeschreibung, als von den 1. Astrologischen, 2. Betrügnischen, 3. Constablischen, 4. Deuffischen, 5. Erdenen, 6. Felsischen, 7. Graupelen, 8. Hölzernen, 9. Immerlebenden, 10. Klugen, 11. Leichen, 12. Monstrosischen, 13. Nacht-mohrischen, 14. Optischen, 15. Phantastischen, 16. Quadraten, 17. Rauchen, 18. See, 19. Tückebeldischen, 20. Viehischen, 21. Wörter, 22. Zwittermenschen. Welche Kapitel, anhangsweise, hinter sich allerhand Wahrsagungen und Wunderzeichen von gegenwärtiger Zeit haben." X. Magdeburg 1677. 8.

Ich schrieb den Titel dieses Buches genau ab, und meine Leser werden sich gewiß über alle diese sonderbare Menschenarten, die selbst weder Lienne noch Blumenbach kennen, wundern; doch der Herr Prätorius wollte gerade ein Alphabet füllen, und nun hieß es: reim' dich, oder ich freß dich. — Ich könnte billig einen Preis auf die Enträthselung mancher dieser Benennung setzen; z. B. was sind das für Menschen: die Constablischen, Graupelen, Quadraten ꝛc. — Doch zur Sache. Vielleicht erregt diese Prophezeihung bei Manchem ein Lachen, so wie ich mir bei Lesung des Titels nicht wenig mein Zwergfell erschütterte. So wie der Titel, so ist auch der ganze Inhalt des Buches, und Niemand wird diese in derselben alten Mundart geschriebene Prophezeihung unter jener Rubrik suchen, unter welcher sie stehet. Unter den Viehmenschen Seite 497 heißt es: Prophezeihung eines im Pabstthum hochberühmten, fürtrefflichen Mannes Capistrani, eines Schlesischen Mönchs, welche er vor zweyhundert und drey Jahren, nemlich anno 1460 über eine chiliastische Figur, so daselbsten gefunden worden, gemacht. (Von des Autoris Grabe, Zeiler. part. 2. Epist. 599. p. 1036.) Johannes Capistranus, ein frommer Schlesischer Mönch und fürtrefflicher Astronomus, (so viel Sachen prophezeyet, die wahr befunden) hat über eine cabalistische Figur, so zu Venedig gefunden und ihme zugeschicket worden, auch den Erschei-

nung des damaligen Cometen Anno 1640 nachfolgende Sachen prophezeihet, welche Prophezeihungen er kurz vor seinem Absterben auf Pergament geschrieben, und in einem Kistlein einmauern lassen, welche nach seinem Tode Anno 1548 wiederumb gefunden worden. Vide Leqt. Memor. Joh. Wolphii.

Ich Capistranus, ein Diener Gottes, habe gesehen durch die Offenbahrung Gottes, und durch die Ausrechnung der erschrecklichen Cometen, und Auslegung derselben, die Untergänge der Reiche.

Nemlich daß in künftigen Jahren soll erstehen ein grausamer Feind des Wortes Gottes, der wird sich ausgeben, als wollt er dasselbige befördern und beschützen, und wird sich mit Betrug zu den deutschen Fürsten machen, wird vorwenden, etliche Ungehorsame zu strafen, und der Kirchen Gottes Ordnung zu machen. Dieser wird vom Mittage und Mitternacht alles Unglück bringen, doch wird er die närrischen Teutschen mit eigenem Schwerdt schlagen, und die Häupter des Reichs wird er verderben. In der ersten Zukunft wird er fast alles nach seinem Willen, ohne Blutvergießen, überkommen. Die fürnehmsten im Reich, als die Teutschen, wird er berauben aller Stärke und Privilegien.

In dem andern Anlauf wird er zum Lügner werden, wird Gottes Ordnung zerreißen, und die, so wider ihn seynd, mit Gewalt zwingen.

Alsdann werden die Teutschen Fürsten sehen, daß sie betrogen sind, und werden sich vor beyderseits fürchten.

In diesen drey Jahren wird er viel Dinge versuchen, aber von wegen mannigfaltiger Aufruhr wird er innen halten.

Den Verräthern wird er nicht glauben, doch wird er hin und wieder viel Christenblut vergießen.

Im dritten Anlauf wird der Wütende von allerley Nationen ein unzählig Volk mit sich bringen, auszurotten Gottes und der Fürsten Worte, also wird Jammer und Noth, auch Blutvergießen aller Orten seyn.

Alsdann wird wider ihn ein König erwehlet werden, dem Königliche Ehre nicht wird erzeiget, dem werden viel anhangen.

Der König in Frankreich wird von seinen eigenen Unterthanen getrieben werden, denn er wird große Ungunst gegen sie haben, von wegen des Evangelii Jesu Christi, dazu er angereizt wird von den Bischöffen und Pfaffen, die ihn verrätherisch verführen, und ihn ums Geld verrathen. Er aber wird vermeynen, er thue seinen Freunden einen großen Gefallen, wenn er aber verjaget ist, so wird er von denen, so ihn verlassen werden, auf die er vertrauet hat. Und im Ende des andern Anlaufes wird dieses geschehen. Der Löwe machet seinen Jungen ein festes Nest, daß es ewig sollte erblich seyn, aber es wirds ihrer keiner besitzen, ob sie schon darauf gesetzet würden. Aber wenn der Löwe in dem 4ten Anlauf fallen wird, so wird bald eine beständige herrliche Person K zu Aachen an seiner Statt erwehlet. Dieses Geschlecht wird sich erstrecken bis ans Ende der Welt, denn das Ende ist vorhanden. Der König von Frankreich, wenn er nun des Elends und Creutzes wird überdrüssig seyn, so wird er sich zu den Christen wenden, wider die Feinde Gottes streiten, und wird von den Seinen wiederumb aufgenommen werden, denn die Kirche wird (nächst Gott) keinen andern Schutz, als ihn haben. Der Pabst zeiget dem Kaiser den Weg und spricht: Ich erwege, ob ich selbsten zu Rom bleiben werde, oder nicht, auch kann ich dir nicht helfen, wie du denn selbsten siehest, sonsten wollte ich meinen geschwornen Eyd halten.

Aber der Römische Stuhl wird gegen Maynz geleget werden. Ihr Amt sollen andere empfahen, welche mit mehrer Gottesfurcht und geringern Unkosten regieren sollen, denn diese Romanisten gethan haben.

In diesem 65 — und 66. Jahre werden diese Dinge alle geschehen.

Und die darnach leben werden, die werden sich verwundern des Friedens, der Einfältigkeit, und eines bekannten Menschen, der eben pacificus und Friedensreich genannt, denn es wird alsdann das Blutvergießen ein Ende haben."

Nie wäre es mir in den Sinn gekommen, diese schon von Prätorius auf sein Zeitalter angedeutete Prophezeihungen abermals dem Drucke zu übergeben, wenn nicht so mehrere im 9ten Hefte gedruckte Prophezeihungen mich hiezu aufgemuntert hätten. Die Auslegung überlasse ich der Willkühr eines jeden Lesers!!! —

Noch ist Seite 511 desselben Buches folgendes:

„Ein alter Autor vor 150 Jahren hat geschrieben, Gallia tandem sub Aquila militabit. Und Capistranus: Galli et Germani post devictum Imperatorem vivent mutuo foedere. d. i. die Franzosen und Teutschen werden, nach Uiberwindung des Kaisers, in einem Bunde leben. Leo Aquilae nidum et pullos devorabit, der Löwe wird des Adlers Nest und seine Jungen fressen.

N. d.

Ein kleiner Anachorism Schillers.

Er läßt Wilhelm Tell dem Parricida den Weg durch das Urner Loch zeigen, welches doch erst viel später nachher, nämlich 1707 von Peter Moretini durch den Felsen gesprengt ward; da vorher der Weg um den Teufelsberg herum über die nicht mehr vorhandene Brücke gieng.

Ausweis

über die vom 1sten November vorigen bis Ende Jänners dieses Jahres in einigen hungarischen, mährischen, schlesischen, und in den k. preussisch schlesischen Eisenwerken bestehenden Preise, nach deren Reduzirung in Wiener Gewicht und Wiener Währung.

Gewicht.	Adamsthal.	Blansko in Mähren.		In den hungarischen.		In den friedländischen mährischen.		in Ustromer k. k. schlesischen.		in königl. preuß. schlesischen.	
	Eisensorten.										
	Ordinär und Strek.	Ordin.	Strek	Ordin.	Strek.	Ordin.	Strek.	Ordin.	Strek.	Ordin.	Strek.
Der Zentner.	Beide Sort. a 16fl 40k	15fl 50k	16fl 40k	10 fl.	10fl 30k bis 12fl 30k	14fl 20k	14fl 40k	14fl 30k	15 fl.	8fl. 30k.	9fl. 30k.

Uibersicht

der Bevölkerung der Stadt Brünn.

Im Jahre 1813.	Einzeln.	Zusammen.
A. Die eigentliche, innere Stadt unter dem Magistrate	9391	
B. Vorstädte. 1. Unter dem Magistrate a) Bäckergasse	1811	
b) Lakerwiese	179	
c) Straßengasse	242	
d) Mühlgraben	431	
e) Kröna	932	
f) Neugasse, große, nur zum Theil	39[illegible]	
g) = kleine	671	
h) Teichdamm	266	14,315
2. Unter der kaiserl. Staatsgüter-Administration.		
A. Herrschaft Altbrünn. a) Der Markt Altbrünn	2375	
b) Wienergasse	321	
B. Herrschaft Königsfeld. a) Dörnrössel	552	
b) Radlaß	137	
c) Josephstadt	595	
d) Grabengasse	202	
e) Schwabengasse	631	
f) Neugasse, große	1380	
C. Herrschaft Blazowitz. St. Annagrund	179	6,472
3. Domkapitularisch. Herrschaft Kritschen. a) Petersgasse	43	
b) Petersburggasse	245	
c) Große Zeil	1819	
d) Kleine Zeil	530	2,642
4. Maltheser Ordens Commenda. Kreuzhof. Kreuzgasse	378	373
5. Fürstl. Lichtensteinisch. Herrschaft Poßorzitz. Neustift	[illegible]	848
In Summa	24,655	24,655.

Als der Graf durch meine Briefe aus Heſſen die Geſchichte, aber freilich nicht den Grund derſelben erfuhr, ſchien er es für eine gewöhnliche jugendliche Albernheit zu halten, und mich für einen Menſchen zu nehmen, den man ſeinem guten oder böſen Genius überlaſſen müſſe. Ich hatte im Allgemeinen nur Drang, die Welt zu ſehen vorgeſchützt, und übrigens nur wenige Hindeutungen auf mein inneres Ich angegeben. Wozu ſollten Erörterungen und Auseinanderſetzungen führen, die niemanden frommen konnten? Die Herren würden gedacht haben: contra principia negantem non est disputandum. Alſo war ich eine Priſe des Schickſals, und mußte nun werden, wozu ich an der Hand deſſelben mich ſelbſt machte.

Man brachte mich als Halbarreſtanten nach der Feſtung Ziegenhayn, wo der Jammergeführten aus allen Gegenden ſchon viele lagen, um mit dem nächſten Frühjahre nach Fawcets Beſichtigung nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schickſal, und ſuchte das Beſte daraus zu machen, ſo ſchlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhayn, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbeſtädten zuſammen gebracht wurde. Die Geſchichte und Periode iſt bekannt genug: niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers ſicher; Ueberredung, Liſt, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingeſteckt, fortgeſchickt. Mir zerriß man meine akademiſche Inſkripzion, als das einzige Inſtrument meiner Legitimirung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall: wo ſo viele durchkommen, wirſt du auch: über den Ozean zu ſchwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug; und zu ſehen gab es jenſeits auch etwas. So dachte ich. Während unſeres Aufenthaltes in Ziegenhayn brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben, und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war denn ein wahres Quodlibet von Menſchenſeelen zuſammengeſchichtet, gute und ſchlechte, und andere die abwechſelnd beides waren. Meine Kameraden waren: noch ein verlaufener Muſenſohn aus Jena, ein banquerotter Kaufmann aus Wien, ein Paſamentierer aus Hannover, ein abgeſetzter Poſtſchreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meinungen, ein preußiſcher Huſarenwachtmeiſter, ein caſſirter heſſiſcher Major von der Feſtung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte; und nur eine Skizze von dem Leben der Herren müßte eine unterhaltende lehrreiche Lektüre ſeyn. Da es den meiſten gegangen war wie mir, oder noch ſchlimmer, entſpann ſich bald ein groſſes Komplott zu unſer aller Befreiung. Man hatte ſo viel gutes Zutrauen zu meinen Einſichten und meinem Muth, daß man mir Leitung und Kommando mit uneingeſchränkter Vollmacht übertrug; und ich ging bei mir zu Rathe, und war nicht übel Willens, den Ehrenpoſten anzunehmen, und die funfzehnhundert Mann auf die Freiheit zu führen, und ſie dann in Ehren zu entlaſſen, einen jeden ſeinen Weg. Außer dem glänzenden Antrage kitzelte mich vorzüglich, dem Ehrenmanne von Landgrafen für ſeine Seelenſchacherei einen Streich zu ſpielen, an den er denken würde, weil er verteufelt viel koſtete. Als ich ſo ziemlich entſchloſſen war, kam ein alter preußiſcher Feldwebel zu mir ſehr vertraulich. „Junger Menſch, ſagte er, Sie eilen in Ihr Verderben unvermeidlich, wenn Sie dieſen Antrag annehmen. Selten geht eine ſolche Unternehmung glücklich durch; der Zufälle, ſie ſcheitern zu machen, ſind zu viele. Glauben Sie mir alten Manne; ich bin leider bei dergleichen Gelegenheiten ſchon mehr geweſen. Sie ſcheinen gut und rechtſchaffen; und ich liebe Sie wie ein Vater. Laſſen Sie meinen Rath etwas gelten. Wenn die Sache glücklich durchgeht, werden wir nicht die letzten ſeyn, davon Vortheil zu ziehen.“ Ich überlegte, was mir der alte Kriegsmann geſagt hatte, und unterdrückte den kleinen Ehrgeiz, entſchuldigte mich mit meiner Jugend und Unerfahrenheit, und ließ die Sache vorwärts gehen. Der Kanonier-Feldwebel hatte Recht; es wurde alles verrathen: ein Schneider aus Göttingen, der ein Stimmchen ſang, wie eine Nachtigall, erkaufte ſich durch die Schurkerei eine Unteroffizierſtelle bei der Garde, und da man ihn dort gehörig würdigte, und er des Lebens nicht ſicher war, die Freiheit und eine Hand voll Dukaten. Ich erinnere mich der Sache noch recht lebhaft. Alle Anſtalten zum Ausbruch waren getroffen. Wir lagen in verſchiedenen Quartieren, in den Kaſernen, dem Schloſſe und einem alten Rittersaale. Man wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehen, der Wache ſtürmend die Gewehre wegnehmen, was ſich widerſetzte niederſtechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln, und zum Thore hinaus-marſchieren. In drei Stunden wären wir in Freiheit geweſen; Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abtheilungsweiſe auf den Exerzierplatz kamen, fanden wir ſtatt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, und Kartätſchen in der Ferne liegend. Jeder merkte, was die Glocke geſchlagen hatte. Der General kam, und hielt eine wahre Galgenpredigt. Am Thore ſind mehr Kanonen, rief er, wollt Ihr nicht gehen? Die Adjutanten kamen, und verlaſen zum Arreſt, Hanns, Peter, Michel, Görge, Kunz. Meine Perſonalität war eine der erſten: denn daß der verlaufene Student nicht dabei ſeyn ſollte, kam den Herren gar nicht wahrſcheinlich vor. Da aber niemand etwas auf mich bringen konnte, wurde ich, und vermuthlich noch mehr der Menge wegen, bald los gelaſſen. Der Prozeß ging an; zwei wurden zum Galgen verurtheilt, worunter ich unfehlbar geweſen

seyn würde, hätte mich nicht der alte preußische Feldwebel gerettet. Die Uebrigen mußten in großer Anzahl Gassen laufen, von sechs und dreißigmalen herab bis zu zwölfen. Die zum Galgen Verurtheilten erhielten zwar nach der Todesangst unter dem Instrumente Gnade; mußten aber sechs und dreißigmal Gassen laufen, und kamen auf Gnade des Fürsten nach Kassel in die Eisen, das hieß so viel, als ewig ohne Erlösung. Mehr als dreißig wurden auf diese Weise grausam gezüchtiget; und Viele, unter denen auch ich war, kamen blos deswegen durch, weil der Mitwisser eine zu große Menge hätte bestraft werden müssen. Einige kamen beim Abmarsch wieder los, aus Gründen, die sich leicht errathen lassen; denn ein Kerl, der in Kassel in den Eisen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt.

Endlich ging es von Ziegenhayn nach Kassel, wo uns der alte Bettelkauer in höchst eigenen Augenschein nahm, keine Sylbe sagte, und uns über die Schiffbrücke der Fulda, die steinerne war damals noch nicht gebaut, nach Hannöverisch Minden spedierte. Ich genoß, trotz der allgemeinen Mißstimmung, doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht froher, und unsere Gesellschaft war so bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf sogenannten Bremer Böcken den Strom hinab. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwischen Weste und Beinkleider unter den Gürtel zu stecken. Das Buch mochte dießmal etwas zu stark seyn, und den Leib etwas unförmlich machen. „Was Teufel, ist der Kerl schwanger? sagte ein Hauptmann Lesthen, der eben vor mir stand, und hob die Weste beim Flügel auf, und es wurde der Julius Cäsar zu Tage gefördert. „Was Henker, macht Er denn mit dem Buche?" fuhr er fort. Ich lese darin; war meine Antwort. „Wo hat Er denn das Latein gelernt?" Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen. Er schüttelte den Kopf. Ich hatte in dem Buche eine Menge Randnoten aus dem Vegez, Frontin und andern Alten und Neuen, auch wohl von mir selbst niedergeschrieben. „Von wem sind denn diese Bemerkungen hier?" Von mir; und vor mir von den angegebenen Herren. Er sah mich fest an, und endigte mit dem spöttischen Abschied: „Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden." Schwerlich, sagte ich; das ist unter den Deutschen gar nicht wahrscheinlich: aber wenigstens will ich nicht Schuld seyn, daß es nicht wird. Nun ging es fort; und ich las, ohne eben weiter einen Zweck zu denken, in den Ruhestunden zuweilen nach meiner Weise einige Kapitel, aus bloßem Bedürfniß, mich besser zu beschäftigen, als ich in meinen Umgebungen sonst wohl konnte.

Auf meiner Wasserfahrt half mir meine stoische Genügsamkeit und meine Humanität einen Streich machen, der mir in meiner Sphäre zu keiner kleinen Ehre gereichte. Gewinnsucht und Leidenschaft regieren, wie bekannt, die Welt. Damit wir nicht verhungerten, hatte ein Entreprenеur, ein Marketender im Großen, für keine kleine Summe sich anheischig gemacht, uns zu beköstigen. Man weiß, wie es geht. Wir wollten so viel als möglich essen, und er wollte so viel als möglich gewinnen, welches sich zusammen nicht wohl vertrug. Fast unsere ganze Löhnung ging auf die Menage; und der Klagen liefen bei dem Obersten von Hatzfeld, der den Transport kommandirte, viele ein. Der Mann hatte ein Gefühl für Recht, und that, was er konnte, den Speisewirth zur guten Behandlung zu nöthigen. Da Ermahnungen bei Gewinnsüchtigen gewöhnlich vergeblich sind, wurden wechselsweise von dem Transporte nach den Schiffen Deputirte gewählt, die auf dem Kochschiffe nach dem Recht sehen sollten. Indeß es ging mit den Deputirten wie im englischen Parlament. Dort besticht man mit Guineen, Stellen und Pensionen; hier bestach man mit Wein, Schnapps, Kuchen; und so ging es denn, hier wie dort, nicht viel besser als vorher. Als die Reihe mein Schiff traf, wurde ich von der Rekrutenschaft einstimmig zum Deputirten gewählt. Auf dem Kochschiffe wollte man mich, wie gewöhnlich, höflich mit dem Weinglase empfangen, und mit Konfekt in der Kajüte halten. Ich habe gefrühstückt, war mein Bescheid, und blieb bei den Kesseln stehen, um zu sehen, daß die gehörige Quantität Fleisch und Gemüse hinein kam. Als die Kähne kamen, um zu holen, drang ich darauf, daß die Menagekessel voll gegeben wurden. Wir werden nicht auskommen, meinte man. Wir werden reichlich auskommen, sagte ich, auf meine Gefahr: denn so viel hatte ich noch rechnen gelernt. Es blieb viel übrig: ich ließ zum zweitenmal holen, und alle erhielten eine sehr gute Mahlzeit. Noch blieb viel übrig; doch nicht so viel, daß man noch einmal von vorne hätte anfangen können. Da kamen unsere Zwangswächter, die Dragoner, vom Ufer mit ihren Töpfen. Eine vorlaute schnippische Köchin wollte austheilen, und von den armen Teufeln Weißpfennige dafür einnehmen. Was soll das? rief ich: das Essen ist unser, wir haben es bezahlt; die Leute müssen den Rest unentgeltlich haben. Das Liebchen ward böse, und ich ergriff im Amtseifer den Schöpflöffel, und theilte aus bis auf den Boden, ohne einen Heller zu nehmen oder nehmen zu lassen. Die alten Kerle drückten mir freundlich dankbar die Hand. „Wir sehen leider deutlich genug," raunte mir einer zu, „wie Ihr betrogen werdet, können aber nicht helfen." Als die belobte Kesselprinzessin es noch einmal wagte, mich zu stören, schlug ich sie im Aerger so heftig mit der Schöpfkelle auf die Hand, daß sie laut schreiend und drohend zum Prinzipal in die Kajüte sprang. Da man mich aber so fest entschlossen sah, unterstand man sich nicht, mich weiter anzutasten. Ich bekam vom Ufer und von den Böcken eine Menge Dank-

abdreſſen, mit der Verſicherung, daß man noch nicht ſo gut und ſo reichlich geſpeiſt habe; und dieſe Dankadreſſen hatten wohl wenigſtens einen eben ſo guten Grund, als die im Parlamente. Man nehme es, wie man will, ich halte dieſen Tag für einen der ſchönſten meines Lebens; und das Bewußtſeyn macht mich ſtolz, daß ich als erſter Volksdeputirter, trotz jeder Verſuchung, Schmeicheley oder Drehung, mit eben der beharrlichen Entſchloſſenheit würde gehandelt haben. Die Sache lief unter den Offizieren herum, und ein jeder machte ſeine Gloſſen darüber nach ſeiner Sinnesweiſe. Die Reihe Deputirter zu ſeyn kam nicht wieder an unſern Bock, alſo auch nicht wieder an mich.

So fuhren wir denn den ganzen Strom hinab von Minden bis zu Bremerlehe, wo uns die engliſchen Transportſchiffe erwarteten. In Minden auf der Wieſe beſichtigte uns der Mäkler Fawcet, und es gab von den Dragoner-Unteroffizieren und Gardiſten einige freundliche Rippenſtöße; weil wir nicht laut und voll und ſonoriſch genug: Es lebe der König! ſchrien. Da ich als ein kleiner Kerl im mittelſten Gliede ſtand, entging ich den Püffen, ohne eine Sylbe zu ſagen genöthigt zu ſeyn. Aber den Hut mußte ich wenigſtens mit ſchwingen.

Es würde mir ein hoher Genuß geweſen ſeyn, an der Hand eines Freundes und Geſchichtskenners die Partheien der Weſer von Korvey bis Bremen zu beſehen, wo die Schönheiten der Natur durch den Gedanken der alten Nationalehre magiſch beleuchtet werden; aber damals war unſere Reiſe ein ſklaviſches dumpfes Hinſtarren auf die Gegenden, wo ehemals Männer für das Vaterland kämpften. Von Bremen bis Bremerlehe fuhren wir in andern Fahrzeugen, die ſchon See halten können, aber ſich nicht weit von den Küſten entfernen. Unbekümmert legte ich mich Abends hin, und ſchlief mitten auf dem Strome, und war ſehr verblüfft, als unſere ganze kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken da ſaß, und wartete, bis die Fluth ſie wieder empor hob; doch waren wir alle nicht halb ſo verblüfft, als bei der ähnlichen Erſcheinung Alexanders Soldaten auf dem Indus.

In den engliſchen Transportſchiffen wurden wir gedrückt, geſchichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu ſchlafen hatte man keine Hängematten, ſondern Verſchläge in der Tabulatur des Verdecks, das ſchon niedrig genug war, und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein angewachſener Mann nicht gerade ſtehen, und im Bettverſchlage nicht gerade ſitzen. Die Bettkaſten waren für ſechs und ſechs Mann; man denke die Menage. Wenn viere darin lagen, waren ſie voll; und die beiden letzten mußten hinein gezwängt werden. Das war bei warmen Wetter nicht kalt, es war für einen Einzelnen gänzlich unmöglich ſich umzuwenden, und eben ſo unmöglich auf dem Rücken zu liegen. Die geradeſte Richtung mit der ſchärfſten Kante war nöthig. Wenn wir ſo auf einer Seite gehörig geſchwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! und es wurde umgeſchichtet: hatten wir nun das nämliche quantum satis ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann; und wir zwängten uns wieder in unſere vorige Quetſche. Das war eine Lage, ungefähr wie im hohen Paradieſe, wenn auf der Bühne des Volks Lieblingsſtück gegeben wird.

Ich habe vor vielen vielen Jahren dieſe liebliche Fahrt, als Ouvertüre meines Schriftſtellerweſens in Archenholzens nun faſt vergeſſenem Journal Literatur- und Völkerkunde abdrucken laſſen, will aber hier, um den Faden nicht zu unterbrechen, das weſentlichſte wieder herſetzen. Daß das obengenannte Menſchenragout die Unterhaltung unterhielt, wird man nicht zweifeln. Die Seele derſelben war ein dort vergeſſener ehemaliger franzöſiſcher Offizier aus dem ſiebenjährigen Kriege, mit Namen Dechar, der ſeit der Zeit abwechſelnd gemeiner preußiſcher Dragoner und Füſelier-Unteroffizier und Sprachmeiſter und Fechtmeiſter, Unteroffizier und polniſcher Revolutionshauptmann geweſen war, abwechſelnd Gaſſen gelaufen, unter dem Galgen geſtanden und im Felde Kanonen genommen hatte, der in Frankfurt am Main und Kaſſel, Berlin und Warſchau, Breslau und Jauer alle Winkel kannte, alles Gute und Schlechte wußte, wie ein Achill focht, und wie ein Heliogabal ſchwelgte, wie Ariſtarchus ſprach, und wie Epikurs Küchenjunge lebte. Das Leben dieſes Abentheurers allein würde Stoff zu einem großen Gemälde geben. Der ſchlechteſte, gelehrteſte und traurigſte Geſellſchafter war der gute Ermönch aus Würzburg, von deſſen entſetzlichem Ende ich nachher noch Einiges ſagen will.

Es war mir doch ein ſonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das Verdeck trat, und zum erſtenmal nichts als Himmel und Waſſer um mich ſah. Der Ozean wogte majeſtätiſch, und die Schiffe tanzten magiſch wie kleine Spielwerke auf der unbegrenzten, ungeheuren Fläche; der Himmel war bewölkt, und theilte dem Waſſer ſeine tiefe ernſthafte Farbe mit. Ich war wirklich in einer andern Welt, und fühlte mich abwechſelnd größer und kleiner, nachdem eine erhabene oder bange Empfindung eben in der Seele herrſchte. So war es, als unter meinem Fuße Gewitter rollten, und furchtbar ſchöne Zauberwelten bildeten; neben mir die ſchwarzrothen Wolkenſäulen des Aetna ſtürmten, und über mir die milden Sonnenſtrahlen Wärme umher goſſen, und weit weit hin die ganze große Inſel, mit ihrer Fabelwelt magiſch färbten. Bald kam Sturm und mit ihm die Seekrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich, aber doch den Neulingen furchtbar genug. Fünfe von der ſechsmänniſchen Menage waren krank; ich blieb leider allein geſund. Die Seekrankheit iſt nichts als die Wirkung der ungewöhnlich heftigen Bewegung, der man nicht Einhalt thun kann,

Man hat ähnliche Erscheinungen genug auf dem Lande. Reiten und Fahren, vorzüglich rücklings, Schaukeln, Karousselreiten und ähnliche gymnastische Uebungen sind die besten Vorbereitungen zu Seereisen. Die nächsten Vorkehrungen sind: wenig essen und hart und kalt, und wenig trinken und kalt und säuerlich. Ich sage, ich blieb leidlich gesund; auch für mich leidlich. Die Seeluft giebt gewaltigen Appetit; die Schiffsportionen waren klein. Da niemand aus der Menage essen konnte, hatte ich die Fülle zur Sättigung, und konnte Vorrath von Zwieback sammeln, so daß ich wirklich eine ganze große Nachtmütze voll hatte. Bald kam einer, und forderte seine Portion, dann der andere, dann der dritte, und so fort; in kurzer Zeit war ich auf mein eigenes kleines Kontingent gesetzt. Die Genesenen waren durch die Krankheit und das Fasten gehörig auf die beschränkte Portion vorbereitet; die Gesunden hingegen hatten eine sehr unangenehme Speisekapazität gewonnen. Bald war mein kleiner Vorrath aufgezehrt, und mein Magen war bei der ganzen Portion auf ein sehr unbehagliches Halbfasten reduzirt. Hier sorgte denn zufällig die freundliche Muse für ihren Zögling. Ich saß auf dem Quarterdeck und las eben Horazens Angustam, amici, pauperiem, als der dicke Steuermann mich sehr unfreundlich von der Bank scheuchen wollte. Ich brummte meine Unzufriedenheit in meinem Büchchen Englisch, das ich von Kegler gelernt hatte, so gut ich konnte, und wollte hinunter in meinen Kasten schleichen, wo ich mich von niemand hudeln ließ. Der Kapitän kam dazu, guckte mir in das Buch, und hieß mich oben bleiben. Als er einige Anordnungen gemacht hatte, kam er zurück, und fing eine Art Unterhaltung mit mir an: You read latin, my boy? — Yes, Sir. — And you understand it? — I believe, I do. — Very well; it is a very good diversion in the situation, yoe are in. — So i find, Sir; indeed a great consolation.*) So gieng es denn freundlich und theilnehmend weiter. Er nahm mich mit sich in seine Kajüte, und zeigte mir seine Reisebibliothek, die aus guten Engländern und einigen Klassikern bestand, und versprach mir, wenn ich die Bücher gut halten würde, mir zuweilen eins daraus zu leihen. Durch seine Freundschaft erhielt ich etwas mehr Freiheit auf dem Schiffe, zumal da ich etwas Vergnügen am Seewesen zeigte, und in wenigen Tagen mir die Nomenklatur der Taue und Segel merkte, und sehr flink und sicher oben in dem Maste werke mit herum lief. Es war wieder das Bedürfniß der Thätigkeit, die mir allerhand kleine Vortheile schaffte und mich vorzüglich gesund erhielt. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsportion meinem exemplarischen Appetit nicht zureichend war, ließ er mir großmüthig heimlich zuweilen ein Geschenk von Zwieback und Rindfleisch zukommen, welches in der That im eigentlichsten Verstande ein sehr wohlthätiges Stipendium war.

Die Kost war übrigens nicht sehr fein, so wie sie nicht sehr reichlich war. Heute Speck und Erbsen, und morgen Erbsen und Speck; das war fast die ganze Runde. Zuweilen Grütze und Graupen, und zum Schmause Pudding, den wir aus muffigem Mehl, halb mit Seewasser und halb mit süßem Wasser und altem Schöpsenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl vier oder fünf Jahre alt seyn, war von beiden Seiten am Rande schwarz kriesig, weiter hinein gelb, und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Eben so war es mit dem gesalzenen Rindfleische, das wir in beliebter Kürze oft roh als Schinken aßen. Das Schiffsbrot war so hart, daß wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem gröbsten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten, es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte uns, und nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sey französisch; die Engländer haben ihn noch im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazine gelegen, und nun fütterte man die Deutschen damit, um wieder in Amerika die Franzosen unter Rochambeau und Lafayette, so Gott wolle, todt zu schlagen. Gott muß aber doch nicht recht gewollt haben. Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbniß. Wenn ein Faß heraufgeschroten und aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegethon und Kocytus zusammen: große fingerlange Fasern machten es fast konsistent; ohne es durch ein Tuch zu seigen, war es nicht wohl trinkbar; und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um es zu bekommen. An Filtriren war für die Menge nicht zu denken. Guten ehrlichen Landmenschen kommt dieses ohne Zweifel schrecklich vor, aber wer Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts ungewöhnliches. Rum wurde gegeben und zuweilen etwas Bier, welches dem Porter ähnlich war, und bei den Matrosen strong beer hieß. Da ich den ersten nicht genießen konnte, tauschte ich ihn gegen das letzte aus, welches mir Wohlthat war. Zuweilen wurde mir auch aus der Kajüte eine Flasche Porter zugesteckt, da ich am Wein durchaus keinen Geschmack fand.

Stürme hatten wir oft, und einmal so stark, daß uns der Aufsatz des Vordermastes und die große Raa zerbrach. Die Thürmung der Wogen, das Heulen der Winde durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borte, das Geschrei und Lärmen des Schiffsvolks, der ganze furchtbar empörte

*) „Du liest Latein, mein Sohn?" — Ja, Herr! — „Und Du verstehst es?" — Ich glaube. — „Sehr gut; das ist eine sehr gute Zerstreuung in Deiner Lage." — Ich finde das auch, mein Herr; es ist in der That ein großer Trost für mich.

Ozean, alles ist dem Neuling schrecklich: aber bald wird man es gewohnt, und schläft ruhig unter dem Kampfe der Elemente. Der spharitische Amtmann am Rheine, der die Nachtigallen wegschießen ließ, weil sie ihn im Schlafe störten, könnte keine bessere Kur brauchen, als eine Reise über den Ozean; zumal in einem englischen Transportschiffe. Nichts giebt aber auch dem Sinn ein größeres Bild von der Kraft des menschlichen Geistes, als das Regiment eines großen Schiffes. Man nehme eines aus der Linie. Man gebe ihm neunzig Kanonen; es ist noch keines von den ersten. Sie sind alle von dem größten Kaliber. Für jedes Stück habe man zweihundert Schüsse an Pulver und Kugeln: welcher Vorrath! Segel und Taue und Stangenwerk, vieles doppelt; eine Besatzung von 1000 Mann: welche ungeheure Masse für ein Auge, das sie auf dem Lande sieht! Für diese Mannschaft Lebensmittel an Essen und Trinken für viele Monate. Dieses alles in einer einzigen Maschine beisammen, mit welcher die Wogen wie mit einem Federballe spielen; und dieses ungeheure Ganze führt der menschliche Geist stolz und ruhig durch empörte Elemente hin und her nach seiner Wahl. Kurio's Theater, die ich mit halb Rom auf einem Schwerpunkt drehten, als ob sie der Weltbeherrscher spotteten, waren kaum eine größere Erscheinung.

Wir fuhren nicht durch den Kanal und die spanische See, weil damals noch die Franzosen und Spanier dort mit Flotten kreuzten, und auf uns lauerten; sondern segelten um die Inseln nördlich an den Orkaden weg. Der Sturm trieb uns weit weit nordwärts; und der Sicherheit wegen gab man vielleicht mehr nach, als nöthig war. Wir konnten muthmaßlich nicht weit von Grönland seyn; wir froren tief im Sommer, daß wir zitterten Tag und Nacht. Alles ging schlecht genug; wir brachten über einer Fahrt, die sonst gewöhnlich nur vier Wochen dauert, zwei und zwanzig zu. Die Portzienen wurden noch knapper an Brot und Fleisch und Wasser, und meine Bekanntschaft mit dem Kapitän war mir noch wohlthätiger. Krankheiten nahmen sehr überhand; doch starben von ungefähr fünfhundert Mann nur sieben und zwanzig, wenn ich nicht irre. Einige meiner nähern Bekannten waren darunter.

Zu den nähern Bekannten und Gesellschaftern auf dem Meere gehörte der Ermönch aus Würzburg. Er hatte für einen Mönch recht artige Kenntnisse, wußte viel Geschichte und Mathematik, und sprach besser als gewöhnlich Latein. Er war vom Anfange an meine Zuflucht gewesen, wenn die Langeweile sich meiner zuweilen zu bemächtigen drohte; aber vom Anfange an zeigte er einen Mißmuth und eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, die ich für nichts weniger als philosophisch hielt. Perfer et obdura war schon damals eines meiner Schibolete, und ich hielt es billig für entehrend, mich von gewöhnlichen Streichen des Schicksals niederschlagen zu lassen. In Ziegenhayn und auf dem Marsche hatte ich alle Mühe, den Kleinmüthigen einigermaßen aufrecht zu halten. Auf dem Flusse waren wir getrennt, und als wir auf dem großen Schiffe wieder zusammen kamen, hatte er so völlig Verzicht auf das Leben gethan, daß keine Kraft mehr zu wecken war. Das Kloster ist freilich keine Vorbereitung zum Felde. Es fehlte ihm nichts als Lebensmuth; aber Faulheit und Indolenz, die er wohl Resignazion und Apathie nannte, hatten sich seiner in einem solchen Grade bemächtigt, daß er sich fast nicht mehr von der Stelle bewegte. Ein Faulthier war die Thätigkeit selbst gegen ihn. Wenn ich auch über den Ozean komme, sagte er, so geht dort drüben das Elend erst recht an. Noth und Mangel und Mühseligkeit ist die ganze Aussicht, bis uns ein Rifleman durch die Lunge schießt, oder ein Mohak skalpirt. Da hatte die Klosterseele freilich nicht ganz Unrecht; aber ein braver Kerl hält aus bis zuletzt: und es ist doch wohl der schändlichste Tod, aus reiner absoluter Faulheit zu sterben. Nur im Kloster kann eine solche Gedankenmißgeburt entstehen. Er blieb entschlossen, dem Elend nicht entgegen zu leben; und mir war es eine neue Erscheinung, von welcher mir keine Erfahrungsseelenkunde etwas gesagt hatte, daß man ohne alle weitere Krankheit und Veranlassung aus bloßer Indolenz sterben könne. Kein Arzt konnte die geringste Krankheitsanzeige finden, und er klagte über nichts, als über das jämmerliche Leben und die noch jämmerlichere Aussicht. Man prügelte ihn zur Bewegung, zum Luftschöpfen, zum Waschen, zum Essen sogar; ohne Prügel that er von allen dem nichts: nur Rum trank er noch ein wenig ungeprügelt. Endlich ward man das Prügeln überdrüßig, und ließ ihn liegen; von dem Augenblicke an wurde nichts mehr gereinigt, und fast nichts mehr gegessen. Er lag in dem Hinbrüten des Todes. So lange ich konnte, besuchte ich ihn in seinem Kasten neben den Aufgegebenen, und versuchte noch, was Vernunft vermochte; endlich machte es mir die Selbsterhaltung zur Pflicht, mich zu entfernen. Nach dem Tode wollte das Klosterkadaver niemand anrühren, welches sehr zu entschuldigen war. Man suchte die schmutzigsten Gesellen aus, und gab ihnen zur Belohnung Rum, daß sie den Todten über Bord warfen. Ich hatte doch noch so viel Theilnahme oder Neugierde, man nenne es wie man will, mich zu nähern und die Erscheinung zu sehen. Es war ein gräßliches Bild menschlichen Elends und menschlicher Verworfenheit, das ich, Gott sey Dank, bei aller meiner Erfahrung nie wieder gesehen habe.

Einige Monate ist das Herumschwimmen auf dem Ozean, bei gehörigen Veränderungen, so lange die Erscheinungen neu sind, keine üble Parthie; zumal wenn man in so zahlreicher Gesellschaft segelt wie wir. Unsere Flotte von Transportschiffen aller Art, begleitenden Kriegsschiffen und Kaufmannsfahrzeugen, die die Gelegenheit der Sicherheit benutzten, mochte sich wohl auf 70

Segel belaufen; und der Abend und Morgen einer solchen schwimmenden Kolonie hat sein Angenehmes, wenn die See nicht zu hoch und nicht zu still ist. Besonders hat das Geläute etwas traulich heimisches und doch etwas sehr feierliches auf der unermeßlichen Fläche, daß ich nicht selten zu einem sehr innigen Gebet gestimmt wurde. Was weder Vernunft noch Gefahr bewirken, bewirkt oft die magische Psychagogie der Töne durch das Gefühl.

Wenn ich nicht mit den Matrosen arbeitete, lag ich bei schönem Wetter mit dem Virgil oben im Maskorbe und verglich unsern überstandenen Sturm mit dem seinigen, und fand ihn nie so lebendig wahr, als eben jetzt; wo ich an den vorigen dachte, und den kommenden erwartete. Ob ich gleich viele Hülfsmittel der Beschäftigung in und außer mir hatte, die den andern fehlten, so fing das Einerlei der Scenen doch endlich an mir lästig zu werden. Das Kabeljauangeln und das Einsalzen zu Labrdan auf einigen Bänken in der Nähe von Amerika gab einige Tage wieder gutes Essen und gute Unterhaltung.

Endlich bekamen wir das Ufer von Akadien zu Gesichte, und liefen unter allgemeinem Freudengeschrei in der Bucht von Hallifax ein. Man brachte uns wahrscheinlich nach Hallifax, weil es in Neuyork und den andern Provinzen schon höchst mißlich mit den Royalisten stand, und man das Ausschiffen dort kaum wagen durfte. Der Tag der Ausschiffung war einer der schönsten und einer der schlimmsten. Zwei und zwanzig Wochen waren wir herum geschwommen, ohne das geringste Land gesehen zu haben. Da wir keine brittischen Amphibienseelen waren, sehnte sich alles ohne Ausnahme nach festem Fuße; zumal da der Scharbock empfindlich zu werden anfing. Es war aber ein Hungertag, da uns die Schiffe an das Land wiesen, und das Landkommissariat, zumal da das Ausschiffen sich sehr spät verzögerte, noch nichts geliefert hatte. Doch vergaß jeder in der Freude gern die Forderung des Magens, wenn er nur den Boden begrüßen konnte. Ich erinnere mich dabei eines sehr wehmüthigen Auftritts. Ich war einer der ersten am Lande, und hatte nebst einigen andern eine kleine Quelle herrlichen Wassers am Ufer im Sande entdeckt. Lange hatten wir diese köstliche Erquickung entbehrt; wir tranken mit Wollust und großen Zügen. Schnell erscholl die Entdeckung, und die Hungrigen und Durstigen stürzten in Haufen nach dem kleinen spiegelhellen Wasserschatze, drängten sich, stießen sich, jeder wollte gierig der erste Theilnehmer seyn; in dem Getümmel gerieth der Sand des abschüssigen Ufers in Unordnung, gab nach, und in einem Augenblicke war die ganze kleine herrliche Quelle versandet. Sie brauchte Stunden, um sich wieder zu läutern, und die Menge stand traurig um sie herum, und betrachtete lechzend den Verlust.

Als ich vom Schiffskapitän Abschied nahm, drückte er mir mit herzlicher Freundlichkeit die Hand. „Es thut mir leid, mein Sohn, daß du nicht bei uns bleibst; Du würdest bald ein guter Seemann geworden seyn.“ — Herzlich gern wollte ich es; aber Sie sehen, daß es unmöglich ist. — „Das ist es; Gott sey mit Dir.“ — Mit einem dankbaren Wunsche für den menschenfreundlichen Mann stieg ich die Leiter hinab ins Boot, und ruderte dem Ufer zu. Das Ufer um Hallifax her ist unfreundlich, ziemlich öde und unfruchtbar. Der Ort, der uns zum Lager angewiesen wurde, war abhängiger Felsenboden. Wir kamen spät ans Land, und ehe die Bedürfnisse herbeigeschafft wurden, ward es fast Nacht. Die Zelte kamen an, und sollten aufgeschlagen werden. Man hatte mich zum Unteroffizier ernannt; ich sollte also für das Aufschlagen sorgen. Nun hatte ich in meinem Leben nur ein einziges Lager ganz nahe gesehen, und wußte von der Maschinerie eines Zeltes gar nichts. „Schlippe,“ sagte ich zu einem alten preußischen Grenadier, der mir zugetheilt war, „Lateinisch und Griechisch verstehe ich so ziemlich, aber wenig vom praktischen Militär; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich wieder durchhelfen.“ Der alte Satyr lächelte, ergriff das Beil, nahm einige mit sich, that als ob er meine weisen Befehle ausführte, und in einer Stunde stand unser Zelt, trotz den übrigen so gut da; als es der harte Boden erlauben wollte. Die Schwierigkeit war nicht klein, da Zeltstangen und Zeltpflöcke erst aus dem Walde geholt und gehauen werden mußten. Die Nacht kam ein Sturm wie ein Orkan, der unserer Architektur von Leinwand weidlich spottete. Den folgenden Morgen standen vom ganzen Lager nicht zehn Zelte mehr fest, das unsrige stand nur halb: viele hatte der Wind in den Morast hinabgetrieben. Nun fingen wir an, etwas solider zu bauen, wozu uns auch die Kälte trieb; denn es war schon spät im Jahre, und ein cimmerisches Wetter auf dieser Landzunge.

Da man den Transport nicht zu den Regimentern bringen konnte, wurden wir in ein Bataillon von fünf starken Kompagnien formirt, und sollten für uns Dienste thun. Das ging toll genug; der Oberste Haßfeld that sein möglichstes, das Gesindel in Ordnung zu bringen. Fast die Hälfte waren gediente Leute; das machte die Sache etwas leichter, nur waren unsere besten Soldaten liederliche Menschen. Ich als Unteroffizier sollte nun den Exerziermeister machen, und wußte selbst nur noch blutwenig. „Schlippe,“ sagte ich wieder, „Er sieht wohl, daß es mit mir noch etwas hapert. Wir wollen täglich eine Stunde in den Wald gehen, als obs zur Jagd wäre; da ist Er wohl so gut, mir einige Handgriffe gründlicher zu zeigen, als ich sie bis jetzt gefaßt habe.“ Der alte Satyr lächelte, und meinte, es würde schon gehen; zur Noth auch ohne ihn. Es ging; gerade wie bei einem Professor qui docendo discit, ward es täglich mit mir besser; und bald galt ich für einen Kerl, der ein Gewehr meisterhaft zu handhaben verstand, und sich in die kleinen Evolutionen geschickt genug zu finden wußte. Es

gehört nur einige Kenntniß mathematischer Figuren und etwas Geistesgegenwart zu dem letzten.

Das Leben im Lager im Spätjahre war schlecht genug; keine gute Kost und Kälte bis zum Heulen und Zähnklappern. Unser Bataillon sah aus buntscheckig, wie eine Harlequinsjacke, da es aus den Uniformen aller Regimenter bestand. Wir hatten weder Fahnen noch Kanonen, da es täglich hieß, wir sollten zu unsern Regimentern stoßen. Ich nebst ungefähr 25 andern war dem Regiment Erbprinz zugefallen, habe aber das Regiment nie gesehen.

In dieser Zeit machte ich Münchhausens, oder er vielmehr meine Bekanntschaft. Ich saß im Zelte, und wärmte mich gegen die nasse Kälte etwas an Flakkus Ofenfeuer, da schlug ein Offizier den Zeltflügel zurück, und fragte: ob ich der Sergeant Seume wäre. Da ich denn der war, hieß er mich heraus kommen. Ich warf mich in die Ordonnanz, und trat hervor; er belugte mich etwas neugierig, faßte mich am Arm, und fort gings durch mehrere Kompagniegassen dem Ende des Lagers zu, wo sein Zelt stand. Ich wartete der Dinge, die da kommen sollten, da der Herr unterwegs ziemlich einsilbig war. In seinem Zelte lagen auf dem Tische einige Verse, die er mir hingab, und mich fragte, ob sie von mir wären. Ich besahe sie, und sagte ja. Es war eine tragikomische Elegie über unser Leben im Lager, die, wie der Gegenstand selbst, lächerlichweinerlich genug seyn mochte. Wir müssen bekannter werden, sagte er: sehr gern, sagte ich. Er bat mich auf ein Stückchen Wildbraten, denn er ist bekanntlich ein trefflicher Weidmann, den Abend zu Tische; und da in meinem Zelte Schmalhans Küchenmeister war, so kam mir die Einladung sehr willkommen. Seitdem waren wir fast überall zusammen, wenn uns der Dienst nicht trennte; welches leider denn doch oft genug geschah. Münchhausen war damals, wie Johnson sich ausdrückt, ein Mann von gesundem, gediegenem, ungelehrtem Verstande, welches ihm und mir sehr zu statten kam; denn ich hatte schon viel Schulstaub und nicht wenig Schuldünkel an mir, obgleich meine klassischen Kenntnisse noch sehr leicht waren. Sein Beifall war nun meine beste Belohnung, und seine Kritik meine beste Belehrung. Ich begriff, daß bloße Schule nicht alles sey; und er fand, daß die Schule doch vieles sey und desto mehr, wenn sie durchaus Zögling und Folgerin der bessern Natur ist.

Es hatte sich ein freundschaftlicher Zirkel von Offizieren gebildet, in den man mich unvermerkt fast unzertrennlich hinein zog, und mit vieler Herzlichkeit behandelte. Münchhausen war stillschweigend durch seine Mischung von Ernst, Bonhomie und heiterer Laune darin die Hauptperson. Jeder trug das Seinige dazu bei, die Unterhaltung und die Menage zu würzen. Die meisten jungen Herren waren tüchtige Nimrode; und so fehlte es uns selten an etwas frischem Wild auf den Tisch, denn die Lieferungsartikel, ausgenommen das Brod, welches vortrefflich war, waren nicht viel besser, als auf dem Schiffe. Die Lieblingsneigung eines jungen Mannes, der Buttler hieß, zur Konditorei, machte besonders unsere Deserte sehr reich und köstlich, da es uns an Ingredienzen nicht fehlte. Es war keine ganz uninteressante Gruppe, wenn einer eine wilde Ente spickte, der andere Madeira brachte, der dritte das Gewehr putzte, der vierte Dienstaudienz gab, der fünfte mit Schürze und Geschirr vor dem Kamine Pastetchen schuf, der sechste den possierlichen Ansteller machte, und der siebente im Julius Cäsar las, aber mehr auf die Ente und die Pasteten als den Text sahe. Der Konditor hatte eine paradiesische Freude und ein ganz verklärtes Antlitz, wenn wir seinem Machwerk durch heroisches Essen und kräftige Lobsprüche Ehre erwiesen; denn er genoß selten etwas davon. Nun gab es aber undankbare Schäker, die zuweilen nach dem Genuß eine bittere Kritik darüber anfingen; und dann gerieth nicht selten der junge Künstler in so heftiges Feuer, daß er Pfannen, Kasserole, Kuchenformen und alle Geräthschaften zornentflammt durch einander warf, und dreimal heilig schwur: er wolle für uns undankbare Gesellen keine Schürze mehr umbinden; welches er auch nach echter Dilettantenart gewöhnlich drei Tage hielt, wo ihn die Naturschwachheit und Gutmüthigkeit wieder besiegte. Es gelang den Herren nicht, mich zum Jäger zu machen; ob ich gleich zuweilen aus Gefälligkeit mitzog, oder auch wohl allein mit dem Gewehre im Walde und am Wasser herumstreifte; woran vorzüglich mein kurzes Auge Schuld haben mochte. Denn von Jugend auf konnte ich nur auf eine kleine Entfernung bestimmt sehen, ob ich gleich in der Nähe sehr scharf sahe, und die kleinste Schrift bei Mondschein las; welches noch jetzt ziemlich unverändert eben so ist. In der alten Welt habe ich nie gefischt, außer zuweilen als Knabe mit meinem Vater mit dem Hamen in der Nirpach, welche herrliche Schmerlen hielt; in Amerika verführte mich der Reichthum des Fischzugs nicht selten zu diesem Vergnügen, wo ich in einer Stunde manchmal mehr Hummern und eine Art kleiner schwarzbrauner Lachse fing, als ich nach Hause zu bringen im Stande war. Kleine zarte Krebse, Aale, Makrelen, Kabliaus und einige Schollenarten waren meine Lieblinge, die alle sehr reichlich und sehr wohlfeil dort zu haben waren.

Münchhausen munterte mich beständig auf zur Arbeit, das hieß, zum Dichten, wozu ich aber weder viel Zeit noch Lust hatte. Auch kann ich mich nur weniger Kleinigkeiten erinnern, die ich damals geschrieben hätte, und keiner einzigen, die verdient hätte aufbewahrt zu werden, wäre es auch nur als Beleg der Bildungsgeschichte: alles war höchst mittelmäßig. Dafür lief ich, wenn ich Zeit hatte, mit Horaz oder Virgil in der Hand, oder auch wohl mit einem alten Homer, in den Wäldern herum, las

gerte mich in einer Grotte oder einer alten Baumgruppe, und vergaß nicht selten über meinen Lieblingsstellen den Sonnenuntergang, so daß ich sehr spät ins Lager oder die Kasernen zurückkam. Daneben war ein alter Hageborn und ein Exemplar von Hölty, die ich irgendwo aufgetrieben hatte, meine Begleiter. Das beste von Hölty wußte ich damals auswendig, wozu noch jetzt bei mir seine berühmten Traumbilder mit gehören. Die Elegie am Grabe eines Dorfmädchens und am Grabe seines Vaters sind für mich noch jetzt die lieblichste Wehmuth, die ich in der Literatur kenne. Ich zeigte Münchhausen die Schönheiten und ihre Gründe, welches mir bei ihm sehr leicht ward; denn ich habe selten eine Seele für wahre Schönheit empfänglicher und enthusiastischer gefunden, als die seinige. Er bedauerte, daß er mir in den Klassikern nicht folgen konnte: aber was ich ihm daraus übersetzte, so wenig meisterhaft auch die Uebersetzung seyn mochte, bewies ihm doch, daß meine Vorliebe für sie kein Vorurtheil war, und weckte ganz leise die Neigung, die bald Entschluß und Ausführung ward, selbst bekannt zu werden mit diesen reichen Schätzen echter Kunst. Er überraschte mich einige Jahre nachher mit einer Kenntniß, die mich in Erstaunen setzte. In manchem Alten, vorzüglich im Flakkus, den er etwas hyperbolisch verehrte, hatte er mich zurückgelassen.

Der Dienst war, zumal für mich als Unteroffizier, beschwerlich genug, und ließ nicht viel Zeit übrig. Ueberdieß spannte mich noch dazu der Oberste Hatzfeld ins Joch als Schreiberesknecht, so daß ich die noch übrigen Mußestunden beim Adjutanten als Adjuvant saß, mir fast die Finger krumm schmierte, und weiter nichts erntete, als ein freundliches: Wir bleiben Euch in Gnaden wohl gewogen; waren doch wohl am Ende selbst Taubmanns Katze ihr Bißchen Geist aufgab. Ich hatte bei dieser Veranlassung einen sehr tragikomischen Auftritt auf meine Unkosten. Niemand bemerkte die Runzeln und den Mutwillen auf meiner Stirne; das hieß Tag aus Tag ein, schreib Teufel schreib, bis ich in meinem verkehrten Sinn auf ein verzweifeltes Mittel gerieth, mich zu befreien. So wie ich von der Wache kam, nahm ich mein Gewehr, und ging in den Wald, um nicht zugegen zu seyn, wenn, wie ich vermuthete, die Botschaft zur Schreiberei kommen sollte. Das geschah; meine Entfernung wurde sogleich, auch absichtlich mit ziemlich boshaften Zusätzen durch die gehörigen Instanzen dem Obersten rapportirt. Es wird dir übel gehen, riefen mir meine Kameraden zu, als ich zurückkam, der Oberste hat zweimal geschickt; du sollst schreiben. So, sagte ich mürrisch; es ist gut. Ich glaube vielmehr, es ist nicht gut, meinte der Feldwebel, auch kommen Sie morgen wieder auf die Wache; es sind zwei auf Kommando gegangen. Den andern Morgen stand ich in der Front der Wachtparade, als der Oberste ziemlich grimmig auf mich zu kam, und mir im Eifer einen Knopf vom Rocke drehte. Der Oberste war ein kolossalischer Mann, der auftrat wie ein Herkules, mit dem Blicke Funken sprühte, und eine Stimme sprach wie eine Quartposaune, übrigens aber noch ziemlich human und wohlwollend war. Er soll zu seiner Zeit, wie man sagte, zu Minteln mächtig renommirt haben. Wo ist der Herr gestern gewesen? donnerte er mich an. „Auf der Jagd.“ Jedermann wußte, daß ich sonst eben kein Jäger war. „Ich will den Sackermenter jagen,“ fing er an, und hielt eine kurze Art von energischer Galgenpredigt, deren Finale war, daß ich aus der Front ohne Säbel sogleich in die Wache befördert wurde. Nach der Parole wurde Exekution mit dem kalten Eisen gehalten *), immer unter Fortsetzung des obigen erbaulichen Sermons von Distinktion und Unerkenntlichkeit und Halsstarrigkeit, mit einigen starken Donnerwettern durchschossen, die sein furchtbarer Baß ziemlich gut nachmachte. Sodann ging es wieder in die Wache. Den andern Morgen, als ich frei gelassen wurde, oder vielmehr die Kette etwas länger ließ, meldete ich mich ordonnanzmäßig bei den Instanzen, und also auch bei dem Obersten. Sind wir nicht ein Paar rechte dumme deutsche Dorfteufel, kam er mir komisch polternd entgegen, daß wir uns nicht friedlich vertragen können, und uns da so zanken und streiten müssen! „Ich darf nicht widersprechen, Herr Oberster,“ brummte ich halblaut mürrisch skoptisch durch den Bart. Zum Teufel, Herr, sey Er nicht impertinent! rief er. Nun fing ich an zu exerciren in aller Ordnung mit Bestimmtheit: daß der Dienst hart und strenge sey, daß ich von Wachen, Visitiren, Kommando's wenig Nächte frei habe, daß, wenn meine Kameraden ausruheten, ich halb schlaftrunken mich am Schreibetische quälen müsse, daß ich das nicht aushalten könne u. s. w. Der Oberste rieb die Stirne, meinte, dem Dinge könnte wohl abgeholfen werden; nur habe ich eine sehr schlechte Methode ergriffen. Da hatte er Recht. Nun frühstückten wir zusammen; er befahl, mich vom gewöhnlichen Dienst zu befreien, außer wenn das Bataillon manövrirte, um nur schreiben zu helfen; und dazu gab er mir monatlich einige spanische Thaler Zulage. Die Ausgleichung war besser als der Prozeß.

Nun ging es gut; ich schrieb eine lange Zeit viel Regimentslisten, und that übrigens sehr wenig. Die Arbeit war zwar trocken und langweilig genug, da oft wegen eines alten morschen Pfannendeckels, der nicht zwei Pfennige werth war, einige Bogen umkopirt werden mußten. Dafür sing aber eben auch damals dort das papierne

*) Seume wurde hier grausam mit der Degenklinge gestraft. Die Spitze des Degens sprang, und fuhr dem Obersten unter die Nase. Seume mochte höhnisch lächeln, und wurde aufs neue schrecklich gemißhandelt. Aus mündlicher Erzählung.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 16. April.

Ueber die Anwendung der Rechnungsart mit Meridarithmen auf Fälle im geselligen Leben, mit besonderer Hinsicht auf ökonomische Rechnungen.

(Man sehe Nr. 8.)

Als meine Entdeckung und Bearbeitung der Meridarithmentabellen bekannter wurde, schien vielleicht Manchem die Brauchbarkeit derselben in Fällen des gewöhnlichen Geschäftsganges zu eingeschränkt, und mehr für den Mathematiker, als für den Kaufmann, Beamten, Rechnungsführer ꝛc. dienlich. Der im Hesperus No. 71. 1813 aufgestellte und aufgelöste Fall, welcher nach Erscheinung des Finanzpatentes vom 15. März 1811 so häufig im Geschäftsgange vorkam, schien vielleicht Manchem zu sehr gesucht und jetzt zu selten vorkommend für den, der nicht blos Kaufmann ist, als daß durch seine Aufstellung ein allgemeineres Interesse für die Rechnungsart mit Meridarithmen abgewonnen werden konnte. Ich muß daher die allgemeine Brauchbarkeit der Meridarithmentabellen noch durch einige andere Beyspiele zeigen. Weil ich andererseits zugleich befürchte, die Meinung beigebracht zu haben, daß man weiter nichts als die gemeine Addition zu verstehen brauche, um die verwickeltsten Fälle und vorkommenden Bruchrechnungen meridarithmisch auflösen zu können; so muß ich hiemit bestimmt erklären, daß Jeder, der meridarithmisch ein Exempel auflösen will, auch im Stande seyn müsse, es auf die gewöhnliche Art auflösen, wenigstens ordnen zu können; und daß er bei dieser vorausgesetzten Umsicht dessen, was er mit dem Exempel eigentlich anzufangen hat, dasselbe meridarithmisch durch bloße Addition wenigstens 3 bis 4mal geschwinder und sicherer, als auf die gewöhnliche Art auflösen wird.—

Der Fall, den ich jetzt aufstellen will, ist zunächst für die Herren Oekonomen von Interesse. Es wollte z. B. ein Oekonom all sein Korn, das auf 5 verschiedenen Feldstücken bereits in Mandeln steht, bis auf ein Stück, das er für die Saat und den Hausbedarf zurückbehalten will, auf Ort und Stelle so verkaufen, daß nach Uebereinkunft des Preises für einen Metzen weder der Käufer, noch er verkürzt werde. Es ist natürlich, daß für diesen Fall so genau als möglich die Zahl der Metzen, die durch den Ausdrusch erhalten werden kann, zu erheben sey. Da aber der Beschaffenheit des Bodens, oder anderer Ursachen wegen ein Schock auf einem Felde mehr, als auf dem andern schütten wird, und zum Abschluß des Handels nur zwei Tage anberaumt sind, folglich von jedem einzelnen Felde kein Probedrusch genommen werden kann; so beschließt der Oekonom, einen einzigen Probedrusch jedoch so zu veranstalten, daß von jedem Felde verhältnißmäßig eine gewisse Anzahl Garben dazu genommen werde, um dadurch eben das zu erzielen, als wenn man von jedem Felde einen besondern Probedrusch genommen hätte. Es fragt sich also: wie viel Garben hat man vom Felde A, auf dem sich 15 Schock, 33 Garben befinden, von B 12 Schock 17 Garben, von C 10 Schock 18 Garben, und vom Felde D, das nur 4 Schock 37 Garben enthält, zum Probedrusch zu nehmen? — Ferner: wie viel erhält man von diesen Feldern Korn, wenn der Probedrusch, wozu man nur 2 Schock 15 Garben nehmen kann, um damit innerhalb 2 Tagen noch fertig zu werden, 0 Metzen 25 Mäßchen gegeben hat? — Endlich, wie viel wird der Oekonom für das ganze Getreide ansprechen können, wenn er mit dem Käufer für die Metze auf 1 fl. 48 kr. übereingekommen ist?

Jeder sieht leicht ein, daß im gegebenen Falle mehrere Divisionen und Multiplikationen, und zwar in Bruchzahlen vorkommen, und daß die ganze Rechnung sehr langwierig und verdrießlich werden muß, wenn man so viel möglich das Hinwegwerfen kleiner Theile vermeiden soll. Viel leichter und geschwinder erreicht man seinen Zweck beim Gebrauch der Meridarithmentabellen, und zwar auf folgende Art, so viel ich hierüber nach Voraussetzung dessen, was vom Gebrauche der Meridarithmen im Hesperus Nr. 71. 1813 schon gesagt wurde, und was ich dort nachzuschlagen bitte, eröffnen kann.

Erstlich zählt man alles auf den Feldstücken A B C D sich befindliche Getreide zusammen, man wird 42 Sch. 45 Garben = 2565 Garben zählen. Nun ist begreiflich, daß man von jedem Felde zum Ausdrusch so viel

Garben wird nehmen müſſen, als der Theil, um welchen das zum Probedrusch beſtimmte geringer als das Ganze befunden wird, in der Fechſung eines jeden Feldſtückes enthalten iſt. Das zum Probedrusch beſtimmte beträgt über 2 Schock, 15 Garben; es kommen alſo nur allein andern 2 Schock 15 Garben durch 42 Sch. 45 Garben zu dividiren. Meridarithmiſch wird dieſe Diviſion vorgenommen, wenn man die Meridarithmen des Diviſors, hier 2 Schock 15 Garben, das iſt in Dezimalbrüchen 2,25 oder überhaupt die Meridarithmen der Zahl 225 aufſucht. Weil der Quotient nur zweiziffrig ſeyn kann, ſo nimmt man nach dem Dividend auch nur die erſten zwei Ziffern des 4ten und 2ten Meridarithmen von der Zahl 225; und die Diviſion ſetzt meridarithmiſch alſo:

18
1
19

denn der 4te Meridarithmus von 225 iſt = 177778; der 2te = 088889, folglich wird 18 und 1 zuſammen gezählt, weil hinter 7 mehr als 5, und ſo auch hinter 0 nämlich 8 ſteht. Man erſieht alſo unmittelbar aus den Tabellen, ohne erſt die Zahlen aufſchreiben zu dürfen, daß 2 Sch. 15 G. in 42 Sch. 45 G. 19mal enthalten ſind, und daß man mit 19 in die Fechſung eines jeden Feldſtückes wird hinein dividiren müſſen, um zu erfahren, wie viel man von jedem zum Probedrusch an Garben nöthig haben wird. Meridarithmiſch berechnet erhält man das Ganze durch 4 kurze Additionen und nur nach einmaligem Aufſchlagen der Meridarithmen von der Zahl 19. Ich ſetze nur 3ziffrige Meridarithmen für die Zahl 19 hieher, weil ein dreiziffriger Quotient hier hinlängliche Genauigkeit giebt, nämlich:

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
053.	105.	158.	211.	263.	316.	368.	421.	474.

alſo: A	15 Sch.	33 Garb.	= 933	Garb.,	giebt	49,1
B	12 "	17 "	= 737	"	"	38,8
C	10 "	18 "	= 618	"	"	32,5
D	4 "	37 "	= 277	"	"	14,6
	42 "	45 "	= 2565	"	"	135,0

das iſt 2 Schock 15 Garben.

Für das Feldſtück A ſtände die Rechnung meridarithmiſch alſo:

474
16
1
49,1.

A giebt daher zum Probedrusch 49 1/10 Garbe ꝛc. Weil die Dezimalbrüche zuſammengezählt 2 Ganze ausmachen, ſo wird man vom Felde B und C eine Garbe mehr nehmen können, nämlich von B 39, von C 33 Garben.

Um ferner die Metzenanzahl von der ganzen Fechſung zu erhalten, kann man ſagen: 135 Garben geben 9,78 (weil 25 Mäßchen 7/10 oder genauer 78/100 einer Metze ſind), wie viel geben 2565 Garben? Die 2 Additionen, nach welchen das 4te Glied meridarithmiſch zum Vorſchein kömmt, ſtehen alſo:

2309	1482
179	370
20	6
2508	185,8

Man wird daher 135 Metzen und 8/10, das iſt beiläufig 26 Mäßchen erhalten, weil 1/10 etwas über 3 Mäßchen iſt. Man hätte auch, wenn die Schocke in Garben nicht ſchon aufgelöſet vorhanden geweſen wären, alles viel leichter in Dezimalbrüche auflöſen und ſagen können: 2,25 : 9,78 = 42,75; dann erhielte man das 4te Glied eben ſo meridarithmiſch, nämlich:

3843	1778
299	044
34	36
4181	0
	185,8

Ich habe die Meridarithmen, welche dieſen Additionen zu Grunde liegen, der Beſchränktheit des Raumes wegen, nicht angeſetzt.

Um endlich den Betrag für das ganze Getreide zu erhalten, iſt erſichtlich eine beſchwerliche Multiplikation mit Bruchzahlen nothwendig. Meridarithmiſch erhält man den ganzen Betrag ſehr geſchwind durch folgende Addition:

01853
1486
334,4

wo man den einen Faktor, hier 185,8 unter den unreinen Meridarithmen aufſucht, und zufolge des 2ten, nämlich 1,8 (weil 48 kr. = 8/10 fl. iſt) den erſten und 4ten Meridarithmus anſetzt. Man erhält daher ſchon ziemlich genau den Betrag mit 334 4/10 fl.; man würde ihn noch genauer, nämlich 44/100 oder beiläufig 27 kr. erhalten haben, wenn man gleich 6ziffrige Meridarithmen angeſetzt hätte, nämlich:

018580
14864
334,44

An die Herren Pränumeranten und Leſer des Heſperus und der ökonomiſchen Neuigkeiten.

Es iſt bereits ſchon ſo viel über die von mir entdeckten und bearbeiteten Meridarithmen, über ihren Ge-

brauch und Nutzen sowohl für die Kriegswissenschaft als zunächst für alle Rechnungsfälle im Geschäftsgange gesagt werden, daß ich es für überflüssig erachte, noch etwas mehr hierüber anzuführen; besonders weil man alle Vortheile dieser Rechnungsart doch nicht eher vollkommen einsehen kann, bis man nicht die ganzen Tabellen selbst, und die vollständige Anweisung zu ihrem Gebrauche vor Augen haben wird. Der Wunsch mehrerer meiner Freunde, meine Entdeckung dem Publikum mitzutheilen, spornte mich mächtig zur baldigen Ausarbeitung dieses Werkes an, welches bis auf das Kollazioniren mit dem Koncept bereits fertig ist. Es ist die Frucht einer dreijährigen unausgesetzten Anstrengung. Die Herausgabe zu erleichtern, will ich, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich ist, den Weg der Pränumerazion einschlagen. Dieses wird um Ende May 1814 aber auch dann erst geschehen, wenn Kenner, denen ich mein Werk in Wien zur Beurtheilung und Prüfung vorlegen will, über dessen Werth günstig entschieden haben werden. Da dieses Werk aber zunächst für den Geschäftsmann bemessen ist, so dürfte dieser jedoch der Meinung bleiben, daß dasjenige, was dem Mathematiker als eigenthümlichen Kenner anständig ist, nicht auch eben deswegen ihm brauchbar wäre, ein Umstand, welcher die Subskripzion in dem Kreise, in welchem sie am meisten zu erwarten bliebe, erschwerte, wenn ich mich nicht entschließe, der Pränumerazionsankündigung zugleich den Gebrauch der Meridarithmentabellen für Fälle im Geschäftsgange beizufügen. Dieses kann und will ich aber nicht thun; denn wenn ich auch alles, was in verschiedenen Heften des Hesperus bereits über die Einrichtung und den Gebrauch der Meridarithmentabellen eingerückt wurde, der Pränumerazionsankündigung beifügte: so würde diese einerseits sehr voluminös ausfallen, andererseits dennoch nicht ganz befriedigend seyn, weil man, wie ich schon oben sagte, um alle Vortheile der Rechnungsart mit Meridarithmen einzusehen, die Tabellen selbst vor Augen haben muß.

Indessen kann dies, was im Hesperus über den Gebrauch und die Einrichtung dieser Tabellen gesagt wurde, hinreichen, den Kenner und Laien in der Mathematik einsehen zu lassen, daß es doch Schade für die Wissenschaft wäre, wenn die Subskripzion nicht begünstigt werden sollte, und demnach das Werk blos auf den Gebrauch des Verfassers eingeschränkt bliebe. In dieser Hinsicht wage ich es, besonders die Hll. Hrn. Pränumeranten des Hesperus und der ökonomischen Neuigkeiten, und überhaupt alle, denen diese Anzeige zu Gesichte kömmt, vertraulich zur Begünstigung des herauszugebenden Werkes in Anspruch zu nehmen, und zu ersuchen, daß jeder derselben, welcher sich im postfreyen Briefen bis Anfangs May 1814 an mich wenden will, ihn unter die ersten Subskribenten auf dieses Werk aufzunehmen, welche um 2 fl. W. W. wohlfeiler, als jeder nach der eigentlichen Pränumerazionsankündigung sich meldende Subskribent erhalten wird; dafür behalte ich mir blos die Freiheit vor, den Namen und Charakter der ersten Herren Subskribenten zur Empfehlung dieses Werkes der eigentlichen Pränumerazionsankündigung beisetzen zu dürfen.

Das ganze Werk wird etwa 50 Bogen in Quart ausmachen, und für die ersten Herren Subskribenten um den gewiß sehr billigen Preis von 5 fl. W. W. zu haben seyn; welchen Betrag sie aber erst nach der Pränumerazionsankündigung, die in den Zeitungen um Ende May 1814 erfolgen wird, einzusenden brauchen. Sollten der ersten Herren Subskribenten über 50 seyn, so erscheint die Pränumerazionsankündigung in den Zeitungen gewiß; ob aber auch die Herausgabe des Werkes gewiß zu Stande kommen kann, wird von der hinlänglichen Anzahl der folgenden Hrn. Pränumeranten die ich jetzt noch nicht zu bestimmen wage, abhängen; so wie auch, ob das Werk auf Schreibpapier, wie ich es wünsche, erscheinen wird, dies kann erst zwei Monate nach der Pränumerazionsankündigung bekannt gemacht werden. Bis dahin werden die Herren Pränumeranten entweder ihr Geld, oder die Versicherung der richtigen und baldigen Ausgabe des Werkes zurückerhalten. Schließlich habe ich noch zu erinnern, daß nur 100 Exemplare über die Zahl der subskribirten durch die Presse gehen werden, von welchen keines unter 10 fl. W. W. abgelassen werden wird, und daß ich für den Fall, daß die erste Auflage bald vergriffen werden sollte, Mittel finden werde, der Gewinnsucht irgend eines Nachdruckers die gehörigen Schranken zu setzen.

Leitzersdorf, bei Trappau, den 26. Dezemb. 1813.

Joseph Eduard Ziak,
Pfarrer.

Wien.

Geschildert durch die Baronesse von Stael-Holstein *)

Wien liegt in einer Ebene, von mehrern malerischen Anhöhen umgeben. Die Donau, welche die Stadt durchströmt und umfließt, theilt sich in verschiedene Arme und bildet reizende Inseln; verliert aber durch diese Trennungen viel von ihrer Kraft, und macht nicht den Eindruck, den ihr alter Ruf erwarten läßt. Wiem

*) De l' Allemagne par Mme. la Baronne de Stael-Holstein. Tome I. à Paris. 1811. à Londres 1813. et à Berlin 1814.

ist eine alte, im Grunde kleine, aber von sehr weitläuftigen Vorstädten umgebene Stadt. Man behauptet, daß die eigentliche Stadt, innerhalb der Wälle, jetzt keinen größern Raum einnehme, als zu jener Zeit, wo Richard Löwenherz, nicht fern von ihren Thoren, gefangen gesetzt ward. Die Straßen sind so enge, wie in den italienischen Städten; mehrere Paläste mahnen an Florenz; keine Aehnlichkeit hier mit dem übrigen Deutschlande, mit Ausnahme einiger gothischen Gebäude, welche die Einbildungskraft in das Mittelalter versetzt.

Unter diesen behauptet der Thurm der St. Stephanskirche den ersten Rang. Er ragt über alle andere hervor, und beherrscht majestätisch die gute, friedliche Stadt, deren Geschlechter er mit ihrem Ruhm vorüber gehen sah. Sein Bau begann 1100 und soll durch zwei Jahrhunderte bis zur Vollendung fortgesetzt worden seyn *).

An ihn knüpft sich gewissermaßen alles Denkwürdige in der Geschichte des Hauses Oesterreich. Kein Gebäude kann auch geeigneter zur Weihe des Patriotismus seyn, als eine Kirche. Hier findet der Verein aller Volksklassen, nur hier die Rückerinnerung, nicht nur an die öffentlichen Ereignisse, sondern auch an die geheimen Gedanken und Empfindungen statt, welche in ihrem Innern im Gemüthe der Fürsten, Behörden und Bürger vorgiengen. Der Tempel der Gottheit erscheint, wie sie selbst, als verflossnen Jahrhunderten gegenwärtig.

Eugens Grabmal ist das einzige, was seit langer Zeit in dieser Kirche errichtet ward; er erwartet hier noch mehrere Helden **). Bei näherer Betrachtung desselben bemerkte ich an einer der um dasselbe stehenden Säulen einen Zettel, worauf folgendes geschrieben war: Ein junges Weib ersucht, daß man für dasselbe in seiner Krankheit beten möge. Sein Name war nicht angezeigt. Die Unglückliche wendete sich an gänzlich Unbekannte, nicht um Unterstützung, sondern um Fürbitten, und das in der Nähe eines erlauchten Todten, der vielleicht die arme lebende ebenfalls bemitleidet. Es ist ein frommer Gebrauch bei den Katholiken, den wir nachahmen sollten *), die Kirchen stets offen zu lassen. So manche Augenblicke treten im Leben ein, wo man das Bedürfniß eines solchen Asyls fühlt, und niemals tritt man ein, ohne innere, der Seele wohlthuende Bewegung, die, wie eine heilige Abwaschung wirkend, ihr Reinheit und Stärke wiedergiebt.

In jeder großen Stadt findet sich irgend ein Gebäude, Spaziergang, Wunder der Natur oder Kunst, woran sich die Erinnerungen der Kindheit knüpfen. Etwas dergleichen dürfte der Prater den Bewohnern Wiens seyn. Nirgends findet man so nahe bei der Hauptstadt einen Spaziergang, wo gleicher Genuß einer zugleich ländlichen und gepflegten Natur zu haben wäre. Ein majestätischer Wald zieht sich bis zu den Ufern der Donau; ganze Rudel Hirsche sieht man in der Ferne über Wiesen wandeln; jeden Morgen kehren sie wieder, jeden Abend entfliehen sie, wenn der Zusammenfluß der Menge ihre Einsamkeit stört. Die Fahrt nach Long-champ, ein Fest der Pariser, das sie indessen nur drei Tage im Jahre genießen können, erneuert sich hier täglich, so lange nur die Witterung schön bleibt. Eine wahre italienische Sitte, alle Tage und zu derselben Stunde hierher zu spazieren! Undenkbar wäre diese Gleichförmigkeit in einem Lande, wo die Vergnügungen so sehr wechseln, wie in Paris; die Wiener aber würden lieber alles andere aufgeben, als den täglichen Besuch ihres Praters. Und wirklich ist der Anblick reizend, eine ganze städtische Welt unter dem Schatten prachtvoller Bäume auf Rasen wimmeln zu sehen, dessen frisches Grün die Donau nie ermatten läßt. Abends kommt hier alles angeströmt; die feinere Welt fahrend, das übrige Volk zu Fusse **). In diesem weisen Lande hält man es mit den Vergnügungen wie mit den Pflichten, und hat den Vortheil, des Genusses und der Uebung beider, trotz ihrer Einförmigkeit, niemals überdrüßig zu werden. Man zerstreut sich mit eben der Pünktlichkeit, wie man seine Geschäfte abthut, und vertreibt sich die Zeit eben so methodisch, wie man sie zu jenen verwendet.

Besuchen Sie an Sonntagen eine von den vielen Redouten, wo sich die Bürger zum Tanz versammeln;

---

*) Hier irrt die Verf. um mehr als 200 Jahre. Rudolph der Sinnreiche, erster Erzherzog von Oesterreich ließ den Bau 1359 durch Georg Hauser beginnen, der ihn 41 Jahre bis zu seinem Tode führte, und den Thurm bis auf $^2/_3$ seiner Höhe brachte. Von 1407 an setzte Anton Pilgramm das Werk fort, und vollendete es 1433. Der ganze Bau dauerte also 77 Jahre. D. Ueb.

**) Die Untersuchung, ob sich die Stephans- oder Karlskirche mehr zu einem Pantheon großer Männer aus Oesterreich eigne, wäre eine interessante Aufgabe, zu deren Auflösung wir hiermit auffordern.

D. Ueb.

*) Die Verf. ist reformirt.

D. Ueb.

**) Auch recht feine Leute beider Geschlechter sieht man hier unter den Fußgängern.

D. Ueb.

so erblicken Sie Mannspersonen und Frauenzimmer, welche alles Ernstes ihre Menuet, die nun einmal zur Lust des Tages gehört, abzirkeln. Die durchströmende Menge trennt das tanzende Paar, aber es tanzt unbekümmert fort, als hätte es ein Gelübde zu erfüllen. Jeder Tänzer macht nun allein für sich sein Rechts, Links, Vorwärts, Rückwärts, ohne sich um seinen Mittänzer weiter zu kümmern, der aufs gewissenhafteste eben so verfährt. Nur zu Zeiten entfährt ihnen ein kleiner Jubelschrei; sogleich aber kleidet sich ihre Freude wieder in den vorigen Ernst.

Nirgends erscheint die Behaglichkeit und das Wohlleben der Wiener in stärkerm Licht, als im Prater. Wien steht in dem Rufe, daß seine Konsumzion stärker ist, als in jeder andern Stadt von gleicher Bevölkerung, und keine macht ihr diesen etwas gemeinen Vorrang streitig. Ganze Familien, Bürger und Handwerker wandern Nachmittags 5 Uhr in den Prater, um hier eine Jausen zu verzehren, die einem reichlichen Mittagsmahl anderwärts nichts nachgiebt. Daß sie diesen Aufwand machen können, spricht für ihren Fleiß und die Milde der Regierung. Zu Tausenden kehren Abends die Männer mit Weib und Kind an der Hand oder am Arme zurück. Nicht die mindeste Unordnung oder Zänkerei stört den Zug, von dem man kaum ein lautes Wort vernimmt — so stiller Natur ist seine Freude. Diese Stille ist aber nicht etwa Folge einer traurigen Stimmung, sondern einer gewissen physischen Behaglichkeit, die den Süddeutschen zur Betrachtung des Genossenen, den Norddeutschen zum Spekuliren führt. Die mehr vegetirende Lebensart der Süddeutschen kommt mit der mehr kontemplativen des Nordländers darin überein, daß bei beiden Ruhe, Faulheit und Erwägung des Vergangnen vorwalten. Denken Sie Sich in eben diesem Prater eine gleich zahlreiche Versammlung von Parisern — da würde Alles von Witz, Scherz und kleinen Zänkereien übersprudeln. Wie könnte sich wohl ein Franzose da von Herzen freuen, wo nicht auf irgend eine Art seine Eigenliebe eine Rolle spielte!

Die Wiener Großen reiten oder fahren in prächtigen Equipagen. Ihre ganze Unterhaltung beschränkt sich auf das Wiedersehen derer, die sie so eben in irgend einer Gesellschaft verlassen hatten, aber die große Mannichfaltigkeit der Gegenstände verstattet nicht irgend einen Gedanken auszuspinnen; die meisten gehen vielmehr darauf aus, auf diese Art aller plagenden Ideen los zu werden. Diese Großen, aus den ersten und reichsten Familien Europens machen keineswegs ihre Vorzüge auf eine drückende Art geltend. Glänzende Equipagen halten eines elenden Fiakers wegen. Eben so unterwerfen sich der Kaiser und seine Brüder gelassen der hergebrachten Ordnung; sie wollen in diesem allgemeinen Belustigungsorte vor keinem andern Privatmanne etwas voraus haben; nur dann, wenn es die Pflicht gilt, behaupten sie ihre Rechte. Oft bemerkt man unter der Menge orientalische, ungarische und polnische Trachten; eine wahre Würze für die Einbildungskraft. Mehrere zerstreute Musikchöre geben dem Ganzen den Anschein eines harmlosen Festes, wo jeder nur für eignen Genuß sorgt, ohne sich um den Nachbar zu kümmern.

Weder hier noch in Wien trifft man einen Bettler an. Die milden Anstalten werden mit dieser Ordnung und Liberalität verwaltet; die öffentliche und Privatwohlthätigkeit steht unter äußerst rechtlicher Leitung, und das Volk selbst, das im Ganzen hier fleißiger ist, und mehr vom Handel versteht, als im übrigen Deutschland, bringt sich sehr gut fort. Todeswürdige Verbrechen fallen selten in Oesterreich vor; alles verkündigt eine väterliche, weise und fromme Regierung. Die Grundlagen des geselligen Vereins sind hier gut und achtenswürdig, „aber an Kuppel und Säulen zu einem Tempel des Ruhms und des Genies fehlt es“ *).

Ich war 1808 in Wien, gerade zu der Zeit, als Kaiser Franz II. seines Vaters Bruders Tochter, die Tochter des Erzherzogs von Mailand und der Erzherzogin Beatrix, die letzte Prinzessin des durch Ariost und Tasso so berühmt gewordenen Hauses Este heirathete. Ihr Vater, der Erzherzog Ferdinand und seine erhabne Gemahlin sahen sich durch die Wechsel des Krieges ihrer Staaten beraubt, und die junge, „in dieser schrecklichen Epoche“ erzogene Kaiserin interessirte doppelt durch die ehemalige Größe und das jetzige Unglück ihres Hauses.

Neigung schloß diese Verbindung, ohne irgend eine andre politische Rücksicht, außer daß nicht leicht eine ehrenvollere getroffen werden konnte. Innigstes Mitgefühl an einem Familienbund, durch welchen die erlauchten Gatten sich uns andern im Privatleben gleich zu stellen schienen, über welche sie doch ihr hoher Rang erhob, lösete sich in Ehrfurcht auf. Ein junger Prinz, der Erzbischoff von Waizen, sprach den priesterlichen Ehesegen über die Schwester und seinen Monarchen aus. Die Mutter der Kaiserin, von deren Tugenden und Einsichten sich ihre Kinder vornehmlich leiten lassen, ward plötzlich die Unterthanin ihrer Tochter, und schritt jetzt hinter ihr mit einem vereinigten Ausdruck von Untergebenheit und Würde her, wie er nur aus der Erwägung der Rechte des Throns und der Natur hervorgehen konnte. Die Brüder des Kaisers und der Kaiserin, alle in der Armee oder bei der Civilverwaltung

*) Eine von der französischen Censur unterdrückte Stelle. D. Ueb.

angestellt, alle in ihren verschiedenen Weisen, mit gleichem Enthusiasmus für das Staatswohl, begleiteten sie zum Altar. Die Großen des Reichs, Frauen, Töchter und Mütter aus den ältesten deutschen adlichen Familien füllten die Kirche. Neue Verzierungen waren nicht zu dieser Feyer getroffen worden, jeder trug zur Schau, was er besaß, und das reichte zu ihrer Verherrlichung hin. Mit ererbtem Putze traten selbst die Damen auf. Die Hausdiamanten heiligten den Jugendschmuck durch das Andenken an die Vergangenheit. Die alte Zeit vergegenwärtigte sich überall; man freute sich eines Prunks, zu dem Jahrhunderte gerüstet hatten, und der eben daher dem Volke keine neuen Opfer zu kosten brauchte.

Die auf die Trauung folgenden Lustbarkeiten trugen fast dasselbe Gepränge der Würde, wie die heilige Handlung selbst. So sollen freilich Privatleute ihre Feste nicht begehen; aber es mag sich ziemen, in alle dem, was Könige thun, nur den ernsten Ausdruck ihres erhabnen Berufs wieder zu finden. Nicht weit von dieser Kirche, um welche Kanonendonner und Trompetengeschmetter den erneuerten Verein der Häuser Este und Habsburg verkündeten, ist die Ruhestätte, welche seit zweihundert Jahren die Grabmäler der Oesterreichischen Kaiser und ihrer Familie aufnimmt. Dreißig Jahre lang hörte hier in den unterirrdischen Gewölben der Kapuziner Maria Theresia bei dem Grabe, das sie neben ihrem Gemahl für sich selbst bestimmt hatte, die Messe. Diese erhabne Frau hatte in ihren ersten Jugendjahren so viel gelitten, daß ihr frommer Glaube an die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, bei aller erlangten Größe, ihr ganzes Leben lang sie nie wieder verließ. Mehrere Fürsten gaben das Beispiel beharrlicher und aufrichtiger Frömmigkeit. Da sie niemand unterwürfig sind, als dem Tode, so macht seine Allgewalt nur desto stärkern Eindruck auf sie. Für uns Andre ist der Weg zum Grabe ein Kampf mit den Mühseligkeiten des Lebens; für die Könige ist ohne Bahn bis zu jenem Ziel, das sie aber eben deshalb nur um so schärfer ins Auge fassen.

Feste führen sehr natürlich zu Betrachtungen über das Grab. Von jeher reichete die Dichtkunst gern Bilder über beide an einander. Auch das Schicksal, dieser schreckliche Dichter, vereinigte sie nur allzuoft.

Der Utrechter Traktat.

(Fortsetzung N. 84. 1813.)

II.

„Dies Gesetz" — fährt der Minister in seinem Berichte fort — „das allen folgenden Traktaten wörtlich wieder einverleibt ward, „hat folgende Grundsätze geheiligt."

Ich glaube schon für die Beurtheilungskraft eines Jeden hinlänglich auseinander gesetzt zu haben, ob der Utrechter Traktat selbst zur Zeit seiner Abfassung die zu einem allgemeinen Gesetze erforderliche bindende Kraft haben, oder irgend einen Grundsatz heiligen konnte. Die trockne, kecke Behauptung, „daß dieser Traktat wörtlich allen folgenden einverleibt worden sey," findet sich durch eine Menge, Jedermann zugänglicher, Aktenstücke so vollständig widerlegt, daß selbst diejenigen, welche mit den Triebfedern und und dem Geiste der französischen officiellen Kundmachungen am vertrautesten sind, über ihre Kühnheit erstaunen mußten. Eine Thatsache ist es vielmehr, daß unter allen den zahlreichen Traktaten, welche seit 1713 bis auf den heutigen Tag über die Seerechte der verschiedenen Nazionen abgeschlossen wurden, auch nicht ein einziger zu finden ist, in welchem der Utrechter erneuert, oder bestätigt, oder als Richtschnur aufgestellt wurde *). Diejenigen, welche damals unterhandelten, wußten recht gut, daß einige 1713 zwischen Frankreich und England oder Frankreich und Holland festgesetzte, blos conventionelle Punkte, weder für jene Mächte, die dabei nicht interessirt waren, noch selbst für diejenigen, die hier eine gegenseitige Uebereinkunft getroffen, in ihren politischen Verhältnissen mit andern Staaten bindend seyn konnten. Mit welchem Rechte hätte ein Dänischer Diplomatiker von einem Englischen die Utrechter Uebereinkünfte als Grundlagen

*) Der Traktat zwischen Frankreich und Holland vom Jahre 1730 ist der einzige im ganzen 18ten Jahrhunderte, worin des Utrechter Traktates, oder eigentlich einer und der andern jener Separat-Konventionen über Schiffahrt und Handel, welche als additionell zu dem eigentlichen Utrechter Hauptvertrag unterzeichnet wurden, erwähnt wird. Aber bei welchem Anlaß und in welchem Sinn? „Weil der zu Utrecht auf 25 Jahre abgeschlossene Handelstraktat mit dem 11. April des verwichnen Jahres zu Ende gegangen; so haben beide Mächte ꝛc." Wunderbar! Ein allgemeines Gesetz für alle Nazionen erlischt schon nach 25 Jahren!

für die Freiheiten ansprechen können, welche der Flagge der einen oder andern Macht im Neutralitätsfalle bewilligt bleiben sollen? In den bessern Zeiten der Diplomatik würde solcher Unsinn Niemand eingefallen seyn. Selbst aber auch, wenn, was sicher nicht der Fall ist, der Utrechter Traktat, das förmliche und anerkannte Resultat der gemeinsamen Berathschlagung aller Mächte über Bedingungen und Vorrechte der Neutralität in Seekriegen, und folglich ein echter allgemeiner Völkerrechtskodex dadurch geworden wäre; so liegt dennoch am Tage, daß die seit 1713 vorgefallenen politischen Umwälzungen, eine und mehr als eine Generalrevision desselben herbeiführen mußten, wenn man anders nicht die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Entscheidung der Waffen oder speciellen Verträgen überlassen wollte.

Ueberflüßig ist es, erst darzuthun, wie chimärisch jeder Gedanke an gesetzgebende Kongresse bleibt, durch welche die Rechte und Verhältnisse unabhängiger Staaten allgemeinen Gesetzen unterworfen, und gar, wenn dergleichen unwirksame Versammlungen periodisch erneuert werden sollen. Das wahre europäische Völkerrecht war schon vollständig in den Traktaten jeder Macht mit einer andern vorhanden, und kann nirgends anders gefunden werden. Nach diesem unabänderlichen Grundsatze hat denn nun auch jede Regierung sich mit jeder andern insbesondere über das Wesen und die Gränzen der Neutralität einer jeden auf den Fall einverstanden, daß die eine oder die andre mit einer dritten in einen Seekrieg verwickelt würde. Alles übrige ist und bleibt revolutionäres Geschwätz, gefährliche Neuerung oder vorsätzliche Unwissenheit, um den großen Haufen irre zu führen. Mit der Behauptung, daß die Verhältnisse zwischen Macht und Macht durch ein sogenanntes, allgemeines Gesetz bestimmt werden könnten, oder müßten, werden alle Grundsätze, auf welchen das Völkerrecht beruht, über den Haufen geworfen; werden auf immer alle jene positiven Gesetze vertilgt, an welche sich gegenseitig die Nazionen durch Verträge banden, die unzähligemal und so oft geändert wurden, als es Wechsel des Bedürfnisses und der Macht erheischten, und denen man die willkührliche Autorität eines gemeinsamen Kodex unterschieben will, den nur der Despotismus eines Einzigen diktirt, und den dieser niemals durchsetzen wird, wenn er nicht erst alle Staaten der civilisirten Welt seinem Reiche einverleibt hat.

Die folgenden Bemerkungen über einige der wichtigsten Veränderungen, die seit einem Jahrhunderte in Absicht auf die gegenseitigen Interessen neutraler und kriegführenden Mächte bei Seekriegen sich ereigneten, sollen eine ohnedem hinlänglich begründete Meinung nicht sowohl stärker bekräftigen, als klarer auseinandersetzen.

Als der Utrechter Traktat unterzeichnet ward, bestanden mehrere Staaten, die jetzt einen bedeutenden Rang behaupten, noch gar nicht, oder doch nicht als Seemächte. Ich erinnere nur an Rußland und die vereinigten Staaten von Amerika. Alle großen Zwiste, welche seit 30 Jahren über die Rechte der Neutralen sich in Europa erhoben, wurden durch die eine oder die andere dieser beiden Mächte herbeigeführt. Mögen ihre Ansprüche gegründet seyn, worauf sie wollen; immer aber bliebe es eine unsinnige Behauptung: daß Rußland und Amerika gegen Frankreich, Spanien und England die Grundsätze eines Traktats geltend machen könnten, der früher da war, als ihre Stimme galt, ja früher, als selbst ihre politische Existenz.

Auf der andern Seite wurden der Fragen in Betreff der Neutralen weit mehrere, sie wurden weit verwickelter, wichtiger, es entstanden ganz neue Ansichten und Zweifel, von denen zuvor nie die Rede war; alles in eben dem Maaße, wie der Handel zunahm, die Schifffahrt sich erweiterte, wie neue Verbindungen nicht nur mit den näher liegenden Ländern, sondern mit den entferntesten Plätzen des Erdballs entstanden, wie die Seekriege (als Handelskriege angesehen) eben so, ja zuweilen noch wichtiger wurden, als die Landkriege, denen sie vorher untergeordnet worden waren. So dachte zur Zeit des Utrechter Traktats, ja vierzig Jahre später Niemand an eine Untersuchung oder Entscheidung, wie weit die Berechtigung eines neutralen Staats bei seinem Handel mit den Colonieen einer der kriegführenden Mächte zu gehen habe. Erst im Kriege, der 1756 begann, kam diese wichtige und schwierige Frage zwischen England und Holland zum erstenmal zur Sprache. Bis dahin hatte sie kein Traktat entschieden; und ob sie gleich in dem durch die französische Revoluzion herbeigeführten Kriege abermals und nachdrücklicher als je vorgebracht und zum Hauptstreitpunkt zwischen England und Amerika ward, so ist sie auch heute noch nicht traktatmäßig entschieden. Dasselbe war beinahe der Fall mit der zweiten Frage: Ob neutrale durch ein Kriegsschiff geleitete Fahrzeuge untersucht werden könnten?

Sie ward insbesondere 1742 zwischen Holland und Schweden und 1762 zwischen England und Holland lebhaft verhandelt; aber in der berühmten Urkunde über bewaffnete Neutralität von 1780 berührte man sie nicht. Nur erst 1800 gieng man förmlich zum erstenmal von ihr aus, legte Gewicht auf sie, und wollte sie entschieden wissen. In dem Petersburger Traktat von 1801 ward der erste Versuch gemacht, über dieselbe zwischen England und den nordischen Seemächten etwas festzusetzen.

Auf die Verhältnisse zwischen kriegführenden und neutralen Mächten äußerten aber, während der großen Ereignisse im letzten Viertel des verflossnen Jahrhunderts, die veränderten Staatskräfte der beiden bei jedem Streitpunkt über Seerechte am meisten interessirten Mächte mehr Einfluß, als jeder andere nächste, besondere Anlaß. Was ich über die Folgen dieser Veränderung zu sagen habe, wird mich von selbst zu der Untersuchung der der englischen Regierung gemachten Beschuldigungen führen: „daß sie statt der allgemeinen Gesetze des Völkerrechts willkührliche und tyrannische Vorschriften aufgestellt habe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vermischte, interessante, kleine Notizen.

1.

Mittel, Stricke und andere Dinge von Flachs und Hanf länger zu erhalten.

Man weiche Fischernetze, Strickwerk, Seegeltücher, Zeltleinewand, Bindfaden u. dgl. 10 Tage in Eichenlohbrühe.

(Fortsetzung folgt.)

Meteorologische Beobachtungen

Zu Herrmannstadt, in dem Großfürstenthume Siebenbürgen, für den Monat Dezember 1813. angestellt.

Datum des Monats.	Thermometer-Stand. Des Morgens mit Anbruch d. Tages.	Des Nachmittags um 2 uhr.	Barometer-Stand um 7 Uhr früh. Z.	L.	um 9 Uhr Abends. Z.	L.	Witterung.
1	1° über o	3° über o	26	8	26	9	Regen, Nebel, trüb.
2	2 — —	4 — —	"	10	"	9	heiter.
3	4 — —	8 — —	"	9	"	8½	wolkig.
4	6 — —	8 — —	"	8½	"	10	heiter.
5	3 — —	7 — —	"	11	"	11	Sturmwind.
6	6 — —	6 — —	27		27	½	wolkig, Regen, Wind.
7	3 — —	4 — —	"	1	"	1	wolkig.
8	2 — —	4 — —	"	½	"	½	heiter, wolkig.
9	1 — —	3 — —	"		26	10	wolkig.
10	1 — —	1 — —	26	8	"	6	trüb, Abends Regen.
11	1° unterm o	1° unterm o	"	7	"	9	Schnee.
12	4 — —	3 — —	"	10½	27	"	heiter.
13	6 — —	4 — —	27		26	11	Nebel, heiter.
14	6 — —	3 — —	26	10	"	10	heiter, Wind, trüb.
15	5 — —	3 — —	"	"	"	"	heiter, trüb.
16	2 — —	= o	"	9½	"	"	wolkig.
17	1 — —	1° über o	"	"	"	9	eben so.
18	1° über o	4 — —	"	8½	"	8½	eben so.
19	3 — —	4 — —	"	"	"	"	do. Wind.
20	2 — —	5 — —	"	8	"	8	heiter do.
21	1 — —	3 — —	"	7	"	6	eben so.
22	1 — —	4 — —	"	6	"	7	heiter, wolkig.
23	2 — —	3 — —	"	7	"	7	Nebel.
24	2 — —	3 — —	"	8	"	11	do. regnerisch.
25	2 — —	2 — —	27		27	1	eben so.
26	= o	1 — —	"	1	"	1	do. heiter.
27	1° unterm o	1° unterm o	26	11	26	10	trüb.
28	3 — —	3 — —	"	10	"	10	trüb.
29	5 — —	4 — —	27		27	1	heiter, trüb.
30	7 — —	5 — —	"	1	26	11	eben so.
31	5 — —	3 — —	26	9	"	9	trüb, Schnee.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 17. April.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Berény im Békescher Comitat *).

Vorerinnerung des Herausgebers.

Zwar nur die Beschreibung eines Dorfes — aber von mehr Interesse, als dicke Bände Topographien ganzer Provinzen. Daher ich alle Leser, welche eine solide Lectüre lieben, welche sich insbesondere für das Vaterland interessiren und vorzüglich einen recht anschaulichen Begriff von der natürlichen Beschaffenheit, den Produkten, den Bewohnern, ihrer Lebensart, Sitten — kurz von den äußerst merkwürdigen, so ganz von den angrenzenden übrigen Provinzen Oesterreichs, ja der größern Hälfte Ungarns selbst abweichenden Merkwürdigkeiten seiner südlichen Ebnen sich verschaffen wollen, ersuchen muß, diesen Aufsatz, seines Titels wegen, ja nicht zu überschlagen. Sie werden sich gewiß, nach gänzlich vollbrachter Lesung mit mir in dem Resultate vereinigen: daß wohl noch niemals über ein einziges Dorf so viel Lehrreiches und Unterhaltendes gesagt worden ist. Sie werden mit mir den Verfasser auffordern und aufmuntern, ja seinen Vorsatz auszuführen, und durch Ausarbeitung ähnlicher Topographieen uns in der gründlichen Kenntniß des Vaterlandes weiter zu bringen, als durch ganze Bände mit Geräusch angekündigter, sogenannter statistischen Darstellungen, die nur durch solche fleißige Vorarbeiten treuer Beobachter erst begründet werden können. Daher nichts wünschenswerther wäre, als wenn recht viele wackre Männer von gleichem Fleiße und Beobachtungsgeiste, von gleicher Sachkenntniß und umfassenden Blicke, dem Beyspiele des Verfassers folgen, und uns auf gleiche Art concentrirte Darstellungen der Eigenheiten des nördlichen, westlichen und südlichen Ungarns, des ebnen und gebirgigten Galiziens, der Bukowine, des Teschner, des Jägerndorfer Kreises, der Hanna in Mähren, der so ganz verschiedenen Gebirge in Mähren, Böhmen, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, des Lavantthals, Mürzthals, Steinfelds, der Freybauern in Böhmen und so mancher andern charakteristischen Regionen geben möchten. Nur warne ich vor den Trivialitäten und ermüdenden, inhaltlosen, seitenlangen, trocknen Nomenclaturen und Zahlenregistern, welche seit einiger Zeit auch in bessern Blättern, ohne allen Gewinn für die Wissenschaft, ohne interessante Resultate für den denkenden

*) Dieser topographische Aufsatz erschien schon im Jahre 1806 in einem damals von mir herausgegebenen Schulprogramm, 8 Seiten Folio, gedruckt in Debrecin. Da aber jene gelegentliche Flugschrift schon längst vergriffen und vergessen ist, so wage ich sie wieder ans Licht zu ziehen, und so viel möglich meinen (Hesperus 1813. N. 26) mitgetheilten Ideen einer topographisch-statistischen Ortsbeschreibung anzupassen, wiewohl meine vierjährige Entfernung von diesem Orte mir es unmöglich macht, manche nöthige Data zu benützen. Obgedachtes Schulprogramm ist ohnehin nur als erster Versuch anzusehen, der vaterländischen Literatur durch Monographien aufzuhelfen, wozu ich den Vorschlag in Lübecks patriotischem Wochenblatte 1804. Februar. No. 9. Seite 259 — 267, den Schulmännern höherer Klassen unmaßgeblich mitgetheilt habe. Der Verf.

Leſer, ſich als Statiſtik, geltend machen wollen. Wie leicht könnte ſo manchem Schreibſeligen die Luſt anwandeln, uns einige hundert Dorfbeſchreibungen zum Beſten zu geben! Alſo nicht jedes Dorf! Nur ein ſolches, welches einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, oder als Typus des Menſchenlebens und der Natur für einen großen Diſtrikt gelten kann, und daher uns eben eine Menge weiterer Topographien derſelben Gegend entbehrlich macht. Im erſten Falle iſt z. B. Thereſienfeld, von welchem uns in den Oekon. Neuigkeiten Herr Wirthſchaftsrath Petri, freilich vornehmlich aus dem Geſichtspunkte des Landwirths eine intereſſante Topographie nächſtens geben wird. Für den zweiten Fall gilt die hier folgende Beſchreibung von Mezö-Bereny als Beyſpiel und Muſter, das Jeder vor Augen behalten mag, der Luſt, Talent und Kenntniſſe beſitzt, uns ähnliche, eben ſo lehrreiche und unterhaltende Schilderungen von einzelnen, den allermeiſten eben ſo unbekannten Punkten der Monarchie zu geben, als ihnen die darüber vorkommenden Daten neu und zum Theil ſehr auffallend ſeyn werden.

Nach den Dörfern käme dann die Reihe an die Beſchreibung der Dominien, dergleichen z. B. in ökonomiſcher Rückſicht von der Herrſchaft Ratſchitz im Jahrgange 1811 der Oekon. Neuigk. in ſtatiſtiſcher aber von der Stiftsherrſchaft Gradlitz in Böhmen im Febr. u. März des Heſperus gegeben ward. Es giebt nicht wenig Dominien, die ſich durch ganz eigenthümliche und zugleich vortrefliche Einrichtungen auszeichnen. Am intereſſanteſten iſt die Darſtellung verwahrloſeter, durch Induſtrie und oft nur durch die Thätigkeit und den Kopf eines einzigen Mannes wieder blühend gemachter Güter. Dann folgen die Städte, und ich wünſchte von allen Städten der Monarchie ein ſolches lebendiges und geiſtvolles Panorama aufſtellen zu können, dergleichen uns der Freiherr von Apfalterer über Prag in dem laufenden Jahrgange dieſer Blätter zu geben angefangen hat. Möge ihm zur Vollendung die nöthige Muße zu Theil werden! Auch die Topographie von Magyarſzo (N. 17. 73 und 74. 1813) war in montaniſtiſcher Hinſicht ſehr intereſſant. Möchten wir ähnliche nur von den übrigen Bergſtädten haben! Was Kreiſe anbetrifft, ſo wurden uns in den Vaterländiſchen Blättern mehrere Chorographieen gegeben, wovon die eines Ungenannten über das Viertel ober Mannhartsberg unſtreitig die gelungenſte war. Kaum wird dergleichen Jemand anders geben können, als ein guter Kopf voll Sachkenntniß, der mit dem Kreisamte ſelbſt in näherer Verbindung ſteht. Von Beſchreibungen ganzer Provinzen gab im vorigen Jahrgange des Heſperus Herr Dr. Jenul eine treffliche Skizze von Kärnthen und Herr Bergrath Guilleaume in der in dieſen Blättern angefangenen Darſtellung von Siebenbürgen ein um ſo vortrefflicheres Beiſpiel, als dieſes Großfürſtenthum noch ſo wenig gekannt iſt, als Hr. Guilleaume nach Autopſie auf ſeinen vielfältigen Bereiſungen deſſelben und gar nicht nach dem gewöhnlichen hölzernen Leiſten, ſondern mit freierem Pinſel treffend und kräftig malt.

Von der ganzen Monarchie endlich wagte der Herausgeber, nach wiederholter Aufforderung, unter Bekämpfung nicht geringer Schwierigkeiten eine Skizze*), ſo wie einen etwas ausgeführteren Gemäldeentwurf**) nach dem neuſten Zuſtande. Er erbittet darüber die Nachſicht, noch mehr aber die Unterſtützung der Kenner in Ergänzung oder Berichtigung der Thatſachen und Irrthümer.

Alles dem doch Beweiſe von bedeutenden Fortſchritten in der Vaterlandskunde, die um ſo ſchneller und erfolgreicher fernerhin ſeyn werden, wenn man in Rückſicht auf Topographieen dasjenige beherzigt, was in N. 26 des Heſperus 1813 vom Verfaſſer des folgenden Aufſatzes darüber geſagt worden.

D. H.

---

*) Kurzer Abriß der Geographie des Oeſtreichiſchen Kaiſerthums zur ſchnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund. Dem neueſten Zuſtande gemäß entworfen von C. C. Andre. Prag, Calve 1814.

**) Neueſte Länder- und Völkerkunde vom Kaiſerthum Oeſterreich. Mit Charten. 6 Hefte. Weimar, bei dem geograph. Inſtitut. 1813.

§. 1.

Mezö-Berény ist ein Dorf von 1144 Häusern und 6857 Seelen. Es liegt im Békescher Comitat, und ist mit dem benachbarten Tartsa und Csaba der einzige Ort, der mit seinen Gründen an keine der fünf benachbarten Comitate angrenzt, weil er so ziemlich in der Mitte der Gespannschaft liegt.

§. 2.

Seine östliche Länge ist zwischen dem Meridian von Eperies und Bartfeld; die nördliche Breite ohngefähr in der Mitte zwischen dem 46sten und 47sten Grade.

Entfernung. Von der Poststazion Csaba südwärts 2½ Meile, vom Marktflecken Békesch 1½ M. ostwärts, und von dem Hauptorte dieses Comitats Gyula 4 Meilen südostwärts.

In Rücksicht der Größe aber und der Volksmenge behauptet Berény nach Csaba, Szarvas, Gyula und Békesch den 5ten Platz*).

Der Vorname Mezö bedeutet in der ungrischen Sprache flaches, ebenes Land, wodurch dieser Ort von andern Ortschaften, die auch Berény heißen, und im Oedenburger, Tolner und Temeschер Comitate liegen, wie auch von dem großen privilegirten Marktflecken: Jász-Berény, im Jaziger Distrikt, hinlänglich unterschieden und zugleich seine ganz flache Lage recht gut ausgedrückt wird.

Daß dieser Name schon von Alters her, noch bey den ersten Colonisten dieses Ortes gewöhnlich war, erhellt man erstens aus einem alten Grenzsteine, der vor 26 Jahren hier ausgegraben wurde, und worauf deutlich der Name Mezö-Berénu stand; 2tens an einer gleich alten Glocke, welche den reformirten ungarischen Einwohnern bey ihrem Gottesdienste noch jetzt als Geläute dient, und die Umschrift hat: A Mezö-Berényi Sz. Ekklesiá öntötte. 1703. Békes Vármegyébe. D. i. die Mezö-Berényer christlichen Gemeinde goß (mich) im Jahre 1703 im Békescher Comitate.

Anmerkung. Diese Glocke wurde in den Rákóczischen Unruhen von den ersten ungrischen reformirten Einwohnern dieses Ortes bei der Flucht in einen Brunnen versenkt, woraus sie dann nach der Rückkehr der Geflüchteten, 30 Jahre hernach, von den wiederkehrenden und zum zweitenmale sich hier niederlassenden Ungarn auf die Anzeige eines damals noch lebenden Greises in Békesch, Namens Franziskus Gyori herausgezogen wurde.

Ansiedelung. Aus Obigem erhellet so ziemlich, daß die ersten Einwohner Berénys, so weit man nemlich weiß, Ungarn waren.

*) Das Békescher Comitat hat auf 63 und 16/100 □ Meilen Oberfläche nur 20 Ortschaften und 72492 Seelen. Vor der letzten türkischen Invasion zählte es wenigstens um 10 Orte mehr, wie man dies aus einem alten öffentlichen Currens (Umlaufschreiben) noch jetzt im Comitatsarchiv ersehen kann. Die Namen der von den Türken zerstörten und längst verschwundenen Ortschaften kleben noch den zahlreichen hier bestehenden Prädien (Pußten) an. Aber diese wenigen Ortschaften sind auch groß. Csaba, der größte Ort im Comitate, zählt nahe an die 14000 Einwohner, und ist demnach gewiß das größte Dorf im ganzen Oesterreichischen Kaiserstaate. — Szarvas, berühmt durch Theschedick und sein erstlich privates und dann unter seiner Direktion öffentliches, königliches praktisch ökonomisches Institut; Gyula, der Sitz der Comitatsversammlungen; und Békesch, seiner berühmten Märkte wegen bedeutend, geben in der Seelenzahl wenig nach.

Daß so große Ortschaften dem Ackerbaue und der Landwirthschaft überhaupt nicht sehr günstig sind, sondern vielmehr die selben mannigfaltig hindern müssen, sieht jeder von selbst ein. Jedoch, dem Uebel ist nun einmal nicht mehr ganz abzuhelfen. Die Ursache der zu großen Anhäufung der Menschen auf einem Platze finde ich darinnen: 1) Daß man in einem ganz wüsten, kaum von den Türken geräumten Comitate sich vor ähnlichen Einfällen und Verwüstungen noch lange nach der zweiten Inpopulazion fürchtete, und sich deswegen näher aneinander drängte. 2) Weil die neuen ankommenden eingebornen Colonisten aus den obern Comitaten noch dazumal nach Gefallen genug Feld occupiren konnten, und ihre Wirthschaftsart noch roh, dieselbe ihnen auch zum Theil noch ganz unbekannt nach den Erfordernissen dieser Gegend war. 3) Weil die Prädien theils zur Viehzucht in Ungarn, der vorhin fast einzigen Absatzrubrik ins Ausland, nothwendig unbebaut bleiben mußten, und nun den großen Ortschaften als Komplement ihrer Felder nothwendig bleiben, und an sie zum Bau und Wiesenwachs erarrondirt werden müssen. 4) Weil alle vorgeschlagenen Pläne zur Zerstückelung, Verminderung und neuer Regulirung dieser Ortschaften mehr wohlgemeint als wirklich ausführbar sind.

Bei der zweiten Ansiedelung des Ortes, nach den Rákóczischen Unruhen, wo nebst den zurückkehrenden reformirten Ungarn auch evangelisch-lutherische Slowaken aus den obern Gegenden des Liptauer, Zaroßer und Neutraer Comitats, wegen der ihnen hier zugesicherten Religionsfreiheit herabzogen, wurde der Ort von dem vorbeilaufenden Fluß Körös, auch Körös-Berény genannt, wie man es an einer alten Glocke sah, die vor 10 Jahren ein Glockengießer in Pesth, auf Abschlag der Gußkosten, für eine neue Glocke hinnahm, und welche die Inschrift hatte: Buteret geß mich in Ofen. Anno 1723. Körös-Berény. Evang.

In der Gegend herum ist der Ort den Ungarn unter dem Namen Kis-Berény, Berényke, den Slowaken unter der Benennung Berinček (Klein-Berény) bekannt. Man brauchte diesen Namen vermuthlich in den erstern Zeiten, um das neue, damals noch kleine Dorf von dem großen Jász-Berény zu unterscheiden; jetzt aber ist dieser Name der Größe desselben um desto weniger angemessen, da es im Sümegher und Veszprimer Comitate ebenfalls ein Kis-Berény giebt.

Herrschaft. Der Ort gehört sammt dem benachbarten Tartsa, Körös-Ladány, Szegshalom und Füzes-Gyarmath den Baron Franz Xaver Benkheimischen Erben.

Der Fluß Körös (Chrisius, Krisius) fließt in vielen Krümmungen eine halbe Stunde Wegs gegen Morgen und Mitternacht um die Grenze des Dorfs herum, und macht am nordwestlichen Ende des Terrains durch den Zusammenfluß der schnellen, schwarzen und weißen Körös nur einen Fluß aus.

Anmerkung 1. Chrisius, d. i. Goldfuß, heißt er wohl, weil er Goldsand mit sich führt, und deswegen bis jetzo noch in einigen Gegenden seines Siebenbürgischen Vaterlandes zu Goldwäschereyen Anlaß giebt. Jedoch muß der Ertrag klein seyn, weil man dieses Geschäft auch dort nur Zigeunern in der Frohne überläßt.

Anmerkung 2. Die unzähligen Krümmungen des Flusses, die schon beim ersten Anblick der Komitatskarte auffallen müssen, und in welchen ihm wohl kein Fluß in Europa gleich kommt, mögen wohl von dem zu kleinen Falle, den er auf seiner ganzen Strecke durch dieses Komitat hat, und vom seichten Bette herkommen. Der verdiente Greis Samuel Theschedik in Szarvas hat schon längst einen gewiß wohlgemeinten Vorschlag gemacht, durch Durchschneidung der vielen Serpentinen desselben, dem Flusse einen verkürzteren, regelmäßigeren Lauf zu geben, ihn dadurch schiffbar zu machen, und seinen so schädlichen Ueberschwemmungen zu steuern; und mit Freude berichte ich es aus unlängst erhaltenen Nachrichten von daher, daß sein würdiger Sohn, Herr Samuel Theschedik jun., als bewährter Hydrauliker, unter der Aufsicht des hiezu benannten königlichen Kommissairs des Herrn Generals Baron von Vay thätige Hand an das Werk gelegt, und durch Abzapfung eines 7 Meilen langen Morastes, den die Körös verursacht, zur Realisirung dieses schönen Planes wirklich schon beiträgt. Möge ihm der gute Genius des Vaterlandes in diesem patriotischen Vorhaben so unterstützen, wie es ein so allgemein nützliches, das gemeine Beste beabzweckendes, mühevolles Werk verdienet!

Anmerkung 3. Der Fluß nützet dem Orte außer dem beträchtlichen Fischfange nicht nur zum angenehmen Baderlaß, sondern auch dadurch, daß auf demselben alles nöthige Brennholz, sowohl dem Orte selbst, als dem ganzen holzarmen Comitate beigeflößt wird.

Grenzen. Gegen Morgen und Mittag der Marktflecken Békesch und das Prädium Bél-Megyer; gegen Abend Gyoma und Endrödi gegen Mitternacht Tartsa und Körös-Ladany. Die meisten urbaren Gründe hat der Ort gegen Gyoma und Szarvas zu.

§. 3.

Die Oberfläche und Größe des ganzen Berényer Terrains beträgt auf □ Klaftern reduzirt:

1) Im Dorfe selbst (Intravillanum)	279,813	□ Kl.
2) An Hanfstücken (Cannabetum)	61,000	" "
3) An Hutweide	19,622,400	" "
4) Im Flußbett der Körös	294,000	" "
5) An einem neuen durch Grenzberichtigung entstandenen Grundzuwachs	19,200	" "
6) An Weingartenland	585,200	" "
7) An urbarem Acker- und Wiesenland	16,455,900	" "
Summa des ganzen Flächeninhalts	37,317,513	□ Kl.

Anmerkung 1. Zu einer neuen, regulären Gasse wurde im Jahre 1808 und 1810 auf der Abendseite des Ortes, wie auch zu den Weingärten auf der Seite gegen Csaba und Tartsa von der Hutweide ein gutes Stück abgeschnitten. Wie viel es beträgt, konnte ich bis jetzo nicht erfahren, da die ganze neue vor 6 Jahren unternommene Dimension noch nicht in forma authentisirt ist.

Anmerkung 2. Der dem Urbario *) unterworfene Grund von dem ganzen obgenannten Flächeninhalte macht nach der vorletzten Dimension ganze 271/8 Ansässigkeiten (Sessiones) aus **).

Grundeintheilung. Dieser ganze zu Berény gehörende Grund wird in 3 Theile eingetheilt, die ihren Namen von den einst darauf gestandenen alten Ortschaften haben; nämlich in Berény, Remes-Kereki und Fél-Halom.

1) Berény. Der erste Grundtheil nimmt den östlichen Theil des Gebietes ein. In demselben liegt das Dorf selbst, die Brachfelder und Hutweide.

Anmerkung. Man sieht auf den Brachfeldern gegen Béleſch und Szarvas zu noch sehr deutlich die Spuren der alten Lage des Dorfes Berény (in der Landessprache Telek genannt), so daß man aus den vielen Vertiefungen den ehemaligen Stand der Häuser und Gassen recht gut abnehmen kann, und Einige suchen auf diesem Striche nicht ganz ohne Grund den Standplatz von zwey ehemaligen verschiedenen Dörfern, Mező-Berény und Kis-Berény, welches mit den zweierley Namen, die der Ort bis jetzt noch trägt, ganz übereinstimmt.

2) Remes-Kereki heißt der nördliche Theil des Berenyer Terrains, diesseits und jenseits des Körös-Flusses. Die Ruinen einer Kirche zeigen den Platz, wo vor etwa 70 Jahren das Dorf Remes-Kereki gestanden hat. Seine Einwohner waren Slowaken, katholischer Religion, und sind durch die häufigen Ergießungen der Körös von da vertrieben auf das benachbarte, höher liegende Prädium Endröd gezogen, wo sie durch ungrische Ankömmlinge vermehrt, noch mehr aber durch angestellte ungrische Seelsorger und ungrische Schullehrer bald ungarisirt wurden. Die ältesten unter ihnen sprechen noch deutlich die Slowakische Sprache, und selbst an dem ungrischen Dialekte der jetzt schon dritten Generazion merkt man sehr gut ihren Unterschied von den Stock-Ungarn, Ur-Ungarn (Törzsöhös magyarok).

Den Berényern dient nun diese Strecke zur Hutweide, die aber in manchen Jahren durch die Ueberschwemmungen der Körös bis in den Junius hinein ganz unbrauchbar gemacht wird. Tritt dann auch das Wasser zurück, so kann dennoch auf der ganzen, mit Schlamm überzogenen, ausgesäuerten Strecke nichts mehr wachsen. In solchen Jahren fährt man von Berény bis Körös-Ladány, also zwey gute Meilen weit, auf Nachen, wie auf einem stehenden See. Auch dies kann zur Würdigung des löblichen Unternehmens des wackern Samuel Theſchedik dienen.

3) Die Portion Fél-Halom dient auch zur Hutweide, zum Acker-Wiesen- und Hanfland, und zeigt ebenfalls deutlich die Spuren des ehemals da gestandenen Dorfes gleichen Namens.

§. 4.

Der Boden ist ganz vorzüglich zum Ackerbaue geschaffen. Er ist thonicht, auf der Oberfläche mit schwarzer Gartenerde, für den Getraidebau wenigstens hinlänglich untermischt. Sand ist wenig auf dem ganzen Grunde zu finden. Das Wenige also, was man davon zu Gebäuden braucht, muß man an den merzlichten Ufern der Körös, auf dem Fel-Halom und an den Wachthügeln Keſſés suchen.

Anmerkung 1. Daher ist es leicht zu erklären, wie der Erdboden in heißen, trocknen Jahren bersten und so weit aufspringen kann, daß man eine halbe Zoll weite Spalte oft auf der Oberfläche des Grundes sieht.

Anmerkung 2. Eben dieser Umstand ist es, warum die leichtere deutsche Pflügungsart hier wegen dem festen, oft steinharten Boden nicht eingeführt werden kann. Der hiesige Bauer muß demnach, nolle, velle, seinen Acker mit einem starken, schweren Pflug, welcher dennoch oft zerbricht, mit 6 bis 8 Ochsen, oder mit 4 Pferden bestellen.

Anmerkung 3. Vorher, als das Land noch neu und frisch aufgerissen war, kannte man die Nothwendigkeit des Düngers hier noch nicht. Jetzt aber ist kein vernünftiger Bauer mehr, der seinen überflüßigen Mist nicht auf sein Ackerland führte. Es giebt demnach nur noch wenige Landleute, welche ihren Dünger auf die Einfassung der Vieh- und Schaafstellen verwenden, oder denselben, welches

*) Unter dem Urbario versteht man in Ungarn die Normative, nach welcher die Hochseelige Kaiserin Maria Theresia die Verordnungen der Grundherrschaften an ihre Unterthanen gesetzmäßig regulirt haben wollte. Dasselbe ist in ganz Ungarn gleichförmig eingeführt, und nur in manchen Punkten im Banate und in Siebenbürgen verschieden.

**) Die Ansässigkeiten sind in Ungarn in Rücksicht ihres Quadratinhaltes nicht überall ganz gleich; nach Verschiedenheit der Güte des Erdbodens werden sie auch in diesem Comitate in 3 verschiedene Klassen getheilt. Die erste Klasse enthält die Gründe von der besten Qualität, und hat 60 bis 64 Joche (Jugera). Die zweite Klasse hält 66 Joch; die dritte 68 Joch. Ein Joch aber enthält 1600 □ Klaftern. Die Berényer Gründe gehören zur ersten Klasse.

noch thörichter ist, in ungeheure Hügel (hier szarvasse genannt), aufthürmen, wovon man hundert tolle Beyspiele in dieser Gegend sehen kann, wo der kostbare Dünger nach 30 und 40 Jahren zur schönsten Gartenerde ungenützt verwesset.

In der Nähe des Dorfes ist diese Thonerde besonders stark mit Natron geschwängert, daher sie auch vorzüglich zum Ziegelschlagen dienet. Die Berényer Ziegel werden deswegen von benachbarten Ortschaften stark gesucht.

Die Arendatoren der Salpeterhütten haben, wie an andern Orten, so auch hier die Freiheit, die ungedielten Fußböden der Wohnzimmer und Stallungen der Unterthanen gegen einen geringen Ersatz der neuen Füllungskosten, nach gewissen Jahren auszugraben. Dieses Recht gründet sich auf ihr Regalprivilegium.

Anmerkung. Dem so häufig in der Erde steckenden Natron (alcale minerale) ist vielleicht auch die Beschaffenheit der Hausbrunnen im Orte zuzuschreiben. Das Wasser darinnen ist zwar klar und ohne Farbe, wie es bei einem gutes Trinkwasser seyn muß; aber der Geschmack davon ist unangenehm, in einigen Brunnen süßlich, in andern bitterlich, und verursacht, auch nach wiederholtem Genusse, wie das Seewasser, den Durchfall. Daher die Einwohner sich durchaus an den Genuß desselben zum Trinken nicht gewöhnen können. Von vielen Brünnen verliert selbst durchs Kochen das Wasser seinen Geschmack nicht, und die suppichten Speisen werden davon bitter. Zum Waschen der weißen Wäsche aber ist es sehr gut, und vereiniget sich mit der Seife, wie ich es aus siebenjähriger Erfahrung weiß, viel leichter als anderes, und selbst das Flußwasser. Dem Rindviehe, den Schaafen und den daran gewöhnten einheimischen Pferden schlägt es gut an; aber nicht jedes fremde Pferd oder Rindvieh trinkt es. Bei neugegrabenen Brunnen, besonders in neuen Gässen, bleibt es höchstens zwei Jahre trinkbar, und wird dann auch nach und nach immer mehr ungenießbarer. Ich suchte anfangs die Ursache davon darinnen, daß man die Brunnen nicht tief genug grübe, und bey 6 Klaftern Tiefe mit der ersten besten wilden Quelle vorlieb nimmt; aber selbst bei tieferen Brünnen im Dorfe hat es dieselbe Bewandniß. Man war daher genöthiget, auf öffentliche Kosten außer dem Orte auf der rings um das Dorf herum liegenden Hutweide grose Gemeindebrunnen anzulegen, woher das Gesinde nicht ohne großen Zeitverlust das täglich im Hause nöthige Trinkwasser in Krügen, oft eine halbe Stunde weit herholen muß. Bei starken und wohlhabenden Familien wird der nöthige Wasserbedarf auf Wagen in Fässern geholt.

Sonderbar ist es doch, daß dieß nur der Fall bei den Brunnen im Dorfe selbst ist. Denn auf den Maierhöfen, bei den Aeckern ist das Wasser durchaus gut. Ich wünschte hierüber von Sachkundigen Aufschluß und Belehrung; denn das nämliche gilt von Csaba, Szarvas, Békes, und mehrern Ortschaften, die den nämlichen Grund und Boden im Komitate haben. Ja auch von Tur und selbst von Debreczin, welche letztere volkreiche Stadt des Biharer Komitats doch einen sandigen, wiewohl mit Natron stark geschwängerten Boden hat.

In Szarvas und in andern an der Körös liegenden Ortschaften bedient man sich deshalb beim Mangel der Gemeindebrunnen zum Trinken und Kochen des Flußwassers, welches durch das einzige Stillstehen sich selbst ohne Filtrum reiniget.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen

über die Rezension der Karte Böhmens nach meinen Ortsbestimmungen gezeichnet von Hrn. Pfar. Kreybich; im Novemberstücke der allgemeinen geographischen Ephemeriden von F. J. Bertuch 1813. S. 356.

Die Handzeichnung dieser Karte ward schon 1805 im Juni der Schneiderschen-Weigelschen Verlagshandlung zu Nürnberg eingesandt. 1806 im Juny wurden davon schon Exemplare, die hin und wieder noch etwas unverbessert, besonders aber fehlerhaft illuminirt waren, von der Verlagshandlung ausgegeben. Ein solches Exemplar scheint dem Herrn Recensenten in die Hände gekommen zu seyn. Denn der Stichfehler in der Breite von 50°, wo die Ziffern so groß und leserlich angeschrieben waren, daß man hätte glauben sollen, ein geschickter Kartenstecher würde nicht fehlen können, ward schon 1808 angezeigt, und verbessert. Dieser Fehler ist daher auf den später erschienenen Exemplaren nicht mehr zu finden. Der Längengrad 39 statt 30 blieb, allem Ansehen nach, in der Korrektur unbemerkt; weil der untere Strich, wodurch sich die Ziffer 9 von 0 unterscheidet, nicht deutlich genug ausgedrückt war. Sieht man auf die folgenden Ziffern, so erkennt man sogleich, daß der 30ste Grad da stehen müsse.

Blieb auch dieser Stichfehler unbemerkt und unverbessert, so giebt das doch keinen hinlänglichen Grund, auf eine schlechte Revision der ganzen Karte zu schliessen; wovon sich jeder leicht überzeugen wird, der sich die Mühe nimmt, den innern Gehalt dieser Karte gehörig zu beurtheilen, sie mit andern in diesem Formate, die früher erschienen sind, zu vergleichen.

Die Rüge erweckt kein gutes Urtheil für den Rezensenten, wenn er daselbst sagt: Auch ist der an der rechten Oberecke angebrachte Carton, welcher die böhmischen Enklaven in der Oberlausitz darstellt, durch den am 11. Dezember 1806 geschlossenen Posener Frieden im Jahre 1807, in welchem diese Karte erschien (sie ward schon 1806 ausgegeben) unnöthig geworden. Dagegen muß man erinnern, daß der Friede 1806 am 11. Dezember nicht zu Posen in Polen, sondern zu Preßburg in Ungarn abgeschlossen worden. Freilich heißt Preßburg im Latein Posonium; allein, wenn man im Deutschen sagt: Posener Friede, wird jeder Leser beim ersten Anblick glauben, dieser Friede sey zu Posen geschlossen worden. Auch ist es ganz unrichtig, daß die böhmischen Enklaven im Friedensschlusse 1806 von Oesterreich an Sachsen abgetreten worden.

Das geschah erst 1809 den 14. Oktober, folglich 3 Jahre nach Ausgabe dieser Karte. War also der Carton der Enklaven im Jahre 1805, wo diese Karte gezeichnet worden, unnöthig?

Bei dieser unstatthaften Rüge dringt sich dem Leser die Vermuthung auf, daß es dem Rezensenten daran gelegen war, etwas wider diese Karte, die im In- und Auslande mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, zu sagen. Erst nach Verlauf von 7 Jahren rezensirte man diese Karte, und entschuldigt die Verzögerung durch die späte Einsendung derselben. Wäre das wirklich der Fall, so würde Hr. Rezensent ein Exemplar mit verbesserter Breitengraduirung erhalten haben; weil aber dieser Fehler noch darauf stand, muß es einer von den ersten Abdrücken gewesen seyn.

Ins Verzeichniß der Längen und Breiten, nach welchen diese Karte entworfen und gezeichnet worden, hat Hr. Rezensent einige aufgenommen, die erst nach der Herausgabe der Karte eine genauere Bestimmung erhalten haben. Das ist der Fall bei dem Georgenberg, dessen Breite ich 1797 auf 50° 23′ 51″ mit meinem Sextanten; die Länge aber mit Emery's Chronometer 31° 56′ 30″ bestimmt habe. Die Karte hat eben diese Länge, und 50° 24′ Breite. Im Verzeichnisse der Rezension steht 30 statt 31 Grad Länge.

Die verbesserte Breite 50° 23′ 2″, und Länge 31° 57′ 31″ machte ich erst 1807, wo die Karte schon gestochen war, bekannt.

(Längenbestimmung von Kupferberg und Engelhaus. S. 16. Prag 1807.)

Eben das ist der Fall mit der Länge von Stift Töpl. Die Karte enthält die erste Angabe der Länge 30° 34′, nicht aber 33 Minuten; die Länge von 30° 33′ 15″ ist später durch Blickfeuer und Sternbedeckungen ausgemittelt worden. Die Breite von Stift Töpl ist in der Rezension um eine ganze Minute falsch angegeben. Auf dem Exemplar, was ich von dieser Karte besitze, finde ich die Längen und Breiten von mehrern Orten anders, als sie im Verzeichnisse der Rezension stehen.

Ich will davon nur einige Hauptpunkte, die zur Entwerfung der Karte dienten, anführen.

Ortsnamen.	Nach David.				Nach Davids Karte.				Nach der rezensirten Karte.			
	Länge astronom.		Breite.		Länge.		Breite.		Länge.		Breite.	
Annaberg.	29° 59′ 20″		50° 4′ 40″		29° 59′ 26″		50° 4′ 45″		29° 59′ 20″		50° 5′ 0″	
Georgenberg.	31 57 30		50 23 21		31 56 30		50 23 50		31 56 30		50 24 0	
Güntherberg.	31 7 0		49 9 37		31 6 9		49 9 33		— — —		— — —	
Hohenfurt.	31 59 15		48 37 24		31 59 20		48 37 36		31 59 15		48 37 20	
Krulich.	34 26 45		50 4 30		34 27 0		50 4 36		34 27 30		50 4 10	
Prag.	32° 5 0		50 5 18		32 5 0		50 5 20		32 5 2		50 5 19	
Schluckenau.	32° 6 30		51 0 30		32 6 37		51 0 24		32 6 0		51 0 30	
Schüttenitz.	31 49 30		50 33 11		31 49 20		50 33 0		31 49 0		50 33 20	
Töpl Stift.	30 33 15		49 58 5		30 34 0		49 58 0		30 33 0		49 59 10	

Digitized by Google

Vergleicht man die Längen und Breiten nach meiner Karte mit den astronomischen Bestimmungen, die Herr Krevbich zur Zeichnung derselben zu Handen hatte, so zeigt sich eine so schöne Uebereinstimmung, die man bei der besten Karte nicht größer zu fordern berechtigt ist. Denn der Unterschied zwischen beiden beträgt bei keinem Orte ⅓ einer Minute, oder 20 Sekunden.

Die Länge von Günthersdorf weicht beinahe eine Minute ab. Herr Krevbich hat sich beim Auftragen dieser Gebirgsgegend, die auf keiner Karte so richtig und ausführlich erscheint, nach Spezialkarten und Handzeichnungen gerichtet, und sich alle Mühe gegeben, das Ganze in gehöriger Verbindung und im natürlichen Zusammenhange so aufzuzeichnen, um so viel möglich merkliche Unrichtigkeiten dabei zu vermeiden.

Prag, an der k. Sternwarte, den 15. März 1814.

K. Astronom David.

Vermischte, interessante, kleine Notizen.

(Fortsetzung No. 16.)

2. Wilde Elephanten.

Bei einem Indischen Dorfe, nicht weit von Madras, ließen sich 1809 ein Paar wilde Elephanten von ungeheurer Größe sehen. Man suchte sie vergebens in Fallgruben zu fangen; sie drangen in das Dorf ein, tödteten einen Mann und ein Kind und verwundeten zwei Weiber. Deswegen wurden aus dem nahen Brittischen Lager bei Hazaren-Bang einige Vierpfünder herbeigeschafft, und mit denselben eine fortdauernde Kanonade auf die Elephanten unterhalten, welche ihre Wuth an Häusern und Bäumen ausließen, endlich aber doch erlagen. Man fand 29 vierpfündige Kugeln in ihren Körpern.

---

3. Englisches Einquartierungreglement.

Sonst mußte der Wirth in England Unteroffizieren und Gemeinen 3 Mahlzeiten des Tags geben. Seit 1810 hat er nur einmal, aber ein recht kräftiges Essen vorzusetzen, nämlich: 1½ Pf. Fleisch, gut zubereitet, 2 Pf. Brod, 1 Pf. Karteffeln oder anderes Gemüse, 2 Pinten *) dünnes Bier, Pfeffer, Salz und Essig. Als Entschädigung erhält der Wirth 8 Pence **) täglich.

---

*) 1 Pinte ist etwas weniger als ½ Maaß Wiener.

**) 1 Pence ist etwas mehr als ½ ggr.

4. Stärke des Magensaftes.

Eine der wichtigsten Entdeckungen in der Physiologie der neuern Zeit war unstreitig das durch eine Reihe von unbestreitbaren Versuchen erwiesene große Verdauungsvermögen des Magensaftes, von dem, nach Home, ein bedeutender Zufluß aus dem dem Magen nahe liegenden Theile des Oesophagus statt findet. Vorher schrieb man die Veränderungen, welche die Nahrungsmittel im Magen erleiden, ihrer eigenen Gährung oder einer mechanischen Einwirkung der Magenwände zu. Hunter beobachtete, daß dieser Magensaft nach dem Tode den Magen selbst anzufressen und zu durchlöchern vermag; indessen letzterer sich wunderbar genug im Leben, in allen Lagen, unter Kraft und Schwäche, Ueberfluß und Mangel an Nahrung und bei deren noch so verschiedenen Beschaffenheit sich gegen den so mächtigen Einfluß des Magensaftes schützt. Die angefreßnen Löcher des Magens, welche in entseelten Leichen gefunden werden, und weder von einer verborgenen Krankheit, noch von einem Gift, gewiß aber erst nach dem Tode entstanden sind, haben für die gerichtliche Arzneiwissenschaft ein großes Gewicht. Ein solcher durchlöcherter Magen kann unter andern mißlichen Ereignissen den Verdacht einer Vergiftung ungerechter Weise stark vermehren, auf der andern Seite aber auch gebraucht werden, wirkliche Vergiftung abzuleugnen.

---

5. Kriegslasten.

Von 1809 bis 1811 (nicht die stärksten Jahrgänge) belief sich die Zahl der in dem Würtembergischen Städtchen Canstadt Einquartierten 336,817 Mann, wobei 71 Generale, 12,975 Offiziere und 193,826 Pferde waren, und wovon immer ¼ in der Stadt blieben. Einzelne Bürger traf es in einem Jahre mit 12 bis 1600 Mann.

Der Stadt- und Amts-Schaden (was die Communen unter sich umlegen ohne die öffentlichen Staatsabgaben) betrug in den 8 Jahren 1798 — 1801 und 1806 1807, 1810 und 1811 zusammen 800,633 fl. Dazu 1800 die öffentliche Kriegssteuer von 38,000 fl. und 80,000 fl. Schulden, die noch zu repartiren sind. Und das alles in einer kleinen Landstadt von 3096 Seelen, von nur 7500 fl. öffentlichen Aktivkapitalien und jährlich auf 14,240 fl. berechneten Stadteinkünften mit 26,428 jährlichen Ausgaben.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 18. April.

Luxusbeschränkungen im 13. u. 15. Jahrhundert in Frankreich und Oesterreich.

Von A. R. von Flammenstern.

(Man vergleiche Nr. 3. 1813.)

Unter so vielen Anstalten, die man in unserm sonst ziemlich exzentrischen Zeitalter für unausführbar hält, gehört auch eine den Luxus steuernde Kleiderordnung. Der äußere Kleiderluxus stellt jetzt in eine Reihe Portierstöchter mit Obersthofmeisterinnen, Pflasterjungen mit Exzellenzen. Wenn auf der einen Seite diese allgemeine Gleichheit das gesellschaftliche Leben froher, die Unterhaltungen freier und angenehmer macht, so scheint sie auf der andern wieder Sitten zu gefährden, die Menschen zu verschlimmern. Oder erbleichte nicht schon manche Unschuld vor dem Glanze brillantener Ohrgehänge? Brachte Schwelgerei nicht schon manchen armen Teufel zum Selbstmord? Ward nicht so manche glückliche Ehe zur Hölle auf Erden, weil der Mann dem Aufwand der Gattin nicht mehr gnügen konnte?

Daß man schon in der grauen Vorzeit dies Uebel kannte und ihm Einhalt zu thun suchte, beweiset Frankreich, welches schon vor Ludwig VIII. (1223) Gesetze gegen den Luxus hatte, die Philipp der Schöne (1285 bis 1314) zu erneuern sich genöthigt fand. Diese verboten unter andern den Bürgersfrauen sich des Nachts mit Wachsfackeln begleiten zu lassen, oder sich der damals üblichen Wagen (char) zu bedienen. Das Pelzwerk besserer Gattung und die Edelsteine blieben dem Adel vorbehalten, und vergoldete Gürtel durften nur Buhlerinnen tragen. Die ehelichen Frauen trösteten sich für diese ihren Rivalinnen genehmigte Auszeichnung durch das noch jetzt gangbare Sprichwort: Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée. (Ein guter Ruf ist mehr werth als ein vergoldeter Gürtel.)

Nicht so allgemein bekannt ist es, daß man auch in unserm Kaiserstaate, freilich um beinahe 200 Jahre später, dem verheerenden Luxus durch Gesetze steuern mußte. Um die Jahre 1450 bis 1480 führte man eine Kleiderordnung für die Bewohner Wiens ein, die noch in dem Gedenkbuche des Wiener Stadtmagistrats aufgezeichnet ist, und welche Herr v. Geusau ins Publikum brachte. Dieses in jeder Hinsicht offizielle Aktenstück lautet wie folget:

Kleidungstracht für Wiens Bewohner im 15. Jahrhundert.

Erstens. Ein jeder Bürger, welcher des Raths ist, oder Rath wird, oder des Raths gewesen ist, möge auf das höchste seine Kleidung mit Marder oder Zobel verbrämen, und auf dem Haupte einen Hut oder eine Haube mit Marder oder Zobel tragen dürfen. Er soll aber keine goldene Schnur, noch eine Schnur mit Perlen um das Haupt, noch Knöpfe mit Perlen tragen.

Auch soll er kein seidenes Gewand tragen, ausgenommen Seidenzeuge zu Joppen und zu Ermeln.

Alle Erbbürger und Kaufleute sollen auf das höchste ihre Kleider mit Marder, und auf dem Haupte ein Hütel mit Marder unterfüttert oder eine Haube mit Marder tragen. Es soll auch keiner über vier Mark Silber an seinem Leibe haben.

Alle Handwerker mögen auf das höchste tragen einen Hut oder eine Haube von Fuchs, Luchs oder Vorczeins; doch können sie auch haben Marder auf dem Haupt, und einen Marderbalg um den Hals. Sie sollen auch nichts von Seidenzeug tragen, ausgenommen zu Joppen und Ermeln, das soll seyn von allerley Zendal oder Bastat, und darunter und darüber nicht, er sey denn des Raths oder des Raths gewesen, derselbe möge tragen eine Kleidung, wie es für den Rath verordnet ist. Auch soll ein solcher nicht über zwei Mark Silber an sich tragen.

Alle Dirnen und Knechte, Bürgerdiener und Handwerkdiener (Gesellen), in was Wesen sie seyen, sollen weder etwas von Pelzwerk noch von Seiden tragen, auch soll ein solcher nicht eine Mark Silber an sich haben, noch einen goldnen Ring; desgleichen soll ein solcher auch kein Gewand tragen, wozu die Elle mehr als einen Gulden kostet. Doch mag ein Knecht tragen einen alten übertragenen Rock, den ihm sein Herr schenkt.

Ferner soll kein Knecht einen Biberhut tragen, weder eine Haube, die theurer ist als ein Pfund Wienerpfenniges; eben so soll es den Dirnen verboten seyn, eine goldene Schnur, Perlen oder perlene Buchstaben zu tragen.

Endlich sollen auch alle Bürger und ihre Diener, alle Handwerker und ihre Diener nicht mehr gespitzte Schuhe tragen.

Ordnung der Frauen.

Es soll keine Bürgerin einen goldreichen Zeug zu Ermeln oder Bruststücken, noch zu Goller tragen, aber Seidenzeug mag sie zu Ermeln, zu Bruststücken oder zu Goller haben, doch daß der Werth desselben Zeugs nicht theurer sey, als die Elle vier Gulden; auch soll keine Bürgerin sammetne, damastne Röcke oder Mäntel tragen.

Weder soll eine Frau Perlen tragen, weder auf Röcken noch an Mänteln noch an Gollern, ausgenommen an den Ermeln mag eine ein Paar Linien haben von Perlen, Gold oder Silber. Ist sie eine Bürgerin, so soll dieses aber nur acht Gulden, ist sie eine Handwerkerin, so soll es nur vier Gulden werth seyn, und darüber nicht. Auch soll weder eine Bürgerin noch eine Handwerkerin auf den Brüsten ein edles Gestein tragen.

Auch soll keine Bürgerin noch Handwerkerin lauteres Gold, Perlen oder Edelgestein an dem Gürtel tragen: weder soll eine Bürgerin auf Gürteln und an Geschmeid von Silber an ihr haben, das über vier Mark schwer sey; eine Handwerkerin aber nicht über dritthalb Mark.

Es soll auch keine Zobel, Hermelin, noch Laßnikzeins (?) weder unter dem Rocke noch unter den Mänteln tragen auf keine Weise; aber zu Brämen kann sie Hermelin oder Laßnikzeins haben, welche jedoch nicht breiter als drei Zwergfinger seyn sollen. Auch soll keine mehr einen Flug tragen, die mit Hermelin unterzogen sind. Welche aber einen Flug tragen will, die mag ihn mit Seidenzeug oder mit Bechwämchen oder mit Rehrücken unterziehen lassen.

Desgleichen soll keinen Schleyer tragen, der mehr habe als zwölf Bach (?). Noch soll ihr Kleid länger seyn, denn daß es ihr auf der Erde nachschleppe, um ein Viertheil einer Elle und nicht darüber.

Es soll auch keine goldene Ringe an ihren Händen tragen, die über dreißig Gulden werth sind. Doch mag eine ein Häftel tragen, das zwanzig Gulden werth sey, aber nicht darüber.

Auch soll keine Frau noch Dirne in der Stadt verbunden gehen, noch ein Hütel tragen, es sey denn daß es regne, oder daß sie über Feld gehen will.

Ordnung der Dirnen.

Einer jeden Dirne ihr Gewand soll nur auf die Erde stoßen, und nicht länger seyn, auch soll sie keine perlene oder abgenähte Preyl (?) noch Goller von Goldzeug, noch sidene Ermel tragen, denn nur von schlechten Zendel soll es ihnen erlaubt seyn. Auch soll keine Dirne einen Schleier, der über sechs Bach habe, weder ein Silber am Gürtel, noch einen korallenen Paternoster (Rosenkranz) tragen.

Desgleichen soll keine Dirne ein Bräm, noch einen goldenen Ring tragen; aber von Pelzwerk mögen sie tragen kleine schlechte Bräme von Keilmardern, Ottern, oder von Marderzagein.

Damit aber die Ordnung also gehalten werde, so sollen Bürgermeister, Stadtrichter und die des Raths, die ersten binnen vierzehn Tagen anfangen, an ihnen selbst und an ihren Hausfrauen, und wer über vierzehn Tage außer des Hauses, darin sie selbst wohnen, ungehorsam befunden würde, und wider diese Ordnung handelte, der oder die sollen so oft der Stadt zu Pön verfallen seyn, und von jedem Stück fünfzehn Gulden bezahlen.

Welcher den Genannten oder seine Hausfrau in den nächsten vier Wochen das Gebot und die Ordnung bräche, der oder die soll, so oft es geschieht, von jedem Stück der Stadt zehn Gulden Strafe erlegen.

In den nächsten sechs Wochen sollen alle Manns- und Frauenspersonen insgemein die vorgenannte Ordnung zu halten verbunden seyn; welcher Mann oder Frau darnach betreten würde, die wider die Ordnung gethan hätte, der oder die sollen, so oft es geschehen, in die Strafe verfallen seyn, von jedem Stück fünf Gulden zu erlegen.

Welcher Knecht oder Dirne in den nächsten acht Wochen die vorgeschriebenen Artikel übertritt, der oder dieselbe ist der Stadt zur Strafe verfallen, von jedem Stücke, so oft es geschehen, zwei Gulden.

Von der gemeinen Weiber wegen ist es abgeredet worden, daß jede ein offenbares Zeichen von einem gelben Tüchlein an der Achsel tragen soll, einer Hand breit und einer Spanne lang.

Von der heimlichen Weiber wegen ist beschlossen, daß dieselben alle weder Pelzwerk noch Seidenzeuge, auch kein Sturzhütel, noch Hauben tragen, damit man sie vor andern frommen (ehrlichen) Frauen erkennen möge; welche aber anders ging, der soll man den Mantel nehmen zu Gerichtshanden. Sie sollen auch in den Kirche nicht stehen, wo die Bürgersfrauen und andere fromme Frauen stehen.

Wegen der heimlichen Ehefrauen ist der Artikel dem Bürgermeister und Rath vorbehalten, in Geheim die Sache zu verhandeln.

Mit dem Tode Kaiser Friedrich III. welcher im Jahre 1493 starb, scheint auch diese Norm außer Kraft gesetzt worden zu seyn. Sie kann uns zugleich als Sittengemälde des damaligen Wiens dienen. Zwar hat uns Aeneas Sylvius die Sitten der Wiener unter Friedrich III. getreu geschildert (man sehe Hesp. 1813 3. Heft) doch was wir dort nicht finden, ergiebt sich aus obiger Vorschrift: die gesetzliche Duldung der gemeinen Weiber (Fremdenmädchen), heimlichen Weiber (Mätressen) und heimlichen Ehefrauen in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts zu Wien.

Noch etwas über die Rotazionszeit der Himmelskörper.

(Man sehe N. 81. 1813.)

Als ich mit Auffindung eines Verhältnisses der Rotation der Himmelskörper zu ihren Entfernungen von ihrem Zentralkörper mich beschäftigte, konnte ich damit nicht eher zu Stande kommen, als bis ich die Exzentrizitäten ihrer Bahnen mit in den Kalkul nahm; die natürliche Folge davon war, daß zum Resultate eine ungleichförmige Rotation hervorgehen mußte. Vordem hatte man gegen die gleichförmige Achsendrehung der Himmelskörper noch keinen Zweifel vorgebracht, so sehr auch der Mond durch seine beobachtete bis auf 8° seines Umkreises sich belaufende Schwankung in die Länge eine Ausnahme von der Regel zu machen schien: denn die genauesten Beobachtungen brachten wenigstens bei der Erde durchaus keine Unterschiede in ihrer Rotationszeit hervor. Selbst D'Alembert zeigte in seinen Recherches sur la praecession des equinoxes durch den Kalkul, daß eben die Ursache, welche das Zurückweichen der Aequinoktialpunkte und die Nutation der Erdachse hervorbringt, keine merkliche Veränderung in der Geschwindigkeit ihrer Achsendrehung bewirken könne. Es scheint, daß die Astronomen die Rotation der Himmelskörper allein nicht als eine Wirkung der im ganzen Weltall herrschenden Schwerkraft ansehen wollen, wahrscheinlich wohl nur blos deswegen, weil diese Schwerkraft bei den verschiedenen Abständen der Planeten von der Sonne Veränderungen in ihren Rotazionszeiten hervorbringen müßte, die sie wenigstens bei der Erde durch Beobachtungen nicht ausfindig machen konnten.

An der Möglichkeit ganz kleiner unbedeutender Veränderungen in der Geschwindigkeit der Achsendrehung unserer Erde zweifeln indeß die Astronomen nicht*), und wenn man die Rotation der Himmelskörper als eine Wirkung der Anziehungskraft ansieht; so müßten sich allerdings gewisse Ungleichheiten dieser Wirkungen wenigstens im Kalkul offenbaren.

Der Verfasser des in Hesperus 1813 Seite 257 aufgenommenen Aufsatzes leitet die Rotation der Himmelskörper zwar von der Einwirkung der Anziehungskraft her, und bemüht sich zu zeigen, wie diese Rotation zufolge des größern oder kleinern Neigungswinkels der Achsen dieser Himmelskörper zur Ebene ihrer Bahn schneller oder langsamer vor sich gehe, und bei einer Umdrehung nicht immer der Weg zurückgelegt werden könne, den ein um seine Achse sich wendendes Rad beschreibt; sagt aber auch, daß die Rotazionen selbst deswegen unter sich gleichförmig ausfallen müssen, weil sie das Mittel von allen Anziehungskräften durch die ganze Umlaufsperiode wären, gleichwie ein an einer Maschine angebrachtes Schwungrad immer gleichförmig sich herumdrehe, wenn auch die Bewegungskraft der Maschine zuweilen etwas größer oder kleiner wäre. — Er bedenkt aber nicht, daß der Winkel, welchen die Erdachse mit der Ekliptik macht, wegen der periodischen obgleich kleinen Nutazion der Erdachse und der immer zunehmenden Schiefe der Ekliptik veränderlich sey, und daher nach seiner Erklärung die Rotation der Erde zu allen Zeiten nicht genau gleichförmig seyn könne. Nebstdem hätte ich noch einzuwenden: 1tens daß, wenn durch die Anziehungskraft eines Zentralkörpers eine Rotation an einem Himmelskörper bewirkt werden soll, sich der Winkel, den die Achse dieses Körpers mit seiner Basis macht, nach der Anziehungskraft und den Punkten desselben, auf welche sie wirkt, richten müsse, und daher nicht als schon vorhanden vorausgesetzt werden könne; denn von einem Himmelskörper, der noch nicht angefangen hat, sich um seine Achse zu drehen, kann man doch nicht sagen, daß er eine Achse habe, und noch viel weniger, daß sie einen gewissen Winkel mit der Ebene seiner Bahn mache.

2tens: daß es unrichtig sey, einem Schwungrade eine immer gleichförmige Bewegung zuzuschreiben, wenn auch die Bewegungskraft der Maschine in einem Zeitmomente größer ist, als in dem andern. Denn Schwungräder sind bei Maschinen das, was das Pendul bei Uhren ist; sie sollen zur gleichförmigen Bewegung beitra-

*) Wenn ich die Stelle in Fr. K. Bartels Anleitung zur Geometrie ꝛc. Prag 1780 Seite 253, wo er sagt: „weil Uhren nicht immer richtig gehen können, denn die Achsenbewegung der Erde ist nicht, wie man zu sagen pflegt, auf ein Paar gleichförmige u. s. w. nicht für einen Mangel an Sachkenntniß, den man bei einem so allgemein anerkannten, tiefsinnigen Mathematiker doch nicht voraussetzen sollte, nehmen darf: so würde ich mich gleich hier auf diese Stelle, wie auf Klügels Enzyklopädie, 3ter Band, siehe Hesp. N. 81. 1813, berufen können.

gen, und dies thun sie auch, wenn die Kraft, welche diese Maschinen bewegt, oder die Reibung, welche der Kraft entgegen wirkt, nicht sonderlich viel vermehrt oder verringert wird. Aber man versuche es, einer Pendeluhr, die in einer Stunde 3600 Schläge macht, ein doppeltes Gewicht anzuhängen; werden auch die Schläge gegen die vorigen nicht sonderlich beschleunigt erscheinen, so darf ich doch darauf wetten, daß man deren nach Verlauf einer Stunde gewiß mehr als 3600 zählen werde, zum Beweise, daß bei einer größern Kraft, welche auf die Uhr wirkt, die Schwingungen des Pendels nicht gleichförmig mit jenen seyn werden, welche mit einer geringern Kraft in Verbindung standen. Was die Achsendrehung der Erde, abhängig von der Anziehungskraft der Sonne anbetrifft; so habe ich mich bemüht, zufolge der Exzentrizität ihrer Bahne und des Neutonianischen Gesetzes, wenn ich es anders recht begreife, den größten Unterschied der Tageslänge durch die Rechnung heraus zu bringen. Wenn man die monatliche Einwirkung des Mondes, welche hiebei gewiß das Resultat bedeutend abändern würde, nicht berücksichtiget: so wäre, meiner Ansicht von der Sache zufolge, der Unterschied zwischen dem längsten und kürzesten Tage etwas über 1½ Stunde. Einen so bedeutenden Unterschied hatte ich vor Beziehung des Kalkuls gar nicht geahnet; er ist so groß, daß ihn auch die schlechteste Taschenuhr, wenn man sie durchs ganze Jahr nur zweimal in Gang setzte, angeben müßte; und dennoch geben die besten astronomischen Pendeluhren keinen Unterschied vielleicht von einer halben Minute an. Wie geht dies zu? — Ich glaube: sehr natürlich — weil eben die Ursache, die jetzt eine schnellere Rotation der Erde hervorbringt, auch eine schnellere Bewegung des Penduls, und folglich einen beschleunigten Gang der Uhr bewirken muß; wir werden daher mit unsern besten Uhren nicht ausmitteln, ob die Rotation unsers Erdballs gleichförmig oder ungleichförmig sey. Sollte diese so natürliche Erklärungsart der scheinbar gleichförmigen Rotation unserer Erde den Astronomen entgangen seyn? oder hat man je versucht, die Abnahme der Schwere auf der Erdoberfläche unabhängig von der, welche die Schwungbewegung hervorbringt, im Perigeum des Mondes und im Perihelium der Erde durch andere Instrumente, als durch das Pendul auszumitteln? — Um über die Abnahme der Schwere in den angegebenen Standpunkten der Erde ins Klare zu kommen, habe ich eine besondere Vorrichtung zur Untersuchung ersonnen, deren Resultate ich nach Beendigung derselben in diesen Blättern bekannt machen will.

Stark.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Berény im Békescher Comitat.

(Fortsetzung.)

§. 5.

Eintheilung des Feldes.

Das urbare Feld war wenigstens bei der zweiten, und zu Anfang der dritten Ansiedelung noch nicht ordentlich eingetheilt. Jeder ackerte, bei der geringen Anzahl der Einwohner und dem unverhältnißmäßig vielen Felde, wo und wie viel er wollte, vom Lande auf. So will man bis jetzt noch aus Tratizion, daß die ganze Portion Fél-Palom von zwei einzigen Bauern nach Belieben bebaut und zur Ochsenmastung benutzt wurde. Das waren nach der Meinung des hiesigen Bauers jene glücklichen Zeiten, wo man das Rindvieh kaum aus dem hohen Grase heraus sah.

Kein Wunder daher, wenn dadurch bei zunehmender Volksmenge in der Lage der Jedem zugehörenden Gründe eine große Verwirrung und Zerstückelung obwaltete, welcher erst durch die vom Kaiser Joseph II. veranstaltete reguläre Vermessung gesteuert werden konnte.

Nach derselben bekam jeder ansäßige Bauer in drei Fluren (Calcaturen) das Seinige beisammen. Eine Flur davon dient nun, nach den Grundsätzen der hier eingeführten Wechselwirthschaft (?), zum Anbaue der Winterfrucht, die andere zur Sommerfrucht, und die dritte zur Brache, welche letztere aber seit vielen Jahren hier schon glücklich ganz abgeschafft ist; indem man, anstatt so viel Land ein ganzes Jahr ruhen, oder, was eben so viel heißt, unnütz ein ganzes Jahr liegen zu lassen, dasselbe mit Kukuruz (Mais) ansäet, und im darauf folgenden Frühjahre zum Sommerbaue benutzt.

Dadurch konnte aber noch keineswegs der, für die Landwirthschaft so bedeutenden Unbequemlichkeit abgeholfen werden, daß bei einem so großen Dorfe und ausgebreiteten Terrain das Ackerland nicht auf ganze Meilen von dem Wohnorte des Bauern entfernt seyn sollte.

Um dies Uebel so viel als möglich zu verringern, legten die Einwohner mitten auf ihren Ackerfeldern Weiler, Maierhöfe (hier zu Lande Szálláse) an, um welche rings herum die Gostitutivfelder liegen. Diese Extravillanwohnungen der Bauern haben viel Aehnliches mit den im Neutraer Comitat gewöhnlichen sporadischen Ortschaften (Slavisch Kopanitzen genannt) und der fremde Durchreisende glaubt ein zweites weitläuftiges Dorf hier angebaut zu sehen.

Diese Einrichtung hat zwar ihre großen Fehler und für die Wirthschaft nicht wenig Unbequemlichkeiten, wor-

über unser ungarischer Barro, Herr Samuel Theisshill in seinem beherzigungswerthen Werke: „Der Landmann in Ungarn, was er ist, und was er seyn könnte Ohne Druckort 1787. Seite 69 — 99. und f. f. laut klaget, und deshalb auf Verkleinerung und Regulirung solcher großen Ortschaften, nach seinem darin vorgeschlagenen Plane, ernstlich dringet. Jedoch, will man die Sache so nehmen, wie sie einmal ist, so kann auch diese Aushülfe durch die Szallasen nicht ganz verworfen werden. Denn

1tens könnte z. B. der Landmann ohne dieselben nicht ohne großen Zeitverlust täglich aus seinem Wohnorte auf seine weit entfernten Ländereyen zur Arbeit hingehen und von daher zurückkommen;

2tens müsste er seine Fechsungen an Früchten, Heu und Stroh alle in das Dorf bringen, wozu viel Zeit erfordert würde, und in den engen Hausplätzen auch kein hinlänglicher Raum wäre;

3tens wäre er in dem oft wegen Koth unfahrbaren Wetter im Spätherbst und Frühjahr ganz von seinen Ländereien abgeschnitten, so daß er keinesweges die, ohnehin um diese Zeit unsichern, günstigen Tage zum Aufreißen und Anbau seiner Felder benützen könnte;

4tens: auf diesen Szallasen hat er zugleich die beste Gelegenheit, sein Feder- Borsten- und Rindvieh, Schafe und Pferde auszuwintern;

5tens: die Düngung der Felder kann auch von da aus am leichtesten und bequemsten bestritten werden;

6tens: die Feuersgefahr wird durch die Entfernung des Strohes und Heues von dem Dorfe selbst hiedurch entfernt.

Auf diesen Szallaschen bringt nun der Bauer mit seiner Familie den größten Theil des Jahres zu; da hält er sein Vieh, sein Futer, sein Brennzeug, und kommt von da nicht eher als Sonnabends zurück, wenn ihn nicht eine andere Beschäftigung ins Dorf ruft. Im Winter versehen die nöthigen Geschäfte allda die Knechte.

Prädien.

Da aber der ganze weitläufige Grund für die Zahl und die Industrie der Einwohner bei weitem nicht hinreichend ist; so arendirt die Gemeinde von den zwei einligen nächstgelegenen Prädien, Kis-Kamuth und Bel-Megyer, die der nämlichen Herrschaft gehören, so viel sie kann. Im Jahre 1806 hatte sie vom erstern 1,575 Joch, und vom letztern zwei Drittel, nämlich 3264 Joche.

Anmerkung. Bél-Megyer ist der Gemeinde bei dem großen Viehstande, den häufigen Ueberschwemmungen der Körös in der Kereker Huthweide, und besonders in trocknen, dürren Jahren fast unentbehrlich. Sie würde noch mehr Prädien arendiren, wenn sie nicht alle für sie zu weit entfernt wären.

§. 6.

Produkte.

Unter die natürlichen Produkte dieser Ortschaften gehören:

1) der reine Weizen, der einen allgemein anerkannten Vorzug vor jedem andern im Comitate hat. Er empfiehlt sich nicht sowohl durch seine auszeichnende Körnergröße, als durch die besondere Dünnheit seiner Oberhaut, so daß er viel mehr Mehl und wenig Kleye giebt. Daher er auf dem Großwardeiner Marktplatze, wohin er am meisten abgesetzt wird, eben so vorzugsweise gesucht wird, als in Pesth der Tartsaer, Otsöder und Kunszent Martoner Weizen. Er wiegt deshalb auch im Zentner um einige Pfunde mehr, als der in den umliegenden Ortschaften, die deswegen seine bekannte Firma oft mißbrauchen. Auch das giebt ihm bei den Käufern einen Vorzug vor andern, daß er meist auf den Dachspeichern bis zum Verkauf aufbewahrt wird, und nicht in den hier Lands üblichen Fruchtgruben, die immer mehr oder weniger einen unangenehmen Erdgeruch dem Getreide mittheilen,

Anmerkung. Die Fruchtgruben sind in diesem, so wie in andern Comitaten Ungarns, wo es die unterirdische Wasserhöhe und die Festigkeit des Bodens zuläßt (in Berény nur hie und da im ungrischen Dorfe) sehr im Gebrauche. Sie werden bouteillenförmig in die Erde im Hofe, mehr und meist auf der Gasse vor den Häusern so tief gegraben, daß 150 bis 200 Preßburger Metzen Frucht darin Platz haben. Es sind eigene, sachkundige Gräber, die daraus eine eigene Profession machen, und sich akkordmäßig für ihre Grubenarbeit bezahlen lassen. Ist die Grube fertig, die jetzt ungefähr 5 fl. W. W. kosten mag, so wird sie mit Brennstroh angefüllt, angezündet, und das Feuer einige Tage darin so lange unterhalten, bis daß man glaubet, daß sie ganz ausgebrannt sey. Das Ausbrennen soll der innern Thonfläche mehr Festigkeit geben und den das Korn ansteckenden Erdgeruch vertreiben. Die ausgekühlte Grube wird nun auf dem Boden und an den Wänden mit trocknem Stroh ausgefüttert, und so die aufzubewahrende Frucht trokken, bei trockner Witterung hineingeschüttet, bis sie bis an den Hals voll ist. In den Grund des Halses kommt dann unmittelbar auf die eingeschüttete Frucht eine Lage Asche, Sand und Erde, schichtweise so lange abwechselnd aufgerichtet, bis auch der Hals bis oben zu ist. Einige legen auch, aber wohl vergebens, zur Verhütung einer Ue-

zung, einige Stücke derben Salzes hinein. Die ganz obere Oeffnung wird dann mit lehmigter Erde zugestampft, mit einem Hügel von Erde, wohl auch mit Ziegeln vor dem Eindringen des Schnee- und Regenwassers verwahrt, und so dieses Fruchtbehältniß bis zur nöthigen Eröffnung unter freiem Himmel Gottes väterlicher Obsicht überlassen.

Die Fruchtgruben haben bei aller ihrer oben angeführten Mangelhaftigkeit dennoch auch ihr Gutes. 1) daß eine große Quantität der Frucht ohne viele Kosten Jahre lang feuerlicher aufbewahrt werden kann, ohne im Ganzen zu verderben, da durch das Ausbrennen der Gruben die inwendige Luft verdünnt und durch das Einschütten beinahe ganz ausgetrieben wird, folglich im luftleeren Raume keine Gährung und keine Verderbniß der Luft, auch keine Entwickelung des hier so häufigen weißen und schwarzen Kornwurms statt finden kann. Jedoch, wenn man nicht bei der Bearbeitung der Grube recht Achtung giebt, die eingeschüttete Frucht nicht trocken ist, und Hamster, Ratten, oder andere Zufälle aus der Oberfläche Löcher verursachen, wodurch Luft und Wasser Zugang gewinnen, dann geht auch mit einemmale eine große Quantität Frucht zu Grunde. Ueberdieß ist oben erwähnter Erdgeruch bei der Frucht unvermeidlich, und ebendrein das Unangenehme bei dieser ganzen Grubenwirthschaft damit vereinigt, daß man die ganze Grube ausleeren muß, wenn man sie einmal geöffnet und so angegänzt hat.

Anmerkung 2. Die jährliche Produktion mag man aus dem Verhältnisse des Ackerlandes einstweilen beurtheilen, da ich jetzt nicht im Stande bin, den Zehnten nach einem fünfjährigen Durchschnitt zu bestimmen. Man macht aus Sachen oft Geheimnisse, wo es nicht der Mühe werth ist, und die ohne Beeinträchtigung irgend eines Theiles bekannt gemacht werden könnten.

2) Korn wird hier sehr wenig gebaut, daher auch die sogenannte Halbfrucht hier selten ist.

3) an Gerste*) (meist Sommergesäme) und an Hafer ist hier Ueberfluß.

Anmerkung. Alle Frucht wird hier, zur Ersparung der Arbeit, nicht gesichelt, sondern, wie das Heu, mit Sensen abgemäht. Freilich giebt es kürzere Stoppeln, und die Arbeit ist bei dem einfachen Sensengestell um vieles schlechter; jedoch es wäre unmöglich, genug Leute zu dieser Arbeit aufzutreiben.

Die so abgemähte Frucht wird nicht in Garben gebunden, sondern, wie das Heu, in konische Haufen gesetzt (hier Petrenzen genannt. Beim Zusammenführen bedient man sich der langen Schleppketten (Vontató láncz), welche den ganzen Fruchtkegel an der Basis umfasset und durch einen Ringstrick (keritö kötél) einige Schuhe über der Basis unterstützt, von vorgespannten Ochsen fortgeschleift wird. Die Ungarn nennen diese Arbeit Vontatni, d. i. Fortschleppen. Freilich geht dabei viele Frucht verloren, aber die Arbeit wird doch verkürzt. Vom Dreschen weiß man hier nichts. Man läßt die Frucht nach ächt orientalischer Weise durch Pferde austreten.

4) Der türkische Weizen oder Mais (hier Kukuruz genannt) wird vielleicht in keinem Orte so stark gebaut als hier, weil er, wie oben gesagt worden ist, die Brache ersetzen muß. Im Säen hat man hier das Eigene: daß man den Saamen auf den ungeackerten, harten Boden gleichförmig hinwirft, dann unteracket, und hernach zweimal hackt. Beim Brechen wird er gleich auf dem Felde gestript, und die Einhüllungen des Kolbens, so gut sie auch zum Viehfutter wären, auf dem Lande als natürlicher Dung gelassen.

Man verwendet ihn allgemein zur Schweinmast, daher die Schweinezucht auch hier besonders stark betrieben wird. Die Herrschaft hat auch angefangen, aus dieser Fruchtart Brandwein zu brennen, und die Versuche sind gut ausgefallen. Unzählig viel Kolben werden, besonders wenn der Mais noch nicht völlig reif ist, als Delikatesse gesotten und im Feuer gebraten verzehrt. Im Winter sind in den Spinnstuben, die auf einem Drathsiebe über Flammenfeuer gerösteten und zerplatzten Körner (pattant kukuritza) dieser Frucht eine Unterhaltungsspeise, wiewohl ohne allen Geschmack. Seit vielen Jahren hat man auch angefangen, die Stengel abzuschelen und zum Futter fürs Rindvieh anzuwenden. Der viele Zuckerstoff, den dieselben enthalten, läßt es schon a priori schließen, was für ein herrliches Futter, besonders für melkende Kühe, dies sey. Was das Rindvieh nicht frißt, bleibt nebst den leeren Kolben zur Feuerung. Das Mehl giebt eine Art von süßen Pfannkuchen, der hier unter dem Namen Málé als Leckerey genossen wird.

5) Der Kartoffelbau wird besonders von deutschen Einwohnern hier so fleißig betrieben, daß von hier aus viele umliegende Ortschaften mit dieser wohlthätigen Wurzelfrucht versehen werden können. Und selbst ungrische und slowische Dörfer vergessen jetzt schon ihren angebornen Haß gegen dieses Gewächs und suchen es häufig.

*) Aus den reifen Körnern derselben bereiten sich besonders die Slawischen Einwohner ein Gemüse, welches dem gerollten Gerstel ähnlich, aber viel gröber ist, durch bloßes Zerstoßen derselben in einem hölzernen Mörser. Diese große, rauhe und halbabgehülste Speise nennen sie slawisch Konske Zubi, d. i. Pferdezähne.

6) Der Wein, der hier nur auf der ebenen Fläche wächst, ist nach dem Oroshäzer der beste im Comitate, aber doch für die Consumtion nicht hinlänglich, daher die Wirthshäuser mit fremden Weinen, besonders vom Villagoscher und Großwardeiner Gebirge versehen werden müssen. Die Liebe zur Weingärtnerey ist hier so eingerissen, daß die hiesigen Einwohner, besonders aber die Deutschen schon alle Györier Weingärten auf dem nahe gelegenen Prädio Kamuth inne haben, und auch schon einen großen Theil der Tartsaer Weingärten von den dasigen Ungarn bereits eingelöst besitzen. Meist wird nur rother Wein produzirt; nicht als ob man keinen weißen pressen könnte, da die Trauben weiß, roth und blauroth sind; sondern weil der hiesige Landmann eine besondere Vorliebe für die rothe Weinfarbe hat, und den Most vor der Presse eben deswegen auf den Aebern auch zu 14 Tagen stehen läßt, und den Wein noch obendrein künstlich färbet, damit er nur eine recht dunkelrothe Farbe und einen herben, zusammenziehenden Geschmack erhalte.

Die Bearbeitung der Weingärten ist übrigens sehr simpel. Vom Pfahlstecken wissen sie hier in der ohnehin holzarmen Gegend nichts; auch wenig vom Veredeln des Weinstockes durch Pfropfen und Gruben. Die stehenden Reben werden den Winter hindurch zugezogen, d. i. mit Erde ganz zugedeckt, und im Frühjahre wieder aufgedeckt, welches eine doppelte, vielleicht ganz vergebliche und für den Weinstock wenig ersprießliche Arbeit mehr giebt. Warum gewöhnt sich das Holz in gebirgigten Weingärten an die Kälte, ohne zu erfrieren?

Den Weinschank hat die Gemeinde mit der Herrschaft nach dem Urbario gemeinschaftlich.

7) Der Hanfbau wird besonders stark hier betrieben, wozu auch im Constitutivo ein eigenes Hanffeld von der Herrschaft, wie oben bemerkt worden ist, von 61,000 □ Klaftern angewiesen ist. Für die ärmeren Einwohner aber sorgt die ganze Gemeinde so, daß aus den Ueberresten, die aus der jährlichen Vertheilung des Brachlandes zum Kukurutzfelde übrig bleiben, sie, auch ohne ansäßige Bauern zu seyn, dennoch ein Stück Hanffeld erhalten. In der Bearbeitung des Hanfes habe ich das einzige Besondere anzuführen, daß der Hanf nach der Brechel und vor der Hechel auf einer besonders dazu eingerichteten Walze, um welche er gewunden wird, gedehnt und erweicht zu werden pflegt. Im ungrischen heißt diese senkrecht stehende Hanfwalze kender dörzsölö (Hanfreiber).

8) Für den Krautwachs taugt der zu feste Thonboden nicht; daher dieses nothwendige Gemüse, woran besonders der Ungerländer so sehr gewöhnt ist, theils aus Szeg-Halom im Comitate, theils aus der deutschen Ortschaft Elek, in der benachbarten Arader Gespannschaft, herbeigeführt werden muß.

9) An Wälbern, folglich am nöthigen Bau- und Brennholze fehlt es, wie im ganzen Comitate, so auch hier gänzlich. Jenes muß von Szolnok und Arad auf der Achse herbeigeführt werden, und dieses kommt auf Flößen vermittelst der Körös von der Siebenbürgischen Grenze.

Leicht wäre es dem großen Holzmangel, wenigstens in Hinsicht des Brennmaterials abzuhelfen, wenn man die in dieser Gegend so gut fortkommenden und schnell wachsenden Akazien (robinia Pseudo-Acacia) mehr pflegte, und jedes Dorf am schicklichsten Platze mit einem Akazien oder wenigstens Weidenwäldchen zieren möchte.

Anmerkung 1. Den Mangel des Brennholzes ersetzen die Einwohner

1) durch künstliches aus Rindviehmist verfertigtes Brennmateriale (Ganal und ungrisches Holz), welches ganz den Dienst des Torfes thut. Der Mist wird nemlich im Junius und August, oder wenn man will auch eher, mit kurzem Rittstroh vermengt, mit den Füßen auf der Erde durchgeknetet und zu einem großen Fladen getreten, der dann, so lange die Masse noch weich ist, in viereckige Ziegelform geschnitten und so getrocknet wird. Sind diese Ziegel trocken, so werden sie wie das Klafterholz aufgeklaftert, und an einem trocknen Orte zum Gebrauch aufbewahrt. Eine Klafter dieses Brennmaterials ist oft so theuer wie das Holz. Mit kleiner Flamme glimmt es, wie die Oelkuchen, langsam fort, giebt aber mehr und gleichere Hitze als das Holz. Der Geruch ist nicht ärger, als der beim Torfbrennen. Bei diesem Feuer kocht der Bauer Jahraus, Jahrein seine Speisen. Unter dem Kessel gebrauchen es auch die Honoratioren dieser Gegend zur Ersparung des Holzes. Die Asche davon aber ist, so viel ich weiß, zu Nichts zu gebrauchen.

2) Zur Heizung der Stuben und zum Brodbacken wird durchaus Stroh gebrannt. Die Oefen sind auch eigends dazu eingerichtet. Sie haben eine meist kugelförmige Gestalt, und sind so groß, daß 12 große, 10 bis 12pfünd. Brode darinnen Platz haben; daher sie auch beinahe ⅓ der ohnehin engen Wohnzimmer einnehmen, und beinahe so hoch sind, als die Zimmer selbst. Sie werden vom Bauer selbst (die Ungarn sind besonders Meister darin), aus roher, mit Fruchtspreu durchkneteter Thonerde verfertigt. Zuerst wird auf dem Ofenherde die ganze Form des künftigen Ofens aus langen, etwa 2 Zoll weit auseinander abstehenden Holzstäben aufgestellt, die mit umlegten Reifen und Stricken zusammengehalten werden. Dann wird von außen dieses Holzgerüst mit Wicklern von Thonkothe so dick umlegt, als die Ofenrinde werden soll (ungefähr 2 — 2½ Zoll) und damit schichtweise

von unten hinauf zu so immer fort gefahren, bis man am Ende des Kegels ist, der dann nach beliebiger Form oben geschlossen wird. Die noch weichen Wickler werden dann auf der äußern Oberfläche gleich gestrichen, noch einmal mit Koth überschmiert, und ein zuerst gelindes, dann stärkeres, anhaltendes Feuer in den Ofen gemacht, und zwei bis drei Tage unterhalten. So wird dann die Thonmasse fest, der Holzform inwendig verbrennt, und der Ofen wird so fest, wie von gebrannten Kacheln. Nach geschehener Ausbrennung wird der Ofen von inwendig noch einmal verschmiert, und von außen mit Kalk oder auch mit andern beliebigen Farben angepinselt. Beim Heizen des Ofens mit Stroh muß bis zur gänzlichen Ausheizung Jemand wenigstens eine halbe Stunde mit der Schierstange beim Ofenmunde stehen, theils um die hoch herauslodernde Strohflamme zurückzustoßen, theils um durch Richtung die Hitze des Feuers im Ofen gleich zu vertheilen. Dann wird der Ofenmund mit einem an der Sonne gehärteten Thonschirme zugemacht, und die Stube ist auf einen halben Tag lang warm. Gegen Abend wird er dann noch einmal geheizt.

3) Außer den oben erwähnten Kukuruzstengeln und den Körnerleeren Kolben hat diese Gegend noch ein anderes Holzsurrogat an den sogenannten Windheren (Salsola Tragus), hier in der ungrischen Landessprache Ballangó genannt, welches Unkraut in dürren Jahren, wie z. B. 1812, in großer Menge allda wächst. Bekanntlich fliegt dieses buschigte Gewächs, wenn es dürre ist, eben so wie die Mannstreue (Eryngium Campestre) im Spätherbste auf den Feldern herum, und füllt, vom Wind dahin getrieben, alle Gräben voll. Meine Werbaszer haben dieses Kraut heuer, um bei diesem großen Strohmangel das Futter und Brennzeug sparen zu können, theils noch auf der Wurzel abgemäht, theils so aufgefangen, in Tristen gelegt, und es wird ihnen zum Heizen vortreffliche Dienste thun. Unsere Nachbarn, die reformirten Ungarn zu Fekethegye haben einen ganzen Brand von Ziegeln zu ihrer Kirche mit diesem Kraute bestritten, welches so sehr hitzte, daß sie auf Abkühlung des Ofens denken mußten. Das dürre Kraut prasselt im Feuer sehr stark. Die Asche davon kann zum Waschen, zum Seifensieden u. d. m. verwendet werden, weil es sehr viel Alcali enthält.

Ein anderes Unkraut (Amaranthus Blytum und Hypochondriacus, ungrisch diszno parej, Saugras) wächst auch hier auf den Wiesen, Aeckern und in Gärten in ungeheurer Menge. Das Borstvieh, wie auch das junge Hornvieh fressen es wirklich sehr gern. Es kann, wo es dick steht, vier bis sechsmal zum Grünfutter abgeschelt werden. Die Pflanze erreicht, wenn ihr Boden und die Witterung günstig ist, eine Höhe von 3 bis 4 Schuh. Und auch dann noch, wenn sie schon zu holzig zu werden anfängt, ist die ganz oder halbreife Saamenähre für die Kälber eine Delikatesse, die sie begierig abfressen. Der Saame ist so klein, wie das feinste Schießpulver, glänzend schwarz, und enthält über 30 Prozent Oel, welches aber in der gewöhnlichen Oelmühle nicht gewonnen werden kann, weil die Walze und Stampfe den kleinen und glasglatten Saamen nicht fassen kann. Eben dieser Saame, der in einer Aehre zu tausenden liegt, schmeckt den Kälbern so sehr, vermuthlich seines süßen Oeles wegen. Aber man muß zur Zeit der Saamenreife das junge Vieh davon abhalten, weil sie sich leicht davon überfressen, und wenn sie Wasser drauf trinken, ihr Magen davon berstet, wie ich es im Jahre 1812 hier in Werbaß an 6 so geborstenen Kälbern erfahren hatte. Es enthält seine Asche ungemein viel vegetabilisches Laugensalz, wie ich es aus eigenen Proben und durch Herrn Thessedik angestellte Versuche, wie nicht minder in Viszto erfuhr, wo die Leute ganze Haufen davon mit Erde bedeckt im Freien anzünden, und die gewonnene Asche zur Wäsche und zur Kochung der schönen weißen Seife, die der Venetianer an Güte und Schönheit nichts nachgiebt, gebrauchen.

Anmerkung 2. Die immer wachsende Theurung des Brennholzes wird die Berényer, wie die übrigen Bewohner des Comitats, doch endlich auf das reiche Torflager aufmerksam machen, welches die Natur, vielleicht vor Jahrtausenden schon bei Füzes-Sparmath gegen Großwardein hin für sie angelegt hat, und welches ich mit Herrn Comitatsphysikus Riegler meines Wissens zuerst entdeckt und angezeigt habe. S. meine Beiträge zur Geographie des Békescher Comitats in der Zeitschrift von und für Ungarn. 1804 VI. p. 139. ff.

(Fortsetzung folgt.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 19. April.

Kunst und Natur in Wien.

Von Rittig v. Flammenstern.

1.

v. Treuensteins Kabinet lebendiger Amphibien.

Herr Joseph Seyerkammer, Edler v. Treuenstein, k. k. Zahlmeister und Oberkommissär bei der Fabrikazion der Einlösungsscheine, gehört zu den wenigen Männern, welche auch noch außer dem Kreise ihres Berufs sich eine eigene Sphäre für fortschreitende, vielseitigere eigne Bildung und Bereicherung der Wissenschaften zu schaffen verstehen. Er besitzt ein Kabinet lebendiger Amphibien, das, auch abgesehen von seiner szientifischen Tendenz, jeden Liebhaber der Naturkunde interessiren muß. Und doch weiß man hier in Wien so wenig davon, daß ich selbst dessen Existenz nur durch einen Zufall erfuhr.

Ich suchte einige lebendige Kröten, um einen Versuch zu erneuern, dem ich bereits 1709 zu Feldkirch im Vorarlbergischen einen trefflichen Pudel opferte. Es ist bekannt, daß die Hunde, wenn sie die kleinen Landkröten fressen, erkranken, und gewöhnlich nach einigen Tagen die Wasserscheue bekommen und in voller Hundswuth sterben. Mein Hund fraß eine solche Kröte, und ich mußte ihn nach 4 Tagen erschießen. Trauriger war der Fall, der sich mit einer Dogge meines Freundes W. unweit Totis zu Agostyan i. J. 1805 ereignete. Nach dem Genusse einer Landkröte, die er vor unserm Kosthause, nachdem er einige Minuten mit ihr gespielt hatte, stückweis fraß, verlor er schon am nemlichen Tage alle Munterkeit, und hatte am dritten Tage die Wasserscheue. Doch beobachtete ich auch späterhin, daß Hunde die sogenannte Feuerkröte (Bombina) ohne den geringsten Nachtheil verzehrten. Bemerkenswerth ist es, daß die Hunde nur die lebendigen Kröten speisen, nie aber eine todte; auch daß so leicht kein Jagdhund, noch weniger aber Windspiele Kröten genießen. Doch hierüber ein andermal mehr. Genug bei der Nachfrage um eine lebendige Kröte erfuhr ich, daß Herr v. Treuenstein nicht nur eine ganze Collektion derselben, sondern überhaupt ein herrliches Amphibienkabinet besitze. Herr v. Treuenstein empfing mich mit jener Humanität, durch die sich von jeher der kenntniß- und verdienstvolle Mann auszeichnet; eine ähnliche Aufnahme dürfen sich alle Freunde der Natur und der Wissenschaften von diesem würdigen Manne versichert halten.

Seiner Amphibiensammlung ist ein eigenes Zimmer gewidmet. Man findet in demselben in 17 geschmackvollen Kästen und Kästchen, welche theils mit Glastafeln, theils nach Erforderniß nur mit Gittern versehen sind; so wie in mehrern gläsernen Gefäßen und Vorrichtungen im freien Raume folgende lebendige Amphibien: Eine Aeskulapsschlange (serpens esculapes), Blindschleichen oder Bruchschlangen, Nattern, Vipern, Salamander, Eidechsen, Kröten, Frösche und einige Rankes.

Alle diese Thiere sind wie gemästet und nicht menschenscheu. Besonders ist die etwa 5 Schuh lange Aeskulapsschlange sehr zutraulich. Sie werden sehr reinlich gehalten und haben eine eigene Wärterin, ein schönes Mädchen von 18 Jahren.

Jedes Behältniß hat am Boden die der Amphibie zusprechende Grundlage, z. B. Moos, Steine, Wasser ꝛc. Einige, z. B. die Aesculapsschlange, ruhen auf Blättern und Moos im freyen Raume. Auf eben diese Weise ist für ihre Nahrung gesorgt. Ein Vorrath von Mäusen, Würmern ꝛc. ist immer vorhanden. Herr v. Treuenstein hat interessante Bemerkungen über die Begattung, Häutung ꝛc. der Schlangen u. s. w. gemacht, die er mir mitzutheilen versprach. Als vorläufiger Bericht über diese interessante Sammlung mag vor der Hand das Gesagte genug seyn.

2.

Czaruba der Bildhauer. Ein Zögling der Natur.

Zu den interessantesten Erscheinungen gehören Menschen, die ohne alle Anleitung in ihrem eigenen Genie die Schwungkraft finden, eine seltne Kunsthöhe zu erreichen. Zu diesen gehöret Franz Czaruba, ein Böhme von Geburt. Ein unwiderstehlicher Trieb machte ihn die freie Handzeichnung schon in frühester Jugend zur

Lieblingsbeschäftigung. Als Knabe von 11 Jahren kam er bettelnd nach Wien. Sein Vater, ein Feind aller freien Künste, hatte ihn zur Zeugmacherprofession bestimmt. Das bessere Ich des Knabens stemmte sich gegen einen blossen mechanischen Wirkungskreis; ein freierer, in seiner Brust obwaltender Sinn offenbarte sich bei folgender Gelegenheit.

Czaruba hörte, daß Joseph der Menschenfreund für alle Menschen zu sprechen sey; er nahm sich daher vor, die erste Gelegenheit zu ergreifen, diesen trefflichen Monarchen zu fixiren und abzuzeichnen. Im vollen Vertrauen auf sein Zeichentalent verfügte er sich in den bekannten Augustinergang der Hofburg, und schloß sich an die bereits daselbst versammelte Menge der Bittenden an. Der Monarch kam, und als er unsern 11jährigen Czaruba mit einem weißen Blatt Papier in der Hand erblickte, fragte er ihn in böhmischer Sprache: was er wolle. „Dich abzeichnen", antwortete Czaruba. „Nun so zeichne mich, aber eile, denn ich habe noch mehr zu thun." Wirklich hatte dieser herrliche Menschenfreund die Herablassung, sich vor den kleinen Zeichner hinzustellen. Czaruba war so schnell mit seinem Umrisse fertig, daß der große Joseph noch immer lächelnd vor ihm stand, als dieser ihm mit freimüthiger Offenheit die Zeichnung mit den Worten: „Nun bin ich fertig" in die Hand gab.

Der gütige Monarch besah das Blatt, klopfte lächelnd den kleinen Zeichner auf die Achsel und sagte: „Du bist ja ein wackerer Knabe." Czaruba erhielt 12 Dukaten und die Weisung, in 14 Tagen wieder zu kommen. „Da kann ich nicht," antwortete der Kleine. „Und warum nicht?" fragte Joseph. „Weil ich gerade heute 14 Tage zur Beichte gehen muß." „Nun so komm, wenn Du Zeit hast, und laß Dich als Zeichner melden."

Czaruba, der wohl oft von Dukaten gehört, oder in seiner bedrängten Lage und Heimath nie einen zu Gesichte bekam, noch weniger je einen als sein Eigenthum betrachten konnte, versorgte seine 12 Dukaten bestmöglichst, und verschwieg seinem Lehrherrn, dem Zeugmacher, den ganzen Vorfall.

Einige Tage nachher saß Czaruba, sich allein glaubend, in seinem Kämmerchen und überzählte seine Dukaten. Ein anwesender zweiter Lehrjunge bemerkte dies, und erstattete hievon Bericht an den Lehrherrn. Unser kleine Zeichner wurde nun als Dieb behandelt; er hatte gut sagen: der Kaiser selbst habe ihm die Dukaten gegeben. Niemand glaubte ihm; nur der Polizeibeamte, hellsehender als der kurzsichtige Lehrherr, bedeutete letztern: man würde erst im Kabinet des Monarchen Erkundigung über die Aussage des Kleinen einholen, und bis dahin sey mit jeder Züchtigung einzuhalten. Die Erkundigung erfolgte, und die Sache bestätigte sich zum Erstaunen sämmtlicher Umgebungen Czaruba's.

Der Lehrherr begleitete nun Czaruba'n selbst nach Hofe; allein Joseph der Unvergeßliche war schon erkrankt und stand nicht wieder von seinem Lager auf.

Ich habe diese Anekdote aus Czaruba's Munde. Thränen standen ihm im Auge, als er mir erzählte, mit welcher seelenvollen Herablassung der treffliche Monarch mit ihm sprach und wie väterlich er sich mit ihm, dem damaligen Betteljungen, unterhielt.

Nach dem Tode dieses Monarchen mußte nun Czaruba wieder alle Hoffnung aufgeben, sich seiner Lieblingsbeschäftigung widmen zu können. Ausgelernt als Zeugmachergeselle trat er in die Hebenstreitische Fabrik. Jede freie Minute weihte er der Zeichnung und Bildhauerei, und förderte durch rastlose Anstrengung manch herrliches Kunstwerk zu Tage. Spätere Besuche der Akademie der bildenden Künste allhier läuterten seine rohen Ansichten und brachten ihm richtigere Begriffe vom wahren Wesen der Kunst bei.

Da meines Wissens über diesen Künstler noch nie ein Wort öffentlich zur Sprache kam, ungeachtet manche seiner Werke in den Sälen hier lebender die Kunst befördernder Großen, z. B. eines Radetzky, Amadee, Almassy, Palfy ꝛc. prangen, und sein Kabinet voll von genialischen Arbeiten jedem Freunde der Kunst in seiner Wohnung in der Josephstadt, in der langen Gasse No. 74 offen steht; so hatte ich es für Pflicht, etwas Näheres über ihn und seine Arbeiten zu sagen.

Aufgestellt in seiner Wohnung findet man:

1) Das Gloriett von Schönbrunn, im verjüngten Maaßstabe, von Alabaster; 7' hoch, 3' breit und 4' 3" tief.

Bekanntlich ist das Gloriett in Schönbrunn eine Sala terrena im römischen Styl, und steht auf einer Anhöhe, welche dem Schlosse gegenüber den Garten schließt. Es ist eine herrliche Colonnade von dorischen Säulen, mit großem Mittelsaal, 11 Arkaden, 2 Galerien und 3 schönen marmornen Treppen, mit Vasen und Trophäen verziert, mit der Aufschrift: Josepho II. Augusto et Maria Theresia Augusta imperantibus erect. 1775.

Alles dieses ist hier im verjüngten Maaßstabe nach obigen Dimensionen so getreu wieder gegeben, und so genialisch gearbeitet, daß jedes Auge, auch das des schärfsten Kritikers, mit Wohlgefallen darauf ruhen wird. Besonders sind die Trophäen meisterhaft aus Alabaster geschnitten.

Hr. Czaruba hatte diese ihn allein schon auszeichnende Arbeit für die Kaiserin Louise von Frankreich bestimmt, und damit nach Paris reisen wollen; der ausgebrochene Krieg aber verhinderte sein Vorhaben.

Vorwärts am Fuße dieses Glorietts liegt ein Basrelief, welches auch hier im verjüngten Maaßstabe getreu nach der Natur kopirt und unter dem Namen: Cascade aufgestellt ist. Es ist 3′ 3″ breit, 2″ 2″ hoch, und 18″ tief.

2) Das Grabmal der Erzherzogin Christina. Im verjüngten Maaßstabe. Von Alabaster. 2′ breit, 2′ 1″ hoch, 9‴ tief.

Wer sollte seit dem Jahre 1805 hier in Wien gewesen seyn, und dieses in artistischer Hinsicht so äußerst merkwürdige Grabmahl, welches der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christina von Oestreich durch den berühmten Canova verfertigen und in der Augustinerkirche aufstellen ließ, nicht wenigstens einmal gesehen haben? Der verewigte Baron Birkenstock und der noch zur Freude aller seiner Freunde lebende Graf von Enzenberg haben es auch durch ihre Muse verewigt *):

Meisterhaft sind hier die Figuren des Originals im verjüngten Maaßstabe wieder gegeben. Besonders gelungen ist die Glückseligkeit, welche das Bildniß Christinens in ihren Armen trägt, — die Tugend, mit ihrem langen faltenreichen Gewand und aufgelösten Haaren, wie sie mit beiden Händen die Urne, welche die Asche der Verewigten enthält, in das Innere der Gruft trägt. Ich nenne diese Aschenkrugträgerin, nach Herrn Wanderbivere, dessen Auslegung der Figuren bekanntlich als Norm angenommen ist, die Tugend, obwohl sie zweckmäßiger eine die Bestattung besorgende Priesterin seyn könnte. Gut gearbeitet ist die Wohlthätigkeit, mit dem stillen Schmerze in Mine und Stellung, der durch sie geleitete dürftige blinde Greis, so wie das ganz kleine Mädchen, das ihn unterstützen hilft. Auch der Löwe ist brav dargestellt, nicht so der geflügelte Genius. Das Ganze fesselt auch hier, wie im Original, Auge und Geist.

3) Spinner am Kreuz. Das gothische Monument außer Wien. Von Stein im verj. Maaßstabe. 22½″ hoch, 7″ tief und breit.

Dieses herrliche Denkmal grauer Vorzeit, welches auf der Südwestseite außer Wien im Freien steht, und über dessen eigentliche Deutung schon so manche literarische Fehde statt fand, ohne daß man hiedurch der Wahrheit um einen Schritt näher gekommen wäre, ist hier wiedergegeben, und wirklich meisterhaft gearbeitet.

Eben so verdienen auch einer besondern Erwähnung folgende, theils aus Alabaster, theils aus Sandstein und Granit geschnittene Darstellungen, als:

4) Eine Fischerhütte sammt Umgebung. 17″ hoch, 14″ breit, 7″ tief.

5) Eine idealisirte, genialisch dargestellte Ruine. 21″ hoch, 14″ breit, 7″ tief.

6) Ein altgothisches Gebäude. 16″ hoch, 16″ breit, 6½″ tief.

7) Apollo mit Umgebung. 19″ hoch, 13½″ breit und 7″ tief.

8) Venus, wie sie aus dem Bade steigt. Niedlich gearbeitet, nur das Gesicht der Göttin zu ernst. 20″ hoch, 14″ breit, 3″ tief.

9) Eine Gastalide. 18″ hoch, 16″ breit, 7″ tief.

Außerdem finden sich noch mehrere minder bedeutende Stücke in Alabaster, Wachs, Gips und Thon, die entweder à ronde bosse oder en demi relief oder Bas relief gearbeitet sind; so wie mir auch Herr Czaruba mehrere seiner freien Handzeichnungen wies, worunter manches Stück als trefflich gelungen erwähnt zu werden verdient.

Mag man immer hie und da auf Blößen stoßen; die den Mangel richtiger, theoretischer Vorkenntnisse verrathen, immer wird man Herrn Czaruba, als einen Zögling der Natur, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, daß er einer der genialsten Künstler unserer Zeit sey, und daß, hätte ihn das Schicksal seine Ausbildung in unsern Kunstschulen oder in Italiens Gefilden gestattet, selbst ein Canova vielleicht einen würdigen Rival an ihm geschätzt haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man sehe Hesp. Nr. 67. 1813. die neueste typographische Prachterscheinung Oesterreichs.

Correspondenznachrichten.

Leipzig, März 1814.

Oesterreich und Deutschland.

Unter diesem Titel ist in der Buchhandlung des Hofraths Becker (dessen Geschichte während seiner Gefangenschaft in Magdeburg uns die bevorstehende Ostermesse bringen wird) in Gotha ein originelles Werk so eben erschienen, das Sie und jeden österreichischen Patrioten interessiren wird. Es ist vortrefflich geschrieben, verräth einen Vertrauten mit der alten Literatur und ist wahrscheinlich auf Oesterreichs Boden empfangen und geboren worden. Es ist historischen Inhalts. Ueberall weht patriotischer Begeisterung für Oesterreich. Interessant sind häufige Zusammenstellungen denkwürdiger Tage aus den verschiedensten Perioden. Durch eine geschickte Dichtung rollt uns der Verf. den Vorhang der Oesterreichs Vorzeit auf, und zeichnet mit kräftigen Zügen die ganze Reihe der Herrscher aus Habsburgs Stamm bis auf Leopold II. Mit eben so „kecken Rembrandischen Umrissen" werden die Hauptmomente der verhängnißreichen Kriege unter ihrem dermaligen durch Standhaftigkeit, Ausdauer und Muth großen Kaiser in der andern Hälfte des Buches herausgehoben, dessen ganze Tendenz die der-

pelle ist: Oesterreich über Alles, wenn es nur will! — Oesterreich und Deutschland Eins!

Fragment aus dem Briefe eines Reisenden.

Hüttenwerke zu Horzowitz in Böhmen.

Den 4ten April kam ich nach dem zur Herrschaft Horzowitz gehörigen Dorfe, Komarau. Du kennst die treflichen Eisenwerke, welche hier der Graf Wrbna besitzt, und die einzig in ihrer Art zu nennende Fabrik von Gußwaaren. Ich hatte viel Berühmtes davon gehört, aber was ich hier mit eignen Augen zu sehen Gelegenheit hatte, übertraf alle meine Erwartung, die doch ziemlich gespannt war. Wirst du mir glauben, daß ich eine Halskette gießen sah, von einer Feinheit und Nettigkeit, wie man sie gewöhnlich nur aus den Händen eines Gold- oder Silberarbeiters zu empfangen gewohnt ist? Freilich werden Arbeiten dieser Art nicht in der Regel und nur als Probe verfertigt, wie weit man es bringen kann. Am interessantesten wurde mir mein hiesiger kurzer Aufenthalt dadurch, daß ich einige Bögen zu einer eisernen Brücke gießen sah, welche künftigen Juni bei Baden in Oesterreich aufgestellt werden wird. Es ist nicht nur die erste eiserne Brücke, welche der Baumeister Hr. Anton Egger, ein geborner Vorarlberger, aufführt, sondern es ist auch die erste dieser Art in dem ganzen Umfange der k. österreichischen Monarchie. Das Ganze ist ein einziger leichter, kühner Bogen, welcher, ohne weitere Pfeiler im Wasser zu haben, nur auf 2 an beiden Ufern aus den stärksten Quadersteinen bereits im vorigen Sommer erbauten großen Massen als Widerlagen ruht, so daß diese nicht nur das Gewicht der ganzen Brücke — es wird über 400 Zentner seyn — sondern auch den Druck der darüber fahrenden Lasten tragen werden. Der ganze Brückenbogen, welcher 15 Klaftern Länge hat, besteht aus fünf einzelnen, auf eine Klafter auseinander zu stehen kommenden, Bogen, von denen jeder wieder aus fünf oder sechs Theilbogen zusammengesetzt ist. Ueber die innere Verbindung des Ganzen, und über die Art, wie Hr. Egger alles zu consolidiren gedenkt, konnte ich mir keinen Aufschluß verschaffen. So viel erfuhr ich durch die Güte des Herrn Schichtmeisters Fiedler — eines geschickten Mineralogen und Bergverständigen, dessen kunsterfahrner Leitung die Horzowitzer Werke einen nicht geringen Theil ihres Ruhmes zu verdanken haben — daß diese Brücke in ihrer innern Einrichtung ganz neu seyn und von allen bisher bekannten eisernen Brücken abweichen wird. Wenn Hr. Egger nicht jeden Unberufenen in sein Geheimniß einweihen will, so kann man ihm billigerweise dieß wohl nicht verübeln.

Der ganze Bau dieser originellen Brücke hat sich der besondern hohen Unterstützung Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich und Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Anton zu erfreuen. Beiläufig kann ich hier bemerken, daß auf der Inschrift des Grundsteins, welcher vorigen Sommer zu den Widerlagen gelegt werden, der Vorname des Herrn Egger falsch angegeben ist, indem er dort Franz heißt.

Prag, den 6. April 1814.

F. Lenz.

Prag, am 8. April 1814.

Jährliches Verzeichniß der Produkte der österreichischen Literatur.

In N. 13 Ihres Hesperus 1812 ward zuerst der Wunsch nach einem jährlichen Kataloge der in Oesterreich erschienenen literarischen Werke angeregt. In N. 75 desselben Jahrgangs beantwortete ein Herr W. jenen anfraglichen Wunsch mit der Nachricht, daß ein Buchhändler sich mit einem vollständigen Verzeichniß aller bereits in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher, Landkarten, beschäftige. Jetzt habe ich das Vergnügen, Ihnen zu melden, daß Herr Polt allhier (Ihr fleißiger Correspondent und Mitarbeiter) ein allgemeines Verzeichniß der Bücher, Musikalien, Landkarten und Kupferstiche, welche in den k. k. österreichischen Staaten entweder ganz neu gedruckt, oder in neuen Auflagen im Jahre 1814 erschienen sind, herausgeben und dasselbe jährlich fortsetzen will.

Führt nun auch jener Buchhändler seinen Plan bis zum Jahre 1814 aus, so hätten wir auf einmal eine Uebersicht der österreichischen Literatur, mit Aussicht ihrer planmäßigen jährlichen Fortsetzung, wie sie bisher vergeblich gewünscht ward.

Nach Herrn Polts Plan wird sein Verzeichniß folgende 7 Abtheilungen enthalten: 1) Bücher in deutscher und lateinischer, 2) in slawischer und ungrischer (warum nicht auch in walachischer, neugriechischer, vielleicht auch in hebräischer?) Sprache; 3) Bücher in ausländischen Sprachen; 4) Musikalien; 5) Landkarten; 6) Kupferwerke, ganze und einzelne Kupferstiche, doch nur solche, die Kunstwerth haben; 7) Bücher, welche künftig herauskommen sollen.

Sehr zweckmäßig sollen zugleich in einem Anhange mitgetheilt werden: 1) Alle k. k. Verordnungen, den Buch- und Kunsthandel betreffend; 2) Notizen, welche die Entstehung einer Buch- und Kunsthandlung oder den Wechsel ihres Besitzers betreffen; 3) Besondere Ankündigungen, literarischen oder artistischen Inhalts.

Er hat zur Unterstützung dieses Vorhabens eine Aufforderung an alle Buch- Kunst- und Musikalienhandlungen, Buchdrucker und Schriftgießer in den k. k. österreichischen Staaten drucken lassen. Mögen sie kräftig mitwirken! Besonders können hier die Buchdruckerherren viel leisten, da eine Menge Sachen, oft von Bedeutung, gedruckt werden, die in keinen Buchladen kommen.

Sehr zu wünschen ist, daß Herr Polt die Nachdrucksliteratur bestimmt von der originalen sondre und auch im Auslande gedruckte Werke österreichischer Schriftsteller aufnehme. Herr Enders in Prag wird den Verlag übernehmen.

So hätten wir also einem österreichischen Heinsius und österreichischen Bücherverzeichnissen gleich den Weidmannischen Meßkatalogen, entgegen zu sehen!

Wien, am 31. März 1814.

Ungrische Literatur.

Herr Franz Pethe von Kißdánko, Professor der Mathematik, Oekonomie und Technologie, Güterdirektor und wirkliches Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Wien, macht sich sehr um die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Ungarn verdient durch Herausgabe eines ungrischen Journals: Nemzeti Gazda, wovon bis letzten März 29 Bogen im größten Medianoktav erschienen sind. Es ist ein landwirthschaftliches, ungrisches Nationalblatt, wovon die eine Hälfte der Nummern Fortsetzungen ganzer systematischer Werke, z. B. den 3ten Theil von des Verfassers sogenannter kultivirten Landwirthschaft, die andre Miszellen nach Art Ihrer Oekonomischen Neuigkeiten, die fleißig benutzt werden, enthält.

Der erste Theil der erwähnten Landwirthschaft erschien schon 1805, 52 Bogen stark, schön gedruckt; der zweite, desto schlechter, 1813, 45 Bogen stark.

Desselben Verfassers Mathematik in ungrischer Sprache hat der letzte ungrische Landtag 1812 in 2 Bänden prächtig drucken lassen. Der dritte, welcher von den Kegelschnitten, der ebenen und sphärischen Geometrie handelt, wird bald folgen.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Berény im Békescher Comitate.

(Fortsetzung.)

10) Die Viehzucht ist hier nicht in einem so blühenden Zustande, als in vielen der umliegenden Ortschaften. Die Hauptursachen davon liegen wohl: 1) im Mangel an verhältnißmäßiger Hutweide, die täglich noch durch neue Anlagen vermindert wird; 2tens in den großen, häufigen, schon oben erwähnten Ueberschwemmungen der Körös, die einen großen Theil der Hutweide auf ein ganzes Jahr unbrauchbar machen; 3) in der zu großen, unverhältnißmäßigen Menge des Viehes, das hier gehalten wird.

Anmerkung. Berény hatte im Jahre 1808 auf seiner Hutweide zu ernähren über 18000 Schafe, 6000 Stück Rindvieh, 5000 Pferde und wenigstens 6000 Stück Schweine. Man scheint hier mehr auf die Menge, als die Güte und Raçe d Viehes zu sehen. Denn der größte Stolz des wohlhabenden Bauers besteht hier darinnen, wenn er vor einen, auch leeren Wagen, 12 Ochsen oder 4 Pferde spannen und jährlich 20 Mastschweine schlachten kann.

Wie soll da die ohnehin durch neue Anbauungen und andere Ursachen immer mehr beengte Hutweide von Jahr zu Jahr nicht schlechter werden! Mit enthusiastischem Entzücken erwähnen noch alte Berényer die in ihren Augen goldene Zeit, wo man auf der Hutweide sich satt mähen und kaum das weidende Rindvieh aus dem hohen Grase sehen konnte. Nicht der Wechsel der Zeit, sondern das große Mißverhältniß des Viehes zur Hutweide und die jährliche Verminderung der Wiesen sind daran Schuld, daß es nicht mehr so ist; da man ier die Wiesen, der seit einigen Jahren bestandenen hohen lockenden Fruchtpreise wegen, immer mehr zu Ackerland aufreißt, — welches Verfahren man zur Wiederaufbringung des Viehstandes gänzlich untersagen sollte, besonders da der hiesige Bauer nur für die Gegenwart zu kalkuliren gewohnt ist und um die Zukunft sich wenig bekümmert, auch der Umstand, daß der Wiesenertrag keinem Zehnten unterliegt, ihn noch mehr zu jenem tollen Verfahren aufmuntert.

11) Der Fischfang in der Körös giebt Hechte, Schleichen, Weißfische und Karpfen von vorzüglicher Größe, und Krebse im Ueberflusse. Nur selten verirret sich hierher aus der nahen Theiß ein Stör

(Huso Ruthellus Lin.), welcher delikate Fisch in Menge in jenem Flusse gefunden wird. Die Pächter des Fischwassers selgen gewöhnlich die ausgeweideten und in die Hälfte gespaltenen Fische, an in der Höhe aufgespannten Schnüren in der Luft, und verkaufen sie so zentnerweise an die zahlreichen wallachischen Einwohner des Comitats und der Nachbarschaft, denen diese Speise bei den vielen, von der griechischen Kirche gebotenen Fasttagen zum Hauptbedürfniß geworden ist. Die Krebse sind meist von der Erselart, die man im gemeinen Leben Schwaben nennt, und die durch den Sud nicht dunkelroth, wie die schwarzen Fluß- und Bachkrebse, sondern blaß und schmuzig gelbroth werden, eine weichere Schaale, und ein lockeres Fleisch haben.

12) Daß es bei den häufigen Ueberschwemmungen der Körös und den vielen, oft halbe Jahre stehenden Gewässern an Wasservögeln hier nicht fehlt, versteht sich von selbst.

Besonders zeigen sich, vom April an, ganze Schaaren von Krorfgänsen (Pelecanus Onocrotalus Lin. ungarisch Gödény) auf denselben, die zugweise aus den Theiß gegenden sich hier einfinden. Ihr nicht gar zartes, nach Fischen riechendes Fleisch wird gegessen, und aus dem dickhäutigen Schnabelsacke gerbt sich der ungar bauerhafte Tabaks- und Geldbeutel. Der Gebrauch ihrer schönen Flaumenfedern ist ungeachtet ihrer großen Elastizität hier unbekannt. Auch Löffelgänse (Platalea Leucorodia Lin. ungarisch Kanálos Gödeny) lassen sich oft hier sehen, wiewohl nicht so oft und in so großer Menge wie erstere. Ihr Fleisch ist noch schlechter und riecht noch mehr nach Fischen als bei den erstern.

13) Die Trappen (Otis Tarda Lin. ungarisch Tüzok) sind hier, wie in allen südlichen flachen Getreidegegenden Ungarns, ganz einheimisch. Schaarenweise sieht man sie in den Fruchtfeldern, wo sie meist in der grünen Saat übel wirthschaften. Ihr Fleisch wird als Delikatesse gegessen, wenn es noch nicht zu alt ist. Die Alten bekommen oft ein Gewicht von vierzig Pfund. Ihr Fleisch schmeckt dann, wenn es vorher etwa 8 Tage im Weinlager gebeizt worden ist, wie Rehfleisch. Ihre liebste Nahrung sind die Bohnen und junger grüner Reps; daher sie denn auch im Herbste, wenn sie im aufgegangenen Winterreps weiden können, vorzüglich fett werden. Daß die jungen aber so leicht zahm zu machen sind, wie Herr Bechstein sagt, hat wenigstens meine siebenjährige Erfahrung in dieser Gegend bei den vielen Proben, die man hier und da anstellte, nicht bestätigt. Sie fangen auch bei der besten Wartung an, gar bald zu kränkeln und pipen sich zu Tode.

14) Die Staare (Sturnus vulgaris Lin. ungr. Soregely) sind bei Blumenbach, Bechstein, Funke, unter die nützlichen Vögel gerechnet, weil sie eine Menge Heuschrecken und andre schädliche Insekten noch in ihrem Larven- und Madenzustande verzehren. Aber werden sie aber hier, wie in dem ganzen südlichen, ebenen Ungarn in manchen Jahren zur wahren Landplage; indem sie zu Tausenden schaarenweise herumfliegen und auf Alles, was Beeren heißt, sich heißhungrig niederlassen. Wehe den Kirsch- und Weichselgärten, wo sie nur eine Viertelstunde ungestört hausen können. Die Zwetschgen picken sie zuerst an den Bäumen an, stoßen sie dann auf die Erde, wo sie solche ganz bequem halb oder ganz bis auf den Kern ausfressen. Am meisten werden sie aber den Weingärten gefährlich, in welche sie sich in Zügen von Tausenden niederlassen. Zur Zeit der Weintraubenreife müssen deswegen den ganzen Tag über eine oder mehrere Personen in jedem Weingarten Staarenhüter abgeben, und mit Geschrei, Peitschengeknalle, Klappergeräusche, Flintenschüssen ꝛc. von da zu verscheuchen suchen. Sind sie aber sehr hungrig, so hilft auch diese Vorsicht nicht viel, denn sie fliegen auf einem Orte auf, und lassen sich gleich an dem andern nieder. Bis der Wächter dahin kommt, haben sie ihren reichlichen Zehnden schon im Leibe, und lassen eine Menge abgestoßener Beeren auf der Erde zurück. Man hat sogar beobachtet, daß sie im Schnabel und in der einen Kralle Beeren mitnehmen, um sie in Ruhe dann beim Niedersitzen an einem andern Orte verzehren zu können. Im Kukuruz, so lange die Körner noch in der Milch, folglich süß sind, machen sie auch großen Schaden, dort können sie auch ungestörter hausen. Ihre erste Kost, der sie im Frühjahre nachgehen, sind die Maulbeeren; die Bäume sind von ihnen zur Zeit der Beerenreife ganz überdeckt. Im August nehmen sie auch mit den reifen Holderbeeren vorlieb. Ihr Fleisch ist in Suppe gekocht und auch wie die Lerchen gebraten sehr wohlschmeckend, am delikatesten als Gulasfleisch gekocht. Zu schießen sind sie sehr leicht, theils weil sie so dicht sitzen, theils weil ihre zu große Freßbegierde den Jäger so nahe kommen läßt, als er selbst will. Sonderbar ist es, daß sie in den gebirgigen Weingegenden z. B. um Presburg, Modern ꝛc. sich in Zügen nicht zeigen.

15) Eben so gefährliche Feinde für die Fruchtfelder sind die Hamster, (Mus Cricetus vulgaris Lin. ungarisch Hörtsök). Dieser Korndieb vermehrt sich in manchen Jahren, wenn besonders nach einem dürren Sommer ein kurzer gelinder Winter und nasses Frühjahr folgt, so sehr, daß er wirklich Landplage wird. Ich habe im Jahre 1802 z. B. auf einem einzigen Quadratschuh 9 Hamsterlöcher gezählt. So viel Stück im Gothaischen auf einer Grundfläche von 24 Dörfern jährlich durch die sogenannten Hamsterjäger ex officio nach der gemeinen Angabe todt gemacht werden, könnte man wohl auf dem Berényer Gebiete in ihren günstigen Jahren allein leicht zusammenbringen. Keine öffentlichen Anstalten zur Verminderung dieses Räubers giebt es hier-

indessen nicht. Man vertilgt sie nur gelegentlich a) durch eigends dazu abgerichtete Hunde, die dem Hamster bei den Ausgängen auflauern, oder ihn in seinem ohnehin sehr verfälligen Baue verfolgen, mit den Zähnen ihn beim Genicke fassen, und so lange auf die Erde schlagen und herum beuteln, bis er todt ist. Solche abgerichtete Hunde sind dann auch nützliche Rattenfänger im Hause, und säubern dasselbe besser von diesen Gästen, als die besten Katzen, die sich nicht selten vor ihnen fürchten und die Flucht ergreifen. Mein nächster Nachbar in Berény, ein Fleischhacker, war wegen der vielen Schlächtereien in seinem Hofe so damit gesegnet, daß sein Haus beinahe unterminirt war. Mein einziger Hund, der unverdrossen bei den Rattenlöchern an des Nachbars Mauer halbe Tage lang auf dem Bauche liegend lauerte, ließ nicht eine einzige lebendig, die heraüber kam.

b) Durch das Austränken. Man schüttet nämlich in sein Eingangsloch ein Paar Zuber voll Wasser. Der Hamster hält es eine Zeitlang mit dem Hintern zurück, den er in dieser Wassersnoth gegen den Eingang richtet, indem er sich mit den Vorderpfoten im Hintergrunde des Loches fest anstemmt. Das Gewicht des eindringenden Wassers zwingt ihn nach einer Weile nachzugeben, das Wasser schießt hinab, und er läuft bestürzt und gebadet aus dem Loche heraus, wo er dann von den passenden und unruhig kiffenden Hunden gepackt und todt gemacht oder mit Prügeln todt geschlagen wird. Dabei aber muß man auf seiner Hut seyn, daß nicht etwa der Schlag daneben geht, denn er läuft in der Wuth an dem Stock herauf, und beißt sich in den Menschen ein. Dies beweißt eine vielfältige Erfahrung, obgleich Sulzer in seiner Naturgeschichte des Hamsters ihm das Klettervermögen an glatten runden Gegenständen gänzlich abspricht. Ist er von seinem Baue weiter entfernt, als daß er hoffen könnte, dem nachfolgenden Hunde darin zu entkommen; so setzt er sich auf die Hinterbeine (wie die Haasen, wenn sie Männchen machen) zur wüthenden Gegenwehr, und haut mit den Pfoten um sich herum. Oft beißt er sich mit seinen vier Vorderzähnen in die Lippen des Hundes, der dann winselnd mit ihm fortläuft und froh ist, wenn er ihn los läßt. Sein Fleisch essen unsre Schafhirten, und das abgezogene Fell dient ihnen blos zu Tabaks- und Geldbeuteln. Ich erinnere mich nicht, daß in dieser ganzen Gegend sich jemand damit abgegeben hätte, die Felle für die Kirschner zu sammeln *).

16) Bei dieser Gelegenheit muß ich doch auch im Vorbeigehen eine Benutzung des Igels (Erinaceus europäus Lin.) erwähnen, die nicht selten ist. Die Schaafhirten essen sein Fleisch gebraten, und gebrauchen das triefende Fett zum Schmieren ihres Kopfhaars und Einschmieren ihrer Wäsche am Leibe, als ein kühlendes Mittel in der großen brennenden Sonnenhitze, und Wehrmittel gegen Läuse und anderes Ungeziefer.

17) Die Bienenzucht ist hier seit 26 Jahren im schönsten Flore, so daß die Berényer den berühmten Bienenwirthen in Békes, Doboz und Béßtö jetzt nichts mehr nachgeben. Mancher fleißige Bienenwirth hat auch hier schon aus diesem angenehmen Gewerbe in manchem Jahre über 300 baare Gulden gelöst. Von der so gepriesenen Magazin-Wirthschaft weiß man indessen hier im Allgemeinen nichts. Die Verfahrungsart bei dem ganzen Geschäfte ist ganz einfach. Die kegelförmigen Bienenstöcke werden aus Bast, Binsen und meist aus Weidenruthen geflochten, von außen mit Thon überstrichen und auf der bloßen Erde aufgestellt. Baut der Stock zu reichlich, so erhält er entweder einen Untersatzkranz, oder man gräbt unter demselben eine Vertiefung in die Erde und setzt den Stock darüber, worin er dann seinen Bau fortsetzt. Hat die Bienenweide auf einer Stelle aufgehört, so bringt man den ganzen Bienenstand zu Wagen an einen bequemeren Ort, und stellt ihn da auf. Zu Ende July und im August sucht man besonders die Stellen auf, wo das honigreiche Füßpetikraut (Stachys recta. Lin. Tisztes fil) auf Brachäckern oder in den Getreidestoppeln reichlich zu finden ist. In günstigen Jahren geben drei ausgeschlagene Stöcke einen Eimer Honig und Wachsgemengsel. Die Rosnauer Honighändler sind die gewöhnlichen Abnehmer dieses Produkts, und kommen jährlich bei Zeiten, um mit den Bienenwirthen dieser ganzen Gegend vorläufig Contrakte abzuschließen.

18) Aus dem Pflanzenreiche verdienen noch folgende Produkte, wegen der Menge, in der sie gebaut, oder wild gefunden werden, eine vorzügliche Erwähnung:

a) Die Melonen, und besonders die Wassermelonen (ungr. Görög Dinye d. i. griechische Melonen). Sie werden nicht sowohl in Gärten, als vielmehr auf dem freien Felde gezogen. Neu aufgerissener Rasen, den man vom Queckengras durch ihren Anbau säubern und dann zu etwas andern benützen will, bekommt ihnen am besten.

*) Außerdem ist die große und kleine Feldmaus (mus sylvaticus et arvalis Lin) wie auch die Wasserratte (mus amphibius seu terrestris Lin.), hier eigentlich recht zu Hause. An den langen furchartigen bis 20 Schritt langen Gängen unter der Oberfläche der Erde, wie die Maulwürfe aufwühlen, erkennt man das Daseyn der ersteren. Raben, Krähen und Dohlen vertilgen sie, ihnen aufpassend, am meisten. Jene sah ich oft schaarenweise, besonders in dürren Sommern, über die Donau auf das gegenseitige Ufer schwimmen.

Sie wachsen zu einer ungeheuren Größe, oft auch von 15 bis 20 Pfunden an, und sind ein wahres Labsal für den gemeinen Mann in der drückenden Sommerhitze. In dem benachbarten Békes wachsen die schönsten und größten. Man schickte von da einst der hochseligen Kaiserin Maria Theresia eine dergleichen, beinahe einen halben Zentner schwer, nach Wien. Es werden da, wie an mehrern Orten des Comitats, eigne Melonenäcker vertheilt. Außer dem Aufackern des Grundes und dem Behacken der Pflanzen kennt man dabei keine andere Arbeit. Daher die ungemeine Wohlfeilheit dieser Früchte, daß man einen Wagen voll um 3 bis 4 Gulden kaufen kann. Am gewöhnlichsten sind die mit hellrothem Fleische und ganz schwarzen Kernen. Die mit gelbem Fleische und nur schwarz geränderten, aber eigentlich fahlgelben Kernen, sind jedoch weit süßer. Die Vermöglichern schütten in die durchschnittene Hälfte Wein, und fassen das so mit Nektar getränkte Fleisch mit Löffeln, als eine kühlende und zugleich stärkende Speise heraus. Die mit aufgeschüttetem Wasser im Mörser zerstoßenen Kerne geben eine prächtige Mandelmilch, die leeren grünen Schalen ein gutes Futter für Gänse, Enten, das Borsten- ja selbst Hornvieh.

b) die Kürbisse werden hier auch stark gebaut, theils an besondern Plätzen, theils zwischen dem Kukuruz. Man unterscheidet hier 3 Arten: 1) den Herren-Kürbis (Uri Tök) der eine rauhe, bläulich grüne Schaale und weißlich gelbes Fleisch hat, und erst im Oktober und November zur Reife gelangt, und daher lange weich und zart bleibt. Den Namen hat er wohl daher, weil er in Stücke zerschnitten und im Backofen, bei eben so großer Hitze, wie das Brod gebacken, dem Ungar und Slawen eine süße, beliebte Speise ist. Der gemeine Mann erspart dabei, besonders bei einer zahlreichen jungen Familie, ungemein viel Brod. Die so gebackenen Schnitze davon werden auf Jahr- und Wochenmärkten, gewöhnlich in dem stehenden Brodpreise, ja als Leckerbissen, wohl auch noch theurer verkauft. Indessen wird er auch noch unreif und zart zum ausgiebigen Futter für Schweine und das Hornvieh häufig verwendet. Die Kühe geben davon reichliche und besonders süße und rahmige Milch. Dies ist die Cucurbita Pepo Lin. Der gemeine Hebenkürbis. In theuren Jahren, wie z. B. 1794, ist wohl auch sein Fleisch unter das Mehl gemengt, zu Brod gebacken worden, in welcher Vermengung es sich aber sie, die Ausländer mögen schreiben, was sie wollen, nach meiner Erfahrung, ungeachtet alles Knetens in eine gleichförmige Masse mit dem Mehlteige bringen läßt, sondern immer abgesondert bleibt. Er dient übrigens dem daran gewöhnten Ungar eben so gut, wie die Kartoffel dem Deutschen, zum nützlichen Brodsurrogat. 2) Der Schweins- oder Saukürbis (Diszno Tök, eigentlich cucurbita verrucosa Lin.) oder der Warzenkürbis, an seinen knotigen, warzigen Früchten leicht kennbar. Doch giebt es auch davon glatte Abarten. Die Schaale ist meist gelblich, oder ganz gelb mit grünen Längestreifen; das Fleisch safrangelb. Er wird viel eher reif als erstrer, und ist daher zum Futter für frühe Mastung sehr brauchbar, sowohl beim Borsten- als Hornvieh. Außerdem ist er hier besonders beliebt, weil sein Fleisch im unreifen Zustande mit der Rübenhechel klein geschnitten, und mit Sauerteig gesäuert ein schmackhaftes Gemüse giebt, welches dem Sauerkraute und sauern Rüben ähnlich, doch viel zarter ist. Schade, daß es sich wegen seiner Zartheit nicht für den Winter aufbewahren läßt. Die natürliche Härte ihres Fleisches, die sie zum Einsäuren qualifizirt, wird durch Zugabe des Salzes noch vermehrt. Es wird dadurch noch härter und Rübenartiger. 3) Der Flaschenkürbis (cucurbita lagenaria Lin. ungr. lopó). Dieser giebt fast ausschließlich in der hiesigen Gegend, nach herausgenommenem Fleische und Kernen die Heber zu Wein- Bier- und Brantweinfässern, und wird in Gärten gewöhnlich an Gartenzäune, Mauern und Bäume gepflanzt, wo er bis an die Gipfel steigt, und seine heberförmige Frucht frei herunter hängen läßt. Mancher daraus verfertigte Heber faßt 20 Halbe und mehr in sich.

c) Der Spanische Pfeffer (capsicum annuum Lin. ungr. Paprika). Ein hier allgemeines Surrogat des ausländischen schwarzen und weißen Pfeffers, wird sehr häufig in Gärten und Weingärten gebaut. Den angenehmern Geruch abgerechnet, den jener Ausländer hat, vertritt er sonst ganz die Stelle desselben, indem er wegen seines Feuers magenerwärmend und stärkend ist. Die hellrothen, oder gelblich rothen Saamenkapseln, wenn sie ganz reif und zähe geworden sind, werden zu feinem Pulver gestoßen und so an die Speisen verbraucht, auch wohl stückweise mit denselben, besonders mit dem zu dünstenden Fleische gekocht. Der Ungar, Slawe und auch Deutsche ist so sehr daran gewöhnt, daß er ihn bei suppigen Speisen und beim Fleische für unentbehrlich hält. Auch die Fische werden damit gewürzt; und ich schreibe ihm, vielleicht nicht mit Unrecht, allein die Ursache zu, warum bei dem so häufigen Genusse der zu fetten und meist aus Speck und Fleisch bestehenden Kost, wozu der ärmere Theil meist Wasser trinkt, nicht mehr Krankheiten aus Unverdaulichkeit unter der gemeinen Volksklasse entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 20. April.

Kurs der Wiener Einlösungsscheine
vom März 1811 bis März 1814.

In der nachstehenden ersten Tabelle findet man den Kurs der Konvenzionsmünze in Einlösungsscheinen nach dem Wiener Börsenkurszettel seit Erscheinung des bekannten Finanzpatents vom 20sten Februar 1811 bis Ende März 1814; also die Kurse der nach Bekanntmachung dieses Patents verflossenen 3 Jahre. Am Ende jedes Monats wurden sie zusammengezogen, und durch die Vertheilung dieser Summe auf die Kurstage eines jeden Monats wurde der Durchschnittskurs für denselben aufgefunden. Diese Durchschnittskurse finden sich, der Bequemlichkeit wegen, noch in einer 2ten kleinen besondern Tabelle in der Form der für so viele so unangenehmen im Grunde aber doch gerechten Skale der Bankozettel.

Da außer Kaufleuten, die in einem lebhaften Wechselhandel begriffen sind, wohl schwerlich Andere diese Kurse gesammelt und aufgezeichnet haben; so wird die Bekanntmachung derselben schon darum nicht unangenehm seyn, als sich der Fall äußerst oft ereignet, Vergleichung des Werthes von Realitäten aus den Preisen derselben zu verschiedenen Epochen anzustellen, und dazu sind sie sehr bequem. Es bedarf zu diesem Zwecke hoffentlich nicht einmal einer Anleitung.

Für mich entwarf ich sie in einer andern Absicht, nämlich, um aus dem Durchschnitt vieler Kurse einen mittlern Werth unserer Einlösungs- und Antizipazionsscheine aufzufinden. Die Resultate meiner Untersuchungen fielen jedoch sehr verschieden aus, je nachdem ich sie zu dieser oder jener Zeit vornahm, und ich gestehe, daß der Erfolg mehr gegen als für meine Annahmen war. Das ist aber auch bei einer Sache kein Wunder, bei welcher, wie ich vielleicht einmal in einer gründlichern Untersuchung über die Natur des Papiergeldes überhaupt und des unsrigen besonders zeigen werde, der jedesmalige Werth des Papiergeldes ein Produkt mehrerer oft nur dieser Ursachen ist *).

*) Sehr wahr! D. H.

Von März 1811 bis April 1813 blieb sich die Summe der umlaufenden Einlösungsscheine gleich, und dennoch finden sich in diesem Zeitraume die Kurse von 335¼ und von 133⅓, nach welchen der Gulden Einlösungsschein einmal nur etwas über 17½ kr., und ein andermal noch über 44¾ kr. Konvenzionsmünze werth war. Der Durchschnitt der sämmtlichen Kurse innerhalb dieses Zeitraums von 2 Jahren ist 205⅛. Wollte man urtheilen: daß daher die meisten Kurse um die Zahl 205⅛ fallen müßten, so würde man sich sehr täuschen. Selbst zwischen 195 und 215 fallen von 207 Kurstagen nur 12, also ungefähr nur der siebenzehnte Theil aller dieser Kurstage. Dieser Mittelkurs ist daher nicht das Produkt der mehrsten Kurse in seiner Nähe, sondern der mehreren höhern und niedern Kurse verschiedener Epochen. Man kann daher nicht annehmen, daß er dem eigentlichen Werthe der Einlösungsscheine nahe komme, sondern man muß diesen in den höhern oder niedern Kursen suchen. Die verschiedenen Epochen unterscheiden sich folgendermaßen am besten.

Vom 16ten März bis 27sten April 1811 blieb der Kurs der Konvenzionsmünze in Einlösungsscheinen ziemlich dem Kurse vor Erscheinung des Patents gleich; denn er schwankte durch 12 Börsetage zwischen 160 und 183⅓.

Vom 27sten April bis 3ten July 1811 hob sich der Preis der Konvenzionsmünze gegen Einlösungsscheine von 182 bis 335¼; also in 9 Wochen oder 18 Börsetagen über 84 auf 100. Die Einlösungsscheine verloren dadurch fast 46 von 100.

Vom 3. Juli bis 30. November 1811 sank der Preis der Konvenzionsmünze gegen Einlösungsscheine von 335¼ auf 197⅛, also in 22 Wochen oder in 43 Kurstagen um etwas über 41 von 100, und die Einlösungsscheine gewannen daher wieder 70 auf's Hundert.

Vom 30. November 1811 bis 15 Februar 1812 stieg der Preis der Konvenzionsmünze gegen Einlösungsscheine von 197⅛ auf 285¼; folglich gewann die Konvenzionsmünze gegen Einlösungsscheine in 10 Wochen oder 20 Börsetagen 44⅔ auf's Hundert, und dagegen verloren die Einlösungsscheine 30¾ von 100.

Vom 15ten Februar bis 6ten März 1812 fiel der Preis der Konvenzionsmünze in Einlösungsscheinen von

235¼ auf 185⅛; folglich in 12 Wochen, die jedoch nur 22 Börsetage enthielten, um 35 von 100, und die Einlösungsscheine stiegen daher um 54 auf's Hundert. Vom 6ten bis zum 23sten Mai 1812 erhob sich der Preis der Konventionsmünze von 185⅛ auf 239¼ in Einlösungsscheinen. Er stieg daher um 29 auf's Hundert in 2½ Wochen, oder 5 Börsetagen. Die Einlösungsscheine verloren daher innerhalb dieser Zeit 22¼ von 100.

Vom 23. Mai bis 17ten Oktober 1812 sank der Kurs der Konventionsmünze von 239¼ auf 133⅓ dem obenerwähnten niedrigsten Punkte. Dieses Sinken betrug innerhalb 21 Wochen bei 42 Börsetagen 44⅓ von 100, und der Werth der Einlösungsscheine gewann dadurch 72 auf's Hundert.

Vom Anfange Oktober 1812 bis Ende März 1813 stellte sich der Kurs durch 55 Börsetage, oder 25 Wochen so, daß alle diese Monate, ohne große Sprünge, weder darüber noch darunter, einen Durchschnittskurs zwischen 138 bis 140 gaben.

Daß der Preis der Einlösungsscheine auf einer für sie so günstigen Stufe in dem verhältnißmäßig sehr großen Zeitraume sich so ziemlich gleich bleiben konnte, ist meiner Meinung nach der sicherste Beweis, daß die Kurse dieser Epoche den wirklichen Werth der Einlösungsscheine bei für sie nicht nachtheiligen Umständen enthalten. Denn erstens ist es an und für sich nicht wahrscheinlich, daß der Preis auch des vollkommensten Papiergeldes sich bedeutend über seinen Werth erheben könne; dagegen aber gewiß, daß ungünstige Umstände denselben außerordentlich herabsetzen können. Sollte zweitens diese unwahrscheinliche Erhebung des Preises über den Werth des Papiergeldes auch möglich seyn, so ist es noch unwahrscheinlicher, daß sie durch einen bedeutenden Zeitraum anhalten könne. Ich bin daher geneigt, den mittlern Werth der Einlösungsscheine so annehmen zu dürfen, daß 138 bis 140 Gulden derselben 100 Gulden Konvenziosgeld gleich wären. Der eigentliche Werth in günstigsten Umständen könnte vielleicht noch etwas höher, z. B. 135, angenommen werden. Dieses wäre aber nur der Fall, wenn bei den besten innern und äußern Verhältnissen, nämlich bei gehörigem Verhältnisse der Preise aller Realitäten, bei einer guten Finanzverwaltung und dem besten Zutrauen in die Operationen derselben, bei Ruhe und Frieden die Zahl der Einlösungsscheine nicht über 212 Millionen Gulden vermehrt würde. So wie aber einer oder der andere dieser günstigen Umstände aufhört, die Menge der Papiergulden vermehrt wird, oder ein Krieg geführt werden muß, oder die eine oder die andere Hauptrubrik der Produkte und Konsumptibilien außer Verhältniß tritt, die Finanzverwaltung durch verkehrte Maaßregeln ihr Zutrauen verliert, so muß sich natürlich der Kurs der Papiere sehr verschlimmern.

Noch mehr Bestätigung des von mir angenommenen Werths der Einlösungsscheine finde ich darin: daß, als im April 1813 die Regierung erklärte, die Zahl der Einlösungsscheine mit 45 Millionen Antizipazionsscheine vermehren zu müssen, diese Maaßregel zwar den Werth der Einlösungs- und Antizipazionsscheine herabsetzte, doch bis Mitte August, da die Kriegserklärung erschien, nicht unter Verhältniß der Vermehrung, was vielleicht seinen Grund darin findet, daß diese 45 Millionen nicht plötzlich, sondern nach und nach in Umlauf kamen. Und auch nach Erscheinung der Kriegserklärung kam nach zwei Börsetagen der Kurs wieder auf dieses Verhältniß zurück, und behauptete solches bis Ende November, und noch durch zwei Börsetage im Dezember. Mit gehöriger Berücksichtigung der Vermehrung der Einlösungsscheine durch die Antizipazionsscheine dauerte daher der Kurs noch durch 8 Monate, und in denselben durch 63, folglich in allem durch 123 Börsetage ununterbrochen fort. Rechne ich diese 63 Börsetage noch zu den für den Zeitraum von halben März 1811 bis Ende März 1813 gefundenen 207 Börsetagen; so betragen diese 122 Börsetage ⁴⁴⁄₁₀₀ aller 275 Börsetage innerhalb dieses Zeitraums, also fast die Hälfte desselben, und dieses in einem steten Zusammenhange.

Die Vermehrung der Einlösungsscheine durch die Antizipazionsscheine innerhalb der angezeigten Grenzen, das heißt, mit Zuwachs von 45 Millionen der letztern, nicht mehr, nicht weniger, giebt den Mittelkurs für die vereinigten Einlösungs- und Antizipazionsscheine auf 167 und 170%, und den eigentlichen [günstigsten] Werth derselben noch etwas unter diesen Zahlen an. Ob dieses Verhältniß der Einlösungs- und Antizipazionsscheine wirklich statt findet, oder welches es sey, kann jeder, durch dessen Hände viel Papier geht, leicht erfahren. Aus dem vorstehenden und diesem gefundenen Verhältnisse kann er durch eine leichte Rechnung den Kurs finden, der unter den günstigsten Umständen dem in Umlauf befindlichen Papiergelde gebührt. Er erhält dadurch einen sichern Leitfaden, nach dem er mit mehr Zuversicht die Einwirkung der übrigen Umstände als nach einem dunkeln Gefühl über Steigen und Fallen beurtheilen kann *).

Ich überlasse es jedem, solche Bemerkungen über die letzten vier Monate selbst zu machen, und begnüge mich mit diesen Andeutungen der Resultate meiner Untersuchungen und meiner Meinung.

Reichenberg, den 5. April 1814.

Jos. Ant. Böhm.

---

*) Aeußerst wichtig und verdienstlich, da die Mehrheit hier gewiß nur durch verworrene Begriffe und einseitige Voraussetzungen geleitet wird; nur sehr Wenige aber Fähigkeit und Lust haben, auf eine so

Tabelle 1.

Kurs der Einlösungsscheine nach dem Börsekurszettel.

1 8 1 1.

März.		April.		Mai.		Juni.	
		3	164[12]	1	193[22]	1	233[12]
		6	170	4	197[12]	5	225[12]
		10	177[12]	8	216[12]	8	238
		13	173[20]	11	202[9]	12	249[12]
16	183[20/24]	20	177	15	207[16]	15	249[9]
20	164[12]	24	178	18	209[6]	19	275[16]
23	162[9]	27	182	22	218	22	302[6]
27	160[6]			25	217[21]	26	313[9]
30	165[16]			29	225[9]	29	
Summe	836[14]	S.	1222[20]	S.	1888[10]	S.	2087[12]
Durchschnitt	167[7]	D.	174[17]	D.	209[20]	D.	260[23]

Juli.		August.		September.		Oktober.		November.		Dezember.	
3	335[8/24]	3	260[21]	4	251	2	241[20]	2	236[12]	4	214[8]
6	309	7	262[15]	7	255	5	230[6]	6	222[4]	7	211[16]
10	254	10	273[22]	11	249	9	234[18]	9	229[12]	11	214[4]
13	269[16]	14	282[20]	14	250	12	236[4]	13	222[12]	14	216[18]
17	307[4]	17	271[12]	18	253[12]	16	233[12]	16	219[12]	18	221
20	261[21]	21	260[12]	21	258[20]	19	228	20	218	21	227[9]
23	270[6]	24	251[9]	25	264	23	226[8]	23	211[20]	25	
27	265[8]	28	230[8]	28	252	26	232[6]	27	196[9]	28	233[21]
31	260[8]	31	232[12]			29	237[21]	30	197[3]		
S.	2532[16]	S.	2325[19]	S.	2033[23]	S.	2100[12]	S.	1953[12]	S.	1539[4]
D.	281[10]	D.	258[10]	D.	254[6]	D.	233[9]	D.	217[1]	D.	219[21]

aufgefangene und gründliche Art die Momente des wahren Werths unsers Papiergeldes zu entwickeln. Welch eine Wohlthat für alles Verkehr und für den ganzen Staat, wenn sich hieraus eine allgemeine Meinung für den festen, reellen Mittelwerth unsers Papiergeldes, das, wie der Herr Verf. gezeigt, besser steht, als man gewöhnlich annimmt, bilden, und man ihn künftig, statt nach der Phantasie, nach gleichen Kalkulazionsgründen bestimmen wollte!

D. H.

1812.

Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.	
4	224$^{3}/_{24}$	1	236	4	263^{20}	1	256^{4}	2	211^{21}	3	230^{9}
8	227^{21}	5	247^{3}	7	258^{12}	4	249^{20}	6	185^{3}	6	227
11	227^{9}	8	253^{9}	11	249^{13}	8	246^{6}	9	220^{20}	10	236^{18}
15	227^{15}	12	263^{13}	14	255^{18}	11	251^{6}	13	252	13	233^{18}
18	233^{20}	15	285^{6}	18	263	15	253^{20}	16	232^{9}	17	233^{18}
22	231^{18}	19	274^{12}	21	256^{4}	18	250	20	237^{12}	20	238^{12}
25	229^{8}	22	270	25		22	243^{12}	23	239^{6}	24	235
29	229^{18}	26	256	28	257	25	236^{6}	27	238^{12}	27	227^{4}
		29	258^{12}			29	229^{9}	30	237^{18}		
S.	1831^{22}	S.	2344	S.	1803^{18}	S.	2216^{11}	S.	2054^{3}	S.	1862^{1}
D.	229	D.	260^{11}	D.	257^{16}	D.	246^{7}	D.	228^{6}	D.	232^{18}

Juli.		August.		September.		Oktober.		November.		Dezember.	
1	228	1	192^{9}	2	163	3	146^{21}	4	134^{6}	2	137^{8}
4	231^{21}/$_{24}$	5	192^{21}	5	155^{6}	7	143^{18}	7	135^{18}	5	137^{6}
8	224^{12}	8	188	9	159^{4}	10	140^{18}	11	135^{6}	9	136
11	224^{18}	12	184	12	168^{6}	14	133^{22}	14	135^{18}	12	137^{8}
15	224^{3}	15	179^{8}	16	165	17	133^{9}	18	140	16	137^{6}
18	222^{18}	19	174^{18}	19	155^{16}	21	137^{6}	21	146	19	136^{18}
22	219^{3}	22	166^{16}	23	153	24	139	25	139^{13}	23	137^{9}
25	215^{16}	26	167^{12}	26	152^{9}	28	137^{18}	28	137^{9}	26	
29	194^{22}	29	166	30	147^{6}	31	136^{18}			30	138^{18}
S.	1985^{6}	S.	1611^{12}	S.	1408^{22}	S.	1248^{18}	S.	1103^{21}	S.	1097^{15}
D.	220^{14}	D.	179^{4}	D.	156^{13}	D.	138^{18}	D.	138	D.	137^{1}

1813.

Januar.		Februar.		März.		April.		Mai.		Juni.	
2	139^{20}/$_{24}$	3	140	3	137	3	142^{12}	1	158^{21}	2	145^{12}
6		6	138^{12}	6	137^{9}	7	145^{12}	5	158^{13}	5	151^{18}
9	144^{9}	10	139^{8}	10	137	10	152^{12}	8	155^{12}	9	140^{9}
13	144^{18}	13	139^{9}	13	136^{8}	14	148^{9}	12	160^{16}	12	151
16	139^{4}	17	139^{15}	17	137	17	158^{21}	15	161^{20}	16	152^{21}
20	136^{20}	20	138^{12}	20	137^{6}	21	169^{20}	19	159	19	150^{9}
23	138	24	139^{3}	24	138	24	172^{20}	22	158	23	157^{12}
27	138	27	138	27	140^{16}	28	164^{16}	26	159^{3}	26	156^{16}
30	139^{4}			31	142^{4}			29	156^{20}	30	156^{18}
S.	1119^{21}	S.	1112^{11}	S.	1242^{19}	S.	1255^{8}	S.	1428^{11}	S.	1368^{14}
D.	140	D.	139^{4}	D.	138^{6}	D.	156^{21}	D.	158^{17}	D.	152^{2}

Juli.		August.		September.		Oktober.		November.		Dezember.	
3	155 $^{9}/_{24}$	4	161^{21}	1	165^{16}	2	172^{18}	3	163^{24}	1	173^{13}
7	151^{3}	7	174^{20}	4	166^{6}	6	173^{21}	6	156	4	174^{20}
10	154^{20}	11	176	8		9	173^{4}	10	159	8	
14	155^{18}	14	196	11	180^{18}	13	170^{4}	13	160^{20}	11	185^{21}
17	155^{8}	18	195^{21}	15	179^{18}	16	169^{6}	17	161^{18}	15	188^{18}
21	157^{12}	21	172^{9}	18	180	20	168^{5}	20	168^{18}	18	189^{9}
24	158^{3}	25	172^{9}	22	179^{20}	23	166^{9}	24	169^{6}	22	186^{20}
28	161^{18}	28	166^{3}	25	177^{21}	27	166	27	172^{3}	25	
31	161^{16}			29	175^{4}	30	165^{4}			29	176
S.	1411^{22}	S.	1413^{18}	S.	1404^{19}	S.	1524^{18}	S.	1311^{3}	S.	1274^{22}
D.	156^{21}	D.	176^{16}	D.	175^{14}	D.	169^{10}	D.	163^{22}	D.	182^{6}

1 8 1 4.

Januar.		Februar.		März.							
1		2		2	203^{12}						
5	182	5	190^{3}	5	213^{6}						
8	183^{12} $^{/}_{24}$	9	192^{12}	9	205^{21}						
12	182^{9}	12	189^{16}	12	202^{15}						
15	189^{8}	16	193^{9}	16	207^{18}						
19	190	19	190^{16}	19	217						
22	190^{18}	23	194^{4}	23	222						
26	186	26	194^{6}	26	249^{8}						
29	187^{21}			30	275^{5}						
S.	1491^{17}	S.	1344^{18}	S.	2001^{16}						
D.	186^{11}	D.	192^{3}	D.	222^{11}						

Tabelle 2.

Monatliche Durchschnittskurse der W. Einlösungsscheine.

	1811.	1812.	1813.	1814.
Januar		229	140	186^{11}
Februar		260^{18}	139^{1}	192^{3}
März	167^{7}	257^{16}	138^{3}	222^{11}
April	174^{17}	246^{7}	156^{21}	
Mai	209^{20}	229^{6}	158^{17}	
Juni	260^{23}	232^{18}	152^{2}	
Juli	231^{10}	220^{14}	156^{21}	
August	258^{10}	179^{1}	176^{16}	
September	254^{6}	156^{14}	175^{14}	
Oktober	233^{9}	138^{13}	169^{10}	
November	217^{1}	138	163^{22}	
Dezember	219^{21}	137^{4}	182^{3}	

Anmerkung d. Herausg.

Aeußerst interessant würde diese lehrreiche Ansicht noch dadurch werden, wenn nur ein Kenner damit eine Tafel sowohl der politischen, als merkantilischen Ereignisse in Parallele bringen wollte, welche wahrscheinlich auf das Steigen und Fallen der Kurse influirten.

Entwurf

um die natürlichen Familien des Pflanzenreichs in einer gleichförmigen Reihe und künstlichen Folge zu ordnen.

Vom Prof. Decandolle in Montpellier.

Unter den bereits so unzählig vielen mehr oder weniger mißlungenen Versuchen einer Aufstellung der Pflanzenfamilien nach einer natürlichen Reihenfolge dürfte gegenwärtiger Entwurf des Herrn Decandolle, Professors der Medizin und Botanik zu Montpellier, durch seine frühern Schriften als einer der ersten jetztlebenden Botaniker bekannt, und so auch in seinem neuesten Werke: Theorie élementaire de la Botanique, ou exposition des Principes de la classification naturelle et de l'art de décrire et d'etudier les végétaux. Paris 1813. 8. (worin dies System S. 213 aufgestellt ist) erscheinend, gewiß den ungetheilten Beifall der Botaniker erlangen. Es wird mir ein sehr großes Vergnügen gewähren, wenn ich durch die Mittheilung dieser kleinen Arbeit manchen dieser Herren in frühere Kenntniß davon setze, als diese sich bei gegenwärtiger Lage der Dinge außerdem erwarten läßt.

I. Gefäßpflanzen oder Saamenlappige. Cotyledones. (D. i. diese Pflanzen haben ein zellenförmiges Gewebe und Gefäße, und so lange ihr Keim (Embryo) verborgen ist, haben sie eine oder mehrere Saamenlappen.)

1) Exogene (ἐξω außerhalb, γενναω erzeugen) außerhalb sich erzeugende oder Zweisaamenlappige (d. i. ihre Gefäße sind vertheilt in konzentrische Lagen, welche, so lange sie sehr jung sind, sich nach außen zu befinden, und wo entweder der Embryo oder die Cotyledonen gegen einander oder winkelförmig stehen.)

A. Mit doppelter Geschlechtshülle, Perigonium duplex (d. i. wenn der Kelch und die Blumenkrone von einander unterschieden sind.)

a) Mit vielblättriger Blumenkrone.

1) Deren Blumenblätter in den Fruchtboden eingefügt sind (Hypogyna seu receptaculo inserta.) — oder wenn sie nicht an dem Kelche anhängen.

1. Ranunculaceae. Juss. gen. p. 231. 2. Dilleniae. Decand. Annal. mus. 17. p. 400. 3. Chlenaceae, Petitth. gen. nov. t. 9 — 12. 4. Magnoliae. Juss. gen. p. 280 excl. gen. aff. 5. Annonae. Juss. gen. 283. 6. Malvaceae. Juss. gen. p. 271. 7. Sterculiae. Vent. malm. 91. 8. Tiliaceae. Juss. gen. p. 289. 9. Elaeocarpae. Juss. annal mus. 11. p. 233. 10. Maregraviae. Juss. ann. mus. 17. p. 397. 11. Ochnaceae. Decand. annal. mus. 17. p. 410. 12. Simarubae. Decand. annal. mus. 17. p. 422. 13. Rutaceae. Jus. gen. p. 296. 14. Cariophyleae. Juss. gen. p. 299. excl. Linis. §. 1. Diantheae. Decand. fl. fr. 4. p. 735. §. 2. Alsineae. Decand. fl. fr. 4. p. 766. 15. Lineae. 16. Cistideae. Decand. fl. fr. 4. p. 811. 17. Violaceae. Vent. malm. 27. 18. Passifloreae. Juss. annal. mus. 6. p. 102. 19. Camelliae. 20. Hesperides, Correa. annal. mus. 6. p. 376. 21. Meliaceae. Jus. gen. 263. 22. Geraniae. Juss. gen. 268. 23. Sarmentaceae. Juss. gen. p. 267. 24. Guttiferae. Juss. gen. p. 255. 25. Hypericae. Juss. gen. p. 257. 26. Hypocrateae. Juss. annal. mus. 18. p. 483. 27. Malphighiae. Juss. gen. p. 253. annal. mus. 18. p. 479. 28. Acerae. Juss. gen. p. 250. annal mus. 18. p. 477. 29. Sapindeae. Juss. gen. 246. ann. mus. 18. p. 476. 30. Droserae. 31. Resedae. 32. Capparidae. Juss. gen. p. 242. 33. Cruciferae. Juss. gen. p. 237. 34. Papaveraceae. Juss. gen. 235. §. 1. Fumariae. §. 2. Papaverae. 35. Nympheae. Salisb. ann. bot. 2. p. 69. 36. Menispermae. Juss. gen. p. 284. 37. Berberideae. Juss. gen. 286.

2) Deren Blumenblätter an den Kelch eingefügt sind. (Perigyna vel calyci inserta.

38. Frangulae. fl. fr. Rhamni. Juss. gen. 376. 39. Samydeae. Vent. mem. inst. 40. Zanthoxyleae. 41. Juglandeae. 42. Terebinthinaceae. Juss. gen. 368. 43. Polygalae. Juss ann. mus. 14. p. 386. 44. Leguminosae. Juss. gen. p. 345. 45. Rosaceae. Juss. gen. p. 334. §. 1. Drupaceae. §. 2. Prockiae. §. 3. Spireae. §. 4. Dryadeae. §. 5. Agrimoniae. §. 6. Rosae. §. 7. Pomaceae v. Richard. ann. p. 33. 46. Salicariae. Juss. gen. 330. 47. Melastomae. Juss. gen. 328. 48. Myrtaceae. Juss. gen. 322. 49. Combretae. Brown. prod. p. 351. 50. Loasae. Juss. annal. mus. 5. p. 21. 51. Onagrae. Juss. annal. mus. 3. p. 315. 52. Ficoideae. Juss. gen. 315. 53. Portulacaceae. Juss. gen. p. 312. 54. Nopaleae. Juss. med. Cacti. Vent. tabl. 55. Grossulariae. Decand. fl. fr. 4. p. 405. 56. Crassulae. Juss. gen. 207. 57. Saxifragae. Juss. gen. 308. 58. Umbelliferae. Juss. gen. 218. 59. Araliae. Juss. gen. p. 217.

b. Mit einblättriger Blumenkrone.

1) Deren Blumenkrone am Kelche angewachsen sind. (Corolla perigyna.)

60. Caprifoliae. Juss. gen. 210. excl. gen. 61. Lorantheae. Rich. et Juss. in annal. mus. 12. p. 292. 62. Rubiaceae. Juss. gen. p. 196. §. 1. Guettardaceae. Decand. annal. mus. 9. p. 216. §. 2. Cinchonae. id. §. 3. Coffeae. id. §. 4. Stellatae. id. 63. Opercularieae. Juss. annal. mus. 4. p. 418. 64. Valerianae. Decand. fl. fr. 4. p. 418. 65. Dipsaceae. Juss. gen. p. 194. excl. §. 2. 66. Compositae. Adans. fam. 2. p. 103. §. 1. Corymbiferae. Juss. gen. p. 177. §. 2. Cinarocephalae. Juss. gen. p. 171. §. 3. Labiatiflorae. Decand. et Lag. annal. mus. 19. p. 59. §. 4. Cichoriaceae. Juss. gen. 168. 67. Campanulaceae. Juss. gen. 163. excl. gen. 68. Lobeliaceae. Juss. ann. mus. 69. Cucurbitaceae. Juss. gen. p. 393. 70. Gesneriae. Rich. et Juss. Annal. mus. 5. p. 428. 71. Vaccineae. 72. Ericae. Desv. journ. bot. 1813. p. 28. §. 1. Ericae. Juss. gen. 160. excl. gen. §. 2. Epaerides. Brown. prod. p. 537. §. 3. Rhododendae. Juss. gen. 158. 73. Aquifoliae.

2. Deren Blumenblätter am Fruchtboden angewachsen, oder nicht auf dem Kelche befindlich sind. Corolla hypogyna.

74. Myrsines. Brown. prod. p. 532. Ophiosperma. Vent. Cels. p. 86. Ardisices. Juss. ann. 15. p. 350. 75. Sapotae. Juss. gen. 151. 76. Ebenaceae. Juss. gen. p. 155. 77. Oleinaceae. Hofm. et Link. fl. port. Brown. pr. 522. 78. Jasmineae. Brown. pr. p. 520. 79. Pedalineae. Brown. pr. 519. 80. Strychneae. 81. Apocyneae. Juss. gen. p. 143. §. 1. Rauwolfiae. Juss. §. 3. §. 2. Apocyneae. Brown. pr. p. 465. §. 3. Asclepiadeae. Brown. pr. p. 458. 82. Gentianae. Juss. gen. 141. 83. Bignoniae. Juss. gen. 137. 84. Polemoniae. Juss. gen. 136. 85. Convolvulaceae. Juss. gen. 132. 86. Boragineae. Juss. gen. 128. §. 1. Borragineae. Vent. tabl. 2. p. 385. §. 2. Sebestineae. Vent. tabl. 2. p. 380. 87. Solanaceae. Juss. gen. 124. 88. Personatae. Brown. pr. 433. §. 1. Antirrhineae. Juss. gen. p. 118. §. 2. Rhinantheae. Juss. gen. 99. 89. Labiatae. Juss. gen. 110. 90. Myoporinaceae. Brown. prod. p. 514. 91. Pyrenaceae. Juss. gen. 106. Annal. mus. 7. p. 63. 92. Acanthae. Juss. gen. p. 103. 93. Lentibulariae. Rich. fl. paris. 1. p. 26. Brown. pr. p. 429. Utricalinae. fl. portug. 94. Primulaceae. Juss. gen. p. 95. 95. Globulariae. Lam. et Decand. fl. fr. 3. p. 427.

B. Mit einfacher Geschlechtshülle (Perigonium simplex); oder der Kelch und die Blumenkrone sind vereinigt, und bilden nur eine einzige Hülle.

96. Plumbagineae. Juss. gen. p. 92. 97. Plantagineae. Juss. gen. p. 89. 98. Nyctagineae. Juss. gen. p. 90. 99. Amaranthaceae. Juss. gen. p. 87. 100. Chenopodiae. Juss. gen. p. 83. 101. Polygonae. Juss. gen. p. 82. 102. Laurae. Juss. gen. 80. excl. gen. aff. 103. Myristicae. Brown. pr. p. 399. 104. Proteae. Juss. gen. p. 78. 105. Thymeteae. Juss. gen. p. 76. 106. Santalaceae. Brown. pr. p. 350. 107. Elaeagneae. Juss. gen. 75. 108. Aristolochinae. Juss. gen. p. 72. 109. Euphorbiae. Juss. gen. p. 384. 110. Monimiae. Juss. annal. mus. 14. p. 132. 111. Urticeae. Juss. gen. p. 400. §. 1. Urticeae. Decand. fl. fr. 3. p. 321. §. 2. Piperitae. §. 3. Artocarpeae. Decand. fl. fr. 3. p. 318. 112. Amentaceae. Juss. gen. p. 407. 113. Coniferae. Juss. gen. p. 411.

2) Endogene (oder innen, innwendig; γενναω erzeugen) innen erzeugende, oder Einsaamenlappiges d. i. wenn in der noch sehr jungen Pflanze die Gefäße in Bündeln vertheilt sind, oder sich in der Mitte des Stengels befinden, und so lange der Keim klein ist, wenn er einzelne oder abwechselnd stehende Saamenlappen hat.

A. Phänogamen, oder die Befruchtungstheile dieser Pflanzen sind sichtbar und regelmäßig.

114. Cycadeae. Pers. Enchir. 2. p. 630. Brown. pr. 346. 115. Hydrocharideae. Juss. gen. 67. excl. gen. 116. Alismaceae. Decand. fl. fr. 3. p. 181. 117. Pandaneae. Brown. pr. p. 340. 118. Aroideae. Juss. gen. p. 23. 119. Orchideae. Juss. gen. p. 64. 120 Drymyrhizeae. Juss. gen. p. 62. 121. Musaceae. Juss. gen. p. 61. 122. Irideae. Juss. gen. 57. 123. Haemodoraceae. Brown. pr. p. 299. 124. Amaryllideae. Brown. prod. p. 296. 125. Hemerocallideae. Brown. prod. p. 295. 126. Dioscorideae. Brown. prod. p. 294. 127. Smilaceae. Brown. prod. p. 292. 128. Liliaceae. §. 1. Asparagideae. Juss. gen. p. 40. §. 2. Trilliaceae. §. 3. Asphodeleae. Juss. gen p. 31. §. 4. Bromeliae. Juss. gen. p. 49. §. 5. Tulipae. Juss. gen. p. 48. 129. Colchideae. Decand. fl. fr. 3. p. 192 Melanthaceae. Brown. prod. p. 272. 130. Commelineae. Mirbel. hist. 4. p. 139. Brown. pr. p. 268. 131. Pal-

mae. Juss. gen. p. 37. 132. Junci. Decand. fl. fr. 3. p. 155. 133. Typhae. Juss. gen. p. 25. 134. Cyperi. Juss. gen. p. 26. 135. Graminae. Juss. gen. p. 28.

B. Cryptogamen, d. i. die Befruchtungstheile sind nicht sichtbar, und uns unbekannt, oder unregelmäßig.

136. Equisetae. Decand. fl. fr. 2. p. 580. 137. Marsileae. Brown. prod. p. 166. Rhizospermae. Decand. fl. fr. 2. p. 577. 138. Lycopodiae. Decand. fl. fr. 2. p. 571. Brown. pr. p. 164. 139. Filices. Juss. gen. p. 14. exclus. gen. Brown. pr. p. 145.

II. Zellenpflanzen oder Pflanzen ohne Saamenlappen. Acotyledones. (D. i. sie sind zusammengesetzt aus einem zellenförmigen Gewebe, welchem die Gefäße fehlen, und der Keim hat keine Saamenlappen).

A. Blättrige, welche dem Ansehen nach eine blättrige Ausdehnung haben, und deren Geschlechtswerkzeuge uns unbekannt sind.

140. Musci. Juss. gen. p. 10. 141. Hepatici. Juss. gen. p. 7.

B. Ohnblättrige; haben keine wirkliche Ausdehnung der Blätter, und ihre Geschlechtswerkzeuge sind uns gar nicht bekannt.

142. Lichenes. Decand. fl. fr. 2. p. 321. 142. Hypoxylae. Decand. fl. fr. 2. p. 280. 141. Fungi. Ibid. p. 65. 145. Algae. Ibid. p. 1.

Auf jeder Herrschaft ein Krankenhospital.

Wer schätzt nicht die Krankenhospitäler der barmherzigen Brüder? Wer, der sich nur mit ein wenig Aufmerksamkeit in der Welt umgesehen hat, fühlt nicht ganz besonders ihren großen Werth für das platte Land? Denn wer nur halbwegs Gelegenheit hat, hier die Pflege der Kranken in eigenen Häusern zu beobachten, der wird mir beistimmen, wenn ich sage: daß gewiß ein Drittel von dieser Menschenklasse aus Mangel der gehörigen Pflege und verständiger ärztlicher Hülfe ohne Noth dahin sterbe. Es würde gerettet, wenn es nicht daran gebräche.

Sollte denn der Wunsch, ähnliche Krankenhospitäler wie die der barmherzigen Brüder allgemein, auch fürs weibliche Geschlecht, zu erreichen eine Chimäre seyn?

Könnte denn nicht jede Herrschaft (Dominium) eine ihrer Menschenzahl angemessene Anzahl eigends unterrichteter Krankenwärter unterhalten, die in einem besondern Hause die dahin gebrachten Kranken der Herrschaft mit Theilnahme und nach den Regeln der Kunst pflegten, und für nothwendige ärztliche Hülfe sorgen könnten?! —

Tausend kostspieligere weniger Menschenwohl bezweckende Wünsche sind realisirt worden. Man wolle nur, und — auch dieser steht im Leben da; und — ist eine neue frische Blume in dem großen Kranze der veredelten Menschlichkeit, für welchen in unsern väterlich gepflegten Staaten schon so manche schön blüht!!

H.

Rüge einiger Mängel des Magazins der neuen Erfindungen. Leipzig bei Baumgärtner.

So schätzbar dieses Magazin nach Plan und Anlage ist, so bleiben doch in Absicht der Ausführung um so mehr noch einige wesentliche Wünsche übrig, als solche kenntnißreiche Männer die Herausgabe besorgen, wie sie der Titel benennt.

1) Sollte eine strengere Auswahl statt finden, und das wirklich bewährt und erprobt gefundene aufgenommen werden, so daß die Namen der Herren Herausgeber eine Bürgschaft für die Anwendbarkeit des Mitgetheilten bliebe.

2) Sollte der eigentliche Redakteur mehr Sorgfalt beobachten. So ist Heft 58. S. 148. letzte Zeile, offenbar eine ganze Stelle ausgelassen.

3) Sollten alle vorkommende Maaße und Gewichte auf irgend ein beliebiges, z. B. Dresdner stabil reduzirt werden. So kommen in eben dem Hefte Färbereirezepte für Leinewand vor. Da ist bald von Maas, bald von Quart, bald von Metzen die Rede, aber von welchen? Man soll für 1 Groschen Orleans nehmen, wie unbestimmt!

4) Sollten Namen der Natur- und Kunstprodukte linneisch und nach den üblichsten szientifischen Benennungen der Büchersprache angeführt werden. Was ist z. B. Fürstenholz, Indianisch Goldgelb?

5) Sollten die Herausgeber weniger karg mit erläuternden Anmerkungen seyn.

Nachricht an die Herren Mitarbeiter und Korrespondenten.

Da ich den Junius abwesend seyn werde, so bitte ich Alles, was Eile hat, auf dem Couvert mit pressant zu bezeichnen, weil es in diesem Falle mir wird nachgeschickt werden. Brünn, den 30. April 1814.

Der Herausgeber.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 21. Mai.

Bei der Einnahme von Paris.

Jauchzt, ihr Völker! von des Rheines Strande
Naht der Siegesbotschaft froher Schall;
Sie verkündiget dem Vaterlande
Jener stolzen Mauern Fall.
Jubel rauscht auf allen Wegen,
Wo ihr herrlicher Triumph ertönt;
Jubel schallt den Kommenden entgegen,
Gott hat die Gerechtigkeit gekrönt!

Seht, wie zu den hohen Tempelhallen
Alles eilt mit frohem Wonneton;
Wie des Dankes laute Hymnen schallen,
Zu des großen Richters ew'gen Thron.
Freude strahlt aus jedem Angesichte,
Freude lächelt jeder Mund;
Denn durch Gottes strafende Gerichte,
Siegt der Eintracht heil'ger Bund.

Jedes Herz, durch diesen Dank beflügelt,
Feuriger den vollen Busen schwellt,
Und in jedem Auge spiegelt
Sich die Wonne einer Welt;
Denn es glänzet uns ein neues Leben,
Das uns frische Rosenkränze flicht,
Jeder Hoffnung Blüten sich erheben,
In der Freiheit zauberischem Licht.

Ihr, des Sieges tapfre Heldensöhne,
Führtet glorreich diesen Tag hervor,
Und in jugendlicher Schöne
Flammt sein helles Morgenroth empor;
Und die Schimmer eurer Thaten dringen
Durch das Reich der wechselvollen Zeit,
Und des Ruhmes Adlerflügel schwingen
Euch zum Tempel der Unsterblichkeit.

Herrlich ist das Ziel, das ihr errungen,
Herrlich ist das Werk, das ihr vollbracht;
Von des Muthes Heldenkraft bezwungen
Sank des Feindes stolze Macht;

Der, den Blitz in seiner Rechten,
Ewig aller Völker Wohl besiegt,
Flieht jetzt schmachbedeckt aus den Gefechten,
Wo der Freiheit Heldenbund gesiegt.

Er, der stets mit frevelndem Bestreben
Grausenvoller Zwietracht Fackel schwang,
Sah den heil'gen Bund sich kühn erheben,
Den der Eintracht ew'ges Band umschlang,
Und umsonst sind alle seine Thaten,
Und umsonst sein ganzer Lebenslauf;
Denn aus seinen eignen blut'gen Saaten
Sproßte das Verderben für ihn auf.

Seines Ruhmes trügerischer Schimmer
Ward des hellern Tages leichter Raub,
Seiner Ehrensäulen graufe Trümmer
Stürzen donnernd nieder in den Staub.
Seht, es ist die Größe seiner Schande,
Die ihn endlich unvergeßlich macht,
Und ihm selber nahen schon die Bande,
Die er allen Völkern zugedacht!

Seht, gesunken sind die Siegesbogen,
Die er sich erbaut, in Grabesnacht;
Seiner Feinde stolze Adler flogen
Triumphirend durch den Sturm der Schlacht,
Und Fortunens Gunst verschwindet,
Die so lang sich sklavisch ihm geweiht;
Zu Europens Wohl verbindet
Sich das Glück und die Gerechtigkeit.

Seht die stolze Stadt, wo er so lange
Jedes Recht mit frechem Muth verhöhnt;
Wie sie jetzt vom frohen Jubelklange
Ihrer edlen Ueberwinder tönt;
Ihrer Knechtschaft Nebel sind zerronnen,
Die so lange sie bedrückt.
Heil dem Sieger, der ein Werk begonnen,
Das mit ew'gen Lorbeern ihn geschmückt.

Heil und Ruhm dem hehen Ueberwinder!
Alexander dir, dir jauchzt die Welt.

Goldner Zeiten mächtiger Begründer,
Groß als Völkerherrscher, wie als Held;
In des Krieges blutigem Gefilde
Strahlt dein Muth durch das entflammte Heer,
Nach dem Siege schreitet deine Milde,
Eine Gottheit gnadenreich einher.

Dir, der Erde herrlichem Befreier,
Bringt Europa Segenswünsche dar,
In des Völkerfestes hoher Feier,
Auf der Menschheit heiligem Altar;
Und des Dankes reine Opfergabe
Steigt aus jeder Brust zu Gott empor;
Aus der Unterdrückung düstern Grabe
Schwang die Freiheit siegend sich empor.

Ja, ein großer Auferstehungsmorgen
Dämmert aus dem Schoos der alten Nacht;
Was so lang' sich unserm Blick verborgen,
Strahlt in neuer strahlenvoller Pracht.
Eine schön're Zeit entschwinget
Sich den Trümmern der Vergangenheit;
Denn mit ewig fester Kraft umschlinget
Uns der Bund der hohen Einigkeit.

Franz von Maltitz.

Reminiszenzen aus den Niederlanden.

Fast in keinem europäischen Staate mehr gilt als oberster Regierungsgrundsatz: Sic volo, sic jubeo, stat prorationе voluntas. Fast überall sind die Beherrscher an gewisse, festgesetzte, ausdrücklich bestimmte Fundamentalgesetze gebunden, und die Stände des Reichs — nenne man sie Senat, Parlamente, Ober- und Unterhaus u. s. w., haben darüber zu wachen, daß der Regent, oder vielmehr dessen Minister, die den Unterthanen verliehenen Privilegien, Konzessionen, kurz das in den Fundamentalgesetzen Bestimmte genau erfüllen. Man sagt alsdann, daß ein solches Land eine Konstituzion habe, wie z. B. England, Schweden, Hungarn. So hatten auch die Niederlande unter dem Titel: Edit perpeduel (immerwährendes Edikt) und Joyeuse Entrée (freudenvoller Einzug) von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, ihrem ehemaligen Beherrscher, eine konstitutionelle Regierung erhalten.

Die Joyeuse Entrée bestand aus 59 Artikeln, unter denen wieder folgende zwei die wichtigsten waren: daß weder Gesetze gegeben noch Auflagen ohne Einwilligung der aus dem Adel, der Geistlichkeit, dem dritten oder Bürgerstande und den Honoratioren bestehenden Stände ausgeschrieben werden können, und daß die Beschlüsse der erstern beiden Stände nicht eher gelten, als bis auch der dritte einwilligt.

Ich habe, so lange die Joyeuse Entrée bestand, einige Jahre glücklich und ruhig dort gelebt, habe meine Einkünfte in guter, klingender Münze, und dafür gute und dauerhafte Waaren in einem angemessenen billigen Preise erhalten, und zu den allgemeinen Bedürfnissen des Staats auf eine nicht lästige Art nur so viel beigetragen, als ich selbst dazu beitragen wollte; nämlich: je einfacher ich lebte, desto weniger, und mit je mehr Raffinement und Luxus ich hätte leben wollen, desto mehr hätte ich beitragen müssen. Denn für je unnöthiger und luxuriöser eine Eß- oder andere Waare erkannt wurde, desto mehr mußte sie bei ihrem Eintritt in das Land oder in eine Stadt bezahlen, und desto theurer wurde sie. Als Herzog Albert und die Erzherzogin Christina beide das Gouvernement der Niederlande erhielten, hatten sie, der Landessitte zufolge, die Joyeuse Entrée in animam des Kaisers Joseph zu beschwören.

Ich war von dieser erhabenen, feierlichen, herzerhebenden Handlung, die ich nie vergessen werde, mit innigster Rührung Augen- und Ohrenzeuge. Sie gieng am 14. Juli 1780, wenn ich nicht irre, zu Gent, der Hauptstadt Flanderns, Vormittags um 10 Uhr, an einem zu dieser Handlung seiner Schönheit wegen passenden heitern, stillen Tage vor sich.

Auf der Mitte des Hauptplatzes, der Kanter genannt, stand ein 6 Stufen hoher Altar unter freiem Himmel, auf dessen Mitte sich ein Kruzifix zwischen brennenden Wachskerzen, ein Evangelienbuch, und auf diesem die Joyeuse Entrée befand. Der damalige Kanzler Herr v. Grunnpipen führte die königl. Hoheiten über die Stufen, und diese legten die Finger auf das Evangelienbuch und auf die Joyeuse Entrée. Der Kanzler las aus einem andern Exemplar die Entrée mit lauter Stimme vor, und die Schwörenden sagten seine Worte nach. Dann folgte von beiden mit aufgehobenen Fingern der Eid, und nachher unter Trompeten- und Paukenschalle ein zum Himmel dringendes Vivat und Jubelgeschrei des unzählig versammelten Volkes aus allen Klassen und Ständen, welches dem Schörfer ohne Zweifel weit angenehmer und den Menschen weit erquickender war, als die sonstigen Vivatausrufungen bei Gelegenheit von tausend und abermal tausend erschossenen oder verstümmelten Mitmenschen! Als die glorwürdigste Maria Theresia — von der Friedrich II. in seinen hinterlassenen Schriften sagt: „Sie war eine Fürstin, welche mit der Schönheit und Anmuth des Weibes Geist und Talente eines großen Mannes verband" — die peinliche Frage oder Tortur abgeschafft wissen wollte, gab sie diesen Wunsch als Willensmeinung den Niederländern durch ihren Gouverneur zu erkennen. Dieser rufte die Stände zusammen, und diese vernahmen darüber die Ju-

stizstellen, bis auf die kleinsten Dorfrichter, welche ihre Meinung dafür und dawider frei und ungescheut schriftlich vortrugen. Dann wurde alles pro und contra von der obersten Justizbehörde reiflichst erwogen, nach dem Gewichte der Gründe, ein Schluß, der diesmal für die Abschaffung ausfiel, gefaßt, der erhabenen Fürstin zur Sanktionirung eingeschickt, und dann erst dieses neue Gesetz bekannt gemacht.

Hier auch ein Beispiel von der Art, Auflagen und Steuern einzuführen.

Als dieselbe große Frau ihre Regierung ganz von Feinden umringt, ohne Geld und ohne Armeen, unter den traurigsten Aussichten antrat, wandte sie sich an die Hungarn und an die Niederländer. Erstere zahlreicher als letztere, ergriffen die Waffen; letztere stellten zwar auch Krieger, gaben aber den Nervum rerum gerendarum, und besonders bellorum, Geld dazu, und zwar 80,000,000 *) Gulden, die sie dadurch klug und vernünftig, wie allezeit, einhoben, daß die Städte und Provinzen deren jede gewisse Einkünfte, Güter, Gründe u. s. w. hat, so weit ihr Vermögen zureichte, vorschossen, und der Ueberrest durch stufenweise Erhöhung des Zolls für Luxuswaaren einhoben. Mit den vorgeschossenen 80,000,000 Gulden machten die Niederländer der erhabenen Fürstin nach geendigtem Sukzessionskriege ein Geschenk.

Jeder neue Bedarf des Hofes mußte nach Ursache und Umfang besonders im pecuniairen Werth bekannt gemacht werden. Dann wurde deliberirt, und das Beschlossene pünktlich erfüllt, aber — nichts weiter. Eine Geschichte, die sich zu meiner Zeit ereignete, mag dies erläutern. Der dritte Stand wollte lange Zeit zu einem Anlehn seine Einwilligung nicht geben. Der alte Herzog Karl von Lothringen, Schwager der großen Theresia, eben so beliebt als sie bei den Niederländern, verstand die Kunst, sich mit ihnen zu benehmen, trefflich, und lauerte auf eine Gelegenheit, sie auch in diesem Punkte für sich zu gewinnen. Diese ergab sich, und ward folgendermaßen benützt. Ein auf dem großen Platz zu Brüssel wohnender Mindeghe, oder einer der ersten Bürger, verheurathete seine einzige Tochter, und gab dabei ein kleines Familienfest. Der Herzog, als er Abends hinter zwei Laufern mit brennenden Fackeln über den großen Platz fuhr, that, als wüßte er nichts von der Sache, ließ anhalten; schickte einen der Laufer in das mehr als gewöhnlich beleuchtete Haus des Bürgers, und ließ sich nach der Ursache dieser Illumination erkundigen. Alles ward erklärt, und er befahl endlich, nach einer Pause und scheinbarem Nachsinnen zum Hause hin zu fahren. Der Herzog, ein großer, wohlbeleibter, schon bejahrter Mann, überdieß noch durch eine vieljährige Wunde am einem Beine gehindert, konnte und wollte nur langsam aus dem Wagen steigen. Der Vater der Braut, die Braut, der Bräutigam und mehrere der nächsten Anverwandten kamen dem geliebten, aber unerwarteten Gaste entgegen, der sie ansprach und sagte: „Es schmerzt mich doch sehr, daß ich die Niederländer, die ich so sehr liebe und schätze, nicht so weit gewinnen kann, daß sie mich an ihren Familienfreuden mit Theil nehmen ließen. Sie freuen sich des Lebens im häuslichen Zirkel, und mich läßt man nach dem Theater fahren." Die Brautleute machten hierauf ihre Entschuldigung, und geleiteten den hohen Gast zur Versammlung. Der Herzog, wie gewöhnlich gütig, herablassend, leutselig, zeigte dennoch eine auffallend traurige Stimmung. Die Braut erhielt den Auftrag, nach der Ursache zu forschen. „Schönes Kind!" bekam sie zur Antwort, „ich bin eigentlich Theresiens erster Beamter hier. Als solcher bekomme ich eine Pille um die andere, wegen der noch nicht erfolgten Bewilligung des dritten Standes zum neuen Anlehen; wie kann ich da vergnügt seyn?" Euer königl. Hoheit, fiel der Braut-Vater ein, ich bin Mindeghe. Geben Sie uns die Ehre, auf das Wohl der Bürger von Brüssel ein Glas Burgunder mit uns zu trinken, und ich stehe Ihnen für die Einwilligung. Nur lassen Sie sich wohl und froh seyn bei uns." Das Glas Burgunder ward getrunken, und in einigen Tagen hatte der Herzog das Vergnügen, seiner Schwägerin zu melden, daß das Anlehen bewilligt sey. Auf die Stadt Antwerpen kamen davon in der Repartizion 150,000 fl. Die dortigen Bürger wurden versammelt, und als man ihnen deßhalb die Eröffnung machte, stand einer derselben auf und sagte: „Mein Herr Bürgermeister, warum lassen Sie uns wegen einer solchen Kleinigkeit hierher rufen und unsere kostbare Zeit versäumen? Der erste beste von uns steht für diesen kleinen Betrag, so wie ich auf der Stelle dafür bürge, und die Sache ist ohne weiteres abgethan."

Weil bei einer solchen konstitutionellen Regierung die Bürger entweder selbst schon Mitglieder, und zwar bedeutende Mitglieder der Gesetzgebung und der Steuerregulirung sind, oder es doch werden können, oder auch einen Bruder, Schwager, Vater, Sohn ꝛc. haben, die es ebenfalls sind, oder es zu werden hoffen können; so folgt hieraus von selbst, daß sich jedermann die nöthigen Kenntnisse zu einem so wichtigen Amte in Zeiten sammelt, und daß die Konstitution, so wie die Beschlüsse der Stände, geachtet, geschätzt und allgemein geliebt werden. Darum kann man den Niederländer überall angreifen, nur nicht an der Konstituzion; die vertheidigt er mit Leib, Leben, Gut und Blut. Und eben darum hörte man zu Zeiten der niederländischen

*) Sollte hier kein Schreibfehler obwalten?
D. H.

Unruhen so vieles abgeschmackte Zeug über die dortige Geistlichkeit; weil man nicht wußte, daß der dortige Lehrer Canonum van Espen den richtigen Grundsatz aufstellte: daß der Priester darum, weil er Priester ist, nicht aufhöre Staatsbürger zu seyn, folglich die nämlichen Pflichten und Verbindlichkeiten habe, wie die Laien.

Ein bei Hofe sehr bekannter Mann sagte mir: Kaiser Joseph habe bis an sein Ende immer und lebhaft bedauert, daß er nicht so lange leben könne, um seinen Völkern das ihnen zugedachte Glück zu verschaffen. Von einem so einsichtsvollen Monarchen ließ sich nichts anders erwarten, als daß dieses Glück in einer angemessenen Konstituzion bestanden hätte.

Wer gewohnt ist, die großen Begebenheiten im Zusammenhange zu betrachten und ihren Ursachen nachzuspüren, wird eingestehen: daß die französische Revolution und alles daraus erfolgte Unglück von Ludwig XIV. herrühre, der erst die Parlamente, unter welchen die vorigen Könige von Frankreich ihre Völker glücklich machten, um allen Einfluß brachte, dann mit freier Hand, durch Kriege und Ueppigkeit das Reich in eine Schuldenlast von 2000,000,000 livres stürzte, die sein Nachfolger, Ludwig XV., statt sie zu bezahlen, noch vermehrte, und Ludwig XVI. nicht mehr bezahlen konnte, und nur dies ungeheure Defizit in den Finanzen brachte eigentlich diesen unglücklichen Monarchen auf das Schaffot, das er nie bestieg, hätten die Parlamente ihr Ansehn, und damit die Ordnung der Dinge behauptet.

Belgium Austriacum, oder die österreichischen Niederlande waren ein Theil des alten Bataviens, von denen sich einige Provinzen, die nachher die Republik Holland ausmachten, darum trennten; weil ein Theil Messe hören, am Freitag und Samstag nur Fische speisen, und seine Vergehungen feierlich und ins Geheim einem Priester bekennen ꝛc. und der andere dieses alles nicht wollte. Hätte sich jeder Theil auf seine Weise ruhig und friedlich betragen, wie es in der Schweiz, in Frankfurt am Main, in Augsburg, in Siebenbürgen und in einem großen Theile Ungerns geschieht, so hätten die Niederlande einen der mächtigsten Staaten gebildet. Die getrennten Provinzen waren: das Herzogthum Brabant, Limburg, Lothier und Gelbern; die Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur, Luxemburg, das Marquisat Antwerpen und die sogenannte Herrschaft Mecheln. Die vorzüglichsten Städte waren: 1) Brüssel, mit dem Beinamen: die Vornehme, weil außer dem Gouverneur der Niederlande, dem Minister und den Präsidenten der Kollegien, der vorzüglichste Adel, z. B. die Herzöge von Ahremberg, Ursel u. s. w. die Fürsten Ligne, Gavre ꝛc. sich dort aufhielten. 2) Gent, die Große, eigentlich im Französischen Gand (Handschuh); daher sagte Karl V. von Gent, wo er geboren war, die Stadt sey so groß, daß er Paris in sein Gand (seinen Handschuh) ganz füglich bringen könnte. 3) Brügge oder Brügge die Alte, eine der ältesten Städte Europa's, in welcher der Orden des goldnen Vließes (Toison d'or) gestiftet und die ersten Souverainsd'or geschlagen wurden. 4) Löwen, die Gelehrte, wegen der dort befindlichen, ehemals zu Zeiten des Kanonisten Van Espen und anderer, sehr berühmten Universität. 5) Antwerpen, die Reiche, weil dort der Sitz der so bekannten Ostindischen Handelsgesellschaft war, in welcher man das Vermögen der Bürger nicht nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen berechnete. 6) Mecheln, die Niedliche, ein in der That allerliebstes Städtchen mit einem trefflichen Invalidenhause, einer Kanonengießerei, der Sitz des Niederländischen Erzbischoffs und Quasi Primas der dortigen Kirche, so wie des großen Revisionsraths in besonderen Prozessen. 7) Namur, die Feste, wegen des Bergschlosses, und 8) Luxemburg, eine der ersten Festungen Europens, welche der berühmte Marschall Vauban unter Ludwig XIV. angelegt, und deren unterirdische Werke sich auf ¾ Stunden ausdehnen. 9) Mons (Bergen), bekannt wegen des Chapitre St. Wodru, des ersten adelichen Damenstifts, in welchem nur Herzogs- und Fürstentöchter, wenn sie 16 Ahnen erproben konnten, zur Erziehung aufgenommen wurden, doch mit der Freiheit, auszutreten und zu heurathen. 10) Ostende, wegen ihres großen und 11) Neuport, wegen ihres kleinen Seehafens bekannt.

Kleinere Städte sind: Bilverde, Gemappe, Ruremonde, Limburg, Verviers, Herve, Ypres, Furnes, Courtrai, Menin, Most, Audenarde, Blankenberg, Termonde, Ath, Enghien, Lieuze, Braine-le compte, Halle, Quievrain, St. Ghilain, Soignies, Chimay, Binche, Charleroi, Jodigne, Tournay, Turcoing, nebst einer Menge Bourgs oder Marktflecken die in einem andern Lande ebenfalls für kleine Städte gelten würden. Man kann das ganze Land der Länge und der Breite nach und über die Quere durchreisen, und immer in einer andern Stadt zu Mittage speisen, und in einer dritten sich zu Bette legen.

Das Klima ist gemäßigt, mehr feucht als trocken, mehr kühl als warm. Der Winter fängt mit Schneeflocken, die aber selten lange liegen bleiben, und mit eben so wenig dauerndem Eise, um heil. 3 Könige an, und währt bis Lichtmesse. Im Hornung regnet es, im März kommen Ost- und Nordwinde, im April stellen sich kalte, im Mai ziemlich warme Regen ein, im Juni und Juli fängt es an warm zu werden. Die Wärme, selten Hitze, dauert bis August fort, und wird nur manchmal durch mäßige Ungewitter unterbrochen; im September und Oktober sind meistens schöne, angenehme

Herbsttage, der November und Dezember zeichnet sich gewöhnlich durch viele anhaltende Regen aus; und so ist es gar nichts seltenes, auch um Weihnachten Felder und Wiesen noch grün zu sehen.

Der Boden besteht fast durchaus nur aus einem elenden gelben Sande, den man in jeder andern Gegend zu nichts anderm, als zu Streusand in den Schreibstuben, und zu Sanduhren würde zu brauchen wissen, den aber der *Labor improbus* und der eigenthümliche Charakter der Niederländer zu dem höchsten Grade der Kultur zu bringen gewußt hat.

Gärtnerei und Feldbau ist die Unterhaltung der Niederländer schon als Knaben, die Beschäftigung der Männer, und die Freude der Alten. Arbeitsam, mäßig bei jeder Art des Genusses, sich mehr von Gemüsen, Butter, Käse, Fluß- und Meerfischen, Bier und Thee, als von Fleische und hitzigen Getränken nährend; bedachtsam, ruhig, friedlich, die gesunde gerade Menschenvernunft mehr als Witzeleien und Spitzfindigkeiten liebend; ehrlich, redlich, in der Freundschaft durch die vielen Fremden aller angrenzenden Länder vorsichtig gemacht, aber unerschütterlich und treu, wem sie einmal die Hand der Freundschaft geschenkt; ihr Vaterland und ihre Konstituzion über alles liebend, theilen sie ihre Zeit zwischen Handel und Feldbau.

Die Sprache. Ihre Sprache ist eigentlich die nieder- oder plattdeutsche, die sich hier als Volkssprache zum Französischen, ungefähr so, wie in Mähren oder Böhmen das Slawische zum Deutschen verhält. Wie man hier unter den Gebildeteren deutsch, so spricht man in den Niederlanden französisch, blos mit Ausnahme des Hennegauischen und Luxemburgischen. Im erstern, welches an Frankreich näher grenzt, spricht, denkt und handelt man mehr französisch, im zweiten, mehr gegen Deutschland gelegen, spricht, denkt und handelt man mehr deutsch.

Die Religion der Niederländer.

In den Niederlanden herrscht ausschließend die, ich möchte sagen nicht römisch- sondern Niederländisch-katholische Religion. Es ist dort eine Art von Patriarch oder Primas, oder Hierarch, in der Person des Erzbischofs von Mecheln, der da in Spiritualibus eben das ist, was der Pabst, um den sich die Niederländer wenig bekümmern, in Rom ist.

Die Niederländer beobachten das Wesentliche der Religion genau, gehen aber desto gleichgültiger über die Formen hinaus. So z. B. sind Skapuliere tragen, Rosenkränze beten, sich mit Weihwasser besprengen, Palmenkätzchen, oder Lukaszettel verschlucken, Lorettohäuschen tragen, zu Mittags und Abends zum Gebete läuten u. dgl. dort unbekannte, oder doch wenigstens nicht sehr gebräuchliche Dinge. Sie gehen am Sonntage und an den dort nicht sehr häufigen Feiertagen in die, mit wenig Putz, aber mit herrlichen Gemälden von Rubens, Van Dyk und andern berühmten Meistern der niederländischen Schule mit kostbaren, goldenen und silbernen Gefäßen geschmückten, erhaben und trefflich gebauten Kirchen, hören dort mit Andacht die Messe und Predigt, gehen ein oder zweimal im Jahre beichten, halten in den gebotenen Fasttagen die 40tägigen und die Quatemberfasten, genießen weder Fleisch noch Eier, Butter und Milch, eine Enthaltsamkeit, die ihnen durch den Ueberfluß an Meerfischen, Meerkrebsen, kostbaren aromatischen Gemüsen und Früchten sehr erleichtert wird. Sie disputiren nie über Religionsgegenstände, sondern begnügen sich nach der ihrigen zu leben, und sind zufrieden, sich von der spanischen Inquisizion, die ihnen der verhaßte Herzog von Alba aufdringen wollte, befreit zu haben. Was man also vom Aberglauben, Migotismus und Fanatismus der Niederländer in den Tag hinein erzählte, als die Revolution ausbrach, war eitel Lüge, und rührte blos daher, weil die niederländische Geistlichkeit eben so gut, wie oben schon erwähnt wurde, ihre Freiheit und Konstituzion pro aris et focis mit Gut und Blut, und von ganzer Seele bis auf den letzten Hauch zu vertheidigen sich verbunden glaubte, als jeder Laie.

Der Handel.

Zu diesem haben die Niederländer die vortheilhafteste Lage. Aber diese würde ohne den eisernen Fleiß, ohne die ausharrende Betriebsamkeit der Einwohner, bei einem undankbaren Boden sie nicht zu dem gemacht haben, was sie sind. Jetzt ist es freilich so angenehm als bequem, wenn man in Brüssel zum Beispiel beim Erwachen des Morgens sich fragen kann: auf welchem fremden Boden möchte ich heute Abend nach geendigter Luftfahrt schlafen? Auf deutschem, holländischem, französischem oder englischem? Denn im Sommer und bei gutem Winde kann man mit dem sogenannten Paquetboot, durch welches Briefe und kleine Lasten versendet werden, über Ostende in 6, 8 bis höchstens 12 Stunden in der Themse landen, und in der Mitte London seyn. In 6 bis 8 Stunden kann man auf deutschen, holländischen und französischen Boden kommen. Man mag die Niederlande betreten, von welcher Seite man will, so findet man sowohl gerade, als sich durchkreuzende, zwei Wagen breite chaussirte Straßen, und links und rechts einen Wagen breite ungepflasterte Sommer- oder Erdwege, welche durchaus mit doppelten, oft dreifachen, hohen Alleen besetzt sind. Außerdem wird das Verkehr außerordentlich durch mehrere Kanäle erleichtert, von welchen der von Brüssel über Mecheln, Löwen, Antwerpen nach Gent, Brügge bis in die Schelde, und mittelst dieser bei Ostende bis

en das Meer führende der vorzüglichste ist, und mit Recht die Bewunderung aller Ausländer erregt. Um den Boden, oder Sand vielmehr, zur Fruchtbarkeit zu zwingen und dabei zu erhalten, wird zu Brüssel z. B. sorgfältig aller Unrath, alles Kehricht aus den Häusern, jeden Mittwoch und Sonnabend in die Mitte der Straßen gebracht, und dort von eigenen Leuten, die mit einem dazu eingerichteten Wagen, vor dem ein Pferd mit einer Schelle gespannt ist, herumfahren, weg und zwischen dem flanderschen und dem französischen Stadtthore, außerhalb der Stadt, auf einen großen freien Platz geschafft, und dort mit den Unreinigkeiten der Abtritte vermengt. Dort setzt man erst das Ganze den Einwirkungen der Luft und der Sonne aus, breitet es dann auf die Felder, ja versieht damit in kompletten Schiffsladungen ganz Holland gegen schweres Geld, mittelst der Kanäle zu Schiffe. Der Unternehmer dieses Düngermagazins zahlte der Stadt Brüssel, blos für das Privilegium, in der Stadt herumfahren zu dürfen, jährlich sechs und dreißigtausend Gulden, und gewann doch so viel dabei, daß ihm, nach Abzug seiner Unkosten an Pferden, Leuten, Wagen ꝛc. noch so viel blieb, daß er und seine Frau, jedes eine besondere Equipage und ein großes Haus machen konnten, das allgemein berühmt war.

Diese natürliche, aber durch Fleiß mittelst der herrlichen Straßen und Kanäle, durch Industrie erst benützte und verbesserte Lage der Niederlande sichert ihnen nicht nur einen sehr starken Transitohandel, sondern verschafft ihnen auch einen außerordentlichen Aktivhandel mit eigenen Produkten und Manufakturwaaren. Dahin gehören alle Gattungen Getreide, Schiffsbauholz, Flachs, die, unter dem Namen holländische (aber nur in Holland gebleichte und in den Niederlanden verfertigte) Leinwand, Tücher, Kamelotze, Tapeten, Meerfische, Austern, Muscheln ꝛc., die von Moskau und Petersburg bis Kadix und Lissabon, von Neapel bis Amsterdam, schon durch Jahrhunderte bekannte, zu profanen und religiösen Verzierungen an den Altären und Höfen als eine Hauptzierde gesuchten Niederländer und Brüßler Spitzen, von denen man behauptet, daß sie, ich weiß eigentlich und bestimmt nicht, warum? nirgends nachgemacht werden können*), müssen dem Lande schon Millionen und Millionen eingetragen haben. Gegen diese erheblichen Erzeugnisse und Produkte, die ausgeführt werden, beziehen die Niederländer fast nichts weiter von den Ausländern, als Seide und Wein, der noch dazu sehr mäßig getrunken wird, und des Klima's wegen mäßig getrunken werden muß.

*) Dies dürfte doch der Fall in Wien seyn?
D. H.

Daher nennt der Verfasser der herrlichen Briefe eines reisenden Chinesers mit Recht die Niederlande „den Fleischtopf des Hauses Oesterreich, mit dem dieses nichts anders zu thun hätte, als von Zeit zu Zeit das Fett abzuschöpfen.“ Andere Sachkundige nannten die Niederlande die Schatulle des Hauses Oesterreich. Da ich in Brüssel wohnend viele Geldversendungen hatte, so weiß ich, was es mich jedesmal für Gänge und Mühe kostete, um nur einige hundert Gulden nach Oesterreich zu disponiren; weil mir alle Banquiers sagten: „herein wollten sie gern so viel kommen lassen, als mir beliebt, aber hinaus nicht; weil sie schon so viel auswärts stehen haben, daß sie kaum hoffen können, es jemals einzukassiren.“ Wir wissen ja, daß die Souverains d'or, die Kronenthaler, die Dukatons (alles Niederländer Geld und Gepräge) bei uns Kurs, und zwar einen höhern Kurs, als in den Niederlanden selbst hatten; dagegen unsere Dukaten, Konventionsthaler, Gulden und Zwanziger dort nicht einmal in Kurs waren, sondern nur allenfalls bei der Kriegskasse, bei Offizieren, Reisenden, Wirthen an der deutschen Straße verwechselt und vertauscht wurden.

Der Kornhandel ist einer der ergiebigsten, weil dort nie ein Feld brach liegt, wie hier. Die Erde muß jedes Jahr, so wie der Mensch jeden Tag arbeiten, ja doppelte Erndten liefern. So wie die Hauptfrucht eingeerndtet worden, werden sogleich noch in demselben Jahre Gemüse, Rüben, Kraut, Kohl ꝛc. gepflanzt und gebaut.

Aber derselben Sorgfalt und rastlosen Thätigkeit freut sich der Handel. Man betrachte nur die prächtige Waarenniederlage am Kanal zu Brüssel, in welcher für ein paar hundert Millionen trocken liegen, und überpackt werden können; die Warte am Hafen zu Ostende, wo die ganze Nacht ein großes helles Feuer als Signal für die Seefahrer unterhalten wird.

Die Kriegsmacht der Niederländer.

In Friedenszeiten stellten, kleideten, bewaffneten und bezahlten die Niederländer 30,000 Mann, und vermehrten diese Zahl im Kriege bis auf 70,000 Mann. Das Haus Oesterreich konnte diese Truppen nicht nur zur Schützung der Niederlande, sondern überall gebrauchen, wo es sie nöthig hatte. Zu meiner Zeit waren nur 5 Infanterie und 1 Kavallerieregiment dort, die sogenannten Wallonischen Regimenter, Murrai, Clairfait, Kaunitz, Ligne und Viersets dann das in der Geschichte so rühmlichst ausgezeichnete Dragonerregiment Saint-Ignon. Diese Regimenter zusammen machten freilich keine 30,000 aus. Aber da man zu ihrer Unterhaltung ein Pauschquantum nach ziemlich hohem Anschlag erhielt; so bestritt man die Auslage dieser Regimenter, und ließ das Superplus, so wie die überzählige Mannschaft nach Deutschland kommen,

Daher konnte z. B. das in sich deutsche Regiment Preiß im ersten französischen Kriege vom Obristen bis zum Tambour hinab fünfmal von lauter Niederländern erneuert werden.

Sie hatten ihre eignen Stückgießereien zu Mecheln, ihr Hauptinvalidenhaus eben da, und Filiale zu Nieport und Ruremonde; ihre Oekonomiekommission zu Gent, und für ihre Soldatenkinder ein wohleingerichtetes Erziehungshaus zu Antwerpen, eine Genie- und Ingenieurschule zu Brüssel. Obgleich, wie überall, Ackerbau und Handel den Niederländer weit mehr anziehn, wie die Waffen; so wird er doch ein tapfrer Krieger, wenn er sich einmal entschlossen hat, sie zu ergreifen, und dieser Entschluß ist hier ganz freiwillig. Ausgehoben und nach libitum gestellt konnte dort Niemand werden. Die Werber bekamen für jeden Kopf, den sie zum Kommissariat bringen (wo jeder eigends befragt wird, ob er freiwillig gehe?) 18 fl. Handgeld, die er mit dem Angeworbenen nach Uebereinkunft theilt und vertrinkt. Und eben dieses freiwillige Anwerben auf 6 Jahre Kapitulation hat die doppelte gute Folge, daß bei einem deutschen Regimente immer Monat für Monat 15, 20 bis 30 Deserteurs, bei einem niederländischen Regiment aber nur 1, 2 bis 3, und die noch Ausländer, vorkamen.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Berény im Békescher Comitat.

(Fortsetzung N. 19.)

Die noch jungen grünen Saamenkapseln werden bei uns häufig, wie die Gurken, in Essig eingesäuert, als magenstärkendes, die Verdauung beförderndes Mittel, als Surrogat der Gurken genossen, und entweder in besondere Fäßchen oder zwischen die Gurken eingelegt, die davon einen schärfern, gewürzigten Geschmack bekommen. So ist auch gestoßner Paprika, in Wein oder Branntwein, bei dem gemeinen Manne eine anerkannte Panacee bei allen Magen- und Fieberübeln, die freilich, wie oft geschieht, bei Entzündungen und hitzigen, gallichten Krankheiten so schädlich als Gift wirket.

d) So essen wir auch die nach Bechstein für giftig erklärten Früchte der Liebes-, bei uns Paradeisäpfel (Solanum Lycopersicum Lin. ungr. Paradicsom alma) ohne Furcht, und sie schmecken uns, wie die Gurken eingesäuert, oder, welches noch gewöhnlicher ist, in Saucen und Brühen vortreflich, da man sie in einem großen Theile von Deutschland blos zur Zierde in Gartentöpfen hält. Was doch die Bücherschreiber nicht alles von ausländisch gewesenen, nun aber einheimisch gewordenen Gewächsen träumen! — Auch die noch nicht reifen abgepflückten Früchte werden im Liegen roth.

e) Der wilde Spargel, der in unsern Brachfeldern so häufig wächst, ist zwar nicht so dick, als der im Garten mit so großer Mühe gepflegte, aber dennoch in rechter Zeit abgebrochen und gehörig zubereitet, eben so delikat zum Essen.

f) An Champignons und Nägelschwämmen fehlt es uns im regnerischen Sommer auch nicht; man sucht sie am sichersten auf den Triften, wo das Hornvieh gemistet hat. Erstere werden vom gemeinen Manne nur blos in heißer Asche gebraten gern gegessen; die letztern gebraucht man zu Saucen.

g) Die weißen runden Rüben (Brassica rapa Lin.) gerathen hier, aller gemachten Versuche ungeachtet, in dem festen thonichten Boden nicht; sie wollen ein lockeres, kiesiges oder sandiges Erdreich haben; bei uns arten sie in knotige Wurzeln aus, wie die Steckrüben, die hier für Menschen und Vieh in Menge gebaut werden.

h) Die Schwarzwurz (Symphitum officinale Lin. ungr. Fekete nadály) gebrauchen unsre ungrischen und slavischen Mädchen statt der Färbekugeln zum Anstriche, welcher hier unter den ledigen Schönen bei den genannten Nationen schon längst zur Mode geworden ist. Ob sie Gummilack oder etwas andres zur Bereitung der Farbe gebrauchen, weiß ich nicht.

i) Das wilde Löffelkraut (Cochlearia Draba Lin. ungr. Borsika-fü) hat wohl die Natur nicht umsonst in so ungeheurer Menge in diese Gegend verpflanzt, da der Skorbut hier so häufig und oft tödtend grassirt, und es kein besseres Antidotum gegen diese Krankheit giebt, wie der hiesige Herr Comitatsphysikus Samuel von Riegler, und sein Gehülfe Herr Comitatsphysikus Johann von Beyschlag in Fällen, wo diese Krankheiten epidemisch wurden, mit dem glücklichsten Erfolge es erfuhren. Sie gaben das Kraut den Kranken roh, mit Essig als Sallat, dürre in Bier gekocht, und als Gemüse in Menge zu essen, und spürten die treflichsten Wirkungen davon.

k) Aus den Blättern des Beifußes (Artemisia vulgaris Lin. ungr. Fekete Uiröm) machen sich unsre Leute einen leicht entzündbaren Feuerschwamm (in der Landessprache Tapló genannt), dessen einfache Zubereitungsart folgende ist: Die grünen Blätter werden entweder an der Sonne oder im Backofen gedörrt, das Gedörrte ballenweisse zwischen den hohlen Händen so lange gerieben, bis die Blättermasse sich von den feinen Blattrippen losschält, und als Staub wegfällt; das übriggebliebene zarte und wollige Faserwerk giebt dann, mit zerdrückter Kohle abgerieben, den leicht fangenden Zun-

der. Man gebraucht auch die Blätter von andern breitblättrigen Pflanzen, als der Potentilla, Tussilago etc. Auch die Distelwolle, Wolle von Schilfrohr, wird auf ähnliche Art zubereitet, und der Zunder Páka-Taplo genannt, welcher leicht fängt, aber einen unangenehmen brenzlichten Geruch hat.

l) Die Kichern (Lathyrus sativus Lin. slav. Cicor, ungr. vadbore) wird hier statt der Erbsen zum Gemüse gebraucht. Das Gute dabei ist, daß keine curculiones hinein kommen. Doch sind sie hart zu kochen. Man muß die eckigen Körner erst einige Stunden vor dem Kochen im Wasser einweichen, wenn sie sich weich sieden sollen. Zerschroten lassen sie sich lange aufheben und zu Brei kochen, die andern Erbsenarten sind wegen der Rüsselkäfer nicht lange aufzuheben.

§. 7.

An Kunstprodukten kann es in einer Ortschaft, deren Einwohner ausschließlich vom Ackerbaue leben, wenig Bedeutendes geben, wenn man die Arbeiten der Professionisten ausnimmt, die über die täglichen Bedürfnisse nicht hinausreichen. Indessen verdienen doch einige dieser Handwerke Erwähnung, wie z. B.

1) Das Brodbacken. Wiewohl auf den hiesigen Mühlen (eine einzige herrschaftliche Beutelmühle ausgenommen), die Frucht nur flach gemahlen, und das Mehl zu Hause erst, vermittelst der Handsiebe von verschiedener Feinheit, in Mundmehl, Semmel- und Brodmehl abgesondert werden muß; so ißt man hier doch im Durchschnitte ein schönes und sehr schmackhaftes Brod. Besonders hält der Ungar viel auf ein weißes, hohes und elastisches Brod, und die ungrischen Hausmütter sind unstreitig Meisterinnen im Brodbacken. Ihre Laibe sind gewöhnlich 10 bis 12pfündig, und eine Preßburger Metze giebt solcher Laibe 6 bis 8, je nachdem das Mehl gerathen ist. Man bedient sich aber, um den Brodteig in Gährung zu bringen, dabei nicht des gewöhnlichen Sauerteigs, wie bei den Deutschen üblich ist, sondern eines eigenen dazu bereiteten süßern Ferments oder Gährungsmittels (Dampfel) aus Kleien. Die Bereitungsart dieses Kleienferments (oder ungrischen Sauerteigs) ist sehr einfach und leicht, wie folget: Man nimmt, je nachdem man einen größern oder kleinern Vorrath davon für den Hausbedarf für ein halbes oder ganzes Jahr aufbewahren will, zwei gute hohle Hände voll Hopfen; eben so viel von den äußersten dünnen Schalen der Zwiebeln, oder einige zerschnittene Zwiebeln ganz, und eine Handvoll reingewaschenen Hafer, kocht und rührt diese Ingredienzen recht durch einander, und schüttet das ganze gekochte Gemengsel siedheiß über die zum Ferment bestimmte Kleie, oder brüht die Kleie damit ab. Doch kann Hopfen, Zwiebel und der Hafer, oder eines und das andere davon auch im Nothfalle ganz wegbleiben, und die Kleie mit bloßem siedenden Wasser abgebrüht werden, wiewohl der Hopfen die süße Gährung befördert, und die beiden andern den Geschmack angenehmer machen. Nach einiger Abkühlung der so abgebrühten Kleie nimmt man ein vom Backen übrig gebliebenes Stück Brodteig, ohngefähr zwei Fäuste groß, und knetet ihn noch ganz frisch unter die so abgebrühte Kleie. Die ganze recht durchgearbeitete Masse läßt man dann einige Stundenlang gähren, bis zur Gährungsreife, die sich durch Erhitzung der Masse und einen angenehmen süßsäuerlichen Geruch anzeigt. Dann wird die Masse in kleine Brocken zerstückelt, dünne auf ein Tuch ausgebreitet, und im Schatten so lange an der freien Luft getrocknet, bis diese Kleienbröckeln, steinhart und ganz trocken werden. So hebt man sie dann in einem Korbe oder in Säckchen an einem trockaen luftigen Orte auf, wo sie nicht schimmeln können. Doch braucht man die Gährung der Masse auch nicht nothwendig abzuwarten, sondern kann sie auch ganz frisch zerbrocken, und gleich auf jetzt gezeigte Art trocknen, welches einige noch für besser halten; indem sich der darin enthaltene Gährungsstoff beim Gebrauche selbst dann stärker mit einemmale entwickelt.

(Fortsetzung folgt.

Sinn- und Sylbenräthsel.

1.

Ich bedecke mit der reichsten Schöne
Die im Lenze neubegrünte Flur,
Mit dem Schmuck der holden Farben kröne
Ich den Reiz der blühenden Natur.
In der Vorwelt frommen Glauben
Strahlte ich in einer Gottheit Licht;
Aber willst du meinen Fuß mir rauben,
Dann umhüll' ich manches Angesicht.

F. v. M.

2.

Ich schwebe munter durch die Lüfte
Geschwätzig nennt man mich in einem Sinn; allein
Im andern deck' ich mit der Macht der Grüfte
Den Unglückseligen im hellen Sonnenschein.

F. v. M.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 22. Mai.

Das Marienbild von Culm bei Karlsbad.

Ballade.

Aus der schwarzen Wolken Nebelhülle
Trat der Mond im bleichen Glanz hervor,
In des Abends ahndungsvoller Stille
Schwieg der Waldgesänge muntres Chor;
Lange war die Sonne schon gesunken
An der Hochgebirge blauem Rand,
Nur ihr letzter matter Funken
Noch am fernen Horizonte stand.

Horch! da tönt der Hufschlag muth'ger Rappen,
Helme blitzen durch die düstre Au,
Und es naht mit seinem Knappen
Ritter Heinrich sich, von Falkenau.
Dort verweilten lange sie als Gäste,
Spät erst hatten sie sich aufgemacht,
Zu erreichen ihre Feste,
Eh' der Abend weicht der Mitternacht.

Sieh, da glänzt von weitem die Kapelle
Schaurig ernst vor ihrem Blick,
Und des Mondes zweifelhafte Helle
Wirft das dunkle Fensterglas zurück:
Still und ehrfurchtsvoll erbebend
Nahn sie langsam sich dem Heiligthum,
Das, im Schoos des Waldes sich erhebend,
Hier verkündigte der Jungfrau Ruhm.

Immer näher glänzt der Schimmer
Durch des hohlen Weges enge Schlucht;
Lang' schon, spricht der Ritter, hab' ich nimmer
Dies entlegne Heiligthum besucht;
Lang' schon beugt' ich vor dem Gnadenbilde,
Nimmer dankend, meine Knie,
Welches Gott zum Schutz, zum mächt'gen Schilde
Diesen Gegenden verlieh.

Edler Herr! was wollt Ihr wagen?
Spricht der bange Diener furchterfüllt;
Kennt Ihr nicht die schauerlichen Sagen
Von dem Walde hier, bei diesem Bild?
Mord und Raub umlauern diese Stäte,
Und Verderben selbst dem Frommen droht,
Der im eifrigsten Gebete
Nicht so früh erwartete den Tod.

Tausende, die diesen Wald betreten,
Färbten ihn mit ihrem Blut;
Knieend, doch vergebens, flehten
Sie um ihres Lebens einz'ges Gut.
Unerhört verhallte ihre Stimme,
Und zu der Verwesung dunklen Ort
Riß mit fürchterlichem Grimme
Sie die Mordlust der Barbaren fort.

Was du sagest, kann mich nicht erschüttern,
Spricht der Ritter; längst war mir's bekannt.
Sollte ich vor Räubern zittern,
Der in Schlachten nimmer Furcht empfand?
Wer Gefahren zu entgehen trachtet,
Ist des Unterganges werth;
Aber mich, der muthig sie verachtet,
Schützet Gott und mein geprüftes Schwerd.

Und so naht er der Kapelle
Auf des Waldes eisbedeckter Bahn,
Und vor ihrer dunklen Schwelle
Hält er seinen muth'gen Rappen an.
Vor dem Thron der ew'gen Milde,
Vor der hohen Himmelskönigin
Wundervollen Gnadenbilde
Neigt er betend sich im Staube hin.

Als er sich erhebt beseelet
Seinen Busen sichre Ruh,
Und mit neuem Muth gestählet
Eilt er seiner Veste zu.
Dort erwartete schon lange
Ihres Vaters Gegenwart
Seine Tochter, die besorgt und bange
Seiner frohen Rückkunft harrt.

Jubelnd eilt sie ihm entgegen,
Da der Rosse Eisenhuf erschallt;

Denn schon sandte sie auf allen Wegen
Treue Diener durch den Wald.
Auf des Hochgebirges fernen Hügeln
Heulte schon der Nordwind fürchterlich,
Und der Sturm mit seinen schwarzen Flügeln
Schüttelte ein Schneegewölk von sich.

In des theuren Kindes Armen
Fühlt' der Ritter süße Vaterlust,
Fühlt sein Herz von Freudigkeit erwarmen,
Drücket dankend sie an seine Brust;
Aber mit des Unmuths düstrer Strenge
Hebt er plötzlich sich empor,
Und aus seiner Diener Menge
Ruft er den Begleiter vor.

Bang' und zitternd trat der bleiche
Jüngling vor des Herrschers strengen Blick,
Mit dem Antlitz einer Leiche
Bebt er vor dem Fragenden zurück.
Warum säumst du mir zurückzugeben
Jenes Spielbret, spricht er ernst und laut,
Das in Falkenau ich eben
Bei der Rückkehr heut dir anvertraut?

Herr! versetzt der Knecht mit Zagen,
Was mit diesem Spielbret ist geschehn
Weiß ich wahrlich nicht zu sagen,
Noch vor kurzem hab' ich es gesehn;
Noch entsinn' ich mich der Stelle,
Als ich heute mich mit euch befand,
In Mariens Waldkapelle
Hielt ich's noch in meiner Hand.

Zorn erglüht auf des Gebieters Wangen
Aus den Augen flammt des Blitzes Strahl —
So befriedigtest du mein Verlangen,
Als ich sorgend es dir anempfahl?
Dieses theure Spielbret, das erst heute
Mir der Graf in Falkenau geliehn,
Wird der ersten Pilger leichte Beute,
Die vorbei an der Kapelle ziehn.

Kostbar ist dies Bret! aus edlen Steinen
Glänzt der Felder bunte Pracht hervor;
Sollte ich mit Schmach bedeckt erscheinen,
Weil mein träger Diener es verlor?
Darum waffne dich, und sonder Weile,
Such' es dort im Wald mit scharfem Blick;
Bringe heute noch in schneller Eile
Das verlorne Kleinod mir zurück.

Zu des strengen Ritters Füssen
Sinkt der Knappe flehend hin;
Doch vergebens seine Thränen fließen,
Eisenhart ist des Gebieters Sinn.
Schäme, ruft er, dich der feigen Zähre,
Die entehrt des tapfern Mannes Schild;
Geh, ich schwör's bei Gott und meiner Ehre,
Mein Gebot wird heut von dir erfüllt!

Aber mit bescheidner Bitte
Sich die sanfte Tochter flehend naht:
Vater, wenn's doch heut' noch Aufschub litte,
Wer, wer zieht wohl heute diesen Pfad?
Laßt ihn, Eure Worte zu erfüllen,
Nur bis morgen früh die kurze Zeit;
Hört ihr nicht des Sturmes lautes Brüllen,
Der den Wald mit dichtem Schnee bestreut?

Nimmermehr! versetzt der Alte,
Diesen Augenblick noch soll er gehn;
Was ich einmal schwur, das halte
Ich, und sollt' auch alles untergehn.
Wag' es nie, dich meinem Blick zu zeigen,
Spricht er donnernd, eh' du es vollbracht;
Und, als des Gehorsams gült'gen Zeugen,
Jenes Spielbret mir zurückgebracht.

Stürmisch wendete er sich von hinnen,
Und verschließt sich in sein Schlafgemach;
Doch mit bang umflorten Sinnen
Hörte nur der Jüngling, was er sprach.
Und des Schmerzes Bläße deckte
Seiner Wangen holdes Rosenlicht;
Aber bald, von mildem Trost erwecket,
Er zu der gerührten Jungfrau spricht:

Mich erschreckt nicht das Verderben,
Das im Schoos des Waldes meiner harrt;
In der Pflicht des Dieners sterben,
Ist das Loos, das mir vom Himmel ward.
Doch von meinem unglücklichen Leben
Hänget das Geschick der Meinen ab:
Wann ich mich im Tod dahin gegeben,
Reißt der Mangel bald auch sie ins Grab.

Euch, die gleich dem Muttergottesbilde
Wandelt auf des Wohlthuns edler Bahn,
Euren zarten Sinn und Eure Milde
Fleh' auch ich, der Sterbende, noch an;
Sorgt für sie, wenn von des Räubers Schwerdte
Dieser Leib entseelt zu Boden sinkt,
Wenn mich schon der kalte Schoos der Erde
In die Arme der Verwesung schlingt.

Nein, du wirst, du sollst nicht untergehen!
Spricht zu ihm die sanfte Trösterin:
Keine Thräne und kein Flehen
Beugte heute zwar des Vaters Sinn;
Doch die Hoffnung winket dir entgegen,
Wie so oft sie der Bedrängte fand,
Und auf wundervollen Wegen
Hat die Gott den Retter zugesandt.

Darum laß die bangen Sorgen schwinden,
Morgen, bei der Sonne ersten Strahl,
Wirst du das Verlorne wiederfinden,
Wann du still betrittst den Ritterſal.
Frage nicht, durch weſſen Hände
Gott die Rettung dir verleiht;
Erſt an deiner Sorgen frohem Ende
Zeigt ſich ſeiner Weisheit Herrlichkeit.

Dieſes ſprechend iſt ſie ihm entſchwunden;
Ihres Mitleids heiliger Erguß
Regte ſtärker, als ſie je empfunden,
In ihr auf den muthigſten Entſchluß.
Hin zur Waldkapelle muß ich eilen!
Ruft ſie aus in edler Gluth;
Stürmt ihr Winde, euer leeres Heulen
Beuget nimmer meinen Muth.

Mich erſchrecket nicht des Sturmes Brauſen,
Der den Wald gebieteriſch durchſauſt;
Nicht der Mitternacht geheimes Grauſen,
Wo das bebende Entſetzen hauſt.
Den verlaßnen Jüngling zu beſchützen
Eil' ich, hehre Jungfrau, hin zu dir;
Meine Schwachheit wirſt du unterſtützen,
Gott und ſeine Engel ſind mit mir.

Wer entſchloſſen will, der zögert nimmer;
Und mit heldenkühner Feſtigkeit
Macht ſie bei der Lampe bleichen Schimmer
Sich zu ihrem ernſten Gang bereit.
Aus der Veſte hochgewölbten Hallen
Tritt ſie in das dunkle Thal hinaus,
Ihren düſtern Pfad zu wallen
Zu Mariens Gotteshaus.

Von des Schloſſes altergrauen Thurme
Tönte bang die Mitternacht herab;
Knarrend flog der Wetterhahn im Sturme
Um den blanken Eiſenſtab.
Aus dem nahen Waldgebirg gezogen
Sauſte fürchterlich der Sturm daher,
Graue Schneegewölke flogen
Aufgejagt im Wirbel vor ihm her.

Borreas durchwühlt der Tannen Wipfel;
Durch des Nebels Flor
Ragt des Hochgebirges Gipfel
Aus dem Horizont empor;
Und der Dämm'rung ſchwarze Hülle wallte
Ewig wechſelnd, wie ein Wolkenmeer,
Dumpfer Glockenklang erſchallte
Aus den Dörfern rings umher.

Zu der väterlichen Veſte Zinnen
Schaute noch die Scheidende zurück;
Doch, das Werk der Rettung zu beginnen,
Wendet bald ſie muthig ihren Blick.
Bald in Dunkelheit verſchwindet
Ihr des Schloſſes moosbedeckter Thurm,
Und verlaſſen und allein befindet
Sie ſich jetzt im fürchterlichen Sturm.

Von dem ſchmalen Pfad geleitet
Naht die Heldin ſich den eis'gen Höh'n,
Wo die wilde Schaar der Winde ſtreitet,
Und zum Himmel Schneegeſtöber wehn.
Düſter ſchattet ihr der Wald entgegen,
Fürchterlich erſcheint ihr ſeine Nacht,
Und aus ſeinen dunklen Wegen
Rauſchet es hervor mit Rieſenmacht.

In des bleichen Mondes matten Schimmer
Tritt ſie kühn die finſtre Wandrung an;
Einer tauſendjähr'gen Eiche Trümmer
Sperren plötzlich ihr die enge Bahn.
Ueber ihrem Haupte brauſt es grimmig,
Wie ein wild empörtes Meer;
Und die Wuth des Nordens tauſendſtimmig
Heulte aus dem Forſte um ſie her.

Schaudernd ſieht ſie dieſe grauſe Stelle,
Dringt durch jegliche Gefahr;
Sieh, da ſtellt ſich plötzlich die Kapelle
Ihr in dunkler Haſelſtaude dar.
In des Tannenwalds geheimſter Dichte
Frommer Ehrfurcht Schauer ſie erfüllt,
Als im bleichen Mondeslichte
Ihr entgegen ſtrahlt Mariens Bild.

Und ſie kniet mit frommen Beben
Vor der Himmelskönigin Altar,
Bringt ihr, was ſie jetzt vermag zu geben,
Ihres Dankes reines Opfer dar.
Und ſie glaubt mit neuem Lichte
Lieblicher umſtrahlt zu ſeyn:
Auf Mariens Angeſichte
Lächelte der Gnade holder Schein.

Ihrer Wandrung Abſicht zu vollbringen
Sie das dunkle Heiligthum durchſpäht.
Laß es mir, o Mächtige! gelingen,
Was mein wärmſter Wunſch von dir erfleht!
Doch vergebens irrt ſie forſchend lange
Durch die Finſterniß umher;
Eine düſtre Ahndung, ſchwarz und bange,
Ruht auf ihrem Herzen zentnerſchwer.

Tief umlagert ſie die düſtre Hülle
Einer öden Grabesnacht,
Durch die ſchauerliche Stille
Heulte ferne nur des Sturmes Macht.

Gleich der Schattenwelt im Reich der Träume
Bot sich alles ihren Blicken dar;
Durch des Heiligthumes düstre Räume
Glänzte nur der prangende Altar.

Aber bald vernimmt mit bangem Grausen
Ihr erstauntes Ohr, daß aus dem Wald
Rauher Stimmen fürchterliches Brausen
Näher schon und immer näher schallt.
Aufgeschrecket durch das wilde
Drohende Getön sie Rettung sucht;
Hinter dem Marienbilde
Birgt sie zitternd sich in schneller Flucht.

Immer näher tönen jene Schritte,
Immer wilder jauchzt die rohe Schaar,
Eine Jungfrau stellt in ihrer Mitte
Sich dem Blicke der Verborgnen dar.
Des Verführers frevelndes Erkühnen
Hat sie von des Vaters Burg geraubt,
Um als Opfer dem zu dienen,
Dessen falschen Schwüren sie geglaubt.

Aus der äußern Halle blickte
Glänzender ein prächtiges Gewand,
Und ein Kästchen, reich an Perlen, schmückte
Strahlenreich und schimmernd ihre Hand.
Dem Verräther, welcher sie begleitet,
Hatte diese Schätze sie bestimmt,
Der zum Ort des Todes sie geleitet,
Und mit ihnen ihr das Leben nimmt.

Drohend spricht zu ihr des Räubers Stimme:
Lege deine Prachtgewänder ab!
Denn berührt von meinem Grimme
Steigst du heute noch ins Grab.
Du mußt jetzt von meinem Schwerdt verbluten,
Darum flehe noch den Himmel an;
Nur noch flüchtigen Minuten
Zählst du deines Lebens kurze Bahn.

Banges Staunen und Entsetzen
Die Verbleichende erbeben macht;
Doch der Räuber dürstet nach den Schätzen
Nach der Edelsteine heller Pracht.
Und vergebens flehet sie bei Allem,
Was dem Menschen jemals theuer war,
Ihre Klagen ungehört verhallen
In dem Ohr der wilden Tigerschaar.

Endlich fühlt sie schaudernd, daß vergebens
Sie zu einem Felsen fleht;
In der letzten Stunde ihres Lebens
Kehrt zurück der Unschuld Majestät.
Und sie wirft von sich die prächt'ge Hülle,
Die dem Tode sie so früh geweiht;
Und von ihres Schmuckes reicher Fülle
Bleibt ihr nur ein weißes Sterbekleid.

Mit der Andacht frommen Feuer sinket
Sie vor den Altar zum letztenmal,
Und das Antlitz des Versöhners winket
Tröstend ihr im bleichen Mondenstrahl.
Neu beseelt mit Heldenstärke
Folgt sie jetzt der wilden Schaar
Hin zur Höhle, die dem blut'gen Werke
Der Ermordungen gewidmet war.

Aber eh' sie noch in der Kapelle
Sich der dunklen Pforte nahn
Ruft der Räuber: weilt an dieser Stelle
Einen Augenblick, und hört mich an:
Morgen sich ein Tag erneuert,
Der die ganze Gegend rege macht;
Von dem Ritter wird ein Fest gefeiert,
Dort im Thal, mit königlicher Pracht.

Morgen eil' auch ich zu diesem Feste,
Nahe mich bei guter Zeit
Als ein Fremdling in der Schaar der Gäste,
Angelockt von ihrer Herrlichkeit;
Mit der Knappen prangendem Geleite
Stell' ich dann mich ihren Blicken dar,
Und gewiß verschafft mir eine Beute
Meine Kunst, wie heute diese war.

Wenn ich meine Absicht kann erreichen,
Führ' ich schmeichelnd die Geraubte fort;
Dann versammle mein gegebnes Zeichen
Unsre ganze Schaar an diesem Ort.
Hier laßt uns die Beute theilen,
Freude jauchze hier um Mitternacht!
Laßt uns erst zu neuen Thaten eilen,
Wenn des Morgens früher Strahl erwacht

Und mit diesen fürchterlichen Worten
Stürmt die Bande wild hinaus;
Knarrend schließen hinter ihr die Pforten,
Dumpf erdröhnt das Gotteshaus.
Die Gerettete enteilet
Jetzt dem Orte ihrer Sicherheit,
Aber ängstlich suchend noch verweilet
Sie mit neuer Bangigkeit.

Dich, Maria! deren hohe Gnade
Mich hieher geführt auf dunkler Bahn,
Mich beschützt auf meinem rauhen Pfade,
Flehe' ich Zitternde im Staube an:
Eh' die Bande wiederkehrt, zu theilen
Ihren Raub, den sie durch Mord errang,
Laß mich finden, was mich hier zu weilen,
Mich dem Tode hier zu trotzen zwang.

(Fortsetzung folgt.)

Guillaume fragmentarische Beschreibung von Siebenbürgen.

(Fortsetzung Nr. 4. 1814.)

Es dürfte nur aus jedem Hause ein Mensch mit einem Besen hervor treten, wozu es lediglich eines obrigkeitlichen Befehls, der keinen Kreuzer kostet, bedarf, und die Gasse wäre in einem Nu gereinigt. Im Anfange dieses Monats (November) besuchte ich meine Familie auf ein paar Tage. In der Heldner Gasse, die Hauptgasse der Stadt, wo ich wohne, lag der Unflath bereits so lange, daß die Oberfläche desselben grün zu werden anfing. Jeder Unrath aus den Häusern, selbst die Nachtstühle werden auf die Straße ausgeleert. Im Winter, wo diese Haufen sogleich frieren, ohne ihre natürliche Farbe zu verlieren, giebt dies einen so unaussprechlich ekelhaften Anblick, daß man sich wohl hütet, zum Fenster hinaus zu sehen. Wohl dem, der in dieser Zeit nicht ausgehen darf. Was nützt es dem Menschen, an seinem eignen Körper die Reinlichkeit sorgfältig zu unterhalten, wenn er in einer verpesteten Luft herumwandelt? und dieses ist wenigstens im Sommer zu Hermannstadt der Fall. Wenn die, ohnehin nicht weit entfernte Pest diese Hauptstadt erreichen sollte, so stirbt sie zum zweitenmale aus. Ein anderes Gebrechen, worüber mehrere Städte klagen, ist der Mangel an Fleisch. Zu Hermannstadt bestehen über 40 Fleischhacker, aber von diesen dürfen nur zwei zugleich schlachten, und da ist es wohl mit Händen zu greifen, daß diese eine so große Stadt nicht hinlänglich versehen können. Es versteht sich, daß der Fleischhacker zuerst für sich, dann für seine Vettern und Basen sorgt, eben so, als daß die Herren Senatoren vorzüglich bedacht werden müssen. Auf diese folgen die Exzellenzen, dann die Herren Räthe, für welche schon nicht viel mehr bleibt; der mindere Beamte und der arme protekzionslose Bürger gehet mehrentheils leer aus. Es ist kein Mangel an Vieh — es ist kein Mangel an Fleischhackern. Wodurch wird also dieses Gesetz gerechtfertigt?

Die Sicherheit der Straßen ist in keinem Lande vollkommener; nicht als eine Folge der Polizeianstalten, sondern einzig und allein die Gutmüthigkeit seiner Bewohner. Ich berühre diesen Punkt mit Bedacht, weil die Siebenbürger selbst sich in dieser Hinsicht keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wer, darf ich dreist fragen, weiß das besser als ich, der ich das ganze Jahr hindurch Siebenbürgen nach allen Richtungen durchreise? Auf meinen ersten Reisen war ich immer scharf bewaffnet, und brauchte alle Vorsichten. Ich reiste so zu sagen mit gespanntem Hahne, weil man mir allerhand Mord- und Diebsgeschichten erzählte, die man sich wahrscheinlich auch nur hatte erzählen lassen, und der Siebenbürger mich vor dem Siebenbürger warnte. Jetzt übernachte ich bei den Sachsen, wie bei den Wallachen, bei dem Ungar wie bei dem Szekler in seiner gemeinschaftlichen Stube, mitten unter ihnen so vollkommen sicher, wie in meinem eignen Hause, und im Schooße meiner Familie. Ich packe meine Taschen aus, ich lege meine Brieftasche auf den Tisch, meine sieben Sachen liegen oder stehen in der Stube herum, ich werfe mich auf meine Streu, schlafe, von Strapazen ermüdet, unbekümmert ein, meine Leute nicht weniger, und seit vier Jahren, daß ich diese Wirthschaft treibe, ist mir noch keine Stecknadel unter solchen Umständen entwendet worden. Oder ich fahre ganze Nächte durch, und schlummere ganz ruhig in meinem Wagen. Brave, biedere Siebenbürger! lernt euch doch besser kennen.

Bei den raschen Fortschritten der Kultur würden die Polizeien auch sicher bald ihre Aufmerksamkeit auf die öffentliche Wohlanständigkeit richten, und vornämlich die eben so ekelhaften als unverschämten Ruditäten der Lumpenzigeuner, so wie ihr ungestümes und professionmäßiges Betteln einstellen. Was kann sich zum Beispiel ein fremder Durchreisender, der die Zeit nicht hat, Untersuchungen anzustellen, denken, wenn er ein Dutzend Knaben und Mädchen, die ersten splitternakt, die andern mit zerlumpten Hemden neben seinem Wagen das Rad schlagen sieht, um einen Kreuzer zu erhaschen, oder schon an die Mannbarkeit grenzende Zigeunerknaben, welche, was auffallend genug ist, zwar hinten bedeckt, vorn aber ganz nakt gehen, in den Städten selbst unaufgehalten herumschleudern? Wenn er Jünglinge und Männer an den besuchtesten Straßen durchaus nackt badend, und die Mütter mit ihren Töchtern eben dort spazierend antrifft; oder wenn er gar auf eine gewisse Fleischhackerwiese geräth, und beide Geschlechter zusammen sich baden sieht? Nichts anders, als daß es entweder Barbarei oder Sittenverderbniß ist. Es ist zwar keines von beiden; aber er wird es glauben, wird es im Auslande erzählen, und wer kann es ihm verargen?

6te Vergleichung.

Toleranz.

Wenn es wenige Länder giebt, welche so viel Religionen in ihrem Schooße dulden, wie dieses Großfürstenthum, so giebt es vielleicht kein einziges — unter denen mir bekannten giebt es keins — in welchem so disparate Meinungen so friedlich neben einander leben. Die Religionen, welche ihren Gottesdienst öffentlich ausüben, sind die katholische, lutherische, kalvinische, die unirte und disunirte griechische, und die unitarische. Ich reise seit vier Jahren unter diesen so verschieden Glaubenden herum, und mir ist kein Beispiel von einer ausgeübten Feindseligkeit bekannt. Nirgends habe ich die mindeste Spur eines Verfolgungsgeistes, oder irgend einer Gehäs-

sigkeit entdeckt, ja nicht einmal disputiren habe ich über die Religion gehört. Man sollte vielleicht glauben, diese Duldung wäre die Wirkung der Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt; da würde man aber sehr irren. Denn alle sind ihren Religionen herzlich zugethan, und jeder hält die seinige für die beste. Allein sie bekümmern sich, es zu denken, oder sagen es doch nicht unaufgefordert. Auch Trägheit des Karakters ist es nicht, denn in seinen politischen Verhältnissen ist der Siebenbürger ein eifriger Verfechter seiner Rechte, und würde es auch sicher seiner Religion seyn, wenn sie ihm streitig gemacht würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Bereny im Békescher Comitate.

(Fortsetzung.)

Gebrauch. Will man nun einen **Teig zum Backen ansetzen**, so nimmt man zu dem getrockneten Ferment, ungefähr 6 Stunden vor dem Anmachen, auf jeden 8 bis 10pfündigen Laib so viel, als zwischen einer hohlen Hand Platz hat, weicht es in einem verhältnißmäßig großen bis zur Hälfte mit lauwarmen Wasser gefüllten Topf ein, und mischt, wenn es zu gähren anfängt, wieder eine Handvoll frischer Kleien darunter. Die Gährung nimmt nun zu, und treibt die Masse zum Oberrand des Topfes; indeß ist es eben nicht nothwendig, daß man warte, bis sie aus dem Topfe heraus läuft, wie einige dies wollen. Dann schüttet man über das anzumachende Mehl im Backtroge die ganze fermentirte Masse durch ein Sieb aus, so daß das Flüssige auf das Mehl herunter läuft; das Uebrige, Festere, das im Siebe zurückbleibt, drückt man mit den Händen fest aus, bis es nichts mehr von sich läßt, und verfährt sonst mit dem Brodteige bei der fernern Bearbeitung, wie bei dem mit deutschem Sauerteige angemachten.

Anmerkung. Das weißeste, schönste, größte, höchste und wohlschmeckendste Brod wird auf diese Art mit diesem Kleienferment in **Debreczin**, im **Bicharer** Comitate und in **Komorn** gebacken, nicht von zünftigen Bäckern, sondern von Hauswirthinnen, die sich damit, als mit einem einträglichen Nebengewerke zum öffentlichen Verkaufe auf dem Marktplatze beschäftigen. Um die so beliebte Elastizität zu vermehren, das Brod recht federleicht und porös zu machen und recht in die Höhe zu treiben, bedienen sie sich einer schwachen, in Wasser geschehenen Auflösung des **Alauns**, als Zusatz zum Ferment, so wie in Frankreich die Lauge von Taubenmist dazu verwendet wird. Man zieht ein solches Brod mit Recht allen Semmeln vor, und braucht es an deren Statt in allen Speisen, und das ist die Ursache, warum auch in den volkreichsten Ortschaften, wie **Bereny** ist, der Weißbäcker mit seinem sauern Gebäcke nicht aufkommen kann. Bei öffentlichen Marktgelegenheiten und am Brodplatze darf man nicht eben ganze Laibe kaufen, sondern kann groschenweise abgeschnittene Schnitze bekommen.

2) **Die Bereitung des Mehlgerstels** (ungrisch Tarhonya), welches mit dem gewöhnlichen, auf dem Reibeisen geriebenen rohen Teig (ungr. reszelt tésta) zwar einerlei ist, doch die Bestimmung hat, daß man es zum fertigen Vorrath auf den Winter oder auf das ganze Jahr aufhebt, um es zu jeder Zeit wie Reis, oder Gerstengraupe, oder Haiden- und Hafergrütze entweder in die Suppe einkochen, oder zu einem dicken Brei als zweites Gericht ohne großen Zeitverlust zubereiten könne. Mit einer hinlänglichen Portion davon versorgt man damit wöchentlich, in Ermangelung oder zur Abwechselung des Hirsen und anderer Hülsenfrüchte, das Gesinde auf den Szálások, die Arbeiter auf dem Felde und die Schaaf- und Viehhirten, die ganze Wochen lang nicht nach Hause kommen können. Sie kochen dann entweder dasselbe mit Wasser oder Milch in einem eisernen runden **Hängekessel** (ungr. **bográts**), der überhaupt bei allem Kochwerk das einzige Küchengeschirr im Freien ist, wobei der Speisende keine Schüssel und Teller braucht, indem er seine Speise aus dem nämlichen Gefäße, worin sie gekocht worden ist, mit seinem Taschenmesser herausfaßt, wenn sie fleischicht ist, oder sie mit auf das Messer angespießtem Brode austunkt, wenn sie suppicht wäre. Denn der gemeine wahre Ungar kennt selbst bei der Rindsuppe den Gebrauch des Löffels nicht, sondern tunkt dieselbe auf diese Art aus, was auch, da seine auch suppichten Speisen mehr geschmelzene Fett- als Wassertheile stark mit Paprika gewürzt, enthalten dürfen, so diätetwidrig nicht ist.

Das Mehl zu diesem Gerstel wird nun **auf verschiedene Art angemacht**, je nachdem seine Bestimmung auf längere oder kürzere Aufbewahrzeit gerichtet ist, und zwar:

a) **ganz ohne Wasser mit lauter eingeschlagenen frischen Eiern**, und zwar in solcher Menge, als erforderlich ist, dem Teige die erforderliche Konsistenz zu geben, daß man ihn zwischen der Hand zu einem groben Gerstel zerreiben kann, welches dann an der Sonne getrocknet die beste, festeste und am längsten verwahrbare Tarhonya giebt.

b) **mit Wasser und Eier**, da man auf eine Halbe Mehl gewöhnlich drei Eier nimmt, und im Uibri-

gen wie oben verfährt. Es ist zwar nicht so hart und körnicht, aber eben so lange aufbewahrbar.

c) mit bloßem Wasser ohne Eier. Dies ist die Karbonya der Armen, die aber, wenn sie wohl schmecken soll, mehr Fett beim Einkochen braucht.

Diese drei Arten sind dem Ungar eigentlich das Surrogat der städtischen, getrockneten Hafer- und gebrehten Nudeln und der italienischen Maccaroni's.

d) Anstatt des Wassers nimmt man wohl auch lauter süße und saure Milch; allein diese Gerstel hat bei allem ihren bessern, und im letztern Falle piquanteren, unsern Leuten so angenehmen Geschmack, das Unangenehme, daß es frisch weggegessen werden muß, indem es in einigen Wochen einen scharfen, sauern Stich bekommt, der es ungenießbar macht. Bei einer großen Menge von Feldarbeitern wird es demnach nur für den augenblicklichen Bedarf verfertigt.

e) Für den Hausbedarf der Honoratioren werden die drei ersten Arten fest ausgearbeitet, zum Nudelteig gewalket, und die geschnittenen langen Nudeln, nachdem sie hinlänglich an der Sonne ausgetrocknet worden sind, mit dem Nudelwalker zerdrückt, oder in einem Mörser sehr grob gestoßen und durch ein lockeres Mehlsieb gesäutert, das herabfallende ganz kleine weggethan und anderweits zum Einkochen als Gries verbraucht, das Gröbere aber auf dem Siebe gebliebene zum Vorrath aufbewahrt, welcher dann in schleunigen Fällen, und besonders in der kostbaren Arbeitszeit ohne viele Umstände entweder in Wasser oder Milch eingekocht und mit Speck geschwelzet eine nahrhafte, gesunde und schnelle Speise giebt.

3) Die Bereitung des Stärkmehls. Dieses in der Hauswirthschaft so nothwendige Kunstprodukt wird von unsern Hauswirthinnen selbst erzeugt. Sie verfahren dabei ohne chemische oder technologische Kenntnisse und andere Kenntnisse zu haben, auf eine sehr einfache Weise, und versorgen sich damit gewöhnlich auf ein ganzes Jahr. Ihr verfahren ist folgendes: Der schönste reinste Weizen wird hiezu ausgewählt und in einer Bütte in reinem Wasser so lange (gewöhnlich 3 bis 14 Tage, je nachdem die Witterung warm und der Gährung günstig ist) eingeweicht, bis die gequollenen Körner ganz aufgesprungen sind; wobei aber das zu merken ist, daß das aufgeschüttete Wasser jeden zweiten, und wenn die Hitze groß ist, jeden Tag abgegossen und mit frischem ergänzt werde, damit die Körner nicht faulen.

Sind nun die Körner so zum Bearbeiten reif, so wird auch das letzte Wasser abgeseihet, und die nasse aufgesprungene Frucht in eine Molter geschüttet. Sie wird dann mit den Händen durch unablässiges Drücken zwischen der hohlen Hand und durch Kneten zerquetscht, bis das Stärkmehl reichlich herauskömmt. Man kann die eingeweichte Frucht auch in hänfene Säcke schütten und mit den Füßen austreten. Dann schüttet man frisches Wasser darauf, welches vom Stärkmehl gesättiget dasselbe von den Hülsen abspület, und durch ein feines Sieb oder ein altes Leintuch abgegossen einen weißen feinen Bodensatz macht, welcher das Stärkmehl giebt. Dieser letztere Aufguß auf die zerweichte Frucht wird so lange mit dem Kneten und Quetschen der Frucht wiederholet, als die Hülsen noch einen Milchsaft von sich geben; und das mit Stärkmehl geschwängerte Wasser nach Abschüttung des reinen, oben stehenden, von neuem in die Bütte zum Setzen der Stärke geschüttet. Ist man damit zu Ende, so schüttet man auch das zuletzt stehende reine Wasser aus der Bütte ab, und die Stärkmehlmasse wird noch weich in Stücke geschnitten, und auf saubern Tuche ausgebreitet, in windstillem Wetter an der Sonne getrocknet, und die so getrocknete Stärke in harten Stücken zum Gebrauche aufbewahret.

Die weite Entfernung von großen Städten, und der Wucher, den die Dorfkrämer mit diesem vielgesuchten Artikel treiben, nöthigen die hiesigen, an Frucht nicht armen Einwohner zu dieser Selbstbereitung der Stärke oder des Kraftmehls. Eine halbe, höchstens eine ganze Preßburger Metze ist hinlänglich, eine noch so starke Familie das ganze Jahr hindurch damit zu versorgen. Der Abfall der Stärke, oder die schon ganz ausgedrückten stärkleeren Hülsen sind ein gutes Mastfutter für Horn- und Borstvieh.

4) Das Seifensieden. Die Debrecziner Seife giebt an Weiße, Leichtigkeit und Härte der so berühmten Venezianer Seife nichts nach. Ihre Bereitungsart hat sich von da aus unter den ungarischen Hausmüttern allgemein in das ganze südliche Ungarn verbreitet und erhalten, so daß diese Kunst neben dem guten Brodbacken als ein Haupterforderniß einer wirthschaftlichen Hausmutter angesehen wird. Auch ist sie in der Hauswirthschaft aus doppeltem Grunde anzurathen, 1) weil die graue oder schwarzgrünliche Seife der Seifensieder oft zu weich, schmierig, und daher, besonders frisch gewogen, zu wenig ausgiebig ist; 2) weil die in einer etwas stärken Hauswirthschaft so häufigen Abfälle des thierischen Fettes, z. B. die übriggebliebenen Speckkrumen, alter riechender Speck, die abgeschnittenen oder veralteten und zu nichts mehr dienlichen Fettstücke von allem Fleische, das ausgekochte Fett aus den zerhackten ausgesottenen Marknochen, der Abfall von geronnenen Lichten, verdorbenes Oehl ꝛc. nicht vortheilhafter angewendet werden können, als wenn man sie zum Seifmateriale sammelt, 3) und durch die Selbstbereitung dieses unentbehrlichen Wirthschaftsartikels eine bedeutende Ausgabe jährlich im Hause erspart wird. Diese Erfahrungen muntern auch unsere verständigen Hausfrauen auf, dem wirklich beschwerlichen Seifekochen sich selbst zu unterziehen.

Bereitungsart. Die Hauptsache dabei ist die Lauge, deren Bestandtheile hier folgende sind: 1) natürliches mineralisches Laugensalz (hier Székső genannt, welches gelblich graulichte, stark mit Thonerde vermischte Salz in großer Menge auf den natrischen Thonebenen um Debreczin, in Kumanien auf der Haide um Szigeth, Szegedin, Theresiopel im Bakser Comitate, und an unzähligen andern Plätzen des ostsüdlichen Ungarns vor Sonnenaufgang ohne weitere Zurichtung auf der Oberfläche der Erde ausgewittert gefunden, zusammengekehrt, und bei der Wäsche und dem Seifensieden wie das vegetabilische Laugensalz gebraucht wird. Je weißer, desto reicher an Natron ist diese Erde, daher denn auf solchen Strecken alle Vegetation stocket. Zur Sammlung desselben bedient man sich der thauichten Sommer- und Frühlingsmorgen, wo dann beträchtliche Strecken damit, wie mit Reif oder Schnee bedeckt da liegen *). Das Sammeln steht meines Wissens jedem ohne Unterschied frei. Die Sammler verhandeln diese erdige Soda metzenweise entweder um Geld, die Preßburger Metze zu 3 und 4 fl., oder tauschen sie um gleiches Maaß um Brodfrucht ein.

Will man die Lauge machen, so wird im Kessel, so viel er fasset, Wasser bis zur Siedhitze gekocht. Hält der Kessel etwa einen 3/4 Eimer, so nimmt man 2 Backkörbe (Simperl) voll Szekso und die Hälfte ungelöschten Kalk, rührt die Masse so lange um, bis Kalk und Szekso ganz im Wasser aufgelöst sind. Beim Umrühren hat man sich vor dem Spritzen in Acht zu nehmen, damit nichts ins Gesicht oder in die Augen kommt. Nach einoder nach zweimaligem Aufsud wird die Lauge zum Abkühlen und Setzen in eine hölzerne Wanne oder andres Holzgeschirr abgegossen, und ein Kessel wieder frische Lauge, wie oben gesagt worden, angesetzt, welche dann abermals abgegossen wird, bis man die nöthige Menge abgekühlter Lauge in der Bütte hat. Der Bodensaz giebt dann in Wasser aufgelöst und abermals im Kessel gekocht, mit weniger Szekso und Kalk versetzt, abermals eine gute Lauge. Stark genug ist die Lauge, wenn ein hineingetauchter Büschel Schaafwolle von derselben im Augenblicke so zerbissen und versengt wird, daß die Wollfäden beim mindesten Anziehen in Stücke zerreißen. So ist die Lauge dann fertig. Mit der fertigen, aus der Kühlbütte abgeschöpften Lauge wird dann der Kessel abermals nicht gar halb voll gefüllt, die Speckkramen, Talgbröckeln oder andere Fettingredienzen in solcher Menge hineingeworfen, bis der Kessel so voll ist, daß er oben noch einen hinlänglichen leeren Raum zum Aufsud behält, und beim Kochen nicht überlaufen kann. Ist die Lauge gut, so sind nach anhaltendem Kochen alle feste Fettingredienzen nach einer halben Stunde so zerbissen, daß keine Spur mehr davon zu sehen ist, sondern alles als ein über der heißen Lauge schwimmendes Oehl erscheint. Ist das geschehen, so wird der Kessel vom Feuer abgehoben, und das oben schwimmende Fett in Töpfe oder andre Gefäße mit dem Schöpflöffel abgeschöpft und zur fernern Prozedur bei Seite gesetzt. Der schmierige schwarze Saz im Kessel wird auch in ein apartes Gefäß zum Abkühlen geschüttet, und giebt geronnen eine brauchbare Schmierseife zur groben Wäsche, zum Bauchen des Garns ꝛc. Zum zweiten Fettsude wird dann der gesäuberte Kessel etwa den vierten Theil seiner Höhe abermals mit reiner Lauge angefüllt, und das in Töpfe abgeschöpfte Fett wieder zurück in den Kessel geschüttet; doch muß das Feuer unter dem Kessel jezt gelinder, gleichförmiger seyn und weniger Flamme haben, weil das Fett beim zweiten Kochen stark schäumet und in die Höhe steigt. Eine Person muß immer beim siedendrn Kessel mit dem Rührlöffel stehen, das Ueberlaufen zu verhindern, und deswegen auch immer etwas kalte Lauge bei der Hand haben, um nachgießen zu können, und so das zu starke Schäumen und Steigen des Fettes nach Bedarf zu stören. Jezt werden ein paar Hände voll gemeines Küchensalz in die kochende Fettigkeit geworfen, um das Scheiden derselben von der Lauge und das Gerinnen zu befördern. Die Fettmasse erscheint nun bald grieselicht koagulirt auf der Lauge schwimmend.

Der Kessel wird dann wieder vom Feuer abgehoben, das geschiedene griesige Fett wieder in die vorigen Töpfe abgeschöpft, in welchen es vor diesem zweiten Sud war, der zurückgebliebene Bodensaz im Kessel wird in eine Multer geschüttet, wo er dann gerinnt, und in viereckige Stücke zerschnitten, an der Luft gut getrocknet, zur schwarzen Seife verhärtet, die viel besser als die erste weiche Schmierseife ist.

(Fortsezung folgt.)

---

*) Mehr Nachrichten über dieses vaterländische Produkt findet man in zwei, freilich nun schon seltenen Werken ungrischer Aerzte: 1) Wefzpremii (einst Stadtphysikus in Debreczin) de inoculanda peste. London 1755. 2) Torkos (Stadtphysikus in Preßburg) de sale minerali alcalico nativo Pannonico. Posonii 1763.

Auflösung der Sinn- und Sylbenräthsel N. 21.

1. Flora. 2. Staar.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 23. Mai.

Kurzgefaßte Geschichte der Stadt Weißkirch.

(Fortsetzung.)

Zweite Epoche.

Weißkirch unter dem Schutze weltlicher Obrigkeit verschiedener Herren aus dem Ritterstande vom Jahre 1491 bis zum Jahre 1622.

Nicht mit Etibor (Tiburz) von Cymburg, auch nicht mit Albrecht Kostka von Postupitz, sondern mit Wilhelm von Pernstein beginnt die zweite Epoche meiner geliebten Vaterstadt, wo sie unter dem Schutze weltlicher Obrigkeit verschiedener Herren aus dem Ritterstande, ihrer unter der geistlichen Obrigkeit ererbten Freiheiten in ungestörter Ruhe genoß; denn obschon jene zwei die Stadt und die Herrschaft einige Jahre lang besaßen, so geschah es doch blos pfandweise; diesen aber ward sie sammt der Herrschaft erbeigenthümlich von dem Hradischer Stifte überlassen.

Daß Weißkirch in dieser Epoche schon frei und blühend gewesen seyn muß, erhellt unter andern auch aus dem Umstande, daß sich die ansehnlichsten Ritter und Edelleute Häuser und Gründe ankauften, wie es mehrere Wappen, als das Cymburgische, Pernsteinische, Zierobinische, Bosadowskysche, Zambachische, ferner die Wappen der Larische, Swetlike, Scharnowsky, Traubecky, Holubowsky, Orlike u. a. m. beweisen, die man in der letzten Hälfte des verflossnen Jahrhunderts in Stein gehauen an den von ihnen bewohnten Häusern eingemauert wahrgenommen hatte, und einige noch heut zu Tage wahrnimmt. Wäre die Stadt unterthänig gewesen, so hätten sich die Adeligen gewiß nicht das Bürgerrecht hier angekauft. Was sie hieher am meisten gelockt haben mag, war vielleicht die schöne romantische Gegend, und die in der Nähe derselben befindliche heilsame Quelle; vielleicht auch die mährischen Brüder, die sich zu Cymburgs Zeiten hieher eingeschlichen, und denen der Adel nach Pessinas Zeugnisse ungemein gewogen war. Cymburg war einer ihrer eifrigsten Anhänger und Beschützer; vielleicht auch Pernstein. Dieser hatte hier schon zu seiner Zeit ein eignes Haus, und zwar das nämliche, in welchem jetzt das k. k. Prerauer Kreisamt seinen Sitz hat.

Seine ritterliche Familie war nicht nur die reichste und ansehnlichste, sondern auch die älteste in Mähren, deren Stammvater, wenn das Zeugniß eines Paprocky wohl beurkundet ist, schon zur Zeit der markomannischen Könige lebte, und sein Köhlerhandwerk in der Gegend des heutigen Pernsteins trieb. Seiner Erzählung nach war er ein Slawe, mit Namen Wenawa, und von einer so riesenmäßigen Stärke, daß er einem Auerochsen, der sich in seine Hütte geschlichen und ihm sein Mittagsbrod weggenascht hatte, bei dem Horne gepackt, und einen vom Baume abgerissenen Zweig brehende durch die Nasenlöcher gesteckt, und zu einem Ringe geflochten hatte. An diesem Ringe führte er das sonst wilde Ungeheuer nach Brünn, das ihm bis dahin wie ein Lamm ihm nachfolgte. Hier schenkte er es dem Könige, der nicht genug seine Stärke und Geschicklichkeit mit seinem Hofe bewundern und loben konnte. Dafür beschenkte ihn der König nicht nur mit einer großen Strecke des Waldes, wo er sein Handwerk zu treiben pflegte, und dieses Ungeheuer fing; sondern erhob ihn auch in den Adelstand. Zum ewigen Angedenken dieser romantischen Begebenheit sollte seine Familie noch einen schwarzen Auerochsenkopf mit einem grünen durch die Nasenlöcher desselben gezogenen Ringe von Zweigen im goldnen Felde führen, und den auch seine Nachkömmlinge bis auf das Jahr 1631, wo der letzte Sprosse dieses uralten ritterlichen Stammes ein Wratislaw von Pernstein bei Tangermünde in Pommern in der Schlacht gegen die Schweden am 25. Hornung fiel, stets rühmlich führten.

Daß Paprocky diese Geschichte nicht erdichtet hatte, sondern aus uralten Schriften und Denkmälern dieser ritterlichen Familie geschöpft habe, beweiset jener Stein, der sich in der Nähe von Weißkirch liegenden Ritterburg Helfenstein oberhalb des zweiten Thores eingemauert befindet, auf dem man die Abbildung dieser Begebenheit nebst einer gothischen Inschrift findet, die aber größtentheils durch den Zahn der Zeit schon unleser-

sich geworben ist, wahrnimmt. Dieses Denkmal stammt wahrscheinlich von unserm Wilhelm her, der diese Burg vom Kostka von Postupitz im Jahre 1476, und somit kurz vor Erlangung der Weißkircher Herrschaft erkauft hatte. Es läßt sich daher vermuthen, daß hinter diesem Steine wohl auch einige schriftliche Urkunden verschlossen stecken mögen, die vielleicht eine Lücke in der vaterländischen Geschichte ausfüllen, und wenigstens diesen genealogischen Gegenstand beleuchten könnten.

Wenawa erbaute an dem Orte seiner Kohlenbrennerei einen hölzernen Maierhof, den er nach seinem Sohne Prsten, oder wie ihn der Pohle Paprocky nennt, Prsften, was in der slawischen Mundart einen Ring bedeutet, und eine Anspielung auf denjenigen von Zweigen geflochtenen ist, an dem er den Auerochsen zum Könige brachte, benannte; da seine Nachfolger, nachdem es abgebrannt, in ein kleines steinernes Schlößchen umstalteten, und bei ihrem mehr und mehr steigenden Wohlstande, Ansehn und Vermögen es nach und nach zu der Burg erweiterten, deren alterthümliche, aber solide Bauart man noch heut zu Tage an der Burg Pernstein bewundert.

Das deutsche Wort Pernstein ließe freilich eher einen Markomanen als einen Slawen in jenem mährischen Herkules vermuthen; aber was liegt uns daran, ob er zu diesem oder jenem Volksstamme gehört hatte. Er war ein Mährer, und daran muß einem Mährer genug seyn; denn beide Nationen, Slawen sowohl als Deutsche, bewohnten es in uralten Zeiten, und bewohnen es in den jetzigen noch, und die Vorfahren beider Stämme haben die gerechtesten Ansprüche auf unsre Liebe, Dankbarkeit und Hochachtung, da Mähren diesen seinen fruchtbar kultivirten Ackerboden, jenen aber seinen Heldenruhm verdankt.

Daß Wilhelm Pernstein zu den tapfersten, verdienstvollsten, und zu seiner Zeit angesehensten Mährern gehörte, wird nicht so leicht jemand bezweifeln, der nur ein wenig in der vaterländischen Geschichte bewandert ist. Diese lehrt, daß ihn sein Landesherr, der böhmische König Wladislaw Jagelon, ungemein schätzte und liebte, und mit der Würde eines obersten Hofmeisters beehrte. Dieser König hatte auch seine zwei Söhne, Johann und Adalbert, bei einem zu Prag im J. 1497 gehaltenen Turnierfeste feierlich zu Rittern geschlagen; ein Beweis, daß auch diese keine gemeine Geschicklichkeit in den ritterlichen Uebungen an den Tag gelegt haben müssen, indem eine solche Ehre nur den Ausgezeichnetesten, welche die ersten Preise bei solchen Feierlichkeiten errungen hatten, zu Theil wurde.

Er war auch, so wie die meisten seiner Ahnen, ein guter Hausvater und Oekonom, der, ohne zu geizen, mit seinen Einkünften vortrefflich zu wirthschaften verstand, und hierdurch seine Güter ansehnlich vermehrte, welche Tugend auch sein Sohn Johann, dem die meisten seiner Güter, und unter diesen auch Weißkirch, Drahotausch und Helfenstein nach seinem im Jahre 1520 in der Oktav des zweiten Osterfestes erfolgten Absterbens geerbt hatte.

Wie reich dieser Johann an Gütern in Mähren und Böhmen gewesen, erhellet aus dem paprockischen Zeugnisse, das wörtlich übersetzt also lautet: „Dieser Herr Johann von Pernstein hinterließ drei Söhne, Jaroslaw, Wratislaw und Adalbert, deren jeder in seinem Antheile mehr als zehn Burgen und einige hundert Dörfer zählte."

Zu seiner Zeit lebte in Weißkirch ein reicher Bürger, Namens Skrzitek, und seiner Profession ein Schneider. Dieser schenkte im Jahre 1544 der hiesigen Gemeinde zur Erbauung eines Rathhauses sein schönes Bürgerhaus, wofür ihm diese zum ewigen Angedenken sein in Stein gehauenes Bildnis sammt dem Attribute seines Handwerks, der Schneiderscheere oberhalb des obern Einganges aus Dankbarkeit setzen ließ. Ueber dem Bilde befindet sich folgende Inschrift: Verbum Domini manet in aeternum. 1544. Rechts dabei sieht man das Pernsteinische und links das städtische Wappen.

Von diesem Johann von Pernstein stammen die ältesten Privilegien meiner Vaterstadt her; sie wurden ihr im Jahre 1517 — 1536 — 1538 und 1540 ertheilt. Das erste also noch zu Lebzeit seines Vaters.

Dieser größte Wohlthäter Weißkirchs, der nach Jurik und Chwalko die größte Dankbarkeit der hiesigen Bürger verdient, und kaum dem Namen nach denselben bekannt ist, starb im Jahre 1548. Seine Söhne erbten zwar von ihm seine zahlreichen Burgen, Städte, Marktflecken und Dorfschaften, nicht aber seine häuslichen und ökonomischen Tugenden; denn alle drei liebten die Pracht und rauschende Hoflustbarkeiten, vorzüglich aber der letzte, der auch seine zwei ältern Brüder beerbt hatte, und durch seine Verschwendung in so große Schulden gerieth, daß er, um sie zu bezahlen, seine meisten Herrschaften verkaufen mußte, und nicht einmal die Burg Pernstein, das Stammhaus seiner Familie, im Besitz behaupten konnte.

Die Herrschaften Weißkirch, Drahotausch und Helfenstein verkaufte Adalbert Pernstein an Wenzel Haukwitz von Biskupitz, der sie mit einander vereinigte. Zu seiner Zeit schloß die Weißkircher Gemeinde mit der des nahen Städtchens Drahotausch einen Vertrag in Betreff des Ankaufes der Aecker, des Weiderechts auf denselben, und der Wochenmärkte, welcher Vertrag von ihm auf seiner Burg Drahotausch, die zwischen Weißkirch und Helfenstein diesseits der Betschwa auf einem Berge lag, und von der heut zu Tage kaum die Spur, wo sie sich

befand, zu finden ist, unterschrieben, und auf dem hiesigen Rathhause bei den Gemeinden publizirt wurde.

Im Jahre 1560 verkaufte Herr Haukwitz diese drei vereinten Herrschaften an Baron Johann Kropatsch von Newedomy, der seit mehr als zehn Jahren schon ein Bürger von Weißkirch war, und daher auch schon in dem Jahre 1549 auf dem Grabstein seines Sohnes Christoph, Dominus in Hranic, ein Herr in Weißkirch genennt wird; welches, wenn dieser Umstand nicht in Erwegung gezogen würde, leicht einen Anlaß zu einer chronologischen Irrung geben könnte, daß man ihn schon zu dieser Zeit mithin um eilf Jahre früher vor dem Einkaufe jener drei Herrschaften für den Herrn von Weißkirch halten könnte. Wie viel solche Mißverstände in der älteren Geschichte mögen nicht zu irrigen Behauptungen Anlaß gegeben haben?

Sein Vater Stanislaus Kropač war einer aus der Zahl jener tapfern mährischen Ritter, die im Jahre 1526 in der unglücklichen Schlacht gegen die Türken bei Mohatsch mit König Ludwig fielen.

Kaiser Ferdinand der erste schätzte unsern Kropatsch sehr hoch, welches unter andern daraus erhellet, daß er ihn bei jenen zu Prag 1542 über die böhmische Rebellen gehaltenen Gerichte zum Beisitzer ernannte. Im Jahre 1567 beehrte ihn Kaiser Maximilian zur Faschingszeit mit seinem Besuche, und hielt sich mit vielen Fürsten und Hoftrabanten auf dem hiesigen Schloß einige Tage auf.

Zu seiner Zeit war schon das hiesige Teplitzer Bad, nach dem Zeugnisse des Thomas Jordan von Klausenburg bekannt, und häufig besucht. Um es noch mehr in Aufnahme zu bringen, befahl Kropatsch — in der Meinung, heiße Quelle zu erhalten, durch die Robot eine Oeffnung in den Felsen zu brechen, welches Unternehmen aber durch einen starken aus den Felsenritzen herausfahrenden erstickenden Dampf, der die Arbeiter in große Lebensgefahr stürzte, vereitelt wurde. Von ihm stammen auch her die von der Schloßmauer in der Stadt befindlichen im weichen Sandsteine gehauenen Wappen verschiedener mit ihm verwandter adelicher Familien: Das erste seinem Stamme angehörige; das zweite das Kunowitzische, zum Andenken seiner ersten Gemahlin Anna von Kunowitz; das dritte des Benedikt Praschma, seines Großvaters von der mütterlichen Seite; das vierte der Elisabeth von Zerotin seiner Großmutter; das fünfte der Veronika von Leskowitz seiner zweiten Gattin. Wem das sechste, einen wilden Eber darstellende, angehörte, finde ich in Paprocky nicht angemerkt. Das siebente gehörte der Petrendorfischen Familie aus der die Frau seines Sohnes Niklas, Dorothea abstammte; Das achte ist das Strpische, einer Blutsverwandtin der Dorothea; und das neunte das Poplische.

Mit der ersten Frau zeugte er nur eine einzige Tochter, die in der zartesten Jugend starb; die zweite aber gebar ihm drei Söhne und vier Töchter; nämlich: Christoph, Niklas und Bohuslaw. Die Töchter hießen Johanna, Magdalena, Dorothea und Anna; welche alle, die letzte ausgenommen, dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen sind. Der erste Sohn starb im Jahre 1549; der zweite im Jahre 1553; der dritte im Jahre 1571. und Magdalena oder Magdalena 1565. Ihre Mutter Veronika folgte ihr in eben diesem Jahre. Johanna und Dorothea im Jahre 1571 nach.

Endlich starb auch Johann Kropatsch im Jahre 1572 den 23. Weinmonat an der Pest, im 69. Jahre. Sein in grauen Marmor gehauenes Grabmal, welches Unwissenheit und Rohheit mit vielen andern in der ehmaligen alten Pfarrkirche vorhanden gewesenen steinernen Denkmälern vernichtete, lautete also:

Epicedium

Magnifici & generosi Baronis Domini Domini Joannis Cropatii, qui ex hac ærumnosa vita discessit A. Christi M. D. LXXII. die 23. Octobris hora 11. Ætatis suæ anno LXVIII.

* * *

Hoc tumulo Janus post ultima fata quiesco,
Qui Baro Cropatii stemmatis acer eram.
Gratus eram Patriæ, quæ libertate vetusta
Gaudet & omnigena, quæ bonitate viget.
Non mihi divitiæ deerant, non splendida Gaza,
Indigno dederas munera tanta Deus.
Bis me conjugio læto Deus ipse beavit,
Et vidi lecti pignora cara mei.
Quis Kunovicinæ neſcit decora inclita gentis,
Inde thoro juncta eſt Anna pudica meo.
Anna mei cordis pars & ſincera voluptas
Ex te ſuſcepta eſt hernia grata mihi.
Deinde mihi celebris pietate Veronica nupſit,
Quæ de Leskowsko ſtemate nata fuit.
Nicolaus & Bohuslaus ſuavisque Johanna
Anna & Chriſtophorus Magdala Dorothea.
O mihi perpetuo gratiſſima nomina, vobis
Altera noſtrum auxit cara marita domum.
Sed vos, quo dederat mihi maximus arbiter ævi
Eripuit ſubitis caſibus ipſe Deus.
Hranitia peſtis poſtquam ſæviret in urbe
Ipſe etiam ſubito triſtia fata accio.

Triſtia, quid dico? nihil triſte Chriſto recepto.
Quo duce defuncto cælica regna peto.
Hic ubi percipio felicis gaudia vitæ,
Gaudia quæ nullo ſunt peritura die,
Anna vale nunc alias o jucundiſſima gnata!
Nunc valeat mundus, quidquid hic omnis habet.

Zu ſeiner Zeit zählte Weißkirch in der Stadt 134, und in der Vorſtadt 176 Häuſer.

Seine Tochter Anna erbte alle drei Herrſchaften, die ſie ihrem Gemahl Johann von Kunowitz zubrachte. Dieſer Johann von Kunowitz nennt ſich in einem der Drahotauſcher Gemeinde im Jahre 1575 auf dem hieſigen Schloſſe den 2ten Hornung ertheilten Privilegio Truchſes des Kaiſers Maximilian. Da dieſe Schenkung drei Jahre vor dem Abſterben ihres Vaters geſchahe, ſo läßt ſich vermuthen, daß Herr Kropatſch ihr dieſe Herrſchaft noch bei ſeiner Lebenszeit abgetreten habe. Dieſer Herr von Kunowitz ſtarb im Jahre 1580 ohne Erben, und ſeine Gemahlin verheurathete ſich dann wieder mit Johann von Zerotin, welcher der hieſigen Gemeinde ſehr gewogen war. Von ihm und von ihr zugleich erhielte die Stadt im Jahre 1584 einige neue Freiheiten.

Sie hinterließen keinen männlichen Erben; die Tochter Bohunka (Theodorike) vermählte ſich mit Zdenko Zampach von Pettenſtein, an den die Kropatſchiſch-Zerotiniſche Güter durch dieſe Heurath gelangten. Auch dieſer Herr war ein Wohlthäter der Stadt, und erweiterte im Jahre 1604 ihre Freiheiten und Privilegien. Seine Familie hatte an dem Schloßplätzchen der herrſchaftlichen Gebäude gegenüber ein großes in gutem Geſchmacke gebautes Haus, das nach der Rebellion von den ſpaniſchen Truppen, die ſich als eiſenfeſte Katholiken einen Verdienſt daraus machten, die ketzeriſchen Weißkircher zu quälen und auf das grauſamſte zu verfolgen, ausraubten und zerſtörten. Dieſes Zampachiſche Haus lag noch bis auf unſere Zeiten in ſeinen Ruinen, an deren Stätte Herr F. Tamber, ein ſehr achtungswürdiger Bürger, ein großes vom Grunde aus neues Haus auf eigene Koſten aufführte, das nach zwanzig Jahren der ſchankberechtigten Bürgerſchaft als gemeinnütziges Eigenthum zufällt, und der Stadt zur wahren Zierde gereichet. Wollte Gott! daß dieſes ſein patriotiſches Beiſpiel auf mehrere vermögliche Bürger wohlthätig wirkte, damit ſie für das gemeine Beſte eben ſo eifrig und thätig wirkten, als er. Aber wenige haben dafür Sinn und Gefühl!

Zdenko von Zampach verkaufte dieſe drei Güter im Jahre 1609 an Karl Berges von Berg, und dieſer gleich darauf an Wenzl Mohl von Mobrjelitz oder Mühlradlitz, der die alten Privilegien der Stadt nicht nur beſtättigte, ſondern auch erweiterte.

Zu ſeiner Zeit brach in Böhmen die ſogenannte Pikartiſche Rebellion gegen Kaiſer Ferdinand den II. aus, woran auch unſer Mohl und die meiſten hieſigen Bürger als eifrige Anhänger dieſer Waldenſer Sekte Theil nahmen, und deren unglücklicher Ausgang die Stadt um ihre Freiheiten, und Mohl, der dieſe Epoche beſchließt, beinahe um den Kopf gebracht hätte. Er ward zum Schwerdte verurtheilt. Dieſe Strafe aber auf die Fürbitte des Herrn von Zerotin in ein lebenslängliches Gefängniß abgeändert; er ſtarb auf dem Spielberge. Seine drei Güter erhielt der Kardinal Franz von Dietrichſtein, Biſchof von Olmütz, theils zur Belohnung ſeiner Treue, theils auch zur Entſchädigung für die von den Rebellern an ſeinen Gütern erlittene Verheerungen, jedoch mit der Verbindlichkeit, die darauf haftende Schulden zu bezahlen; die aber nicht gar beträchtlich ſeyn mußten, weil man nach dem Konfiskationsprotokoll außer den verfallenen drei Herrſchaften noch 33,000 fl. eingezogen hatte.

Zu gleicher Zeit verlor auch Karl Dobſchitz hieſiger Bürger ſeinen Hof. Bald darauf erging ein ſcharfes kaiſerliches Patent, daß alle Akatholiken binnen einer kurzbemeſſenen Zeit das Land zu räumen hätten. Da aber dieſes Patent — ob es gleich keine ausdrückliche Ausnahmen enthielt, dieſe Freiheit nur den Adelichen verſtattete, allen niedrigeren Standes aber nach dem Zeugniße des Herrnhuters David Kranz — auf alle ordentliche Weiſe erſchwert wurde; ſo verließen dennoch viele der hieſigen Einwohner lieber Haus und Hof, und flüchteten ſich heimlich, ehe ſie ihrer neuen Religion entſagt hätten, durch dieſe Auswanderung blieben 22 Häuſer in der Stadt und 84 in der Vorſtadt bis in das Jahr 1642 öde. Es fehlte in jener Zeit ein Gangannelli in Rom, und im bedrängten Vaterlande der tolerante Joſeph der II.

Correſpondenznachrichten.

Wien im April 1814.

Wittmanns Taſchenherbarium.

Herr Profeſſor Wittmann, der ſich ſchon durch ſeine Tabellen über die botaniſche Terminologie, ſo wie durch Herausgabe getrockneter Pflanzen überhaupt *) und insbeſondere der öſterreichiſchen Farbepflanzen **) um Beförderung der Botanik verdient ge-

*) Man ſehe den Anzeiger der ökon. Neuigk. Oktob. 1812. D. H.

**) Man ſehe Heſperus N. 29. 1813. D. H.

macht, hat die glückliche Idee gefaßt Taschenherbarien zu veranstalten, um mittelst deren die Pflanzen in der Umgegend Wiens kennen zu lernen.

Eben so glücklich ist der Gedanke, die Anordnung nach Art und Zeit zu machen, so daß die Hauptabtheilungen Frühlings- Sommer- und Herbstpflanzen entstehen, deren 4 Unterabtheilungen wieder nach der Lokalität der 4 Hauptgegenden um Wien gemacht werden, nemlich: 1) Pflanzen des Praters, der Donauinseln und des flachen Landes jenseits derselben, aus den Hauptstandpunkten des Jägerhauses in der Brigittenau und in der Lobau. 2) Des Kahlengebirgs und Wienerwalds mit den Standörtern Klosterneuburg, Mauerbach, Hainbach und Hütteldorf. 3) Der Brühl und Badner Gegend mit den Standörtern Mödling, Gumpolts-Kirchen, Baden, Heiligen Kreuz und Kaltenlautgeben 4) der Flächen hinter Laxenburg nach Ungern zu, mit den Standörtern Laxenburg, Moosbrunn, Fischament und Ebersdorf.

Außerdem wird er noch in besondern Heften die innerhalb der Linien Wiens wildwachsenden Pflanzen, dann als Anhang der dritten Unterabtheilung die Flora des Schneebergs liefern.

Für jede dieser Gegenden erscheint die eigne Monatsflora mit Verweisung auf Willdener, du Mont de Courset, Lamark und Decan doll. Man pränumerirt auf die ersten 2 Bändchen, welche 200 Arten liefern, mit 24 fl. bei dem Herausgeber N. 265 Alservorstadt.

Gewiß, kaum wird eine leichtere und interessantere Art erdacht werden können, die Bewohner einer Stadt mit der Flora ihrer Gegend vertraut zu machen; und es ist zu wünschen, daß das Beispiel des Herrn Professors in den übrigen Hauptstädten Nachahmer finden möge.

Fürst Schwarzenberg, Obrist Graf Chorinsky und Fellenberg.

Aus der Schweiz, im März.

Das hohe Interesse, welches den, die alliirten Armeen en Chef commandirenden, Fürsten von Schwarzenberg für jede ausgezeichnete Bildungsanstalt beseelt, zeigt sich sogar im größten Gedränge seiner Feldherrnsorgen immer gleich sorgfältig, thätig und wirksam. Nicht zufrieden, sogleich beim Einrücken seiner Armeen in die Schweiz eine Sauvegarde nach Hofwyl beordert zu haben, um jede Unannehmlichkeit von den von Fellenberg'schen Instituten abzuhalten, sandte Se. Durchlaucht bald darauf den Hrn. Grafen von Chorinsky mit einem höchst verbindlichen Schreiben aus Basel, vom 31. Januar, an den Hrn. von Fellenberg nach Hofwyl, um sich nach dem Befinden von desselben Anstalten zu erkundigen, und den 31. Januar gelangte von Langres aus abermals eine wiederholte Nachfrage des Fürsten über den gleichen Gegenstand nach Hofwyl. Bei seiner Ankunft in Hofwyl bewillkommte die Courtoisie *) des Grafen von Chorinsky den Herrn von Fellenberg mit folgenden Versen, welche sich einer der anwesenden Gäste aufzeichnete:

Du, der durch Kunst Natur veredeln lehrt,
Und nur den klugen Fleiß belohnt zu seh'n begehrt . . .
Dir führet heut der Krieg, der sonst nur trennt, nicht eint,
Von fern den Fremdling zu, der lang dich ehrt — den Freund.

Wenn Stürme sich des Krieges um deine Flur erheben,
Leb' ungestörter Ruh' dein Patriarchen Leben!
Wünsch' uns im heil'gen Kampf Sieg über Freiheitswürger,
Und werd' in freier Schweiz ein freier Schweizerbürger!

Historisch-topographische Beschreibung von Mezö-Béreny im Békescher Comitate.

(Fortsetzung.)

Zum dritten und letztenmale wird nun der wieder gereinigte Kessel mit noch etwas weniger Lauge, als das zweitemal, angefüllt, (etwa bis auf den 5ten Theil seiner Höhe) die schon griesige Fettmasse aus den Töpfen wieder in den Kessel gethan, wieder während des dritten Sudes und beständigem Umrühren ein paar Handvoll Küchensalz hineingeworfen (zur Beförderung der letzten und gänzlichen Scheidung), und so lange mit Kochen und Umrühren fortgefahren, bis man glaubt, daß die Fettmasse ganz beisammen und dicht genug ist, um sie in Formen zu gießen. Um dabei sicher zu gehen, schöpft man Etwas von derselben auf einen flachen irdenen Teller, wird das

---

*) Wer den vortreflichen Grafen näher kennt, wird statt dieses schielenden Ausdrucks den treffenderen wünschen. Wenn er so sprach: so sprach er nicht als Höfling, sondern als deutscher Mann aus deutschem Herzen.

D. H.

Fett auf demſelben kalt, und bekömmt dann das ſo Geronnene die gehörige Seifenhärte, ſo iſt es Zeit den Keſſel zum letztenmale vom Feuer abzuheben. Nun nimmt man tafelförmige, hölzerne Gußformen (etwa z. B. kleinere oder größere Tiſchlädchen), welche mit einem ſaubern, leinernen Tuche inwendig ausgelegt ſind, worauf dann die flieſſende, warme Seife gleich aus dem Keſſel mit dem Schöpflöffel abgeſchöpft wird. An einen ruhigen, kühlen Platz geſtellt, wird die Seife bald kalt und gehörig hart, und kann dann aus den Formen mit dem unterliegenden Tuche herausgehoben in Tafeln, oder um das Austrocknen zu erleichtern in viereckichte, längliche Stücke geſchnitten, zum Gebrauche jahrelang aufbewahrt werden, der Keſſelſatz giebt abermal ſchwarze Seife.

Anmerkung 1. Je weißer, feſter und leichter die getrocknete Seife iſt, deſto mehr Werth hat ſie. Die Debrecziner Tafelſeife iſt im Lande die berühmteſte, und wird überall hin verführet, auch ins Ausland.

Anm. 2. Das Feuer unter dem Keſſel kann beim erſten Sude ſtark ſeyn. Bei den zwei andern Malen muß es nur langſam genährt werden, und gleichförmig ſeyn. Die §. 6. und 9. erwähnten Ziegeln aus Kuhmiſt thun hiebei treffliche Dienſte als Holzſurrogat, weil ſie eine gleichere, flammenloſe Hitze unter dem Keſſel unterhalten.

Anm. 3. Iſt die Szekſölauge recht gut, ſo ſcheidet ſich die Seife ſchon beim zweiten Sude hinlänglich, beſonders wenn das Ingredienzverhältniß gut getroffen worden iſt, und der dritte Sud iſt dann überflüſſig.

Anm. 4. Recht alte Seife vom zweiten und dritten Jahre in der Haushaltung verzeigen zu können, gehört zum Stolze unſrer Hausfrauen.

5) Das Branntweinbrennen. Außerdem, daß die Grundherrſchaft Branntwein aus den Trebern und dem Lager des Zehent- und eignen Weines, aus Frucht und Kukurutz in großer Quantität in einer eignen anſehnlichen Brennerey produzirt, brennen auch hieſige Weingärteninhaber gegen eine billige Keſſeltaxe für ihren eigenen Gebrauch und zum eimerweiſen Verkaufe, wobei aber wie überall ſich die Herrſchaft das Vorkaufsrecht vorbehält, aus allerlei Fruchtarten und aus den hier ſo häufigen Aprikoſen, Zwetſchgen**) Pflaumen und Sauerkirſchen (Weichſeln) einen ſtarken guten Brandwein. Aus letztern wird wohl

**) Der Zwetſchgen und Pflaumenbranntwein heißt hier Slivovitz, von der Slawiſchen Benennung der Pflaume und Zwetſchge Sliva; die Ungarn nennen ihn daher Szilvoriom; den beſten Slivovitz giebt die länglichte blaue, vom Kerne beim Drucke ſich leicht trennende, bei uns ſogenannte Neuſohler Zwetſchge, die meines Wiſſens wenigſtens, der berühmte Pomolog Eichler, mit dem ich im Jahre 1799 in Kleinfahnern im Gothaiſchen perſönliche Bekanntſchaft gemacht habe, nach meiner Anzeige von ihrem in Ungarn gleichſam wilden reichlichen Fortkommen, in ſeinem trefflichen Obſtgärtner die ungriſche Pflaume nannte; ſie wird von den Slawen in den nördlichſten Ungarn, und im ſüdlichen ſehr ſtark von den Wallachen und Raizen die hüglichten Boden haben, in eignen Zwetſchgenwäldchen um und hinter dem Hauſe (Szilvás) in großer Menge gebaut, und theils getrocknet im Backofen (beſſer wäre es an der Sonne) oder zur Mus (Powidel) eingeſotten, am meiſten aber zum Branntweine gebrennt. Der berühmteſte Slivovitz und auch der geiſtigſte iſt der Syrmier, welcher in das ganze Land verführt wird, und auch wohl in die deutſchen öſterreichiſche Erbländer, wenn nicht gar ins übrige Deutſchland. Der Banater muß ihm auf alle Fälle nachſtehen, weil da die Neuſohler Zwetſchge ſchon mehr verwildert und viele rothe runde Pflaumen die wäſſeriger ſind, und nicht vom Kerne gehen, damit vermiſcht werden. Der junge Slivovitz iſt beinahe waſſerweiß, je älter er wird, deſto dunkelgelber wird er. Er unterſcheidet ſich von anderm Branntwein durch ſeinen geruchloſen, gelinden angenehmen Geſchmack und ſein öhligtes Weſen. Er wird von Honoratioren zum Frühſtück und gewöhnlich kurz vor dem Mittagsmahl als Concoctionsmittel genoſſen.

Um ſeinen Zwetſchgengeruch und einen hier zu Lande beliebten noch pikantern Geruch und Geſchmack zu erhalten, zerſtößt man die Steine ſammt den Kernen, und läßt ſie mit brennen. Die Wallachen und Raizen in Ungarn, die dieſes Getränke Seidel- und Halbeweis zu trinken pflegen, brennen ihn nicht ganz aus, ſondern begnügen ſich mit der Wodka, d. i. mit dem zweiten Ablauf — — welcher freilich um vieles ſchwächer iſt. Uebrigens aber iſt wohl das Urtheil einiger ſelbſt inländiſcher Schriftſteller übertrieben, die dem an und für ſich bei beobachteter gehöriger Mäßigkeit, unſchuldigen Getränke eine giftartige Wirkung zuſchreiben, von der ſie die große Mortalität der ſüdlichen Gegenden herleiten, die ganz einen andern Grund hat. Ich erinnere mich ſelbſt in des berühmten Hrn. Profeſſors Schwarzbners Statiſtick dieſes als Axiom angenommen geleſen

auch im Großen Weichselwein von einigen Privaten gemacht.

Das Verfahren mit diesem Obstbranntwein ist sonst sehr einfach; man läßt in offnen aufgerichteten Fässern den Obstmaisch hinlänglich gähren, und verfährt dann wie mit jedem andern süß gegohrnen Materiale des Branntweins.

6) Das Bundamachen. Bunda heißt der lange Schafpelz, den der hiesige Slowak, Ungar und Deutsche ohne Ermel als wie einen Mantel umhängt, und der aus gegärbten Schaffellen ohne alle übrige Zugehör verfertigt wird. Die glatte Seite wird von den Kirschnern und Schafhirten, die sich damit in ihrer langen Muße wie die deutschen Schafhirten mit Strumpfstricken und Netzen beschäftigen, mit allerhand Zierrathen aus eingenähten schmalen hochgefärbten Riemenbändern und mannigfaltig besonders auf der Brustseite herabhangendem Schnitzelwerk ausgezieret, hie und da mit glänzenden metallenen glatten Knöpfen, ja sogar mit Stücken von Glasspiegeln ausstaffiret. Er geht bis an die Knöchel und hat die Weite eines engen Mantels. Dem gemeinen Mann ist er eine Bedeckung, die er Sommer und Winter trägt. Im Sommer kehrt er, besonders der Schaf- und Viehhirt die glatte Seite einwendig, indem er sagt, das Leder kühlt. So wird auch bei Regenwetter die glatte Seite hineingewendet, damit das Fell nicht durch die Näse zusammenlaufe. Um dieses mehr noch zu verhindern, pflegen solche Leute die glatte Seite mit Speck, Oehl und andern Fette tüchtig einzuschmieren. In Winterszeit und bei kühlen Sommer und Herbstwetter kommt das Rauhe hinein und das Glatte auswärts. Anstatt des Kragens hängt gewöhnlich ein ganzes Lammfell, noch zur Parade mit sammt den Fußklauen über die Schultern herab, welches entweder stark scheckicht, dunkel und bei Reichern ganz schwarz seyn muß. Man braucht zu den Bunden die Felle mit Zackelwolle, von den sogenannten gehörnten ungrischen Schafen, (Ovis Strepsiceros Lin) die recht lange gelockte Zotten hat. Dieses Kleid, das der Landmann Sommer und Winter hindurch trägt, ist eine eben so einfache als kommode Kleidung für ihn; es dient ihm bei warmer Witterung und selbst in der geheizten Stube zum Unterbett; bei kühlen und kalten Tagen und Nächten vertritt es außer dem Winterpelze auch die Stelle aller Oberbettung, und leistet ihm bei der ohnehin lüftigen, ewigen, leinenen oder hanfenen Kleidung aus einem bloßen bis an den Nabel reichenden Hemde mit weiten Ermeln, ohne Halskragen und einer weiten das Bein in tausend Falten umflatternden Hosen, von der nehmlichen dünnen Materie, den einzigen Anzug des hiesigen ungrischen und slawischen Bauers, den trefflichsten Dienst. An die Beschwerlichkeit der Schwere wird er von Jugend auf gewöhnt. Zehn bis zwölf Schaffelle kleiden auch den größten Mann hinlänglich. An Festtagen, an Hochzeiten oder in einem Amte stehend erscheint er in ungrischen Hosen, Wams und Jacke von dunkelblauem Tuche, meist mit rothen Schnüren verziert, worüber doch gewöhnlich besonders bei Abwesenheit der kurzen Jacke, die geliebte Bunde mit herhalten muß.

Selbst die Honoratioren, weltlichen Standes, bedienen sich dieser Bunden, nur daß sie säuberer gehalten und mit mehr Riemzierrathen ausgestet sind. Zum Wintergebrauch im Hause und im Dorfe bedient man sich kurzer Pelze, die aus Schaffellen genäht, mit der glatten Seite auswärts gekehrt sind, lange Ermel haben, mit rauhen Zickelfellen verbrämt sind, und bis an die Hüften reichen. Das Frauenzimmer läßt nebst andern Zierrathen dieselben für sich gewöhnlich veilchenblau, schwarz oder gelb auf der glatten Seite färben. Einige Frauen, besonders Slowackinnen, tragen solche Pelze ohne Ermel als lange Wamse. Ein so kurzer Schooßrok heißt ungrisch Ködmön. Herr Samuel Bredetzky hat in einem der Hefte seiner schätzbaren topographischen Beiträge für Ungarn einen Viehhirten in seiner Bunda zum Titelkupfer gewählet.

7) Die Botskor, eine Art von Sandalien, die nicht nur der Ungar und Slawe in diesen Gegenden, sondern auch der Wallache, Raitz, Croate und Illyrier sich zur semmoden Fußbedeckung in ganz Ungarn bedient, sind auch hier unter den slawischen Einwohnern (bei Deutschen und Ungarn, welche

---

zu haben, wenigstens in der ersten Auflage. Ich für meinen Theil glaube nicht, daß das Branntweintrinken in Ungarn stärker sey, als ich es in den hanövrischen Bierländern unter allen Ständen gefunden habe; wo der Liquer selbst mit dem an sich starken Kaffeetranke verbunden zu seyn pfleget. Im Banate bauen die Wallachen so viel Zwetschgen und Pflaumen, daß es in einem guten Pflaumenjahre, wie es in Ungarn auch beim Weine oft geschieht, an Gefässen fehlet, die Zwetschgen gähren zu lassen. Sechs bis 8 Bäume geben dann einen Eimer Branntwein. Man macht deswegen, wie z. B. in Neu-Théresch im Temescher Comitat, Erdgruben von 6 schuhiger Breite und beliebiger Länge, so tief als es das Wasser zuläßt, brennet diese Gruben wie die oben §. 6. Anz. 1. erwähnten Fruchtgruben aus, verschmiert sie an den Seiten mit Lehm, und stampfet den Boden fest; schüttet dann die Zwetschgen hinein, und lässet sie darin gähren. Oben wird ein Rohrdach angebracht, um den Regen abzuhalten. Die Banater Wallachen haben erst seit einigen Jahren sich den Gebrauch der Fässer zum Gähren angewöhnt.

weite Stiefel tragen, gar nicht) gewöhnlich. Der Hauptbestandtheil davon ist ein Stück dickes doch biegsames Sohlenleder, welche der Weißgärber aus der untern Schenkelhaut der Roße und des Rindviehes schneidet, und für diesen Gebrauch zubereitet.

Dieses Stück Leder hat bei dem Ungarn und Slaven keine andre Vorrichtung, als daß es an den Kanten mit Löchern versehen ist, die dann am Fusse nach der Trittlänge und Breite auf der Oberfläche des Fusses eingebogen und mit Schnüren oder schmalen Riemen über demselben fest zugezogen, und zu mehrerer Festigkeit an dem untern Theile der Schienen fest geschnüret wird. Statt der Socken dienen da einige grobe Lumpen, oder ein Stück Wolldecke um den Fuß einigemal gewickelt, und diese Fußbekleidung legt dann der Tragende, besonders die Knechte, ohne dringende Ursache Monathe lang nicht ab. Ein Knecht dingt sich wenigstens zwei Paar davon jährlich im Lohn aus, wie auch ein Paar Zischmen (ungrische leichte Stiefeln), in denen er an Sonn- und Feiertagen in Gala erscheint; denn das Baarfuß gehen, welches in den nördlichen ungrischen Comitaten beim Landmanne so gewöhnlich ist, will im südlichen Ungarn, auch bei dem Aermsten, noch immer nicht Mode werden.

Eine andre, dem deutschen Schuhe schon näher kommende, Art dieser Sandalien ist die, welche vorn eine Art von Kopf hat, der aber auch über den Obertheil des Fusses zusammengeschnürt und an den Schienbeinen mit Riemen fest gebunden wird, aber wie die vorige Art keine Absätze hat.

Ich habe diesen Artikel deswegen hieher gesetzt, weil außer der breiten Unterlage des Fusses die andere Zugehör sich der Bauer selbsten machen und nach Umständen selbst adaptiren muß. Von der hier üblichen Beschuhung der Frauenzimmer werde ich unten an seinem Orte reden.

8) Ein eben so nützliches als nothwendiges Nebengewerbe des hiesigen weiblichen Geschlechtes kann ich nicht übergehen, nehmlich die Bearbeitung des Flachses und Hanfes zur Leinwand. Aus der Größe des Hanflandes, welches nach obiger Angabe 61000 □ Klafter enthält, wird man einigermassen auf die Menge des hier produzirten Hanfes schließen können, dessen Brecheln, Hecheln, Spinnen unsre Hausmütter über ein halbes Jahr lang ausschlüßlich beschäftiget. Das Rösten des Hanfes geschieht in der Körösch zum Nachtheil des Fischfanges und mit Verpestung der Luft. Selbst die Fische sterben häufig von dem narkotischen Gestanke; wie soll dann der Genuß des Flußwassers, an Orten, die daran ausschlüßlich gebunden sind, wie z. B. in Szarvas, und in dem benachbarten Tartsa dem Menschen und dem Vieh nicht schädlich seyn? Ja ich glaube nicht mit Unrecht die so häufigen Abortus unserer Weiber dem Umstand zuschreiben zu können, daß entweder aus Unwissenheit und Leichtsinn oder Armuth schwangere Weiber, sich dem Geschäfte des Röstens zu einer Zeit unterziehen, die dem Foetus gefährlich werden muß, da sie bei dieser Arbeit oft halbe Tage lang bis an die Knie in diesem verpesteten Wasser stehen müssen. Die harte Arbeit des Brechelns mag das Seinige auch dazu beitragen.

Nach der Breche wird der Hanf, wie schon oben gesagt worden ist, um eine dicke senkrechtstehende bewegliche hölzerne Walze mit Gewalt aufgedreht, um ihn zu dehnen, und demselben mehr Biegsamkeit und Geschmeidigkeit zur fernern Bearbeitung zu geben. Das Spinnen geschieht hier größtentheils auf dem Spinnrocken mit Spindeln. Das Weben der Leinwand verrichten die Weiber meist selbst, worinn die Slowackinnen besonders Meister sind. Das Bleichen Bauchen ꝛc. hat hier nichts besonders vor andern Gegenden. Die Leinwand wird entweder auf die platte Erde, wo Wasen ist, ausgebreitet, oder auf Traggestellen im Hofe oder im Gartenraume aufgespannt. Man sollte kaum glauben, daß die jährlich erzeugte Leinwand zum Hausbedarfe des ganzen Dorfes nicht zureiche, und doch ist es so. Zum eigentlichen Verkaufe wird wenig gesponnen und gewebt. Höchstens verarbeitet man das Werg zu groben Fruchtsäcken, die einen Kübel d. i. zwei Preßburger Megen fassen; zu Strohsäcken und großen Fruchttüchern, auf welchen die vor dem Mahlen gewaschene Frucht zum Trocknen ausgebreitet wird. Ein solches Fruchttuch heißt hier Ponyva, und ist von verschiedener Größe, je nachdem ein oder zwei Kübel Frucht darauf getrocknet werden sollen. Und diese Artikel werden von den Frauen zum Besten ihres Kammerbeutels gewöhnlich verkauft. Da die ganze Kleidung der diesigen Bauern, Sommer und Winter, gewöhnlich in leinenen, langen, weiten Beinkleidern und kurzen Hemden besteht, und daher stark abgenutzt wird, so kann man daraus auf die starke Leinwandconsumzion leicht schliessen. Und doch wird von den Thurozer und Neutraer Leindwandträgern jährlich viel dünnere, besonders flächserne Leinwand im Dorfe abgesetzt, die abgerechnet, welche auf den Jahrmärkten aufgekauft wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 24. Mai.

Das Marienbild von Culm bei Karlsbad.

(Beſchluß von Nro. 22.)

Plötzlich ſtrahlt in der Kapelle
Ungewohntes Licht,
Eine ſilberklare Helle
Durch die Scheiben bricht,
Durch der Schatten flieh'nden Schleier
Stellt am Hochaltar
Ihrem Blick im matten Feuer
Sich das Kleinod dar.

Mit des Dankes Glutgefühl entzündet,
Rafft ſie freudig es empor,
Und in dieſem Augenblick umwindet
Sie auf's neu der Dämm'rung dunkler Flor.
Doch in ihrer Bruſt mit Sonnenhelle
Schon ein groß Plan vollendet ſtand;
Fliehend faſſet ſie Blitzesſchnelle
Der Ermordeten Gewand.

Und mit raſchen Schritten eilend
Fliegt ſie durch den Wald
Keinen Augenblick verweilend.
Aber horch! es ſchallt
Hinter ihr ein dumpfes Heulen
Wie ein Donnerton;
Des Verfolgers Schritte eilen
Nah, und näher ſchon.

Drohend rauſcht's mit wildem Grimme
Aus dem Wald hervor;
Eine fürchterliche Stimme
Schreckt ihr banges Ohr.
Das Entſetzen giebt ihr Flügel;
Gleich dem ſchnellen Reh
Eilet ſie durch Thal und Hügel
Von des Berges Höh'n.

Aber immer näher brauſend
Naht der Rache Gluth
Wie ein Wind im Meere ſauſend
Durch die dunkle Fluth.
Aus dem Schattenreich der Nächte
Flammt ſein Schwerdt heraus,
Gierig ſtreckt ſich ſeine Rechte
Nach der Beute aus.

Zitternd flieht ſie auf dem Pfade
Zu des Teiches Rand,
Wo am anderen Geſtade
Ihre Veſte ſtand.
Doch die Kräfte ſie verlaſſen,
Und es ſinkt ihr Muth;
Die Geängſtete zu faſſen,
Strebt des Räubers Wuth.

Sicher daß er ſie erreiche,
Blitzt nach ihr ſein Schwerdt;
Doch in einer alten Eiche
Grauen Stamm es fährt.
Und erſchüttert ſinkt er nieder
Auf der Erde Schooß,
Denn zurück auf ſeine Glieder
Wirkt der mächt'ge Stoß.

Gleich dem leichten Morgenwinde
Fliehet ſie vom Land
Auf des Eiſes ſchwacher Rinde
Zu dem fernen Strand.
In der Rettung ſicherm Orte
Findet ſie ſich hier,
Und bald ſchließt des Schloſſes Pforte
Klirrend hinter ihr.

Schnell beſänftigt, doch voll Kummer
Hatte ſich der Ritter aufgemacht,
Reue ließ den ſüßen Schlummer
Ihn nicht finden dieſe Nacht.
Daß vielleicht ſein treuer Knecht gefallen,
Laſtete auf ſeinem Herzen ſchwer,
In des Ritterſaales Hallen
Harrt' er ſeiner Wiederkehr.

Lang ſchaut er durch die öde Halde
Bis die Zeit mit trägem Lauf verrinnt

Bis er mit Entsetzen und mit Freude
Wieder sieht sein theures Kind.
Doch noch zitterte durch ihre Glieder
Ihrer schrecklichen Empfindung Last;
Und erbleichend sinkt sie nieder,
Da der Arm des Vaters sie umfaßt.

Fürchterliche Todesblässe decket
Jetzt ihr Angesicht mit düstern Flor;
Der besorgte Ritter schrecket
Aus dem Schlaf die ganze Burg hervor.
Zu dem dunklen Rittersaale
Eilet die erstaunte Schaar,
Und im bleichen Mondenstrahle
Stellt sich ihnen dieses Schauspiel dar.

In dem wogenden Gedränge,
Nicht von ängstlicher Besorgniß frei,
Schleichet durch der Diener Menge
Jener Knappe bebend sich herbei.
Und ein schneller Blick enthüllet
Ihm die Großmuth seiner Retterin.
Von dem tiefsten Schmerz erfüllet
Stürzt er zu des Ritters Füssen hin.

Laß, o Herr, mich deine Rache fühlen!
Alles trag ich mit Geduld:
Scham und Reue meine Brust durchwühlen,
Mein ist diese ungeheure Schuld!
Rettung wollte sie mir geben,
Als mich gestern euer Zorn bedroht;
Doch die Edle jetzt zu über leben
Straft mich mehr als tausendfacher Tod.

Aber konnt ich ahnden, konnt ich wissen,
Daß im Schooß der fürchterlichsten Nacht
Sie von Heldenmuth dahingerissen
Meine Rettung selbst vollbracht?
Freudig hätt ich dann im Walde drüben
Mich dem Tode blos gestellt;
Nimmer wär ich dann zurück geblieben
Um die Schätze einer halben Welt.

Alles schweiget; durch die Grabesstille
Tönet nur der Widerhall zurück,
Auf der Theuersten entseelter Hülle
Ruht des Ritters thränenloser Blick.
Doch aus ihrem bleichen Angesichte
Glänzet bald des Lebens Strahl hervor,
Ihre Augen heben bald zum Lichte
Aus des Todes Schatten sich empor.

Aber schüchtern und mit Beben
Schaut sie noch mit starrem Blick umher,
Des Entsetzens Bilder sie umschweben
Wie ein drohendes Gespensterheer.

Horch! wie tönt um mich des Nordes Stimme!
Wie erbebt der tausendjähr'ge Wald!
Ha, der Räuber naht; mit wildem Grimme
Faßt mich seine schreckliche Gewalt.

Seht der Eiche graue Trümmer!
Dort erglänzt mir durch den Hain
Der Kapelle lichter Schimmer,
Sey gegrüßt o Jungfrau rein!
Der Verfolgten mächt'ge Stütze
Sey mit frommen Dank verehrt;
Schütze die Verlorne, schütze
Sie vor des Verführers Schwerdt!

Endlich sinkt der schwarze Schleier,
Der mit Grausen sie umhüllt;
Mit des frohen Dankes Feuer
Sieht sie ihres Vaters theures Bild.
Hohe Wonne strahlt aus ihren Blicken
In der Andacht frommen Bund,
Und es spricht mit heiligem Entzücken
Freudelächelnd ihr beseelter Mund.

Aus dem Schooß der finstern Nächte
Hat mich Gottes Hand zurück geführt,
Er, der Ew'ge dessen starke Rechte
Das Geschick der Sterblichen regiert;
Seine Gnade hat mit Heldenstärke
Meine Schwachheit jetzt beseelt,
Seine Weisheit hat mich zu dem Werke
Das ich euch verkünden will, erwählt.

Jetzt entdeckt sie, was in der Kapelle
Sie gesehn in dieser Nacht;
Und den Gräul, den dort an heil'ger Stelle
Jene Mörderschaar vollbracht.
Für der Unschuld heil'ge Sache
Rührt sie durch des Mitleids bangen Schmerz;
Doch die Flamme der gerechten Rache
Glühet feuriger durch jedes Herz.

Lang schon, spricht sie, von den Frevlerschaaren
Wird das Heiligthum entweiht,
Und des Todes drohende Gefahren
Schrecken weit hinweg die Frömmigkeit.
Aber das Verderben naht sich ihnen,
Das sie mit Entsetzen bald umhüllt;
Und der Tag der Rache ist erschienen,
Und das Maas der schwarzen Gräul gefüllt.

Zu der Rettung heiligen Geschäfte
Hat Mariens Huld mich ausersehn;
Sie, die Mächtige, verleiht mir Kräfte,
Läßt mich nicht im Sturme untergehn!
Darum schwöret mir im festen Bunde
Bei dem Kreuz und ihrem Gnadenbild,

Schwört in dieſer feierlichen Stunde
Daß ihr meinen Rettungsplan erfüllt.

Um den edeln Lorbeer zu erwerben,
Schwört den Eid die ganze Dienerſchaar!
Schwört für die Gerechtigkeit zu ſterben!
Für der Jungfrau heiligen Altar.
Auch der Ritter ſich verbindet,
Zu vollzieh'n mit Muth und Feſtigkeit,
Was Mariens Wille ihm verkündet —
Durch den Mund der Tochter, ihm gedeut.

Freudig ruft ſie aus: Es iſt gelungen!
Und der Bund der Rettung iſt vollbracht.
Bald, bald, iſt der frohe Sieg errungen,
Durch der Hochgebenedeiten Macht.
Mit der Hoffnung Kraft erfüllet
Zeigt ſie ihnen der Vollendung Bahn,
Und voll Heldenmuth enthüllet
Sie dem Vater ihren großen Plan.

Morgen, wenn der Räuber ſich beim Feſte
Selbſt geliefert hat in unſere Hand,
Zeige ich mich in der Schaar der Gäſte,
Ihm in der Ermordeten Gewand.
Rachedurſtend, mit der Kunſt der Hölle,
Stellt er dann ſich meinen Blicken dar;
Schmeichelnd lockt er mich zu der Kapelle,
Und verſammelt ſeine ganze Schaar.

Aber in des Waldes Dunkelheiten
Harret dann mit blankem Schwerdt,
Dringt herbei von allen Seiten
Wann ihr dieſes Glöcklein hört.
Wann der Ruf zum Kampf der heiligen Sache
Endlich tönt in euer Ohr,
Eilt geflügelt wie die Rache
Aus der Finſterniß hervor.

Soll ich dich zum Tode führen
Spricht der Ritter, von des Räubers Hand
Soll ich dich zum zweitenmal verlieren
Die ich kaum noch wiederfand?
Aber er verſtummt, ſein Eid verbindet
Ihn zu thuen, was die Heldin ſpricht.
Und der Sorge Bangigkeit verſchwindet
Vor des Glaubens und der Hoffnung Licht.

Schon die Berge ſich erhellen,
Welche Nacht umhüllt
In der Bäche flücht'gen Wellen
Schwimmt der Sonne Flammenbild,
Munter eilen zu dem Feſte
Aus der Gegend rings umher
Freudig die geladnen Gäſte
Wie ein wallend Heer.

Endlich ſinkt der Abend nieder
Nachtend auf die Flur
Und mit ſchwärzlichem Gefieder
Deckt er die Natur.
Schmetternde Trompeten ſchallen
Muthig durch den Hain,
Daß die Berge wiederhallen
Und der Felſenſtein.

Bleich ſchon flimmerten die Sterne,
Und die Sonne wich
Sieh da zeigte in der Ferne
Noch ein Ritter ſich.
Einſam naht er ſich dem Thale
Das der Jubel füllt
In der Sonne letztem Strahle
Spiegelt ſich ſein Schild.

Als ein fremder Ritter kündet
Sich der Kühne an,
Schwarze Heuchelkunſt umwindet
Seinen blut'gen Plan.
Frohſinn ſeine Wangen ſchmücket,
Aber er verſchwand
Als ſein Auge jetzt erblicket
Der Ermordeten Gewand.

Aber ſchnell gefaßt, erhebet,
Er den frechen Blick
Und der Trug der ewig ihn umſchwebet,
Kehret auf ſein Angeſicht zurück;
Und mit ſüſſen Schmeicheleien
Naht er freundlich der,
Die er will dem Tode weihen
Und der Schmerzen Heer.

Schnell, ſo glaubt er, naht er ſich dem Ziele;
Ihm zu folgen ſcheint ſie bald bereit.
In der Rache freudigen Gefühle
Schwindet ihm des Abends flücht'ge Zeit.
In der Nächte rabenſchwarzer Hülle,
Leitet er die Zitternde hinweg
Und der Waldkapelle öder Stille
Nahen ſie auf dunklem Weg.

Noch ſchon ſind ſie dieſem grauen Orte,
Wo das blutige Verbrechen wacht,
Klirrend öffnet ſich von ſelbſt die Pforte,
Bald, bald iſt die ſchwarze That vollbracht.
Und des Räubers ſtarke Rechte
Faßt ſein Horn; mit ſchrecklicher Gewalt
Schmettert er, daß es im Schooß der Nächte
Weit im dunkeln Forſte wiederhallt.

Aus der Gebirge tiefen Grüften
Ertönt ein fürchterlicher Schall,

Und von des Waldes fernen Klüften
Antwortet es mit Donnerhall.
Es rauscht ein Heulen in den Lüften,
Und schaurig schlug es an ihr Ohr,
Wie aus der Erde hohlen Grüften
Sprang eine Geisterschaar empor.

Es tönnt ein Jauchzen gegen Himmel,
Und durch den Wald braust es daher;
Ein düsters, nächtliches Gewimmel
Umwogt sie wie ein wallend Meer.
Es sammelt sich mit Windesschnelle
Um den entheiligten Altar,
Und um Marienswaldkapelle,
Erwartet sie die wilde Schaar.

Der Räuber zieht mit seiner Beute
In das entweihte Heiligthum;
Der Diener jauchzendes Geleite
Verkündigt des Gebieters Ruhm.
Mit stolzen Blick und frechen Muthe
Schaut er auf das Marienbild,
Auf die Kapelle, die er mit dem Blute
Der Unschuld schon so oft erfüllt.

Schon zuckt sein Arm in wilden Grimme,
Schon blizt das Schwerdt in seiner Hand.
Woher, so donnert seine Stimme,
Woher, Unglückliche, ist dies Gewand?
Nur eine kurze Frist vergönne
Ich dir, um alles zu gestehn,
Darum bekenne jetzt, bekenne!
In Martern sollst du sonst vergehn.

So raub es, wenn du's wagst zum zweitenmale,
Spricht jetzt der Heldin Hochgefühl:
Ich zittre nicht vor deinem Mörderstahle,
Ich bin an meines Kampfes großem Ziel.
Und keine Schandthat wirst du mehr verüben,
Denn dein Verderben schläft in meiner Hand,
Ein theurer Schatz ist mir geblieben,
Mir theurer, als dies köstliche Gewand.

Und mit silberklarer Helle
Tönt des Glöckleins Klang,
Das mit blizesgleicher Schnelle
Durch die Ferne drang.
Doch der Räuber wilde Menge
Fodert brüllend ihren Tod,
Der im schrecklichen Gedränge
Ihr aus blut'gen Dolchen droht.

Aber jetzt gleich Ungewittern
Naht der Rache Heer,
Daß die grauen Eichen zittern,
Drohend schon daher
Ihre Schaaren sich bewegen;
Fliegend durch den Wald
Und auf seinen dunkeln Wegen
Feldgeschrei erschallt.

Plötzlich sieht der Räuber sich umrungen,
Sieht die feige Schaar der Seinen fliehn;
Doch schon ist sein Schwerdt geschwungen;
Drohend ruft er aus: Verrätherin!
So begleite uns zur Hölle
Sey gleich uns des Todes Raub!
Doch des treuen Knappen Schnelle
Streckt ihn nieder in den blut'gen Staub.

Freudig sieht sie sich von dem gerettet,
Dem ihr Muth die Rettung einst verliehn;
Von des Vaters Armen sich umkettet,
Alles jauchzt der hohen Siegerin.
Weit durchrauscht ihr Ruhm schon die Gefilde,
Wo er jedes Herz mit Jubel füllt;
Doch ihr Blick in sanfter Demuth Milde
Hanget an Mariens Gnadenbild.

Nichts vermag die Räuber mehr zu retten,
Da der Ewige ihr Urtheil spricht;
Bald belasten sie die schwersten Ketten,
Ihrer harrt das schrecklichste Gericht.
Hier wo das Verbrechen Mord gebrütet,
Wo der Unschuld Schmerz zum Himmel drang;
Wo der Habsucht Furien gewüthet,
Tönt des Sieges frohster Jubelklang.

Flammend strahlt die helle Morgensonne
Auf der Freude heitern Bund herab;
Dankend hebt sich ihre Siegeswonne
Zu dem Throne dessen, der sie gab.
Und mit festen Schwur verbinden
Alle sich an dem Altar,
Hier ein reines Heiligthum zu gründen,
Wo des Mordes finstre Zuflucht war.

Bald, bald sinkt die schwarze Waldung nieder,
Und ein Tempel wölbet sich empor;
Wo der Andacht heil'ge Lieder
Täglich tönen im erhabnen Chor.
Unter dem Marienbilde
Strahlet Sonnengleich ein Hochaltar,
Zu der Jungfrau segensreicher Milde
Fleht der Priester fromme Schaar.

Dieser Erde nichtige Genüße
Fliehn sie, höhrer Freuden sich bewußt;
Wie des Glaubens Licht durch Finsternisse
Strahlt das rothe Kreuz an ihrer Brust.
Orgelton durchrauscht die weiten Hallen,
Und verkündiget der Jungfrau Ruhm;

Ferne Pilgerſchaaren wallen
Gnade ſuchend zu dem Heiligthum.

Gnade winket uns von den Altären
Dieſes Tempels. Noch in ſpäter Zeit
Wird die fernſte Nachwelt ihn verehren,
Staunend ſieht ſie ſeine Herrlichkeit;
Staunend hört ſie die Geſchichte,
Wie der Glaube frommer Unſchuld ſiegt;
Wie durch Gottes ſtrafende Gerichte
Zitternd der Verbrecher unterliegt.

Franz von Maltitz.

Don Felix d' Azara.

Irrige Begriffe eines griechiſchen Geographen von der unermeßlichen Erſtreckung des öſtlichen Aſiens, weckten vor 300 Jahren den Vorſatz des unſterblichen Colons, weſtlich eine kürzere Ueberfahrt nach dem reichen Oſtindien zu ſuchen, und — durch jenen Irrwahn mußte er eine neue Welt finden, die er gar nicht geſucht hatte.

Anfänglich erſchienen eine Menge Beſchreibungen dieſes Eldorado. Bald aber dachten Spanier und Portugieſen, damals die erſten Seemächte, auf den Amerikaniſchen Alleinbeſitz. Durch einen, vom Papſt ſanctionirten Vertrag, theilten ſich beide durch eine Demarkationslinie auf dem Globus in Alles bereits Gefundene und noch zu Entdeckende. Seit der Zeit hüllte die eiferſüchtige Regierung beider Nationen die neue Welt in ein gefliſſentliches Dunkel; dennoch eigneten ſich auch andre Mächte einen Theil des ungeheuern Funds zu.

Ein deſto tieferes Schweigen beobachteten Portugieſen und Spanier über das ihnen allein verbliebne Süd-Amerika und Mexiko. Fremden wurden eben ſo wenig Unterſuchungen als Berichte geſtattet; anfänglich aus Geiz, Stolz und Uſurpationsgeiſt, ſpäter aus Schwäche, Furcht und Noth.

Daher erfuhr man auch die lezten zwei Jahrhunderte ſehr wenig von dieſem ungeheuern Erdſtrich, und kannte davon nur höchſt unvollkommene Karten. Was die Regierung ſelbſt davon wußte oder beſaß, blieb Staatsgeheimniß.

Die politiſchen Erſchütterungen der lezten 25 Jahre verfehlten auch auf den Madriter Hof nicht ihres Einfluſſes. Er wollte oder konnte ſein altes despotiſches Syſtem nicht mehr im fernen Amerika befolgen, und wir erhielten neuerlichſt vom nördlichſten Theil der ſpaniſchen Beſizungen die herrlichſten Nachrichten vom berühmten Humboldt, den ſogar die ſpaniſche Regierung auf das liberalſte in ſeinen Forſchungen unterſtüzte. Braſilien lehrte uns die treffliche Zadenſche zu London erſchienene Karte und Graf Hofmannsegg kennen und Azara, verbannt in Wüſten, abgeſchnitten von der kultivirten Welt, begann und vollendete die Karte und Beſchreibung des ſüdlichen Spaniſchen Amerika in einer Strecke von mehr als 250 Meilen lang und 150 breit. Ohne Bücher, ohne Vorkenntniſſe gab er uns ſeine Naturgeſchichte, ſeine Völkerkunde, beides für uns ſo gut, wie neu.

Don Felix d' Azara ward 1746 zu Barbunales bei Balaſtro in Arragonien geboren, anfänglich auf dem Lande, auf den Gütern ſeiner Eltern erzogen, und kam, nachdem er zu Huesca die philoſophiſchen Studien vollendet, in die Militärakademie zu Barcellona.

Sein um 15 Jahre älterer einziger Bruder, der nachher ſo allgeſchäzte und berühmte Don Nicolas d' Azara, war kurz vor ſeiner Geburt auf die Univerſität nach Salamanka gegangen. Beide kannten einander nicht, und nur 1765, da Don Nicolas auf ſeinen Agentenpoſten nach Rom durch Barcelona gieng, ſahen ſie ſich auf einen Augenblick, und ſeitdem in 35 Jahren nicht wieder.

Don Felix trat kurz vor ſeinem 19ten Jahre als Kadet bei einem Infanterieregimente in Militärdienſte, machte 1775 als Lieutenant den Feldzug nach Algier mit. Gleich nach der Landung ſtreckt ihn eine große, kupferne Kugel zu Boden. Die Treue eines Freundes und die Kühnheit eines Matroſen, der ihm die Kugel ausſchneidet, retten ihm das Leben; aber er ſteht unſägliche Schmerzen aus, das Drittheil einer Rippe muß ihm abgenommen werden. Fünf Jahre blieb die Wunde offen, und öffnete ſich abermals nach 5 Jahren in Amerika, wo noch ein Stück Rippe abgieng. Sie heilte von ſelbſt; an Aerzten, an Heilmitteln wäre dort nicht zu denken geweſen. Er fiel auf einem Marſche durch die Wüſten vom Pferde, und brach das Schlüſſelbein; auch das heilte von ſelbſt.

Eine andre phyſiſche Merkwürdigkeit aus ſeinem Leben iſt die, daß er ſeit dem 25ſten Jahre nie wieder einen Biſſen Brod auf den Rath eines Arztes gegeſſen hat, dem er ſeine ſchlechte Verdauung und ſein Uebelbefinden nach Tiſche klagte; ohne jemals nachher krank zu werden.

Durch den 1777 getroffenen Vergleich zu St. Ildefonſo und den 1778 im Frieden zu Pardo ratificirten Vertrag von St. Ildefons wurden die bis dahin immer ſtrittig gebliebenen amerikaniſch-ſpaniſch-portugieſiſchen Gränzen definitiv feſt geſezt, und zur Berichtigung ſelbſt, nach den Baſen des Traktats, Kommiſſarien ernannt, unter dieſen war auch Felix d' Azara, jezt zum Fregattenkapitän ernannt. Er ſchiffte ſich 1781 zu Liſſabon nach Amerika ein.

Die ſpaniſchen Ingenieure waren bald fertig. Die

Portugiesen aber, welche zufolge des Vergleichs viel bereits in Besiz genommenes Land zurückzugeben hatten, eludirten und verzögerten seine Vollziehung unter mancherlei Vorwänden; unterstüzt durch Indolenz und schändliche Connivenz der spanischen Gouverneure. Für ein unthätiges Leben war der feurige Felix nicht gemacht. Er faßte die kühne Idee eine Karte von dem ganzen ungeheuern Landstrich, dessen Gränzaufnahme er kaum beendigt, zu entwerfen, und das auf eigne Kosten und mit muthiger Uebernahme aller der Mühseligkeiten und Gefahren, die bei einem so großen Wagstük nicht ausbleiben konnten. Er wußte bestimmt, daß er von den Vicekönigen, unter denen er stand, nicht die mindeste Unterstüzung zu hoffen, wohl aber alle mögliche Hindernisse zu besorgen hatte. Ja, einen Theil seiner vielen Reisen mußte er sogar vor ihnen verborgen halten.

Dennoch verfolgte er 13 Jahre bis in das Innere Paraguay zu den Missionen der Jesuiten beharrlich sein großes, schweres aber herrliches Ziel, das er, ohne die Hülfsmittel seines Postens und ohne den Eifer der unter ihm stehenden Offiziere schwerlich erreicht hätte. Man denke sich nur die zahllosen Beschwerden, womit die Ausführung genauer Ingenierarbeiten in diesen weiten Einöden verbunden seyn muß, die mit Strömen, Seen und Wäldern durchschnitten, und fast durchaus nur von Wilden und Barbaren bewohnt sind.

Azara nahm einen Vorrath Branntwein, Glaswaaren, Bänder, Messer und andrer Kleinigkeiten mit, um sich damit die Wilden zu Freunden zu machen. Sein eignes Gepäck bestand in nichts weiter als der nothdürftigsten Wäsche und Kleidung, etwas Kaffee, Salz und für sein Gefolge Tabak und Paraguaythee. Dieses hatte nichts weiter bei sich, als was es auf dem Leibe trug. Aber eine große Menge Pferde ward mitgenommen; so daß zuweilen 12 auf jeden Mann kamen; nicht des Gepäcks wegen, das nicht der Rede werth war, sondern weil diese hier sehr häufigen Thiere (die keine andere Nahrung, als der Nachtweide bedürfen) lange Strapazen nicht aushalten, daher oft gewechselt werden müssen. Auch große Hunde begleiteten die Reisenden.

Eine Stunde vor Tags stand man auf, das Frühstük zu bereiten. Nach dessen Genuß theilten sich die Begleiter um die Pferde, die sich des Nachts über, oft Stundenweit zerstreut hatten, wieder zusammen zu bringen. Jeder nämlich behielt Nachts nur ein Pferd bei sich, die übrigen ließ man frei gehen. Waren sie beisammen, so nahm jeder statt des von ihm die lezten 24 Stunden geritten ein andres. Die Reisenden schließen einen Kreis um die Pferde, damit keins davon laufe. Einer gieng unter sie, und fieng mit Schlingen, die für diesen Tag zum Dienst bestimmten. Zwei Stunden nach Sonnenaufgang brach man auf. Da an gebahnten Wegen in diesen Einöden nicht zu denken ist, so mußte ein Führer, der das Land gut kannte, allezeit 300 Schritte voraus gehen, und zwar ganz allein; damit er ungestört genau auf die zunehmende Richtung Acht haben konnte. Ihm folgten die Relaispferde, diesen die übrige Gesellschaft, und so ging es ohne Rast fort, bis 2 Stunden vor Sonnenuntergang.

In der Nähe eines Morastes oder Baches ward Halt gemacht. Nach verschiedenen Seiten wurden Leute ausgeschikt um Brennholz und Kühe zum Schlachten zu holen, entweder wilde oder zu irgend einer, meistens 2—3 Stunden entfernten Ansiedelung gehörig. Für den äußersten Nothfall hatte man auch einige Kühe bei sich. Zuweilen fand man so viel Armadille, daß sich die ganze Gesellschaft sättigen konnte.

Waren gar keine Lebensmittel zu erwarten, so wurde im voraus Vorrath von Kuhfleich gemacht, daß in sehr lange, nur kleine Fingersdicke Striemen geschnitten, an der Sonne getrocknet, und so auf die Pferde geladen ward. Man briet es an hölzernen Spießen, die einzige Zubereitungsart des Fleisches, die man in diesen Gegenden kennt.

Ehe man sich lagerte, wurden allezeit erst die nöthigen Sicherheitsmaaßregeln gegen die oft sehr zahlreichen Vipern genommen. Zu dem Ende ließ man alle Pferde auf dem zum Lager ausgesuchten Platz herumgehen, um diese Amphibien zu tödten, oder sie doch aus ihren Schlupfwinkeln unter dem Grase hervorzutreiben, worüber mehreremale Pferde umkamen. Die bloße Erde und ein Stük Kuhhaut diente Jedem als Bett. Azara allein schlief in einer zwischen Bäumen befestigten Hangmatte.

Nachts behielt jeder sein Pferd so nahe wie möglich bei sich, um im Nothfall wilden Thieren schnell entfliehen zu können, deren Annäherung allezeit die Hunde verkündigten, welche ihren starken Geruch schon sehr weit witterten. Aller Vorsicht ohnerachtet schlichen sich doch zuweilen einige Vipern ins Lager; aber gewöhnlich krochen sie unter die Häute dicht an und über die Schlafenden weg, ohne ihnen etwas zu thun; denn sie beißen nur, wenn man sie reizt. Die eben erzählte Marschordnung ward nur da beobachtet, wo man von den Indianern nichts zu fürchten hatte. Wo das Gegentheil statt fand, nahm Azara andre Vorsichtsmaaßregeln. Er reisete dann nur bei Nacht, schickte nach allen Seiten Leute zum Rekognosciren aus; zwei Patrouillen mit geladnem Gewehr wurden nach allen Seiten vorgeschoben. Dennoch ward er einigemal angegriffen, und verlor leider! mehrere der Seinigen. Blieb man längere Zeit, was nicht selten der Fall war, in derselben Gegend; so schüzte man sich durch Hütten vor dem Regen.

Unter solchen Mühseligkeiten und mit solchem Zeitaufwand brachte Azara die astronomischen Beobachtungen und Rechnungen, die geodätischen Arbeiten, die Be-

schreibung des Landes und ihrer wilden Bewohner zu Stande, führte dabei die Korrespondenz mit seinen Vorgesetzten, und that den besondern Berufspflichten seiner Mission Gnüge. Die Karte war fertig, Klima und Einwohner kannte er; jezt nahm er sich vor, auch die Naturgeschichte dieser Länder genauer zu studieren. Anfänglich machte er nur Jagd auf Thierbälge, um sie auszustopfen, und so mit nach Europa zu nehmen; aber sie verdarben ihm. Darauf beschloß er, jedes ihm vorkommende Individuum auf das sorgfältigste zu beschreiben. Bald häuften sich seine Notizen in solcher Menge, daß er oft nicht wußte, hatte er ein Thier schon beschrieben oder nicht, und es daher lieber noch einmal beschrieb. Endlich kam er, um sich viel vergebliche Arbeit zu ersparen, auf die Idee, die vielen Individuen, die er kennen gelernt, in Familien zu ordnen. Er unterschied sie durch gemeinsame Kennzeichen, die er an allen zu ihnen gehörigen Arten wahrgenommen hatte. Die Beschreibung der leztern ward dadurch natürlich sehr vereinfacht, sein Gedächtniß unterstüzt; er hatte jezt einen Leitfaden zu seinen Beobachtungen, und konnte sie mit mehr Klarheit ordnen. So machten ihn Noth und gesunder Menschenverstand zum Systematiker.

Ein glücklicher Zufall brachte ihm eine spanische Uebersetzung Büffons in die Hände, den er verschlang, dessen Mängel und Fehler er ergänzte, berichtigte, nach dessen Methode er sich bildete; er, der nie einen Unterricht in der Naturkunde gehabt, nie eine Sammlung gesehen, ja der nicht einmal die Thiere seines Vaterlandes kannte.

Er machte uns zuerst mit der Bildung und Lebensart vieler Thiere genau und ausführlich bekannt, von denen wir nur sehr unvollkommne Beschreibungen und fehlerhafte Abbildungen hatten, ja von denen man nicht viel mehr als ihren Namen wußte. Er bereicherte das System mit einer Menge bisher ganz unbekannter Arten. Unter den 448 von ihm beschriebnen Vögelarten sind gegen 200 ganz neue.

Nach so nüzlicher Verwendung seiner Zeit schrieb Azara nach Spanien, daß er seine Aufträge erfüllt, und um seine Zurückberufung bitte. Er erhielt keine Antwort. Der Kampf mit der Natur, den wilden Thieren und den noch furchtbareren wilden Menschen war bestanden. Jezt sollte er einen zweiten mit der Undankbarkeit, Niederträchtigkeit und Heuchelei des civilisirten Menschen bestehen. Azara suchte in den Archiven der Stadt Assomption Alles auf, was Andre über die von ihm beschriebnen Länder wohin gesagt hatten. Der Gouverneur läßt das Archiv schließen, nimmt die Schlüssel dem ab, dem sie anvertraut waren, und schickt sie einem seiner Vertrauten, der 18 Meilen tiefer im Lande wohnte, aus — Dummheit und Eifersucht. Sein Nachfolger aber verband noch mit eben diesen Fehlern Heuchelei und Neid. Der Magistrat zu Assomption hatte Azara um einen Auszug seiner Länderbeschreibung gebeten, und von ihm erhalten. Zur Erkenntlichkeit überreichte man ihm das Diplom als ausgezeichnetester Bürger der Stadt Assomption. Der Gouverneur ward hierüber so aufgebracht, daß er Azaras Karte und Beschreibung und die Kopie seines Diploms heimlich aus dem Stadtarchiv weg nehmen ließ. Aber die Sache ward bekannt, desto größer sein Zorn und Neid; er schrieb allen Ministern nach Hofe, Azara hätte seine Karte und Aufsäze nur für die Portugiesen verfertigt. 1790 überschickte ihm der portugiesische Gouverneur von Matogrosse aus 6 große Ballen mit Kostbarkeiten, um ihn dadurch für seine Absichten zu gewinnen. Der spanische Gouverneur war niederträchtig genug, zur Beschönigung seiner Lüge überall ausbreiten zu lassen, diese Ballen wären für Azara bestimmte Geschenke. Er schrieb deshalb an den Vizekönig von Buenos-Ayres, der sich hierauf aller Karten und Papiere Azaras, die er nur habhaft werden konnte, bemächtigte, und von denen er nie etwas wieder erhielt.

Indessen hatte er die Vorsicht gehabt seine wichtigsten Arbeiten einem treuen Mönche anzuvertrauen.

Auf einmal änderte der Gouverneur den Ton und überhäufte Azara mit den niedrigsten Schmeicheleien, um auf diesem Wege zu erhalten, was er wünschte; da er durch offene Verfolgung doch seinen Zweck nicht erreicht hatte. Er war so unverschämt gewesen, nach Hof zu berichten, daß er eine Naturgeschichte der Vögel und Vierfüßler seines Gouvernements vollendet habe, und sie unverweilt einsenden werde; konnte aber vom wahren Verfasser weder durch Gewalt noch List etwas erhalten. Jezt suchte er auf jede Art zu verhindern, daß Azara von den Indianern keine Thiere mehr erhielt, und ihm selbst alle Mittel zur Beendigung seiner Arbeit zu rauben.

Dieser hatte indessen verschiedene seiner Aufsäze seinen Untergebnen mitgetheilt, die davon Abschriften genommen und Bruchstücke in einem zu Buenos-Ayres herauskommenden Journale bekannt machten, doch ohne den Verfasser zu nennen. Der Vizekönig machte hieraus und aus den weggenommenen Manuskripten eine Kompilation, gab sie für seine Arbeit aus, und schickte sie nach Hof. Von Azara war nie eine Rede; vielmehr wandten die Vizekönige und Gouverneure ihren ganzen Einfluß an, seine Rückkehr nach Europa auf immer zu verhindern.

So ward er, statt Ruhm, Belohnungen und ehrenvolle Auszeichnungen einzuerndten, der Verborgenheit übergeben, vergessen, verlassen. Aber diese Ungerechtigkeit, dieser Undank seiner Obern änderten nichts in dem Diensteifer und der Pünktlichkeit, womit er ihre oft äußerst schwierigen Aufträge vollzog. Nur ein Beispiel werde hier angeführet, das zugleich charakteristisch für das

damalige spanische Gouvernament ist. Dies gedachte 1778 die Küste von Patagonien zu bevölkern, weshalb eine Menge spanischer Familien nach Amerika transportirt wurden. Sie landeten zu Monté-Video, Maldonado und San-Sagramento. Die Kastelten waren aber so schlecht getroffen, daß nur eine kleine Zahl dieser Familien an den Ort ihrer Bestimmung gelangen konnte. Für die Subsistenz aller übrigen mußte nun gesorgt werden. Der Reklamationen an den königlichen Schatz waren kein Ende, eine Menge Taugenichtse liefen im Müssiggang herum, eine bedeutende Menge Lebensmittel ward konsumirt, und der Staat verlor jährlich 50,000 Silberpiaster. Und dieser Zustand der Dinge dauerte 20 Jahre! bis endlich die Verlegenheit so groß ward, daß der Vizekönig keinen Rath mehr wußte. Azara nahm Alles auf sich; transportirte diese Familien zu den Quellen des Ybicui an den Gränzen Brasiliens, theilte ihnen Ländereien und Alles zum Anbau Nöthige aus, gründete die neue Stadt St. Gabriel de Batovi, legte andre Kolonien am St. Mariensfluß an, und steckte den Platz zu der neuen Stadt Hoffnung ab. Mit einem Wort, in nicht mehr als 8 Monaten erledigte er den Schatz des bisher an Taugenichtse gezahlten Tributs von jährlichen 50,000 Piastern, erhielt und vertheidigte zugleich dem Staat einen bisher unbewohnten Küstenstrich von 60 Lieues, dessen sich außerdem die Portugiesen bemächtigt haben würden.

Endlich 1801 erhielt er die so lange vergebens nachgesuchte Erlaubniß seiner Rückkehr nach Europa, und dennoch ließ er noch zuvor von zweien seiner Offizieren eine gute Karte vom Uruyape-Fluß (woran es bisher gebrach) von seinem Wasserfall an bis zum Einfluß die den Plata, auf seine Kosten, zur Vollendung seiner geographischen Arbeiten verfertigen.

1789 war er zum Schiffskapitain ernannt worden, und gegen Ende des Jahres 1801 segelte er nach Spanien. Hier machte er die einzige von seinen vielen Arbeiten bekannt, gegen die der Hof nichts haben konnte, die Naturgeschichte der Vögel und Vierfüßler, mit folgender Zueignung an seinen Bruder Nicolas:

„Geliebter Nicolas, kaum waren wir geboren, „so kannten uns unsere Eltern. Nur ein Einzigesmal „sahen wir uns wieder, und lebten zwei Tage mit einander zu Barcellona, wo der Zufall uns zusammen brachte. Du hast seitdem in der großen Welt gelebt, deine Würden, deine Talente, Staatsdienste und vortreflichen Eigenschaften haben deinen Namen in Spanien und ganz Europa berühmt gemacht. Aber ich, der ich es zu keinem höhern Posten bringen konnte, dem alle Gelegenheit benommen war, von dir oder andern näher kennen gelernt zu werden, ich brachte zwanzig Jahre, die schönsten meines Lebens, am Ende der Welt, vergessen von meinen Freunden, ohne Bücher, ohne irgend eine gescheite Schrift, mit unaufhörlichen Reisen in Wüsten, oder in unermeßlichen, schrecklichen Wäldern hin, ohne andere Gesellschaft als die der Vögel in den Lüften und wilder Thiere. Ich schrieb ihre Geschichte, schicke, widme sie dir, damit du mich und meine Arbeiten kennen lernst."

Er gieng darauf zu seinem Bruder, damaligen spanischen Gesandten, nach Paris. Der König von Spanien ernannte ihn 1802 zum Brigadier. Aber auf Anliegen seines Bruders, der ihn gerne bei sich behalten hätte, nahm er seinen Abschied, opferte der brüderlichen Liebe alle seine Aussichten, und hatte das Unglück schon den 26. Jänner 1803 ihm die Augen zuzudrücken.

Hierauf berief ihn der König von Spanien zurück, und ernannte ihn zum Mitglied des Generalkonsul der beiden Indien. Seitdem hat man nichts weiter von ihm gehört. Später erschien Voyages dans l'Amérique Méridionale, par Don Félix de Azara, commissaire et commandant des limites espagnoles dans le Paraguay depuis 1781 jusqu'en 1801 contenant la description geographique, politique et civile du Paraguay et de la riviére de la Plata; l'histoire de la découverte et de la conquête de ces contrées; des détails nombreux sur leur histoire naturelle, et sur les peuples sauvages qui les habitent; le recit des moyens employés par les Jesuites pour assujétir et civiliser les indigénes, publiés d'après les manuscrits de l'auteur, avec une notice sur sa vie *) et ses écrits par Walckenser enrichis de notes par Cuvier, suivis de l'histoire naturelle des Oiseaux du Paraguay et de la Plata, par le même auteur, traduite d'après l'original espagnol, et augmentée d'un grand nombre de notes par Sonnini; accompagné d'un Atlas de vingt-cinq planches. 4. Tomes. Paris, 1809.

*) Aus dieser ist obige Darstellung genommen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 25. Mai.

Einfaches Verhältniß des altböhmischen Maaßes.

Was kann man wohl von einem Maaße urtheilen, zu dessen Grundlage und Eintheilung man die Dicke von Gersten, Weitzen auch Pfefferkörner angenommen hat? So führt uns die böhmische Maaßerey Joh. Nik. Müllner in seiner zu Prag im 1796ten Jahre erschienenen Münz-Maaß und Gewichtskunde von Böhmen auf. Man wird gestehen, daß bei der Gründung dieses Maaßsystems eben nicht jener philosophische Geist waltete, der bei der Festsetzung der neufränkischen Maaßverhältnisse nicht zu verkennen ist. Aus dem Folgenden wird man aber dennoch geneigt werden, günstiger darüber zu urtheilen. Ja das stolze neue französische Maaß kann sich eine demüthigende Lehre aus dem Schicksale der altböhmischen abstrahiren; diese nämlich: daß es nicht unmöglich sey, daß sein Urtypus seine Grundnorm vergessen werde, und es spätern Meßkünstlern einfallen kann, es nicht mehr von dem Weltmaaße eines größten Erdkreises, sondern von dem Naturmaaße eines Erbsenumfanges herzuleiten. Doch zur Sache selbst.

Das altböhmische Längenmaaß wurde folgendermaaßen eingetheilt. Eine Klafter wurde in 6 Schuhe eingetheilt, und jeder derselben enthielt 12 Zoll zu 12 Linien. Eine Elle wurde durch die Theilung mit 2 in halbe, Viertel, Achtel, Sechzehntel der Elle eingetheilt, und hielt 2 Fuß. Dadurch erhielt die Elle mit dem Fußmaaße ein einfaches leicht zu behaltendes Verhältniß, und das Augenmaaß brauchte sich nur an einen von beiden zu üben, um mit Leichtigkeit von einem zum andern überzugehen.

25000 Schuhe, oder wie man sie jetzt nennt, 25000 Füße messen eine geometrische Meile, deren 15 auf einen breiten Grad gehen, sagt im Grunde eben so viel: als ein Schuh oder Fuß ist der einmalhunderttausendste Theil von 4/15 eines breiten Grades. Dieser Satz begründet die unveränderliche Länge eines Schuhes, und aller übrigen darauf sich gründenden Maaße eben so sicher, als jener: Ein Hunderttausendtheil eines Decimal Méridian Grades ist einem französischen Metre gleich, die Unveränderlichkeit dieser Metres und aller davon abhängenden Maaße sichert; nämlich in so lange diese Sätze nicht in Vergessenheit gerathen. Daß dieses bei dem Prager Schuh der Fall ist, wage ich nicht geradezu zu behaupten, und wünsche darüber Belehrung; aber daß dieser Urtypus unsers Prager Schuhes nicht so allgemein bekannt und verbreitet ist, als jener des französischen Metres, ist gewiß. Ich habe bisher noch nirgends eine Andeutung davon gefunden, und daß ich ihn so zu sagen neu entdeckt habe, rührt von einem Zufalle her. Ich suchte vor mehreren Jahren die Länge einer geographischen Meile, und fand sie 25040 Fuß. Diese mit 25000 Fuß fast gleiche Zahl erregte meine Aufmerksamkeit, und ich verfolgte diesen Gegenstand bis auf den Grund. Folgende Verhältnisse haben mir darüber Gewißheit verschafft.

Zur Zeit als dieses Grundmaaß bestimmt wurde, konnten die neuen Messungen einiger Meridiangrade noch nicht bekannt seyn. Man nahm damals einen Grad zu 57000 Toisen an. Nehme ich 100000 Fuß als die Länge von 4/15 Graden an, so finde ich die Länge eines solchen Prager Schuhes = 131,328 Französischer Linien, was dann freilich von den gewöhnlich angenommenen Verhältnisse 131,4 um etwas weniges unterschieden wird. Allein da des P. Heplings gewiß sehr genaue Vergleichung des Prager Schuhes mit dem Pariser Fusse das Verhältniß zeigt, daß 1028 böhm. Schuhe gleich 937 2/3 pariser Füssen sind, welches zum Resultate ebenfalls 131,328 Französische Linien für die Länge unseres Schuhes giebt; so unterliegt dieses Verhältniß keinen Zweifel. Hat der Prager Schuh 131,328 franz. Linien, so hat die Prager Elle als sein Doppeltes 262,656 franz. Linien, und die genaue Länge der übrigen Längenmaaße läßt sich daraus leicht berechnen.

Nachdem ich einmal die Gründung unseres alten Schuhes nach einem einfachen Verhältnisse auf ein allgemeines Weltmaaß aufgefunden hatte, war ich begierig zu wissen: ob dieses Grundmaaß auch zur Bestimmung der übrigen Maaße nach einfachen Verhältnissen gebraucht worden war. Wie schön ich meine Erwartung erfüllt fand, wird man aus den folgenden ersehen.

Bei den böhmischen Flächenmaaße beträgt ein Strich Gastland 8712 Quadratellen, also genau 901 1/3 Quadratklafter, und achtet man nicht auf 1 1/3 Quadratklafter, 900 Quadrat Klafter, das ist eine Fläche die 30

Klafter oder 90 Ellen oder 180 Schuhe lang, und eben so breit ist. Dieses Verhältniß ist doch gewiß nicht um ein bedeutendes schwieriger, als jenes von 10 Metres Länge und Breite auf einen französischen Are; und hat dabei noch den Vortheil, die Menge des Saamens, die gewöhnlich darauf gesäet wird, beiläufig zu bezeichnen, und erleichtert dadurch sehr die landwirthschaftlichen Berechnungen.

Bei dem Getreidmaaße wird der böhmische Strich von Sam. Gunz mit 4718 Französischen Kubikzollen Inhalt angeführt. Diese Angabe gründet sich auf das Verhältniß, daß 1000 Striche gleich 1522 niederösterreichischen Metzen sind, und auf den Inhalt dieser Metze zu 3100 Französische Kubikzollen, was jedoch mit den Wiener-Cynosurmaaße nicht stimmt. Diese Cynosurmetze besteht nach Müllners Angabe aus einem kupfernen Cilinder von 15 7/12 wiener Zolle Durchmesser, und 18 Zoll Höhe, und nach der genauen Berechnung dieser Angabe enthält der Wiener Metzen 3432,43 wiener oder 3158,21 Französische Kubikzolle, und wenn man obiges Verhältniß von 1522 Metzen = 1000 böhmischen Strichen annimmt, so enthält der böhmische Strich nicht 4718 sondern 4806,79 Französische Kubikzolle. Diese 4806,79 Französische Kubikzolle geben für den Inhalt des böhmischen Strichs 6336,81 böhmische Kubikzolle während jene 4718 Französische Kubikzolle nur 6219,21 böhmische Kubikzolle machen.

Doch bei den Zahlen möchte es wohl schwer halten, ein einfaches Verhältniß auszumitteln, nach welchen dieses Körpermaaß aus den ursprünglichen Längenmaaße gebildet worden sey. Aber da der Inhalt eines Cilinders von 20 böhmischen Zollen im Durchmesser und von eben so viel Zollen Höhe 6282 böhmische Kubikzolle, also eine Zahl enthält, die innerhalb den Gränzen dieser obigen Zahlen begriffen ist; so drängt sich mir die Vermuthung auf daß man für den böhmischen Strich wirklich ein solches Maaß bestimmt hat. Wäre es nun aber auch wirklich der Zufall, der das Maaß des böhmischen Striches einem so einfachen Maaße als ein Cilinder von 20 Zoll Durchmesser, und gleicher Höhe so nahe gebracht hat, was hinderte die Regierung diesen Zufall zu benützen, und durch Beseitigung des wirklich unbedeutenden Unterschieds seinem Volke ein so einfaches Maaß zu schenken? Für jeden Fall trifft meine Annahme mit der Wahrheit mehr überein, als Gunzens Angabe, die überall verbreitet ist. Den Inhalt der Unterabtheilungen kann sich jeder leicht berechnen.

Bei dem Getränkmaaße giebt Sam. Gunz den Inhalt der böhmischen Pinte auf 96 1/4 Französische Kubikzolle an. Um die Richtigkeit dieser Angabe zu untersuchen, gehe ich auf das von mehr erwähnten Müllner beschriebene Cimentmaaß zurück. Dieses besteht in einen messingenen Cilinder von 2 1/4 Wiener Zoll im Durchmesser, und 12 solcher Zolle Höhe. Die darauf gravirten Verhältnisse sagen daß 1000 böhmische Pinten 1350 österreichischen Maaßen gleichgefunden worden sind. Die Berechnung dieser Angabe giebt mir für den Inhalt der Wiener Maaß 75,6457 Wiener oder 69,6023 Französische Kubikzolle, und für die böhmische Pinte 93,9631 Französische oder 123,872 Prager Kubikzolle. Nach der Angabe von Gunz würde sie 126,13 Prager Kubikzolle enthalten. Nach beiden Zahlen möchte es hier eben so schwer als bei dem Getreidmaaße seyn, ein einfaches Verhältniß auszumitteln, nach welchen es aus dem ursprünglichen Längenmaaße gebildet worden sey. Aber was hindert uns für den Inhalt der böhmischen Pinte 125 böhmische Kubikzolle anzunehmen, der mitten zwischen erwähnten Zahlen liegt, und sich auf einen Würfel von 5 böhmischen Zollen nach allen Dimensionen bringen läßt? Ich wiederhole hier meine Anmerkung beim Getraidmaaße.

Für das Gewicht giebt Müllner an, daß ein wiener Kubikfuß distillirtes Wasser 56 Pfund Wiener Gewicht wiege, und daß 9147 Wiener Pfunde gleich 10000 Pfund altböhmisch befunden worden sind. Dieser Angabe nach würde ein böhmischer Kubikfuß 50,2653 wiegen. Man sieht hier neuerdings daß durch Beseitigung von 1/4 Pfund auf 50 Pfund also ohngefähr von 1/2 0/0 auch für das Gewicht ein sehr einfaches Verhältniß nämlich von 50 Prager Pfunden distillirtes Wasser auf einen Kubikfuß statt finde. —

Ich schließe mit der Aufforderung auch für das niederösterreichische Maaß, das auch in unserm Vaterlande das altböhmische verdrängt, eine ähnliche philosophische Begründung und ähnliche so leicht zu behaltende Verhältnisse bekannt zu machen. So lange dieses nicht geschieht, finde ich die Einführung gleicher Maaße und Gewichte zwar lobenswerth, sehe aber nicht ein, warum man bei derselben dem niederösterreichischen Maaße den Vorzug vor dem altböhmischen gegeben hat.

Jos. Ant. Böhm.

Anmerkung. Ich kann dem Herrn Verfasser nicht genug danken, einen für das bürgerliche Leben eben so wichtigen als gemeinnützigen Gegenstand auf diese gründliche Art zur Sprache gebracht zu haben, und wünsche, daß ein des Verf. würdiger Gegner den für Oesterreich hingeworfenen Handschuh aufhebe.

D. H.

Alexanders Einzug in Paris.

Ho, von welcher frohen Siegeskunde
Widerhallen der Teutonen Höhn?
Schon im brüderlichen Jubelbunde
Seh' ich sie ein Völkerfest begehn.
Horch, es tönt der Freude frohster Reigen
Schon um den Altar des Vaterlands:
Denn des Feindes stolze Zinnen beugen
Sich vor unsrer Adler heil'gem Glanz.

Den schon sinket des Bedrückers Fahne,
Schmählich zu dem Staube heimgekehrt,
Der in seinem übermüth'gen Wahne
Kühn der Menschheit Heiligthum verheert.
Des Jahrhunderts weihevollste Hore
Schwebt herab in Morgenröthenschein:
Denn Lutetia, durch deine Thore
Zieht der Enkel Katharinens ein.

Er, der einst an Fridrich's heil'gem Grabe
Zu Europa's Schutzgeist sich geweiht;
Der, der Freyheit hohe Himmelsgabe
Stets beschützt mit Heldenfestigkeit;
Der so oft als Retter uns erschienen,
Wenn uns das Verderben schon bedräut;
Und auf seiner Ahnenstadt Ruinen
Unerschüttert seinen Schwur erneut.

Der in Berezinas Richterwogen,
Als noch zweifelhaft die Waage stand,
Niederstürzt den letzten Siegesbogen
Des Bedrückers mit gewalt'ger Hand.
Der Germanien die Rettungsquelle
Oeffnete, den Bund der Einigkeit,
Und die, Deutschland zweymal heil'ge Stelle
Siegbekrönt zum drittenmal geweiht.

Sehet wie das fluthende Gedränge
Staunend Ihn, den Ueberwinder sieht;
Seht, wie jauchzet die entzückte Menge,
Wo der hohe Triumphator zieht.
Seht der Knechtschaft feige Schaar ergrimmen,
Wo der Freyheit heil'ge Fahne schwebt;
Und beflügelt von Millionen Stimmen
Zu den Sternen sich sein Name hebt.

Heil dir Gallia, von seinem Throne
Nahet dir ein besseres Geschick,
Denn es kehret deines Heinrichs Krone
Bald auf seines Enkels Haupt zurück.
Neues Glück wird dieser Tag dir bringen,
Durch die Huld der großen Herrscherdrey:
Unter ihrer stolzen Adlerschwingen
blühen deine Lilien aufs Neu'.

Ihm, dem Ew'gen, der im Wolkenschleyer
Ueber seine Völker einst geschwebt,
Der mit seiner Blitze Rächerfeuer
Den Verworf'nen stürzt, der sich erhebt;
Der zum grausen Schlund hinabgezogen
Den Verderber einst verderben ließ:
Doch des Meeres sturmbewegte Wogen
Vor dem Heer der Gläub'gen weichen hieß:

Auf, mit Kränzen schmückt Ihm die Altäre,
Nahe dich geweihte Priesterschar,
Bringt dem Gott, dem mächt'gen Gott der Heere,
Eures Dankes reinsten Weihrauch dar.
Von der Schlachten blutbedeckten Fluren
Bis zu des entfernsten Stromes Lauf,
Bis zur fernsten Gränze der Naturen
Wirble unser Hymnus zu Ihm auf!

Apollonius v. Maltitz.

Korrespondenz.

Des Herrn Grafen Buquoi Dampfmaschine.

Prag, 26. März 1814.

Ich eile, Ihnen hier die neueste Beschreibung *) mitzutheilen, welche Herr Graf Georg von Buquoi so eben von seiner Dampfmaschiene bekannt gemacht hat; damit sie die Leser des Hesperus **), welche schon früher von dieser Erfindung unterrichtet wurden, darauf aufmerksam machen.

Anmerkung des Herausgebers. Diese Schrift spricht nicht mehr von einem bloßen sinnreichen Ideal, sondern von einer wirklichen Ausführung desselben auf der Herrschaft des Herrn Erfinders zu Rothenhaus im saazer Kreise, wo sie in dem Kunstschacht der Steinkohlengrube zu Udwitz angebracht, wirklich Tag und Nacht zum Heben der Grubenwasser, gebraucht ward, und noch, obgleich stille, steht; zu welchem letztern unangenehmen Ereignisse die Kriegsereignisse den Herrn Verfasser nöthigten. Denn gerade im April, Mai und Juni 1813 ward sie erbaut, den 7. Juni angelassen, und bis zum 10. Juli, mittelst eines vom Herrn Verfasser geführten Tagebuches, sorgfältig alles beobachtet und aufgezeichnet, welche Hindernisse sich anfänglich ih-

*) Beschreibung einer im Jahre 1813 am Kunstschachte eines Kohlenbergwerks in Böhmen gebauten, äußerst einfachen, wohlfeilen und allenthalben leicht ausführbaren Dampfmaschine vom Grafen G. v. Buquoi Prag, 1814.

**) Man sehe Hesperus N. 8. und 49. 1812 und N. 8. 1813.

rem erwünschten Ganze entgegen setzten, und wie sie überwunden wurden, und nun die Maschiene ihren regelmäßigen, vollkommenen Gang gieng, daß sie zu folgendem Resultate führte:

Ein achtjähriger Knabe regierte sie, und leistete, bei einem Dampfkessel, mittelst derselben so viel in 8 Stunden, als 4 erwachsene Arbeiter bei einer gewöhnlichen Schwengelkunst. Als aber der Verfasser Anfangs September noch einen zweiten Kessel anbrachte, ersetzte der Knabe mit der Maschine die Arbeit von 8 Menschen, also reichlich die eines Pferdes, da man gemeiniglich bei der Kräfteberechnung 7 Menschen einem Pferde gleich schätzt. Während 24 Stunden wurden zur Erzeugung der Dämpfe in den beiden Kesseln 9 Centner Steinkohlenlösche (d. i. so zerkleinerte Kohlen, daß sie fast keinen Werth haben *) verbraucht. Die ganze Maschine kam in einer der theuersten Gegenden, zur Zeit des Kurses à 155 und und des Kornpreises á 8 fl. der böhmische Strich, auf 1564 fl. 49 kr., also ungefähr 1000 fl. Konv. Geld.

Es ist nun nichts mehr zu wünschen, als daß, nachdem der Herr Graf den schwersten Theil der Bahn gebrochen, eine einfache und wohlfeile Dampfmaschine nicht nur erfunden, sondern auch in eine wirkliche und solche Ausübung gebracht hat, daß daraus die Wahrscheinlichkeit der vortheilhaftesten Anwendung für die vaterländische Industrie, besonders beim Bergbau hervorgeht, derselbe auch beharrlich bis ans gewünschte Ziel fortgehen möge. Obgleich die Maschine noch dermal an Ort und Stelle steht, und dadurch denjenigen, deren Umstände die Besichtigung und Untersuchung gestatten, ein großer Vortheil erwächst; so werden doch die wenigsten in der Lage seyn, deren Gebrauch machen zu können und Viele es um des Zweifels Willen nicht wollen, der sich sogleich und nicht ohne Grund bei furchtsamen Gemüthern besonders, erhebt: daß eine so vortheilhafte Maschine der Erfinder und Besitzer selbst nicht ungebraucht stehen lassen würde, wenn die Sache nicht sonst ein Häckchen hätte! Sehr wichtig wäre es daher, wenn 1) der Herr Graf die Maschiene wieder in Gang bringen ließ, seine Beobachtungen fortsetzte, alle Verbesserungen bis zur möglichsten Vollendung noch anbrächte, und die Resultate hievon von Zeit zu Zeit bekannt machte. 2) Kenner der Mechanik die Maschiene untersuchten, und öffentlich beurtheilten. 3) Der Herr Erfinder für diejenigen, welche die Ausführung im großen dann ebenfalls versuchen wollten, Modelle verfertigen lassen möchte.

*) Vermuthlich ist hier von Braunkohlen die Rede; denn bei Schwarzkohlen hat das Kohlerklein noch viel Werth. Auch führt der Herr Verfasser an, daß auf ökonomische Heitzung keine Rücksicht genommen worden.

Zwar ist die Beschreibung die der Herr Verfasser selbst nebst Abbildung giebt, einfach und deutlich, so wie der ganze Kostenanschlag genau und umständlich genug für gebildete Leser. Aber unsre gewöhnlichen Arbeitsleute sind nicht im Stande, darnach zu arbeiten.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Berény im Békescher Comitat.

(Fortsetzung.)

§. 8.

Das Dorf selbst.

Das Dorf selbst hat, wie alle seine Gründe, eine ganz flache Lage. Es gränzt gegen Morgen an das Weidenwäldchen Belintzéres, welches von der Körösch zur Halbinsel gemacht wird; gegen Mitternacht an die Kartsaer Weingärten, gegen Mittag an seine eigene Brachfelder, und gegen Abend hat es sein eigenes, gegen Szarvas zu liegendes Ackerfeld, wo auch mehrere von uralten Zeiten herstammende Wachthügel (ungr. Halom.) zu sehen sind. *)

2) Die Zahl der Häuser beträgt izt 1144 wovon 1105 dem Urbario unterworfen und 39 frey sind. Im Jahre 1898 betrug die Gesammtzahl der Häuser 995, wovon 964 der herrschaftlichen Taxe unterworfen und als Bauernhöfe oder sogenannte Kleinhäusler ohne zugeschriebenem Feldgrunde waren, und 31 Häuser, die der Herrschaft unmittelbar, der Ortsgemeinde oder zu den Pfarr- und Schulhäusern gehörten. Seit der kurzen Zeit, ist das Dorf, durch die unermüdete Sorgfalt der Herrschaft, dasselbe immer in größere Flor zu bringen, und der steigenden Inpopulazion ohne Auswanderung nachzuhelfen, durch Anlegung einer neuen regulären Gasse gegen Szarvas zu um 149 Häuser angewachsen.

3) Das Hauptmateriale der hiesigen Häuser sind rohe Kothziegel, die sich der Bauer selbst schlägt, und an der Sonne trocknet. Der hiesige natrische Thongrund giebt ihnen eine besondere Festigkeit und

*) Uiber diese Wachthügel, die in der Ebene vom Szabolcser, Biharer, Heveschér, Békescher Csongrader und Arader Komitat so häufig vorkommen, und ihre wahrscheinliche Entstehung habe ich in meinen Beiträgen zur Physiographie der untern Theißgegend in der Zeitschrift von und für Ungarn meine Meinung gesagt. Vide Jahrgang 1803. IV. p. 42.

Haltbarkeit. Ich erinnere mich nicht, die Stampfmauern (Pisé-Arbeit) die hier im Bacser Komitate so allgemein üblich sind, in Berény gesehen zu haben. Die Bedachung *) geschieht allgemein mit Rohr, welches aus dem benachbarten Szeghalom, Füzes Gyarmath, Biszto und andern Merländern mehr beigeführt wird. Es giebt eigene Rohrdecker allhier, die in Gesellschaft arbeiten, und besonders dauerhafte, feste und saubere Dächer machen; daher sie denn auch von da in benachbarte Orte abgeholt werden. Ein gutes Rohrdach erhält den Dachspeicher viel wärmer und trockener, als das beste Schindel- oder Ziegeldach, und dauert, wenn der Mantel, von Zeit zu Zeit öfter reparirt oder erneuert wird, auch an die 25 Jahre.

Die Slaven lieben vor der letzten Mauer auf der Gasse gar sehr, die auf hölzernen Pfeilern ruhenden Vordächer, unter welche sie sich am Sontage oder Abends zum Gespräche auf gemauerten niedrigen Bänken (Patka) hinsetzen, welches aber der Gasse einen nicht gar angenehmen Prospekt giebt, und deswegen von der Grundherrschaft, so viel als möglich, verhindert wird. Die Rauchfänge an den noch alten Häusern sind von geflochtener Korbarbeit, mit Thon von Innen und Außen dick überschmieret, die aber nicht mehr reparirt werden dürfen; sondern, wenn sie unbrauchbar geworden sind, zur Verminderung der Feuersgefahr, aus gebrannten Ziegeln neu aufgeführt werden müssen. Alle neue Häuser müssen ohnedem Rauchfänge von gebrannten Ziegeln haben. Zur Einfangung der Höfe und Gärten gebraucht man entweder Bretter, oder geflochtene Zäume, oder Kothmauern.

4) An Regelmäßigkeit der Gassen übertrift Berény alle übrigen alten Dörfer im ganzen Komitate. Die zwei neuen Gassen gegen Szarvas zu, die an die 250 Häuser zählen können, sind ganz regulär und nach der Schnur gebaut. Und auch itzt sucht man noch, wo es ohne gewaltsame Demolirung geschehen kann, so viel als möglich die alten Gassen zu reguliren. Indessen haben nicht alle, noch so langen Gassen ihre besondere bestimmten Namen.

5) Unter die ansehlichern Gebäude dieses Ortes gehören:

a) Die herrschaftliche Sommer-Residenz. Ein einfach, aber proporzionirtes Gebäude, im Jahre 1806 vollendet. Es stehet auf dem Marktplatze, und enthält 14 Stuben, zwei Kammern zu ebener Erde, eine große Küche nebst den nöthigen Stallungen und Remisen. An die Ostseite des Hofes stößt ein schöner Garten, der auf der obern Terasse ein Glashaus und Blumenbeete hat, in der untern Fläche aber meist Küchengarten ist, und eine kleine Einsiedeley, einen Schildkrötenteich, Boskette und zwei Brunnen zum Wässern hat. Hart daran stößt ein neuangelegtes Weidenwäldchen. Merkwürdig ist nun den Berenyern dieses Gebäude, weil demselben gegenüber unser theurer Landesvater, Sr. itzt regierende Majestät Franz II. sammt Ihro kaiserlichen Hoheit, der Erzherzogin Louise, itzt Kaiserin von Frankreich auf Höchst Ihrer Reise durch diese Gegenden, im Jahre 1808 aus dem Wagen zu steigen und die ehrerbietige Aufwartung der hiesigen herrschaftlichen Familie anzunehmen geruhten; 2) weil im darauf folgenden Jahre 1809 im April die Stände des löblichen Bekeschen Komitats, unter dem Vorsitz Ihres geschätzten Herrn Vizegespanns, des Herrn Hofraths v. Csupor eine Generalkongregazion darin abgehalten haben. Die Baukosten sind auf 16344 fl. 25 kr. angeschlagen worden.

b) Das herrschaftliche Getreidemagazin außer dem Dorfe auf der Westseite des Orts. Es ist drey Stock hoch. 16 Klafter, 4 Schuh lang; 6 Klafter 4 Schuh breit, und faßt in seinen 15, auf Fagottische

*) In dem benachbarten Szarvas durften die neuen Häuser in der letzten neuen Anlage gegen Berény zu, bei meiner Zeit, nur mit Schindeln oder dem sogenannten feuerfest seyn sollenden Habanerdach bedeckt werden; wie es itzt damit aussieht, weiß ich nicht. Daß Schindeln nicht so wohlfeil in dieser Gegend sind, als die Rohrbedachung, daß sie bei Feuersbrünsten der Flamme wenig Einhalt thun, lehrt die Erfahrung. Die Einführung der Habanerdächer, die der dasige hochherzige Grundherr, General Boltza auf alle mögliche Art menschenfreundlich, zum Besten seiner Unterthanen, einzuführen trachtete, fand hier die Schwierigkeit; daß das dazu nöthige Roggenstroh hier nicht vorgefunden wird, und daher weit hergeführt werden muß; indem reiner Roggen hier gar nicht gebaut, und das Stroh nicht, wie im nördlichen Ungarn gedroschen, sondern allgemein getreten wird, und daher es kein zu diesem Gebrauche taugliches Schab- sondern nur Rüttstroh giebt. Ferner will man dabei die unangenehme Erfahrung gemacht haben, daß sich in ein solches Dach die hier so äußerst häufigen, und wie oben gesagt worden ist, oft zur Landplage werdenden Mäuse und Ratten aller Art zu sehr einnisten, und dasselbe ganz durchminiren. Zweckmäßiger wären demnach für diese thonreiche Gegend zur feuersichern Dachung vielleicht die Dachziegel, welche besonders hier ihr Materiale, den Thon, so vorzüglich dazu tauglich finden, und auch mit Stroh gebrennt werden können. In Szivacs, einem 1 1/2 Stazion von Werbas zunächst Zombor liegenden Dorfe, werden diese Ziegelbedachungen immer mehr und mehr Mode.

Art gemauerten Tubis 25,000 Preßburger Metzen Frucht, und hat überdies noch zwei geräumige, übereinander stehende Schüttboden, wo die Sommerfrüchte im gehörigen Luftzuge aufbewahrt werden. Der Bau derselben wurde im Jahre 1804 vollendet, und Baukosten auf 1877 fl. 50 kr. dazumal angeschlagen. Bekanntlich sind die Fagottischen Tuben*) deswegen so in Ruf gekommen: 1) Weil sie nach dem chemischen Grundsatz eingerichtet sind, „kein animalischer oder vegetabilischer Körper kann im luftleeren Raume verwesen oder verderben.“ Die Frucht hält sich demnach in solchen Tuben am längsten, ohne einen fremden Geruch anzunehmen.

2) Weil die darein geschüttete Frucht in großer Menge feuersicher aufbewahrt werden kann; denn gesetzt, das Dach des Magazins geräth in Flamen, so kann das Feuer doch nicht in die oben mit einem Steine festversehenen gemauerten Tuben eindringen.

3) Weil man einen einzelnen Tubus nach Belieben anpänzen, und nach und nach ausleeren kann, ohne die ganze Fruchtmasse auf einmal herausnehmen zu dürfen, wie bei den, sich auf eben diesen Grundsatz stützenden Fruchtgruben der Fall ist. Denn der Tubus wird mit trockner Frucht ganz bis oben hinauf angefüllt, oben zugekittet, und wenn auch durch das Oeffnen des unten angebrachten Schiebers oder der Thüre, durch den Druck die Frucht unten herauskömmt; so bleibt doch nach dem Senken derselben, oben ein luftleerer Raum, der keine Gährung zuläßt.

Die Tuben müssen vor der Füllung gut ausgebrennt werden. Dies halten Sachverständige für nothwendig. Auch müssen sie nicht viereckigte hohe Kammern, sondern vielmehr cylindrische hohle Säulen bilden, denn in den Ecken ist und bleibt immer Raum für Luft und zur Entwickelung des so schädlichen weißen und schwarzen Kornwurms. Wenn man diese viereckigen Tubes noch überdieß mit Brettern ausfüttert, wie hier zuerst geschehen ist, so macht dies beiden noch mehr bequeme Wohnplätze.

c) Das Gemeindehaus mit dem daran stossenden Notariatsquartier, welches erstere durch die Betriebsamkeit der beiden Richter Nikolaus Hofmann und Johannes Szaszky hergestellt worden ist. Es enthält nebst dem Gerichtszimmer und einer Seitenstube zur Wohnung für die Gemeindköchin und den Aufenthalt der Unterbedienten der Gemeinde (hier Kleinrichter ungr. Kis-Biro genannt) auch ein eignes Zimmer für fremde Herren, die mit Vorspann kommen, und da übernachten müssen, oder die in magistratueller Hinsicht, hier zu thun haben, und sonst keine andere Unterkunft haben wollen oder können. Außerdem sind die nöthigen Ställe für eigne Oekonomie der Gemeinde, als auch für Fremde, und Keller und Stockhaus.

d) Das wirklich schöne Gebäude der Vereyner Senioralschule, oder wie man sie allgemein nennt, der lateinischen Schule, von der im Anhange geredet wird, in der nämlichen Reihe und fast anstränzend an das Gemeindehaus. Dieses Haus, aus soliden gebrannten Ziegeln gebaut, war vorhero ein Privateigenthum des dasigen evangelisch-deutschen Pfarrers, Herrn Zacharias Oertel, und besteht aus 5 Zimmern, zwei Küchen, zwei Kammern und einem doppelten Keller. Zu ebener Erde sind die Quartiere für die Lehrer; In der obern Etage sind die Klassen als Dachstuben im Jahre 1806 angebracht worden. Der Herr Besitzer überließ es der Schule aus Vorliebe dieser Anstalt, an der er selbst mit mir beinahe 7 Jahre ohne Solar arbeitete, um den äußerst billigen Preis von 4500 Gulden.

e) Das Rittmeistersquartier für das löbl. hier stazionirte Militär, ist in der neuen Gasse auf Kosten des löbl. Komitats hieher gesetzt worden. Ganz fertig habe ich es nicht gesehen, und kann demnach nichts darüber sagen.

f) Das Privathaus des oben schon erwähnten Herrn Feldmessers, Samuel Theschedits das nach einem guten Geschmacke und nach ökonomischen Zwecke gebaut ist.

g) Was die Pfarr- und Schulhäuser anbetrifft, so schäme ich mich sie unter die Zahl der bessern Häuser im Dorfe anzuführen; denn ihre ganze Bauart unterscheidet sich durch Nichts von einem gewöhnlichen Bauernhause.

Jeder der drey hiesigen Herrn Prediger hat für sich, eine Stube, und für das Gesinde eine, an der nämlichen Küche. Bei seiner Wohnstube ist ein enges sogenanntes Kabinet zum Studiren angeflickt, welches ob es gleich zum Studiren bestimmt ist, doch keinen eignen Ofen, wegen Mangel an Raum halten kann; sondern entweder ungeheizt da steht, damit die darin etwa befindliche Bibliothek immer frische Luft habe, oder durch Durchbrechung der Mauer aus dem gewöhnlichen Wohnzimmer mit einem gemeinschaftlichen Ofen geheizt werden muß, wo es dann des Schimmels in allen Ecken und Enden die Hülle und Fülle giebt. Hat dann der Pfarrer etwas Geheimes, etwa eine Gewissenssache mit seinen Pfarrkindern, oder einen Ehestreit auszumachen, so muß er entweder die mit ihm wohnende Familie in das Gesindezimmer jagen, oder sie ungestört an der Konferenz Theil nehmen lassen. Und wie geht es ihm erst, wenn er nach dem neuen Jahre gleich die Konfirmanden vornehmen, und entweder die Schule nicht stören will, oder wegen Kälte es in der leeren Kirche mit den Kindern nicht

*) Man vergleiche damit Hrn. Schmidts Entwurf zu luftleren Kornmagazinen in den Oekonomischen Neuigkeiten N. 34 und 35. 1813. D. H.

aufhalten kann? Da wird ihm oft die Wohnstube zu eng, um desto eher das ohnehin enge Gesindzimmer. Demohngeachtet hat man im Jahre 1806 und 1807 das neue ungarische Pfarrhaus nach eben diesem elenden Modell der alten Pfarrhäuser zu bauen sich nicht geschämet. Es machte bei mir, auf meinen verschiedenen geographischen, gelegentlichen Exkursionen, zwar immer einen widerlichen Eindruck, wenn ich sorvum in palatio et dominum in stabulo, oder was das Nämliche heißt, ein bequemes und oft prächtiges Pfarrhaus, und ein elendes Oratorium dabei stehen fand, was eine Kirche heißen und dem Dienste des Allerhöchsten gewidmet seyn sollte; aber auf anständige Bequemlichkeit des Pfarrherrn sollte man doch immer mit Hinsicht auf seine Privat- und kirchlichen Verhältnisse sehen, damit auch hiedurch, andern reellen Schaden will ich itzt übergehen, sein Ansehen nicht leide.

Die Schullehrer sind noch übler daran. Die zwei Slovakischen haben neben ihrer Wohnstube beide ein sogenanntes Kabinet angebaut, die zwei deutschen und zwei ungrischen nur ein einziges Wohnzimmer; anstatt des Gesindzimmers ist an der nämlichen Küche die Schule. Wie unangenehm es der Schulfrau seyn muß, daß alle Schulkinder durch die Küche gehen müssen, sieht man leicht ein. Dem einzigen deutschen Mädchenlehrer ist bei dem neuen Bau der Schule die Erleichterung geschafft, daß die Kinder beim Hauseingang in die Schule treten. Wie leicht wäre es so großen Gemeinden diesem Uibel abzuhelfen!

6) Die Hauptplätze sind wie bei allen älter angelegten, irregulären Dörfern, höchst ungleich an Größe. Was an dem Introvillano (so heißt der Grund im Dorfe, er mag Hof oder Gartenraum seyn,) fehlet, wird auf dem Ackerfelde ergänzt; oder sollte es wenigstens nach dem Urbario werden.

7) Zu den Verschönerungen des Dorfes gehöret a) der schöne Damm, der durch die hier sogenannte Kaiserstrasse gezogen, und auf beiden Seiten mit einer dichten Weidenalle besetzt ist. Den Namen hat sie seit dem Jahre 1808, wo Sr. Majestät darüber ihren Weg nach Kondoros nahm. b) Die vielen hier sehr leicht fortkommenden Akazienbäume, die besonders im deutschen Dorfe, sehr zahlreich mit Maulbeerbäumen untermischt vor den Häusern und in den Höfen stehen. Sie gewähren in der Blüthzeit den Bienen reiche Nahrung. Sammt den häufigen Gärten und Weingärten tragen sie nicht wenig zur Gesundheit der Luft bei.

8) Mühlengänge giebt es hier 22, alle trockne Roßmühlen, eine einzige Windmühle ausgenommen, die von einem itzt noch lebenden nachdenkenden Bauer Maus nach seinem eigends erfundenen Modell, von ihm an der Westseite des Orts nahe beim Magazine erbaut und seit einigen Jahren von der Herrschaft übernommen worden ist. Sie mahlen aber alle nur flach, und die Kleie muß aus dem Mehle erst zu Hause ausgesiebt, und das Mehl in seine gewöhnlichen Sorten gebracht werden. Die Herrschaft unterhält allein eine Beutelmühle. Fünf Gänge davon gehören der Ortsgemeinde; sechse den drei verschiedenen Kirchen, und zwei der lateinischen Senioralschule. Zwei Mühlen, die Wind- und Beutelmühle ist ein Eigenthum der Herrschaft, die übrigen gehören Privatpersonen. Außerdem sind hier zwei Oehlmühlen,

Anmerkung. Vielleicht wird man sich wundern, daß bei der Nähe der Körösch die Berenyer keine Wassermühlen haben. Die Ursache davon ist; a) weil wegen so häufigen Ausgüssen der Körösch ihr Ufer oft Vierteljahr lang auch im Sommer unzugänglich ist. b) Weil die königl. Wasserkommissien, an deren Spitze hier itzt der berühmte Hydrauliker und General, Freyherr v. Bay steht, zur Verminderung dieser Uiberschwemmung und bessern Möglichkeit der Regulirung der Körösch alle schon darauf bestehenden Wassermühlen z. B. in Gyula vertilgen ließ.

9) Kirchen sind hier drei, a) eine evangelisch lutherische, der slawischen Nazion angehörig. Sie ist die größte und schönste im Dorfe. Sie wurde 1797 eingeweiht, und ist nun seit der Ansiedlung der Slaven schon die vierte. Der schöne seit 6 Jahren mit einer neuen Kuppel von weißem Bleche versehene Thurm, (welcher ohne geleistete Frohnarbeiten 6000 baare Gulden kostete) ragt weit über die übrigen heraus, und ist mit einer Thurmuhr und drey Glocken versehen. Desto schlechter ist dagegen inwendig die Orgel, ein bloßes unharmonisch quitschendes Manual mit einigen Registern. Der Altar, ein Meisterstück eines dort lebenden Tischlermeisters, verhunzt sammt den grotesken Leuchteraufsätzen noch mehr das Inwendige, der wirklich nach architektischen simplen Geschmacke gebauten Kirche. Gestalt und grober Anstrich erzeugt Widerwillen. b) Eine deutschevangelische Kirche in der Mitte des Dorfes, wegen seiner niedern Lage außer dem Orte ohngeachtet des proporzionirten Thurms nicht leicht sichtbar. Im Jahre 1787 vollendet und eingeweiht. Vorher bedienten sich die Deutschen mit den Slaven einer gemeinschaftlichen Kirche, wo sie alle dritten Sonntag das Recht hatten, zuerst den Gottesdienst darinnen zu halten; die andern zwey nachfolgenden Sonntage aber warten mußten, bis die Slaven aus der Kirche kamen, welches denn meist um 11 Uhr und an großen Feyertägen auch um 1 Uhr Nachmittag geschah. Da diese Gemeinschaft den beiderseitigen Gottesdienst sehr erschwerte, und auch zu anderweitigen gegenseitigen Neckereyen Anlaß gab; so trennte sich im gedachten Jahre die deutsche Gemeinde gänzlich von der zweimal stärkern slavischen, von der sie ohnehin schon seit 1745 durch einen besondern Prediger, Kirchenvater und Kirchengeschworne und eigene Kasse getrennt waren.

Der Thurm hat eine gute Uhr, die seit seinem Daseyn schon die zweite ist, und zwei Glocken. Die Orgel von 16 Registern und einem Pedale gehört nach der neuen, großen prächtigen in Szarvas, die ein Pester Meister vor 10 Jahren gebaut hat, unter die besten Werke der Art in dieser ganzen Gegend. Der Altar ist von Mauerwerk mit massiven Säulen von korynthischer Ordnung, ragt aber zu viel in die Kirche vor, und nimmt eben deshalb in der für die Gemeinde schon ohnehin zu engen Kirche zu viel Platz weg. Das Altarblatt hat ein wallachischer Pope gemahlt. Es stellt die Einsetzung des heiligen Abendmahls vor, ist aber jämmerlich sammt dem zu großen überhängenden Crucifix gerathen. c) Die ungrisch reformirte Kirche, so ziemlich in der Mitte des ungrischen Dorfes gelegen, seit 1703, als der ersten eigentlich neuen Ansiedlung der Ungarn, nun schon die fünfte, vom Gyulaer Baumeister Ziegler in einem einfachen, netten Style erbaut, und 1804 vollendet und eingeweiht. Sie ist solide gewölbt. Der spitzige Thurm (sugár torony) hat drey Glocken zum Kirchengeläute.

Anmerkung. Jammerschade ist es, daß es in einem so viel besuchten und volkreichen Orte an einem bequemen Einkehrwirthshaus ganz fehlet, und die Dorfkneipe dem herrschaftlichen Hause gegenüber zur Vergrößerung des Marktplatzes nicht abgerissen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Danklied bei der Einnahme von Paris.

1.

Preiß sey Höchster dir und Ehre
Freudig dargebracht;
Dank sey dir dem Gott der Heere!
Denn durch deine Macht
Fliehn von uns die schwarzen Nächte
Unsrer Leidenszeit,
Und im herrlichen Gefechte,
Siegt Gerechtigkeit.

2.

Endlich, endlich ist erschienen
Unsrer Wünsche Ziel,
Junger Hoffnung Blüthen grünen,
Unser Dankgefühl
Schwebt zu deinem ew'gen Throne
Gott der Kraft empor,
Und mit uns im Jubeltone
Jauchzt der Völker Chor.

3.

Jauchzt dem Tag der höchsten Feyer!
Den Germania
Mit des frommen Dankes Feuer
Je erscheinen sah,
Und ein jugendliches Leben
Wogt in jeder Brust,
Von der Freude Glanz umgeben
Unsrer Siegeslust.

4.

Jauchzt der Stunde der Befreyung!
Denn aus dunkler Nacht
Ist in kräftiger Erneuung
Herrmanns Volk erwacht;
Und auf seinen Eichenhöhen
Tönt der Jubelruf,
Und des Heeres Fahnen wehen,
Das sein Muth erschuf.

5.

Preißt die Herrscher, die errungen
Dieses große Ziel,
Mit den frohsten Huldigungen
Heiligem Gefühl;
Nicht der Ehrsucht Gluthbegierde
Führt sie zum Gefecht,
Eifer für der Menschheit Würde,
Für der Freyheit Recht.

6.

Preißt den hohen Gott der Stärke,
Für dieß edle Gut,
Der zum großen Rettungswerke,
Kraft verlieh und Muth;
Denn uns strahlt der Freudensonne
Lichte Herrlichkeit,
Bald erscheinst auch du voll Wonne,
Goldne Friedenszeit.

7.

Blick empor zum Thron der Gnade,
Wo ein Gott regiert;
Der auf dunklen Leidenspfade,
Uns zum Glück geführt;
Dessen Huld den tapfern Heeren
Sieg und Ruhm verliehn,
Ewig soll ihn zu verehren,
Unser Dank ihm glühn.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 26. Juni.

Panorama von Prag.

(Fortsetzung N. 7. 1814.)

Die neustädter Kirchen.

Pfarrkirche zum H. Heinrich.

Von Karl IV. bekannter Frömmigkeit läßt es sich erwarten, daß er seine geliebte Neustadt, mit vielen und schönen Kirchen ausgestattet haben werde; da er überhaupt alles aufbot, dieser neuen Anlage, in jeder Hinsicht, die möglichste Vollendung zu geben.

Die meisten böhmischen Schriftsteller der Vorzeit, stimmen jedoch dahin überein, daß die Heinrichskirche früher als die Neustadt, und zwar schon 1333, folglich auch als Karl noch Markgraf von Mähren gewesen, gestanden habe, welche Meinung dann auch durch ein, noch vor kurzer Zeit sichtbares, nun aber übertünchtes Gemälde, in dem einem Fensterbogen mit der Jahrszahl 1333, und durch die Gedenkbücher unterstützet wird, in welchen diese Kirche bereits im Jahre 1351 als Pfarrkirche erscheinet.

Höchst wahrscheinlich verdankt dieser Gottestempel sein Daseyn einem Gelübde, welches Karl, in einer der gefahrvollen Schlachten, worinn er seinem — ich möchte sagen, tollkühnen Vater zur Seite kämpfte, für seine Erhaltung gethan. Und noch wahrscheinlicher: Daß während dieser kriegerischen Laufbahn der friedliche Gedanke, hier eine Stadt zu gründen, in ihm erwachte, an dessen augenblicklicher Ausführung, den raschen Mann, nur Bescheidenheit und der unruhige Geist seines Vaters hinderten.

Ein vergleichender Blick auf diese, und die Bauart der übrigen Kirchen der Neustadt, wird ohne Dokumente für ihr höheres Alter entscheiden. Dann unterscheidet sie sich auch im Ganzen, vorzüglich aber durch ihre Helle, von den Tempeln der Altstadt; so hat sie doch ein ungünstiges Verhältniß der zu geringen Höhe gegen Länge und Breite. Man vermißt den in jenen Kirchen sprechenden, architektonischen Geist, welche Mathias von Arras, durch Karl eigends 1344 von Avignon nach Prag berufen, selbst erbaute, oder im Grundrisse entwarf.

Trotz ihrer vielen Mängel, ist es dennoch Schade, daß sie von so vielen Gebäuden umgeben, und versteckt ist, noch mehr zu bedauern aber ist, daß der, vor einigen Jahren durch einen Windstoß, seines Daches beraubte Thurm, nicht wieder hergestellet wird, und, gleichsam geköpft, und die ganze schöne Heinrichsgasse durch seine Häßlichkeit verunstaltet. Besondere Merkwürdigkeiten sucht man vergeblich in dieser Zierdelosen Kirche. Der heilige Heinrich und seine fromme Gattin Kunigunde auf dem Hochaltare, von Haintsch gemahlt, ist zwar nicht ohne Verdienst, der Liebhaber und Kenner wird aber sicher mehr mit Wohlgefallen, bei Wratas Dreyfaltigkeit, und Mariens Verkündigung an den Seitenaltären verweilen.

Der, ganz aus Quadratstücken gebaute, beträchtlich hohe, doch wie schon gesagt, durch den Verlust seines schönen hohen Daches, äußerst entstellte Glockenthurm, verschafft von seiner Zinne, einige schöne Aussichten in die Stadt selbst, und ihre reizenden Umgebungen. Die Aufschrift der großen, bereits 296 Jahre alten Glocke) dürften alle, welche Schillers Meistergesang, die Glocke kennen und würdigen, des Lesens werth halten, sie lautet:

En ego Campana, nunquam pronuntio vana.
Ignem, vel bellum, festum, vel funus honestum.

Vielleicht nahm der große Sänger, denn wie wenig äußere Berührungen bedarf ein Geist wie der Seinige zum Aufluge in höhere Regionen; vielleicht sage ich, nahm Schiller aus einem ähnlichen Werke der Vorzeit, die erste Idee zu seinem hohen Lied, die er mit Meisterhand entwickelte?

Vor Zeiten wurden in dem die Kirche umgebenden geräumigen Platze, (auch bei den Kirchen der andern beiden Städte war dieß der Fall,) die Einwohner, vorzüglich aber die Fremden begraben, welche, wie an einem andern Orte gesagt werden wird, unter Karl IV., Prag häufig besuchten. Joseph II. trat aber auch gegen dieß, durch alles Herkommen, geheiligte Vorurtheil auf, und wies jeder der drei Städte ihren eigenen Begräbnißplatz in einer halben Stunde weiten Entfernung, außerhalb an, und da er, was er unternahm, nie halb

that, so mußten selbst die vorlängst bei und in den Gebäuden der Kirche beerdigten Leichname, mit oder ohne Gedenkstein, so wie die grotesk genug gereiheten Gebeine aus den sogenannten Beinhäusern, an ihren neuen Bestimmungsort gebracht werden.

Da meist jede Neuerung, oft aus Bosheit, oft aus Mangel an Nachdenken, Tadler und Wiedersacher findet, so hatte es auch auch diese weise und menschenfreundliche Anordnung Josephs, in ungezählter Menge, aus jeder Menschenklasse. Doch bald genug, kehrte nach böhmischer Sitte, die ruhigere Besonnenheit wieder, und ruhig geleitete man die theuern Überreste seiner Ahnen, nach der neuen Ruhestätte, wo glänzendere Denkmale nun wie Phönixe aus ihrer Asche entstunden.

Nur ein Monument weder aus kostbarem Gestein, noch von einer Meisterhand gemeißelt, blieb auf dem, größtentheils zum Garten umgearbeiteten Gottesacker übrig. Kein Wunder wenn es die Überreste eines Großen, eines Reichen, eines Helden deckte! Es ruhet aber hier blos ein Mahler, Felix Anton Scheffler welcher, wie es noch heut zu Tage der Fall ist, von seinen Zeitgenossen nicht nach Verdienst geachtet, vielleicht in Gefühl des eigenen Werthes sich selbst folgende Grabschrift setzte:

Ich, der ich so oft Christum gemahlet hab',
Lieg' hier, daß jezo ich mich in Christo lab.

Sollte die Erhaltung dieses, selbst von dem Muthwilligen und der Verderbesucht der Gossenjungen geehrten Denkmals, nicht auf die hohe Achtung schließen lassen, welche der Böhme bildenden Künsten, und Werken verblichener Meister zollet?

Kirche zum heiligen Stephan.

Wir treffen hier abermals auf eine der vielen Lücken, welche durch die blinde Wuth eines fanatischen Volkes im Zusammenhange der vaterländischen Geschichte entstand.

Durch die im Jahre 1419, von den Prager Einwohnern selbst unternommene Plünderung, ja ich möchte sagen Verwüstungen der Kirchen und Klöster, giengen alle Urkunden dieser Kirche verloren, und es blieben dem Geschicht- und Alterthumsforscher, blos Muthmassungen übrig, welchen er, durch Mühevolle Zusammenstellung aus den auf uns übergangenen entstellten Bruchstücken und Volkssagen, schöpfet.

Daß diese Kirche, lange vor Karl IV. gestanden sey, und bereits im Jahre 1234 der christkatholischen Gemeinde des Dorfes Ribnieczek, welches Karl den Kreuzherrn mit dem rothen Stern abkaufte, und mit der Neustadt vereinigte, gedienet habe, hat viele Wahrscheinlichkeit für sich. Nicht zu bezweifeln ist es aber, daß die St. Stephanskirche ihre gegenwärtige Größe dem frommen klugen Karl verdanket, der durch die Sammlung der Überreste, kanonisirter und als heilig verehrter Vorfahren, eine ungeheure Menge Wahlfahrter aus den entferntesten Ländern herbeizog, wo natürlich der Raum der kleinen Dorfkirche die frommen Beter eben so wenig fassen konnte, als sich ihr unansehnliches Äußeres mit Karls Schönheitssinne vertrug. Ohne die Zeit des unternommenen Baues zu berühren, erwähnen die Gedenkbücher lediglich: Daß die Stephanskirche im Jahre 1351, zur Pfarrkirche erhoben war.

Nur zu bald trat aber auch die Nothwendigkeit der Vergrößerung des Gottesackers ein, da wiederhohlte Seuchen, wahrscheinlich Folge des Zusammenflußes verschiedener Völkerstämme, eine Menge Heimischer und Fremder, hinwegraffte und für Letztere Karl den Gottesacker zu St. Stephan, und der erst beschriebenen Heinrichskirche, beinahe ausschließend bestimmte.

Diese Kirche ist in gothischem Stiel gebaut, ohne besonderer auszeichnender Schönheit, leicht und frei, und die einfallende Lichtmaße ist groß und wohlthuend.

Das Hauptgemälde am Hochaltare, war ehedem ein Marienbild mit dem Kinde, und der Jahrszahl 1472. Ob letztere der Entstehung des Bildes, oder seiner Aufnahme in die Kirche gelte? bleibet wohl eine nicht leicht beantwortende Frage. Daß dies Bild aber lange Zeit der Gegenstand besonderer Verehrung gewesen, lassen fromme Volkssagen vermuthen. Welche spätere vaterländische Schriftsteller, der Aufzeichnung werth hielten, und sich zum Theil in unseren aufgeklärten Zeitalter in Ansehen erhalten, ja manch modernen Zweifler über das, was er davon glauben soll, in Zweifel setzen.

Warum aber dies alte, und wirklich nicht schlecht gemahlte Bild dem, von dem neustädter Bürger Mathias Czinoprecht 1685 verfertigten heil. Stephan weichen mußte? sagen die Jahrbücher nicht, ohnerachtet die Aufklärung darüber einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des Volkscharakters geben müßte; da der Pöbel überhaupt, am wenigsten ein fanatische Pöbel, sich so leicht und willig seinen Götzen rauben läßt.

Skretas Taufe Christi, Rosalia und vorzüglich St. Barbara verdienen die Aufmerksamkeit jeden Liebhabers um so gewisser, da das letztgenannte Gemälde, unser philosophischer Künstler Pr. Joseph Bergler einer Kopie werth fand, und diese durch einen seiner Schüler in aquatinta arbeiten ließ.

Kehren wir aber nun zu dem Marienbilde zurück, das bei mehreren Gelegenheiten, sein Mißfallen über seine Herabsetzung, doch ohne verstanden zu werden, zu erkennen gab; Denn es blieb bis 1648 im Staube in Vergessenheit, und nur dem frommen Domherrn Wenzel von Blumenberg, welcher vor den Schwenden sich zu St. Stephan flüchtete, und hier lange Zeit die erle-

digte Stelle des Pfarrherrn versah, war es vorbehalten, das abtrünnige Volk, zu der Verehrung Mariens zurückzuführen.

Ein Wetterstrahl, der, ohne zu zünden, oder sonst die Kirche zu beschädigen, nur dem neuen Hochalte verderblich ward, machte Blumenbergen zuerst aufmerksam, und er deutete dieses Ereigniß, als den Ausdruck höchsten Unmuthes der Gottesgebährerin, in seinen Kanzelvorträgen. Er war es ferner, der die wunderbare nächtliche Erleuchtung der ganzen Kirche, und zu einer Zeit gewahrte, wo er bestimmt wußte: Daß niemand in der ganzen Kirche sey, und als die Erscheinung oft wiederkehrte, er jedoch seinen Sinnen mißtraute, so unternahm er mit seinen Kaplänen und einigen angesehenen Bürgern seines Sprengels eine genaue Untersuchung der Kirche, und siehe da! als sie in die Kirche traten, war alles finster, und man fand auch nicht eine Spur, etwaniger Bübereyen.

Nicht lange nach diesem Ereignisse, und eben als das geängstete Prag einer Belagerung entgegen sah, wozu der feindliche Schwede die ernstesten, furchtbarsten Anstalten traf, erschien eines Morgens Maria, ganz dem verwahrloseten Bilde ähnlich, auf einem hell erleuchteten Bogen, welcher die alte und neue Stadt umzog, und zu schützen schien. Ein Wunder, von vielen Einwohner gesehen, und von der feindlichen Schaar selbst bestättigt, welche dann auch die Belagerung sogleich aufhob und ruhig von Dannen zog.

Errang das Wunderbild auch nicht die erste Stelle am Hochaltare wieder, so gewann es dennoch eine andere Ehrenvolle in der Kirche, über alles aber, am Zuströmen dankbaren Verehrer, deren sie noch heut zu Tage viele zählet.

Die öftern Erscheinungen, der erleuchteten Kirche, hörten zwar auf, doch kehrten sie stets wieder, wenn einer der Pfarrherrn am heil. Stephan sterben sollte.

Dieser vor 166 Jahren herrschende Glaube lebet, freilich scheu vor dem Spotte heutiger Aufklärung, noch itzt bei vielen, und ängstete noch vor Kurzem, einen alternden, übrigens aufgeklärten Priester um so mehr, da das Gerücht einer ähnlichen Erscheinung in Altbunzlau vor ungefähr drei Jahren entstand, und vom Prager Konsistorio untersucht, der Befund aber nicht bekannt ward.

Die Ursuliner Kirche sammt Kloster.

Es scheint, daß das Bedürfniß, seine Kinder einer bessern Aufsicht zu unterziehen, als ihnen jene Miethlinge geben können, welche der Moden, ehedem weit herrschender als itzt, aus Frankreich rief, eine Gräfin Sybille von Lamboy bestimmte: Die Jungfrauen des Ursulinen-Ordens aus den Niederlanden nach Prag zu berufen, oder besser, zu locken, denn nur große Verheißungen oder eine mächtige Ueberredungskunst konnte diese schüchternen, an ihr Land, ihre stille Rückgezogenheit, an ihre Freundinen gefesselten Wesen dahin vermögen, alles dies ihnen Theure zu verlassen, und sich einem höchst ungewissen Schicksale, und einer Nazion anzuvertrauen, welche in damaliger Zeit, wahrscheinlich weit unrühmlicher als itzt, im Auslande bekannt gewesen.

Um so dankbarer ehret der Böhme das Andenken der edlen Stifterin sowohl, als der sieben heldmüthigen Jungfrauen, welche im Jahre 1655, mit so viel Hingebung ihrer selbst und wahrem Apostoleifer, der bloßen Hoffnung: Gutes zu stiften, ihr Liebstes opferten.

Obschon Gräfin Sybille ihrem Worte getreu, die höchste Sorgfalt für diese Fremdlinge hegte, sie mit allen Bedürfnissen anfänglich versah, ihnen zur Gründung eines eigenen Wohngebäudes alleine 5000 fl. (für jene Zeit eine bedeutende Summe) schenkte, durch ihren Einfluß der wohlthätigen Freunde, bald mehrere verschafte; so erreicht doch alles dies nicht die Größe des Opfers, welches die frommen Schwestern brachten, denn was sind Tausende, gegen ein geliebtes Vaterland, Freunde und frühes Gewöhnen an einen bestimmten Ort, an Menschen und Lebensverhältnisse?

Den ersten thätigen Freund in Böhmen, fanden die neuen weiblichen Ansiedler, an den Kardinalerzbischof von Harrach, einem Manne, dessen die Geschichte überall rühmlich gedenket, wo es Hülfe für die leidende Menschheit und energisches Handeln zur Beförderung des Guten galt. Diesem Zuge seines Herzens folgte er auch im vorliegenden Falle um so williger, da er mit der Stifterin über den Zweck dieser neuen Anstalt, vollkommen einverstanden gewesen.

Die erste bequeme Unterkunft verschafte dieser würdige Priester den Schwestern an einem, seinem Pallaste zunächst gelegenen Gebäude an der Schefflitze, wahrscheinlich um ihnen mit Rath und Hülfe augenblicklich beispringen zu können. Doch nicht allzulange, blieben die frommen Jungfrauen in dieser, in jedem Falle drückenden und abhängigen Lage. Ihre Leutseeligkeit bei der strengsten Beobachtung ihrer Ordensregel, ihre eigene Erziehung so wie ihre Fertigkeit in weiblichen Arbeiten, vorzüglich aber die Gabe, sich der Jugend hinzugeben, sie an sich zu ziehen, gewannen ihnen sehr bald der Freunde viele, der Zöglinge eine so große Menge, daß der Raum nicht mehr hinreichen, und sie auf eine andere größere fürdenken mußten.

Der Ruf von den auszeichneten Fortschritten der, ihrer Leitung anvertrauten Zöglinge, drang bis zu Eleonorens, Ferdinand des III. Gemahlin, Prinzessin. Als die Kaiserin zur Krönung nach Prag kam, war der Besuch bei den Ursulinerinnen beinahe ihr Erstes angelegentlichstes Geschäfte. Als sie sich aber von der Wahrheit, des ihr von ihnen zugekommenen Rufes

überzeugt hatte, so bot sie alles auf, um die Nonnen zur Übersiedlung nach Wien zu vermögen.

So schmeichelhaft dieser Antrag auch immer seyn mochte, so wurde er dennoch abgelehnet, und nur dann, als 1660 sechs neue Ordensglieder aus den Niederlanden nach Prag kamen, und wiederholte Aufforderungen von der Monarchin ergiengen, folgten einige diesem erhabenen Rufe.

Die Ursulinerinnen übersiedelten nun nach dem Augezd, in ein eigen erkauftes Haus. Als aber auch dieses sehr bald nicht hinreichte, die von allen Seiten herbeiströmenden Zöglinge zu fassen; als der Orden selbst durch den Beitritt mehrerer, selbst adelicher Jungfrauen, (unter welchen ein Fräulein Barbara Hartmann von Scharfstein, Maria und Maxmiliana Czernin von Schwihof, die ersten waren,) sich mehrte; als endlich auch durch Stiftungen und andere Beiträge ihr Vermögen nahmhaft wuchs, und Kaiser Leopold I. aus besonderem Wohlgefallen Ihm, am 22. Mai 1662 das Landmannsrecht, förmlich verlieh, erkauften sie in der Neustadt das ehemalige Przihowskische Haus, nebst mehreren kleineren angränzenden Häusern, und vereinigten Alles zu einem großen geräumigen Gebäude.

Im Jahre 1674 wurde hiezu der erste Grundstein gelegt, und der Bau mit solchem Eifer betrieben, daß die fromme Schaar bereits am 11. Juli 1676 ihre neue Wohnung beziehen konnte. Die Kirche wurde jedoch erst im Jahre 1702 angefangen, und 1704 durch den Weihbischof und damaligen Abte des Stiftes Strahof eingeweihet. Sie ist schon ganz im neuern Stiel und die Vorderseite mit vielem Geschmacke gebauet. Ihr Inneres ist heiter und freundlich, ohne den gewöhnlichen, überladenen, oft lächerlichen Prunk, doch im höchsten Grade reinlich, wie es ein Gotteshaus seyn soll, und wie man es durchgehends bei Frauenklöstern, seltner bei Mönchen findet, wo Staub und Unrath, oft wahres Aergerniß erregte.

Das Blatt am Hochaltare, so wie St. Anna am Seitenaltare, sind von unseren braven, vaterländischen Künstler Lischka, die Himmelfahrt Mariens soll, doch unverbürgt von Brandel seyn.

Das Klostergebäude ist ganz das Gegentheil von der Kirche, finster und dumpf, und der Idee unserer Vorfahrer gemäß, welche sie mit der ehemaligen Klosterbenennung Zwinger, zu verbinden schienen. Es gehöret ein hoher Grad von Resignazion dazu, um sich hier für diese irrdische Ewigkeit einzukerkern, und sich so leicht, unabgesehen der übrigen kargen Lebensgenüße, von dem schönen Himmelslichte zu trennen, dessen sich Mensch und Thier und Pflanze erfreuet.

Bei dem Allen, und bei dem schlechtgewählten Lokale, wo er Kurzem noch die Kloake der Neustadt ihre Abflüße vorbeiführten, und Pestgerüche ewig verbreiteten wo die, der nahen Moldau entsteigenden Frühnebl das Gemäuer näßen, und den Quaken des noch nähern Kalch und Ziegelofens, die Fenster eng verschlossen zu halten gebietet; Bei den Allem sage ich ist es zu verwundern, daß die Klosterfrauen ein so hohes Alter erreichen, und die Zöglinge wenig kränklen, und ein ziemlich blühendes Ansehen behalten.

Leider ist dieß Kloster in Böhmens großer Hauptstadt, ja im ganzen Königreiche, die einzige weibliche Erziehungsanstalt, welche sich erhält. Die Tadelsucht zeihet sie mancher Gebrechen, doch hat diese Megäre bis izt noch nichts Besseres aufzuweisen gewußt.

Der unbefangene Beobachter wird die pädagogischen Gebrechen nicht verkennen, aber die Nebenumstände beherzigen, welche sie herbeiführen, und deßhalb das Ganze nicht absprechend verwerfen. Der höhere Klerus öffne einer gewähltern Lektüre die Pforte, und gönne dem reinen Lichte der Vernunft den Zutritt, und es wird auch hier Tag werden, ohne die zarte Blüte der Weiblichkeit, wie es die moderne Gouvernenten-Erziehung zu thun pfleget, dem Mittagsbrande der Überverfeinerung bloßzustellen, und sie verwelken zu lassen.

Wenigstens wird kein Mann, der sich nicht von der, freilich abstechend klösterlichen Schüchternheit abschrecken läßt, und einen Klosterzögling zum Weibe erkieset, über Mangel an Brauchbarkeit im praktischen Leben, am Wenigsten über gewisse profane, zu deutsch aufgeklärte Grundsätze zu klagen haben, und bei dem blühenden Haushalte und seinem gesunden Ehelegen den Gedanken segnen: so und nicht anders gewählet zu haben.

Es sind dermale noch 43 adeliche und 4 bürgerliche Stiftungen, in welchen die Mädchen Kost, Wohnung, manche auch Kleidung und den heimischen Unterricht unentgeldlich erhalten. Es sind meist Familienstiftungen, die der Aelteste des Hauses, manche aber auch die Vorsteherin des Klosters vergiebt.

Ein Rückblick in jene Zeiten, aus denen die Stiftungen herstammen, und wo dies Kloster der Verehrer und Wohlthäter mehrere zählte! — wird er nicht den Tadel entkräften, der, höchst ungerecht, die schlechte und karge Kost der Zöglinge trifft? — Nicht weit gerechter die Zeitgenossen, welche ihres und ihrer Kinder Vortheils vergessend, Summen an die grasse Unwissenheit, und die Unsittlichkeit gezierter Ausländerinnen verschwenden, und eine Anstalt sinken lassen, aus welcher Engel an weiblicher Tugend, wie ein freundliches Gestirn, hervorgehen könnten.

Außer diesen Stiftlingen, nahmen ehedem wenigstens, die wohlthätigen Frauen gegen höchst billige Bedingnisse Mädchen auf, deren Eltern sich weder selbst mit der Aufsicht, noch mit einer Gouvernente befassen wollten und konnten.

Die ärmere Klasse der Einwohner benützen noch itzt den öffentlichen Unterricht, welcher von den Klosterfrauen in besondern Zimmern gegeben wird, so wie reichere und angesehene Bürger ihre Mädchen, in diese Schule senden, um die vielen nützlichen und schönen Arbeiten zu erlernen, worinn diese frommen Geschöpfe Meister sind, und welche nun einen Theil ihrer Lebensbedürfnisse decken müßen.

Ob zu den Zeiten der Lambolá, der Harrasche, Hartmanne, Czerninе, Wallbrune u. s. w. diese Priesterinnen der Vesta, damals jeder Dame im Range gleichgehalten, wohl auch um Taglohn arbeiten mußten? —

(Forsetzung folzt.)

Historisch = topographische Beschreibung

von

Mezö = Béreny im Békescher Comitate.

(Fortsetzung.)

§. 9.

Das Klima. Die Luft ist ohngeachtet der tiefen Lage des Ortes sehr gesund, wozu nebst den oben angeführten vielen Gärten und Weingärten, und den häufigen, in dem Dorfe befindlichen Bäumen, auch die Nähe der Körösch das ihrige unstreitig beiträgt. Sie ist auch nicht mit einem kontagiösen Miasma, welches die Aerzte selber nicht näher können, wie man ehemals vorgab, angefüllt. Denn außer den gewöhnlichen Krankheiten des Landvolks, die überall anzutreffen sind, herrscht keine andere, außer dem Scorbute, Scharbock endemisch und epidemisch allhier. Daß der Skerbut hier öfters epidemisch wird, ist wohl nicht die Luft, als vielmehr die Lebensart der Leute Schuld. Die Ursache liegt in ihrer großen Unthätigkeit im Winter; im häufigen Genusse des Specks und der damit, nach ungrischer Art, zu fett geschmalzten Speisen, wovon der hiesige Landmann besonders wenn Saverkraut und anderes Gemüße fehlet, fast ganz allein lebt; in Mangel des bei dieser Nahrungsart zur Gesundheit unentbehrlichen Weins, und der nöthigen Feuerung, besonders in langwierigen naßkalten Wintern und Frühlingen; darum er auch nur unter den ärmeren Klassen der Einwohner, die auch noch obendrein oft Mangel an hinlänglicher Nahrung haben, einzureissen pfleget. Daß die hier so häufig wachsende Cochlearia (Draba Lin.) wildes Löffelkraut, ein vortreffliches Mittel gegen diese schnell um sich greifende und ansteckende Krankheit ist, habe ich schon oben §. 6. unter 1. erwähnet.

Unter die häufiger vorkommenden Krankheiten als hier gehört auch noch 1) des sogenannte Tsömör, aus welchem ausländische Aerzte eine eigene ungarische Krankheit machten, und das ungrische Uebel, das Zipser-Ferkel ꝛc. nannten. Es ist aber meiner Meinung nach, nichts anders, als ein fieberhaftes Uibelbefinden, wobei alle Glieder abgeschlagen scheinen, und das meist aus Uiberladung des Magens herkommt, besonders von fetten Fleischspeisen, wenn sie mit einer großen Gierigkeit in Menge genossen, und viel Wasser darauf getrunken wird. Durch anhaltendes Fasten und hinlängliche Bewegung vergeht es meistens von Selbsten. Doch gebraucht der Bauer meist ein zwar einfaches aber desto derberes Mittel, welches in vielen Fällen bald hilft. Der Pazient legt sich auf den Bauch zur Erde. Ein starker Kerl steigt auf ihn und knetet den ganzen Rückrad und die Seiten stehend mit beiden Füßen derbe durch, bis der Kranke in Schweiß kommt, und alle Knochen genug ausgekracht haben. Er schläft darauf ein, und ist, oder denkt sich wenigstens nach dieser passiven Bewegung kurirt, durch welche die blähende Winde gewiß oben und unten gewaltsam ausgetrieben werden.

Oft ist das Uibel nicht so stark, so daß man hier jede Uiberladung des Magens und das darauf empfundene Unbehagen einen Tsömör nennt. Daher die Redensart: Ich habe mir einen Tsömör angegessen, meg-tsömörlettem.

2) Die Brandblatter, Brandborke, Carbunculus, hier Pokolvár gleichsam Höllengeschwür, Höllenraude genannt, an welcher auch viele Menschen bei vernachläßigter gehöriger Behandlung schnell sterben. Doch ist diese Krankheit nicht alleine diesem Orte eigen, sondern ein allgemeines Uibel des südlichen ebenen Ungarns. Die Leute gebrauchen durchgängig als Gegenmittel ein Pechpflaster, meist aus harziger Wagenschmiere, welches in vielen Fällen gut thut. Es wird auf Leinwand gestrichen, und auf die Blatter aufgelegt, um, wie sie sagen, das Gift auszuziehen. Der verstorbene verdiente Protomedikus von Ungarn, Franz von Schraud, hat im Anhange seiner Abhandlung über den Scharbock auch über diese schnell tödtende Krankheit geschrieben, was er aus den offiziellen Berichten des vortrefflichen peregher Komitatsarztes, Hr. Alexander Sebeck, geschöpft hatte.

Das Werkchen, welches er seinen würdigen Gehülfen in der Ausrottung des Scorbuts oder Scharbocks, den nun verstorbenen Joseph Fischer, Physikus des temescher Komitats, und unserm oft schon genannten (seit 2 Jahren ebenfalls verstorbenen) Komitatsphysikus Sigmund Riegler dankbar zueignete, erschien im Jahre 1804 in Druck, und weil es über beide, hier oft epidemisch grassirende Krankheiten viel Licht verbreitet, und sowohl zur medizinischen Geographie von Ungarn, als besonders dieser Gegend sehr viel beiträgt, so will ich hier den ganzen Titel dieses Werkes hersetzen.

„Franz von Schraud. K. k. Rath und Protomedikus von Ungarn, Nachrichten vom Scharbock, welcher im Jahre 1803 in mehreren Gespannschaften von Ungarn beobachtet wurde, nebst Beiträgen zur Geschichte des brandigen Ausschlags, welcher in Ungarn Pokolvár genannt wird (von Seite 62—76) Pesth gedruckt bei Math. Trattner 1804. 765. 8."

Für die Kranken hier ist übrigens, zur Ehre einer großmüthigen Herrschaft, und der hiesigen Ortsgemeinde muß ich es sagen, so gesorgt, wie man an allen Orten sorgen sollte. Berény hat in der Person des Herrn Stephan Patzek einen Arzt, um den es viele Ortschaften und Komitate beneidrn können. Ein emsiger und beliebter Schüler des großen Wundarztes, Professors Stahl, und des berühmten Protomedici Franz von Schraud, auf dessen Empfehlung er hieher gekommen ist, verbindet er mit einer vollständigen, gesunden, medizinisch-chyrurgischen Theorie eine glückliche Praxis, und unterhält auf eigene Kosten, obwohl die zwei Gyulaer Apotheken nicht zu weit entfernt sind, dennoch eine sorgfältig eingerichtete Landapotheke. Seine philosophischen Schulstudien hat er unter dem berühmten Rektoren Szeverinyi und Jarossy in Schemnitz geendigt; unter berühmten Wundärzten dieser Stadt praktizirt, und sich auf der Universität zu Pesth unter Schraud und Stahli zu dem Manne gebildet, der ganz seinem Fache gewachsen ist. Humanität, Liebe zur wissenschaftlichen und besonders medizinischen Lektür, ein männlicher Ernst und ungemeine Thätigkeit in seinem Fache, zeichnet ihn vor vielen andern seiner Collegen aus. Wie weit müssen einem solchen Manne, die in unsern Ortschaften sich einnistenden, unwissenden Bartscherer, Aderlasser und Dorfbader, hintanstehen, die bei aller Unkenntniß in ihrem wichtigen Wirkungskreise bei dem Pöbel doch öfter ihr Glück machen, und obendrein noch sehr rar und so selten sind, daß man Hebammen, Schaf- und Viehhirten, dem Schinder und andren dreusten Quacksalbern aus dem Bauernstande die Sorge für die Gesundheit der Menschen, als zum Tödten gleichsam privilegirten Leuten, sorglos überläßt. Die Herrschaft und die Gemeinde erkennen auch die Verdienste dieses Mannes. Zu seinem baaren Gehalte konkurriren beide in die Hälfte. Von der Herrschaft hat er schönes Deputat an Frucht, Haber, Heu, Holz, Wein, Fleisch, Salz und eine halbe Session freies Ackerfeld, und die Gemeinde hat ihm ein bequemes Quartier gebaut, welches sie auch unterhält. Lauter Anstalten der fü das Beste ihrer Unterthanen sorgenden, edelherzigen Grundfrau Freyin von Wenkheim. Möchte man doch an recht vielen Orten Ihr nachahmen, so hätte die leidende Menschheit doch Zuflucht zu geschickten Aerzten. Zur Verbreitung und Erhaltung der wohlthätigen Schutzpocke war er sammt dem verdienten Komitatschyrurgus Hrn. Beyschlag stets ein treuer Gehülfe der hierinnen rastlosen Hrn. Komitatsphysikus Sigmund von Rigler *) Ein schönes großes Accoucheur- und anderseitig chirurgisches Besteck ist auf herrschaftliche Kosten zu seinem Gebrauche angeschaft worden.

Auch für eine vernünftige Geburtshilfe ist hier gesorgt, welcher wichtige Gegenstand in vielen Gegenden des Vaterlandes so äusserst vernachläßiget wird; denn nicht nur daß Herr Patzek selbst ein geschickter und glücklicher Accoucheur ist, so müssen die unter seiner Aufsicht stehenden sechs Ortshebammen von ihrer Anstellung, in Szarvas bei Herrn Komitatschirurgus Johann Beyschlag einen ordentlichen theoretischen Lehrkurs, der einige Wochen dauert, aushalten; der Unterricht wird ihnen von ihm in derjenigen der 3 Landessprachen ertheilet, die sie am besten verstehen, entweder deutsch, slowakisch oder ungrisch. Nach geendigtem Kurse werden sie von ihrem Lehrer im Beisein des Hrn. Komitatsphysikus ordentlich geprüft, und ihnen von beiden ein Quasidiplom, freylich nur für dieses Komitat lautend, ausgestellt. Ob sie auch dann förmlich, wie bei uns in Verbas geschieht, vor der versammelten Gemeinde in der Kirche beeidet werden, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Indessen sollte es doch geschehen. Mit innigem Vergnügen wohnte ich öfters dem populären und instruktiven Vorträgen des Hrn. Beyschlags und einmal auch einer solchen izt erwähnten Prüfung bey, die jedem Menschenfreunde den Wunsch abdringen müssen. „O möchte es überall so seyn!" Zu wünschen wäre es, daß Herr Beyschlag, sein eigenes zu diesem Gebrauche in den drei Landessprachen ausgearbeitetes Manuskript, zur Selbstbelehrung und Wiederholung wenicht seiner Herren Kollegen, doch der Hebammen in Druck herausgeben möchte. An solchen populären und instruktiven Hausmitteln fehlt es uns in Ungarn doch noch so sehr, ohngeachtet einige wenige in unsern Landessprachen erschienen sind, meistens aber nur Uibersetzungen deutscher Autoren, welche auf unsere Bedürfnisse nicht Rücksicht nehmen konnten, und auch meist mehr zu akademischen Vorlesungen und für Kunstverständige, als für einfältige Bauernweiber geschrieben sind.

Auch hier strebte die hochherzige Grundfrau nach Verbesserungen zum Besten ihrer Unterthanen, indem sie im Jahre 1805 eine, an der Pester Universität studirende und dort examinirte Hebamme mit ihrem Diplome

*) Siehe Geschichte der Verbreitung der Kuhpocken in der Bekescher Gespannschaft v. Dr. Sigmund Rigler in der Zeitschrift von und für Ungarn. 1802. Zweiter Band. pag. 77—96. wo es heißt, daß Herr Rigler in Zeit von 5 Monaten eigenhändig 1204 Kinder, und die Herrn Chyrurgen 1037, also zusammen 2241 Kinder mit dem besten Erfolg eingeimpft haben.

auf eigne Kosten auf ihr Gut nach M. Berény schickte. Allein Ihr guter Wille konnte nicht in Erfüllung gehen. Die Frau, eine Städterin, konnte sich in die Gewohnheit des Dorfes nicht schicken, verlegte sich aufs Doktern, war zu vornehm und zu prezios für die Bauern, und konnte sich das Zutrauen der Landweiber, die ihres Gleichen einmal gewohnt sind, nicht erwerben, und zog ganz allein von der Herrschaft unterhalten, nach einem fast jährigen Aufenthalte wieder in die für sie angemessenere Stadt.

§. 10.

Die Einwohner des Ortes sind verschieden in Hinsicht der Nation und der Religion.

Die Kirchenkonskripzion vom Jahre 1805 gab ihr Verhältniß so an:

1) Die evangelischen Slowaken hatten dazumal	. .	Ehen 631	Seelen	2715
2) Die evangelisch Deutschen	—	330	—	1718
3) Die reformirten Ungern	—	270	—	1206
4) An nicht unirten Wallachen, meist Dienstboten, nach Békesch affiliert			—	106
5) Die römisch-katholischen Beisitzer machten aus	. . .		—	46
Summa d. Ehen		1231	Seelen	5791

Nach der Populars-Konskription im Jahre 1811 fand sich die Seelenzahl 6857. Also ist die Zahl der Einwohner in 6 Jahren vermehrt worden, um 1056 Seelen, und das nicht sowohl durch fremde Ankömmlinge als in und durch sich selber. Daß die Einführung und immer größere Verbreitung der Schutzpocken*) und die obenangeführte ärztliche und Geburtshülfe vieles dazu beitragen, läßt sich nicht läugnen; aber noch mehr die geschehene Austheilung neuer Hausplätze zu beinahe 150 Hofstellen, und der Umstand, daß man die alte Sitte immer mehr fahren läßt, nach welcher ehedem, besonders bei den Slaven in einem Hause drei bis vier Familien auf einem Brodte lebten, und gemeinschaftlich zusammen wirthschaften, izt aber immermehr sich die jungen Geschwister, vielleicht nur zu früh, abtheilen, und Jedes, das ihm zugefallene alleine besorgt.

Nach dem mir mitgetheilten Auszuge aus der letzten Populärkonskripzion die im Jahre 1811, wie überall in ganz Ungarn, so auch hier, durch das löbliche Komitat unternommen worden ist, bestand unter den verschiedenen Einwohnern in M. Berény folgendes Verhältniß.

a) Römisch-katholische männnlichen Geschlechtes waren	53
b) Evangelisch-lutherische (Deutsche und Slaven zusammengenommen) männlich .	2518
c) Reformirte Ungarn, männlichen Geschlechtes	829
d) Nicht unirte Grichische . . .	100
e) In der Fremde, innerhalb des Landes sich befindende hiesige . .	19
f) Vermißte (nescitur ubi?) . .	1
g) Mit Abschied entlassene Kapitulanten, verheur.	30
h) detto detto unverheurathet	13
i) Söhne die noch des Vaters Brod essen (Filii Familias) . . .	2015
k) Zum weiblichen Geschlechte gehörende überhaupt	3357
l) Nach dem Alter von 1 bis 17 Jahre alt, männlich	1733
m) detto von 18 bis 40 Jahren, männlich, verh.	320
detto — — ledige oder Wittwer	266
n) Ueber 40 Jahre alt . . .	676
o) Honoratiores	10
p) Handwerker . . .	55
q) Knechte, Dienstboten, bei Freyen und adelichen (servientes nobilium.) .	35
r) Ansässige Bauern (Rustici) .	600
s) Von verschiedener andrer Lebensart (Promiscuis conditionis) . .	785
t) Gesammtzahl aller Seelen . .	6857

Anmerkung. Diese 6857 Einwohner wohnen in 1144 Häusern, woron 1105 dem Urbario unterworfen, und 39 frey sind. Also kommen auf ein Haus etwas über 5 Seelen.

§. 11.

Aeltere und neuere Geschichte des Ortes.

Um meinen Lesern einen anderen Ueberblick des Ganzen zu geben, und mehr Gelegenheit zu anzustellenden Parallelen und Folgerungen darzureichen, will ich izt die Einwohner nach ihrer Verschiedenheiten der Nazionen und Religionen gegen einander stellen, und das hieher gehörige im Zusammenhange beifügen.

*) Was die Schutzpocken zur Vermehrung der Populazion vermögen, ersehe man aus den eignen Worten des Herrn Physikus Rigler in seinem oberwähnten Aufsatze. „Eilf der bevölkertesten Ortschaften waren es, wo die Schutzpocken glücklich eingeführt werden konnten, und in diesen zählte man seit dem 24. Jänner 1802 nicht mehr als 64 Kinder, die an natürlichen Blattern starben; da hingegen die neun übrigen Oerter, welche die Kuhpocken verworfen hatten, und welche eine ungleich geringere Volksmenge besitzen, in der nämlichen Zeit in 5 Monaten 579 todte Blatterkinder zählten. So offenbar bewährte sich der Vortheil der Kuhpockeneinimpfung.

1) Die reformirten Ungarn sind ohnstreitig die ersten und ältesten Einwohner der Ortschaft, sowohl vor als nach den Rákóczischen Unruhen gewesen. Ihr reiner ächt ungrischer Dialekt verräth, daß sie ursprünglich aus dem Biharer Komitat und aus Cumanien hieher gekommen sind. Aus den Debrecziner reformirten Kirchenmatrikel sieht man, daß sie schon im Jahre 1702 einen Seelsorger an Hrn. Johannes Dajay hatten. Im folgenden Jahre 1703 hatte, die aus ohngefähr 26 Ehen bestehende kleine Gemeinde sich schon eine oben §. 2. erwähnte eigene Glocke angeschafft. Ihr Bethaus war dazumal eine mit Rohr eingezäumte Schupfe. Sie selber wohnten in unter die Oberfläche gegrabenen Erdhütten (Kisko genannt, wie man sie noch im Biharer Komitat und Cumanien hie und da nicht selten antrifft.)

Drei Jahre darnach wurden sie in dem Rakoczischen Rummel von hier verscheucht, nach dessen Beendigung sie sich wieder hieher versammelten, und durch Ankömmlinge aus dem benachbarten Sarkad, Doboz ꝛc. sich um vieles vermehrten.

Ihre Prediger seit der zweiten Ansiedlung, waren folgende: Johannes Mandoky; Johannes Davidhazi; Stepanus Szallay; Johannes Berhiday; Johannes Baksy; Vom Jahre aber 1769 bis 1807, wo er sich Altershalber in die Ruhe zurückzog, durch ganze 48 Jahre hindurch Herr Johannes Molnár, in welcher Amtsruhe er auch im Jahre 1810 verstarb. Ihm folgte Herr Michael Tarr, der aus dem reformirten Gränzörte im Banat Debellás, hieher als interimeller Administrator versetzt wurde, und nach geendigtem Jahre die weit einträglichere Pfarre, in dem benachbarten ganz reformirten, zu eben dieser Herrschaft gehörigen Dorfe Tártsa erhielt.*) Sein Nachfolger ist nun seit Ostern des Jahres 1809 Herr Stephan Berey, der vorher 8 Jahre lang an der reformirten Schule zu Basarhely im Csongrader Komitat Rektor und Professor war, und auch seit vier Jahren fleißiger Mitarbeiter an der hiesigen evangelischen lateinischen Seniorat-Schule ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die reformirten Gemeinden in Ungarn haben, wie auch die Augsburgischen Confessionsverwandten das Jus Patronatus. Sie können bei einer vorgefallenen Vacanz ruffen, wen sie wollen; ja die Reformirten haben das, in vieler Hinsicht den Prediger fatale Recht, ihm jährlich um das neue Jahr aufzukündigen, wo er dann um Georgi herum, wenn nur einigermassen die Anklage der Gemeinde gegründet scheint, abziehen muß.

Dieses Recht nennen die Ungarn, Marasztas (das Behaltungs- und Entlassungsrecht) nem Maraszté vom ungrischen marasztani ferner behalten und nem nicht. Um groben Mißbräuchen dabei vorzubeugen, haben die reformirten Konsistorien dafür gesorgt, daß ohne vorher geschehener Anzeige und von ihnen geschehener Untersuchung ohne ihr Wissen und Willen kein Prediger, ja nicht einmal ein Schullehrer entlassen und ein neuer einberuffen werden darf. Welche Gemeinde dagegen verstößt, der wird willkührlich, wie bei Herrn Tarr der Fall war, wenigstens interimaliter von ihnen gleichsam zur Strafe der exorbitirenden Gemeinde ein Subjekt auctoritative gesetzt.

Auch ist deshalb jährlich, und zwar sehr weise, für die Prediger eine sogenannte Sedes Consistoria translocatoria angeordnet, wobei diejenigen Prediger, die sich keines kanonischen Verbrechens schuldig wissen, und dennoch, entweder wegen erlittenen Neckereyen, oder wenn sie sich fühlen, wegen Verbesserung ihres Gehalts, um eine Versetzung auf eine andere Gemeinde anhalten dürfen.

Eine Fete des Herzogs von Orleans.
(Journal de Paris.)

Der Herzog von Orleans gab einst Ludwig XV. eine Fete zu Villers-Cotteretes, wozu folgendes gebraucht ward:

100,809 Pfund Rindfleisch. 29,045 Stück Wildprett und Geflügel. 3,071 Pfund Schinken. 10,552 Pfund Speck und Schweinschmalz. Für 14,139 Franken See- und Flußfische. 36,464 Eyer. 6,063 Pf. ordinären und 600 Pf. gute Butter. 150,096 Pf. Brod. 80,000 Flaschen Burgunder und Champagner Wein. 800 Flaschen Rheinwein. 1,400 Faschen Cidre und Bier. 30,000 Bouteillen Liqueure aller Art.

In der Küche ward verbraucht:

8,000 Pfund Zucker. 2,000 Pf. Kaffe. 1,500 Pf. Chokolade. 65,000 Citronen, Orangen und Pomeranzen 800 Granatäpfeln. 150,000 aller Art Birnen und Aepfel. 15,000 Pfund Confituren. 2,000 Pf. Zuckerwerk und 4,000 Pf. Wachskerzen. Um das Dessert zu serviren bedurfte man 30,000 Gefäße von chinesischen und japanischen Porcelain, und 20,000 von Krystall. Um die Tische zu decken brauchte man 3,300 Tischtücher und 900 Duzend Servietten. 150,000 Caraffen und 150,000 Stück Silbergeschirr. Man kann sich einen kleinen Begriff von der Menge der bei den Küche angestellten Offizianten machen, wenn man bedenkt, daß man 2,000 Duzend Schürzen nöthig hatte.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 27. Juni.

Panorama von Prag.

(Fortsetzung.)

Kirche zum H. Adalbert dem Grösern.

Weder von dem Stifter, noch von der Errichtung dieser Kirche, welche doch bestimmt in die Reihe der Aeltern gehöret, ist mehr als bloße Vermuthung aufzuspüren.

Eine alte gothische Schrift an der Seitenwand, welche aber nun einer unzeitigen Reinlichkeit, die schon so manch geschätztes Dokument zerstörte, weichen mußte, sprach von einem hier begrabenen Bürger, nennt jedoch weder den Namen desselben, noch die Ursache, warum er hier begraben ward, sondern blos das Jahr 1400.

Daß sie bereits 1415 eine Pfarrkirche gewesen, ist dokumentirt; daß aber die Herrn Alman und Lewe ihre Stifter gewesen, wie dies einige der neuern Schriftsteller angeben, bedürfte des Beweises, welcher bis itzt noch fehlt.

Uebereinstimmend sind die Meinungen: Daß Karl IV. diese Kirche für die Kolonie der Weiß- und Lohgärber erbaute, welche er aus Kalabrien nach Böhmen brachte, und ihnen die gegenwärtige Stelle zur Niederlassung anwies. Wenigstens geben die an dem Kirchengewölbe in Stein gehauene Rose und Hirsch (beides Insignien des Zunftwappens dieser Gewerbe), dann der Name Kalabrien, welcher heut zu Tage noch diesem Theile der Stadt eigener, als die Benennung Sichar ist, wenn auch nicht vollständige Belege, dem ohngeachtet gegründetere Muthmaßungen, als die Herrn Alman und Lewe für sich haben dürften.

Die Kirche selbst, wäre artig genug gebaut, doch ist sie ganz in eine schmutzige Ecke gedrängt, und der Zugang zu ihr, durch enge unreine, labirinthische Gäßchen so wenig einladend, daß man lange in der Hauptstadt gelebt haben kann, ohne auch nur einmal von ihrem Daseyn zu wissen.

Der Liebhaber bildender Kunst, dürfte indessen doch für seinen Besuch durch das Altarblatt entschädiget werden, welches vielleicht zu Brantls gelungensten Werken gehöret; er wird aber zugleich bedauren, daß dieser Meister zu unstäten Geistes gewesen, um seine vorzügliche Naturanlagen an Roms Meisterstücken auszubilden, und vielleicht dann manch bewundertem Künstler Italiens den Rang abzulaufen.

St. Michaelskirche, in Dyatowitz.

Diese Kirche würde, wegen Mangel aller frühern Nachrichten von ihren Schicksalen, kaum erwähnet werden, gewönne sie nicht von einer andern Seite Interesse für den Zeitgenossen, und die Nachkömmlinge.

Für ihr hohes Alter spricht unverkennbar die Bauart, welche trotz des 1717 in einem nächst angränzenden Hause ausgebrochenen heftigen Brandes unverändert auf uns überkam. Ohnerachtet die Gedenkbücher eine Reihe ihrer Wohlthäter schon von dem Jahre 1387. namentlich aufzählen, so dürfte wohl schwerlich Jemand verleitet werden, Karl IV. für den Stifter derselben zu halten, und sich auf diese Art, aus der Verlegenheit zu helfen.

Die Abgelegenheit dieser Kirche, mochte Hußens Apostel Jakobell zu einer Zeit begünstiget haben, wo seines Meisters Lehre der Anhänger wenige noch zählte, und daher das Licht scheuen mußte; denn sie liegt in einem der ödesten Winkel der Stadt, und ist ganz dazu geeignet, hier ungestört beten zu können. Diese Abgeschiedenheit mochte auch die deutsche Gemeinde der augsburgischen Konfession bestimmt haben, da sie dem Volkscharakter noch zu sehr mißtrauen mußten, gerade diese Kirche zu ihren Versammlungen zu erkiesen, als der unsterbliche Joseph II. das Toleranzedikt kundmachte, und der Vernunft zu ihrem Rechte verhalf: Das unsterbliche Vorbild höchster Duldung, nach dem Maaße der eignen Einsicht zu verehren.

Im Jahre 1790 wurde diese Kirche der deutschen Gemeinde geöffnet, und Pastor Götschelt feyerte diesen Tag der Weihe, und Josephs II. verewigende That mit einer Rede, in welcher dieser geistvolle Mann sich, ich möchte sagen, selbst übertraf. Es ist zu bedauern, daß dieses Meisterwerk der Redekunst, wie so viel Vortreffliches, bei den Meisten verhallte, und Pastor, und Superintendent Götschelt, zu bescheiden ist, um es

an der Spitze seiner übrigen Kanzelvorträge durch den Druck bekannter zu machen.

Die St. Michelskirche gewann durch die Vereinfachung ihrer innern Einrichtung. Der, wenig geschmackvoll gezierte Hochaltar mit dem Bilde des Gekreuzigten, die Rednerbühne, und eine Doppelreihe von Beetstühlen ist alles was man hier trifft. Der Gottesdienst ist dabei im hohen Grade feyerlich und erbaulich, und man sieht hier bei weitem jene Unanständigkeiten nicht, welche sich die Schöngeister in unseren christkatholischen Kirchen erlauben.

Die Kirche zur H. Dreyfaltigkeit.

Sie ist von keiner besondern Merkwürdigkeit, und im eigentlichen Verstande nur ein Lükenbüßer.

Die Geschichte dieser Kirche und des dabei befindlichen Klosters der Trinitarier gäbe eine ärgerliche Legende von den eben nicht feinen Kunstgriffen dieser Mönche, mit welchen sie ein Paar gutmüthige Menschen um ihr Geld brachten. Die Aufschrift über dem Eingange: Joannes Ignatius, et Teresia Barones de Putz, hanc Ecclesiam fieri fecerunt, ist ein grobes Kompliment gemeiner Bettler; denn es ist wohl kaum gedenkbar, daß die Stifter dieser Kirche so eitel oder albern seyn konnten, diese Prahlerei selbst anzuordnen.

Kaiser Joseph II. fand, wie er manches ersten Blickes gefunden, daß der gutherzige Türke die christlichen Gefangenen eben nicht härter, als die christlichen Völker ihre christlichen Feinde in der Gefangenschaft behandleten, daß daher eine Gesellschaft höchst entbehrlich sey, welche unter dem Vorwande: Das Lösegeld für die unglücklichen Türkensklaven zu erbetteln, nur für ihre eigene Bedürfnisse sorgte. Er hob sie 1783 auf, benüzte das Kloster weit besser, und zur großen Erleichterung der Bürgerschaft als Militärkaserne, und übertrug auf diese Kirche das Pfarrrecht der 1787 gesperrten St. Martinskirche.

Kirche zu Maria Schnee.

Mit einem Franziskaner Kloster.

Vielleicht danket keine der vielen Kirchen Prags einem froheren Ereignisse ihre Entstehung; vielleicht hat aber auch keine derselben der traurigen Schicksale mehr aufzuweisen, als die Kirche zu Maria Schnee.

Karl, der angebetete Karl IV. führte 1347 seine Blanka als Gattin heim. Seine Böhmen, reich durch seine weise Haushaltung, bekannt aber mit seinen Neigungen, boten Alles auf um ihren Liebling mit einem der glänzendsten Feste zu überraschen. Von dem Vielen, was in jenen genügsamen Zeiten ergözte, werde hier nur des Gastmahls erwähnet, welches im Angesichte des ganzen freudetrunkenen Volkes, auf dem Ghoßenplatz, und zwar auf einer eigends dazu errichteten Bühne gegeben ward, und wobei die böhmischen Edlen und Ritter das erhabene Brautpaar zu Pferde bedienten.

Zu hochbeglückt fühlte sich Karl, durch die Liebe seiner reizenden Blanka, zu überschwänglich froh im Kreise seiner Unterthanen, als daß er diesen schönen Tag seines Lebens nicht hätte verewigen sollen. Als Denkmahl desselben, und zugleich als Dankopfer gebot er, eine Kirche, ohnfern des Ghoßenplatzes zu erbauen, widmete das Holz jenes Gerüstes, worauf er speiste, zu diesem Bau, und nannte sie, als Simbol der Unbeflecktheit seiner Braut, zu Maria Schnee.

Die Karmeliter, denen Karl die Kirche schenkte, wurden jedoch bald nach dem Ausbruche der hussitischen Unruhen vertrieben, ein großer Theil davon getödtet, und die Kirche stark beschädigt, ja sogar im Jahre 1421 gänzlich zerstöret. In diesem Zustande blieb dies Gebäude bis zum Jahre 1603, und Rudolphen, dem zweiten Karl, war es vorbehalten, es mit neuer Pracht aus seinen Trümmern hervorzurufen. Albert Popl von Lobkowiz unterstüzte seinen König treulich bei diesem verdienstlichen Werke, und schenkte den 15 Franziskaner Mönchen, welche Alphons von Requesenz als Vorsteher in das Kloster führte, beträchtliche Summen.

Diese Neulinge in der Kenntniß des energischen Charakters der Böhmen traten, getäuscht von der erzwungenen Ruhe, und entbrannt von dem Feuereifer der Bekehrungssucht, vielleicht zu unsanft bei ihrem verdienstlichen Werke auf, um die vielen räudigen Schafe, welche sie der Kirche zutrieben, als wirklich geheilt betrachten zu können. Sie waren es auch in der That nicht. Denn als die Passauer 1611 in Prag einfielen, und Alles sich gegen sie vereinigte, benüzten die Hussiten diese Gelegenheit, um sich an ihren Verfolgern zu rächen, und ihren Glaubensmeinungen, oder besser, dessen Aeußerungen, das Bürgerrecht zu erzwingen.

Die Gräuelthaten, welche der Pöbl an den Klöstern der Altstadt übte, waren nur Vorbereitungen zu weit größern, welche den Franziskanern vorbehalten waren. Wirklich übertraf sich auch hier, nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Schriftsteller, das vernunftbegabte Raubthier der Mensch selbst, und man würde es dem Verfasser dieser Blätter wenig Dank wissen, wenn er nach dem Ausdrucke eines Chronisten: Das nehle Leichenfeld nicht gewöhnlich gemordeter, dicker beleibter Mönche, hier von neuem schilderte. Vierzehn dieser unglücklichen Schlachtopfer sind in dem Archive des Klosters namentlich aufgezeichnet; vielleicht war eine gleich große Zahl unter den Trümmern des zerstörten Gebäudes begraben, oder auf der Flucht getödtet.

Im Jahre 1611 vereinigten sich mehrere Wohlthäter zur Wiederherstellung der Kirche und des Klosters,

welches noch in diesem Jahre Alex. Emilian Bel, mit fünf andern Priestern bezog, die während des Aufstandes gegen Ferdinand II. und der Regierung, wenn man es ja so nennen kann, des Afterkönigs Friedrich zwar öfter beunruhiget wurden, sich aber dennoch bis zu den ruhigeren Zeiten, welche die Schlacht am weißen Berge herbeiführte, erhielten.

Von nun an mehrte sich der Orden, und gedieh im Schatten der Friedenspalme, an welcher er, wuchernd sich emporrangte. Im Jahre 1784 zählte man 66 Ordensglieder. Joseph II. fand jedoch, daß eine geringere Zahl derselben wohl auch den Gottesdienst versehen könne, und wies 48 dieser Priester einen größern Wirkungskreis an. Zwei Jahre darauf wurde das Kloster ganz aufgehoben, und bei der Kirche ein Weltpriester mit zwei Kaplänen als Pfarrer angestellt.

Man hält diese Kirche ziemlich allgemein, und vielleicht mit Recht, für die Hechte unter allen, vielleicht auch für die Leichteste, wenn sie übrigens auch an Schönheit und Ebenmaaß eben nicht den Vorzug verdienet. Zu allem Ueberfluße bauete der Mönchsgeist eine Menge Seitenkapellen an, welche das Ganze zwar noch mehr verunstalten, doch auf den Neuheitereiz beim Volke und dadurch auf die Einkünfte des Klosters äußerst richtig berechnet waren.

Eine dieser Kapellen stehet mitten auf dem kleinen Vorhofe der Kirche, und soll 1698 von einem Grafen Berchthold erbauet, er aber hier selbst begraben seyn.

Die Kirche sowohl als die Kreuzgänge des ehemaligen Klosters, sind mit Darstellungen der Gräuelscenen geschmückt, welche hier in jener Schreckenszeit, vorfielen. Es herrschet viel poetische Freiheit in diesen Gemälden, und in einigen sogar, Kunstverdienstes genug, um zu bedauern, daß er an solche Gegenstände verschwendet wurde.

Kirche zur schmerzhaften Mutter und das Kloster der Elisabethinerinnen.

Stiftungen, deren Endzweck Menschenwohl, Milderung der in so vielfacher Gestalt herumschleichenden Elendes ist, bleiben ehrenvolle Denkmahle des entschlummerten Wohlthäters, und seines Namens Verkündiger für künftige Geschlechter.

Einem solchen begegnen wir hier bei der Kirche zur schmerzhaften Mutter. Wenn gleich ihre Bestimmung ursprünglich nicht die Gegenwärtige war, um derentwillen sie Johann Ignaz Olahowsky von Lypa villa sammt dem angränzenden schönen und geräumigen Gebäude errichtete; so ist sie doch nichts weniger nützlich, denn es finden Tausende, durch die zarte Pflege der hier versammelten barmherzigen Schwestern, Linderung ihrer Schmerzen und Genesung.

Ganz eigentlich dachte sich der edle Stifter hier einen Zufluchtsort für alte ausgediente Weltpriester, welche ohne einer Pfründe, ohne einer Gesellschaft anzugehören, kümmerlich lebten, in ihrem hohen Alter darbten, oder die menschliche Gesellschaft belästigten. Ein baares Kapital von 10,000 Gulden bestimmte der Menschenfreund zur Deckung jener Bedürfnisse, welche der gleichfalls hieher geschenkte große Wein und Küchengarten allenfalls noch übrig ließ; allein so ungenügsam ist eine gewisse Menschenklasse! Die abseitig, einsame, ländliche Lage, des Stiftes behagte den lebensmüden Greisen nicht, und die Undankbaren verkauften Stift und Gärten den Serviten um 4000 Gulden, um welchen Preis diese das Ganze, im Jahre 1719 wieder einer Gräfin Karoline von Schönkirch, geborne Frey Frau von Eben, käuflich überließen.

Vielleicht umschwebte Olahowsky's Geist, diese ihm verwandte Seele! denn sie ließ den Kaufbrief über diese Realität sogleich, und unter der einzigen Bedingung, auf die Schwestern zur heil. Elisabeth schreiben, daß sie verpflichtet seyn sollten: Eine gewisse Anzahl weiblicher Kranke, unentgeldlich zu heilen und zu pflegen.

Sehr bald verbreitete sich der Ruf dieser Anstalt, und eben sobald strömte alles herbei, was arm oder sonst nicht in der Lage war, sich eine eigene, gleich sorgfältige Krankenpflege zu verschaffen; so daß die menschenfreundlichen Schwestern gezwungen wurden, einen großen Theil hülflos zurückzusenden. Doch der edle Böhme half bald durch reiche Stiftungen, dem Mißverhältnisse zwischen der Möglichkeit auf der einen, und dem Bedürfnisse auf der andern Seite ab, und auf diese Art wuchs der Betten Zahl auf 45 an, welche einzelne Familien zu vergeben haben, und auch willig dem Dürftigen verleihen.

Zwar ist durch Joseph II. Errichtung des allgemeinen Krankenhauses, wo ebenfalls Personen des weiblichen Geschlechts aufgenommen werden, der Zulauf zu den Elisabethinerinnen geringer, und so mancher Verlegenheit wegen Unterbringung der Kranken abgeholfen; demohngeachtet findet oft zwischen den gewöhnlichen Betten das Einschieben anderer statt, welche die edlen Bewohnerinnen willig, und nicht mit geringer eigener Aufopferung, der Armuth bieten.

Des schönen Geschlechtes eigene Reinlichkeit und Zartheit in der Krankenbehandlung tragen an und für sich unendlich vieles zu der Genesung bei, und diejenigen, deren Ziel hienieden bereits gesteckt ist, schlummern, sonst von niemanden beweint, sanft und ruhig in den Armen dieser tröstenden Engel in jene bessere Welt hinüber.

Man findet unter den barmherzigen Frauen viele, welche durch Lesen und durch tägliche Uibung sich einen ziemlich richtigen Blick in der Heilkunde verschafften. Ausgezeichnet gut ist jedoch die Apotheke, durch eines der Ordensglieder bestellet, und die Arzneien werden vortrefflich zubereitet.

Dem Manne von Gefühl bleibet hier nur zweierlei zu wünschen übrig. Erstens, daß die Menschenliebe der so wohlthätigen Einwohner Prags, einen eigenen Arzt für diese Anstalt besoldete, welcher alle Tage ordinirte, und überhaupt stets an der Hand wäre, und zweitens daß der schöne weibliche Verein, auch dieser weiblichen Anstalt seine Aufmerksamkeit, seine Unterstützung in Fällen schenkte, wo der gefräßige Zahn der Zeit auch diese Stiftung benagte und schwächte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herbarium Böhmens betreffend.

(Siehe Hesp. Jahrgang 1813. N. 76.)

Die von Sr. Exz. dem Herrn General-Administrator Grafen von Hartmann im entwichenen Jahr getroffene Anstalt zur Einsammlung der vaterländischen Gewächse hat, ungeachtet mancher durch die Zeitumstände herbeigeführten Hindernisse bedeutende, Fortschritte gemacht. Nahe an 700 Arten phanerogamischer Gewächse und bei 200 Kryptogamisten wurden eingesendet, und im Verlaufe des Winters nach dem Linneischen System geordnet; mehrere seltnere Gewächse befinden sich unter den Pflanzen der Herrschaft Schazlar und Zbirow, deren Forstmänner sich besonders ausgezeichnet haben. Um die Einsammlung im künftigen Jahre zweckmässiger zu befördern, wurde eine eigene Instruktion entworfen, und den Aemtern mitgetheilt. In der Ueberzeugung, daß mehrere Güterbesitzer gern zu dem gemeinnützigen Zweck der Aufstellung eines vollständigen Herbariums sämmtlicher böhmischen Pflanzen mitwirken werden, wird die Mittheilung dieser Instruktion in dem vielgelesenen Hesperus nicht am unrechten Orte stehen. In der Folge werden auf diesem Wege durch Austausch der Duppleten mehrere interessante Pflanzensammlungen gebildet werden können.

Instruktion

zur Sammlung und Trocknung der Pflanzen.

Da der Zweck eines Herbariums vorzüglich darin bestehet, die Pflanzen (vornehmlich die vaterländischen) genau kennen zu lernen, und ihre Standorte zu erfahren, so folget hieraus:

I. Das vollständige Exemplare zum Einlegen gewählt werden müssen.

Unter einem vollständigen Exemplare versteht man:

a) Bei Bäumen und Sträuchern einen Ast mit Blüthen, einen zweiten Ast mit Früchten, und vollständigen Blättern. Jene Früchte, welche wegen ihrer Größe und Härte zum Einlegen nicht geeignet sind, wie Tannenzapfen, oder Eicheln ꝛc. müssen besonders gesammelt, in Papierkapseln eingeschlossen, mit dem gleichen Nro. der Pflanze versehen werden. Bei den Weidenarten, da sie getrennten Geschlechts sind, und meistens vor Ausbruch der Blätter blühen, muß man besonders darauf bedacht seyn, die zusammen gehörenden männlichen und weiblichen Blüthen im ersten Frühjahre zu sammeln, später, wenn die männliche Blüthen abgefallen sind, und die weiblichen sich der Saamenreife nahen, werden diese mit vollständigen Blättern gesammelt, und den erstern Exemplaren beigelegt.

b) Bei ausdauernden Gewächsen gehört zu der Vollständigkeit der Exemplare die Wurzel sammt den Wurzelblättern, ein Stengel mit Blätter und Blüthen, ein anderer mit Samen kurz vor der vollständigen Samenreife, damit die Saamen beim Einlegen nicht abfallen; sollte es durch Zufall dennoch geschehen, so ist der Same in einer papierenen Kapsel beizulegen; dieses ist vorzüglich bei den Dolden- und Schotengewächsen nicht ausser Acht zu lassen.

c) Von den einjährigen Gewächsen gilt das nemliche, was von den ausdauernden gesagt wurde, nur ist die Wurzel minder wesentlich, ob sie gleich immer zu der Vollständigkeit eines Exemplars gehört.

d) Da die Farrenkräuter ihren Samen auf der Rückseite des Blattes bringen, so muß man bei ihrer Einsammlung auf diesen Umstand Rücksicht nehmen, und das Blatt tief an der Wurzel, die zum Einlegen öfters zu dick ist, abschneiden.

e) Die Laubmoose blühen zum Theil im Frühjahre, manche im Herbste, in Felsenritzen, an Baumstämmen und alten Stöcken. Zur Vollständigkeit eines Exemplars gehört: Eine Pflanze mit Samenkapseln im jüngern Zustande, wo sie meistens mit einem spitzen Deckel versehen sind, und eine zweite nahe an der Samenreife, wo die Kapsel den Deckel abgeworfen hat, und becherförmig aussieht. Auch alle andere Mossarten bringen Samen, die Forscher dürfen nur Acht haben, wenn sie auf denselben anderst gefärbte Punkte, Schüsselchen oder Schwämmchen entdecken, und dann diese Moose sammeln. Auch die mancherlei Punkte oder Linien verschiedener Form auf der Rinde der Bäume gehören in die Gattungen, und dürfen blos mit der Rinde oder mit dem Holze, auf dem sie sich befinden, in ¼ Zoll dicken, 2 Zoll langen, und ½ Zoll breiten Streifen abgeschnitten werden.

II. Um eine getrocknete Pflanze zu bestimmen, ist es nicht hinreichend, ein vollständiges Exemplar gesammelt zu haben, es muß auch mit Behutsamkeit und Aufmerksamkeit getrocknet werden. Bei der Trocknung der Pflanzen sind folgende Handgriffe vorzüglich zu beobachten:

a) Die Pflanzen müssen im frischen Zustande, ehe sie durch das Welken ihre natürliche Steifheit verlieren, eingelegt werden; sollten sie bei großer Hitze früher abwelken, als man sie nach Hause bringt, so ist es besser, sie in frischem Wasser über Nacht im Keller zu lassen, wo sie dann gewöhnlich am andern Morgen wieder ganz frisch werden. Man nimmt sodann einen Bogen trockenes Löschpapier, breitet die Pflanzen so natürlich als möglich aus, legt, wenn sie sehr blätterreich ist, Papierstreife zwischen die Blätter, damit sie einander nicht berühren, und beschwert sie einstweilen mit einigen Kupfermünzen; ist sie ganz natürlich gelegt, so nimmt man mehr oder weniger Bögen gut gewärmtes Löschpapier, je nachdem die Pflanze mehr oder weniger saftreich war, und decket dieses von der Wurzel gegen die Blüthe mit der rechten Hand darüber, indeß man mit der Linken die Kupfermünze wieder behutsam herausnimmt, ohne die Pflanze zu verrücken. Ist die Pflanze zu groß, um in einem Bogen Raum zu finden, so schneidet man den Stengel oder den Wurzelblättern ab, und leget ihn auf einen besondern Bogen.

b) Sind nun alle Pflanzen also übereinander gehörig unter Papier gebracht, so werden sie in einer Presse mäßig zusammen geschraubt, oder zwischen zwei Brettstücken beschwert, und der Sonnen- oder Ofenwärme ausgesetzt.

c) Nach 24 Stunden müssen die feuchten Papiere unter und ober der Pflanze weggenommen, gewärmt und getrocknet, oder durch frische warme Papiere ersetzt werden, das Papier, auf welchem die Pflanze liegt, kann man, wenn es nicht zu feucht ist, belassen; sollte dieses der Fall seyn, so deckt man die Pflanze mit frischem Papier, fährt mit der linken Hand unter den Bogen, auf welchem die Pflanze liegt, drückt mit der Fläche der Rechten die obern Papiere etwas fest, und wendet das Ganze schnell um, so bleibt die Pflanze ungestört, und man kann nun mit Behutsamkeit das untere Papier von dem Rücken der Pflanzen ablösen, und mit frischem warmen Papier ersetzen. Nach dreimaligen Umlegen kann man die meisten Pflanzen ohne besondern Nachtheil bis zu ihrer gänzlichen Austrocknung ungestört liegen lassen, wenn sie nur in trockner Luft, an einem warmen Orte stehen.

d) Saftpflanzen, wie Hauswurz, Fette Henne und alle Zwiebel-Gewächse, die nur sehr langsam trocknen, und sehr leicht schwarz werden, taucht man von der Wurzel bis zu dem Blüthenschaft in kochendes Wasser; sobald die Blätter abwärts sinken nimmt man sie heraus, läßt sie eine Viertelstunde auf einem Bogen Löschpapier ablüften, breitet sie sodann auf gewärmtes Löschpapier aus, legt wohl 6 Bögen darunter, und eben so viel darüber, preßt sie mäßig, stellt sie in die Wärme, wechselt den ersten Tag wenigstens einmal, wo möglich zweymal die Papiere, so trocknen sie schnell, und bleiben schön.

e) Sind nun mehrere Pflanzen getrocknet, so wird eine jede in einem besondern Bogen frey, unaufgeklebt hineingelegt, und auf dem Bogen oder einem besondern Zettel der Name der Pflanze, wenigstens böhmisch, und der Standort beigeschrieben; der Standort muß auf folgende Art bezeichnet werden: von einer Pflanze, die sehr häufig vorkömmt, wird gesagt: in den N. Revier gemein auf Wiesen, oder Feldern, Hutweiden, im Walde ꝛc. Bei seltenern Pflanzen: in dem N. Revier, auf trocknen Hügeln, in Sümpfen, an Bächen, im Schatten ꝛc. ꝛc. wo sie eben vorkommen; bei ganz seltenen Gewächsen, die den Förstern nur sparsam an einzelnen Stellen aufstoßen, muß der Standort namentlich angegeben werden, Revier N., auf dem Berg N., am nördlichen Abhang N. genannt, oder auf dem Gipfel, ꝛc. ꝛc. damit, wenn diese Pflanze wieder verlangt werden sollte, man solche sogleich auffinden könne.

f) Exotische Gewächse können zwar auch eingelegt werden, doch ist dabei anzumerken: aus der Pflanzschule N. oder dem Garten N. oder in dem Walde ausgepflanzt.

g) Sobald hundert Pflanzen getrocknet und gehörig in die Papiere eingereihet sind, so werden sie zwischen zwei Pappendeckel mit Bindfaden eingeschnürt, und an einem trockenen Orte aufbewahrt. Sind nun alle Päcke einer Herrschaft eingebracht, so werden sie in eine an den 4 Kanten inwendig verpichte Küste eingepackt, und der Deckel gegen das Eindringen der Nüsse wohl verwahrt, mit dieser Vorsicht können sie zu jeder Zeit eingeschickt werden.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Béreny im Békescher Komitate.

(Fortsetzung.)

An den zwey ungrisch-reformirten Nazionalschulen arbeiten eben so viel Lehrer, nemlich: Hr. Andreas Nagy, für den Knaben- und Hr. Johannes Molnár für den Mädchenunterricht.

Anmerkung. Ich kann mich hier als langjähriger praktischer Pädagog nicht der Frage enthalten, warum man nicht nur hier (denn bei der slavischen und deutschen Gemeinde ist es auch so) sondern auch anderwärts in diesem Komitate und in Ungarn überhaupt den Unfug duldet, daß wo zwei öffentliche Lehrer an einer Gemeinde angestellt sind, der eine und gewöhnlich eben diesem besser besoldete, die Knaben jedes Alters, der andere aber die Mädchen bei zwei ab-

getheilten Klassen lehren müsse. Gewöhnlich hat auch der Knabenlehrer in Allem den Vorrang, und heißt Rektor, der andere muß ihm nachstehen, und wird gewöhnlich nur Präceptor titulirt, welches ohngefähr in der Opinion des Bauern so schön klingt, als der infame Titel eines Schulknechtes, den ich an einigen Orten des aufgeklärten Obersachsens nicht ohne Widerwillen nennen hörte.*). Wäre es denn nicht klüger, wenn man bei Abtheilung der Klassen lieber auf das Alter und die Fähigkeit der Kinder Rücksicht nehme, und dem einen Lehrer alle Kinder beiderlei Geschlechts erster Klasse, vom A. B. C. bis zum fertigen Lesen; dem andern dann die schon so weit vorberritete Jugend in die zweite oder größere Klasse übergebe? Wie viel würde dadurch an Zeit bei einer zweckmäßigen Lehrmethode gewonnen werden? Ich höre hier freilich den Einwurf mir entgegen schallen, den vernünftig seyn wollenden Schulinspektoren (hier zu Lande bei den Evangelischen Schuldekane genannt) noch immer für zureichend halten, um diese Konfusion zu vertheidigen, „daß es in moralischer Hinsicht gefährlich sey, die größere Schuljugend beiderlei Geschlechts in eine Klasse zu vereinigen.“ Aber kommen die größern Kinder von verschiedenem Geschlechte nicht auch außer der Schule oft ohne die mindeste sittliche Aufsicht zusammen? Bringen sie nicht den größern Theil des Jahres, die hier leider, wie beinahe in allen Gemeinden des südlichen, vom Ackerbau lebenden Ungarns, meistens auf 5 Monate vom November bis auf Ostern beschränkt ist, beisammen zu, und werden sie nicht endlich am Ende ihrer Schullaufbahn zur Zeit der zur Confirmazion bestimmten Vorbereitungsstunden, die gewöhnlich bei fleißigern und gewissenhaften Seelsorgern vom neuen Jahr bis Ostern; bei andern nur die Fastenzeit hindurch dauern, mit einander ohne sittlichen Nachtheil vorgenommen? Aufsicht nur und Ernst ist von Seite der Lehrer nothwendig, um diesem Uibel vorzubeugen, und durch Vereinigung beider Geschlechter von den nemlichen Fähigkeiten in eine Klasse den Unterricht zu erleichtern.

Die Gesammtzahl der ungrisch Reformirten bestand im Jahre 1812 in 1661 Seelen, worunter (Siehe oben §. 9 c.) 829 männlichen, und 832 weiblichen Geschlechts sind. Schulkinder waren dazumal 207; worunter 105 Knaben und 102 Mädchen.

Anmerkung. Gern hätte ich hier, wie den übrigen unten vorkommenden Gemeinden dieser Ortschaft einen vollständig fünfjährigen Auszug der Kirchenbücher hergesetzt, um einen Durchschnitts-Calkul zu dem Verhältnisse von Gebornen, Schulfähigen, Konfirmirten, Kopulirten und Gestorbenen, einigermassen nach den Forderungen *meines* eigenen Vorschlags*) geben zu können. Allein meine mir freundschaftlich mitgetheilten Auszüge lauten nur vom 1. Januar 1808 bis gegen die Mitte des Oktobers 1812. Ich muß mich demnach damit begnügen.

Seit diesem nicht ganz fünfjährigen Zeitraume wurden bei der ungrisch-reformirten Gemeinde

1) Geboren Anno	1808	78	Kinder.
	1809	67	—
	1810	89	—
	1811	89	—
	1812 bis Nov.	69	—

*) Zu Siebenbürgen besteht seit jeher unter den dasigen deutsch-evangelischen Sachsen eine wirklich recht zweckmäßige Gewohnheit, daß die Theologen nach Endigung ihrer akademischen Studien im Auslande, bevor sie zu Predigerstellen befördert werden, erst an den Schulen oder Gymnasien, als Lehrer dienen müssen, und nach den Dienstjahren in obere Klassen avanciren, bis sie eine Predigerstelle in der Stadt d. h. ein Kaplanat bekommen, oder nach erworbenen Verdiensten in der Schule, wo sie, wenn gehörige Gelehrsamkeit da ist, bis zur Rektorsstelle steigen können, auf gute erledigte Pfarrpfründe befördert werden. O würde doch zur Ehre der Geistlichkeit und zum Besten der Gemeinden, jeder junge Theologe erst in die Schule, und von da in die Kirche geschickt werden, um hierin als tüchtiger Mitarbeiter in dem Weingarten Christi sein Tagwerk mit Ehre vollenden zu können! Ich lobe mir in dieser Hinsicht die Anordnung der römisch-katholischen Kirche, wo der Kandidat des Pfarramtes nach geendigtem theologischen und philosophischen Lehrkurse bei einem Pfarrer einige Jahre Kapellan seyn muß, und hernach nach seiner Applikabilität früher oder später zuerst zur Administratorsstelle, und endlich zur Pfarrwürde reif gemacht wird. Durch die nothwendige Zulassung der Pfarrkandidaten zum Schuldienste würde auch die nöthige Schätzung des so sauern, und bisher so verkannten und verachteten Schulstandes um vieles gewinnen.

*) Siehe meine Ideen zu einer topographisch-statistischen Ortsbeschreibung in Ungarn. §. 10.

2) Konfirmirt Anno	1812	23*)	
3) Kopulirt Anno	1808	20	Paar.
	1809	12	—
	1810	21	—
	1811	23	—
	1812 bis Okt.	7	—
4) Gestorbene Anno	1808	25	
	1809	37	
	1810	40	
	1811	66	
	1812 bis Okt.	97	NB.

Die evangelisch-lutherischen Slowaken sind eigentlich eine Kolonie, die sich aus dem übervölkerten, benachbarten, 4 Stunden westwärts gelegenen Szarvas hieherzog, und theils durch sich selbst, theils aber durch neue Ansiedler aus den nördlichen slavischen Komitaten bald vermehrten. Daher den auch ihr slavischer Dialekt von dem des Mutterortes nur wenig verschieden ist. Durch das längere Zusammenwohnen mit den Ungarn, haben sie unzählige ungrische Worte und Redensarten in ihre slavische Muttersprache aufgenommen, die mit slovakischen Endungen und Beugungsfällen verbunden, in den Ohren des reinen Neutraer, Thurotzer, Liptauer und Arwer Slaven, von denen sie doch sammt den Szarvaschern alle ursprünglich abstammen, sonderbar klingen, und denselben ganz unverständlich seyn müssen. Man könnte leicht ein eigenes slavisches Idiotikon für diese Gegend sammeln, das dem zipser Deutschem an Reichhaltigkeit wenig nachgäbe; welches uns Bredetzky und Genersich in der Zeitschrift von und für Ungarn geliefert haben.

Im Jahre 1723 hatte diese, damals freylich noch schwache Gemeinde schon ihre eigne Kirche und Glocke (Siehe oben §. 2. Artikel Ansiedlung.)

Ihr erster Prediger war, so viel man bei Ermangelung der alten Protokolle aus Tradition weiß; N. Konik. Ihm folgten N. Farkas; Martin Thowan; N. Burian; Samuel Petko; der letzte gemeinschaftliche deutsch-slavische Ortsprediger; unter welchem sich im Jahre 1745 die Deutschen einen eigenen Seelsorger beriefen. Daniel Zacharides ein Zögling des Preßburger Gymnasiums und der Jenaer Universität, welcher nach geendigten 24 hiesigen Amtsjahren im August 1808 verstarb. Ihm folgte der izt noch lebende Herr Georg Kuzian auch vorher ein Bürger deutscher Universitäten. Ihre beiden izigen Schullehrer sind: 1) Herr Thomas Klinovsky de Klin ein glücklicher Katechet und leichter slavischer Versemacher.*) Er dient der Gemeinde schon an die 30 Jahre, und lehrt izt in der Mädchenschule. Er hat dieses sein Talent nicht ohne Nutzen in folgenden Ausarbeitungen gezeigt, die fertig bei ihm in Manuskript liegen: a) Geographie von Ungarn in slavischen Versen, zur Erleichterung des Auswendiglernens für die Landjugend. b) Die Geschichte der ungrischen Könige eben so bearbeitet. c) Die Geschichte des alten und neuen Testaments in ausgewählten historischen Beispielen für Kinder. d) Kurzgefaßte Geschichte der christlichen Kirche bis auf unsere Zeiten.

Schade daß solche Männer, die durch ähnliches Talent und Eifer nach Maaßgabe desselben auch einem größern Jugendkreise nützlich werden könnten, nicht genug Aufmunterung und Unterstützung haben, ihre Versuche durch den Druck bekannt zu machen. Der sonst auch wackere Schulmann, Herr Georg Kristoffy Rektor der evangelischen Schulen in Szarvas ist eben so glücklich, nicht nur in versifizirten Lebensläufen, die aufbewahrt zu werden verdienen, sondern auch zugleich fleißig in ähnlichen pädagogischen Arbeiten, die eine öffentliche Bekanntmachung verdienten; desgleichen Herr Daniel Buro Rektor in Toth-Komlos in eben diesem Komitate. Und an den seligen Herrn Rektor Tarkas hat Szarvas einen wahren slavischen Dichter verloren, der für die einst im Jahre 1794 bestandene, trefflich eingerichtete Industrie Schule, deren unermüdeter Mitarbei-

*) Die feyerliche öffentliche Konfirmazion der Kinder ist in der hiesigen reformirten Kirche, nebst der dazu nöthigen Vorbereitung der Konfirmanden durch den Prediger erst in diesem Jahre zuerst eingeführt worden. In den meisten reformirten Gemeinden überläßt man dieses wichtige Geschäft dem Schullehrer.

NB. Diese verhältnißmäßig große Sterblichkeit bei den Ungarn hierorts ist aus dem Umstande zu erklären, weil dieselben sich so hartnäckig der Einimpfung der wohlthätigen Schutzpocke von jeher und auch bis izt widersetzen, vielleicht aus Mißverständniß der Prädestinationslehre. Man vergleiche die dießfälligen Angaben der beiden andern Kirchengemeinden.

*) Das Versemachen ist eine Sache, wodurch sich unter den Slaven und Ungarn der Schullehrer beim Volke ungemein insinuirt. Besonders ist es Mode bei Leichenbegängnissen, wo er im Namen des Verstorbenen von den hinterlassenen Eltern, Gatten, Kindern, Schwägern und übrigen Anverwandten, Freunden, Nachbarn in Reimen Abschied nimmt. Und solche Abschiedsreime haben ihre eigene festgesetzte Stolariengebühr. So jämmerlich sie auch oft klingen, so sind sie doch für den Augenblick für die Angehörigen des Verstorbenen ein eben so kräftiges Thränen und Heulen erregendes Mittel, wie das oft nur zu komisch herzlose, laute Klaggeschrey aufgenommener Klagweiber am ausgestellten Sarge, welches wirklich hier üblich ist.

ter er nebst seinen übrigen öffentlichen Amtgeschäften an der Nazionalschule noch im hohen Greisenalter war, und der die neuesten Jugendlieder der Deutschen mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und mit wirklich poetischem Geiste ins Slavische übersetzte. Der itzt noch lebende ehrwürdige Vorsteher und Gründer, jener nun schon längst verloschener Anstalt, hat unter den Akten seines praktisch-ökonomischen Instituts jene Meisterstücke aufbewahrt, und es wäre ewig Schade, wenn dieselben verloren gehen sollten. Vielleicht überrascht einmal noch vor seinem Ende, der um die vaterländische Pädagogik so viel verdiente dasige Prediger, Herr Samuel Theschedik das vaterländische Publikum mit einer Auswahl solcher und ähnlicher gelehrten Arbeiten, die er von seinen Mitarbeitern in Händen hat, und denen er die Seinigen wichtigern gern beifügen wird. 2) Herr Martin Styebo der itzt die Knabenschule unter sich hat.

1) Anmerkung Den Organisten- und Kantordienst versehen beim Gottesdienste und bei Leichen beide Lehrer wechselweise, Woche um Woche.

2) Anmerkung Hier noch zum Schluße eine Vergleichungstabelle nach einem beinah 5jährigen Protokollsauszug.

In der evang. lutherischen slavischen Gemeinde zu Mezö-Berény wurden:

1) Geboren	im Jahre 1808	.	176
	1809	.	140
	1810	.	154
	1811	.	158
	1812 b. Mitte Okt.		121*)
2) Konfirmirte**)			
Im Jahre 1811	. . .		89
1812	. . .		75
3) Kopulirte. Im Jahre	1808	11	Paar
	1809	30	—
	1910	48	—
	1811	46	—
	1812 b. M. Okt.	27	—
4) Gestorbene. Im Jahre	1808	.	75
	1809	.	62
	1810	.	61
	1811	.	128
	1812 b. Mitte Okt.		170

5) Zahl der Schulkinder:

1) In der Knabenschule . .	165
2) In der Mädchenschule . .	154
in Summa	329

6) Gesammte Seelenzahl . 2989

Die evangelisch-lutherischen Deutschen sind ursprünglich eine Kolonie aus dem ehemaligen Elsaß und aus dem Fränkischen Kreise, die sich im Jahre 1721 bis 1725 hier festsetzten, und sich durch viele Ankömmlinge aus Vad Kert und Kis-Harta im Pesther Komitate, vermehrte*), daher auch ihre vorige Eintheilung, deren sie sich vorhin selbst unter einander bedienten, in Deutschländer und Ungerländer, welchen Unterschied sie auch durch die Verschiedenheit der bloß deutschen und mehr ungrischen Tracht vorhin beibehielten, um ihre echte Abstammung dadurch zu bewähren. Die Deutschländer trugen durchaus, wie es einige Alte noch thun, kurze deutsche Hosen, Schuhe, und Strümpfe mit Knieebändern, und einen kurzen deutschen Rock; die Ungerländer Schnauzbärte, Zischmen, ungrische lange Hosen und im Sommer leinene Unterhosen, eine kurze Jacke, oder einen ungrischen kurzen Sommer- oder Winterpelz. Die itzige dritte Generazion der ersten Ansiedler hat sich aber schon ganz in Kleidern, Sprache und in vielen Stücken auch in Sitten verungerländert. Von dem echten Ungarn, dem Alles, was aus Deutschland kommt, Schwabe heißt, werden auch die hiesigen Deutschen insgemein Schwaben genannt, aber mit Unrecht. Denn erstens streitet ihre Abkunft dagegen, und dann ihr Dialekt. Er hat zwar manche Eigenheiten, aber Nichts im Geringsten von dem Schwäbischen, und ist immer um vieles reiner und schriftgerechter, als die platte österreichische in Pest und Preßburg gewöhnliche Aussprache. (Die Fortsezung folgt.)

Anfrage über die Prinzessin Marcella.

In dem Ursulinerkloster zu Erfurt hielt sich 1801 und 2 eine neugrichische oder dalmatinische Fürstentochter unter dem Namen Marcella auf, welche mit den angesehensten Personen der Höfe zu Petersburg, London und Wien im Briefwechsel stand und plözlich verschwand. Weiß Niemand nähere Aufschlüße über diese Dame zu geben?

*) Siehe die obige Anmerkung zu der ähnlichen Tabelle bei der ungrisch-reformirten Gemeinde, die auch hier gilt.

**) Weil das Verzeichniß der Konfirmirten von andern Jahren fehlt, so werden nur angegeben die zwei lezten Jahre 1811 und 1812.

*) Und darum heurathen sie auch itzt, wenn im Dorfe selbst keine ihnen anständige Parthie zu finden ist, aus diesen beiden Oertern, welches um so nothwendiger ist, da sie die einzigen deutschen Protestanten im Békescher, Csanader und Arader Komitate sind, und auch im Pester Komitate keine nähere protestantische Ortschaft haben.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 28. Juni.

Panorama von Prag.

(Fortsetzung N. 27.)

Kirche zum H. Apolinar.

Die Legende dieser Kirche liegt zu sehr im Plane des Ganzen, um sie unterdrücken und dem Liebhaber, welcher gleich mit dem Verfasser dieser Blätter denkt und fühlet, entziehen zu können. Wen sie langweilen sollte, der wird diese wenigen Zeilen leicht überschlagen können.

Borziwogs II. Geiz zog ihm viele und mächtige Feinde zu, an deren Spitze sein Bruder Wladislaw stand. Dieser vermochte Kaiser Heinrichen V., Borziwogen, ohngeachtet der ihm wesentlich geleisteten Dienste, zu Hamerstein durch sieben Jahre in engem schimpflichem Hafte zu halten, indeß Wladislaw sich ernstlich um die Krone Böhmens mühete. Je mehr der Hindernisse dieser fand, seinen Zweck zu erreichen, desto dräuender wurde Borziwogs Gefahr, und der Tag war bereits schon festgesetzt, wo er bluten sollte. Aber siehe da! In der Vornacht erschien dem schlaflosen Fürsten St. Apolinar, und versprach ihm die Freyheit unter der Bedingung: daß er an dem Orte, wo er zuerst seine Freyheit gewahren werde, seinem Retter eine Kirche erbaue.

Borziwog gelobte, mehr als der rettende Heilige forderte, und befand sich, ohne daß er wuste, wie es geschah, auf die wunderthätigste Weise mitten unter seinen Getreuen, in dem Flecken Sazka. Doch taub gegen die Eingebungen seines eigenen Rachgefühls, taub gegen die Aufforderung seiner sich stündlich mehrenden Freunde, sann er einzig auf die Erfüllung seines Gelübdes, und erst dann, als die Kirche mit dem Kapitelgebäude da stand, als die hierher gestifteten Chorherrn um Segen bitten konnten, griff der gekränkte Fürst, seines Sieges im Bunde mit dem himmlischen Freunde gewiß, zu den Waffen.

Wirklich mehrte sich mit jedem Augenblicke Borziwogs Anhang, und immer glücklicher schritt er vorwärts, immer leichter ward es ihm dem Sieger, bis in die nächsten Umgebungen Prags, vorzudringen. Schon waren die Reihen für die alles entscheidende Schlacht vertheilt, schon harrte mit Ungeduld das kampflüstige Heer des anbrechenden Tages; da erschien dem, den neuen Sieg berechnenden König, abermals St. Apolinar, erinnerte ihn an die bereits empfangenen Wohlthaten, an den bisherigen Schutz in so manch gefahrvollem Kampfe, und schloß mit dem Auftrage: Gleich nach der Besitznahme Prags, auf dem Windberge ohnfern der Egidikapelle, eine Kirche zu erbauen.

So groß für einen Geizhals diese neue Forderung auch immer seyn mochte, so war denn doch der dafür gebotene Gewinn weit größer, und Borziwog gelobte, siegte, und bestieg, als rechtmäßiger Herr, den ihm geraubten Thron. Aber auch hier erbaute er, seinem Worte getreu, 1119 mit beflügelter Eile, und an der bezeichneten Stelle, die bedungene Kirche, und würde vielleicht auch noch als Zugabe die Chorherrn gestiftet haben; wären nicht neue, durch ihn herbeigeführte Unruhen entstanden, welche seine wiederholte Entthronung und seine Flucht nach Ungarn, wo er im Elende starb, nach sich zogen.

Während diesen Unruhen drohte Prag zu öftermalen gänzliche Zerstörung, da der sich überall und in jeder Zeitepoche gleichbleibende Pöbel, unter dem Waffengeräusche, jede Art Muthwillen, jede Art Grausamkeit übte, und überhaupt nichts, am wenigsten die Geistlichkeit schonte, welche in jener Zeit im Besitze der größten Reichthümer sich theils wirklich, theils nach allgemeinem Vorurtheile befand. Dieser Wahn, und vielleicht der Haß, welchen sich Borziwog beim Volke zuzog, mochten wesentlich dazu beigetragen haben; daß die St. Apolinarkirche beinahe ganz zerstört ward, in welchem Zustande sie denn auch bis zu Karl IV. Thronbesteigung blieb, und von diesem weit schöner als zuvor hergestellt ward. Karl berief auch die Chorherrn von Sazka zu dieser Kirche, begnadigte sie mit einer Menge Vorrechte, unter welchen die Befreyung des ganzen Gebäudes am Windberge, so wie ihr Stift selbst, von jeder fremden Gerichtsbarkeit keines der unbedeutendsten gewesen.

Die hussitischen Unruhen hatten auch hier wesentlich nachtheiligen Einfluß; denn obgleich die Kirche selbst der Zerstörung entgieng, so ward sie dennoch sehr beschädigt; und nur mit Mühe entkamen die Chorherrn der Volkswuth, ohne jedoch ihre Besitzungen und Vorrechte, deren sie gänzlich beraubt wurden, retten zu können.

Im Jahre 1503 zog König Wladislaw die Chorherrn von St. Apollinar, zur größern Verherrlichung des Gottesdienstes, zu der Metropolitankirche, und verleibte sie dem Domkapitel zu St. Veit förmlich ein. Rudolph II. schenkte 1599 alle ehedem zu St. Apollinar gehörigen Besitzungen der Neustadt. Nach der Schlacht am weißen Berge ließ jedoch K. Ferdinand II. diese Schenkung aus der Landtafel löschen, und dem Domkapitel alles, was sonst zu St. Apollinar gehörte, zurück erstatten.

Später kam diese Kirche sammt dem verödeten Stiftsgebäude an die Jesuiten, welche letztere für solche Ordensbrüder bestimmten, die sich besondern geistlichen Betrachtungen widmen wollten. Die Lage des Ortes rechtfertiget diese Wahl, sowohl in Hinsicht auf Geräuschlosigkeit, als auf Naturgenuß, welchen die Aussicht hier gewähret.

Diese Kirche trägt noch ganz das Gepräge jenes Zeitalters, dem sie ihr Daseyn verdanket. Unter mehrern nicht ganz unbedeutenden ältern Gemälden zeichnet sich das Madonnenbild von Heintsch, seit dem Jahre 1696 vortheilhaft aus. Es wurde im Jahre 1785 vom Karlshofe hieher übertragen, als Joseph II. das Jahr zuvor Stift und Kirche zum Gebährhause für 50 weibliche Personen bestimmte, und 27000 fl. als Fond dazu schenkte.

Die innere Einrichtung des Gebäudes und der Kirche ist so geartet, daß solche Personen, welche ihre weibliche Schaam noch nicht ganz verloren, aber anderer Ursachen wegen, ungesehen und unerkannt bleiben wollen, ganz geheim entbunden werden, und gemächlich ihre gänzliche Genesung abwarten können.

Einiger näherer Ansichten dieser Anstalt, erinnert sich der Leser aus dem, in frühern Blättern dieser Zeitschrift, eingerückten Aufsatze mit der Aufschrift: Geburten und Sterblichkeit.*)

St. Ignatiikirche.

K. Ferdinand II. war ohnstreitig die mächtigste Stütze des schon bedeutenden aber immer höher strebenden Jesuitenordens. Bereits in beiden Prager Städten schon angesiedelt, fehlte ihnen nur noch ein fester Punkt in der Neustadt, welchen sie denn auch nur durch die Vermittlung des Kaisers erringen konnten; da der hiesige Stadtrath seine Rechte nicht so leicht gegen die Honigworte dieser Schmeichler vertauschte.

Ferdinand befahl nun im Jahre 1628, was der Orden ihn zu gebieten angelegentlich flehte. Sehr natürlich daß der Magistrat gehorchte, und den Jesuiten einige kleinere Häuser auf dem Viehmarkte, sammt der sehr merkwürdigen Frohnleichnahmskapelle, zu ihrer Pflanzschule überließ; denn er kannte den Monarchen, und entnahm vollends aus der Anweisung auf 3000 fl. an seine Schatzkammer, wie sehr es ihm mit dieser Anordnung Ernst sey, und wie wenig die Jesuiten gewohnt wären, einmal vorgefaßten Planen zu entsagen.

Die Großen des Reiches mochten zum Theil bei dem Kaiser manche Scharte noch auszuwetzen gehabt haben, zum Theil in allem Ernste dem Jesuitenorden hold gewesen seyn, um jene verschwenderische Großmuth erklären zu können, womit sie die riesenhaften Entwürfe dieser Priester unterstützten. Doch klug, wie sie es in jedem Falle waren, verlautbarten sie von diesen reichen Spenden nichts, und kauften, als wären sie noch so arm, im Jahre 1630 ein kleines, sonst Medulan genanntes Haus, in welchem sie ihre Residenz aufschlugen.

Unter den tausend Kunstgriffen, deren sie sich bedienten, um der Wohlthäter mehrere zu gewinnen, führte sie keiner früher und sicherer zum Zwecke, als das Bekehrungsgeschäft der vielen sogenannten Irrgläubigen. Die reuigen Sünder brachten einer Seits reiche Sühnopfer, um der Hölle zu entkommen, in deren Schilderung diese Herren, Kochems seeligen Andenkens, Meister waren; anderer Seits rührte so manchen reichen und rechtgläubigen Christen der Feuereifer dieser Priester, und in der Freude, so viele verlorne Seelen dem Rachen des Satans entrissen zu sehen, gab mancher mehr — als er oft geben konnte.

Außerdem verstanden die schlauen Menschenspäher die Kunst, durch Lob, öffentliche Bekanntmachung oder Auszeichnung ihre Wohlthäter zu neuer Großmuth zu reizen. So mochte z. B. den Jesuiten eine ihrer klügern Wohlthäterinnen, Gräfin Marmiliana von Sternberg reicher geschienen haben, als es die zwar öftern, doch stets gleichförmig beschränkten Geschenke im Ganzen verriethen. Das öftere und laute rühmen ihrer Wohlthätigkeit hatte den gehofften Erfolg nicht; es mußte daher ein stärkeres Reizmittel gebraucht werden, wozu bald genug ein neues, doch gewöhnliches Geschenke die Veranlassung gab.

Am Frohnleichnamtage, wo ohnedies in der ihrem Sprengel unterstehenden corporis Christi Kapelle feyerlicher Gottesdienst gehalten wurde, fehlte Gräfin Sternberg unter den vielen Andächtigen nicht. Wie überrascht fand sich diese fromme Dame aber, als sie der Gegenstand der Verehrung war, als alle geistlichen Handlungen von ihr ausgiengen, sie der Stoff einer geistreichen Kanzelrede gewesen, und alles nur ihrentwegen veranstal-

*) Man sehe N. 3. dieser Zeitschrift. D. H.

tet zu seyn schien! Die richtig berechnete Folge dieser Abgötterei war, ein Geschenk von 30000 Gulden.

Solcher Gestalt mehrte sich täglich das Stammvermögen zu dem neuen großen Unternehmen, und es war nun an der Zeit, den Plan zu dem Riesengebäude zu realisiren.

Ist gleich das Ganze kein Meisterwerk, ermüdet auch die lange Façade durch ihre Einförmigkeit, und eignet das Gebäude mehr für ein Spital als für jeden andern Zweck; so hat es dennoch schöne Einzelnheiten, welche den Geist seiner Erbauer beurkunden.

Das Ganze begränzet an der Ostseite beinahe die Hälfte des großen Viehmarktes, zu dessen Zierde es nicht wenig beiträgt. Den linken Flügel des Palastes selbst, bildet die St. Ignazkirche, im reinsten Geschmack gebauet, und mit einem ausgezeichnet schönen Portal, welches 1699 vollendet ward. Auf der höchsten Spitze desselben steht der Gegenstand eines langen Streites St. Ignaz der Ordensstifter, von einem stark vergoldeten Flammenscheine ganz umgeben, wie im Triumphe da, und scheinet im Zusammenhange mit dem ganzen Gebäude, den Feinden seiner Kolonie Hohn zu sprechen.

Am rechten Flügel stehet zwar im auffallendsten Widerspruche mit der großen Kirche am linken, doch passend zum Ganzen, welches sich hier merklich in den höhern Grund senket, eine kleine Kapelle mit der Aufschrift: Sancto Francisco Xaverio, Indiarum Apostolo sacrum, in welcher der gewöhnliche Gottesdienst gehalten wird.

In der großen Kirche verdienet St. Ignaz am Hochaltare, dann in der Todtenkapelle das Bild des Gekreuzigten, beide von Heintsch, vorzügliche Aufmerksamkeit, so wie man hier überhaupt nichts unter dem Mittelmäßigen findet.

Sehr zweckmäßig und wohlthätig für die Bürgerschaft sowohl als den gemeinen Soldaten, bestimmte Joseph II. nach Aufhebung des Ordens dieses Gebäude zu dem Garnisonsspital. Die freie etwas hohe Lage des Viehmarkts, und die reine Luft, wirken hier wesentlich auf die Genesung der Kranken. Übrigens ist die Größe des innern Raumes von solcher Bedeutenheit, daß nicht so leicht Verlegenheiten wegen der Unterkunft der Kranken entstehen, oder wegen der anderer Orten allzugroßen Gedrängtheit die Krankheiten bösartige Karaktere annehmen könnten.

Obschon es dem gemeinen Soldaten hier weder an Bequemlichkeit noch an Pflege fehlet; so hat er dennoch einen entschiedenen Widerwillen gegen das Spital, verheimlicht seine Krankheit meist zu seinem wesentlichen Nachtheile so lange, als er es zu thun vermag. Die Ursache liegt in dem Vorurtheile, welches der gemeine Mann überhaupt schon von Kindesbeinen an gegen alle ärztliche Hülfe faßt, und in dem Benehmen des mindern Spitalspersonals, welches sich auf Kosten des Pazienten, vorzüglich durch Schmälerung seiner ohnedies schmalen Kost für die Ungemächlichkeiten zu bezahlen suchet, welche die Kranken ihm verursachten. Daraus entstehen auch die vielen Krankheitsrückfälle, da die Wachsamkeit weder so groß noch so streng ist, um Einschwärzungen nicht geduldeter Eßwaaren durch Verwandte und Freunde der Kranken zu verhüten, oder verhüten zu wollen; da gewöhnlich das durch die wachsamern Aerzte konfiszirte Gut ihre Beute wird. Überdies ist die Behandlung des Kranken selbst nichts weniger als zart, was denn nicht seyn sollte, wenn auch der gemeine Mann, gleich dem Kinde, mehr als jeder gebildete Mensch Ernst braucht, um ihn zur Befolgung der Vorschriften zu vermögen. Zwischen Ernst und Rohheit liegen der Abstufungen bei weitem mehrere, als zwischen dem Kranken im Eiderdunenbette, und Jenem, auf und unter der Wolldecke.

Kirche zum H. Hyeronimus.

im Emaus.

In vieler Hinsicht gehöret diese Kirche nebst dem dabei erbautem Kloster zu einem der merkwürdigsten Alterthümer Prags, und es dürfte wohl kaum einen Böhmen geben, welcher mit der Vaterlandsgeschichte nur halbwegs bekannt, diesem Denkmale zwei guter Fürsten vorübergienge, ohne den Boden betreten zu haben, auf welchem dies ausgezeichnete Menschenpaar vor Jahrhunderten weilte und handelte.

Nördlich dem Wischehrad gegenüber, und von diesem durch ein Thal getrennt, welches höchst wahrscheinlich in den Zeiten der Naturrevoluzionen, durch die noch ungezähmtere Botiez, nun ein unbedeutender Bach, ausgewaschen ward, erbaute im Jahre 928 auf einem vorzüglich gegen die Abendseite ziemlich steil abfallenden Berge Wenzel der Fromme den beiden Busenfreunden Kosmas und Damian eine Kapelle, wohin er täglich vom Wischehrad, und nur von seinem treuen Diener Podjwin begleitet, ohne Rücksicht auf Witterung und Jahrszeit bloßfüßig wahlfahrtete, um ungesehen und ungestört sich erbauen zu können.

Später, weder das Jahr noch irgend eine veranlassende Ursache findet man angegeben, ward diese Kapelle, welche unter dem Schirmrechte des Wischehrader Domkapitels stand, zu einer Pfarrkirche erhoben, und neben ihr das Pfarrhaus errichtet. Als Karl IV. aber hier den Gottesdienst in slavischer Mundart gehalten wissen, und die slavischen Benediktiner zu diesem Behufe stiften wollte; so entschädigte er das Domkapitel durch die St. Martinskirche, und begann 1348 den Bau dieses in vieler Hinsicht, und schon des Umstands wegen merkwürdige Kloster, daß die Prager Brücke nur um 2 Pfennige weniger kostete, und sein Dachwerk allein, nach Karls eigenem handschriftlichen Geständnisse, das Heil

eines ganzen Waldes enthalte. Den Ziegeln ließ Karl wahrscheinlich durch eine ähnliche Glätte, mit welcher einige Pflaster und Dachziegeln in Karlstein, doch meist von grüner Farbe übergossen sind, eine graue Farbe geben, wodurch dieses neue Werk vollends die Aufmerksamkeit aller fesselte, und unter den Merkwürdigkeiten Prags Fremden gezeigt ward.

Vielleicht mißbilligte Karl schon damals, als er dies Kloster erbaute, den Gebrauch: Das Meßopfer, an welchem doch eine ganze Gemeinde Theil nehmen soll, in einer ihr ganz unverständlichen Sprache zu halten. Vielleicht leitete er daher die Gleichgültigkeit, die Zerstreuung und oft ein Aergerniß erregendes unanständiges Betragen während dieser feyerlichen Handlung, und hoffte durch die Einführung des Gottesdienstes in slavischer Sprache diesem Uibel Einhalt zu thun. Möglich aber auch, daß dieser weise Fürst mit religiösen Absichten auch jene der Politik verband, und den alten Nazionalgeist dadurch wecken wollte, den fremde Sitten und fremde Sprachen zu schwächen, ja zu verdrängen drohten; doch die Absicht, welche aus beiden es immer seyn mochte, zeuget für Karls großen Herrschergeist, und es ist zu bedauern: daß die Nachwelt diese Idee nicht auffaßte, und in einem Augenblicke verfolgte, wo die Bahn gebrochen, und um so leichter die lateinische Sprache im Allgemeinen aus unseren Kirchen hätte verdrängt werden können.

Im Jahre 1372 am zweiten Ostertage, wurde dieser Nazionaltempel, durch Erzbischof Johann Ocžko II. in Gegenwart Karls und seines Sohnes Wenzel feyerlichst unter dem Namen St. Hyeronimus eingeweihet, und der erste Gottesdienst in slavischer Sprache gehalten. Das außerordentliche Zuströmen des Volkes an diesem Tage, und die jährlich gleich glänzende Gedächtnißfeyer desselben, welche sich großen Theils bis auf unsere Zeiten erhielt, dürften ein redender Beweis seyn, wie übereinstimmend Karl mit dem Geiste und den Neigungen seiner Unterthanen dachte und empfand.

Ob diese Kirche schon von Anbeginn im Emaus geheißen? ist nicht so wahrscheinlich, als daß sie diesen Namen von dem Tage der Weihe, wo das Evangelium von der Erscheinung des Herrn in dem Flecken Emaus gelesen wird, erborgte. Leider! daß jener Friede, mit welchem der Welterlöser dazumal seine Getreuen begrüßte, später, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, dem Glaubenswahne weichen mußte!

Karl IV. bewies sich durch reiche Spenden gegen diese Stiftung um so großmüthiger, je mehr er des Grundsatzes war: jene zufrieden zu stellen, welche seinen Zweck befördern helfen, seine Wünsche realisiren sollten. Zu dieser Zufriedenheit zählte er aber nicht nur Befriedigung aller Lebensbedürfnisse und Wohlleben; auch das Ansehen vor der Welt, welches immer auch auf den eigenen Karakter zurückwirket, hielt er seinen Schenkungen beizufügen nöthig, und bewarb sich daher auch beim Pabste um die Abtswürde mit Insul und Staab für den Vorsteher dieses Klosters, welche denn auch im Jahre 1349 zugestanden ward.

In den ältesten Gedenkbüchern findet man daß der erste Abt, Paul zugenannt der Bär (Ursin) im Jahre 1352 starb.

Trotz der Verehrung, welche das Volk diesem Stifte zollte, versuchte der Hussitenschwarm dennoch einigemale sein Müthlein auch an den reichen Priestern desselben zu kühlen. Unter Abt Paul II. im Jahre 1419 stürmte der tollste Haufe einher, und drang unaufhaltsam in das Kloster. Gewiß wäre es diesmal zu blutigen Auftritten gekommen, hätte sich der kluge Abt, welcher die Rasenden mit dem Allerheiligsten im feyerlichen Zuge empfieng, sich geweigert, ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu reichen, und einen Theil des Kirchenschatzes Preis zu geben. Nach dem Hintritte dieses würdigen Vorstehers schlich sich der Irrwahn selbst unter die Ordensglieder, und der heilige Friede war verschwunden.

Entgieng zwar die Kirche und das Klostergebäude der allgemeinen Zerstörung, so konnten es die Priester dennoch nicht hindern, daß die Irrlehre sich auch von ihren Kanzeln verbreitet und ihr Altar entweihet wurde; ja daß selbst einer ihrer ersten Vorsteher ein Verräther seines Glaubens und seiner Brüdergemeinde wurde.

Erst im Jahre 1593 stand ein Mann Paul Horsky aus der Priester Mitte auf, welcher dem Unwesen steuerte, den lange entwichenen Frieden wiederbrachte, und seine Kirche reinigte trotz dem, daß manch geschliffener Dolch, mancher Giftbecher seinem Leben drohte.

Die ursprünglich äußere Form dieses Gebäudes litt im Wesentlichen keine Veränderung, und man findet bloß einer Hauptverbesserung des Dachstuhles erwähnt, welcher durch das Zünden des Wetterstrahls beschädigt wurde.

Wiefern K. Ferdinand III. sei Gelübde vor der Schlacht bei Nördlingen 1634 erfüllte, als er den Sieg über die Schweden errang, und die Abtei auf sein Gebot wirklich ganz neu hergestellt, oder das alte Gebäude nur erneuert ward, wird in den bis ist bekannten Urkunden zu unbestimmt ausgedrückt. Weit umständlicher gedenken sie der reichen Schenkungen, womit der siegreiche Fürst sein gegebenes Wort löste. Da jedoch Ferdinand die Priester im Emaus in das Niklasklooster der Altstadt versetzte, hieher aber Benediktiner strengerer Ordensregel von Monte serráto berief; so hörte mit ihnen auch der Gottesdienst in slavischer Sprache auf, und Karls große Absicht fand hier mit einemmale ihr Ziel.

So gewiß das Emauser Stift als Alterthum und als ein Denkmahl Karl IV. besucht zu werden verdienst, eben so wenig dürfte die Bibliothek, eine artige

Gemäldesammlung, die schönen Gärten, und überhaupt die geistige Bildung der Priester, den Fremden unbefriedigt lassen.

Kirche zum H. Johann von Nepomuck im Skalka genannt.

Dem alten Emaus gerade gegenüber, und nur von einem Hohlwege getrennt, steht im auffallenden Kontraste dies im neuesten doch nicht verbildeten Geschmacke erbaute reizende Gebäude. Zu ihm führet seiner höhern Lage wegen, da man aus der Tiefe hinan muß, eine steinerne mit einem artig verzierten Eisengitter umfaßte Doppeltreppe, welche sich oben an der Thüre terraßenähnlich vereiniget. Die beiden Thürme an der Vorderseite gleichen Säulen der schönsten Ordnung, als wären sie schlank und kühn, und dennoch kraftvoll die einzigen Haltpunkte des Ganzen.

Der Hintertheil dieses Tempels stößt an den artigen, ehemals Baron Mladotischen, Garten und an das durch die Volkssage, daß hier der berüchtigte Doktor Faust vom Teufel geholt worden sey, berühmte Haus.

Ein Neustädter Bürger Florian Heeger von Hegern erbaute sie im Jahre 1691. Sie wird bloß von einem Weltpriester administriret.

Bei dieser Kirche bildete sich im Jahre 1706 ein frommer Verein, welcher folgende Gesetze für seine Mitglieder aufstellte: 1) Mußte an allen Marientagen durch die Brüder eine Sammlung für dürftige Arme angestellet werden. 2) Keuschheit in That und Wort war heilige Pflicht, so wie auch 3) Rettung des Nächsten Ehre vor jeder Kränkung, durch die in Gesellschaften so beliebte Verläumdungssucht. 4) War es keinem Bruder erlaubt, ein Laster, in so fern es nicht wesentlichen Einfluß auf den Staat oder das gemeine Beste hatte, aufzudecken, oder dessen Ankläger zu werden.

Wie viel gutes ward durch einen solchen Verein für die Menschheit im Allgemeinen, wieviel durch Selbstveredlung in Bezug auf den einzelnen Menschen gestiftet! Der mit ähnlichen Verbrüderungen gewöhnlich verknüpfte Glaube, durch öftern Genuß des Abendmals Ablaß der Sünden zu erringen, war so thöricht eben nicht, als es heut zu Tage vielen scheinen mag. Denn es wäre Grausamkeit, wenn das höchste Wesen Selbstveredlung und Aufopferungen nicht mit Seelenruhe und Zufriedenheit lohnete; und angenommen, es sey Frömmelei der Alten gewesen, so lebten diese Alten dennoch ruhig, heiter und frohen Sinnes, dessen unsere Jungen sich bei ihrem Nichtfrommseyn nicht häufig rühmen können.

(Fortsetzung folgt.)

Panorama großer Städte.

Paris.

(Fortsetzung N. 71. 1813.)

Gelehrte Gesellschaften.

Paris hat eine Menge gelehrter, meistentheils freier Gesellschaften, hinter deren Titel man aber gemeiniglich mehr sucht, als sie wirklich zu leisten pflegen. So wie in allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, hat sich auch in die gelehrten Versammlungen vieler großen Städte ein Charlatanismus eingeschlichen, den man in der Nähe besichtigen muß, um von dem Einfluße desselben einen richtigen Begriff zu haben. Indessen hat freilich der Unfug derselben nachgelassen, seitdem die alten Einrichtungen wieder hergestellt worden sind, denn nach der Revolution sah es mit den gelehrten Gesellschaften sonderbar aus; dennoch herrschen manche Mißbräuche, die freylich ohne große Folgen sind, und die der witzige Pariser stets mit seinen Epigrammen zu rügen versteht. Gegen diese kleine Rache bleibt keine Gesellschaft verschont, und selbst das kaiserl. Institut muß oft herhalten, wenn es das Publikum durch einen gelehrten Schnitzer oder durch Verursachung einiger Langweile gegen sich aufbringt; auch die besten Tagblätter (der Moniteur ausgenommen, der immer ernsthaft bleibt) geben einigen Raum dazu her, um die Epigramme und Bons Mots auf die Sitzungen der gelehrten Gesellschaften, ihre Mitglieder, die Werke und Arbeiten derselben dem Publikum aufzutischen; sie wissen wohl, daß dies immer ein leckres Gericht für die müßige Lesewelt ist, und begierig verschlungen wird. Noch schlimmer werden in der Hauptstadt die gelehrten Gesellschaften der Landstädte behandelt. Eine Akademie in der Provinz hat für den Pariser etwas Komisches, man weiß nicht warum, und oft machen sich die Journalisten darüber lustig, wenn ein Schriftsteller auf dem Titelblatte seines Werkes seinen Titel als Mitglied von mehreren gelehrten Instituten der Landstädte beisetzt, gerade als ob er sagte: ich gehöre zu den Narrenhäusern dieser und jener Stadt. Freylich leisten im allgemeinen die Provinz-Institute eben nicht viel; indessen bieten sie doch den von der Hauptstadt entfernten Gelehrten einen Vereinigungspunkt dar, und können ihnen zum Austausch ihrer wechselseitigen Kenntnisse, Erfahrungen und Bemerkungen dienen. Um aber sicherer und nützlicher zu wirken, müßten sie alle unter sich und mit den großen Instituten zu Paris in Verbindung stehen, welches leider noch keineswegs der Fall ist.

Unter den jetzt in Paris bestehenden gelehrten Gesellschaften verdient natürlich das kaiserliche In-

stitut den ersten Rang. Es ist allzu bekannt, als daß es nöthig wäre, dasselbe umständlich zu beschreiben. Bekanntlich ersetzt es die ehemaligen drei königlichen Akademien: Académie française, Académie des sciences und Académie des inscriptions et belles lettres. Die erste Klasse ist an die Stelle der Académie des sciences, die zweite an die Stelle der Académie française, und die dritte Klasse an die Stelle der Académie des inscriptions gekommen. Eine vierte Klasse, die hinzugefügt worden ist, begreift nicht allein die ehemalige Académie de peinture in sich, sondern erstreckt sich auch über die Tonkunst. Anfangs wurde auch die Schauspielerkunst mit einbegriffen; sie ist aber hernach davon ausgeschlossen worden. Die erste Klasse enthält 65, die zweite 40, die dritte ebenfalls 40, und die vierte nur 20 Mitglieder; außerdem hat jede Klasse, die zweite ausgenommen, ihre Associrte und Korrespondenten, die aber nicht den Titel Mitglied führen dürfen. Das Institut residirt in einem geräumigen Gebäude gegen den Louvre über, in dem ehemaligen Collége des quatre nations, jetzt Palais des arts genannt. Die vormalige Kirche des Kollegiums dient nun zu den vier öffentlichen Sitzungen im Jahre, wie auch zur Aufnahme der Kandidaten der zweiten Klasse, die immer eine öffentliche Rede halten müssen. Jede Klasse hat eine öffentliche Sitzung im Jahre. Die erste Klasse im Jänner, die zweite im April, die dritte im Juli, die vierte im Oktober; hierin werden auch die Preise vertheilt, und Preisaufgaben bekannt gemacht. Privatsitzungen hält jede Klasse wöchentlich; die erste Montags, die zweite Mittwochs, die dritte Freitags, die vierte Sonnabends. Allgemeine Sitzung für alle vier Sitzungen giebt es keine! Jedes Mitglied einer Klasse kann aber den Sitzungen einer ander Klasse beiwohnen, auch daselbst Abhandlungen vorlesen. Reglements, Gehalte, Kostum u. s. w. sind allen vier Klassen gemeinschaftlich, und keine hat vor der andern irgend einen Vorzug. Der Gehalt jedes Mitgliedes beläuft sich auf 1500 Franken; außerdem wird jedem Anwesenden in den Privatsitzungen ein silberner Jeton gegeben, der gegen Geld ausgewechselt werden kann. Alle dem Institut eingesandte Werke kommen in die gemeinschaftliche Bibliothek, die alle Tage, Sonntags ausgenommen, offen steht.

Das Institut macht also jetzt ein einziges Korps aus, und die Gelehrten sind nicht mehr wie vormals in mehrere von einander unabhängige Akademien vertheilt. Daher war auch der Streit, der sich vor einiger Zeit darüber erhub, ob ein Mitglied einer Klasse sich auch in eine andere Klasse könne aufnehmen lassen, ganz dem Zweck des Instituts zuwider, und mit Recht haben sich mehrere gelehrte Männer im Institut selbst, so wie auch in den Zeitungen dagegen erhoben, mit der ganz richtigen Bemerkung: man könne nicht zweimal Glied eines nämlichen Körpers werden. Vormals wurden zwar wohl Mitglieder der Akademie des inscriptions in die Académie française aufgenommen; allein beide Akademien waren damals ganz unabhängig von einander, und nicht Theile eines Ganzen wie jetzt. Das Institut giebt klassenweise seine Abhandlungen heraus; die Bände erscheinen aber sehr langsam, da nicht Geber genug zur Bestreitung der Druckkosten da sind. Nach dem Institut behauptet wohl die Aufmunterungsgesellschaft für den Nazionalgewerbfleiß, société d'encouragement pour l'industrie nationale, den nächsten Platz. Da dieselbe unmittelbar auf die Wohlfahrt des Staates wirkt, so wird sie von dem Ministerium des Innern sehr thätig unterstützt; außerdem bekömmt sie viele patriotische Beiträge von den Mitgliedern, welche zum Theil wohlhabende und patriotisch gesinnte Männer sind. Sie giebt ihre Abhandlungen in Quartbänden heraus; außerdem werden in den öffentlichen Sitzungen weitläufige Berichte gedruckt. Keine Gesellschaft in Frankreich und vielleicht auch nicht auf dem ganzen Kontingent ertheilt so viele und so starke Preise als diese, und thut so viel zur Aufmunterung des Gewerbfleißes.

Das Seine-Departement hat außerdem in Paris eine Ackerbaugesellschaft, die auch jährlich Preise vertheilt. Alle übrige gelehrte Gesellschaften in Paris sind freie Versammlungen, und werden nur aus ihren eigenen Mitteln unterstützt. Eine celtische Akademie besteht seit 7 Jahren; ihr ursprünglicher Zweck war sehr lobenswerth; sie wollte sich mit den französischen Alterthümern abgeben. Diesem Zwecke ist sie aber nicht treu geblieben, sondern so ausgeartet, daß sie den übrigen Gelehrten nur zum Gespötte dient. Anstatt nämlich die frühere Geschichte Frankreichs aufzuhellen, gab sie sich mit allerhand Träumereyen über die Ausbreitung und Thaten des celtischen Volkes, mit etymologischen Spitzfindigkeiten, mit Aufsuchung kleinlicher Gebräuche u. s. w. ab, und füllte damit ihre Memoires an, wovon 15 oder 16 Hefte erschienen sind. Unter der Menge unnützer Abhandlungen findet sich jedoch einiges Gute und Brauchbare für die Geschichte. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft mußte jährlich eine Summe zahlen, und auf die Memoires pränumeriren; dies fand man so vortheilhaft, daß man mit der größten Freigebigkeit die Diplome vertheilte, und daß jene Gesellschaft bald die zahlreichste von ganz Frankreich wurde. Manchen Leuten wurden Diplome zugeschickt, ohne daß sie darum wußten, wie sie zu dieser Ehre gelangt waren. Jetzt liegt diese Akademie darnieder. Ihre Memoires haben aufgehört, und auch ihre Sitzungen werden nur selten besucht. Wäre es ihr möglich, sich einer gänzlichen Reformazion zu unterwerfen, so könnte sie der französischen Geschichte und Archäologie noch manche Dienste leisten.

Das freygebige Vertheilen der Diplome hatte auch vor einigen Jahren das Athénée de la langue française mit der Académie celtique gemein. Hier wurde die Spekulazion noch weiter getrieben; man sandte reichen Fremden, die nach Paris kamen, und das Französische oft auf die erbärmlichste Art verstümmelten, ein Diplom als Mitglied des Athenäums der französischen Sprache zu, und ließ sich dafür zwei Napoleonsd'or zahlen. Auch diese Gesellschaft wollte Memoires herausgeben. Es blieb aber bei den ersten Heften. Sie gerieth ganz in Stocken, und scheint nunmehr völlig aufgelöst zu seyn.

Vor beiden leztern, wie auch vor den nachfolgenden, behauptet mit Recht die philotechnische Gesellschaft den Vorzug. Sie ward mitten in der Revoluzion, nämlich im Jahre 1795 gestiftet, und besteht seither immer nach denselben Grundsäzen; sie macht aber viel weniger Aufsehen, als manche andere Gesellschaften. Sie besteht aus 60 Mitgliedern. Die Anzahl der freien und korrespondirenden Mitglieder ist nicht bestimmt. Sie versammelt sich am 2., 12. und 22. jeden Monats in einem Saale des Musée des monumens français, und hält zweimal im Jahre eine öffentliche Sizung im Hotel de ville, wobei manche angenehme Aufsäze verlesen und auch Musik gemacht wird. Zuweilen wird auch ein Preis aufgegeben, wenn ein Mitglied das Nöthige dazu hergiebt; denn die Gesellschaft muß sich auf ihre eigene Mittel stüzen, und hat keine andere. Es herrscht in dieser Gesellschaft viel mehr Eintracht, als in manchen andern. Eins ihrer schönsten Statute ist, daß, wenn einem der Mitglieder ein großes Glück oder Unglück begegnet, eine Deputazion von derselben erwählt wird, um ihm ihre allgemeine Theilnahme daran zu bezeugen. Sie hat ein kleines Archiv, worin die ihr zugesandten Schriften, wie auch die Protokolle der Privatsizungen, und die in den öffentlichen Sizungen abgestatteten Berichte niedergelegt werden. Will ein Gelehrter oder Künstler als residirendes oder korrespondirendes Mitglied in die philotechnische Gesellschaft aufgenommen werden, so muß er seinen Wunsch schriftlich an den Präsidenten darthun, und von zwei Mitgliedern seine Bitte unterschreiben lassen. Alsdann wird eine Kommission von drei Mitgliedern ernannt, um einen Bericht über die Verdienste, Werke und die Moralität des Postulanten abzustatten. Nach Verlesung des Berichts in einer Privatsizung wird ballotirt, ob der Postulant auf die Liste der Kandidaten gesezt werden soll oder nicht. Bekömmt er die Mehrheit der Stimmen, so wird die Liste mit seinem Namen einen Monat lang in dem Saale der Versammlung angeschlagen, und nach Verlauf desselben wird nochmals ballotirt, wegen der Aufnahme des Kandidaten als Mitglied. Die Wahlen haben nur in der ersten Sizung des Monats statt.

Weit mehr als die philotechnische Gesellschaft ist das Athenäum der Künste, Athénée des arts, der rüchtigt, aber freylich nicht in der besten Hinsicht. Das sogenannte Athenäum ist eine Versammlung von 120 Personen, Herren und Damen, die zwar einen ästhetischen Zweck haben, aber nicht viel thun, um denselben zu erfüllen. In der Aufnahme der Kandidaten wird nicht sehr streng verfahren. Daher das Athénée des arts auch ein sonderbares Gemenge von Gelehrten und Nichtgelehrten, Künstlern und Nichtkünstlern darbietet. Es zieht nicht allein Wissenschaften und Künste, sonder auch die Gewerbe vor seinen Richterstuhl, und ertheilt Erfindern Lobsprüche über ihre Erfindungen. Daß damit in einer Stadt wie Paris häufig Mißbrauch getrieben werden muß, läßt sich leicht denken. Vor einiger Zeit war das Athenäum in einem gewissen Zwiespalt über eine Erfindung der Perückenmacherkunst, welche sich zwei Perückenmacher in Paris zu gleicher Zeit zueigneten. Das Athemäum ist, wie das kaiserl. Institut in Klassen abgetheilt, und hält mehrere öffentliche Sizungen, die besonders von den Damen sehr besucht werden.

Das sogenannte Athénée des étrangers ist ein blosses Kassino oder Musäum, worin Zeitungen gelesen, Bälle und Konzerte gegeben werden u. s. w. Es wird hier blos deswegen angeführt, damit man es nicht im Ausland für eine von den Pariser gelehrten Gesellschaften halte. Etwas ähnliches ist das Athénée de Paris, aber mit dem Unterschied, daß hier Professoren besoldet werden, um über gewisse Wissenschaften, als Chemie, Naturgeschichte, Literatur u. s. w. Vorlesungen zu halten. Dies hat aber nur des Winters Statt. Für zwei hundert Franken bekömmt man lebenslänglich das Recht den Vorlesungen beizuwohnen, und das Lesekabinet zu benüzen; auch hat man alsdann in den das Etablissement betreffenden Berathschlagungen eine Stimme, und bekömmt ein gewisses Prozent, wenn die Einkünfte desselben seine Kosten übersteigen. Ist dieses aber nicht der Fall, so müssen sich die Aktionarien gefallen lassen, zur Unterhaltung des Etablissements beizutragen. Seitdem die Fremden nicht mehr so häufig als sonst nach Paris kommen, hat dieses angenehme und nüzliche Institut leider nie emporkommen können. Auch hat es unglücklicher Weise die vortrefflichen Professoren, die sonst daselbst vorlasen, meist alle verloren. Die jezigen haben bei Weitem den Ruf der vorigen noch nicht erreicht. Gall hat daselbst einige Zeit seine Schädellehre vorgetragen. Dies that dem Institut Anfangs sehr wohl, allein da dieses alles Mode ist, und mit der Flüchtigkeit der Moden vorüber geht, so ist auch schon die Schädellehre etwas Altes und Uninteressantes geworden.

Eine sehr angenehme Gesellschaft ist diejenige der Apollosklinder, société académique des enfans d'Apollon, welche aus Künstlern aller Art, so

wie auch aus Dichtern besteht. Besonders gehören zu derselben die berühmtesten Tonkünstler von Paris. An Grezry hat sie eines ihrer würdigsten Mitglieder verloren. Diese Gesellschaft hält ebenfalls zuweilen öffentliche Sitzungen.

Die während der Revoluzion entstandene Gesellschaft der Menschenbeobachter, société des observateurs de l'homme, ist eingegangen, so wie auch die Akademie der Gesetzgebung, Académie de legislation, welche vor der Wiederherstellung der Universität die Rechtsfakultät zu ersetzen suchte, und zu dem Zwecke sehr gut eingerichtet war. Sie hat mehrere Hefte von ihren Arbeiten herausgegeben.

Die Heilkunde beschäftigt in Paris mehrere gelehrte Gesellschaften, als: die société d'emulation de medecine, die ein medizinisch periodisches Werk herausgiebt, das monatlich erscheint, und die auch jährlich Preisaufgaben bekannt macht. Ferner ein medizinischer Cirkel, cercle medical, der sich alle vierzehn Tage einmal versammelt. Jeder der dazu gehörigen Aerzte stattet darin Bericht ab von den Krankheiten, die er seit der letzten Sitzung zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Auch ist im vorigen Jahre ein Athenäum der Medizin errichtet worden, das aber bisher noch wenig von sich hat hören lassen.

In der Gazette de Santé wird gewöhnlich ein Auszug der in jeder Sitzung verhandelten Sachen dem Publikum mitgetheilt.

Diese Reihe von gelehrten Gesellschaften läßt sich füglich mit einer halbgelehrten Gesellschaft, die sich nur am Tische versammelt, schließen. Ich meine das sogenannte caveau moderne, oder die Gesellschaft der Epikuräer, die alle Monate einmal bei dem Restaurateur Waleine zum Roche de Cancale zusammen speisen, wie sich ehemals Piron, Gotté, Panard und andere lustige Dichter im sogenannten Keller (Caveau) versammelten. Jedes Mitglied bringt ein lustiges Lied mit, das es singen muß. Alle die Lieder werden in einen monatlichen Heft gedruckt, kommen dann aus den Sälen in die Vorzimmer, und verwandeln sich oft in Gassenlieder. Witz ist gewöhnlich die Haupteigenschaft derselben, auch endigt sich beinahe jede Strophe mit einem Epigramm. Es kann ein jeder einen Gast mitbringen. Diese Gesellschaft hat auch Abonnenten, die ihre Lieder einsenden. (Morgenblatt. Oktober 1813.)

Vermischte interessante kleine Notizen.

Wollastons Methode äußerst feine Metalldräthe zu ziehen.

Sie besteht darin, in das Innere eines anfangs dicken Silberdraths einen Drath von Gold oder Platina zu bringen; (indem man entweder den ersten hohl bohrt, oder den Platinadrath in einer Form mit geschmolzenen Silber umgießt), diesen Doppeldrath auf bekannte Weise auszudehnen, und endlich das Silber durch warme Salpetersäure wieder aufzulösen. Mit Platina gelangen diese Versuche am besten. Er erhielt auf diese Weise Fäden von $^1/_{4000}$ und $^1/_{5000}$ Zoll Dicke, die zur Einspannung im Brennpunkte astronomischer Fernröhre vortreffliche Dienste zu leisten geschickt waren. Diese Fäden sind schon weit dünner als die feinsten Spinnefäden. Messungen zeigten, daß die Dicke eines in einem 16 zolligen Fernrohre im Brennpunkte eingezogene Spinnfadens einen Bogen von 7″ 8. deckte; demzufolge wäre die Dicke dieses Fadens $^1/_{1620}$ Zoll. Allein Herr Wollaston trieb die Sache noch viel weiter, und stellte Fäden von fast unglaublicher Feinheit (obwohl nur in kleinen Stücken) dar. Verhältnißmäßig hatten sie noch viel Stärke; ein Platinafaden von $^1/_{12000}$ Zoll Dicke trug noch 1 $^1/_3$ Gran. Um die Dicke so äußerst zarter Gegenstände mit einem gewissen Grade von Genauigkeit messen zu können, bediente er sich einer besondern Vorrichtung, welche er unter dem Namen Singlelens micrometer beschrieben hat. Das Wesentliche besteht in einer Linse von sehr kurzer Brennweite ($^1/_{12}$ Zoll), in deren Brennpunkt das Objekt gebracht wird. Die Oeffnung dieser Linse ist so klein, daß neben der Linse in den Messingplättchen, in welches sie gefaßt ist, in einer Entfernung von $^1/_{25}$ Zoll vom Mittelpunkt ein kleines Loch angebracht werden kann, und die Pupille zugleich von dem Objekt durch die Linse und von einer verschiebbaren Scale durch das Loch Licht erhält. Die Scale wird so weit entfernt, bis das Objekt genau einen oder einige Theile derselben deckt; die Entfernung der Scale und die Anzahl der Theile bestimmen dann die Größe des Objekts. (Philosophical Transactions Year. 1812. Göttingische Gelehrt. Anz. N. 27. 1814.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 29. Juni.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mező-Berény im Békescher Comitat.

(Fortsetzung.)

Seit der Zeit ihrer ersten und zweiten und gänzlichen Trennung von den Slaven dienten bei ihnen folgende Prediger: Rudolph Walther vom Jahre 1745—1771. Ihm folgte Ferdinand Dehe, der bis 1784 hier als Prediger diente, und von da in der nämlichen Eigenschaft nach Kaschau berufen ward, wo er auch 1804 starb, von der Zeit an steht der deutschen Gemeinde als Seelsorger der wackere und gelehrte Hr. Joh. Zacharias Oertel, aus dem Magdeburgischen gebürtig, mit größten Beifall und Nutzen vor, von dessen anderweitigen Verdiensten unten im Anhange bei der Geschichte der Senioralschule mehr gemeldet werden wird.

Auch diese Gemeinde hat zwei Schullehrer in zwei abgesonderten Klassen. In der Knabenschule dient zugleich als Kantor und Organist an der Gemeinde. 1) Herr Paul Benjamin Szemion, zweiter Sohn des berühmten kürzlich verstorbenen slavischen Predigers und Seniornotärs in der königl. Freystadt Pösing, der durch seine Geschichte von Ungarn unter den Slaven unsers Vaterlandes durch einige lateinische humanistische Piecen und durch vielegelückt gerathene Gelegenheitsgedichte in slavischer und lateinischer Sprache bekannt, und als echter Lateiner berühmt war. 2) An der Mädchenbildung arbeitete zu meiner Zeit Herr Nikolaus Buß, ein verdienter alter Schulmann, von Kis Dorta hieher berufen, ein vorzüglich angenehmer Orgelspieler und guter Sänger.

Er hätte sein Schulamt, welches er mit Würde und Nutzen bekleidete, noch nicht niedergelegt, wenn ihn nicht Altersschwäche und damit verbundene Kränklichkeit dazu bemüssigt hätten. Ihm folgte demnach im Jahre 1812 in diesem Amte 3) Hr. Johann Drabony, vormals Schullehrer und Ortsnotär in Illad de Aszód im Pesther Komitate.

Vergleichungstabelle nach einem fast 5jährigen Protokollauszuge dieser Gemeinde.

Seit 5 Jahren waren in der evangelisch deutschen Gemeinde zu M. Berény

1) Geboren im Jahre	1808		88
	1809		88
	1810		94
	1811		108
	1812	bis Mitte Okt.	69
2) Konfirmirt*) im Jahre	1808		40
	1809		42
	1810		41
	1811		53
	1812		60
3) Kopulirt im Jahre	1808		10 Paar
	1809		21 —
	1810		16 —
	1811		19 —
	1812	bis M. Okt.	11 —
4) Gestorbene im Jahre	1808		37
	1809		43
	1810		48
	1811		56
	1812	bis M. Okt.	64
5) Zahl der Schulkinder			
1) In der Knabenschule			127
2) In der Mädchenschule			110
		in Summa	237
6) Gesammte Seelenanzahl			1809

*) Aus dieser Proporzion ersieht man, daß beinahe der sechste Theil der schulfähigen Kinder zur Konfirmazion jährlich zugelassen wird. Das ist zu viel. Die Ursache mag wohl in dem Umstande liegen, daß man die Mädchen schon im eilften und die Knaben im zwölften Jahre zur Konfirmazion annimmt, welches offenbar schadet, da die Kinder nach geschehener Konfirmazion in keine Schule mehr gebracht werden können.

Anmerkung. Die beiden evangelischen Gemeinden dieses Ortes gehören in kirchlicher Hinsicht mit noch 13 andern Gemeinden unter das Békesch Banater Seniorat. Ihr geistlicher Vorgesetzter ist der Senior, der itzt erster Prediger in Oroshaza ist (soviel in der Würde als bei der römisch katholischen Kirche der Vize Archidiakonus, bei der Griechischen der Protopopa.)

Die Gemeinden, die zu diesem Seniorat gehören sind folgende:

A. Im Komitate selbst.

1) Die Szarvascher, slavisch, mit zwei Predigern, Herrn Samuel Theschedick und Herr Johannes Makula.
2) Die Czabaer, slavisch, mit zwei Predigern, Herrn Michael Miletz, der Zeit Senioralnotär und Herrn Andreas Uhring, Vizenotär.
3) Die Mezö Berényer, slavische, Prediger Hr. Georg Kutzian.
4) Die Mezö Berenyer, deutsche, Prediger Herr Joh. Zacharias Oertel, der Zeit Fiskus Senioralis.
6) Die Oroshazer, ungrische, Prediger Herr Joh. Simonides, der Zeit Senior und Herr Steph. Agoston.
6) Die Toth-Komloscher, slavisch, Prediger Hr. Georg Serty.

B. Ausser dem Békescher Komitate.

7) Im Csanader Uj-Nagylack, slavisch, Herr Johann Keblowsky, der Zeit Schuldekan.
8) Im Arader seit 1742 Apatelek oder Mokra, eine itzt kleine aber alte Gemeinde, slavisch, Prediger Herr Johann Slamay.
9) detto Magyar Fazekas Varhand, ungrisch Prediger Herr Samuel Simon.
10) Im Temescher Banat. Liebling, deutsch, Prediger Herr Johannes Hermann.
11) detto Uj-Thesch, deutsch, Prediger Herr Joseph Nagy.
12) Im Torontaler Komitate, Toth Aradács, slavisch, Prediger Herr Rakovitz.
13) In den Konfinien, Padina oder Ludwigsthal, slavisch, Prediger Herr Martin Hamaliar.
14) Kopacsitza, slavisch, Prediger Herr Basilides.
15) In Franzfeld, deutsch, Prediger Herr Samuel Banyáz.

NB. Die Toth-Stamoraer, Etskáer und Ritberger evangelischen Gemeinden, sind vor einigen Jahren anderswohin in Massa ausgewandert, wie z. B. die erstere nach Baisa ins Batser Komitat und Nagylak, die Etkaer nach Kovacsitza, die Ritberger in die umliegenden protestantischen Ortschaften. Seit zwei Jahren sammelt sich nun auf dem Prädio Semlok im Temescher Banate eine neue deutsche evangelische Gemeinde.

Das ganze Seniorat, welches an die 60,000 Seelen zählen mag, steht unter der Montaner Superintendenz, deren geistliches Oberhaupt nun in Rensohl wohnt. Der weltliche Senioral-Inspektor war bisher Herr Johann von Klanitzay, ehemals zweiter Vizegespann des löbl. Temescher Komitats, und nun seit einigen Jahren k. k. Kameralpräfekt in Werschetz, der da im Mai dieses Jahrs starb.

Alle Jahre einmal halten diese Gemeinden in der Person ihrer Pfarrer, Schullehrer und Kirchenväter ihren Generalkonvent ab, unter dem Vorsitze ihres Senioralinspektors und Seniors, so wie dies in ganz Ungarn unter den Protestanten der Fall ist, und referiren und appelliren dabei in geistlichen Sachen an die Superintendenz, im Weltlichen an das löbl. Komitat.

§. 11.

Einige besondere Bemerkungen über die Einwohner.

1) Ausser den drei Hauptnazionen und den oben gedachten Walachen giebt es hier auch einige Familien Zigeuner, die aber schon regulirt sind, in ordentlichen Kleinhäusern wohnen, nicht herumziehen, wie viele ihrer übrigen Nazionsgenossen; sondern sich vom Taglohn und Schmidtarbeit ernähren, in der Erndte ihr Brod, wie andere ehrliche Leute erwerben, sich bei der Heufechsung brauchen lassen, und blos des Sonntags in den Schenken und bei Hochzeitsgelagen die Musik als Nebengewerbe treiben. Sollte man denn diese an vielen Orten so lästige Menschen, davon über 50 Tausend in Ungarn herumlaufen, nicht überall so zur Ordnung bringen können, wie hier geschieht? Sie wollen sich hier auch nicht mit dem gemeinen Zigeuner vermischt wissen, sondern nennen sich zum Unterschiede Neuungarn (Uj Magyarok.)

2) In Rücksicht der Sprache sollte man glauben, daß bei dieser Vereinigung der 3 verschiedenen Nazionen in einem und eben demselben Dorfe, den Einwohnern auch alle drei verschiedenen Sprachen gleich geläufig seyn müßten. Doch dem ist nicht so.

Der hiesige Ungar, mitten unter den Deutschen und Slaven geboren und auferzogen, versteht und lernt durchaus keine andre Sprache, als die seinige. Das ist wohl eines Theils dem ungrischen Nazionalstolz, anderseits dem Umstand zuzuschreiben, daß es dem gebornen Ungarn, der an seine weiche orientalische Sprache gewöhnt ist, sehr schwer fallen muß eine andere zu lernen, die weder

in der Aussprache noch in der Beugung die mindeste Aehnlichkeit mit der seinigen hat. Denn b kanntlich giebt die magyarische Sprache an Weichheit der Italienischen nichts nach; ihre Lokale sind meist akzentuirt, und nicht leicht spricht der Ungar, selbst in den aus fremden Sprachen adoptirten Worten zwei Mitlauter mit einander aus, sondern flickt einen Vokal dazwischen. Z. B. Der Platz heißt ihm Piatz; der Kreuzer Karáitzár, der Groschen Garas, der Graf Gorof, Thurm Toronyi, Schule Jskola, Uhr Ora, ꝛc. Daher denn auch selbst bei gebildetern Ständen der Deutschungar in der Aussprache sogleich erkannt wird, und wenn er noch so grammatisch gründlich die ungrische Sprache versteht. Ausnahmen machen diejenigen, die von Kindheit an darinn geübt worden sind. Ueberhaupt hat der Ungar im ganzen Lande eine fast zu große Vorliebe zu seiner Muttersprache, welches besonders von den Reformirten gilt, in deren Gymnasien, Lyceen, Kollegien alle Wissenschaften ausschließlich in dieser Sprache vorgetragen werden. Kein Wunder demnach, wenn man unter ihren Predigern unter zwanzig kaum einen findet, dessen deutsche Sprachkenntniße etwas weiter über das Verstehen deutscher Bücher hinausgehen.*) Auch die in Ungarn als Bindungsmittel so verschiedener Nazionen nothwendige lateinische Sprache, die man hier wie jede andere lebende auch im Umgange unter den Gebildetern und in Gesellschaften braucht, wird von ihnen auf Schulen mehr als todte Sprache, wiewohl, was man nicht läugnen kann, so methodisch und klassisch, wie in Deutschland gelehrt. Im Sprechen aber kommen sie den Katholiken und Evangelisch-Lutherischen bei weitem nicht gleich, wenigstens sind der fertigen Lateinsprecher im geistlichen Fache unverhältniß wenig. Diese Vorliebe für ihre Sprache, die sie von allen gebildeten Nazionen Europens absondert, ist durch die neuere Einrichtung noch mehr vermehrt worden; seitdem vor wenig Jahren durch Reichsgesetze diese Sprache in den meisten Komitaten Ungarns zur öffentlichen Geschäftssprache erhoben worden ist.

Der Mezö-Berenyer Slowak lernt zur Noth das Ungrische erträglich sprechen, verachtet aber auch das Deutsche.

Nur der zum Cosmopoliten geschaffene hier erzogene Deutsche, spricht neben seiner Muttersprache auch das Slowakische und Ungrische ziemlich rein und fließend.

3) In Ansehung der üblichen Kleidungsart gilt hier wie im ganzen übrigen Komitate folgendes: a) Die Slowaken und Ungarn tragen zur alltäglichen Kleidung Sommer und Winter ein weites in so viel Falten als möglich gelegtes bis an die Knöchel reichendes Beinkleid von Hanfleinwand, hier Gattyahosen genannt; ein kurzes höchstens bis an den Nabel gehendes Hemd mit langen sehr weiten Ermeln, deren weites Handende auch zugleich im Nothfalle die Stelle der Serviette und des Schnupftuches vertritt. Den nackten Bauch umgürten sie über den Hüften mit einem handbreiten gewöhnlich rothem Rieme, der besonders bei der Jugend mit zahlreichen metallnen Knöpfen von allerlei Form geziert ist, und woran ihr Feuerzeug, Schwamm und Tobaksbeutel hängt. Zur allgemeinen Körperbedeckung dient die Bunda, d. i. ein bis an die Erde herabhängender weiter, mantelartiger Schafpelz ohne Ermeln, der ihnen zugleich zum Bette und zur Bettdecke auf offnem Felde und auch nicht selten zu Hause dient, wie §. 7. N. 6. ausführlicher beschrieben ist. Im Sommer kehren sie die glatte, gegärbte Seite hinein und das rauhe heraus, indem das Glatte nach ihrem Geständnisse kühlt; im Winter wird der Pelz umgekehrt, und die Wollseite kommt inwendig hinein; und so bewähren sie das Sprichwort: Was gegen die Hize gut ist, dient auch wider die Kälte. Sonntags wird bei dem ganz armen Mann auch im strengsten Winter höchstens nur die Wäsche gewechselt. Der Deutsche ahmt schon auch diese einfache Kleidungsart nach, doch ist er durchaus mehr noch an Tuchkleider gewöhnt. Den Kopf bedeckt ein runder Filzhut, dessen ungebogene Krempen besonders bei dem Ungarn ungeheuer groß seyn müssen, so daß er hinlänglich Schutz vor Regen und Sonnenstichen hat. Von der Alltags-Fußbekleidung bei den Ungarn und Slovaken ist §. 7 N. 7. geredet worden. Am Sonntag tragen sie durchaus weite Zischmen.

Die Viehhirten, die den größten Theil des Jahrs, Tag und Nacht bei dem Viehe im Freyen zubringen, schmieren ihre Wäsche ganz mit warmen, zerlassenem Fett von Speck, Schmalz, Igelfett ꝛc. ein, wovon sie mit Staub, Schmuz, Schweiß vermengt, ganz schwarz wird. Sie thun dies, theils um ihre Haut in der grossen Sonnenhitze zu kühlen und geschmeidiger zu machen, theils um das Ungeziefer abzuhalten, und wechseln sie nicht eher, als bis sie in Lumpen zerfällt. Für einen fremden Reisenden ist der Anblick so geputzter Leute fürchterlich, und darum sehen sie sehr oft mit Unrecht diese Uniform als eine Kleidung von Spizbuben an.

4) Das hiesige Frauenzimmer hat auch sein Besonderes im Kleiderwesen.

Das slowakische verheurathete Weibsvolk trägt in großer Gala über dem gewöhnlichen Rock, Schurz und Leibchen einen langen Pelz bis an die Knöchel reichend, vom blauem Tuche und mit Fuchs ausgebrämt, welcher zur Braukaussteuer nothwendig ist, und bei der Kopulazion zum erstenmale angezogen wird.

*) Daher erklärt sich von selbst der Mangel an tüchtigen Subjekten zur Bestellung der wenig deutschreformirten Gemeinden in Ungarn. Man ordinirt dahin, was halbwegs nur deutsch kann.

Der Kopfputz für verheurathete ist ein niedliches weißes, glattanschliessendes, rundes, ungefüttertes Häubchen, bei wohlhabendern von der feinsten Leinwand, oder Batist und Perkal mit einer Reihe glatten Gesichtsspitzen, bei deren Auswahl die Vermögenden wirklich nur zu großen Luxus treiben. Im Sommer hängt bei ihnen allgemein über die Schultern ein langer, weißer Schaal, bis an die Knie herab, von feinem Flachs- oder nur grobem Hanftuche, je nachdem der Beutel reicht.

Ihr Hemd besteht wie auch bei dem ungrischen Frauenzimmer nicht aus einem Stücke, wie bei den Deutschen, sondern ist aus zwei trennbaren Stücken zusammengesetzt. Der Theil, der den Oberleib bedeckt, ist ein kurzes Hemd bis an die Hüften, bei den Slowaken Oplecko bei den Ungarn Ingvál genannt.*) Der andre untere Theil ist eigentlich ein weiblicher Unterrock von Leinwand, welcher wie die Russenröcke über den Hüften zugebunden wird, und heißt slowakisch Rubaé, ungrisch Pendel. Diese zwei Stücke machen das Hemd aus. Diese Hemdmode scheint mir sehr komode zu seyn. Denn a) wäscht sich das obere kurze Brusthemd viel leichter als ein ganzes langes Hemd, und kann demnach die Woche öfter leicht gewechselt werden; denn auf äussere Reinlichkeit in der Wäsche halten die slavischen und ungrischen Frauenzimmer viel, welches ich wirklich bei den deutschen Kolonistenweibern z. B. in Baeska ungern vermisse. b) Kann bei gewissen Frauenzimmerumständen der beschmutzte Untertheil leicht abgeworfen und mit einem frischen vertauscht werden, welches auch zur Reinlichkeit dienet, und andere künstliche Vorkehrungen delikater Damen überflüssig macht.

Bei Sommerarbeiten auf dem Felde, oder zu Hause machen sich die Weibsleute beider genannten Nazionen überdies es noch sehr lüftig und bequem. Ihre ganze Bedekung besteht dann in zwei leinenen Schürzen wovon die eine den Vordertheil, die andere den Hintertheil des Unterleibes bedeckt, und demnach an beiden Seiten der kühlenden Zugluft freyen Spielraum giebt.

Die ungrischen Weiber drehen gewöhnlich die Stirn- und Seitenhaare in wurstförmigen Wuckeln längst dem Gesichte aufwärts, und setzen dann eine meist steife, aus drey Blättern zusammengenähte, halb eckichte halb rund mit Spitzen an den hervorstehenden Kanten, und in den Gesichtsrändern garnirte Haube durchaus von schwarzem Zeuge darauf. Die Stelle der schwarzen Spitzen vertreten bei vermögenden wohl auch schmale Silber- und Goldborten. Und das heißt eigentlich im ganzen Lande die ungrische Haube. In den Städten ist sie ganz von schwarzem Spitz.

Die deutschen Weiber tragen Hauben von buntscheckigem Zeuge mit hellen Bändern garnirt, und im Winter kurze ungrische Tuchpelze bis an die Hüften aber eine deutsche meist blaue Tuchjacke, an der Brust mit einigen metallenen Knöpfen zugemacht.

Das deutsche Frauenzimmer trägt hier durchaus Strümpfe und Schuhe; die Ungarinnen und Slowakinnen aber, besonders die ledigen Personen und die jungen Weiber (Meretska) rothe Zischmen von Saffian oder Korduan, die anstatt der Absätze an der Ferse mit erhabenen Eisen gleich den Hufeisen beschlagen sind. Dies ist unter ihnen so zur Mode geworden, daß sich sogar die ärmsten Dienstbothen neben einem Paar schwarzen Zischmen oder Pantoffeln, ein Paar rothe Zischmen zum Staate im Lohne ausbehalten. Bei schmuzigem Wetter tragen sie dann dieselben bis an die Kirchenthüre in den Händen aus Schonung, und legen sie da erst nach abgetrockneten Füßen an. Die Debrezíner und Ketskeméter Zischmenmacher bringen sie zu Tausenden schon fertig auf die Békeschen und Gyulaer Märkte.

Das unverheurathete Frauenzimmer geht hier bei allen 3 Nazionen durchgängig mit bloßem Kopfe; (in Capillis) jedoch der Kopfputz der jungen Schönen ist verschieden. a) Die deutschen Mädchen tragen ihr Haar vorn im Gesicht gegen die Stirn und Seiten aufwärts aufgedreht in wurstförmigen dünnen Wuckeln, welche hinter die Ohren gelegt in den Zopf laufen. Das Haupthaar endigt sich in einen langen bis an die Mitte des Rückens herabhangenden Zopf, der sich in eine große Schleife von breitem farbigen Bande endiget. b) Die ungarischen Mädchen tragen das Haar im Gesichte eben so aufgedreht, auch den Haarzopf mit Band, aber über den behaarten Theil des Oberkopfes geht an den Seiten herunter eine Art von Stirnband, welches zwei Finger breit, steif mit Seidenzeug oder Sammet überzogen, und meist mit echtem oder Pconergold oder Silber gestickt ist, und hinten im Nacken in einer Schleife oder Hacken sich schließet, wie bei den antiken Büsten der Lorbeerkranz der Feldherrn. Diesen Schmuck nennen sie Parta. Ihn ablegen, heißt bei ihnen, vor der Welt der Jungferschaft entsagen. Die Brautführer nehmen der Braut denselben ab, wenn dieselbe zu Bette geführt werden soll. c) Die slowakischen Jungfern haben überdies von dieser Parta an unzählige breite Bänder über den Rücken vom Nacken bis in die Lendengegend herabhangen, wovon jedes eine andre Farbe hat, und dem so bedeckten Rücken ein sonderbares Ansehen giebt.

Die unselige Schminke, wer sollte das von Dorfmädchen glauben? — verunstaltet auch hier unter Ungarn und Slowaken das Gesicht der Jungfrauen. Sie

*) Beide Namen sind von den Theilen so benannt, die sie am ersten bedecken; denn Plece heißen slovakisch die Achseln, und Ob, heißt um. Ing bedeutet auf Ungrisch ein Hemd, und Bál die Achsel. Also heißt jenes deutsch eigentlich Schulter oder Achselklei, dies Achselhemd.

bedienen sich dazu der wohlfeilsten Schmirkugeln, die im Kram zu finden sind, und die deswegen einen Hauptverschleißartikel für den Krämer ausmachen.

5) In Rücksicht der väterlichen Erbschaft wird bei den Deutschen die Tochter den Söhnen gleich gehalten, und alle Kinder beiderlei Geschlechts erben zu gleichen Theilen. Nicht so bei den Slovaken und Ungarn. Da muß die Tochter ihren Brüdern nachstehen. Die Brüder theilen sich in das Gut, in das Vieh und in das Wirthschaftszeug, der jüngste bleibt gewöhnlich im väterlichen Hause sitzen, bekommt die Bespannung und zahlt die übrigen Brüder aus. Die Tochter muß sich mit der Aussteuer begnügen, die in einem Bette, etwas Wäsche, einer Truhe, dem Brautpelze und einer oder ein Paar Kühen besteht. Und dies gilt ächt liturgisch von den reichsten Bauern eben so, wie von den Armen. Es kann demnach dem Ehestandskandidaten, wenn er etwa keine andere Rücksichten auf Aussteuer, ausgebreitete mächtigere Freundschaft ꝛc. ꝛc. hat, ziemlich einerlei seyn, ob er eine Tochter aus dem reichsten Bauernhause oder nur aus einem mittelmäßigen und armen nimmt. Wo kein Sohn im Hause ist, gilt freilich eine leicht zu verstehende Ausnahme. Da treten die Schwiegersöhne dann zu gleichen Theilen, oder wie es sonst dem Hausvater gefällt, in die Rechte eigner männlicher Kinder. Der Vater bleibt aber nach ererbter Sitte bis an den Tod unumschränkter Herr im Hause.

6) Die Hochzeiten dauern gewöhnlich drei volle Tage, und der biedre Bauer läßt sich durch keine, noch so gut gemeinte Vorschriften davon abbringen. Sind das Stück Rindvieh, die Paar Mastschweine, das viele Geflügelwerk sammt den dazu gewidmeten Fäßern Wein endlich rein aufgezehrt, dann schleppen am vierten Tage die häufigen Hochzeitsgäste, meist über Hundert an der Zahl, aus ihrem Eigenen herbei, und halten in des Hochzeitsvaters Hause Nachhochzeit, und so geht gewöhnlich die ganze Woche mit Essen und Trinken dahin, in welcher Periode selten eins nüchtern wird. Gut ist es, daß diese Hochzeitsgelage erst nach ganz geendigten Herbstarbeiten (sobald nämlich der neue Wein nur etwas trinkbar ist) anfangen, und mit den letzten Faschingstagen endigen, so daß dadurch die Feldarbeiten nichts leiden.

7) In Rücksicht der Kost ist der hiesige Bauer zwar nicht lecker, hält aber viel auf Fleisch, besonders Schweinefleisch, von welchem er für das ganze Jahr sich einen hinlänglichen Vorrath dufflet (räuchert.) Das wird dann an jedes Gemüse gethan. Höchstens am Sonntag und bei extraordinären Fällen wird ein Pfund Rindfleisch der Suppe wegen gekauft; daher auch die jährliche Fleischbankarrenda der Herrschaft kaum hundert Gulden in einem so beträchtlichen Orte einträgt. Ein anderes Hauptnahrungsmittel der hiesigen Einwohner ist der rohe luftgesalzte Speck oft die ganze Woche hindurch, besonders in der Arbeitszeit, mit Brod und Knoblauch oder Zwiebel ganz roh gegessen, die einzige Speise des Landmanns und seiner Kinder. Im Brodcornister muß immer ein gutes Stück Speck liegen; mit dieser Art kalter Küche nimmt er bei der schwersten Feldarbeit und auf Reisen alleine vorlieb. Die Knechte auf den Szallaschen fassen am Sonntag Nachmittag, wenn sie nach dem Gottesdienste sich vom Hause dahin begeben, ihr Quantum davon auf die ganze Woche. Will er sich in der Eile etwas zu Gute thun, so bäht er sich beim Flammenfeuer ein Stück Brod, und bratet ein dünngeschnittenes Stück Speck, das er an ein zugespitztes Stäbchen, wie an einen Spieß anstickt, und läßt das herablaufende Fett auf das Brod träufeln, der so gebratene Speck (ungr. piritott Szalonna) und das mit Fett getränkte Brod wird dann als Leckerbissen warm gegessen. Alles Gemüse wird mit Speckfett abgeschmalzt, ja selbst alle trocknen Mehlspeisen, so daß ungrische Dienstboten das Rindschmalz an Speisen gar nicht vertragen können.

Die Schaaf- Schwein- und andere Viehhirten, Weingärten-, Birnen-Hüter, ja selbst Taglöhner bedingen sich ein Quantum davon im jährlichen oder wöchentlichen Deputat. Kein Wunder demnach, wenn die Schweinmastung einen der wesentlichsten Theile ihrer Hauswirthschaft ausmacht. Daher auch der starke Kukurutzbau auf den jährlichen Brachfeldern, welche nicht besser für diese Gegend benützt werden können. Der Hauswirth setzt auch überdies seinen Stolz darinnen, einen dreyjährigen Speck noch im Vorrathe zeigen zu können.

Ein Leibgericht nicht nur des hiesigen Landmannes, sondern allerwegen in Ungarn selbst bei Vornehmen ist das einfache, kräftige sogenannte Gulasfleisch, von den Ochsenhirten (Gulasen) so genannt, weil es ihre gewöhnliche Speise ist. Das Fleisch, es mag nun Rindfleisch oder Lammfleisch seyn, wird in kleine Stücke zerschnitten; dann in einen runden Hängkessel geschüttet, worin vorher in kleine Würfeln geschnittener Speck halb zerlassen wird, und kocht über Flammenfeuer eine gute Weile in seinem eigenen Safte; nur vor dem gänzlichen Garwerden wird etwas Wasser hinzugeschüttet um es saftiger zu erhalten. Salz, Zwiebel und Paprika, in ziemlicher Menge dazu gethan, sind die einzige Würze, von denen das Fleisch eine solche Schärfe bekommt, daß nicht daran gewohnte Mäuler das Beissen des spanischen Pfeffers nicht vertragen können. Und das ist das wahre ungrische Magenpflaster, welches so warm als möglich aus dem Kessel selbst gegessen wird.

Eine andere hier beliebte und wirklich angenehme und gesunde Speise ist die Klepenszuppe, slowakisch Kißelitze genannt. Die Bereitungsart ist folgende. Man weicht in lauwarmes reines Wasser ein Paar Handvoll Kleye in einem Topfe ein, und läßt diese Masse an einem warmen Orte, am Ofen oder am Kochherde einige

Tage stehen, bis sie durch die Gährung einen angenehmen säuerlichen Geschmack und Geruch erhält. Dann seiht man das obenstehende weißliche Wasser ab, setzt es zum Kochen zu, läßt anstatt des Grieses, etwas Hirsbrei hinein laufen, und brennt die Suppe wie jede andere Wassersuppe dünner oder dicker ein. Oder man schneidet dann anstatt des Hirsens Brodschnitte ein. Wer es gern ißt, mischt wohl ein Paar Eßlöffel reines Leinöl bei. Dies ist eine gesunde, wohlfeile, nahrhafte Speise, besonders für ärmere zahlreiche Familien, und ein wahres ungrisches Surrogat der Rumforder Suppe, zugleich bei hohem Getreidpreis eine wohlthätige Nebenbenutzung der Kleye. Auf die abgezogene fermentirte Masse kann man noch einmal reines Wasser aufgießen, und es giebt dann noch einmal ein gutes Suppenmateriale.

§. 12.

Ortsobrigkeit.

Die Harmonie zwischen den 3 verschiedenen Nazionen im Orte ist musterhaft. Für Kirchen und Schulsachen hat jede Nazion ihre eignen geschwornen Vorgesetzten, die sie aus dem Presbiterio wählet, im übrigen aber ein aus Gliedern aller drei Nazionen verhältnißmäßig zusammgesetztes Ortsgericht. Der Richter wird bei jeder neuen Wahl wechselsweise aus einer andern Nazion gewählt, so daß nach drei Wahlen jede Nazion dran gekommen ist. Der erste nach demselben ist, der Törvény-Biro (Legislator, Vormund) der den streitenden Partheyen den Gerichtsausspruch kund thut. Der Oekonomie des Gemeindehauses steht ein eigener Wirthschafter (Helység-Gazda) vor, der aus den 11 Gerichtsgeschwornen gewählt wird. Ist ein Slowak Richter, so ist ein Ungar Vormund, ist aber ein Deutscher oder Ungar Richter, so muß der Vormund ein Slowak seyn, weil die slawische Nazion so stark angenommen wird, als die beiden andern zusammen. Die Slowaken haben 5 Geschworne, die Deutschen drey und eben so viel die Ungarn. Zwei Geschworne hat die Gemeinde das Recht zu wählen. Die übrigen 9 wählt sich der Richter selbst nach Willkühr beim Antritt seines Amtes, oder restaurirt auch sein Gericht, wenn er nach einer geschehenen neuen Wahl wieder in seiner Würde bestätigt worden ist. Die Gemeindediener hier Kleinrichter (Kis-Biro) genannt, vier an der Zahl, werden aus den besten Häusern gewählt, und zwar aus den verheuratheten jungen Männern, weil ledige Pursche bei dem ewigen offiziosen Herumlaufen im Dorfe leicht ausschweifen könnten. Sie müssen ein Jahr aushalten, und haben ausser freier Kost im Gemeindehause nur ein Paar Zischmen als Lohn. Zwei sind immer wechselweise Wöchner im Dienste, und 2 können als Freywöchner ihrer häuslichen Wirthschaft nachgehen.

Eben sie sind vier andere Gemeindediener zu Pferde, hierorts Hadnagy (gleichsam Ortslieutenants) genannt, die zu wichtigern Aufträgen, z. B. bei Geld, Rechnung, wichtigen Briefe und andern wichtigern Sendungen, und auch sonst als Werkzeuge der Polizey gebraucht werden. Diese reiten eigene Pferde, wechseln auch Wochenweise ab, und müssen vertraute Leute seyn, und auch ihr Jahr aushalten. Der Ortsnotär muß natürlich der 3 verschiedenen Landessprachen nebst der lateinischen kündig seyn. Das Gerichtsprotokoll indessen wird, wie alle übrigen offiziosen Schreibereyen in ungrischer Sprache geführt. Das Ortsgericht wird beim Amtsantritt jedesmal durch den Herrn Bezirksstuhlrichter adjurirt.

Die Ortsgemeinde hat 3 Sessionen freyes Feld zum Genuße, wovon sie ihre eigene Oekonomie bestreitet, und für das hier stazionirte Militär (immer Kavallerie ein Flügel) die nöthigen Heu- Haber- und Brod-Porzionen bestreiten muß.

Zur Oekonomie des Ortsgerichtes gehören: 1) drei vierspännige Pferdezüge, die zu Vorspann für distinguirte Passagiere dienen; wobei zwei konvenzionirte (?) Kutscher; 2) die Gemeindehengste und Stiere, wobei auch eigene Knechte, einige Kühe, Mastschweine, Geflügelwerk, eingelegter Wein, wovon die Kirchen aller 3 Nazionen bei der Komunion versorgt werden, Brandwein und Eßwaaren, Brodfrucht, dazu ein eigener Wirthschafter und eine besoldete Köchin. Der Richter, Ortsnotär und die übrigen Gerichtspersonen haben so oft sie ex officio auf dem Gemeindehause sind, freyen Tisch.

Löblich ist es auch, daß diese Ortschaft seit mehreren Jahren schon durch Anordnung einer sorgsamen Grundherrschaft eine eigene Brandkasse hat, die durch mäßige, auf jedes Haus jährlich ausgeschlagene Beiträge, durch Strafgelder und andere Zuflüsse, so wie durch ihre eigne Intressengelder immer vergrößert wird. Zur Verminderung der Feuersgefahr ist eine gute Feuerspritze, ferner einige Feuerwagen mit Wasserfässern, Feuerleitern und Feuereimern auf Gemeindekosten angeschafft worden, die immer in gutem Zustande erhalten werden. So sollte es nach vielfältigen Komitatsvorschriften in jeder Ortschaft seyn. Aber wie viele Ortschaften in Ungarn begnügen sich noch immer damit, diese vortrefflichen Anordnungen kopirt im Gemeindearchive liegen zu haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Jordansfest in Petersburg 1811.

Am 6. Januar, am Feste der Erscheinung Christi, wird die Wasserweihe, oder das Jordansfest, mit allem nur erfindlichen geistlichen und militärischen Pomp begangen. Schon gegen 9 Uhr früh rücken die eleganten Garderegimenter und andere, welche aus der Nähe, z. B. von Pawlowsky, Kronstadt, Wiburg u. s. w. zu dieser Feierlichkeit nach der Residenz beordert sind, in der Regel 35 bis 40000 Mann stark, aus, und stellen sich in dreifachen Reihen an den Häusern des Isaaks- Peters- und Paradeplatzes, so wie durch die große und kleine Morskoy, und den obern Theil der newskischen Perspektive. Auf dem starren Eise der Newa ist schon eine elegante Säulenrotunde erbaut, und eine Oeffnung in das dicke Eis gemacht. Vom Winterpallast führt ein Weg von Brettern, mit rothem Tuche bedeckt, über den Isaaks- und Petersplatz nach jener Rotunde. Nach 11 Uhr beginnt die Prozession. Die höchste und hohe Geistlichkeit, unter dem Vortritt der Metropoliten, so wie sämmtliche Popen der Stadt und Kongregazionen, eröffnen den Zug in ihren sammetnen und seidenen, von Edelsteinen, Gold und Silber starrenden Ornaten, die, weil immer die gleichgekleideten zusammengehen, etwas Uniformartiges haben. Die heiligen Geräthe der Kirchen werden von den vornehmsten Geistlichen getragen. An der rechten und linken Seite des Zugs geistlicher Abtheilung gehen Hofbediente in Gala mit unbedecktem Haupte (selbst bei 12—15° Kälte); die trefflichen Sänger der griechischen Kirche beschließen den geistlichen Zug, an welchen sich unmittelbar der Hof und sein zahlreiches Personal gleichfalls zu Fuße anschließt. Der Kaiser, die regierende Kaiserin und die Kaiserin Mutter, die jungen Großfürsten, Nikolai Pawlowitsch und Michael Pawlowitsch, und die schöne Großfürstin, Anna Pawlowna, gehen respektive von ihren Kammerherrn geführt; ihnen folgen im höchsten Gala die hohen Staats- und Hofbeamten u. s. w. Pagen gehen rechts und links. Großfürst Konstantin kommandirt die Regimenter, kann also nicht mitgehen. Die höchste Geistlichkeit begiebt sich mit der kaiserlichen Familie auf den kleinen Tempel; es wird Wasser aus der Newa heraufgezogen, und mit allen dazu gehörigen Zeremonien geweiht. Während dies geschieht, macht das sämmtliche Militär ein Pelotonfeuer, und die Kanonen der nahen Festung donnern als Kontrabaß drein; es werden die Fahnen der Regimenter nach der Rotunde gebracht, und gleichfalls geweiht. Nun bewegt sich der Zug in der vorigen Ordnung wieder zurück nach dem Winterpallast. Der Kaiser setzt sich nun zu Pferde und reitet zwischen dem französischen Ambassadeur und dem Großfürsten Konstantin, gefolgt von einem Theile des übrigen diplomatischen Korps und der Generäle, die in St. Petersburg befindlich sind, an den Regimentern vorüber, die ihn, wenn er ankömmt, mit den Fahnen und mit Musik begrüßen. Wieder angekommen vor dem Winterpallast hält er mit dem ihm umgebenden Personal an, und die sämmtlichen Regimenter marschiren und reiten nun mit Musik in Kolonnen an ihm vorüber. Dieß ist die Oekonomie aller Paraden, nur daß das Pelotonfeuer und der Kanonendonner blos an diesem Tage statt findet. Wenn man daher eine gesehen hat, so hat man alle gesehen!

Das Volk hat an diesem Festtage keine eigentliche Lustbarkeit, als daß es sich in großen Schaaren drängt, um von dem geweihten Wasser zu erhalten. Wenn es nun davon mehr oder weniger bekommen hat, so überläßt es sich an verschiedenen Orten, in den Kabaks (Schenken), den Freuden des Trinkens, Tanzes und Gesangs, und taumelt dann in seine elenden Wohnungen.

(Müller St. Petersburg 1813. S. 380.)

Anekdote vom Kaiser Alexander.

(Man sehe Alexanders Aufenthalt in Herrnhut. N. 40 dieser Zeitschrift 1812.)

Die Ischwotschiks (die Petersburger Fiaker) fahren sehr ungern, und nur aus Furcht vor Mißhandlungen, die Offiziere. Nicht leicht werden sie aber einen in einem Hause absteigen lassen, ohne daß er sie vorher bezahlt, oder irgend etwas zum Pfande zurückgelassen habe; dem bürgerlich selbst ärmlich Gekleideten trauen sie dagegen gern und in der Regel unbedingt, lassen ihn frey in jedes Haus gehen, warten halbe Stunden lang, gewiß, daß sie nicht leicht von ihm, wie von den Offizieren, um ihr kleines Fahrlohn geprellt werden. Letztere haben überdies oft noch die Grausamkeit, im harten Winter sich von den Ischwotschiks vor die weitläufigen Kasernen oder Korps worin sie wohnen, fahren, die armen Menschen da halbe Stunden lang vergeblich auf ihre wenigen Kopeken warten, und dann endlich sie zur Belohnung, durch ihre rohen Denschiks (Soldaten zur Aufwartung), statt der Bezahlung, derb durchprügeln und fortjagen zu lassen. Ein Fall der oft passiret.

Der Kaiser ist von der Ungerechtigkeit seiner Offiziere gegen die armen Ischwotschiks im Herbste vorigen Jahres auf eine sehr launige Art überzeugt worden. Er geht wie gewöhnlich, ganz einfach militärisch, eine graue Chapka über die Schultern, auf dem englischen

Kai spazieren, selbst sein Ilja mit der Droschke folgt ihm nicht. Es fällt schnell ein starker Regen; der Kaiser will in kein Haus treten, setzt sich daher unerkannt auf die erste Tschwotschik-Droschke, die er sieht, und befiehlt nach dem Winterpalais zu fahren. Als er bei der Wache des Senats vorüberfährt, tritt dieselbe, welche ihn erkennt und kurz vorher hatte vorübergehen sehn, ins Gewehr und rührt die Trommel. Der Tschwotschik sieht sich neugierig um, und meint, der Kaiser müsse wohl gefahren kommen. Alexander erwiederte ihm: Ja Väterchen du wirst ihn gleich sehen! Sie kommen bald beim Winterpalais an, und Alexander, der, wie gewöhnlich die Kaiser, kein Geld bei sich hat, befiehlt dem Tschwotschik zu warten, er wolle das Geld sogleich herunter senden. „Mein Väterchen, ich kann nicht, die Offiziere haben mich schon so oft um mein Fahrgeld gepellt, laß mir deine Chenille da!" Der sanfte Alexander läßt sich auch das gefallen, und die Chenille bleibt zurück. Er sendet sogleich einen Laquayen mit 25 Rubeln zu ihm hinunter, um sie dem Tschwotschik zu geben, ihm zu sagen, daß er den Kaiser gefahren habe, und die Chenille mit zurück zu bringen. Der Laquay thut es, aber statt den Tschwotschik über die Ehre und Gabe hoch erfreut und entzückt zu sehen, lachte derselbe pfiffig und sagt: „Ja meinst du denn, ich wäre so dumm, Väterchen; die Chenille ist mehr werth, als 25 Rubel, wer weiß, was du im Sinn hast! Du willst vielleicht gar den Herrn um seinen Oberrock bringen: nein, daraus wird nichts; wenn der Herr, den ich gefahren habe, nicht selbst die Chenille abholt, so gebe ich sie nicht her." So hätte es beinahe Noth gethan, daß Alexander selbst herunter gekommen wäre, wenn nicht zufälliger Weise Olga, der Kaiser aller russischen Vetturini, Alexanders Leibkutscher und Liebling, den jedes Kind in St. Petersburg kennt, dazu gekommen, und von ihm des Laquayen Versicherung bestätigt worden wäre. Der Jubel des wackern Tschwotschiks soll grenzenlos gewesen seyn.

(Müllers St. Petersburg 1813. S. 225.)

Gretnagreen.

Dies ist zwar nur ein kleines schottisches Grenzdorf; aber der Schrecken aller Eltern, Vormünder, Onkels und Tanten in England, die reiche oder schöne Mädchen zu hüten haben; der Trost und die Hoffnung aller Misses, die in Pensionen sich Kopf und Herz mit Romanenlektüre anfüllten; der Hafen, nach welchen alle Glücksritter zusteuern, die besonders aus Irland mit leeren Beuteln und vacanten Herzen nach Bristol, Bath, auch wohl nach London kommen, um mit Hülfe des kleinen blinden Gottes und seines oft noch blindern Bruders, endlich ein solides Glück zu machen.

In Gretnagreen wohnt nämlich der alte berühmte Hufschmidt, der die unauflöslichsten Ketten schmiedet; er ist dort Friedensrichter, und dies Amt macht ihn zu einer sehr wichtigen Person. In Schottland braucht es nämlich zu einer ganz legalen Trauung keines Aufgebots, keiner Einwilligung der Eltern, keines Priesters. Das liebende Paar geht zum ersten besten Friedensrichter, versichert, es sey frey und ledig, auch nicht im verbotenen Grade verwandt, und wird von ihm ohne weitere Umstände getraut. Diese Trauung ist so gültig und vor allen brittischen Tribunalen so unauflöslich, als wäre sie vom ersten Bischof im Lande vollzogen. Wer also in England, wo andere Gesetze gelten, ein von irgend einem widerwärtigen Argus bewachtes Liebchen hat, der nimmt die erste Gelegenheit wahr, packt es in eine Chaise mit vier raschen Pferden bespannt, und galopirt damit fort nach Gretnagreen, dem nächsten schottischen Grenzorte, wo oben erwähnter Hufschmidt Tag und Nacht bereit ist, sein Amt um ein billiges zu verwalten. Im Gasthofe wo wir abstirgen, wollte die Wirthin nicht gern von diesen Dingen sprechen, kaum daß sie uns das Haus des Hufschmieds von weitem zeigte; gern hätte sie alles abgeläugnet, aber Mauern und Fenster sprachen von diesem Geheimnisse in ihrem Hause. Alles ist mit Inschriften und Namenszügen glücklicher Paare angefüllt, die ihrem wonnevollen Herzen Luft machten, und leblosen Gegenständen ihre süßen freudigen Gefühle anvertrauten. Dem Hufschmidte war nicht Recht abzugewinnen; er sah wohl, bei uns war nichts zu verdienen, von andern Einwohnern hörten wir, daß Gretnagreen ein gar besuchter Ort ist, und oft mehrere Paare in einem Tage anlangen. (Johanna Schopenhauer Erinnerungen von einer Reise. 1813.)

Lächerliche Druckfehler.

1. Wir mußten, da wir nirgends etwas zu essen fanden, unsere Zuflucht zu unserm mitgenommenen kalten Beamten nehmen, statt Braten.
2. Wir kamen bis zu einem Marktflecken, der zum Nachtlager gemahlt ward — statt gemählt.
3. Orakel dieser Stadt — statt Drakel, wie Gottsched einst in einem Lobgedicht angeredet ward.
4. Saxoniæ pecus — statt decus, wie ein Leipziger Gelehrter den Grafen Brühl in einer Dedication anredete.
5. Die elende Reichshilfe — statt eilende, in einer Zeitung während des siebenjährigen Kriegs gd.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 30. Juni.

Zusatz zu den Bemerkungen

über das vorgeschlagene Belohnungsinstitut für vorzüglich tüchtige, eifrige, gutgesittete Schulmänner.

(Siehe Hesp. N. 8. und 9. 1814.)

Schon glaubte ich den Vorschlag zu einem Belohnungsinstitute für Schulmänner im Hesp. N. 70 und 71, 1812 sammt meinen Bemerkungen darüber gänzlich in Vergessenheit gerathen, als ich unvermuthet die letztern, mit Anmerkungen eines Dritten reichlich versehen, im Februarhefte 1814 abgedruckt fand, obwohl sie schon im Januar 1813 an die Redaktion eingesandt wurden.

Die Anmerkungen dieses Dritten wären mir sehr gewiß willkommen, und dem vorgeschlagenen Institute weit ersprießlicher gewesen, wenn der Verfasser die von mir geäußerten Zweifel und Bedenklichkeiten gelöset, die Nichtigkeit der Einwürfe gezeigt, und so die Nützlichkeit und Ausführbarkeit des Instituts dargethan hätte. Statt dessen aber beliebt es dem Verfasser sich größten Theils nur an meine Person zu halten, die doch bei dem ganzen Institute nichts zu thun hat, und dieß nöthigt mir diesen Zusatz ab.

Wenn man einen Vorschlag öffentlich bekannt macht, und ihn allen Diözesen als leicht ausführbar anpreiset, so muß es wohl auch Andern freystehen, abgesehen von der Person, die den Vorschlag macht, ihre Bedenklichkeiten und Zweifel darüber zu äußern, auf Hindernisse und Schwierigkeiten, die bei der Ausführung des Plans vorkommen können, aufmerksam zu machen; denn nur auf diese Art kann ein solcher allgemeiner Vorschlag ganz ins Reine gebracht, und die Nützlichkeit und leichte Ausführbarkeit desselben dargethan werden. Es geschieht nur gar zu leicht, daß ein Mann, der mit Liebe und Eifer an einem Vorschlage arbeitet, eben deswegen weniger an die Schwierigkeiten denkt, die mit der Ausführung desselben verbunden sind; und diese Liebe, dieser Eifer für die Beförderung des Schulwesens, der aus dem Vorschlage des Herrn von Adelstern hervorleuchtet, macht seinem Herzen in jeder Hinsicht Ehre, wenn auch der Vorschlag selbst nicht ganz ausführbar wäre, und fordert Achtung, die ich selbst durch meine Bemerkungen bewiesen zu haben glaube; denn wer wird für eine Sache, die er nicht achtet, erst Worte verlieren! Übrigens habe ich mich an die Sache gehalten, und freymüthig meine Gedanken darüber geäußert, in der Überzeugung, daß, wenn meine Bemerkungen gegründet sind, der Herr Verfasser darauf Rücksicht nehmen, seinen Vorschlag darnach abändern und vervollkommen würde: sind sie aber ungegründet, so wird es ihm eben so leicht seyn, die gemachten Einwendungen zu beseitigen, oder durch die Ausführung seines Plans die Nichtigkeit derselben auf die überzeugendste Art darzuthun. Ich werde mich recht herzlich freuen, wenn meine Ansicht des gemachten Vorschlags ganz unrichtig, und derselbe, ungeachtet meiner entgegengesetzten Meinung, dennoch leicht ausführbar ist: ich glaube aber auch, daß H. v. A. nicht blos eine blinde Huldigung für seinen Vorschlag verlangen wird, da er nach Seite 554 ihn selbst erst zur Prüfung vorlegt; daher ist es um so weniger zu begreifen, wie es einem Dritten einfallen konnte, an meinen Bemerkungen ein so großes Aergerniß zu nehmen, und durch Drehen und Zerren meiner Worte zum Ritter werden zu wollen, wodurch doch der ganze Vorschlag seiner Ausführung nicht um ein Haar näher gebracht wird.

Zwar verspricht er Anmerkung 1. „sich redlich angelegen seyn zu lassen, die Mißverständnisse zu zerstreuen.“ Allein schon in derselben Anmerkung vergißt er sein Versprechen, indem er behauptet: daß ich durchaus alles tadle. Habe ich denn nicht die Sorgfalt des Verfassers für die Ausbildung der Schullehrer gelobt? Habe ich nicht seine gute Meinung selbst anerkannt? Und die vorgeschlagene Schulbibliotheken habe ich nicht nur für nützlich erklärt, sondern auch zur Errichtung derselben im Anfange und am Schluße meiner Bemerkungen ermuntert, wie es die Anmerkung 7. und 8. dieses Dritten selbst bezeugen. Wie kann er also Anmerkung 4. mit gutem Gewissen sagen, daß ich das Bessere, (die Errichtung dieser Bibliotheken) hindern und die Noth fortdauern lassen will? Ich habe im Eingange desselben Absatzes nicht mehr und nicht weniger gesagt, als wie bisher die meisten bessern Schullehrer sich zu bilden suchten; und so wird es wohl noch lange fortgehen, da zur Errichtung dieser Bibliotheken noch keine Anstalt gemacht ist.

Daß gemeinschaftliche Bibliotheken auch für die Pfarrer nöthig sind, wie Anmerkung 5. gesagt wird, habe ich ebenfalls Seite 74 in der Anmerkung mit einem *) anerkannt, und sie sogar vorgeschlagen; denn nicht alle Pfarrer sind in der glücklichen Lage, sich große Bibliotheken anschaffen zu können. Daß dieser Dritte aber nur lauter Mangel an katechetischen und pädagogischen Büchern bei den Pfarrern finden will, wie er Anmerkung 5. und 8. behauptet, beweist seine wenige Bekanntschaft mit der Lage der Dinge. Ich war so glücklich sehr bedeutende Pfarrbibliotheken zu finden, ohne sie eben zu suchen, und darin auch zweckmäßige Schulschriften, die von manchem Schullehrer benutzt wurden. Wenn dieser Dritte erst suchen wollte, vielleicht würde er doch manches finden, und dann über die allermeisten Pfarrer nicht sogar verächtlich absprechen.

Nach Anmerkung 3 und 13 soll ich die Idee des H. v. X. weder richtig aufgefaßt, noch dargestellt haben. Um das Auffassen hat es wohl keine Noth, da sie ja in dem Vorschlage selbst oft genug deutlich abgedruckt ist, und ich demselben zufolge ebenfalls von Beförderung des Schulwesens gesprochen habe, wie Seite 61; dargestellt aber habe ich sie weder richtig noch unrichtig, denn ich habe sie gar nicht dargestellt, da sie jeder im Vorschlage selbst nachlesen kann. Nur meine Meinung über den Nutzen, über Schwierigkeiten und Hindernisse der vorgeschlagenen Gegenstände habe ich geäußert, und zwar in derselben Ordnung, die H. v. X. gewählt hat, und es ist zu wünschen, daß mehrere, denen das Schulwesen am Herzen liegt, dasselbe thun möchten; denn nur durch die Sammlung verschiedener Stimmen würde man zu einem ziemlich sichern Resultate über die Nützlichkeit und Ausführbarkeit des ganzen Vorschlags gelangen. So sehr mir es dieser Dritte auch zum Verbrechen macht, daß ich, obwohl dem Vorschlage zufolge, zuerst von Ausbildung der Schullehrer spreche, so glaube ich dennoch darin mit dem H. v. X. übereinzustimmen, der zur Belebung und Beförderung des Schulwesens zuerst für die Bildung der Schullehrer sorgt, worauf doch offenbar die Errichtung der katechetisch-pädagogischen Bibliotheken, die Veranstaltung zur Bildung drei hoffnungsvoller Schullehrergehülfen ꝛc. abzwecken. Wie wäre es denn auch möglich, das Schulwesen mit ungeschickten und unwissenden Schullehrern zu befördern? Eine solche Zauberey wird vermuthlich nur dieser Dritte verstehen; H. v. X. scheint davon so wenig wie ich zu wissen; sonst hätte er gewiß nicht zuerst die Errichtung der Bibliotheken vorgeschlagen. Es ist doch sonderbar, daß dieser Dritte durchaus nichts von Bildung der Schullehrer hören will, und doch giebt er sich Anmerkung 14. Mühe zu beweisen, wie ersprießlich die Vergleichung der verschiedenen eingelaufenen Arbeiten bei Beantwortung der Preisfragen, und das abgenöthigte Nachdenken bei ihrer Abfassung für die schnellere zunehmende Bildung der Lehrer wirken müsse. Man sollte fast glauben, daß auch er zur Belebung und Beförderung des Schulwesens gebildete Schullehrer nicht entbehren könne. Man muß wirklich die strenge Konsequenz dieses Dritten bewundern; aber fragen möchte ich doch: Ob man durch solche Anmerkungen, wie die bisherigen sind, obwaltende Mißverständnisse zerstreut, oder Mißverständnisse macht, wo keine sind.

Die Anmerkungen 9, 10, 11 und 12 beweisen zu viel und zu wenig; denn wem könnte es denn einfallen zu zweifeln, daß H. v. X. durch die Veranstaltung, daß alle Jahre drei hoffnungsvolle Gehülfen ꝛc. an einer Hauptnormalschule sich bilden können, etwas sehr Gutes und sehr Verdienstliches will, und daß er sich dadurch, wenn er es anders bewirkt, den Beifall jedes Schulfreundes, ja selbst der höhern Behörden und des Monarchen erwerben kann? Auch ist der Hauptpunkt hier nicht; ob drei hoffnungsvolle Gehülfen auf die beschriebene Art gebildet werden können, sondern ob aus dieser kleinen Anzahl immerfort wackere Schullehrer für eine ganze Diözes erwachsen können, woran ich noch immer zweifle; denn diese drei können zwar, wenn mit ihrer Bildung und Anstellung alles wohl gelingt, auf ihren Posten gute Dienste leisten, und also die Anzahl guter Schullehrer um drei vermehren, was in der That nichts geringes ist; aber im Ganzen werden sie sich unter dem großen Haufen verlieren, und also im Allgemeinen keine wesentliche Umänderung der Schullehrer bewirken. Allein meine Zweifel läßt der Verfasser unerörtert, und so stehen seine langen Anmerkungen hier ganz ohne Grund. Auch meine Frage: Warum nur drei? die dieser Dritte so gutmüthig verbessert, scheint doch nicht so gar übel angebracht zu seyn, da er Anmerkung 11 selbst der Meinung ist, daß man den Plan auf mehr als drei erweitern solle.

Anmerkung 14 fragt dieser Dritte: „Wo steht im Plan ein Wort von Dorfschulmeistern? der Plan umfaßt ja sämmtliche Schullehrer der Diözese.“ Also sind deswegen die Dorfschulmeister ausgeschlossen? Wahrlich eine ganz neue Art zu schließen, die ich freylich nicht verstehe. Ich würde unmaßgeblich so schließen; Da der Plan sämmtliche Schullehrer der Diözesen umfaßt; so sind die Dorfschulmeister auch mit darin begriffen, und selbst die jetzigen; denn ehe eine ganze Diözes mit den drei Schullehrern, die jährlich nach dem Plane des Instituts gebildet werden sollen, besetzt werden kann, dürften wohl mehrere Generazionen hingehen, und H. v. X. wird schwerlich damit einverstanden seyn, daß er seinen Plan nur für künftige Generazionen geschrieben habe. Übrigens wird vielleicht dieser Dritte immerfort Preisfragen zu bestimmen wissen, die wichtig, leicht zu verstehen und zu beantworten, und zugleich den weniger gebildeten Dorfschulmeister so wie dem gebildetsten Professor

an einer Hauptnormalschule einen angemessenen Stoff zu Aufarbeitungen geben.

Ein ähnliches Beispiel von einer ganz besondern Art zu schließen giebt auch die Anmerkung 19. Ich habe in dem ganzen Absatze, wozu diese Anmerkung gehört, die Besorgniß geäußert, daß von den Remunerazionen kärglich besoldeten Schullehrern, für die bei ihrem geringen Gehalte ein einziger Gulden schon einen großen Werth hat, wenig zu Theil werden würde, und daher bedauert, daß die schlecht besoldeten ohne Hülfe bleiben würden. Daraus will diese Dritte folgern: Ich wisse nicht, welchen Werth für sie eine Zulage von 20 bis 40 fl. hat. Die Prämissen zu dieser sonderbaren Folgerung wird er vermuthlich in der Tasche haben, in meinen Bemerkungen weiß ich sie durchaus nicht zu finden. Wenn dieser Dritte übrigens glaubt, Schullehrer denen, bei ihrer drückenden Lage an einem Gulden gelegen seyn muß, mit einem leeren Titel sehr glücklich zu machen, wie er Anmerkung 22 meint, so mag er seine Titel immerhin ertheilen, wenn es anders unbeschadet ihrer übrigen Pflichten geschehen kann. Das Gleichniß aber, womit er sie zu rechtfertigen sucht, hinkt doch etwas zu stark; denn der Soldat, der sich durch ruhmvolle Thaten zu hohen Ehrenstellen emporschwingt, bekömmt mit dem Titel auch das Amt und die Würde.

Wie trefflich dieser Dritte Besorgnisse und Zweifel zu zerstreuen, Hindernisse und Schwierigkeiten zu heben weiß, beweisen die Anmerkungen 2 und 15. Er sagt blos: „Man kann gegen die einfachste Sache eine Menge Schwierigkeiten erheben ꝛc. oder Einwendungen dieser Art lassen sich gegen alles mögliche Gute vorbringen" ꝛc., und schon giebt es keine Hindernisse und Schwierigkeiten mehr, sondern die That widerlegt das Wort, was wir mit aller Geduld erwarten wollen. Wenn die dargestellten Hindernisse wirklich lauter Kleinigkeiten sind, so fallen sie ja von selbst, und dieser Dritte brauchte sich weder so sehr darüber zu entrüsten, noch auf eine so liebreiche Art! gleich einen bösen Willen zu argwöhnen: sind sie es aber nicht, so hätte er doch dem vorgeschlagenen Institute einen wesentlichen Dienst geleistet, wenn er uns auch nur etwas von der Beseitigung derselben hätte wissen lassen, im Falle er etwas davon weiß. Wenn man ein Haus bauen will, so ist es doch immer gut im Voraus zu wissen, wie man die dabei vorkommenden Hindernisse heben könne, damit man nicht später genöthigt ist, das angefangene Werk als Ruine stehen zu lassen, und so Mühe, Zeit und Geld zu verlieren. Es ist selbst bei einer großen Unternehmung höchst nöthig, auf die Hebung vorgesehener Hindernisse Bedacht zu nehmen, da sich bei der Ausführung noch unvorgesehene genug finden, die oft die besten Pläne vereiteln. Übrigens kann ich diesem Dritten heilig versichern, daß er von meinem Willen, wenn er zu meinem großen Leidwesen wirklich böse wäre, nichts zu besorgen hat, da ich in das deutsche Schulfach durchaus keinen Einfluß habe.

Wer wird nicht mit dem Verfasser Anmerkung 18 einverstanden seyn, daß es höchst verdienstlich ist, für die Publizität des Guten in bestimmten Kreisen und für bestimmte Volksklassen zu sorgen; aber man muß auch diese Kreise nicht gar zu enge, oder eine solche Volksklasse wählen, die dergleichen Blätter aus Dürftigkeit nicht zahlen kann; sonst vermehren sie nur die Makulatur in den Buchläden, nicht aber die Publizität des Guten. Man hat ja bereits Schulalmanache, Schulkalender ꝛc. geschrieben, die eben deswegen auch bei aller Zweckmäßigkeit dennoch ein baldiges Ende fanden. Bedarf es also noch eines Versuches, um zu dieser Erfahrung zu gelangen? Das patriotische Tageblatt selbst konnte ja nur dadurch 5 Jahrgänge erleben, daß es für einen größern Kreis berechnet war. Auch wird das, was man in dem Kreise der Schullehrer bekannt macht, dadurch noch nicht zur Kenntniß des übrigen Publikums kommen, wozu man doch immer die bisher gewöhnlichen Wege wird benutzen müssen.

Das Erwägen, was mir dieser Dritte Anmerkung 20 anräth, macht es mir immer nicht begreiflich, daß 50 fl. ein höchst geringer Zins für ein Paar Kühe seyn; vielleicht hat er selbst nicht erwogen, daß man etwan für 200 fl. ein Paar ziemlich gute Kühe kaufen kann; sonst würde er sich leicht berechnet haben, daß 25 Perzent nicht ein höchst geringer, sondern ein höchst wucherischer Zins ist. Wie könnte man von einem armen Schullehrer 50 fl. für ein Paar Kühe fordern, für die man weder Futter noch Stallung ꝛc. geben kann? Dabei müßte er sein sauer erworbenes Schulgeld noch zusetzen, und dann mit Weib und Kinder hungern, um ein Paar Pachtkühe zu nähren. Wenn doch dieser Dritte den Versuch machen wollte, ein Paar Kühe um diesen höchst geringen Preis von 50 fl. in Pacht zu nehmen, wobei er für Futter und Stallung selbst zu sorgen hat! Doch darf er nicht zuvor nachfragen, wie viel Zins auf einem herrschaftlichen Mayerhofe für eine Kuh bezahlt wird, wo für alle Bedürfnisse derselben von Seiten der Herrschaft gesorgt wird; sonst nimmt er sie sicher nicht.

Was kann nun das Institut durch dergleichen Anmerkungen gewinnen, wovon ein Theil Mißverständnisse macht, wo keine sind, ein anderer nichts zweckdienliches sagt, und ein Dritter ganz unrichtig ist! Wenn das vorgeschlagene Institut je unläugbar vortrefflich, höchst gemeinnützig und stattenrichtig ist, wie dieser Dritte Anmerkung 1. sagt; so wünsche ich recht sehr, daß sein allerletzter Satz in Erfüllung gehe, nämlich: daß der Vorschlag sich von selbst realisire, da von einer andern Realisirung desselben obschon er den 1. August 1812. geschrieben wurde, noch nichts zur Kenntniß des Publikums gekommen ist.

Will dieser Dritte künftighin dergleichen Anmerkungen schreiben, so mag er es immerhin thun; ich dürfte es schwerlich der Mühe werth halten, die Zeit mit ihrer Beantwortung zu verlieren, da ich auf meine, wenn auch nur subjektiven Gründe doch noch etwas mehr vertraue, als auf die leeren Machtsprüche einer unbekannten Autorität.

Prag den 29. April 1814.

Johann Mücke.

Anmerkung des Herausgebers. Die Akten liegen vor. Jeder Unbefangene und Selbstdenkende mag urtheilen; so wie es allen hier interessirten Partheien überlassen bleibt, diese Akten fortzusetzen, da der Gegenstand höchst wichtig ist. Nur wünsche ich Kürze, Gründlichkeit, und daß man sich mehr an das Wesen der Sache halte, und mehr in ihr Inneres eindränge, als sich um unbestimmte Phrasen und Gemeinplätze drehe.

Historisch-topographische Beschreibung

von

Mezö-Béreny im Békescher Comitate.

(Fortsetzung.)

XIII. Grundherrschaft.

Was die älteste Geschichte des Ortes anbetrifft, weiß man, außer dem, was hie und da, oben gelegentlich eingeschaltet worden ist, und was ich dem fleißigen Sammlungsgeiste des wackern Herrn Pfarrer Oertel zu verdanken habe, nichts Gewisses.

Zu Pariz Papay's Werke Rudus redivivum und in Nadanyi's Florus Hungaricus, sollen über diese Gegenden alte Notizen vorhanden seyn. Ich habe aber keines dieser seltenen Werke zu Gesicht bekommen, und also auch nicht benützen können. Was im herrschaftlichen Familienarchiv zu Pest seyn mag, ist mir unbekannt.

So viel ist gewiß, daß nach den unglücklichen Verheerungen, die die Türken, theils bei ihrem Einfalle in diese Gegenden, theils bei ihrem Rückzuge nach einem fast 150jährigem Aufenthalte allhier anrichteten, diese ganze Gegend mit dem größten Theile des Komitats, ausgenommen die festen Plätze Gyula und Szarvas lange Zeit bis zum Jahre 1685 als ein Eigenthum der königl. ungrischen Kammer verödet lag. Wann und wie bald darnach die ersten ungrischen Einwohner sich wiederum hieher wagten, ist aus Obigen zu ersehen.

Der um das kaiserl. Militär im Türkenkriege, unter Prinz Eugen, bei dem Lieferungs- und Verpflegsgeschäfte hochverdiente Herr Georg von Harrucker, erhielt das so verödete Gyulaer Dominium, wozu dazumal das ganze Békescher Komitat und ein Theil der angränzenden Arader Gespannschaft gehörte, als Eigenthum für seine treuen Dienste.

Um nun so viel wüste Prädien dem Vaterlande und seinen Nachkommen nützlicher zu machen, so fing er im Jahre 1716 an dieselben mit inländischen Colonisten aus allen Gegenden Ungarns unter den vortheilhaftesten ihnen angebotenen Bedingungen anzusiedeln, und sah auch bald bei der wahrhaft väterlichen Behandlung seiner Unterthanen *) sein Dominium mit den fleißigsten Landleuten bevölkert. Besonders eilten wegen der versprochenen und durch Vermittlung der Herrschaft auch glücklich ausgewirkten Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes, die evangelischen Slowaken aus den nördlichen Gegenden Ungarns haufenweise herbei, und so entstand durch sie Szarvas, Gyula, Komlos, Bereny fast in den nehmlichen Jahren, indem andre Ortschaften wie Füzes Gyarmath, Szephalom, Labany, Vesztö ꝛc. theils durch die Überreste der in den türkischen Unruhen entflohenen und wieder zurückkehrenden reformirten Ungarn, theils durch neue Ankömmlinge aus dem Biharer, Szabolcser Comitat und aus Cumanien von neuem angesiedelt wurden.

---

*) Rührend sind die Nachrichten, die itzt noch die Einwohner ihren Vätern und Großvätern nacherzählen, über die kindliche Liebe und Anhänglichkeit gegen ihren Vater Harrucker, wie sie ihn durchaus nannten. Hier nur ein Beispiel dessen Wahrheit uns der ehrwürdige Greis Hr. Samuel von Thefedik in Szarvas auch nach einer glaubwürdigen Tradition seines seligen Vorfahrers im Predigtamte und Schwiegervaters Hrn. Mathias Markowitz, verbürget. „Harrucker kam einst von Ofen, um seine neue Schöpfung auf diesen Einöden mit eignen Augen zu sehen nach Szarvas. Das jubelnde Volk drängte sich von allen Seiten herbei, um ihm die Hände zu küssen. Die vor dem Wagen gespannten Pferde werden scheu, und überführen einen schon etwas erwachsenen Sohn eines vermögenden Bauers, so daß er augenblicklich todt bleibt. Der Vater hebt ihn todt von der Erde, und spricht mit einer Thräne im Auge zu den Umstehenden, die ihn beklagten: Itzt ist keine Zeit zum Klagen, itzt ist unser Vater hier, dem Glücke ihn in unsrer Mitte zu sehen, und seine Hand drücken zu können, opfere ich mit Geduld diesen meinen Sohn auf. Er ist ja um seinetwillen gestorben."

Georg v. Harrucker hinterließ zwei Söhne, Joseph und Franz v. Harrucker, die bald darauf vom König in den Freiherrnstand erhoben werden sind. Der letztere bekleidete einige Jahre hindurch zugleich die Würde eines Obergespanns dieses Komitats.

Als auch diese beiden Erben des verdienstvollen Harruckers ohne männliche Nachkommenschaft starben, so kam das ganze schöne Dominium, mit Einwilligung des Landesfürsten auf die Harruckerischen Töchter und ihre Descendenten.

Mezö-Berény machte nun nebst Czaba das eine Zehntheil aus, das der Frau Gräfin Barbara von Zelkovitz, einer gebornen Baronesse von Harrucker in der Theilung zufiel, welche, weil sie auch kinderlos war, Berény durch eine Transaction im Jahre 1799 den Erben ihres Neffen des Freiherrn Franz Xaver von Wentheim, k. k. Feldmarschallieutenant, Kleinkreuz des Marien-Theresien-Ordens und Inhaber eines ungarischen Infanterie-Regiments überließ.

Bis zum Jahre 1812 administrirte die Frau Witwe desselben, Ihro Excellenz Carolina geborne Freyin von Rosenfeld, diesen Ort sammt den 4 andern benachbarten Ortschaften Ihres Zehntheils Tartsa, Körös-Ladány, Szeghalom und Füzes Gyarmath. Die bessere Einrichtung von Berény, seine Verschönerung und Vergrößerung und die zweckmäßigste Erweiterung und Verbesserung der herrschaftlichen Allodial-Wirthschaft, wie auch die Regulirung Ihrer Regal-Beneficien dahier, lag Ihr besonders am Herzen, und nur der häßlichste Neid, kann Ihr die großen Verdienste absprechen wagen, die Sie wirklich in so wenig Jahren sich um diesen Ort erworben hat. Sie verdoppelte durch Ihre zweckmäßige Anordnung mehr als um die Hälfte die herrschaftlichen Einkünfte allhier, welches mir leicht zu beweisen wäre, wenn es mir zustünde, eine Vergleichung der alten und itzigen herrschaftl. Einkünfte bekannt zu machen.

Am 29. September 1812 übernahm in Seinem und Seiner vier Schwestern Namen die Regie dieser Güter Ihr einziger Herr Sohn, der theoretisch und praktisch gebildete Oekonom, der gelehrte und humane, um das Vaterland in 3 Insurrektionen als Lieutenant, Oberstwachtmeister und Oberster viel verdiente Herr Baron Joseph von Wentheim.

Die herrschaftlichen Gerechtsame sammt der schönen Allodialwirthschaft verwalten itzt in Berény ein Hofrichter, ein Rentmeister, ein Ispan und ein Kellermeister, denen ein Binder-meister, ein Hofgärtner und einige Hayducken beigegeben sind.

Anmerkung 1. Um von der rastlosen einsichtsvollen Thätigkeit der verehrten obgenannten Frau, richtig zu urtheilen, bedenke man nur, daß sie in 8 Jahren, d. i. v. 1800 — 1808, das große Magazin, die herrschaftliche Residenz, drei Beamten-Quartiere, ein Wirthshaus, einen Mayerhof, eine Mühle sammt Müllerhaus, eine Fleischbank, eine Wohnung für den Ortskrämer auf eigene Kosten in Berény erbaute, einen weitläufigen herrschaftlichen Weingarten sammt dem dabei in einem Hügel gegrabenen großen Keller, den großen Garten beim Herrschaftshause sammt dem daran stossenden Weidenwäldchen, eine andre Mayerey bei den Tartsaer Weingarten anlegte, die veredelte Schafzucht einführte, und das Dorf mit zwei neuen, langen an die 300 Häuser enthaltenden Gässen vergrößerte, den Weinschank des ganzen Dorfes selbst administriren ließ, und dazu bis dahin nur einen Rentmeister, einen Kastner und später zu in einen Kellermeister als Beamte angestellt hatte. Mit Ruhe und Freude kann Sie nun am Abend Ihres thätigen Lebens auf dieses Ihr schönes Werk zurücksehen, und der Dank Ihrer hohen Familie folgt Ihr mit den Segnungen rechtschaffener Unterthanen in die Gruft nach! —

Anm. 2. Unter die nothwendigen Dinge, die in Berény meiner Meinung nach noch fehlen, gehört 1) ein ordentliches Einkehr-Wirthshaus, welches der starken Transenne (? Durchfuhr) und der da bestehenden Senioralschule wegen, wohl bestehen könnte. 2) Die Eröffnung noch eines Kramladens, indem der einzige da bestehende, für das große kaufende Publicum, wozu auch noch das nahe Tartsa gerechnet werden muß, nicht hinreichet, auch der durch ein solches Monopol ausschließlich begünstigte Kaufmann, wenn er kein zartes Gewissen hat, leicht seinen Kram zur Zwickmühle für den armen Unterthan macht, der in Nothfällen auch bei den ungerechtesten Preisen, doch darin geklemmt wird.

Anm. 3. Der verdiente und gelehrte deutsche Ortsprediger Herr Zacharias Oertel war der erste, der in einem eigenen Aufsatze, die Anlage zu einer historischen und topographischen Beschreibung von Mezö-Berény machte, und das Meiste über die ältere Geschichte des Dorfs habe ich seinen freundschaftlichen Mittheilungen zu danken. Er war es auch, der mich zu meinem ersten topographischen Versuch über Berény im eben angezeigten gedruckten lateinischen Schulprogramme anfeuerte. Er legte diesen seinen Aufsatz in das herrschaftliche Archiv nieder und continuiet diese nützliche Dorfchronik nach Maßgabe der vorgefallenen Veränderungen jährlich. Hätte ich bei dieser meiner Arbeit dies interessante Manuscript itzt bei Händen gehabt, so hätte sie an Genauigkeit und Richtigkeit mancher neuern Angaben viel gewinnen können.

Anm. 4. Wenn diese meine topographische Beschreibung von Mezö-Berény nicht ganz den von mir selbst aufgestellten Ideen zu einer topographisch-statistischen Ortsbeschreibung Inungarn entspricht; so ist dies die Ursache, weil diese Notizen erst im Jahre 1813 von mir aufgesetzt worden sind, ich aber schon seit Anfang des Jahres 1809 von dem, mir noch immer werthen Berény in einer Entfernung von etwa 21 Meilen lebe. Die neuesten Nachrichten über Berény verdanke ich auch dem freundschaftlichen Briefwechsel des würdigen Oerteis. Meine Absicht war, nach und nach das ganze löbliche Békeschér Komitat topographisch aufzunehmen, wozu ich auch nach Erscheinung meines Programms und einiger Aufsätze in der v. Schediusischen Zeitschrift von und für Ungarn von mehreren Seiten her selbst in öffentlichen Blättern aufgemuntert worden bin. Allein der baldige Wechsel meines Standortes, vereitelte dieses Vorhaben. Darum ist aber auch dieser Aufsatz itzt weitläufiger ausgefallen, als ich es zuerst selbst zur Absicht hatte. Ich wollte Alles, was mir von jener ganzen Gegend noch im frischen Andenken war, zusammen drängen, besonders da viele Aeusserungen über die Wirthschafts- und Lebensart der Berényer beinahe auf alle übrigen Ortschaften des Komitats passen.

Vielen wird auch die Beschreibung mancher Dinge zu unbedeutend zu allgemein bekannt vorkommen; für diese muß ich anmerken, daß dieser Aufsatz eigentlich zuerst für ein ausländisches öffentliches Blatt bestimmt war, worinn solche Notizen nicht ganz am unrechten Orte stehen würden, und daß ich auch Leser aus dem nördlichen Ungarn vor Augen hatte, wo es in manchen der beschriebenen Gegenstände ganz anders aussieht.

§. XIV. Anhang.

Kurze Geschichte der lateinischen Senioralschule zu Mezö-Berény.

Sie besteht zu Mezö-Berény seit dem November des Jahres 1802, und ist eine für die zahlreichen evangelisch-lutherischen Protestanten im Békesch-Bonatischem Seniorat *) sehr nothwendige Anstalt, in dem darinnen die zu höhern Studien bestimmten Kinder, in den Grammatikal- und rhetorischen Klassen für höhere Schulanstalten mit wenigen Kosten vorbereitet werden können. Vorhin war für solche Kinder dieser Gegend die nächste Schule Schemnitz oder Preßburg, wohin sie nicht ohne viele Kosten und Beschwerlichkeiten gebracht werden konnten.

Schon lange hat man die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt eingesehen, wie es aus den Akten der verschiedenen Senioralkonvente erhellet. Aber es blieb immer nur beim Wunsche und bei leeren Beschlüssen.

Bis endlich im Jahre 1801 der um die Kirche und die Schulen dieser Gegend vielverdiente, und für die slavische Literatur zu früh verstorbene evangelische Prediger zu Szarvas, Herr Daniel Borzsko, der eben dazumal im Seniorate Schuldekan war, die Sache von Neuem in Anregung brachte, und nicht eher ruhte, als bis er sah, daß thätig Hand an die Eröffnung einer solchen Schule gelegt wurde.

Ich war dazumal als Professor an dem königl. praktisch-ökonomischen Institute zu Szarvas angestellt. Als seinem Hausfreunde und nahen Verwandten theilte er mir seine Gedanken darüber mit, und gab mir nach vielfältigen Berathschlagungen den Auftrag, unsere gemeinschaftlichen Ideen über die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Gründung einer solchen Anstalt aufzusetzen, und so entstund der erste Plan zu dieser Anstalt, welchen er dem, wegen seiner Verdienste um das ungrische Normalschulwesen unter Joseph II. gedachten, damaligen zweiten Vicegespan des löbl. Zemeschér Komitats Herrn Johann v. Klanitzay *) mittheilte. Dieser genehmigte ihn nicht nur, sondern trug die Sache auch als damaliger Seniorat-Inspektor dem hiesigen und Bonatischen evang. Gemeinden im Generalkonvente am 29. May 1802 vor, wo auch der Vorschlag von den Deputirten der Gemeinden angenommen, einmüthig die Errichtung einer solchen lateinischen Seniorateschule beschlossen und ihre Eröffnung auf den 1ten November des nehmlichen Jahres festgesetzt wurde.

Ueber den Siz der Schule war man zuerst nicht gleich einig. Es waren 3 Ortschaften zum Siz der Schule im Vorschlag, Orosháza, Szarvas und Mezö-Berény. Orosháza hatte das vor sich, daß es eine ganz ungrische Gemeinde ist, und die Evangelischen, ohnehin außer Orawan im Gömörer Komitat keine Grammatikalschule bis dahin hatten, wo die ungrische Sprache rein erlernt werden konnte. Szarvas hatte außer dem Rufe durch Teschedik's Schulanstalten das für sich, daß 1) der zu berufende Rektor, an den 5 geschickten und gelehrten Schulmännern, die ohnehin schon da aus der Nationalschule angestellt waren, thätige Mitarbeiter in grammaticalibus und andern Schulstudien gehabt hätte.

*) Die hiezu gehörigen 15 evangelischen Gemeinden siehe §. X. Anmerkung am Ende des Paragraphs.

*) In seinem adelichen Wappen stehen als Hindeutung auf diese Verdienste in der blauen Diagonalfurche die vom rechten Schildeseck des Schildes herablaufen, die Worte Educatio. Er starb als k. k. Präfekt zu Werschetz den 26. Jun. 1813.

Denn die Szarvaſcher Schule hatte dazumal ohne Schmeicheley zu reden, an Herrn Georg Kriſtoffy, Hrn. Jonas Baitſy, Hrn. Gabriel Mallerits, Hrn. M. Csermak und Rolko recht würdige Schulmänner, wie man ſie in ſolcher Zahl ſelten an einem Orte beiſammen findet.

2) Auch war an der thätigen Mitwirkung der verdienten 2 Ortsprediger eines Teſchedik's und Boczkos nicht zu zweifeln.

3) Die erwachſenen Schüler hätten in manchen Stunden auch den Unterricht des damals beſtandenen praktiſch-ökonomiſchen Inſtituts benützen können, und die reichhaltige pädagogiſche Teſchedikſche Privatbibliothek wäre Lehrern und Schülern zum Gebrauche offen geſtanden. Dazu kam noch

4) Daß die Vorgeſetzten der Szarvaſcher Gemeinde, im Konvente ſelbſt, das hochherzige Anerbieten machten, dem zu berufenden neuen Profeſſor aus ihrer Kaſſe jährlich 200 Gulden Salär zu geben, und für die Grammatikalklaſſen in ihrem ſchönen, groſſen Schulgebäude Platz einzuräumen. Und es iſt wahr, daß in allen dieſen Hinſichten die große, wohlhabende Szarvaſcher Gemeinde den Vorzug verdiente. Indeß behielt Mezö-Berény doch die Oberhand: 1) weil es beinahe mitten im Komitate liegt; 2) weil wegen der drei darin abgeſonderten verſchiedenen Nationen, die ſtudirende Jugend diejenige der 3 Landesſprachen, während des Lehrkurſes erlernen könnte, die ihr noch unbekannt wäre, z. B. der Ungar die deutſche und ſlaviſche, der Deutſche und Slave die beiden andern ihm noch fehlenden; indem er nach ſeinem Sprachbedürfniſſe ſich Quartier und Koſt bei der einen oder andern oder dritten Nation nach Belieben aufnehmen könne. Dieſer Hauptgrund überwog denn auch bei der Berathſchlagung alle andern Vortheile; 3) weil ſich der groſſe Schulfreund, der daſige Ortsprediger, Herr Zacharias Oertel großmüthig erbot, bis zur Erbauung eines bequemen Schulgebäudes, ſein eigenes ſchönes geräumiges, eben damals fertig gewordenes Privathaus zur Interimalwohnung der Schule herzugeben, und ſelbſt als Lehrer dem zu berufenen Rektor der Anſtalt an die Hand zu gehen, und täglich ohne Gehalt einige Stunden zu dociren; 4) weil man ſich von Seite der Mezö-Berényer Grundherrſchaft allen Schutz und Unterſtützung in dieſem Unternehmen verſprach, welche die Anſtalt hernach auch wirklich erfuhr, und bis zum heutigen Tage genießet.

Das Salär des zu berufenden Rektors wurde folgendermaſſen feſtgeſetzt:

1) An baarem fixirten Gehalte 300 fl.
2) An Brodfrucht 20 Preßburger Metzen.
3) An hartem Brennholz 6 Klafter.
4) Hinlängliches Brennſtroh.
5) Freyes Quartier.
6) Schulgeld von jedem Schüler jährlich 4 Gulden.

Zum ordentlichen Profeſſor und Rektor dieſer neuen Anſtalt hat das verſammelte daſige Corpus evangelicum mich Andreas Skolka einſtimmig erwählt, vermuthlich in der Hoffnung, daß ich ein Schüler und Mitarbeiter Teſchedik's und Salzmanns nicht ganz untauglich ſey, auf einer ſo neuen Bahn das Eis zu brechen. Ich nahm den Ruf bei den größten Bedenklichkeiten an, und arbeitete unter Gottes Beyſtand, unterſtützt von edlen Menſchenfreunden 7 Jahre hindurch mit ſichtbar glücklichem Erfolge in dieſer neuen Sphäre.

Der Fond der neuen Anſtalt gründete ſich 1) auf die gleich in dieſer Sitzung von einzelnen Wohlthätern verſprochenen, und bald darauf wirklich erlegten Geldbeiträge; 2) auf eine jährlich zugelaſſene Kollekte in Geld und Frucht in allen Gemeinden des weitläufigen Seniorats, die jährlich im Herbſte von den ausgeſchickten Schülern in Gremio jeder Gemeinde bittweiſe eingehoben werden ſollte. 3) Auf den Gewinn, der aus eigenem Verlag aller in dieſem Seniorate üblichen Schulbücher der neuen Schule zufliesen dürften. 4) Auf einen gewiſſen jährlichen Geldbeitrag, den jede Gemeinde aus ihrer Kirchenkaſſa zur Beſtreitung des fixen Salärs für den Rektor beizutragen hatte. 5) Auf die Einkünfte von 2 Mühlgängen, welche mit Zulaſſung der gnädigen Grundherrſchaft in Mezö-Berény unter meinem Rektorate erbaut wurden. *)

Aus dieſem Fonde wird nun bis izt noch der Profeſſor Ordinarius im Baaren und im Dezutat beſoldet **), das Schulgebäude im Stande erhalten, und der Freytiſch (Alumneum) für etwa 30 ärmere Schüler beſtritten.

Auf die Frage: kann denn die Anſtalt bei dieſen einzigen Stützen noch ferner in dieſen drückenden Zeiten

---

*) Dieſe 2 Schulmühlen wurden nach erhaltener herrſchaftlichen Erlaubniß, und der Schule ſchriftlich zugeſichertem Eigenthumsrecht, durch ein Kapital erbaut, welches aus einem Anlehen auf 5 Jahre ohne Zinſen von verſchiedenen Wohlthätern zuſammengeſchoſſen worden iſt, wozu die löbl. Grundherrſchaft, Herr Pfarrer Oertel, Herr Rentmeiſter Major und der Herr Ortsnotär Johann Pap das Meiſte beitrugen. Es ſollten ſich dieſe Mühlen in dieſem Zeitraume ſelbſt auszahlen, und dann zum Fond des Inſtituts dienen.

**) Von Seite der gnädigen Grundherrſchaft bekam der Rektor, zu meiner Zeit wenigſtens, eine Zulage von 12 Preßburger Metzen Brodfrucht, und 4 Klafter Holz. Auch wurde von Seite des Seniorats 4 Preßburger Metzen Frucht zugelegt, und das Didactrum oder das von den Schülern zu erlegende Schulgeld von 4 fl. auf 6 fl. in der Folge erhöht.

bestehen? antworte ich wohl überdacht: ja. Man soll und muß nur alle diese, zwar geringscheinenden, aber reichhaltigen Quellen redlich und unverdrossen benützen; die Vorsteher des Seniorats sollen sammt den Herren Ortspredigern in ihrem so löblich, beim obigen Konvente, gezeigten Eifer für das gemeine Beste nicht erkalten. Was könnten nicht zum Beispiel die einzigen großen Gemeinden Szarvas, Csaba, Drosháza, Komlos, Nagylak Berény, die alleine an die 50,000 evangelischen Einwohner zählen, nicht alles leisten, wenn durch weise Leitung ihre Kräfte in Bewegung gesetzt werden, wenn man es sich angelegen sein läßt, die Sache, der ihnen so nothwendigen Anstalt zu ihrer eigenen zu machen?

Der erste Schritt war also gethan, die andern mußten folgen. Mit was für Beschwerlichkeiten ich zu kämpfen, was für vielfältige Hindernisse auf dieser ungebahnten Bahn ich zu überwinden hatte, wissen nur Gott und die treuen Gefährten meiner Sorgen, Arbeiten und Anstrengungen, Herr Pfarrer Oertel und Herr Rentmeister Mayor.

Herr Paul Mayor, herrschaftlicher Rentmeister allhier, übernahm nämlich auf Ansuchen des Seniorats die ökonomische Sorge der Schule als Kurator derselben, und trug unermüdet alles bei, was zur Erleichterung meines Zustandes, zur blühenden Aufnahme der Anstalt, zur Versorgung der ärmern Schüler, mit einem Worte zur festen Gründung des Instituts nöthig war. Seine eigene literärische Bildung, seine Liebe zur Jugend, seine menschenfreundliche Fürsorge für dieselbe, machte uns ihn als Freund und Vorsteher ehrwürdig, und die Jugend liebte ihn, als ihren Vater. Möge er nun dafür in den Früchten seiner Bemühungen, die er täglich an der Anstalt vor Augen sieht, und in der Rückerinnerung an glücklich überstandene Hindernisse bei seiner mühevollen Kuratorswürde, und an dem Danke, den mit mir ihm Hunderte von rechtschaffenen, hier gebildeten Zöglingen sammt ihren erkenntlichen Eltern in ihrem Herzen zollen, den schönsten Lohn bis ins späteste Alter genießen.

Die zweyte und vorzüglichste Stütze, ohne welche die Anstalt weder so leicht ihren Anfang gewinnen, noch so glücklich fortgesetzt werden konnte, hatte ich an dem schon oft erwähnten, verdienstvollen deutschen Ortsprediger, Hrn. Johann Zacharias Oertel, der den Unterricht in der obern Klasse die ganze Zeit meines dasigen Aufenthaltes redlich mit mir, blos aus Liebe für die Schule und die Wissenschaften ohne alle weitere Remuneration theilte, und täglich 2—3 Stunden Unterricht im Theologischen, in der Geschichte, in der französischen, griechischen und hebräischen Sprache ertheilte. Ohne ihn hätte ich unter der Last der Arbeiten erliegen, oder die kleineren Klassen vernachläßigen müssen. Nichts unternahm, nichts veränderte ich, ohne vorher mit ihm mich darüber berathschlagt zu haben.

Eine schwere Krankheit, die ich im Herbste 1802 in Preßburg zu überstehen hatte, war Ursache, daß ich mein Rektorat erst mit den ersten Tagen des Jäners 1803 anfangen konnte. Der rastlose Oertel vertrat indessen allein meine Stelle, und eröffnete die Schule zur festgesetzten Zeit am 1. November 1802, übernahm die größere Klasse aus 9 den der Preßburger und Modreiner Schule hieher gekommenen Jünglingen, und stellte bei der kleinern Klasse, die zu Anfang nur aus 11 Schülern bestand, Herrn Johannes Dobrovodsky an, der eben einen Schuldienst suchte; besorgte mit Herrn Kurator Mayer, die erste Kollekte, und eröffnete auch sogleich das Aluhmeum.

Nach meiner Ankunft waren wir also schon 3 Lehrer, davon ich alleine besoldet war; nur daß wir dem braven Dobrowodsky freyen Tisch verschafften, und ihm die Didactra von seiner Klasse überließen. Bis zur ersten öffentlichen Prüfung im Juni 1803 zählten wir schon über 30 Schüler, die nun von Jahr zu Jahr sich immer vermehrten, so daß bei meinem Abgange im Jahre 1809 die Zahl derselben sich über Hundert belief.

(Fortsetzung folgt.)

Lächerliche Druckfehler.

1. Neben dem Schloße waren eben eine Menge Menschen und Ziegen mit Erbauung eines prächtigen Stalls beschäftigt — statt Züge.

2. Sehr hoch würden die Kosten für ordentliche Waldungen — statt Stallungen — in diesen Stein- und Holzarmen Gegenden kommen.

3. Es zeigte sich (da von größtentheils in der Erde steckenden Häusern in einer Gegend Ungarns die Rede ist) daß der Dachdecker — statt Dachrücken nur 1 Schuh über die Erde zum Abzug des Wassers erhöht war.

4. Der thierische Magnetismus im Narrensystem — statt Nervensystem.

5. Alle beobachtende Schafe — statt Schafzüchter.

6. Man verstärkt die schwache Seele durch Grabirung — statt Soole.

7. Sie tragen ein weißes Hemd, das ihnen die Armee und ganze vordre Seite bedeckt — statt Arme.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 31. Juni.

Tuchmanufaktur von Reichenberg.

Wenn der Schilderung der vaterländischen Industrie ein Platz in dem Hesperus gegönnt wird, so haben die Tuchmanufakturen von Reichenberg einen vorzüglichen Anspruch darauf.

Den 26000 Bewohnern der gräflich Clamischen Herrschaft Reichenberg von nicht vollen zwei Quadratmeilen liefert der durchaus gebirgigte meistens kiesige Boden nicht den sechsten Theil der zu ihrer Subsistenz nöthigen Produkte. Wenigstens fünf Sechstheile derselben werden ihnen aus den weniger volkreichen und fruchtbaren benachbarten Gegenden zugeführt, und müssen durch die Früchte ihrer Industrie und des darauf gegründeten Handels ausgeglichen werden. Die Verfertigung schafwollener Tücher und Strümpfe, verschiedener Gewebe von Flachs und Baumwolle, und Baumwollengarn-Spinnerey sind die vorzüglichsten Industriezweige. Darunter ist die Tuchmanufaktur der bedeutendeste, und ihm allein ist das Folgende gewidmet.

Der erste unbedeutende Grund dazu wurde bereits im Jahre 1579 durch die Ansiedlung von vier fremden Tuchmachern gelegt. Drey und fünfzig Jahre nachher hatten sie sich schon so vermehrt, daß sie eine Zunft bildeten, und ihnen der berühmte Herzog von Friedland Albrecht Wallenstein zwey geräumige Zunfthäuser für Meister und Gesellen bauen ließ, und verkaufte. Doch scheint es, daß sie damals ihre Tücher blos im Inlande, und vielleicht nur in Böhmen allein absetzten, indem sie erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Wiener Märkte zu besuchen anfiengen. Seit dieser Zeit und vorzüglich seit dem Anfange der französischen Revoluzion, in welcher ein sehr bedeutender Handel nach Italien eingeleitet wurde, stieg die hiesige Tuchmanufaktur auf einen so hohen Grad, daß sie die stärkste in den österreichischen Staaten wurde,*) und mehr als 8000 Menschen unmittelbar beschäftigt. Das Einfuhrverboth fremder, ausser französischer, Tücher nach Italien würde für sie noch empfindlicher gewesen seyn, wenn nicht der Spekulazionsgeist sich einen neuen Absatz in Rußland eröffnet hätte. In diese Epoche fällt das Jahr 1809, wo noch überdieß der Krieg eine stärkere als gewöhnliche Konsumpzion und die Verschlimmerung der Bankozettel einen vermehrten Aufkauf auf Spekulazion verursachten. Daher die so günstigen Resultate der beigefügten tabellarischen Übersicht, für dieses Jahr in Vergleich mit dem darauf folgenden 1810ten Jahre; in welchem das Einfuhrverbot nach Rußland, nach den illirischen Provinzen, und den von Deutschland losgerissenen, und mit Frankreich einverleibten Ländern, einen bedeutenden, ungünstigen Unterschied in der Erzeugung, und noch mehr in dem Ausfuhrhandel hervorbrachte. Die erstere würde noch geringer gewesen seyn, wenn nicht im Inlande aus der erwähnten Ursache das starke Gesuch nach Manufakten fortgedauert hätte. Die folgenden Jahre 1811, 1812, 1813 werden in den Reichenberger Annalen als eine für dasselbe und besonders für seine Tuchmanufaktur äußerst unglückliche Epoche merkwürdig bleiben. Die allgemeine Stockung des Verkehrs in dieser Zeit, war für Reichenberg und seine Umgebungen um so empfindlicher, als seine starke Volksmenge blos durch seine Industrie besteht, und diese fast total gelähmt war. Diese Stockung und Verluste bei auswärtigen Fallimenten schmolz die mühsam gesammelten Kapitale sehr zusammen, und es wird eine beträchtliche Reihe glücklicher Jahre erfordert, um den Verlust dieser unglücklichen Jahre zu ersetzen. In diesen Augenblick sieht Reichenberg zwar einer bessern Zukunft entgegen; sie selbst aber ist noch nicht eingetreten. Die gezwungene Lieferung von Militärtüchern drückt sie noch hart, und um so härter als dabei eine Menge Mißbräuche statt finden.

Man kann annehmen, daß in den 10 Jahren vor 1811 im Durchschnitte jährlich 40000 St. Tuch verfertigt wurden. Dazu wurden beiläufig 18000 Ct. Schafwolle in einem Werthe von wenigstens 1440000 fl. Konv. Münze verwandt. Diese ist theils böhmische theils ungrische. Die erstere wird zum Theil durch die hiesigen Fabrikanten und Tuchmacher von den Erzeugern selbst aufgekauft, zum bei weitem größern Theil aber so

*) Versteht sich wohl nur für mittelfeine Waare; denn für feine ist unstreitig Brünn der stärkste Fabriksort der Monarchie. D. H.

wie die ganze ungrische von den Zwischenhändlern in Prag, Wien und Reichenberg, meistens Israeliten, abgekauft. Mit Einschluß der Farbstoffe, des Oels, Fettens, der Seife, der zur Appretur nöthigen Karden, Preßspähne ꝛc. ꝛc. mögen die sämmtlichen dazu verbrauchten Materialien der runden Summe von zwei Millionen Gulden Konv. Münze nahe kommen.

Diese Wolle wird besonders von den Landleuten, und vorzüglich von dem weiblichen Theile derselben versponnen. Aber auch mit der Maschinenspinnerey ist es sehr weit gediehen. Die bereits bestehenden Maschinen dieser Art, fast alle von den geschickten Mechaniker Johann Reiff verfertigt, können bereits 60 Tuchwebestühle mit Wollengarn versehen.

Die Manipulazion des Vorbereitens und Spinnens der Wolle erfordert viele, und eigentlich die meisten Hände. Nach einem mäßigen Uiberschlage würde sie für die angenommene Durchschnittszahl 40000 St. Tuch 5400 Menschen ganz allein beschäftigen; aber da die Wollspinnerey nur diejenige Zeit der Spinner ausfüllt, die zu andern Geschäften vorzüglich des Ackerbaues nicht verwendet werden kann, so hat eine bei weitem größere Anzahl Menschen Theil daran, und zieht daraus einen Theil seiner Subsistenz.

Die gesponnene Wolle wird auf beiläufig 600 Webestühlen von 900 Tuchmachermeistern, 600 Gesellen, 200 Lehrjungen zu Tuch verwebt, und die Zahl der Gehülfen mag immer 300 seyn.

Die gewebten Tücher werden auf 8 Walken, von welchen 5 der Tuchmacherzunft, 2 den Fabrikanten Berger und Ulrich, und 1 eigenthümlich dem Walker Weiß gehört, gewalkt. Die meisten Tücher werden schon in Wolle, und dann meistens von den Tuchmachern selbst in eigenen kleinen Färbereyen gefärbt; viele aber werden im Gewebe und dann größtentheils in zwei großen Zunftfärbereyen, gegenwärtig unter einem Pächter und in einer dem nämlichen Pächter und Färber Bonte eigenthümlichen Färberey, aber auch viele von den Tuchmachern selbst gefärbt. Dann haben aber auch die Fabrikanten meistens ihre eigenen Färbereyen, worinn sie für sich und andere sowohl Wolle als fertige Tücher färben.

Die hier allgemein verbreitete Kenntniß des Färbens, indem nicht nur jeder Tuchmacher im Besitze derselben ist, sondern auch diese Kunst nicht selten von Weibern und Mädchen ausgeführt wird, ist von Alters her, von Großvater auf den Enkel fortgeerbt, und vielleicht auch eine der vorzüglichsten Ursachen von dem Flore der hiesigen Manufakturen, denn nur an wenigen Orten ist der Tuchmacher auch zugleich Färber.

Das Karden, Scheeren, Pressen der gefärbten und gewalkten Tücher geschieht in den Fabriken auf eigenen Appreturwerkstätten. Die Tücher der einzelnen Tuchmacher werden von den Individuen zweier hiesiger Tuchscherer- und Tuchbereiter-Zünfte, deren Beschäftigungen sich jedoch sehr ähnlich sind, zubereitet und vollendet. Die Zahl der bei der Appretur beschäftigten Menschen kann sich auf 600 belaufen, und rechnet man für einzelne hier nicht aufgezählte Beschäftigungszweige noch 300 Menschen, so findet man ohne alle Uibertreibung daß sich von der hiesigen Tuchmanufaktur 8300 Menschen unmittelbar und ganz allein ernähren. Aber da, wie gesagt, die Arbeit des Spinnens die Zeit der damit beschäftigten Menschen nicht ganz ausfüllt, so ist die Zahl noch bei weitem größer, und überlegt man dann wie viel Menschen dazu erfordert werden, um diesen Arbeitern die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen; so wird man begreifen, wie es möglich ist, daß auf einem kleinen für die vegetabilische Produkzion nicht günstigen Raume, so viele Menschen leben können.

Die Gattungen der hier verfertigten Tücher sind sehr verschieden, und richten sich nach dem Geschmack der Käufer. Man kann dieses daraus schließen, daß man zu einer und derselben Zeit Tücher für Italien und Rußland, für Asien und die Länder des ehemaligen jetzt wieder erwachten Deutschlands, und für alle verschiedene Völker des österreichischen Kaiserstaats verfertigte.

Von der ganzen Summe der hier erzeugten Tücher wird nur sehr wenig im Orte und in der benachbarten Gegend verbraucht. Selbst derjenige Theil der davon in Böhmen verbraucht wird, ist bei weitem nicht so beträchtlich als jener, der in die übrigen Provinzen der österreichischen Monarchie verführt wird, und vorzüglich ins Ausland verführt wurde.

Das sämmtliche Erzeugniß wird theils von den Fabrikanten und Tuchmachern selbst, theils von den hier etablirten Großhändlern und Kaufleuten, theils von fremden sich längere oder kürzere Zeit hier aufhaltenden Kaufleuten, vorzüglich aus der Schweiz, und durch andere inländische christliche und jüdische Kaufleute verschlißen.

Im Jahre 1809 waren dem Absatze hiesiger Tücher ausser allen österreichischen Provinzen noch die Türkey, Italien, Deutschland, Dännemark, Pohlen und Rußland geöffnet. Aber im Jahre 1810 verloren die hiesigen Tuchmanufakturen durch die erwähnten Einfuhrverbote mehrere der genannten Länder für ihren Absatz; dahin gehören Italien, die illirischen Provinzen, die mit Frankreich vereinigten Provinzen Deutschlands und Rußland. Es ist aber zu hoffen, daß beim nächsten Frieden mehrere dieser Absatzörter geöffnet werden, und die vereinigten Mächte dabei auf einen allgemeinen freyen Verkehr Rücksicht nehmen. Nur dadurch kann Reichenberg Ersatz für so vielen Verlust erhalten.

Ein reger Eifer für jede Art von Verbesserung, und eine eigene Bereitwilligkeit, sein Manufakt dem Ge-

bürfnisse und den Wünschen der Käufer anzufügen, ist eine charakteristische Eigenschaft der hiesigen Fabrikanten und der meisten Tuchmacher. Der unter den Kaufleuten und Fabrikanten allgemein verbreitete Spekulazionsgeist wird auch bei den Tuchmachern nicht vermißt.

Diesen Eigenschaften sowohl der Fabrikanten als der handelnden Individuen verdankt die hiesige Tuchmanufaktur ihre Größe, Ausbreitung und Berühmtheit.

Reichenberg den 4. März 1814.

Jos. Ant. Böhm.

Fabrikazionstabelle von schaafwollenen Tüchern in Reichenberg.

	Manufakturen.	Webstühle	Meister	Gesellen	Lehrjungen	Gehülfen	Zahl der Stücke	Gattung.	Preis fl.	Werth. fl.
1809	Privil. Fabriken	52	8	84	42	129	3198	meistens feine ¾ breite von 30 W. Ellen.	120*)	383760
	Tuchmacherzunft	681	920	560	150	170	46841	ord. mittel feine ¼ ¾ ¼**) von 30 W. Ellen.	90	3215690
	Summe	733	928	644	192	299	50039	Verschieden.		4599450
1810	Privil. Fabriken	60	8	98	52	129	3396	meistens feine ¾ breite von 30 W. Ellen.	120	407520
	Tuchmacherzunft	620	920	511	152	160	40033	ord. mittel feine ¼ ¾ ¼ von 30 W. Ellen.	90	4602970
	Summe	680	928	609	204	289	43429	Verschieden.		4010490

Verschleißtabelle von schaafwollenen Tüchern in Reichenberg.

	Manufakturen.	Im Inland. Stücke.	Preis. fl.	Werth. fl.	Ins Ausland. Stücke.	Preis. fl.	Werth. fl.
1809	Tücher der Fabriken	1500	120	180000	1698	120	203760
	Tücher der Tuchmacherzunft	16124	90	1451160	30717	90	2764530
	Summe	17624		1631160	32415		2968290
1810	Tücher der Fabriken	1596	120	191520	1800	120	216000
	Tücher der Tuchmacherzunft	20000	90	1800000	20033	90	1802970
	Summe	21596		1991520	21833		2018970

Spätere Fabrikazions- und Verschleißtabellen sind mir nicht vorgekommen.

Anmerkung. Ein ungemein schätzbarer Beitrag zur Statistik Böhmens und insbesondere zum Kapitel von dessen veredelnden Industrie, dessen Werth noch erhöhet werden wird, wenn der Herr Verfasser von Zeit zu Zeit bedeutende Abweichungen zu diesen Daten nachtragen wird. Möchten mehrere gleich unterrichtete Männer uns auch von den übrigen Industrieplätzen des Staats gleiche lehrreiche Übersichten geben! Insbesondere aber fordre ich alle Freunde der Vaterlandskunde auf, die im zweiten Hefte meiner neuesten Länder- und Völkerkunde von Oesterreich (Weimar 1813) gelieferte Skizze der produzirenden und veredelnden Industrie Oesterreichs, ihrer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen, sie streng zu prüfen, und durch berichtigende und erläuternde Beiträge wie der vorliegende zu vervollkommen. Ich versuchte mit den schwachen Kräften des Einzelnen den ersten Umriß; aber nur durch den Beistand vieler Kenner kann das Gemälde vollendet und treffend werden.

D. H.

*) Ohne Zweifel, wie alle folgende Verrechnungen, Konvenzionsgeld. D. H.

**) Wie kommt es, daß ord. mittelfeine Waare breiter ausfällt, als die feine zu ¾? D. H.

Vorschläge.

Die Gassenreinigung zu Prag, nebst Vorschlag zu einer wohlfeilern und zweckmässigern.

Für die Bewohner einer Stadt, wo eine große Menschenmenge unaufhörlich die Strassen bedeckt, und dadurch beim schlechten Wetter und besonders im Winter zur Vermehrung des Strassenkoths ungemein viel beiträgt, ist die Reinheit der Strassen gewiß sehr wünschenswerth. Nicht allein, daß diese Reinheit zur Gesundheit ihrer Einwohner erforderlich ist, so wird sie auch jedem Geschäftsmanne um so zuträglicher, je öfter er gezwungen ist, die Strassen zu begehen; aber so wie man sieht, will es damit selten, und besonders in Prag nicht, recht fort. Die Größe dieser Stadt macht es nach der jetzigen Einrichtung sehr schwierig, die Säuberung aller Gassen, und besonders so oft und vielmal als es nöthig wäre, bewerkstelligen zu können. Es werden zwar deshalb große Summen verwendet, und leider wörtlich in den Koth geworfen; aber sie sind doch nicht hinreichend, um durch solche die nöthige Anzahl der Arbeiter und Pferde zu bestreiten, um die Gassen, und vorzüglich alle gepflasterten, stets rein zu erhalten. Die Bürde der Strassenreinigung ist den Einkünften der Gemeinde zu drückend, und neue Beiträge von den Häuserbesitzern deshalb einzufordern, nicht rechtlich, da die nothwendige Leistung der Staatslasten ohnehin schon Vielen schwer wird.

Es giebt daher nur Ein, und noch dazu ganz sicheres Mittel diesen Zweck ohne vielen Aufwand zu erreichen, nämlich die Befolgung des alten Sprüchwortes: Ein Jeder kehre vor seiner Thür. Man treffe die Veranstaltung, daß ein jeder Hausbesitzer ohne Ausnahme im Sommer zwei- und im Winter dreimal in der Woche unausbleiblich den Raum vor seinem Hause bis auf eine gewisse Strecke reinigen lasse, wozu ihm auch die Diener seiner Innleute beihülflich seyn sollen. Die Gemeinde hat dann nur die Last die Kothhaufen wegführen, und bloß die Reinigung der öffentlichen Plätze zu befördern, und hiemit wird alles bestens besorgt. In den meisten Städten und Städtchen Bayerns, Sachsens u. s. w. ist dieses ohnehin schon lange der Fall. Auch in Karlsbad ist besonders im Sommer, die Reinlichkeit der Strassen sehr zu loben.

Ich hoffe durch diesen Vorschlag jede Strassenreinigungsanstalt in den Städten des östr. Kaiserstaates, aufmerksam gemacht zu haben, weshalb ich ihn in dieser allgemein geschätzten und verbreiteten Zeitschrift laut werden ließ, und wünsche, daß er recht bald beherziget werde. In der Staats-, wie in der Hauswirthschaft kömmt alles auf die Kunst an, wie mit wenigen Unkosten oder Aufwande das allgemeine oder einzelne Beste befördert wird, ohne zugleich dabei drückend und schadenbringend zu werden. Mit vielem hält man Haus, mit wenig kömmt man aus. Es kömmt blos auf die Einrichtung an, und wie man sich dabei zu benehmen weiß.

P—.

Sinn für Kunst und Natur in Wien.

(Fortsetzung N. 19)

Barton's Rundgemälde von Paris.

Die Leser des Hesperus werden sich noch meiner Beurtheilung des Bartonschen Panoramas von Gibraltar im 6. Hefte 1812 erinnern. Mit dem dort bewiesenen Kunstsinne ist auch gegenwärtiges Rundgemälde angelegt. Es ist Bartons letztes Kunstwerk, nach dessen Beendigung er in die Gefilde einer bessern Welt hinüberwandelte.

Der Künstler wählte zur Darstellung dieser merkwürdigsten Stadt Europa's zum Standpunkt einen von den Flügeln des Pallastes der Tuillerien; die Residenz der französischen Könige und auch Napoleons Aufenthalt, wenn er sich zu Paris befand.

Da der Standpunkt hier gewählt wurde, so ergiebt sich, daß die Hälfte dieses Rundgemäldes sich blos auf die Darstellung der weitläufigen Tuillerien, d. h. des Schloß- und Carroussellplatzes, der Pallästе der Tuillerien, des Louvre, der Seitengebäude des ehemaligen Museums Napoleons, der neuen Gallerie, und des Gartens der Tuillerien mit seinen Parthien beschränket, welches alles von einigen im Hintergrunde liegenden Gebäuden und Montmartres Hügeln ꝛc. begränzet wird.

Die zweite Hälfte bietet eine für den Künstler mühsamer darzustellende Parthie dar. Man sieht hier die hinströmende Seine, die Brücke der Tuillerien,

und längst des Stromes die eiserne, neue, Michaels-kleine, und Eintrachts-Brücke, den Quai, der den Tuillerien gegenüber liegt, mit seinen Gebäuden und Pallästen, und über deren Massen die Kuppeln und Thürme der Kirchen, die Direkzion des Telegraphen ꝛc.

Die Größe des ganzen Rundgemäldes beträgt 3500 Quadratschuh. Es ist in Oehlfarben gemahlt, und zwar bis zu den Garten der Tuillerien vom Herrn Barton selbst; den Garten und was sonst noch darzustellen war, haben die Hrn. Scheyrer, Berger und Reynold mit vielem Kunstaufwande ausgeführet.

Man kann füglich dieses Panorama, abgesehen von einigen verunglückten Darstellungen von bespannten Wägen, deren Pferde vom Blitz getroffen zu seyn scheinen, unter die gelungenste Arbeit des verewigten Bartons rechnen.

Ohne daher im Geringsten den Werth dieses Rundgemäldes zu verkennen, glaube ich doch bemerken zu müssen, daß es unumgänglich nöthig sey, um eine der größten und merkwürdigsten Städte von Europa wie Paris für den Fremden als Panorama bis zur Orientirung anschaulich zu machen, dieselbe nicht blos aus einem, sondern aus 2 von einander entfernten Standpunkten aufzunehmen, und jede eigends in einem Panorama darzustellen — welches bei Paris in Rücksicht seiner länglich runden Gestalt um so nöthiger ist. So aber sehen wir wohl die Tuillerien und einen Theil der Seine mit den gegenüberstehenden Massen von Gebäuden; aber alle übrigen Herrlichkeiten dieser großen Königsstadt gehen vor dem weiten Umfange der Tuillerien großentheils unter.

Uebrigens hätte zu keiner Zeit dieses Rundgemälde mehr Aufsehen erregen können, als in der gegenwärtigen, wo Krieger aus Osten, Westen, Süden und Norden diese Hauptstadt Galliens betraten, und 25jährige Leiden, die ihre unruhigen Einwohner über Europa brachten, beendigten. Die Wittwe des Künstlers und Hr. Leopold Steininger sind die Eigenthümer der Bartonschen Kunstschätze, und so auch dieses Rundgemäldes. Beide wissen den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo Paris der Centralpunkt des gespanntesten Interesse war, und Jedermann seine Augen dahin richtete, zu benutzen, wenigstens einen Theil desselben im Gemälde zur Schau zu stellen. Der Eintrittspreis ist auf 2 Gulden W. W. für die Person festgesetzt. Es ist dies um so auffallender, da dieses Rundgemälde zu Prag — wo es früher als hier aufgestellet war — nach der Angabe des Cicerone für 1 fl. und im Abbonnement um 45 kr. oder wie mir Herr Cramer (Buchhändler zu Prag) sagte, zu 30 kr. und im Abbonement um 20 kr. zu sehen war.

Ich habe übrigens hier geflissentlich kein näheres Detail über Paris und seine Herrlichkeiten angeführet, da die Leser des Hesperus dieses ohnedies in den frühern Heften dieser Zeitschrift finden.

(Die Fortsetzung folgt)

Correspondenz.

Wien am 6. Mai 1814.

Herbář P. D. Mathiola Pražsk. 1596.

Einigemal schon geschah in Ihrem gehaltreichen Hesperus Erwähnung czechischer Pflanzennamen, und vorzüglich deutete der kenntnißreiche Herr Graf Kaspar Sternberg im 2ten Hefte 1813 auf die Nothwendigkeit, die böhmischen Herbarien umzuarbeiten, und auf die jetzige Nomenklatur zurückzuführen. Daß hiezu das Herbarium des Mathiolus am geeignetesten sey, bedarf keiner nähern Erläuterung.

Da ich ein Exemplar desselben in böhmischer Sprache, und zwar die höchst seltene Prager Ausgabe vom Jahre 1596 in Folio besitze, diese Ausgabe selbst nicht benöthige, irgend einem Botaniker aber, der sich der Realisirung des obigen Wunsches unterzöge, durch die käufliche Ueberlassung desselben nützlich seyn kann; so dürften sich diejenigen, die dieses seltene Werk zu überkommen wünschen hierwegen nur an Sie wenden.

Besagtes Werk ist betitelt:

Herbář aneb Bylinář
Wysot a wzness. P. Dokt. P. D. Mathiola ꝛc.
Z Německého pak gazyku w Czesky přelozený
od
Adama Habera H. D. Danyele Adama W. M.

Tlačeno w Starém městě Pražském
MDXCVI.

Es enthält einige 1000 illuminirte Kräuterabdrücke, und einen Index in böhmischer, deutscher, lateinischer, griechischer, spanischer, französischer und

böhmischer Sprache, übrigens ist es trefflich conditionirt in Pergament gebunden.

Wer bis Ende August den höchsten Anbot über 15 fl. in Einl. Scheinen machet, erhält dasselbe.

—Fl.—

Doktor Leonhard in Hanau und dessen Mineraliencomptoir.

Auszug eines Briefes von D. J. E. Pohl in Prag.

Die Bedrängnisse der Stadt Hanau in gegenwärtigem, das Schicksal Deutschlands entscheidenden, Krieg, machte mich für meinen Freund, den um die Mineralogie so sehr verdienten Herrn Doktor und Geheimen Rath Leonhard, sehr besorgt! — Es war für mich ungemein beruhigend, von ihm die Nachricht zu erhalten, daß er noch so ziemlich glücklich den Unfällen, welchen die andern Bewohner Hanaus ausgesetzt waren, entgangen seye, und daß er die bedrängten Schicksale dieser bedauernswürdigen Stadt, vor welcher am 30ten Oktober des verflossenen Jahres Oesterreichs und Baierns tapfere Schaaren für die Freiheit Deutschlands stritten, in nachfolgender Schrift beschrieben habe:

„Geschichtliche Darstellung der Schlacht bei Hanau am 30ten Oktober und ihrer traurigen Folgen für die Bewohner dieser Stadt, von einem Augenzeugen."

welche gewiß von allen Freunden der gegenwärtigen Zeitgeschichte mit größtem Interesse gelesen werden wird. Auch legte mir dieser mein Freund eine Ankündigung von seinem in Hanau befindlichen Mineraliencomptoir bei, welche ich Ihnen als den Verbreiter so vieles Guten, zur gefälligen Aufnahme in den Hesperus mittheile, denn gewiß verdient dieß Institut eine ausgebreiterte Bekanntmachung in unserm österreichischen Kaiserstaate, wo so viele Mineralogen oft vergebens Fossilien zur Vollständigkeit ihrer Sammlungen suchen. Dieß Institut entspricht allen Forderungen des Kenners. Seltenheiten von Mineralien der meisten Arten und Länder, Schönheit und glückliche Auswahl der Exemplare, vereint mit einem billigen Preise, überzeugten mich durch mehrere bereits erhaltene Sendungen, daß es nichts zu wünschen übrig läßt. Freilich dürfte bei gegenwärtiger Crisis unsres Geldes und dem so theuren Transporte itzt nicht viel zu machen seyn! Allein wir hoffen ja auf bessere Zeiten, und diese müssen uns eher stens werden. Tagtäglich erwarte ich abermals eine bereits von Hanau abgegangene Kiste mit Mineralien, welche mir Hr. Leonhard zum Verkauf in Kommission übersendet; mehrere der neuesten Kataloge seiner vorräthigen Fossilien sind beilegt. Sobald als sie sich in meinen Händen befindet, werde ich Ihnen gleich Nachricht ertheilen, und einen Katalog zusenden.

Prag den 30. März 1814.

Dr. J. E. Pohl.

An die Freunde der Naturkunde.

Einzelne Mineralien und Mineralien-Sammlungen.

Wir achten uns für verpflichtet, dem naturhistorischen Publikum die Anzeige zu machen, daß unser seit 14 Jahren bestehendes Institut bei den kriegerischen Ereignissen, welche zu Ende des Oktobermonats v. J. unsre Stadt und Gegend betrafen, nicht nur nicht gelitten hat, sondern daß im Gegentheil unsre Niederlage sich durch sehr bedeutende und interessante Vorräthe auszeichnet. Möge es darum den Freunden des mineralogischen Wissens gefällig seyn, uns fernerhin mit ihrem Zutrauen zu erfreuen. Man erhält bei uns Kauf- und Tauschweise die interessantesten Mineralien des In- und Auslandes in frischen wohlgewählten Exemplaren zu billigen Preisen. Auch geordnete, mit genauen Verzeichnissen versehene oryktognostische und geognostische Sammlungen, sind bei uns zu haben. Die Kataloge werden unentgeltlich ausgegeben, dagegen Briefe und Gelder postfrei erwartet.

Das Mineralien Tausch- und Handlungs-Comptoir zu Hanau.

Anmerkung des Herausgebers. Auch ich kann nach vieljähriger Erfahrung die angerühmten Vorzüge dieses Instituts bestätigen.

Mohs. Neues vermeintliches Würfelchrom.

Nun muß ich Ihnen in Betref unsers wissenschaftlichen Instituts berichten; daß Profess. Mohs mit rastlosem Eifer seine bereits begründeten ganz neuen scharfsinnigen Ansichten in der Systematisirung der Mineralien zu vollenden trachtet. Sein Mineralsystem beruht auf ganz rein naturhistorischen Principien. Er

überzeugt uns vollkommen, daß die bisher in den Mineralsystemen angewandten zweyen heterogenen Principien nämlich: des Chemischen und Naturhistorischen zugleich, oder wohl gar eines chemischen Princips allein — nichts taugen, um einen rein naturhistorischen Zweig wissenschaftlich zu bearbeiten.

Diesem kann nur ein ganz rein naturhistorisches Princip zu Grunde gelegt werden; so wie in der Botanik und Zoologie.

Hr. Mohs Charakterisirung der Ordnungen (woran er noch immer verbessert) Geschlechter und Species der Mineralien, setzen seine Schüler bereits in den Stand, ein unbekanntes Mineral zu bestimmen, und durch die gehörige Anwendung der äußern Kennzeichen fällt es seinen Schülern gar nicht schwer, die Mineralien in einem kurzen Zeitraum zu erkennen.

Auch bemüht sich Professor Mohs eine konsequentere Benennung der Mineralien einzuführen, welche sich naturhistorisch aussprechen muß.

So dürften wir auch bald in der Oregnosie von diesem scharfsinnigen, erfahrungsvollen und wahrheitsliebenden Manne größere Konsequenz und Vereinfachung zu erwarten haben. Die vielen aufgehäuften Formationen werden nach Mohs Ansichten gewaltig sich vereinfachen.

Sie werden vielleicht schon gehört haben, daß in der Gulsen, wo das Chromerz vorkömmt, ein sogenannter Würfel-Chromerz sich vorfindet, wo die Würfel oft 1 Zoll groß sind. Dieß wurde vom Hrn. Mohs für Magneteisenstein bestimmt, nämlich: für würfliches Magneteisenerz, worauf sich manchmal kleine Oktäderflächen combiniren (nach Hrn. Werners Ausdruck. Würfel mit abgestumpften Ecken). Dieß Vorkommen ist noch ganz neu, daher ich Ihnen Nachricht davon geben zu müssen glaubte.

Die Friedensfeier.

Sey gegrüßt, o Tag der höchsten Freyer!
Tag der Wonne sey gegrüßt,
Der du uns aus dunkler Nächte Schleyer
Endlich aufgegangen bist.
Sieh, die Welt von blutigen Kämpfen müde,
Hofft von dir das langentbehrte Glück,
Sohn des Himmels, holder Friede,
Endlich kehrest du zu uns zurück!

Chor.

Mit des Frühlings Blumenkränzen
Naht des Friedens schönrer Kranz
Segnend sich zu unsern Grenzen
Mit der Freude mildem Glanz.
Neues Leben ist ergossen,
Jubel schallt in unser Ohr;
Mit des Frühlings Blumen sprossen
Unsre Hoffnungen empor.

Denn des Krieges Donnerstürme schwiegen,
Und es lächelt eine sanfte Ruh,
Von des Himmels Höh' herabgestiegen,
Unsern trunknen Blicke zu.
Du erscheinst, des Friedens schönste Gabe,
Und gefesselt tobt der Krieg nicht mehr —
Und der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Jauchzt der goldnen Zeiten Wiederkehr.

Chor.

Von des freien Rheines Strande
Naht der Helden tapfre Schaar
Dem beglückten Vaterlande
Mit dem Lorbeerzweig im Haar,
Die mit festem Muth errungen
Ihr des großen Kampfes Ziel,
Mehr als alle Huldigungen
Lohnt euch euer Hochgefühl!

Welche feyerliche Weihestunde,
Wie noch nie die frohe Erde sah,
Denn im ewig festen Völkerbunde,
Steht Europa neu erschaffen da!
Welch ein Schauspiel! Freundschaft auf den Thronen
Sah bis jetzt die Weltgeschichte nie,
Und versöhnend schlingt' um die Nationen,
Sich das Band der großen Harmonie.

Chor.

Seht, in neuer Kraft erstanden
Schließt sich Gallia, befreit
Von den schweren Sklavenbanden,
An Europens Einigkeit;
Jedes Herz von Wonne trunken,
Fühlt durch Freiheit sich beglückt;
Denn die Ketten sind gesunken
Die so lange sie bedrückt.

Jubelt Völker, jauchzt in hoher Wonne,
Jauchzt im millionenfachen Chor,
Juble deutsches Land! der Freiheit Sonne
Schwebt auch dir in neuer Pracht hervor.
Eng schloß sich dein Volk aufs neu zusammen
In dem Sturme, der die Welt durchbebt;
Wie der Phönix aus des Grabes Flammen
Neu verjüngt zum Sonnenlichte schwebt.

Chor.

Heil'ger Sieg, den Muth erstritten,
Den der Weisheit Plan erzeugt —
Alles was wir je gelitten,
Diese Wonne übersteigt.
Wer vergißt nicht Leidensnächte
Und den schweren Druck der Zeit,
Wann im herrlichen Gefechte,
Siegte die Gerechtigkeit.

Heil euch sieggekrönten tapfern Heeren
Auf des Ruhmes lorbeervoller Bahn!
Ewig wird die Nachwelt euch verehren,
Ewig staunt sie eure Thaten an.
Einer Welt die Freiheit zu erringen,
Drangt ihr muthig, heldenkühn hervor,
Auf des Ruhmes goldnen Schwingen
Steigt ihr zur Unsterblichkeit empor.

Chor.

Heil dem großen Herrscherbunde
Der dieß Werk erschafft,
Preißt in dieser hohen Stunde
Seine Heldenkraft:
Preißt im hohen Jubelliede,
Preißt der Völker Glück;
Denn es kehret der holde Friede
Segensreich zurück.

Karlsbads Umgebungen.

Auf, zu Töpels blühenden Gestaden!
Dort im Aufenthalt der Frühlingslust,
Auf der Hochgebirge steilen Pfaden
Athmet freier die verjüngte Brust.
An Hygeas milder Quelle
Bringt dem Geber der Gesundheit Dank;
Wo in ihrer reinsten Welle
Schon so mancher neues Leben trank. —

Hier im Kranze waldbedeckter Höhen,
In dem blumenreichen Felsenthal,
Wo erquickungsreiche Lüfte wehen.
In der Frühlingssonne sanften Strahl;
Wo von bunten Auen rings umgeben,
Töpels Fluß durch Klippen rinnt dahin,
Wo die stolzen Berge sich erheben,
Sanft gekleidet in ein ew'ges Grün. —

Hier in diesem milden Thale findet
Oft der Kranke seiner Leiden Ziel;
Seine hoffnungsleere Brust empfindet
Der Genesung herrliches Gefühl.
Du, o Quelle, schenkst dem Lebensmüden
Die Gesundheit und das Glück mit ihr.
Tausende, die du gerettet, schieden
Neu verjüngt und dankend einst von dir!

Doch auch der, den nicht die Last der Leiden,
Nicht der Krankheit schwere Bürde drückt,
Findet hier die Quelle neuer Freuden,
Wird von frischem Lebenshauch erquickt;
Ausgebreitet liegt vor seinen Blicken,
Jeder Reitz der blühenden Natur,
Von der Berge Höhen mit Entzücken,
Schaut er nieder auf die holde Flur.

Mächtig strebt die Seele hier ins Freie,
Aus des engen Lebens düstern Zwang,
In des Sternenhimmels lichter Bläue,
In des Waldes frischen Zauberklang.
Dort, wo helle Wolken um die Hügel
Jenes grauen Hochgebirges ziehn,
Wo der Adler schwebt mit kühnen Flügel,
Dort, dort sehnt der freie Geist sich hin.

Welch ein Schauspiel, von des Berges Rücken,
Wo drei Kreuze prangend sich erhöhn,
Auf die fernen Wälder hinzublicken,
Wann sich Phöbus neigt zum Untergehn!

Wann der Eger blaue Fluten trinken
Seiner Flammen letzte Pracht,
Wann die tiefen Thäler sinken
Ruhig in den Arm der stillen Nacht.

Seht den Felsen, der im Abendschimmer,
Strahlend jetzt sich unsern Blicken beut;
Graues Engelhaus, durch deine Trümmer
Wehn die Geister der Vergangenheit;
Aus der Vorzeit dunklen Schauern
Ragst du tausendjährig zwar hervor;
Aber trotzig haben deine Mauern
Noch zum Himmel sich empor!

Düstres Thal, vom Tannenwald umgeben,
Wo an rauher Klippen schroffen Rand
Schaurige Gespenster schweben,
An des Egerflusses Strand;
Hier, wo nächtlich ihre Zauber weben,
Waltet ihre unsichtbare Hand,
Ihre drohenden Gestalten heben
Sich versteinert aus der Felsenwand.

Stille Aue, wo der Gottheit Friede
Um bemooßte Hügel schwebt,
Wo vom Sturm, des Lebens müde,
Jedes Herz in süßer Wehmuth bebt;
Prangend blühn die herrlichen Gefilde
Um der Menschheit stilles Grab,
Und des Himmels segenreiche Milde
Lächelt auf die Todtenflur herab.

Jener Berg, von dessen steilen Gipfel
Einst des dunklen Waldes flücht'ger Sohn
Niederstürzte in der Tannen Wipfel,
Herrlich steht er wie ein Felsenthron.
Dem Geräusch der niedern Welt entflohen,
Der so gern der Denkende entweicht,
Ist der Wandrer, wann er dieses hohen
Berges Riesenhaupt besteigt.

Milde blumenreiche Aue,
Die der klare Felsenstrom durchrollt,
Reizend bist du in des Abends Thaue,
Reizend in der Morgensonne Gold,
Nie dem wilden Boreas zum Raube,
Wann er wild durchsaußt das offne Land;
Denn wie eine grüne Sommerlaube,
Schützt dich deine hohe Bergeswand.

Möchte doch in deinen holden Gründen
Jeder Kranke neue Kraft
An der Quelle der Genesung finden,
Die sie so viel Tausenden verschafft;
Fände hier ein jeder seiner Leiden,
Seiner Schmerzen wonnevolles Ziel;
Möcht ein jeglicher gerettet scheiden,
Mit der Freude dankenden Gefühl!

F. v. Matthi.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 32. Juli.

Ueber die Verwaltung des Pupillarvermögens in den deutschen kaiserl. Erblanden. Zwei Aufsätze.

I.

Vorsorge in dem österreichischen deutschen Kaiserstaate für die Sicherheit des Pupillarvermögens.

Gleich nach Absterben eines Erblassers wird, wenn Pupillen als Erben eintreten, das ganze hinterbliebene Vermögen von der Gerichtsstelle gesperret, und von Amtswegen auch dann inventiret, wenn der Testator die Inventur verbeten hätte. Diese Inventur muß vor 2 Zeugen vorgenommen werden. Die in der Verlassenschaft vorgefundenen Schuldscheine, Präziosen, baares Geld, werden sogleich ad depositum judiciale genommen. Vor allen Dingen wird untersucht, ob die Schuldbriefe eine hinlängliche Sicherheit haben; die gefährdeten werden aufgekündigt, und sicher angelegt.*)

Die Fahrnisse werden veräußert, und der Vormund erhält kein anderes Geld in die Hand, als die Zinsen von den Kapitalien, oder die Früchte von den Grundstücken, denn alle Schuldscheine bleiben bis zur Großjährigkeitserklärung des Waisen bei Gericht aufbewahrt.

Auch die Realitäten müssen den Waisen erhalten bleiben.

Um diese Anordnung zu befolgen, werden die dem Waisen gehörigen Bauerngüter bis zur Großjährigkeit verpachtet. Da aber die Grundobrigkeiten für die Deteriorazion des Waisengutes haften müssen, so werden die Pachtungen auf folgende Art eingeleitet. Das einem Waisen gehörige Bauerngut wird abgeschätzt, und ein mäßiger Abschätzungswerth zum Preis angenommen, für welchen das Bauerngut auf die Jahre der Minderjährigkeit überlassen wird.

Wer ein solches Bauerngut pachten will, muß den Schätzungswerth in das Waisenamt baar einzahlen, und sich verpflichten, den Waisen bis zur Großjährigkeit zu ernähren, zu bekleiden und zu erziehen. Der in das Waisenamt erlegte Kaufschilling wird gleich nutznießend ausgeliehen; die alle Jahre hievon entfallenden Zinsen werden als Kapital angelegt, oder davon die von dem Erblasser noch hinterlassenen Schulden bezahlet. Wenn der Waise seine Großjährigkeit erreichet hat, so wird ihm das verpachtete Gut übergeben; hat es durch die Pachtung einen Schaden gelitten, so wird solcher von dem in das Waisenamt eingezahlten Schätzungswerthe vergütet. Ist kein Schade geschehen, so erhält der Pächter sein eingezahltes Kapital ganz zurück; die während der Minderjährigkeit angewachsenen, und als Kapital allemal wieder angelegten Zinsen werden dem großjährig gewordenen Waisen ausgezahlt, der oft, wenn eine solche Verpachtung durch 20 Jahre gedauert hat, den Werth seines ererbten Bauerngutes ganz ausgezahlt erhält, folglich wird sein Vermögen durch diese Einleitung bis zu seiner Großjährigkeit verdoppelt.

Hat ein Waise keine Grundstücke, sondern blos baares Geld, oder Aktivkapitalien geerbt, so übernehmen auf dem Lande die nächsten Anverwandten die Erziehung, Ernährung und Bekleidung des Waisen; sein Kapital wird waisenämtlich verwaltet, und die Zinsen werden alle Jahre als Kapital nutznießend angelegt, und nur wenn die Anverwandten des Waisen auf dem Lande zu arm sind, und von der Dienstleistung des Pupillen noch keinen Vortheil haben können, wird ein Theil von den Zinsen auf Bekleidung für den Waisen verabfolget. Ist er im Stande ein Handwerk zu lernen, so wird das Aufgedinggeld auch aus dem Vermögen des Waisen bezahlt.

Nach dieser Einrichtung wirft auf dem Lande jeder Gulden 3 Kreuzer Zinsen des Jahrs ab, und im folgenden Jahre werden die 3 Kreuzer zum Kapital gerechnet, und tragen wieder Zinsen.

*) Eine hinlängliche Sicherheit wird nur dann verstanden, wenn auf ein Haus auf die Hälfte, und auf Grundstücke auf ⅔ des Werthes dargeliehen wird.

Das Waisenkapital mag nun 100 fl. oder 1 fl.*) für einen Waisen betragen, so wird jeder Betrag gleich verwaltet und berechnet, weil die Zinsen immer in vereinigtem Betrag alle Jahre wieder als Kapital angelegt werden, und nur in der Hauptrechnung über das gesammte Waisenvermögen eines Waisenamtes wird der Kapitalszuwachs für jeden Waisen insbesondere ausgewiesen.

Jeder Vormund auf dem Lande erhält von Seiten des Waisenamtes ein Büchlein, worin das dem Waisen gehörige Kapital eingetragen ist, und alle Jahre wird in dieses sogenannte Einschreibbüchel der Zuwachs der Zinsen, so wie die sich etwa ergebenden Auslagen für den Waisen eingetragen. Aber auch derjenige, der ein Darlehn aus dem Waisenamte erhalten hat, bekommt ein Einschreibbüchel, in welchen die Höhe des Darlehns und die von demselben alle Jahr bezahlten Zinsen bemerkt sind. Dem Vormunde dienet das Einschreibbüchel zum Beweis, wieviel sein Waise Vermögen besitzt.

Der Entlehner kann dadurch die alle Jahre geschehene Bezahlung der Zinsen beweisen.

In den Städten wird von dem Vormunde über die Verwendung und Verwaltung des Waisenvermögens der Gerichtsstelle Rechnung gelegt; auf dem Lande verfassen die Waisenämter diese Rechnungen, die Magistraten und Waisenämter formiren daraus wieder eine Hauptrechnung, in welcher alle ihrer Obsorge unterstehenden Pupillen mit Namen, Alter und ihrem Vermögen aufgeführet werden, worin Zuwachs und Ausgabe des Vermögens genau bemerket wird, und diese Rechnungen werden dem Appellazionsgerichte, welches die Übersicht und Kontrolle über alle in der Provinz befindlichen Pupillen hat, zur Revision und Bemänglung übergeben.

Das Appellazionsgericht stellet nicht nur die bemerkten Mängel aus, sondern dringet auch darauf, daß sie verbessert werden. Diese Einrichtung bestehet seit dem Jahre 1786 und ist seit dieser Zeit von den wohlthätigsten Folgen bewähret gefunden worden. Der Bürger und Landmann, ja der Adeliche, findet in diesen Waisenkapitalien, wenn er in Geldverlegenheit kommt, eine sichere Quelle zur Hülfe, sobald er hinreichende Hypothek geben kann; weil ihm jedes Waisenamt das verlangte Kapital leiht. Der Landmann hat zu dieser Einrichtung ein grosses Zutrauen; denn wenn er sich durch seinen Fleiß einen Geldbetrag erspart, den er entbehren kann, so hinterlegt er bei seinen Lebzeiten das Ersparte in das Waisenamt für seine Kinder; das Kapital ist gesichert vor Verlust, und vermehrt sich alle Jahre durch die Zinsen, welche allemal als Kapital angelegt werden. Der Spekulant, der mit baarem Gelde sich einen Gewinn zu verschaffen glaubet, entlehnet ein Kapital aus dem Waisenamte, läßt es durch seine Realität versichern, und gewinnt oft in kurzer Zeit das Doppelte. Man kann daher das Waisenamt als eine Bank ansehen, die jeder in seinem Gerichtsbezirke benützen kann.

Ereignet sich nun der Fall, daß ein Pupillarvermögen dennoch verloren geht, dann kann jeder Minderjährige hierüber ruhig seyn, sobald erwiesen wird, daß durch Nachläßigkeit des Vormundes oder der Gerichtsstelle der Verlust geschehen sey. Dieses wird von dem Pupillen, oder von einem Anverwandten des Waisen, oder gleichviel auf welch immer für eine Art dem vorgesetzten Appellazionsgericht entweder angezeigt, oder der Verlust wird bei Abgabe der Hauptrechnung oder bei Untersuchung der Waisenämter, die von Seite des Appellazionsgerichtes und auch der Kreisämter von Zeit zu Zeit vorgenommen werden, entdeckt. Wenn nun im ersten Falle, nach gepflogener Untersuchung die Angabe wahr befunden wird, so muß der Vormund, und wenn dieser nicht hinlängliches Vermögen besitzet, die Gerichtsstelle dem Pupillen nicht nur das Kapital, sondern auch die Zinsen bezahlen, wozu sie von dem Appellazionsgerichte verhalten wird.

Wie wichtig das Pupillarvermögen sey, und welche Aufmerksamkeit es von jeder obersten Staatsbehörde verdiene, mögen nur Mähren und der k. k. Antheil Schlesiens beweisen, deren Bevölkerung gegen 1,800,000 Menschen und deren Pupillarvermögen in Absicht auf den Bürger und Landmann, mit Ausschluß jenes der Adelichen, und nach Abzug der Passivschulden, vor einigen Jahren 32,218,726 Gulden betrug.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses ist buchstäblich wahr, denn die Rechnungen bewähren, daß es viele Waisen giebt, die von ihren armen Eltern nicht mehr als einen Gulden erbten, der aus den wenigen Kleidungsstücken der Verstorbenen gelöst wurde, und doch muß auch dieser geringe Betrag bis zur Großjährigkeit des Waisen aufbewahret, und auf Zinsen angelegt werden.

Einige Gedanken über die Frage:

Warum findet man in den Provinzialstädten so selten, und so wenig passende Wohnungen für eine etwas zahlreichere Familie, in zweien oder mehreren zusammenhängenden Zimmern bestehend.

Die Bauart unserer Vorfahrer war meistens so beschaffen, daß ihre Wohnungen und Arbeitszimmer hinten hinaus gegen den Hof, vorne gegen die öffentlichen Strassen und Plätze hingegen, blos Kammern und Gewölbe angebracht wurden, wobei man die sehr verfinsternden Lauben keineswegs vergaß. Die Ursachen dieser Bauart mögen nun seyn, welche sie wollen, so würden die Lauben

gewiß verschwunden seyn, sobald man die Arbeitszimmer nach den Gassen zu verlegt hätte, wie dieses jetzt in sehr vielen Provinzialstädten der Fall ist, wo die Lauben*) größtentheils abgeschafft wurden. Ein zweiter Fehler der Bauart besteht in dem mehr langen als breiten Bau der Häuser, wodurch außerordentlich große Dächer, überall im Hause finstere Nacht, Mangel des Lichtes, und Verengerung des bei jedem Hause nöthigen Hofes die natürlichste Folge seyn muß, der doch äußerst nothwendig bei jedem Wohngebäude ist. Nimmt man noch dazu die ungeschickte Eintheilung der früheren Baumeister, oder Bauherrn; so ist es leicht erklärbar, warum im größten Hause, dem äußeren Ansehen nach, oft nicht mehr als ein sehr grosses Vorhaus (Hausflur) und zwei Zimmer nebst einigen Kammern vorfindig sind, die blos zur Bewohnung für den Hauseigenthümer, der noch keine große Familie haben darf, geeignet sind. An Inleuten, die durch ihren Zins doch auch etwas Nutzen dem Hause trügen, ist nun hiebei gar nicht zu denken, und so muß es natürlicher Weise kommen, daß grade die Hausbesitzer am theuersten im Zinse sitzen; weil jeder andere Vortheil, den das Haus liefern soll, blos zufällig, ja oft mehr nachtheilig ist, wie dieses das Bierbräuen nach der Reihe**) beweiset, in welchem Falle die Bürger nicht selten noch von ihrem eigenen Vermögen zusetzen müssen (da sie es doch eben dadurch vermehren sollten), so lange keine bessern Einrichtungen getroffen seyn werden.

Wird nun ein solches Haus baufällig, und oft ganz unbewohnbar, so sucht es jeder mit den leichtesten Kosten und auf die schnellste Art wieder in bewohnbaren Stand zu setzen, ohne in der alten Bauart auch nur etwas zu ändern; am gewöhnlichsten durch Holz, wodurch die Feuersgefahr vermehrt, die Zahl der bewohnbaren Zimmer aber die alte bleibt. Hier giebt man gewöhnlich eine bloße Reparatur vor, wenn auch das halbe, ja oft das ganze Haus neu vom Holz aufgebaut wird, um in fraudem legis durchzukommen, und den Bau schneller zu beendigen; weil jeder sich vor den faulen nicht zu ersättigenden, mit überspannten Forderungen schreckenden Maurern und Zimmerleuten fürchtet. Die elenden und ungesunden Wohnungen in solchen Häusern kann nur derjenige beurtheilen, welcher seines Amtes wegen viel mit ihnen zu thun hat; und kömmt zufällig eine Epidemie in diese niedern Hütten ein, so kann man ohne große Kunst allen neuen Eigenthümern ihr Loos prophezeihen. Dieses ist auch die Ursache, warum hier die Feuersgefahren so verwüstend, und die Epidemien so verheerend werden. Die Zahl der Menschen vergrössert sich täglich, indeß die Wohnungen die alten bleiben; folglich müssen neue Häuser den Umfang der Städte vermehren. Könnte und wollte auch mancher sein Haus aus feuerfestem Materiale erbauen, so wird er doch geflissentlich den ganzen Bau so verpfuschen, daß kein beheizbares Zimmer, keine Küche oder sonstige Gelegenheiten zu finden seyn werden, wo nur irgend Jemand unterkommen finden könnte, blos aus der Ursache, um von militärischer Einquartirung befreyt zu seyn, die in Provinzialstädten zu Friedenszeiten immer statt findet; denn mit dem Soldaten erhält er nicht nur einen Menschen mehr, der ihm den ohnehin engen Platz raubt, den besten im Hause für sich verlangt; sondern er will auch noch obendrein von dem Hauseigenthümer verpflegt seyn, wofür er ihm in so manchem Falle mit Grobheiten und Unangezogenheiten lohnt.

Diese Lage der Dinge hat schon zu vielfältigen Kommissionen, Verdruß und Händeln Anlaß gegeben: weil, obschon es gesetzlich verboten ist, dem Soldaten das einmal besetzte Quartier abzutreten; es doch auf Befehl der Ortsobrigkeit geschehen muß, wodurch jeder abgeschreckt wird, eine Wohnung für sich zu miethen, die einmal vom Militär besetzt wurde, oder werden könnte, um nicht Neckereyen von Seiten der Ortsobrigkeiten ausgesetzt zu seyn. Dadurch werden auf der einen Seite zahlreiche Familien wie Heringe übereinander aufgeschichtet, und Krankheiten vermehrt, und eben so schlimm ist es anderer Seits, den Streiter fürs Vaterland in elende Nester einzusperren, wo er sich kaum zu rühren wagen darf, ohne an die Decke oder an den Wirth seines Hauses anzustossen.

Wie wäre aber allen diesen Gebrechen auf die zweckmäßigste Art abzuhelfen?

a) Man baue zu Friedenszeiten bei allen jenen Orten, wo sich mehrere Kompagnien Militär stehend aufhalten, Kasernen, welche so eingerichtet werden müssen, daß sie bei einem Kriege zugleich als Spitäler fürs Militär anwendbar gemacht, und mit allen nothwendigen Erfordernissen versehen sind. Die Lage dieser Kasernen kann und sollte mit Vorbedacht außer den Ortschaften, da wo man hinlängliches Wasser, reine und gesunde Luft, nebst einem ansehnlichen gut umzäunten Garten haben könnte, gewählt werden. Große Bürgerhäuser, Schlösser, und dergleichen ähnliche Gebäude taugen nicht viel für Krankenzimmer; weil nirgends in der ersten Anlage darauf gesehen wurde, den mit allen Ausdünstungen angeschwängerten Geruch, der mit Kranken angefüllten Zimmer, schnell und unschädlich zu entfernen, und mit erneuerter Lebensluft zu ersetzen. Darum schlug man zwar oft einige Scheiben in den Fenstern ein, um reinere Luft den Kranken zu verschaffen, indeß diesen durch die immerwährende Zugluft, von einer andern Seite, neue Leiden zuströmten, und auf dieser Seite verdorben wurde, was man auf jener gut machen wollte. Und oft kann man mit aller Vorsicht die Ansteckungsgefahr nicht beseitigen, wenn Rekonvaleszenten zu früh der Aufsicht entwischen, und bei

*) Man vergleiche damit eine Vertheidigung dieser Lauben: Hesperus N. 84. 1813.

**) Man sehe Hesperus N. 61. 1812.

den Nachbarn Besuche ablegen, die in Städten gleich neben ihnen wohnen; die Abneigung abgerechnet, den ohnehin die gesunden Menschen im Allgemeinen gegen Kranke Soldaten zu haben pflegen, aus Furcht nicht angesteckt zu werden. Kurz, diese Gebäude sollten nach allen Regeln der Krankenhäuser, sowohl für Rekonvaleszenten als Gesunde eingerichtet werden, um die Gefahren der Ansteckung und die Vermehrung der Krankheiten kräftig zu beseitigen. Für einen bestehenden Traiteur, der den Garten zu allen Zeiten zu benützen hätte, nur für Rekonvaleszenten zum Spaziergange gewidmet, und für die nothwendigen und abgerichteten Krankenwärter wäre eine angewiesene Wohnung im Hause. Auf diese Art würden viele nicht zu große und wenig von einander entfernte Krankenhäuser entstehen, die bei Kriegszeiten sehr wohlthätig fürs Militär und Zivile seyn würden, indem man nicht nothwendig hätte, die Militärspitäler mit Kranken zu überfüllen, und eben dadurch die Sterblichkeit zu vermehren. Diese Spitäler werden von Zivilärzten versehen, die nächsten am Schlachtfelde ausgenommen, indeß alle Militärärzte auf das Schlachtfeld beordert, die Blessirten so schnell als möglich zu verbinden, und dadurch manchen vor dem Tode zu retten. Eigene Krankenwägen, nicht fern vom Schlachtfelde harrend, führen die Kranken ins nächste Spital, wo sie neu verbunden, sortirt und die weiter Transportablen, durch die bereit stehenden ähnlichen Krankenwägen ins nächste Krankenhaus abgeführet würden, und so gienge es fort, bis alle bequem untergebracht, und nirgends Uebersüllung möglich wäre. Angst und Kummer der Menschen würden verschwinden; denn jede Vermischung wäre beseitiget, so wie in Friedenszeiten die tausendfachen Ursachen zu Klagen, Verläumdungen und Uneinigkeiten, welche den Bürger und Soldat entzweien. Ueber die unzähligen Vortheile, welche aus dieser Einrichtung noch zu erwarten sind, so wie über die Art des Baues, werde ich mich ein andersmal äußern.

b) Bei jedem einzelnen oder allgemeinen Unglücksfalle erlaube man keineswegs jeden nach eigenem Willen zu bauen, sondern jeder werde gehalten nach der Vorschrift des Kreisbaumeister, die für seinen Gebrauch bestimmte Behausung aus feuerfestem Materiale aufzuführen; weil die Landbaumeister oft nicht im Stande sind, einen vernünftigen Bauplan anzugeben. Hievon sind blos einzeln stehende Häuser ausgenommen, deren Besitzer zwar auch feuerfest, doch nach eigenem Willen bauen können. Dadurch würden die Provinzialstädtchen regulärer, feuersicherer, lichter, gesünder, und geeignet werden, bei dem geringern Umfange die täglich mehr anwachsende Menschenmenge besser zu fassen; der Soldat würde lichtere gesündere Wohnungen erhalten, und leichter durch die Vorgesetzten zu übersehen seyn, den meisten Anordnungen, Neckereyen und Klagen wäre hiedurch leicht vorgebeugt; der Bürger könnte, und würde sein Haus besser bauen, und zu benützen suchen, und auf solche Art würde der ewige Zwist aufs thätigste beendiget, und allerseits Ruhe und Einigkeit hergestellet werden können. Aber, wer soll diesen Bau unternehmen, höre ich fragen?

Nach der Meinung vieler, die über diesen Gegenstand dachten und sprachen, würden von Seiten der hohen Landesregierung die Bauunkosten, von Seiten der Herrschaften, das Materiale, und von Seiten der Bürger und Unterthanen alle dabei vorkommenden Roboten unentgeldlich geleistet. Wenn nun bei guter Aufsicht jede kleine Reparatur gleich vorgenommen würde, so könnten durch geringe Unkosten, die große Menge Schlafkreuzer, und die dabei vorkommenden Unrichtigkeiten ganz vermieden werden. Der Soldat würde in Friedenszeiten auch zum Feldbau angehalten, denselben nicht verlernen, und dann wenn er erst spät seine Entlassung erhält, doch zu jeder Wirthschaft, die er hier nach echten Grundsätzen betrieben hätte, geeignet seyn; denn ich setze voraus, daß nicht allein ein der Menschenmenge angemessener Garten, sondern auch ein Feld von hinlänglicher Größe bei jedem Hause seyn müßte, um dadurch in Friedenszeiten den Soldaten nicht nur besser leben zu machen, sondern auch zum Oekonomen darin zu bilden. So würde ein Staatsglied mit dem andern besser verbunden, und unwillkührliche gebührende Achtung für Jeden die natürlichste Folge seyn. Unschätzbar wären die Vortheile, die alle aus dieser Einrichtung entstehen würden. Die Zivilärzte besorgen in den Zeiten des Krieges, gegen ein bestimmtes Honorar, diese Spitäler; indeß die Militärärzte durch schnellen und früheren Verband am Schlachtfelde, vielen Tausenden das Leben erhalten, die sonst ein Opfer des Todes geworden wären. Die Städte und Dörfer blieben frei von Ansteckung, und das Vaterland hat immer auf hinlängliche und kräftige Bürger zu zählen; indeß der einzelne Gutsbesitzer außer Sorgen seyn kann, seine Wohnung durch Krankheitsstoff angesteckt, durch üble Behandlung verwüstet, und oft zu Grunde gerichtet zu sehen.

Wer in solchen Fällen öfters gewesen ist, wird mich leichter verstehen, und mit mir und mehreren die Abänderung wünschen.

Fortsetzung
der Notizen über verschiedene Fabrikgegenstände in Oesterreich.

(Man sehe N. 1.)

48.

Katoptrische Instrumente.

Seit dem Tode des Optikers Schulz, haben sich die hiesigen Optischen Instrumentmacher wenig mehr auf die Verfertigung katoptrischer Fernröhre verlegt. Bei dem

umstande, daß die Spiegelteleskope vor andern dioptrischen Fernröhren so entscheidende Vorzüge haben, und überhaupt die Geschichte der Astronomie wohl keine erhabenere Entdeckungen aufzuweisen vermag, wie jene seit der Verbesserung der Reflektoren neuerer Zeiten, wird es jedem Freunde der optischen Wissenschaften angenehm seyn zu erfahren, daß Gottlieb Schönstädt, ein sehr geschickter Künstler in diesem Fache, sich seit längerer Zeit ausschließend mit der Verfertigung katoptischer Instrumente befaßt, und auf diesen Beschäftigungszweig bereits mit einem Befugnisse von Seite der k. k. Stadthauptmannschaft für Wien betheilt worden ist.

Von den Instrumenten, welche er bis jetzt verfertigte, verdienen zwei besonders angeführt zu werden, da sie von dem k. k. Hofastronomen von Triesneker und andern Kunstverständigen als vorzüglich brauchbar und schön gearbeitet erklärt wurden. Die Röhre des größern Teleskopes nach Herschel's Art, ist ein achtseitiges Prisma von Nußbaumholz auf Mahagonyart gebeizt, deren Länge 4 Fuß 2 Zoll, und der innere Durchmesser 4 ¼ Zoll beträgt. Der Spiegel hat 3 ¾ Schuh 45 Zoll Brennweite, und ist am unteren Ende der Röhre durch ein zweckmäßiges Maschienenwerk gehörig befestigt und zentrirt. Man sieht in diese Röhre durch eine kleine Oeffnung von obern Ende, gegen einen auf 45 Grad geneigten Planspiegel hinein. Hier befindet sich die Maschiene für die Okulare, und gleich darüber der Sucher dem Augenglase so nahe als möglich. Die Vertikalrichtung wird dem Instrumente in einem hölzernen Stuhl vermittelst Flaschenzüge gegeben. Uiberdies ruht die Röhre vorne auf einer gezahnten Stange, die man höher und niedriger stellen, und mit einem Dreher sehr fein vertikal, und vermittelst einer Schraube ohne Ende auf das Genaueste horizontal richten kann. Bei diesem Instrumente sind 6 Okulare und ein Sonnenglas. Das kleinere Instrument hat ganz dieselbe Einrichtung 18" Fokallänge und 3 ½" Chorde, ein irdisches, 3 astronomische Okulare, und ein Sonnenglas. Der Preis des größern ist 500 fl. W. W., des kleineren Instrumentes 300 fl. W. W. nach dem gegenwärtigen Kurse von beiläufig 200 pr. Cto. gerechnet. Nach der Einrichtung der Werkstätte zu schließen, wo sich auch ein Gießofen befindet, scheint Schönstädt sein Unternehmen in bedeutender Ausdehnung betreiben zu wollen, und die Käufer werden demnach jederzeit bei ihm vorräthige Instrumente finden, oder wenigstens nicht in dem Falle seyn, bei Bestellungen lange warten zu müssen.

Seine Wohnung ist an der Josephstädter Glacis nächst der Salpetersiederey im sogenannten Michaelerhause im 1ten Stocke.

49.

Wasserdichtes Leder.

Joseph von Sauximont, der vor einigen Jahren schon anfieng wasserdichte Tücher zu machen, und seit Kurzem auch den Filzhüten eine ähnliche Zurichtung giebt, ist gesonnen, nunmehr auch wasserdichtes Sohlen- und Oberleder zu verfertigen. Er behauptet, daß Stiefeln, welche aus seinem wasserdichten Leder gemacht, und nach der von ihm eigends angegebenen Methode von dem Schuster genäht werden, die Feuchtigkeit nicht durchlassen, wenn man sie selbst 4 bis 5 Stunden unausgesetzt im Schneewasser oder bei der größten Nässe trüge. Das Zurichten des Oberleders zum Vorfuß und der Sohlen wird bei einem Paar Stiefeln auf 4 fl. W. W. zu stehen kommen, und die Arbeit des Schusters, da das Nähen hiebei mühsamer ist, um einen Gulden mehr kosten. In England soll man nunmehr auch Taft wasserdicht machen. Diese Erfindung wäre sehr wichtig, da hiedurch selbst die leichte Kleidung der Frauen sie wenigstens kurze Zeit bei einer gäh einfallenden üblen Witterung, vor dem Eindringen der Nässe schützen, und sie vor mancher Krankheit bewahren würde, die oft blos in einer schnellen Erkältung ihren Grund hat.

50.

Strohpapier.

In einer früheren Notiz (Man sehe N. 48. 1813.) ist von der Fabrikazion des Strohpapiers Erwähnung geschehen. Nachträglich wird hier bemerkt, daß der Waschblaufabrikant Ant. Estler sich ebenfalls mit Versuchen, aus Stroh verschiedene Gattungen Papier zu machen, abgegeben hat.

Bei einer über diesen Gegenstand kürzlich abgehaltenen ämtlichen Komission wurden von demselben nicht nur mehrere Gattungen Schreibpapiere aus Stroh verfertigt, vorgewiesen, sondern er zeigte auch aus demselben Materiale fabrizirtes sogenanntes Papier goumauve und Papier lucydonique, welche zum Kopieren der Zeichnungen dienen. Man erhielt die erstere dieser eben erwähnten Papiergattung bis jetzt vorzüglich aus Frankreich, wo dieselbe wie man behauptet, aus der getrockneten Eibischstaude gemacht werden soll.

51.

Lichen-Ciocolade.

Der hiesige bürgerl. Ciokolademacher Joseph Gepthon hat es nach mehreren Versuchen dahin gebracht, den Extrakt des isländischen Mooses, (Lichen island) mit der Ciokolade auf eine Art zu mischen, daß man dasselbe bei dem Genuße beinahe gar nicht verspürt, und gewöhnliche Ciokolade zu trinken wähnt. Man findet in seinem Gewölbe in der Kärntnerstrasse N.

dreierlei Sorten dieſer Lichen-Chokolade. N. 1 und 2. ſind ohne Vanille, und unterſcheiden ſich blos in der Menge des beigemiſchten Lichenextraktes. N. 3 iſt mit Vanille verſetzt, und ſchmeckt wie gewöhnliche gute Chokolade. Der Preis dieſer letzteren Gattung iſt 6 fl. W. W. pr. Pfund. Die beiden erſtern Sorten ſind etwas wohlfeiler. Der Lichen-Chokolade ſcheint in mediziniſcher Hinſicht den Vortheil zu gewähren, daß Kranke, welche ſich des Lichens als Arzney zu bedienen genöthigt ſind, daſſelbe als Frühſtück, ohne den ſonſt widrigen Geſchmack zu verſpüren, zu ſich nehmen können. Auch ſoll man ihn in Rußland ſchon ſeit längerer Zeit kennen, welches aus dem Umſtande höchſt wahrſcheinlich wird, daß viele ruſſiſche Offiziere bei ihrem Durchmarſche durch Prag, Berlin und andern Städten häufig dieſe Gattung Chokolade zu kaufen begehrten, und ihre Verwunderung äuſſerten, daß ſolche noch nicht in Deutſchland bekannt ſey.

52.

Bierbräuerey nach engliſcher Art.

Wenn gleich die Bierbräuerey in Böhmen, Mähren und ſelbſt in Oeſterreich bedeutende Fortſchritte gemacht hat, und wenn anders die Eigenthümer der Bräuhäuſer das nöthige Materiale nicht ſparen; und ſich bei der Arbeit nicht übereilen, man auch hierlands gutes Bier erzeugt; ſo fehlt es bei dem mannigfaltigen Gattungen Bier, doch noch an jenen ſtärkeren Sorten, wie z. B. das Ale, Porter u. d. gl. welche in Nordbeutſchland und England gebräut werden. Dieſem Mangel will H. Graf von Pfaffenhofen, durch die Errichtung einer großen Bräuerey zu Grinzing nächſt Wien abhelfen, wo mehrere Gattungen des ſtarken engliſchen Biers erzeugt werden ſollen. Er wird ſich hiebei jener ganz neuen Methode bedienen, auf welche die Engländer Needham Rowlins und Komp. ein Patent erhalten haben.

Zu dieſem Ende hat der Herr Graf bei ſeiner Anweſenheit in London die nöthigen Maſchinen und Einrichtungsſtücke erkauft, welche auch bereits von Odeſſa hieher unterwegs ſind.

Dieſe Bierbräuerey ſoll auch mit einer großen Branntweinbrennerey und Eſſigſiederey verbunden werden. Es läßt ſich zu erwarten, daß durch dieſe gemeinnützige Unternehmung das inländiſche Brauweſen ſehr gewinnen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pillen von meinem Arzte zum Theil vergoldet.

(Fortſetzung. Siehe N. 13.)

Eilfte Pille. Vorurtheile beim Krebs.

Eine Frau verlangte den Rath eines Arztes wegen des Krebſes, an dem ſie litt. Sie nahm den Verband ab, womit das Bruſtgeſchwür bedeckt war, und es kam ein ungeheures Stück Kalbfleiſch zum Vorſchein, welches ſie unmittelbar auf das Geſchwür gelegt hatte, um, wie ſie ſagte, den Hunger des Ungeheuers zu ſtillen, welches an ihr nagte. Sie ſah alſo das Uibel für ein Thier an, das ſie ſelbſt verſchonen würde, wenn ſie es täglich mit Fleiſch ſättigte. Dieſer Aufwand koſtete ihr mehr, als der Unterhalt für die ganze Familie. Es koſtete größere Mühe, ſie von dieſem Vorurtheile, als von der Krankheit zu heilen.

Zwölfte Pille. Der Wurm am Finger.

Der Wurm am Finger (Panaritium) iſt eine Entzündung, die oft die traurigſten Folgen hat. Wegen der Natur der Theile die ſie trifft, iſt ſie von andern äußeren Entzündungen ſehr verſchieden. Man darf hier durchaus mit dem Oeffnen nicht ſo lange warten, bis die Zeitigung da iſt. Schiebt man es ſo lange auf, bis ſich Eiter gebildet, und gebraucht bis dahin nur erweichende Mittel; ſo wird der Schmerz, der durch den mechaniſchen Druck der Nerven und durch die Hinderniſſe entſteht, welche die eigene Struktur der Finger der Ausdehnung der mit der Entzündung verbundenen Geſchwulſt in den Weg legt, immer größer, dehnt ſich immer weiter aus, und begleitet die dahin laufenden Nerven in ihrer ganzen Länge. Die Geſchwulſt verbreitet ſich über die ganze flache Hand. Der Vorderarm, der ganze Arm, ſelbſt die Achſelhöle nimmt Antheil daran. Es entſtehen ungeheure Eiterungen, ſelbſt der Brand ſtellt ſich zuweilen ein, greift ſo weit um ſich, als die Entzündung gieng, und das Leben des Kranken kann dabei ſogar in Gefahr kommen. Bei minder wichtigen Fällen, nimmt die Krankheit folgenden Gang: Nach einigen ſchlafloſen Nächten, verbunden mit Fieber und Tag und Nacht wüthenden Schmerzen, bildet ſich Eiter, die Haut bricht auf, und im Grunde des Geſchwürs ſieht man die Flechſen der Finger ſich abblättern, zerſtören und ſtückweiſe vergehen, ſo daß dieſer Theil in der Folge ſteif und unbeweglich wird, und zwar entweder in gebogner Stellung, wenn der Ausdehner zerſtört iſt, und im graden, wenn der Beugemuſkel unbrauchbar geworden.

Man muß daher den Wurm, sobald er sich zeigt, gleich mit Ernst angreifen, und gleich in der Geburt zu ersticken suchen. Wird dies verhindert, so muß die schon entstandene Entzündung durch einen Einschnitt in den geschwollenen Finger auf der Stelle gehoben werden. Obgleich nur Blut weggeht, wird doch die Eiterung und das Entblößen der Flechsen verhütet, wovon sonst unausbleiblich ihre Zerstörung und die Unbeweglichkeit des Gliedes die Folge ist.

Dreizehnte Pille. Die Ruhr.

Ein allgemeines Vorurtheil macht die Ruhr zu einer ansteckenden Krankheit. Sie ist es aber an sich nicht, schwächt aber die Kranken außerordentlich, veranlaßt dadurch Nervenfieber, wüthet nun epidemisch, und macht besonders in Feldlagern und bei Armeen große Verheerungen. Tausend Soldaten sind oft zu gleicher Zeit damit befallen, aber nicht weil sie ansteckt, sondern weil alle denselben schädlichen Einflüßen ausgesetzt sind, weil sich alle von schlechten Nahrungsmitteln nähren, oder wohl gar Mangel daran leiden; weil alle derselben nassen und kalten Nachtluft ausgesetzt sind, und dieselben erschöpfenden Beschwerden ausstehen.

Vierzehnte Pille. Die Milchversetzung.

Auch über diese herrschen unter den Frauen und selbst unter Aerzten noch starke Vorurtheile. Man hält die milde Frauenmilch für die Ursache der scheuslichsten Zerstörungen jener Organe, auf die sie sich geworfen. Wenn sich nach einer beschwerlichen Geburt die gereizte Gebärmutter entzündet, so nimmt hieran bald der ganze Unterleib Theil; er wird hart, gespannt und schmerzhaft. Die Brüste, gegen welche die Säfte zuerst zuströmten, fallen zusammen, und die Frau stirbt. Bei der Leichenöffnung trift man den Unterleib voll Wasser, worin verhärtetem Eiweis ähnliche Flocken schwimmen. Man hält dies für Milch aus den Brüsten, und es ist doch blos eine vom Darmfell gewöhnlich ausgeschwitzte Flüßigkeit, die deswegen dick und weislich ist, weil jene Haut entzündet worden. Das Weilkwerden der Brüste bestärkt hauptsächlich in jenem Vorurtheil. Aber bedenkt man denn nicht, daß die Milchabsonderung auf der Stelle aufhören muß, sobald ein lebhafterer Reiz in der Gebährmutter statt findet, nach dem bekannten Gesetze der thierischen Oekonomie: daß zwei etwas starke Reize oder Schmerzen nicht zu gleicher Zeit eintreten können?

Fünfzehnte Pille. Die Fontanelle.

Nichts kostet mehr Mühe, als Kranke dahin zu bringen, sich selbst in den dringendsten Fällen ein Fontanell setzen zu lassen. Vorzüglich sträubt sich das schöne Geschlecht dagegen. Man fürchtet sie seit Zeitlebens offen erhalten zu müssen, und zieht daher spanische Fliegenpflaster, die man wegnehmen kann, wenn man will, weit vor. Dennoch macht dieses denselben Reiz wie jenes, ist dabei schmerzhafter, verursacht einen plözlichen großen Verlust an Säften, und kann nicht in allen Fällen die Wirkung des Fontanell ersetzen. Es bewirkt nur die Absonderung einer wässerigen, eiterähnlichen Feuchtigkeit, nicht aber des Eiters selbst, wie er sich in dem kleinen künstlichen Geschwüre des Fontanells erzeugt. Man kann ein Fontanell, wenn die Ursachen, welche seine Anlagen anzeigten, gehoben worden, allezeit wieder zuheilen und ohne alle Gefahr, wenn nur mit gehöriger Vorsicht verfahren wird.

Sechszehnte Pille. Spanisches Fliegenpflaster.

Dies erinnert mich an ein anderes Vorurtheil: daß nämlich das Fliegenpflaster immer auf den Leidenden Theil gelegt werden müsse. Dennoch können bedenkliche Fälle zur Ausnahme von dieser Regel nöthigen. So darf man einem an einem großen Eitergeschwür Leidenden, der zu viel gegessen hat, und nun Magenweh bekommt, nicht das Pflaster auf den Bauch legen. Denn da der Magen höhere Verrichtungen hat, und ein wichtigerer Centralpunkt der Organisazion ist, als das Geschwür; so wird die Eiterung aufhören, und alle Feuchtigkeiten dringen zum gereizten Magen. Da die er aber für sie nicht empfänglich ist, so treten sie zu den Lungen, die konsensuell ebenfalls gereizt sind. Der Athem wird schwer, in wenigen Stunden erfolgt Erstickung. Diese tritt noch früher und gewisser ein, wenn das Pflaster, statt es aufs Geschwür zu legen, um die Wiedereiterung zu bewirken, da angebracht wird, wo sich die Seitenstiche einfinden.

(Forsetzung folgt.)

Die Mineralquelle bei Selters.

Nach der Untersuchung des berühmten Hofapothekers Andreä enthalten 100 Kub. Zoll Selterser Wasser an der Quelle selbst 124 Kub. Zoll kohlensaures Gas, also beinahe das 1/4 Fache seines Volumens, was sich in gut verschlossenen Krügen 1 1/2 Jahr erhält.

Die Luft über den Spiegel der Quelle ist so bedeutend mit Kohlensäure überladen, daß in einer Höhe von 3 Fuß über demselben ein brennendes Licht und entzündeter Kampfer, und auf ein Fuß Höhe entzündeter Schwefel, brennendes Stroh, brennender Phosphor und Pyrophor ausgelöscht werden, und auf einer halben Fußhöhe das Fortbrennen des Tabaks verhindert wird. Und dennoch sieht man die Füllmädchen von Morgensfrüh bis zum späten Abend in dieser Atmosphäre, in der nicht daran gewöhnte Thiere ersticken werden und müßten, nicht nur athmen, sondern sich noch durch hellen fröhlichen Gesang und lustige Einfälle und Witz zur Thätigkeit ermuntern.

So viel vermag beim Menſchen die Macht der Gewohnheit. An fixen Beſtandtheilen erhielt das Selterſerwaſſer in 100 Kubikzollen Pariſ. nach Weſtrumbs Analiſe, der wir zur Vergleichung die Bergmanniſche beiſetzen, wobei in deſſen Schwediſches Maaß und Gewicht zu Grunde liegt, (100 Kubikzoll Schwed. ſind nur 76,3 Pariſ. Kubikzoll gleich.)

	nach Westrumb.	nach Bergm.
Kriſtalliſirtes ſalzſaures Natron	98 $^{21}/_{24}$ Gr.	109 ½ Gr.
Kriſtalliſirtes ſchwefelſaures Natron	4 $^{11}/_{16}$ —	0 —
Kriſtalliſirtes kohlenſaures Natron	97 —	24 —
Kohlenſaurer Kalk	14 ¼ —	17 —
Kohlenſaure Talkerde	8 ⅝ —	29 ⅛ —
Kohlenſaures Eiſen	¾ —	0 —
Kieſelerde	1 ¼ —	0 —
	225 $^{19}/_{416}$ Gr.	180 Gr.

Die Quelle des Selters iſt eine der ergiebigſten Mineralquellen Deutſchlands. Nach den Meſſungen, welche man gewöhnlich dreimal des Jahrs vorzunehmen pflegt, liefert ſie im Durchſchnitt jede Minute 20 Maaß, das Maaß zu 2 Pfund Köliniſch Markgewicht gerechnet. Aber an keinem Brunnenorte iſt auch die Verſendung von Mineralwaſſer ſo auſſerordentlich groß als hier. Welcher Brunnen in der Welt kann ſich rühmen, mehr als 1 Million und 6000 Krüge in einem Jahre zu verſenden? Bei welch einem Mineralbrunnen werden jährlich faſt 1 ½ Million Korkſtöpſel, 25,000 Pfund Pech, 26,000 Stück Leder, 1500 Pfund Bindfaden und 30 Klafter Holz zum Schmelzen des Pechs verbraucht, und wo in der Welt werden 55000 neue Stück Krüge oder Flaſchen als unbrauchbar zum Füllen und Verſenden zerbrochen? Nirgend! Nirgend in der Welt wie in Selters! Allein im Jahre 1791 wurde an gefüllten Krügen verſendet: 1,215,708 neue ganze Krüge, 23,898 neue halbe Krüge, und 316,554 alte Krüge. Aus dieſem auſſerordentlichen Brunnengewerbe erklärt es ſich auch, warum Selters ſo wenig von Fremden beſucht wird, indem man daſelbſt alles ſo ziemlich vernachläßigt hat, womit man bei ſo manchen andern Brunnen, wo die Verſendung des Waſſers weniger bedeutet, den zahlreichen perſönlichen Beſuch der Kurgäſte zu bewirken bemüht iſt. Muſterhaft iſt hier das Verfahren beim Reinigen des Quellbehälters und die auſſerordentliche Sorgfalt, womit das Füllen, Verkorken und Verpichen der zu verſendenden Krüge betrieben wird. (Weſtrumbs Auszug aus Andreäs Beſchreibung des Geſundbrunnens in Selters, Marburg, Krieger 1813.)

An den Septimius nach Horaz.

Septimius, der du zu Gades Küſten
Mir folgen würdeſt in der drohend'ſten Gefahr,
Zu dem Cantabrier, der nie in ſeinen Wüſten
Gehorſam unſrem Joche war,
Bis zu der Syrten unwirthbarem Lande,
Wo ſtets die Welle ſchäumt am Felſenſtrande,
O! möchte meines Alters ſichre Wohnung
Doch Tibur ſeyn, das einſt ein Grieche hat erbaut;
O! wäre es mein Ziel, die ſüſeſte Belohnung
Für mich im Kriegsdienſt zu Land und Meer ergraut!
Gönnt mir der Parzen Zorn auch dort nicht zu verweilen,
So will ich zu Galeſus Ufern eilen,
An welchen wollenreiche Lämmer weiden,
Wo ſich ausbreitete Phalantus Reich.
Vor allen Ländern lacht mir dieſer Ort voll Freuden,
Sein Honig kommt Hymetus Honig gleich,
Vom blühnden Weinſtock iſt er grün umgeben,
Wetteifernd prangt er mit Falernums Reben.
Des Winters Kürze und des Frühlings Länge
Schenkt Jupiter, und Aulon, ringsumkränzt,
Von Reben, deren farbenreiche Menge
Mehr als Falernums Traube glänzt,
Und dieſen Ort und dieſe ſtillen Höhen
Sollſt du mit mir vereint, Geliebter, ſehen.
Wann ich im Sturm der Jahre einſt geſunken,
So weine dort auf meinem Grab;
Mit Thränen nezе dann der Aſche letzten Funken
Des Dichters, der ſich dir als Freund ergab.

Franz von Maltitz.

Uiber den neuen Sprudel *) in Karlsbad.

Seht, wie hier Hygias reichſte Quelle
Rauchend aus dem Schooß der Erde dringt,
Wie ſie brauſend ihre kühne Welle
Durch den Dampf der heißen Wolke ſchwingt!
Dumpf erbrüllte aus den tiefen Klüften
Donnerhall in unſer banges Ohr;
Als du der Erde hohlen Grüften
Mächtige Najade drangſt hervor.
Zitternd wähnten wir, die grauſe Stunde
Der Vernichtung ſey uns nah;
Aber ſchäumend aus der Felſenwunde
Unſer Auge dich erſcheinen ſah.
Zum Vertrauen ſollſt du uns erwecken
Auf der Allmacht ſtarke Hand;
Denn der drohenden Zerſtörung Schrecken
Haben ſich in Segen umgewandt.

Franz von Maltitz.

*) Dieſer neue Quell entſtand im Jahre 1809. Mehrere Erſchütterungen verkündigten den Karlsbadern ein Ereigniß ungewöhnlicher Art, bei näherer Beſichtung fand es ſich, daß die Quellen ausblieben, die ſich erſt nachher wieder zeigten; unter dem ehemaligen Badehauſe bahnte ſich dieſer ſogenannte neue Sprudel ſeinen Ausweg.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 33. Juli.

Uiber die Verwaltung des Pupillarvermögens in den deutschen kaiserl. Erblanden. Zwei Aufsätze.

(Fortsetzung. Man sehe N. 32.)

II.

Uiber die beste Art der Waisenverwaltung in den k. k. Staaten Oesterreichs.

Ohnerachtet man aus dem vorstehenden Aufsaze(I.)übergeugend sieht, mit welcher väterlichen Liebe und weiser Fürsorge die österreichische Regierung fast seit 30 Jahren auf die Sicherstellung und Vermehrung des Eigenthums der Minderjährigen bedacht war: so glaubte sie doch noch nicht damit genug gethan zu haben.

Es ist ein eigenthümlicher Zug der Oesterreichischen Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen umsichtsam, zwar langsam, aber ruhig und sicher fortzuschreiten. Jeder entdeckte Mißbrauch, jede bemerkte Unvollkommenheit, jeder Anlaß wird hiezu benüzt. So stellte denn auch die vortreffliche, oberste Justizstelle, nach allerhöchstem Befehl, gegen Ende des Jahrs 1812 in einem eignem Hofkanzleidekret die Frage auf: In welcher Art das Unterthans-Waisen- und Depositenwesen im Allgemeinen zur vollen Beruhigung der Staatsverwaltung zu bestellen, und die ordentliche Gebahrung mit den dahingehörigen Geldern zu sichern wäre?

Ein würdiger Staatsbeamte, der die Verwaltung des Waisenvermögens der Landleute für einen der wichtigsten Gegenstände der Staatshaushaltung anerkannt, welche die unausgesezte Wachsamkeit und Sorgfalt der Regierung erfordre, unterzog sich der Beantwortung. Seine Arbeit wird hier im Wesentlichem mitgetheilt, und veranlaßt vielleicht auch andre patriotische Sachkenner, ihre Stimme hören zu lassen.

Gutachten über die Regulirung des unterthänigen Waisen- und Depositenwesens, und über die dadurch zu bewirkende Hebung der dabei noch obwaltenden Mängel.

Die in dem allgemeinen bürgerl. Gesezbuche §. 21. 49. bis 53. 95. 96. 106. 151. 175. 187. bis 283. 569. 591. 597. 865. 866. 1494. und 1495 ausgedrückten allgemeinen Vorschriften über die Vormundschaften und Kuratelen gelten überhaupt auch für den Bauernstand; nur ist erforderlich, daß die für leztern zu führenden Rechnungen auf eine möglichst einfache, leichtfaßliche, und dem gemeinsten Menschenverstande begreifliche Weise geführet werden.

Die besonderen bei der Vormundschaft und Kuratel des Bauernstandes zu beobachtenden Vorschriften weiset jedoch das bürgerl. G. B. §. 284 den politischen Gesezen zu.

Diese Abweichungen betreffen hauptsächlich:

a) Die Leistung dreijähriger Waisendienste, an die Obrigkeit von jenen Pupillen, welchen beide Eltern schon mit Tod abgegangen sind.

b) Den Wirthschaftsbetrieb der Pupillargüter, und

c) Die Verpachtung und Veräußerung derselben.

Dabei muß immer der aus dem Zusammenhange der Justiz und politischen Landesgesetze sich darstellende Grundsaz unverrückt im Auge behalten werden: Bei Bauerngütern, welche unterthänigen Pupillen gehören, jede mögliche, den Grundsätzen einer zweckmäßigen Bewirthschaftung widerstreitende Zerstückung derselben, auf das sorgfältigste zu verhüten.

Unter dieser Voraussezung scheint nöthig zu werden:

1) Daß die politische Gesezgebung eine eigene zweckmäßige Waisen- und Depositenordnung für den Bauernstand bearbeite, und sie durch ein Patent allgemein und gleichförmig in den deutschen Erbländern zur Beobachtung einführe.

Dieses Generalgesez müßte diesen wichtigen Gegenstand von allen Seiten erschöpfen, und zugleich auf die in dem bürgerlichen G. B. deshalb bestehenden Vorschriften mit Anführung der §§. genau hinweisen. Dadurch

würde in der Behandlung der Waisen und Kuranden des Bauernstandes, und in der Berechnungsmethode ihres Vermögens eine wünschenswerthe Gleichförmigkeit in diesen Ländern überall bewirkt. Die jetzt bemerkbaren Verschiedenheiten und Abweichungen in den Waisenverrechnungen einzelner Herrschaften und die damit verknüpften Nachtheile für die Pupillen hörten auf; so wie allen neuen, willkührlichen, oft konfusen Verfahrungsarten vorgebeugt würde.

2) Die Rechnungsmethode muß, wie gesagt, auf die jedem, auch dem geringsten Landmann, überzeugligste Art eingerichtet und vorgeschrieben werden. Die für die Unterthanen der kön. Städte, und wahrscheinlich auch der k. k. Staatsgüter vor einigen Jahren vorgeschriebene Waisenrechnungsmanipulazion ist zu gekünstelt, giebt unredlichen und listigen Beamten zu viel Spielraum, die Pupillen unentdeckt zu bevortheilen, und gewähret durchaus keine zuverläßige und genaue, noch weniger überzeugende Übersicht des einzelnen Pupillarvermögens in Absicht auf die Art der Entstehung, den wahren Betrag, Zuwachs, Abnahme und die gesetzmäßige Gültigkeit. Sie bietet vielmehr die Hand zu geheimen, selbst von dem Revisionsamte (Buchhalterey) unmöglich zu entdeckenden Unterschleifen und Betrügereyen, wenn der Rechnungsleger insgeheim betrügen will, — ist also durchaus zweckwidrig.

Folgende Methode dürfte eher der höchsten väterlichen Willensmeinung entsprechen:

a) Bei jedem unterthänigen Waisenamte sollten zwei Bücher Ternionsweise geführet, mit Lit. A. B. C. etc. bezeichnet werden, nämlich ein Waisenvermögensbuch, und ein Waisenaktivschuldenbuch. Über jedes wird ein Namenrepertorium gehalten.

b) Das Waisenvermögensbuch enthält den Namen des Vormunds, des Pupillen, dessen Alter, dessen Erziehungsart, die Zeit und Art der Entstehung seines Vermögens die Vorschreibung dessen Kapitals und jährlicher Interessengebühr in einer Kolonne, die nach und nach geschehenden Geldverwendungen für ihn in einer zweiten Kolonne; es kann auch der Vermögensausweis beigefüget werden.

c) Das Waisenaktivschuldenbuch enthält den Namen des Schuldners, die Zeit des ausgestellten und intabulirten Schuldscheins, die gegebene Spezialhypothek, die Vorschreibung der dargeliehenen Kapitalssumme und jährlicher Interessengebühr in einer Kolonne, die nach und nach geschehenden Interessen- und Kapitalsabschlagszahlungen in einer 2ten Kolonne; es kann auch der Ausweis beigefügt werden, wie viel jedem Pupillen von diesem dargeliehenen Kapital zugehöret.

d) In einem so wie in dem andern Vormerkbuche wird für einen jeden Pupillen oder Schuldner ein ganzes Blatt offen gelassen, und das Buch fortlaufend paginirt. (Die Formularien ist der Verfasser erbötig zu liefern.)

Diese Methode gewährt die augenblickliche Übersicht des Vermögens und dessen Verwendung bei jedem Pupillen bis zu seiner Großjährigkeit, eben so auch die augenblickliche Übersicht der normalmäßigen Kapitalienanlegung, und deren Tilgung. Die Summen beider Bücher gegen einander verglichen ergeben die Richtigkeit der Waisenverwaltung, und wieviel im Ganzen an Baarschaft in der Waisendepositenkassa erliegen müsse ꝛc. ꝛc.

e) Aus diesen beiden Büchern wird auf die leichteste und geschwindeste Art die einfachste und zuverläßigste Hauptrechnung jährlich formirt und ausgewiesen, wo die Gelder fruchtbringend angelegt sind, dann wieviel Kassabaarschaft mit dem Jahresschluße vorhanden seye. Dies geschieht offenbar durch bloße Extrakte aus beiden Büchern, die Richtigkeit dieser Extrakte wird jedesmal durch den leitenden Oberbeamten verifizirt.

f) Auf gleiche Art erhält auch jeder Vormund und jeder Kapitalsschuldner sein eignes, mit jenen Büchern genau korrespondirendes Einschreibbüchel.

g) Bei Herrschaften, zu denen mehrere Dörfer gehören, können die Waisenvermögensbücher wenigstens, oder auch beide Bücher, Gemeindweise geführt und numeriret, und jedes Dorf oder Gemeinde erst in Ternionen nach der größern oder mindern Anzahl der Waisen eines Orts litterirt werden.

h) Durch diese vorgeschlagene Rechnungsart wird unverkennbar auf die einfachste Weise eine fünffache wechselseitige sichere Kontrolle hergestellet, und jedem möglichen geheimen Umtriebe ꝛc. gänzlich vorgebeugt, das Band des Vertrauens zwischen Beamten und dem argwöhnischen Unterthan befestiget, ꝛc. ꝛc. die Staatsverwaltung selbst aber hierin vollkommen beruhiget, so wie die ordentliche Geldergebahrung durchaus überzeugend gesichert.

Nur muß dem Waisenverwalter die Pflicht aufgelegt werden, jedes eingehende, für den Pupillen zur Verwendung nicht geeignete Kapital, sobald es 20 fl. beträgt, längstens in 6 Wochen vom Tage des Gelderlags unter eigener Haftung für die Zinsen a 5 pr. Cto. sicher zu lociren.

Sehr rathsam wäre es, wenn diese Rechnungsmethode auch in allen kleinern Städten des Landes mit einziger Ausnahme der Provinzialhauptstädte gesetzlich eingeführt würde; weil nur zu viele und tägliche Erfahrungen genug lehren, wie wenige Vormünder und Kuratoren außer den Hauptstädten im Stande sind, ordentliche Rechnungen zu legen, und wie äußerst wenige Menschen in kleineren Städten es giebt, deren sie sich zur Abfassung der zu legenden Vormundschaftsrechnungen, und dieß oft nur gegen bedeutende Honorarentrichtungen, die den Vormündern empfindlich fallen, mit Sicherheit und Zuverläßigkeit bedienen können. Darin liegt der Grund hauptsächlich von so mancher Verwirrung in Waisenverwaltungsgeschäften auch in Städten, besonders wenn der

Syndikus nicht sehr wachsam ist, und aus eignem Antrieb und Ordnungsgeist selbst thätige Hand anlegt, sondern da er dafür nicht zu haften hat, den Schlendrian hingehen läßt, und sich wohl hütet, eine größere Last auf sich zu leiten, als er schuldig ist zu tragen.

Nun entsteht die Frage:

3) Wer ist auf jeder Herrschaft der geeignetste zur Verwaltung des Waisenvermögens der Unterthanen? Sieht man auf die bestehenden Gesetze und deren genaue Handhabung; so wäre dazu als der zuverlässigste, für die Staatsverwaltung beruhigendste Mann auszuwählen, und gesetzlich festzusetzen: der auf jeder Herrschaft oder Gut aufgestellte Justiziär.

Dafür sprechen folgende Gründe, dawider aber gar keine, wenigstens keine erheblichen.

a) Auf jedem Gut oder Herrschaft muß die Justiz entweder durch einen eigenen Justiziär, oder ein delegirtes Gericht verwaltet werden, immer also durch einen in den Rechtsgesetzen unter öffentlicher Autorität geprüften Mann, was selten ein Wirthschaftsbeamter ist, der öfters kaum die Grammatikalklassen durchlaufen hat.

b) Das Hofdekret vom 21. August 1788 J. G. S. R. 879 1ens ad b. befiehlt mit weiser Vorsicht allgemein, daß der Entwurf des vom Wirthschaftsamte abgefaßten Abhandlungsvertrags, oder der eigentlichen Verlassenschaftseinantwortung dem Ortsgerichte (Justiziär) zur Einsicht und Bestätigung über dessen Gesetzmäßigkeit jedesmal vorgelegt werden solle. Dieses weise Gesetz scheint im Allgemeinen gar wenig, und nur selten hie und da auf einer Herrschaft beobachtet zu werden, und doch ist es so wichtig, da es das Vermögen eines ganzen und zwar des zahlreichsten und ungebildetsten Standes im Vaterlande sorgsam sicherstellt. Wird der Justiziär der gesetzliche Waisenverwalter auf jedem Herrschaftsgute seyn, so muß dieses Gesetz dann jedesmal und unverbrüchlich zur sicheren Beobachtung kommen. Schon hierin zeigt sich ein großer Gewinn, und eine eben so vollständige Beruhigung der Staatsverwaltung in Absicht des adelichen Richteramtes.

c) Zugleich wird dadurch auf die leichteste und zuverlässigste Art eine sichere, bis jetzt ganz mangelnde Kontrolle in Waisen- und Kuratelgeschäften zwischen dem Wirthschaftsamte und Justiziär, und zwar ohne allen Kostenaufwand der herrschaftlichen Renten, was insbesondere zu bemerken ist, und im folgenden Absatz erprobt werden wird, unverkennbar hergestellet.

d) Es muß auch hiebei der sehr oft eintretende Umstand beherziget werden, daß manches herrschaftliche, besonders kleinere Gut, nicht selten nur einen einzigen Wirthschaftsbeamten (Verwalter) besitzet, und kaum diesen aushalten kann, der ein omnis in omnibus ist, wo also gar keine Spur irgend einer Kontrolle denkbar ist.

e) Bei dieser besseren Art der Waisenverwaltung wird auch gedachtes Hofdekret dem 21. August 1788 überhaupt, insbesondere aber in der Vormundschaftsbestellung, in der Aufsicht auf die Waisengüter, in der Bestätigung aller den Mündel betreffenden Kontrakte, in den in Waisengeschäften vorkommenden Nachlassertheilungen, in Aufnahme und Berichtigung der Waisenrechnungen selbst, in der Verlassenschaftsabhandlungspflege mit allen dahin gehörigen Amtshandlungen ꝛc. ꝛc. mit größerer Präzision, Schnelligkeit, Emsigkeit, Evidenz und Gesetzmäßigkeit durch die Wirthschaftsämter gehandhabt werden müssen; woraus vielfältige und bedeutende Vortheile, die hier aus einander zu setzen nicht der Ort ist, selbst in Hinsicht auf alle Zweige der so wichtigen Justizverwaltung (justitia fundamentum regnorum) unstreitig nach und nach entspringen.

f) Der Justiziär erhält dadurch ein größeres Ansehen und Würde unter dem Landvolke, wird nicht mehr als ein prekäres Nebenwesen betrachtet, das um zu leben, nach rechtsfreundlichen Nebenverdiensten oft sparsam, oft ohne Beachtung des Rechtes, schnappen, und alles, nur um sich und seine Familie kümmerlich zu ernähren, was ihm nur in den Weg kömmt, ergreifen muß ꝛc.

Die Unterthanen lernen ihn nicht blos als einen strengen Richter fürchten, sondern auch zugleich als einen wohlthätigen Vater verehren; Achtung und Liebe muß er gewinnen, das Unterthansband, und jenes des Gehorsams, der Pflichten ꝛc. wird befestiget; der Unterthan wird veredelt, mehr beglückt, und wird aus eigener besserer Überzeugung ein tiefer Verehrer der ihn, seine Rechte, sein Eigenthum, seine Kinder und Familienverhältnisse mächtig und väterlich schützenden Landesgesetze werden.

g) Die Lage und Verhältnisse der Justiziäre werden dadurch bedeutend und aufmunternd verbessert, ohne daß es der Herrschaft und deren Renten einen Groschen mehr kostet. Der die Justizpflege besorgende Geschäftsmann, oft mit zahlreicher Familie schwer und drückend beladen, hat dann weniger Ursache auf Neben- und Abwege zur Besserung seines Lebensunterhaltes zu gerathen. In ihm befestigt sich der schöne und reine Trieb: die Gerechtigkeit im wahren und edlen Sinne wirklich auszuüben; er wird strenge ohne Grausamkeit, mild ohne Schwäche, er sieht sich geehret, er sieht sich geachtet. Er hat nun nicht mehr nöthig, die Advokatie als einzigen oder Hauptbroderwerb zu betrachten. Damit nehmen die Prozeßsüchtigkeit und eigennützige Berathung unter dem Landvolke ab; es wird geneigter zu Vergleichen, billiger in Rechtsansprüchen, es wird gesitteter, schonender gegen Nachbarn, rechtlicher in seiner Handlungsweise, und im ganzen glücklicher; Ruhe, Friede, Ordnung, Recht und Eintracht wurzeln sich fester.

Die daraus entstehende Frage:

4) Wie soll der Justiziär als gesetzlicher Waisenverwalter, für diese Geschäftsführungen belohnt oder remunerirt werden, ohne auf der einen Seite der Staats-

verwaltung, oder auf der andern den herrschaftlichen Renten eine neue Last und Auslagen zu verursachen? löset sich gesetzmäßig auf folgende Art von selbst auf:

a) Die Staatsverwaltung erlaube dem die Waisenverwaltung gesetzlich besorgenden Justizlär die eingeführte Zähltaxe einen Kreuzer vom Gulden (vom Kapital und Interessen) überhaupt von allen in die Waisen- Kuratel- und Depositenverwaltung eingehenden und ausgehenden Geldern, als Honorar zu beziehen, wovon er jedoch auch alle Schreibmaterialien und Rechnungsauslagen ohne besondere Aufrechnung, die durchaus nicht zu passiren ist, zu bestreiten verpflichtet ist.

b) Die Staatsverwaltung weise ihm zugleich zu seiner vollkommenen Dienstausmunterung die in dem bürgerl. Gesetzbuche §. 266 und 267 schon gesetzlich ausgemessenen Belohnungen für seine treflich anerkannten Mühewaltungen und ordentliche Geschäftsführung als rechtmäßiges Einkommen zu.

Durch dieses gesetzmäßige, durchaus nicht drückende Mittel, das jeder Unterthan willfährig und freudig abreichen wird, weil er sich gegen jede andere Willkühr, Unfug und sonstigen geheimen möglichen Unterschleif eines zuweilen schmutzigen oder sehr eigennützigen Wirthschaftsbeamten vollkommen durch eine väterliche gesetzliche Waisenordnung geschirmt sieht, wird der Waisenverwalter und Justizlär immer zureichend und verhältnißmäßig für seine Arbeiten sich honorirt finden. Mit Freuden und Sorgfalt wird er nach Vorschrift der Gesetze seine Geschäfte führen. Und wäre dennoch einer im Stande, bei diesem gesetzmäßigen für jeden Fall zureichenden Emolumente seinen Eigennutz noch weiter zu treiben, und sich hierin gesetzwidrige Handlungen zu erlauben, (was äußerst schwer zu vermuthen ist) so wäre die darauf ausdrücklich zu setzende besondere Ahndung (nebst der nach dem Hofdekret vom 26. April 1790 J. G. S. Nr. 17 exequendo zu betreibenden ordentlichen Rechnungslegung, und zugleich nach Umständen der im Strafgesetze ausgedrückten Bestrafung) nämlich die sogleiche Entziehung dieses Waisenverwaltungsdienstes und des damit gesetzlich verknüpften Emoluments, die schwerste und empfindlichste Strafe für einen solchen Auswürfling.

Uiberdies muß dabei noch bemerkt werden, daß selbst jeder Waise und Kurandus durch allgemeine Einführung dieser Zähltaxe als Honorar überall gewinnen werde und müsse; weil die Erfahrung lehret, daß auf mancher Herrschaft, und auf manchem Gute, eine sehr beträchtliche Kapitalssumme, durch längere Zeit unelozirt, zu sogleich vorfallenden Auszahlungen während des Jahres baar in der Waisendepositenkassa erliegen gelassen, auf anderen zu diesem Behufe ein ganzes oder $^3/_4$ oder $^1/_2$ Perzent des Waisenvermögens baar per cassam gehalten, auf anderm nur 4 pr. Ct. Interessen, manchmal noch weniger den Waisen jährlich verrechnet werden, und was dergleichen willkührliche und geldfressende Einleitungen mehr sind, und demungeachtet doch noch die Zahlkreuzer von den Rentämtern allgemein bezogen werden, denen die Waisenvermögensverwaltung zu überlassen, wie dies bis jetzt allgemein gebräuchlich ist, aus vielen erheblichen, selbst dem herrschaftlichen gerechten Privatinteresse oft nachtheiligen Gründen wirklich gar nicht zulässig ist, und hie und da zu verschiedenen, zuweilen bedeutenden Unterschleifen, Umtrieben und Unfügen Anlaß geben kann, und vielleicht oft schon gegeben hat, und noch giebt

5) In der angetragenen Waisenordnung müßte, unter andern wesentlichen Punkten, auch noch besonders der schon gesetzlich eingeführte Grundsatz wieder ausdrücklich angenommen werden, daß die Obrigkeit nur jene Kinder der Unterthanen, welche von beiden Eltern verwaist sind, zur Leistung der sobenannten Waisenjahre, d. i. zur Verrichtung der Hof- und Waisendienste und zwar nicht länger, als höchstens auf drei Jahre zu fordern und zu nehmen berechtiget seye, im Ubrigen aber den über 14 Jahre alten, beider Eltern verwaisten und diese Waisendienste verrichtenden Kindern den nämlichen Liedlohn abzureichen verbunden seyn solle, welchen andere freiwillige Dienstboten nach Beschaffenheit ihrer Dienste, die sie leisten, empfangen, keineswegs aber befugt wäre, auch großjährige, oder blos vaterlose, oder blos mutterlose minderjährige Kinder in die herrschaftlichen Dienste zu fordern. Doch solle sich für jeden Fall auch hinsichtlich der gesetzmäßigen dreijährigen Waisendienste, genau nach den für die Pupillen bestehenden im bürgerlichen Gesetzbuche ausgedrückten Vorschriften, dann nach dem für das flache Land gesetzlich eingeführten Dienstbotenpatente, um den Dienstbaltern die gesetzmäßige Zeit zu verschaffen, sich um andere Dienstleute bewerben zu können, auf das genaueste stets benommen werden.

6) Was den Wirthschaftsbetrieb der Pupillargüter deren Verpachtung oder Veräußerung betrifft, in diesen Rücksichten bestehen schon sehr heilsame, und durch die Erfahrung als gut erprobte landesväterliche Gesetze, welche neuerdings blos von der höchsten Staatsverwaltung mit Rücksicht auf das jetzige bürgerliche Gesetzbuch und im Einklang mit demselben und dem herrschenden Zeitgeist sorgfältig revidirt zu werden bedürfen, und dann umständlich in die neue unterthänige Waisenordnung aufzunehmen wären.

Dahin schlagen zur Beobachtnehmung vorzüglich ein, das Patent für alle deutsche Erblande vom 29ten Oktober 1790 J. G. S. Nr. 27 das für Böhmen eigends erflossene Patent vom 26. Mai 1791 J. G. S. Nr. 152. und für eben dasselbe das Hofdekret vom 7. August 1795 J. G. S. Nr. 247. ꝛc.

Korreſpondenz.

Beitrag zu den Notizen über Fabrikgegenſtände in Oeſterreich.

(Man ſehe N. 1. und 32.)

In den überaus ſchäzbaren Notizen über Oeſterreichiſche Fabrikgegenſtände iſt unter andern auch N. 1 S. 5 der wichtigen Baumwollſpinnereien durch Maſchinen in der Nähe von Wien erwähnt worden, welche fabrikmäßig im Großen betrieben werden. Dieſer Tagen hatte ich Gelegenheit eine ſolche Fabrik genauer zu unterſuchen, und ich theile Ihnen hier den Beſtand derſelben als Reſultat meiner Beobachtung mit. Zuverläßig werden die meiſten Ihrer Leſer überraſcht werden, wenn ſie ſehen, daß ſo viel Aufwand, Mechanismus und ein ſo zuſammengeſetztes Ganze dazu gehöre, um mit Vortheil Menſchenhände bei der Baumwollſpinnerey zu erſetzen.

Es gehören zu dieſer Fabrik:

A. Ein großes eigends dazu aufgeführtes 2 Stock hohes Hauptgebäude.

B. Die ehemalige, zur Fabrik ganz neu hergeſtellte, einen Stock hohe Mühle, nebſt verſchiedenen Nebengebäuden.

C. Zwei Häuſer im nahen Dorfe.

D. 29 ½ Joch Aecker, und 1 ½ Tagwerk Wieſen.

A. Im großen Fabriksgebäude findet man:

1) Zu ebener Erde die Krampeley, worin ſich folgende Vorbereitungsmaſchinen befinden: 27 Krampel- 2 Flaſchen- 2 Streck- 3 Verſpinn- 1 Schnürmaſchine, 1 Reißteufel, und 1 Schleifmaſchine, die ſämmtlich durch das Waſſer mit einem eignen Rade in Bewegung geſetzt werden. Ein Theil des Raumes iſt verſchlagen, und bildet ſo ein Zimmer zur Ablieferung und Aufbewahrung der Vor- und Feingeſpunſte.

2) Der erſte und zweite Stock ſind Spinnſäle, in jedem 17, alſo zuſammen 34 Feinſpinnmaſchinen à 204 Spindeln jede, macht 6936 in ſteter Bewegung ſeyende Spindeln.

B. In der ehemaligen Mühle ein viereckiges 1 Stock hohes Gebäude mit einem geräumigen Hofe, enthält:

Im erſten Stock:

1) Die Direktorswohnung von 4 großen Zimmern, Vorhaus mit Gang, einer großen Küche und Speiskammer. Zwei an die Küche ſtehende Zimmer, wovon das eine 5 Fenſter hat, ſind bis jezt noch unbenutzt.

2) Die Buchhalterswohnung von 2 Zimmern und einer Küche.

3) Eine andere Wohnung von einem Zimmer, Kammer und Küche.

4) Ein Zimmer zur Verfertigung der Krämpeln, darin befinden ſich 2 Hackelmaſchinen, (auf welchen die Häckchen für die Krämpelmaſchinen verfertigt werden) 2 Strechmaſchinen zu Blättern und Bändern, (auf welchen die Löcher zum Einſezen der Häckchen in die Krämpeln geſtochen werden,) 1 Drahtmaſchine.

5) Ein großer Saal mit 16 Schlaftiſchen.

6) Die Sortiererey mit 1 Sortierwage, 1 Packmaſchine und den nöthigen Arbeitstiſchen.

Zu ebener Erde:

1) Eine kleine Krampleren mit 7 Krampel- 1 Dreh- und 1 Zieh-Maſchine, welche ebenfalls durch ein eigenes Waſſerrad in Bewegung geſezt werden.

2) Ein großes Zimmer als Eiſenmagazin benüzt.

3) Eine Wohnung von 2 großen Zimmern.

4) Eine Wohnung von 1 Zimmer und einer Kammer. Dieſe beiden Wohnungen haben eine gemeinſchaftliche Küche.

5) Eine große gewölbte Werkſtatt für ſämmtliche Profeſſioniſten, als: Schloſſer, Drechsler und Tiſchler mit aller dazu gehörigen Einrichtung, als hölzene und eiſene Drehbänke, Hobelbänke, Schraubſtöcke und ſämmtliche Werkzeuge. Außerdem befinden ſich darin in einem beſondern Verſchlage die zur Verfertigung einzelner Maſchinenbeſtandtheile nöthigen Vorbereitungsmaſchinen; als: 1 Riffelmaſchine, 1 Theilſcheibe und 1 große Eiſendrehbank, welche eben ſo wie die übrigen in der Werkſtatt noch befindlichen Drehbänke durch ein eignes Waſſerrad getrieben werden.

6) Ein gewölbtes Baumwollmagazin mit einer groſſen Wage.

7) Ein geräumiges Behältniß als Steinkohlenmagazin verwendet.

8) Ein gewölbter Stall für 4 Pferde.

An Nebengebäuden befinden ſich:

1) Die Hausmeiſterswohnung von 1 Zimmer, Küche und Boden. Daneben die Gelbgießerey mit einem Zugofen und die zum Gießen nöthige Einrichtung.

2) Eine große Scheune, theils als Baumwollenmagazin verſchlagen, theils zur Aufbewahrung des Heues, Strohes und Holzes benüzt.

3) Eine neue Schmiede mit 2 Blasbälgen, Amboſſen und aller ſonſtig erforderlichen Einrichtung.

4) Ein Stall auf 8 Pferde.

5) Eine Wagenremiſe auf drei Wägen.

6) Ein Kohlenmagazin.

7) Ein Hühnerſtall.

8) Ein guter Keller.

Ferner iſt vorhanden:

1 faſt neue große Feuerſpritze auf Rädern, 1 kleinere detto zum Tragen, 1 großer Waſſerwagen, mehrere Leiterwagen, ein großer Vorrath einzelner Maſchinbeſtandtheile, ſowohl an Holz, Eiſen als Meſſing, worunter eine

ganz neue nur bis aufs Zusammensetzen fertige Vorspinn-Maschine.

Der Werth des Ganzen ist auf 100000 fl. Conv. Geld geschätzt, und um diesen Preis dürfte es auch zu haben seyn.*)

Der Untergang des Tempelherrnordens.**)

(Göttingische gelehrten Anzeigen. N. 5. 1814.)

Das Verbrechen der Tempelherren waren ihre Reichthümer. Sie fielen in Frankreich als Opfer der schamlosen Politik und des Geizes Philipp's des Schönen, und der Schwäche und des Eigennutzes Klemens V. Schon manche Zeitgenossen der Vernichtung ihres Ordens zogen diese Folgerung aus dem Ausgange, den ihr Prozeß außerhalb Frankreich nahm; der Nachwelt ward sie erst fünf Jahrhunderte später Gewißheit durch die wenigen Aktenstücke, welche der Zufall der vernichtenden Hand ihrer ungerechten Richter entzogen hat, um sie zur Aufdeckung der Nichtswürdigkeiten aufzubewahren, mit welchen ihr Prozeß eingeleitet, betrieben und beendiget worden. So richtet die Zeit; selbst die ausgelernteste Arglist mit ihren Argusaugen kann ihrem Urtheil nicht entgehen.

Aus Akten sich zu unterrichten, ist nicht eines jeden Sache: der Menge müssen sie nach ihrem Inhalt verarbeitet gegeben werden. Eine solche schon vor 21 Jahren von ihrem Herausgeber mit der Verheißung großer Aufschlüsse angekündigte Verarbeitung ist bis jetzt ausgeblieben, und wird vielleicht auf immer ausbleiben. Ein Ungenannter (in den Mémoires historiques sur les Templiers. Par Ph. G*** Paris 1805. 8.) hat sie nach den in Deutschland durch Moldenhawer und Münter erschienenen Abdrücken der Aktenstücke versucht. Nun tritt Herr Raynouard, der wegen seines mit großem Beifall aufgenommenen Trauerspiels, les Templiers ein doppeltes Interesse hatte, die Unschuld des Tempelordens, aus authentischen Akten zu beweisen, mit einem noch vollkommenern Versuch auf, bei dem er sich aber nicht an die deutschen Schriftsteller, sondern blos an die Handschrift des Processus contra Templarios in der Abtey St. Germain des Prés gehalten hat. Was auch vielleicht der kritische Forscher und die echte historische Kunst anders wünschen möchte, so hat er doch eine überzeugende, hinreichend beurkundete und für die Menge sehr lesbare Rechtfertigung der unglücklichen Tempelbrüder geliefert.

Bis auf die Zeit seiner Anklage ward die Unbescholtenheit des Ordens allgemein anerkannt; sogar vom Pabst, sogar von Philipp dem Schönen noch drei Jahre vor dem von ihm eingeleiteten Prozeß. Inzwischen wurden des Königs Kassen erschöpft; was die Juden bluten mußten, reichte nicht hin, sie wieder zu füllen. Eher konnten es die Reichthümer der französischen Tempelherrn: sie wurden daher dem König plötzlich verdächtig, und an einem Tage (am 13. Oktober 1303) zu derselben Stunde in ganz Frankreich verhaftet. Jetzt schon warf Philipp die Frage auf: ob nicht ihre Güter, zum Besten der Fürsten, in deren Länder sie wohnten, könnten eingezogen werden? und nahm die französischen sofort für sich in Beschlag. Um die Volksstimme gegen die Tempelherrn zu gewinnen, erklärte er sie für Ketzer; um sie der Ketzerey schuldig zu finden, bestellte er die Inquisitoren, ohne sich an die Einwendungen des Pabstes zu kehren, dem ihre Ernennung gebührt hätte; um den Pabst zum Schweigen zu bringen, mußte ihm die theologische Fakultät zu Paris ein Gutachten stellen, das seine Maaßregeln billigte; um diese ihm sogar zur heiligen Königspflicht zu machen, mußte ihn eine nach Tours berufene Versammlung des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes im Namen des Volks bitten, die Tempelherrn zu bestrafen, da es dem König obliege, offenbar strafbare Ketzer, auch ohne Mitwirkung des Pabstes, auszurotten. Desto dreister läßt nun Philipp seine Inquisitoren Verhöre unter der Folter anstellen, bei denen nicht die Ableugnungen der Ritter, die unter den Qualen der Tortur standhaft bei ihrer Unschuld beharrten, sondern nur die durch Folter, durch Versprechung der Impunität und königl. Wohlthaten erpreßten Geständnisse, und zwar nur dann erst, wenn sie nach dem Sinn und der Vorschrift ihrer Inquisitoren ausgedrückt waren, ins Protokoll aufgenommen wurden. Daher auch solche Geständnisse, als in den Mund gelegt, bis zum Wunder übereinstimmen. So brachte Philipp 70 Geständnisse zusammen, mit denen er sein Verfahren vor dem Pabste rechtfertigen konnte.

Der Pabst fand Anfangs die dem Tempelorden gemachten Beschuldigungen unwahrscheinlich, unglaublich und unerhört. Philipp bearbeitet ihn nun bei einer neuen Zusammenkunft zu Poitiers, und gewinnt ihn, trotz der von ihm gemachten Eingriffe in seine päbstliche Jurisdiktion, für seinen Plan. Er wußte es durch arglistige Ränke zu verhindern, daß der Pabst den in der Nähe zu Chinon verwahrten Großmeister nicht vor sein Verhör zog; er wußte den Pabst zu bewegen, daß er den Bischöfen die Erlaubniß gab, sogar (was bis dahin uner-

---

*) Allenfallsigen Liebhabern kann nähere Auskünfte geben D. H.

**) Monumens historiques, relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple et á l'abolition de leur ordre. Par M. Raynouard. Paris. Egron. 1813.

hört war) gegen Ritter fremder Diözesen zu verfahren, und daß er die Exkomunikazion jedem drohte, der den Templerbrüdern Hülfe, Beistand und Rath ertheilen würde. Zuletzt wurde jetzt schon, nah vor der förmlichen Instrukzion des Prozesses, verabredet und beschlossen, daß der Orden auf einem allgemeinen Konzilium zu Vienne sollte aufgehoben werden.

Nach dieser Verabredung wurden päbstliche Kommissarien zur Untersuchung ernannt. Für die Anklagsakte sorgte, wie es scheint nicht der Pabst, sondern der König mit seinen Ministern; denn es findet sich noch im Archiv zu Chartres der Brouillon von ihr mit Verbesserungen, wohin er schwerlich hätte kommen können, wäre er nicht in der Nachbarschaft verfertigt worden.

Die Kommissarien eröffnen ihre Sitzung zu Paris mit der Vorladung der Ordensglieder und der Erklärung daß jeder der wolle, zur Vertheidigung solle zugelassen werden, und dennoch erscheint am ersten Termin (am 21. November 1309) auch nicht ein Ritter. Wie dieses in Paris, am Orte der Sitzung und der ergangenen Citazionen möglich war, ist ein Räthsel, wenn es nicht durch Holränke bewirkt worden, um freimüthige Expektorazionen und muthigen Vertheidigern der Ritter auszuweichen, weil es dem König nur um einen Schein richterlicher Prozedur zu thun war. Der Erzbischof von Paris macht nun in eigener Person im Gefängnißhaus des Großmeisters die Citazion bekannt, und läßt sie in andern Gefängnissen der Stadt und Diözes bekannt machen. Wirklich langen nun einige Brüder in Laienkleidern mit Geld zu Paris an, um Sachwalter für den Orden zu bestellen, werden aber bei der ersten Spur ihrer Absicht eingesperret und gefoltert. Dessen ungeachtet, sobald es nur ruchbar wird, der Pabst selbst werde die Ritter mit allen Formalitäten richten, schöpft alles neuen Muth: der Großmeister erklärt, daß er den Orden vertheidigen werde, und bittet nur um einiges Geld zur Bestreitung der Kosten; aber erhält keins. Es melden sich nach und nach gegen 900 Ritter zur Vertheidigung des Ordens; aber keinem wird eine Konferenz mit dem Großmeister gestattet. Das Zeugenverhör nimmt am 11. April 1310 seinen Anfang, der Vortheil neigt sich dabei auf die Seite des Ordens. Plötzlich wird nun vom Pabst, durch die Empfehlung des Königs, der Bruder seines Ministers Enguerran zum Erzbischof von Sens ernannt, und ihm und seinen Suffraganten die Spezialkommission gegen die Vertheidiger des Ordens aufgetragen. Die Ritter protestiren gegen alles Verfahren des Erzbischofs, so lange sie noch vor der päbstlichen Kommission stünden. Umsonst; „Die Geschäfte des Erzbischofs wären ja von denen der Kommissarien verschieden;" und der Erzbischof beginnt sein Inquisitoramt mit der Verbrennung von 54 Rittern, welche sich zur Vertheidigung des Ordens erboten hatten. Die Synode von Sens ahmen die zu Senlis, zu Pont de l'Arche, zu Carcassonne mit mehr oder weniger Schlachtopfern nach. Dieser Feuerfeste ungeachtet nahmen nur 44 Ritter die Behauptung ihrer Unschuld zurück; es schien dennoch, als ob es mit der Rechtfertigung des Ordens gelingen wolle. Ungesäumt erläßt daher der Pabst gegen die Ritter, die nicht gestehen würden, Folterbefehle nach Castilien, Leon, Arragonien, Portugal, Cypern, Rhodus, an die Bischöfe von Famagusta und Nicosia sogar an den Patriarchen von Konstantinopel, an den Bischof von Negroponte und den Herzog von Achaïen. Aber die Ritter fahren fort auch unter den Martern der Folterknechte ihre Unschuld standhaft zu behaupten.

Endlich wird das Konzilium zu Vienne am 13. Oktober 1311 eröffnet. Während der Rapport aus den Akten verlesen wird, erscheinen 9 Ritter, und bitten zur Vertheidigung ihres Ordens zugelassen zu werden. Statt ihre Bitte zu gewähren, läßt sie der Pabst verhaften (ein neues, bisher unbekanntes, empörendes Faktum, das aber von dem Verf. mit einem Brief des Pabstes an Philipp den Schönen hinreichend dokumentirt ist.) Die Prälaten von Italien (einen ausgenommen) die von Spanien, Dänemark, England, Schottland, Irrland, alle von Frankreich, (außer dem Metropolitan von Rheins, Sens und Rouen) sind der Meinung, die Tempelherrn müßten gehört werden. Dadurch ins Gedränge gebracht, hebt der Pabst plötzlich die Sitzung auf. Es verstreichen Monate mit Hin- und Herreden und Unterhandlungen. Um der Zögerung mit dem Endurtheil durch seine persönliche Gegenwart ein Ende zu machen, bricht Philipp der Schöne, begleitet von seinen drei Söhnen, seinem Bruder und einer Schaar von Kriegern im Februar 1312 nach Vienne auf. Der Pabst ist dem Könige zu Willen, und setzt sich über alle Formalitäten weg. Er versammelt die Kardinäle und mehrere Prälaten in ein geheimes Konsistorium, hebt den Orden kraft seiner apostolischen Gewalt auf, und publizirt am 3. April vor allen Mitgliedern des Konciliums, in Beysein Philipps des Schönen und seines Gefolges, die Vernichtung des Templerordens per viam provisionis. Die versammelten Väter, die nicht zum Berathschlagen und Abstimmen, sondern nur zum Zuhören berufen waren, schwiegen. Zur Sicherheit vor dem Urtheil der Nachwelt werden die Akten des Konciliums unterdrückt, und nur schwache Andeutungen dessen, was auf demselben vorgefallen, kamen in die Chroniken jener Zeit. Dennoch stehen Klemens und Philipp, durch das Wenige, was sich davon erhalten hat, gebrandmarkt vor der Nachwelt da. Es ist nicht wahr, daß der Orden durch ein oecumenisches Konciliun aufgehoben worden; nicht wahr, daß es wegen Ketzerey und Improbität geschehen; es geschah

wegen seines Reichthums, dem Philipp nur durch seine Auflösung in Frankreich als Raub davon tragen konnte.

Des Großmeisters, der dem Erkenntniß des Pabstes war vorbehalten worden, entledigte man sich nun kürzer. Der Pabst übertrug unter den nichtigsten Vorwänden seine Untersuchung dreyen Bischöfen zu Paris, denen nachher noch jener Engel des Lichts, der Erzbischof von Sens, und einige ihm gleichgestimmte Prälaten beigefügt wurden. Nach einem kurzen Verhör ward er zum Scheiterhaufen verdammt. Sein heroischer Tod und seine letzten Worte bei seiner Hinrichtung an die Zuschauer sind bekannt. Gab's je einen Prozeß von empörendern und gröbern Nullitäten?

Beispiel einer merkwürdigen Starrsucht.

Ein geschickter Arzt, Namens P****, ward in seiner Jugend zu Ingolstadt, wo er die Arzneywissenschaft studirte, gefährlich krank, und es erfolgte bei ihm jener Uibergang zu einer starken Sinnlosigkeit, die man für ein gewisses Zeichen des Todes zu halten pflegt. Er wurde als ein Todter behandelt, entkleidet, gewaschen, auf das Bett gelegt. Was aber seinen Zustand schrecklich machte, war, daß er alles selbst mit ansehen mußte. Er sah, hörte und fühlte. Sein Körper war starr und wie todt, aber er lebte! Er hörte die Klagen der Freunde und Verwandten, war sich seines Zustandes bewußt, sah die Anstalten seiner Beerdigung, und den Tischler das Maaß zu seinem Sarge nehmen. Welche schreckliche Lage! In der Nacht vor dem Begräbnißtage, als er auf dem Todtenbette sein Bewußtseyn mit der äußersten Spannung auf seinen Zustand heftete, und seine Seele gleichsam auf jeden Punkt der Maschine mit ganzer Seele wirkte, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber seine Hände waren mit Wachs und einem Rosenkranze so fest zugeknäuelt, daß er sie nicht brauchen konnte. Er sträubte und bäumte sich, so viel er konnte, und unter diesem Streben warf er mit dem über ihm gelegten Tuche die neben ihm stehenden Lampen um. Dieses Getöse machte diejenigen, die in einem andern Zimmer wachten, aufmerksam. Sie kamen, erschraken und flohen, kehrten wieder zurück, und nahmen ihn endlich auf sein wehmüthiges Jammern unter die Lebendigen auf. Er versicherte seinem Freunde, aus dessen Munde diese Erzählung genommen ist, daß ihm in diesem seinem Zustande drei Dinge besonders peinlich gewesen wären. In seiner vermeintlichen Sterbestunde sprach ihm nämlich der Geistliche so eifrig zu, daß ihm jede Silbe wie ein Dolchstich, schmerzhaft durch die Ohren drang. Der zweite physische Schmerz, den der vermeintliche Todte am lebhaftesten empfand, bestand darin, daß man ihm den Mund, den er in seiner Erstarrung offen hatte, mit Gewalt zudrücken wollte. Besonders gab sich einer seiner Schulfreunde Mühe, dieses zu bewirken, indem er die eine Hand über den Scheitel des vermeintlichen Todten fest anstemmte, und mit der andern das Kinn aus allen Kräften abwärts drückte. Der Erstarrte glaubte, daß ihm dieser Liebesdienst die Fugen der Kinnladen ganz gewiß zersprengen würde. Er litt dadurch ungemeine Schmerzen. Das dritte endlich war das Bespritzen mit eiskaltem Weihwasser, wovon ein jeder Tropfen, der ihm ins Gesicht kam, sein Innerstes erschütterte. Dennoch schrieb er diesem Weihwasser seine Rettung zu, und zwar auf folgende sehr natürliche Weise. Da man ihn auf seinem Todtenbette, aus frommer Freygebigkeit sehr oft mit dem Weihwasser bespritzte; so kam, wie er deutlich fühlte, eine gute Portion davon durch den offenen Schlund, und dieses verursachte, wie er glaubte, den Reiz, der ihm die Bewegung wieder gab. Es hat diese Geschichte viel Merkwürdiges, und ist überaus reich an Stoff zum Nachdenken für den Arzt, Philosophen und Polizeibeamten. Sie ist auch eben so wahr, und zwar nach den ersten historischen Regeln; denn sie wird aus dem Munde eines glaubwürdigen, helldenkenden Zeugen und eines Freundes desjenigen mitgetheilt, mit welchem sie sich zutrug.

Korrespondenz.

Lycopodium reflexum s. recurvum.

Es eben kömmt mir von Willdenows species plantarum Tom. 5. in die Hände, und ich finde die von mir im Hesperus 1813. N. 75. S. 565 als einmuscheinende Bärlappart aufgeführte Pflanze, in diesem vortreflichen Werke bereits beschrieben, deren ganze Charakteristik ich hiemit für jene, denen Willdenows Werk fehlt, mittheile.

1936 sp. 78 **Lycopodium recurvum** L. Foliis sparsis octofariis lineari lanceolatis acuminatis integerrimis reflexo patentibus rigidis, caule dichotomo erecto, ramis fastigiatis recurvis. W.

Lycopodium recurvum Kitaileb. in litt.

Krummästige Bärlappe. W.

Habitat in alpibus et subalpinis Hungariæ ♃

Affine præcedenti (L. Selago L.) sed folia reflexo patentia et apices ramorum recurvati. W.

Prag den 1. April 1814.

Opiz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 34. Juli.

Kurzgefaßte Geschichte

der k. k. Kreisämtlichen und Fürstlich Dietrichsteinischen Schutzstadt Weiskirch, Prerauer Kreises im Markgrafthum Mähren, von Joseph Hermann Agapit Gallas daſigen Bürger verfaßt, im Jahre 1812.*)

Einleitung.

Meine Vaterstadt Weiskirch, gehört zwar nicht zu den ältesten und volkreichsten, wohl aber zu den schönsten und denkwürdigsten Landstädten Mährens.

Sie liegt beinahe in der Mitte des Prerauer Kreises, nahe am Ursprunge des karpatischen Gebürges in einem anmuthigen und fruchtbaren Thale, das ihren Namen führt, und von dem fischreichen Betschwaflus bewässert wird. Bewaldete nord-, ost- und südwärts ziehende Berge bilden dies schöne romantische Thal, so daß nur die westliche Seite der freyeren Aussicht ins Land geöffnet bleibt. Den nördlichen Bogen dieses Bergamphitheaters deckt ein gemischter Nadelwald von Fichten, Tannen und Kiefern; den östlichen Tannen, Birken, Buchen und Eichen, den südlichen aber ein dichter Buchenwald, an dessen äußersten Ende die zerfallende, uralte Ritterburg Helfenstein hervorragt. Die westliche, über eine Meile lange Fläche begreift in sich nebst der Stadt Weiskirch, das Städtchen Drahotausch nebst einem hiezu gehörigen an der Betschwa liegenden Fischerörtchen (Riebarzi) und folgende zehn Dörfer: Jezernik, Podhora, Millenau, Slawitsch, Klabsdorf, Hrabuwka, Lhotka, Welka Ollspitz; alle zur hiesigen Herrschaft gehörig. Sie ist aber nicht ganz flach, sondern kleine und größere Ebenen wechseln mit Hügeln, die von der nördlichen und östlichen Seite sanft herablaufen, zwischen welchen mehrere rasche Waldbäche der Betschwa zueilen, die sich in der mittägigen Vertiefung zwischen Gärten und Wiesen, Hainen und Feldern, Teichen und Hutweiden in grossen Krümmungen windet, und der schönen Stadt von ihrer östlichen Anhöhe die herrlichste Aussicht über das ganze romantische Thal gewähret.

Weit bin ich in der Jugend umher gewandert, und habe Viele Länder gesehen und Gegenden, aber vor allen
Hat dies Thal meine Seele gelabt mit freundlichen Anblick.
Darum beschloß ich auch mein Leben hier zu vollenden.

Voß.

Diese Worte hat der Bukolische Dichter aus meiner Seele geschrieben; denn eben so dachte ich, als ich das schöne Weiskircher Thal*) nach einer 13jährigen Abwesenheit wieder ansichtig ward.

Man denke nicht, daß ich vielleicht aus natürlicher Vorliebe zu meinem Geburtsorte das Lob der heimischen Gegend zu sehr übertreibe. Nein, jedes für das wahre Schöne empfängliche Herz wird hier dasselbe empfinden. Ein jeder, sagt Herr Jurende in seinem mährischen Wanderer, auf das Jahr 1809, wer die schöne romantische Gegend um Weiskirch an dem Ufer des Betschwakhales gesehen hat, wird nie anders als mit Entzücken des herrlichen Genußes sich erinnern, den ihm die Aussichten dieses mahlerischen Thales gewährten.

Aber nicht immer war die Weiskircher Gegend so lustig und schön, als sie uns heut zu Tag anlächelt; denn laut unsern ältesten Urkunden, war sie noch in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts eine fürchterliche waldichte Einöde, die sich von dem Bache Sebnik, wahrscheinlich der heutigen Welitschka, bis an die Oder erstreckte, welche den Namen Hranicze, (Gränze) führte.

Der heil. Günther aus dem Benediktiner Orden, war der erste menschliche Bewohner dieser fürchterlichen Wüsteney, die nur den Auerochsen, Bären und Ebern bisher zum Aufenthalt gedient hatte. Aber er verließ sie später wieder, und beschloß bei Braunau in Böhmen, wo er sich ein Kloster für seine Ordensbrüder erbaut hatte, das in der Folgezeit der Hranitzer Wüsteney nur Einsiedler schenkte, sein Leben.

Obschon in Mähren die christliche Religion einige Jahrhunderte zuvor fast allgemein eingeführt war; so befanden sich dennoch in der Weiskircher Gegend,

*) Durch ein Versehen ist in N. 23. die Fortsetzung dieses Aufsatzes eher erschienen, als dessen hier folgender Anfang. D. H.

*) Man sehe N. 51. 1813. D. H.

und weiterhin in den karpatischen Gebirgen bis an die ungarische Gränze immer noch Heiden; welche zu bekehren Johann der vierte Bischof zu Ollmütz einige Benediktinermönche vom Kloster Raigern verlangte. Hier befanden sich damals einige aus dem braunauer Stift angekommene Priester, die Hamon oder Heymann Probst dieses Klosters, mit dem Auftrage, das Werk des Heiles an diesen zerstreuten Heiden zu versuchen, in diese Gegenden abschickte.

Sie liessen sich als Einsiedler in der Hranitzer Wüste nieder, und erbauten am Fuße des heutigen Hleiber eine kleine Kirche die noch bestehet, und von den deutschen Weißkircher Einwohnern, ungeachtet sie der Geburt Mariens gewidmet ist, St. Antoni Kirchel, wegen des dahin übersetzten Bildes dieses Heiligen, sehr uneigentlich und andächtlerisch genannt wird. Gott segnete ihren apostolischen Eifer so sehr, daß sie auch diese irrenden Schäfchen in kurzer Zeit mit der Heerde Christi vereinigten.

Der älteste dieser Einsiedler hieß Jurik, den auch der Ollmützer Bischof wegen seiner grosen Frömmigkeit, dieser, aus den letzten Resten des Heidenthums sich gebildeten christlichen Gemeinde zum Seelsorger vorsetzte. Da er ein Mönch war, so lebte er als Pfarrer im Cölibate; während die meisten andere Pfarrer in Böhmen und Mähren beweibet waren. Er ward nachher von Weiskirch, das ist von seiner Pfarrkirche, denn die Stadt war damals noch nicht angelegt, nach Raigern berufen, wo er als dritter Probst dieses Stiftes um das Jahr 1157 sanft in den Herrn entschlief.

Ihm verdankt aber die Stadt Weiskirch, wie man sogleich hören wird, ihr Daseyn.

Aelteste Geschichte der Stadt oder erste Epoche. Weiskirch; unter der geistlichen Obrigkeit der Benediktiner und Premonstratenser vom Jahre 1169 bis 1491.

Erste Abtheilung.

Weiskirch unter den Benediktinern.

Der fromme Jurik gehörte nicht zu jenen düstern Anachoreten, welche wähnten, daß man Gott nicht besser gefallen, und zu der christlichen Vollkommenheit gelangen könne, als wenn man sich von der menschlichen Gesellschaft absöndere, in Wüsteneyen begebe, und sich den wilden Thieren zugeselle. Er war ein Menschenfreund, der auch in seiner Einsamkeit für das Seelenheil sowohl, als für die körperlichen Bedürfnisse seiner Mitmenschen sorgte. In seiner bemoosten Zelle machte er den schönen Entwurf, die von ihm bewohnte finstere Einöde in eine fruchtbare lachende Landschaft umzuwandeln, wo viele Tausend Menschen ihren reichlichen Lebensunterhalt finden, und ihren himmlischen Vater für das tägliche Brod mit lautem Jubel danken könnten.

Mit diesen Gedanken begab er sich im Jahre 1169 zum Herzog Friedrich nach Ollmütz, um sich die Erlaubniß von ihm auszubitten; in der Hranitzer Wüste Kolonien anlegen zu dürfen, und sie mit arbeitsamen Menschen zu beleben. Der Herzog war zwar nicht abgeneigt dem patriotischen Vorschlag des frommen Einsiedlers Gehör zu geben; aber er übereilte sich nicht mit der Bewilligung, sondern untersuchte zuvor selbst das Land, und nachdem er sich von der Nutzbarkeit des Werkes und der Ausführbarkeit des Plans überzeugt hatte, schenkte er Jurik, oder vielmehr dem Raigerer Stifte, (damals zur braunauer Abtey gehörig) nicht nur den ganzen Wald bis an die Oder, sondern auch einen Mayerhof, der in der Schenkungsurkunde Stipky heißt, mit allen hiezu gehörigen Feldern und Obstgärten auf ewige Zeiten dazu.

Der dem Raigerer Kloster hierüber ausgestellte Brief ist zu Prag im Jahre 1169 abgefaßt, und führt die böhmische Königin Judith, den Prager Bischof Johann, nebst vielen böhmischen sowohl als mährischen Magnaten als unterfertigte Zeugen an. Sehr merkwürdig ist die Klausel, die Herzog Friedrich dieser seiner Schenkungsurkunde beifügen ließ: „Damit aber" so lauten seine Worte, „diese meine vollkommene Schenkung durch die Einblasung des bösen Geistes von niemanden meiner Nachfolger gewaltsamer Weise angefochten werden dürfte, so habe ich den Herrn Prager Bischof Friedrich ersuchet, einen Fluch, oder Bann sammt der fürchterlichen Bedrohung der gerechten göttlichen Rache am jüngsten Gerichte über denjenigen, so sich einer solchen Gewaltthat anmassen wollte, kraft seiner hohen geistlichen Würde ergehen zu lassen. Auch habe ich diesem Briefe nach dem Verlangen des braunauer Abts Heinrich zu gröserer Bekräftigung desselben das königliche Insiegel meines Vaters beifügen lassen."

Diese Fürsorge war für das Raigerer Kloster von der größten Wichtigkeit, denn obschon dieser Fürst den Benediktinern sehr gewogen war; so hegten dennoch die andern Prinzen des Hauses den bittersten Haß gegen dieselben.

Die Ursache desselben war wohl keine andere, als die höchst schändliche und ärgerliche That eines Layenbruders aus diesem Orden, die Johann Tagelius, ein Prämonstratenser des Hradischer Stifts, in seiner Geschichte dieses Klosters anführt; die Nothzüchtigung nämlich der frommen Fürstin Durinna, Gemahlin Otto des 3ten, Herzogs von Ollmütz, wegen welchen

nach seinem Befehle der damalige Benediktiner Abt dieses Stiftes, und zwanzig andere unschuldige Mönche mit dem Thäter zum Hungertode verurtheilet und eingemauert wurden.

Daß diese Geschichte kein erdichtetes Märchen seye, wie einigen Kritikern dünkte, beweist nachstehende Stelle, die mir Hr. Dlabatsch, Bibliothekär des Strahower Stiftes, aus dem Originalwerke mitgetheilt hat.

Sic ob delictum unius pœnam truculentam omnes acceperunt; sed justus Jesus Christus illorum dolorem et gemitum atque planctum innocentem in gaudium aternum commutabit. Nam illorum corpora sub anathematis vinculo clausa circiter 230 annos continues permanserunt, donex Petrus Hořinek dictus Abbas gradicensis vigesimus primus expatefecit supradictam capellam (S. Michaelis) et illorum corpora miraculæ hinc et inde sparsim humi jacentia, grande spectaculum! prospexit.

Tandem Stephanus Abbas dictam capellam de novo consecrari fecit, et R. D. Vicarius Abbas ossa illorum sub Altare in Capellam B. Mariæ Virg. in Ambitu transtulit, ibique in pace quiescunt usque in præsens tempus.

Et sic professores ordinis St. Benedicti qui inhabitarunt in eodem loco 74 annos de præfato cœnobio ammoti sunt.

Ich erwähnte dieser traurigen Geschichte deßhalb, weil sie uns einiges Licht über die folgenden Schicksale meiner Vaterstadt mittheilet.

Nachdem Jurik die hranitzer Wüste für das Kloster Raigern zum Geschenke erhalten hatte, begann er den dichten Wald an mehreren Orten zu lichten, und vertheilte sodann das Land, unter die neuen hieher berufenen Ansiedler, die wahrscheinlicher Weise aus den von ihm und seinen Brüdern bekehrten Heyden bestanden, unter gewißen Bedingungen, die es nach und nach in fruchtbare Äcker und Gärten umstalteten. Und so entstand meine Vaterstadt durch einen Einsiedler aus einer Einöde, deren Namen sie in der vaterländischen Sprache bis auf den heutigen Tag führet. Woher ihr deutscher Namen kömmt, ist nicht erweislich, und beruhet alles, was man darüber sagt, auf bloßen Muthmassungen.

Äusser Weisskirch wurden noch andere sechs Dörfer angelegt. Sie hießen nach unserer uralten Urkunde, Hermanice, Kutschky, Rahorach, Polom, Wielotin und Jezernicze, davon das Rahorach wenigstens unter diesem Namen nicht mehr vorhanden ist, das letzte aber dermalen zu einer andern Herrschaft gehöret.

Weisskirch scheint schon von seinem Ursprunge an kein gemeines Dorf, sondern ein Marktfleck gewesen zu seyn, weil es mit einem Wochenmarkte und einer eigenen Kirche versehen war.

Der Markgraf Wladislaw, der es mit dem ganzen Gebiete den Hradischer Premonstratensern nach dreißig Jahren seit seiner Entstehung ganz widerrechtlich verschenkte, nennt es in seinem Schenkungsdiplome: Villam forensem, quæ vulgari nomine Hranice appellatur cum foro ferre quartæ et jure patronatus Ecclesiæ ibidem sitæ.

Zu dieser widerechtlichen Schenkung schwiegen die brannauer Äbte Charo und Dluhomysl nicht; sondern nahmen sich des Raigerer Klosters gerechter Sache mit grosem Eifer an, und brachten ihre Klage nicht nur bei dem böhmischen Könige Premisl, sondern auch bei dem päbstlichen Stuhle gegen diese ungerechte, mit einem Bannfluche verpönte Anmassung vor. Aber alle Mühe und Vorstellungen waren vergebens. Denn weder der Markgraf Wladislaw noch die Hradischer Premonstratenser Chorherrn, ließen sich durch die Bannklausel abschrecken, sondern die Sache endete sich zuletzt nach zwanzigjährigem Prozeß durch einen freundschaftlichen Vertrag, vermöge welchen das Raigerer Kloster die Herrschaft Hranice den Hradischer Kapitel auf ewige Zeiten überließ; wogegen das Premonstratenser Stift dem Kloster Raigern zwanzig Mark feinen Silbers zur Entschädigung für die Cession auszahlen sollte. Die Transaktionsurkunde ward von Dluhomysl dem damaligen braunauer Äbte einerseits, und von dem Äbte des Hradischer Stiftes Bonifaz andererseits zu Prag im Jahre 1222 ausgestellt, und von mehreren Zeugen der beiderseitigen Kapitel unterfertigt, wozu der König Premysl-Ottokar, Wladislaw Markgraf von Mähren, und Roberth, Olmützer Bischof, zu mehrerer Bekräftigung ihre Insiegel beidruckten.

Die Benediktiner Mönche besaßen also das Weisskircher Gebiet nicht länger als 32 Jahre.

Zweite Abtheilung.

Weißkirch unter den Premonstratensern.

Verdankt Weisskirch seinen Ursprung den Benediktinern, so ward es durch die Premonstratenser eine der schöneren Landstädte Mährens.

Wahrscheinlich haben die reichen Chorherrn von Hradisch bald nach dem geschlossenen Vergleiche mit den Raigerer Benediktinern mehrere Dörfer in dem Hranitzer Walde angelegt, und zu dem hiesigen herrschaftlichen Schlosse den Grund gelegt, welches aber seit seiner Entstehung mehrerer Veränderungen erlitt.

Bonifaz, der erste Abt des Hradischer Premonstratenser Stiftes, im Jahre 1222 rechtmäßiger Grundherr des ganzen Weiskircher Gebiethes geworden, starb im Jahre 1223.

Unter seinen Nachfolgern Peter dem ersten, Abraham, Gerlach, Robert und Budisch erzeignete sich bis auf Chwalko, der 1290 Abt wurde, nichts merkwürdiges. Dieser letzte aber erhob den Marktflecken Hranitz das Jahr darauf zu einer Landstadt, und ertheilte ihr auch wahrscheinlich die ersten Privilegien, die aber nicht mehr vorhanden sind.

Sie ward hierauf, gleich andern mährischen Landstädten, nach alter Weise befestigt, das ist, mit hohen 3 fachen Mauern, vielen Basteyen und einen tiefen Wallgraben eingeschlossen; dann mit drei festen mit Thüren und Zugbrücken versehenen Thoren verwahrt, und trat so in jener alten Zeit als bedeutende Festung auf. Ihre Lage an einem länglichten Hügel gab ihr für diese Bestimmung keinen geringen Vortheil.

Der große Marktplatz war ringsum mit einer Laube eingeschlossen, die ein wahres Bedürfniß für jene Leute war, die sich aus den Vorstädten sowohl als auch aus den Dörfern zur Zeit der feindlichen Einfälle hinein flüchteten; denn sie diente den Belagerten statt Kasamatten und Magazinen. Daher diese ganze Anlage gleich mit zur Befestigung planmäßig gehörte, durch gemeinschaftliches Einverständniß aller Bürger für den gemeinschaftlichen Zweck seye, auf dessen Erhaltung die Gemeinde die gerechtesten Ansprüche hat. *)

Chwalko starb 1299. Ihm folgte Romann in dieser Würde, und diesem 1310 Bohuslaw, oder Bohusch der ein geborner Weiskircher und zuvor 25 Jahre Probst in Kinitz gewesen war. Er starb 1315 am 4. April und ward nach seinem Verlangen in Kinitz begraben.

Heinrich, sein Nachfolger starb 1322, an dessen Stelle die Chorherrn Thomas den ersten dieses Namens wählten. Zu seiner Zeit und zwar 1323 hielten zu Weiskirchen Johann von Luxenburg der böhmische König, dann Karl König von Hungarn und Friedrich Erzherzog von Oesterreich mehrere Tage eine Zusammenkunft.

Nach Thomas Tode 1332 erwählte das Hradischer Kapitel zu dieser Würde Fridrich den ersten, der nach 4 Jahren zum Nachfolger einen Augustin erhielt, welcher bis 1350 lebte.

Ihm folgte Bernhard der erste, dann Ykebislaw und Terward, der erste insulirte Hradischer Abt, dieser starb 1381 und nach ihm erhielt Peter der zweite die Insul, der sie 1383 Stephan dem zweiten hinterließ. Nach seinem Absterben erwählte das Stiftskapitel den Witschko Krschenowsky, in dessen Zeiten die Herrschaft und Stadt Weiskirchen dem Kloster Hradisch, wahrscheinlich auf ungerechte Weise genommen ward; beide aber, nebst einem Rechte auf 3 Lahnen Ackerlandes, und das Dorf Bielohe (Böllen) forderte sein Nachfolger Benedikt 1407 durch Klage bei dem Landgerichte zurück und war auch so glücklich, sie wieder zu erhalten. Weil aber das Stift in den hussitischen Unruhen einen ungeheuern Schaden erlitten hatte, so war der Abt Georg der zweite durch Noth gezwungen, beide wieder 1464 dem Herrn Stibor von Cymburg für ein Darlehen von 800 Schock böhmischer Groschen zu versetzen, die aber bald darauf abgezahlt wurden. Indeß war die Noth deshalb noch nicht gehoben und Weiskirch ward nochmals 1472 an Albrecht Kostka von Postupitz um 1000 ungarische Goldgulden versetzt.

Dieser überließ 1475 sein Pfandrecht auf Weiskirch dem Herrn Wilhelm von Bernstein; dem sie auch bald nach dem Absterben des vorerwähnten Abtes 1487 das Hradischer Stift beide als ein ewiges Eigenthum 1491 überließ.

Mit diesem Jahre also endet sich die erste Epoche der ältesten Schicksale meiner Vaterstadt Weiskirch, ihre ruhigste und glücklichste. Denn ohngeachtet sie dazumal unter der Herrschaft der Mönche stund, so genoß sie dennoch der größten Freiheit, welches daraus erhellet, daß sich damals viele aus dem Ritterstande hier ansäßig machten, die in der Vorstadt ihre Höfe mit weitläuftigen größtentheils steuerfreyen Ackerfeldern besaßen.

(Die Fortsetzung ist bereits N. 23. gegeben.)

*) Man sehe N. 84 1813.

Historisch-topographische Beschreibung
von
Mezö-Berény im Békescher Comitat.

(Fortsetzung. N. 30.)

Herr Dobrowodsky nahm im Jahre 1803 im Herbste den Ruf als Rektor und Organist an der evangelisch slavischen Gemeinde zu Berény an, und seine Stelle wurde bei zunehmender Zahl der Zöglinge und ihrer Abtheilung in 3 Klassen, die grammatische, sintaktische und humanistische mit zwei andern geschickten Mitarbeitern besetzt, die sich mit uns verbanden. Die Leitung der ersten grammatischen Klasse wurde Herrn Alexander Wako, vorhin Rektor der deutschen Nazionalschule in Mezö-Berény anvertraut, der auch die Aufsicht und Besorgung des für die Solventen errichteten Konvikts, und des Alumnei zwei Jahre hindurch über sich hatte, wo er dann nach Tots Kradács im Torontaler

Komitat als Rektor und Organist berufen wurde. Die Syntax lehrte Herr Georg Krizs, vorhin Präzeptor an der Schule zu Skalitz. Ich aber theilte meine Lehrstunden so ein, daß ich täglich 2 Stunden in der rhetorischen, 2 Stunden in der syntaktischen und 1 Stunde in der grammatischen Klasse den Unterricht besorgte. Nach Herrn Bako's Abgang mußte die grammatische Klasse wegen der Verschiedenartigkeit der Kinder im Lateinischen und anderen Elementarübungen abermal in 2 Klassen getheilt werden, und da ich und Herr Krizs ohnmöglich mehr als jeder 5 Stunden übernehmen konnten, so wurden den kleinsten Schülern aus der Obersten Klasse 2 Lehrer gegeben, welche abwechselnd lehrten, ohne in ihren eignen Studiis verhindert zu werden; und so arbeiteten wir dann fünfe bei einem einzigen Gehälte. Herr Krizs gab ich für seine treue Mithülfe 2 Jahre lang freyen Tisch, theilte die eingekommenen Didactra aus den 2 untern Klassen mit ihm in die Hälfte; dies und das wenige Monatgeld, das er sich durch Ertheilung an Privatstunden von ungefähr 8 — 10 wohlhabendern Schülern erwarb, war sein ganzes Gehalt. Und bis izt noch, wie ich leider höre, muß dieser, um die Anstalt in 9 Jahren verdiente Schulmann damit vorlieb nehmen.

Es hat der brave Mann gewiß ein besseres Loos verdienet!

Ausser den gewöhnlichen Schulstunden bekamen die Kinder Unterricht in der Botanik und im Zeichnen. Zu jenem verwendete ich die nachmittägigen Freystunden am Sonnabend und Mittwoch im Sommer halben Jahre, zu diesen im Winter halben Jahre.

Die botanischen Exkursionen, denen bei jeder Schüler unabläßlich zugegen seyn mußte, gewährten mir den Vortheil:

1) Daß meine Schüler bald alle um Verény wildwachsenden Pflanzen kennen lernten, und mit ihren Trivial und Linnéischen Namen zu nennen wußten, auch ihre Benutzung erlernten, sich herbaria viva anlegten, und die größern selbst zur Analyse gebraucht wurden.

2) War dies die beste Bewegung für sie, wobei sie sich auch im Lateinischreden übten, da auf solchen Spaziergängen keine andere Sprache gesprochen werden durfte.

3) Wurden sie dadurch vom zwecklosen Herumlaufen in den Freystunden abgehalten, welches sich gewöhnlich in Ausschweifungen aller Art endiget. Das mitgenommene Vesperbrod wurde im Freyen verzehrt, die gemeinschaftlichen Spiele durch mich geleitet, oder unter anderer Lehrer Augen gespielet, und so kehrte Abends alles müde und matt ins Dorf zum Nachtmahle und zur Nachtruhe zurück. Wöchentlich wurde auch einmal in der Körös unter Aufsicht im Sommer gebadet.

Sonntags vor der Frühkirche war Singstunde. Die Schüler erschienen dazu in ihren Sonntagskleidern. Jedesmal wurden einige Verse nach einer andern Melodie abgesungen, dann der Anzug der Schüler gemustert, und beim Zusammenläuten die Jugend in 3 Züge abgetheilt, wovon einer in die deutsche, der andere in die slavische, der dritte in die ungrische Kirche unter Aufsicht eines dazu erwählten Kustos paarweise zog.

Um der Jugend eine Übung in der so nothwendigen ungrischen Sprache zu verschaffen, so wurde die Einrichtung getroffen, daß den größeren eine Wissenschaft in dieser Sprache vorgetragen, und die untern Klassen in der ungrischen Grammatik geübt wurden. Die ungrischen Lehrer, die für diese Mühe von jedem Schüler einen Gulden jährlich bekamen, waren: Herr Johann Szabo, izt Honorär-Fiskal des löbl. Gjanader Komitats, und nach ihm Herr Stephan Fazekas. Ein Jahr lang trug ich selbst die Statistik von Ungarn in dieser Sprache vor.

Seit 1809 schloß sich an die Anstalt auch der gelehrte und wackere Pädagog, Herr Stephan Berey, hiesiger reformirter Prediger an, der vorher 8 Jahre hindurch als Professor an der Schule zu Vasarhely im Csongrader Komitate stand, und seit der Zeit die Statistik von Ungarn, die Landwirthschaft in ungrischer Sprache in der obern Klasse, in den untern aber die ungrische Grammatik lehret. Privatim lehrt er auch einige die deutsche Sprache nach Mártons Grammatik.

Im Jahre 1809 im Jänner bekam ich den Ruf zur Predigerstelle, nach Neu-Verbas, im Batscher Komitat, dem ich auch im März folgte; nicht als ob ich der Schularbeit überdrüssig geworden wäre, (denn die ist auch auf dieser Station mein Lieblingsgeschäfte) *) sondern um meine ökonomische Lage zu verbessern, und meine geschwächten Kräfte, wie ich Anfangs glaubte, auf der ruhigern Pfarrstazion mehr schonen zu können. Meine Stelle in Rhetoricis vertrat indessen Herr Georg Kutzian, dasiger slavischer Ortsprediger, indem Herr Oertel neben seinen schon übernommenen Arbeiten auch die Syntaxisten lehrte und das Examen im Juni mit Herrn Krizs auch in dieser Klasse abhielt. Schade daß es Herrn Kutzian nicht länger gefallen hatte, einige Stunden seiner Muße wöchentlich der Anstalt aufzuopfern.

Nach manchen Veränderungen wurde dann im Herbste 1809 Herr Mathias Farkas aus Irsa im Pester Komitat gebürtig, bald nach seiner Zurückkunft von deutschen Universitäten zum ordentlichen Rektor der An-

*) Seit 1811 besteht auch hier in Neu-Verbas ein grammatisches Privatinstitut, welches nun an die 50 Schüler zählt. Ich, mein ehrwürdiger Kollege, der hiesige Ortsprediger Herr Johann Buzás und Herr Professor Michael Fontany theilen uns in die Unterrichtsstunden. (Man sehe N. 13. 1814.)

kalt an meine Stelle vom Seniorate berufen. Oertel, die Schule liebend, hielt es für seine Pflicht, dem neuen Professor, so weit an die Hand zu gehen, als es derselbe wollte. Weil er aber hörte, daß derselbe im Französischen bewandert sey, so überließ er den französischen Unterricht demselben, welchen er auch 2 Jahre hindurch gegen ausserordentliche Bezahlung den Zöglingen ertheilt hatte. Im Jahre 1811 überließ er ihm auch das Griechische und Hebräische, und behielt sich nur das theologische und historische Fach vor. Durch verschiedene Ursachen bewogen zog der wackere Oertel im Schuljahr 1811—13 manum de tabula wo also Hr. Rektor Farkas in der größern Klasse allein blieb.

Auf Ansuchen des Seniorats aber entschloß er sich doch wieder zum Besten der Anstalt einige Unterrichtsstunden für die Zukunft zu übernehmen.

Zu meiner Zeit floß die Jugend nicht nur aus dem Békes Banater Seniorat, sondern selbst aus dem Bacser, Pester und den nördlichern Komitaten hier zusammen, und wir hätten leicht die Zahl unsrer Schüler, von 120 wie sie im Jahre 1808 war, auf 200 bringen können, wenn der Fond des Alumnei es zugelassen hätte, mehr Arme zu dem Freytische zuzulassen, welcher ohnehin an die 40 tägliche Eßer zählte.

Für das Dorf selbst ist diese Anstalt vortheilhaft, indem durch dieselbe zu meiner Zeit nach meiner Berechnung an die 12000 Gulden in Cirkulazion kamen.

Möge Gott meinem gelehrten, würdigen Nachfolger reinen Eifer für das Beste der Anstalt, Muth, Geduld und Ausdauern bei seinem für einen respektablen Theil des protestantischen Publikums wichtigen aber auch schweren, mühsamen Geschäfte lange Jahre verleihen! Dann wird die Anstalt bei allen Hindernissen und Schwierigkeiten dennoch bestehen, und immermehr aufblühen, wiewohl die drückenden, geldarmen Zeiten heutzutage viele von der Schule natürlich abhalten müssen.

Anmerkung. Im Jahre 1808 waren nach meinem Abgang Schüler in der obern Klasse 27; Syntaxisten 32, Grammatisten 23, Donatisten 20, Principisten 12 in Summa 114, im Jahre 1810 zusammen 102; im Jahre 1811 zusammen 72; 1812 aber 64 Schüler.

Oertels biographische Skizze.

Meinen Lesern wird es gewiß nicht unangenehm seyn, über die Lebensumstände des in diesem Aufsatze so oft erwähnten gelehrten und so nützlich thätigen Herrn Oertel nähere Nachrichten hier zu finden. Ich setze sie nach einem Aufsatze her, der mir von ihm selber schriftlich mitgetheilt worden ist.

Johann Zacharias Oertel, evangelisch-deutscher Prediger zu Mező-Berény, und Professor an der dasigen Senioralschule ist geboren den 24. Dezember 1763 zu Schlettau im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg. Sein Vater war Johann Zacharias Oertel, Schullehrer zu Schlettau: Seine Mutter Anna Katharina gebohrne Kesler. Nach empfangener erster Bildung daselbst, wurde er täglich zu einem Rektor nach Löbejün, einem benachbarten Städtchen, wegen der lateinischen Sprache geschickt. Im eilften Jahr seines Lebens wurde er in das berühmte Waisenhaus zu Glaucha, einer Vorstadt zu Halle, aufgenommen. Hier blieb er bis zum 17 Jahre seines Alters. Am 4. April des Jahrs 1781 wurde er unter die Bürger der Friedrichs-Universität zu Halle aufgenommen. Als ein armer Studirender blieb er hier im Waisenhause, und bekam nach einem halben Jahre den Freytisch daselbst, wofür er aber nach der dasigen Einrichtung, zwei Stunden täglich, in den untern Klassen des Waisenhauses öffentlichen Unterricht ertheilen mußte. Diese Uibung war ihm um so nützlicher, weil er dazu durch pädagogische Vorlesungen des Pastors Rebe, und des Waisenhausdirektors Freylinghausen angeleitet wurde. Auf der Universität selbst, hörte er in der Dogmatik und Moral den Doktor Rösselt; in der Geschichte der alttestamentlichen und neutestamentlichen Religion wie auch in der Exegese des alten und neuen Testaments den Professor Knapp; in der populären Dogmatik und Homiletik den Professor Niemeyer; in der Kirchengeschichte und Symbolik den Dr. Semler; in der Philosophie den Professor Eberhard; in der alten Geschichte den Professor Mangelsdorf; in der neuen Geschichte den Professor Sprengel; in der Geographie den Magister Fabry, und Andere in andern wissenschaftlichen Gegenständen. Bei allendem schärfte er zugleich sein Urtheils- und Sprachvermögen durch besondere Disputatorien mit den da studirenden gebornen Ungern, Fornet und Podhradsky (itzt evangelische Prediger und Senior im Neutraer Komitat) und durch öffentliche bei dem Direktor Freylinghausen. Seiner Uibung im Kanzelreden kam sehr zu Statten die Krankheit des Pfarrers Heinisch zu Löbejün, für den er zuletzt jeden zweiten Sonntag predigte.

Bald wäre aber unser Oertel seiner litterärischen Laufbahn auf immer entrissen worden, wenn die Vorsehung nicht besonders über über ihn gewacht hätte. Durch den damaligen Militärzwang im Preußischen, wurde er (auch seiner auffallenden Größe wegen, welche noch überdies Zuwachs versprach) im 2ten Jahre seines akademischen Lebens als Rekrute unter das Hallische Regiment gesteckt, wurde aber krank, und bekam die natürlichen Blattern. Sein braver Hauptmann v. Wedel der sein unverdientes Schicksal kommiserirte, hielt ihn nicht

eher zum Exerziren an, bis im Frühjahr die andern Rekruten ankamen. Dies war im Jahre 1783 zwischen dem neuen Jahre und Ostern. Diese seine Rekruten-Muße benützte er nun zum Lesen guter Bücher. Im Herbste des nämlichen Jahres gelang es seinen Gönnern an der Universität, und zu Hause, ihm den Abschied auszuwirken, der ihn schon in Wittenberg antraf. Hier hörte er nun besonders die berühmten Lehrer, Schröckh, Tittmann, Reinhard, Ebert und Titius. Auch hatte er hier Gelegenheit Bekanntschaft mit mehr hier studirenden Ungarn zu machen, besonders schloß sich ihm Herr Georg Serty (itzt evangelischer Prediger in Toth-Komlosch) freundschaftlich an. Ob er nun gleich bei dem Hauptmann von Sidow ohnweit Wittenberg, eine sichere Hofmeisterstelle zu hoffen hatte, so begab er sich doch, besonders von jenem ungrischen akademischen Freunde dazu aufgemuntert, voll Aussichten auf eine geschwindere, öffentliche Anstellung, die er wegen des publizirten Josephinischen Toleranzediktes zu erhalten hoffte, nach Ostern im Jahre 1784 in die österreichischen Staaten. In Wien machte sich um den verlassenen Fremdling der damalige Hofagent Hr. v. Drozdik, in Preßburg aber Hr. von Rajzsnyansky (itziger Agent in Ofen) und die berühmten Professoren Benzur und Stretschke durch Rath und thätige Hülfe verdient. Von Preßburg aus wurde er in das Haus des damaligen Superintendental-Inspektors des Theisser Bezirks, Stephan von Szirmay als Hofmeister seiner beiden Fräulein Töchter, Therese und Johanna, empfohlen, in welchem Hause er sich nicht nur beim Informiren in literärischer Hinsicht mehr ausbildete, sondern auch in der äußern Bildung viel gewann, wie er sie vorzüglich nachher in seinen hierländischen Verbindungen nöthig hatte. Besonders war ihm zu diesem Behufe, die vertraute Freundschaft des Hrn. Fiskals Draskozy günstig, der ihn von Kaschau aus hinlänglich mit Büchern versorgte. In Csérs und Kaschau übte er sich als Kandidat in Kanzelvorträgen.

Im Jahre 1786 bekam er den Beruf zur deutschen Pfarrstelle zu Mezö-Berény. Am 4ten Osterfeyertage hielt er hier seine Probepredigt, wobei der itzt noch lebende, ehrwürdige Greis, Michael von Miley evangelischer Prediger und erster Gentoralnotär sein Censor war. Am 6. Mai wurde er zu Renyhi durch den Herrn Superintendenten Michael von Szinowitz zum Predigtamte ordinirt; wie rühmlich er in seinem Examine vor der Ordinazion bestand ist im Ordinationsprotokoll eigends angemerkt.

In dieser seiner neuen Laufbahn, sammelte er sich eine auserlesene theologische Bibliothek und wurde in seiner Lektür besonders durch Herrn Samuel Theschedick, welches er dankbar erwähnt, mit den neuesten Werken unterstützt.

Niemals predigte er ohne vorher den Text in der Grundsprache studirt, alles wörtlich aufgeschrieben und memorirt zu haben. Daher die Stärke, die er noch itzt in der Exegese und den orientalischen Sprachen besitzt, daß ihm darinne nur wenige Prediger in Ungarn gleichkommen werden, daher sein lichtvoller, kräftiger, fließender Ausdruck im Kanzelvortrage. Zu den wöchentlichen Betstunden machte er eigne Ausarbeitungen über die Dogmatik, Moral und biblische Geschichte, und auch eigne liturgische Formulare arbeitete er aus. Nichts lag ihm aber so am Herzen, als die bessere Bildung der Landjugend. Daher besuchte er nicht nur die seiner Inspekzion anvertraute Nazionalschule fleißig, sondern hielt auch längere Zeit des Jahrs hindurch, als sonst gewöhnlich war, die öffentlichen Katechisazionen, und fing den täglichen Unterricht der Konfirmanden gleich vom neuen Jahr an welches bis zum Charfreytag fortgesetzt wurde.

Wie viel Eifer und Thätigkeit er bei der Senioralschule zeigte, ist oben erwähnt worden. Er trug zu dem neuen literärischen Leben, das seit der Zeit in Berény erwachte, im gemeinschaftlichen Leben, im Conventatorio und Disputatorio, welches wir in Gegenwart unsrer reifern Studenten mit Hrn. Kurator Major, Hrn. Kastner Mayer, Hrn. Chirurgus Pahek, Hrn. Prediger Zacharides und den Herren Schullehrern wöchentlich zweimal abhielten, durch seine gelehrte Theilnahme das Meiste bei.

Möge er nun der würdige Mann im 50ten Jahre seines Lebens und im 29ten seiner nützlichen Amtsführung lange noch mit Freude auf alles das Gute zurückblicken, das er als rastlos thätiger Lehrer in der Kirche und in den Schulen gewirkt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Anfragen wegen Mühlen an die Daubrawitzer Maschinen-Fabrik.

1. Ist die Fabrik Sag und Kompagnie in Daubrowitz (man sehe Nr. 23. 1812.) im Stande, eine solche Handmühle verfertigen zu lassen, wovon die Franzosen vor 1 oder 1½ Jahr Erwähnung machten? Sie ist eine tragbare Handmühle, womit täglich 5—6 Metzen gemahlet werden können. Was sollte der Preis bis Wien franklirt seyn?

2. Möchte ich auch vernehmen, ob jene nämliche Fabrik ein ganz echtes holländer Mühlenmodell nach genauer Proporzion zu verfertigen im Stande wäre? Um welchen Preis?

Antwort der Fabrik.

ad. 1. Die Einrichtung der von den Franzosen bekannt gemachten portablen Handmühle, ist uns zur Zeit noch nicht bekannt, allein wir haben schon einige Handschrotmühlen gefertigt, deren ganzes Gewicht incl. der Steine, circa 4 Ct. pr. Stück beträgt, und die, wenn das Getraide nicht feiner als zu Komißbrod gemahlen werden soll, täglich 5 bis 6 Metzen liefern, auf derselben auch feines Mehl gemahlen werden kann. Der Preis derselben auf der Fabrik ist 150 fl. W. W. Die Fracht bis Wien kann 15 bis 20 fl. W. W. betragen;*) wir können sowohl diese als auch die Französische anfertigen, wenn uns nur die Notiz gegeben würde, wo eine Zeichnung der letztern zu finden wäre.

ad 2. Sind wir im Stande eine ganz echte holländer Windmahlmühle, die der Herr Anfrager wahrscheinlich meint, genau und in einer Größe zu modelliren, nach der bei der Ausführung im Großen mit Sicherheit gearbeitet werden kann. Mit der Vorrichtung versehen, daß die Mühle sich immer selbst einrichtet, kostet ein solches Modell 150 fl. W. W.

An Anselm von Feuerbach.

Nach Durchlesung seines Aufsatzes über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens.

Olur am 6. Februar 1814.

Wer bist du Mann! der mit den Flammenworten
die ernste Wahrheit mir entgegen rief:
„daß d'rum der Menschheit Genius nur schlief,
weil mein Geschlecht an den bemannten Pforten
der strahlenden Erkenntniß, eigner Schmach
mehr, als der Kraft des Würgers unterlag —

Weil es den Wink der Lehrerin Geschichte
von Selbstsucht irregeleitet nicht verstand,
und so sich selbst der Sklavenkette Band
in freye Hände legt, um zitternd dem Gerichte
des Weltzerstöres wie ein Lamm zu stehn,
und wo es herrschen konnt', zu flehn —

Zu kriechen, wo es aufrecht konnte wandeln,
die Ruthe küssend die ihm Wunden schlug,
der Schwing entwöhnt die es empor einst trug
und todt für Rath, und ohne Muth zum Handeln,
sich knechtisch krümmend in das fremde Joch
das ein Tyrann um seinen Nacken zog." —

Doch Heil uns, Heil! der Nebel ist zerflossen
der lang den Blick der Nazionen band,
ringsum erhebt sich kraftvoll Geist und Hand
und strahlend glänzen des Entschlußes Proben,
der sich — bewußt der innern Federkraft —
zum ehrenvollsten Kampf emporgerafft.

*) „Wir fühlen nun, daß nicht der Leib, daß Seele
die Völker stark, unüberwindlich macht,
daß nur dem Muth der Sieg entgegen lacht,
die Feigheit stirbt in ihrer Schlangenhöhle;
und der allein der Freiheit würdig ist,
dem Hermanns Blut in deutschen Adern fließt."

„Wir sehn zum schnellen Untergang sich neigen
den Staat, der blöden Sinns den Geist der Zeit
verkennt, und dem zur eignen Sicherheit,
die Bürger Arme nur, nicht Herzen reichen,
um ihm, sobald des Unglücks Stürme weh'n,
den Rücken feig, verrätherisch zu dreh'n."

„Was wir aus der Geschichte nicht gelesen,
lehrt uns die theu'r erkaufte Gegenwart,
ihr ward der Preis, der blut'ge, aufbewahrt;
Ihr wandeln uns und unser träges Wesen!
und was wir sehn, nicht Rückkehr-Alter, nein!
es soll Entwicklung neu begonn'ner Zeiten seyn."

Das deutscher Mann! sind deine Flammenworte,
sie fuhren mir elektrisch in das Herz,
mein Auge wandt' entflammt sich himmelwärts,
die Seele pochte an der Zukunft Pforte,
und rief hinein, erschüttert, außer sich:
wird sie erfüllt des Sehers Kunde? sprich!

Und aus der Pforte dichtverschlossnen Flügeln
tönt' eine Stimme: „ja! sie wird erfüllt!
wem von Vertrau'n und Muth der Busen schwillt
der sieht sich bald auf der Vollendung Hügeln.
Den beugt kein Schicksal, zwinget kein Tyrann,
denn er ist, was zu seyn geziemt, ein Mann."

Drum habe Dank, Mann deutscher Kraft und Stärke
ich reiche dir entzückt die Bruderhand,
dein Wort hat mich gelabt, wir sind verwandt,
wir sehn den Geist, und ehren seine Werke;
und wird durch Unglück weise das Geschlecht:
so herrschet endlich Eintracht, Fried und Recht.

Karl Xg. Schneider.

---

*) Auch mehr, wenn die Fracht steigt.

*) Feuerbachs eigne Worte.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 35. Juli.

Soll man Ungarn oder Ungern schreiben?

Im Februarhefte 1813 der geschätzten Vaterländischen Blätter, kommen unter Nro. 11. und 14. zwei Aufsätze vor, welche die Frage ob man Ungarn oder Ungern schreiben soll, neuerdings in Anregung bringen. Obwohl nicht zu leugnen ist, daß der ungenannte Herr Verfasser, des ersteren Aufsatzes, der, das von Alters her gebräuchliche Ungarn seines wohlerworbenen Platzes in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche berauben, und dessen Stelle dem neugeschaffnen Ungern einräumen will, mit vielem Scharfsinne streitet; so kann man doch auch den Gründen des Herrn Konrad Wartsch, mit welchen er die entgegengesezte Meinung vertheidiget, seinen Beifall nicht versagen, obwohl sie den aus Sprachgründen hergeleiteten Beweis des Herrn Vertheidigers der Ungern, nicht gerade von dieser Seite angreifen. Zu diesem Angriff, der mir höchst nothwendig zu seyn scheint, und zur Verstärkung der Streitkräfte, der dem alten Ungarn treu bleibenden Parthey, vielleicht beitragen kann; mögen nachstehende Bemerkungen dienen, die bloß meine Ansicht enthalten, keineswegs aber auf diktatorische Entscheidung Anspruch machen.

Bei Wörtern, welche aus einer fremden Sprache, in eine andere aufgenommen werden, kann die etymologische Ableitung unmöglich ausser Acht gelassen werden, und da sie sich gewöhnlich einen Zuschnitt (meistens mit den Endsylben) nach derjenigen, in welcher sie das Bürgerrecht erhalten sollen, gefallen lassen müssen; so sollte auch hiebei auf eine Annäherung an die Ursprache, billig Rücksicht genommen werden. Dieser Grundsaz auf das in Frage stehende Wort angewendet, zeigt eine viel nähere Verwandtschaft des üblichen Wortes Ungarn, als wie des neuen Ungern mit der Originalsprache, aus der es entnommen ist.

Daß dieser Name viel späteren Ursprunges als die Nazion selbst ist, und erst als die Magyaren, mögen sie vom Kaukasus oder der Nordsee hergekommen seyn, an die Grenzen ihres heutigen Vaterlandes, ankamen, in Europa in Aufnahme kam, bedarf wohl keines Beweises. Wohl aber mag es nicht ohne Interesse seyn, die Veranlassung zu dem neuen Namen aufzusuchen, die freilich wohl, da ganz zuverläßige historische Data hierüber, so wie die ganze Einwanderungsgeschichte der Magyaren mangeln, sich nur auf mehr oder minder wahrscheinliche Hypothesen gründet. In dieser Hinsicht trage ich kein Bedenken, die Auterität, des übrigens von vielen Seiten angefeindeten, Anonymus und seiner Historia de septem primis Ducibus Hungariæ anzunehmen. Er sagt Cap. XIII. „Tunc dux Almus et sui, castrum Hung subintrantes, diis immortalibus magnas victimas fecerunt, et convivia per quatuor dies celebraverunt. Quarto autem die inito consilio, et accepto juramento omnium suorum, dux Almus ipso vivente, filium suum Arpadium, ducem ac præceptorem constituit. Et vocatus est Arpad dux Hungariæ, et ab Hungu omnes sui milites vocati sunt Hunguari secundum linguam alienigenarum, et illa vocatio usque ad præsens durat per totum mundum."

Arpad nannte sich daher einen Herzog von Hungvár (Hung der Namen des Ortes und Vár Schloß) und seine Krieger Hungvarn; indem die Eroberung dieses wichtigen Platzes, wodurch er festen Fuß in dem neuen Lande faßte, ihm zuerst die Herrschaft desselben zu sichern schien. Dieser Name ist daher eigentlich Magyarischen und nicht slavischen Ursprunges, obwohl ich nicht in Abrede stellen will, daß er nach der Behauptung des Hrn. Vertheidigers der Ungern in dem oben angeführten Aufsaz, durch die Slaven in Europa aufkam, da diese die ersten waren, welche mit den neuen Ankömmlingen in nähere Berührung kamen, und die angeführte Stelle deutlich zeiget (secundum linguam alienigenarum) daß die neue Benennung der Magyaren, in fremden Sprachen angenommen wurde.

Wenn man nun den deutschen Namen der Magyaren von Hungvár ableitet; so ist es nicht zu leugnen, daß die Benennung Ungar mit demselben viel näher verwandt ist, als das neu einzuführende Unger, und daß es folglich auch in Etymologischer Hinsicht gerathen seyn dürfte, das erstere auch weiter beizubehalten.

Freilich beruht diese Ableitung auch nur auf einer Hypothese, die aber so lange keine bessere aufgestellt, und mit Gründen unterstützt wird, immerhin angenommen werden kann; da sie uns doch die Ursache anzeigt, warum die Slaven und nach ihnen das übrige Europa, die neuen Eroberer gerade mit diesem und keinem andern bloß willkührlichen Namen belegten.

Freyherr v. M***y.

Correspondenz.

Ein für alle Freunde der Botanik erfreuliches Vorhaben.

(Schreiben des Hrn. D. Rochel an den Herausgeber.)

Ew. ꝛc. werde ich vielen Dank schuldig seyn, wenn Sie dem mitfolgenden Katalog, und gegenwärtigen Zeilen, (dem Katalog anschließend) gelegentlich in Ihrem allbeliebten Hesperus ein Plätzchen gönnen wollen.

Daß ich meinen dreyzehnthalbjährigen Aufenthaltsort Rowne in der Trentschiner Gespannschaft, schon den 24. April 1813 verlassen habe, um mich ungehinderter dem Pflanzenstudium widmen zu können, schrieb ich Ihnen so wie meinen übrigen Freunden schon damals; daß ich aber die Fortsetzung meiner Fasciculi plantarum pannonicarum exsiccatarum, wovon 4 Centurien erschienen sind, aufgegeben habe, glaube ich, durch Ihre so ausgebreitete Zeitschrift, den bisherigen Abnehmern der Faszikeln, am füglichsten bekannt machen zu können. Statt derselben, die, wenn sie gleich manche Seltenheit enthalten, dennoch manches vielleicht unangenehme Duplikat den Abnehmern aufdringen, habe ich den Weg der freyen Auswahl auch für jene Pflanzenfreunde gewählt, die keinen Pflanzentausch mit mir eingehen wollen oder können, und dennoch von mir aufgebrachte Pflanzen, zu besitzen wünschen.

Wahrlich nicht durch den Gewinn meiner abgesetzten Faszikel angereizt, beginne ich dieses Unternehmen, und werde meine neu erbeutete Pflanzen, von Zeit zu Zeit in Supplementen oder in einem neuen Katalog bekannt machen; wobei ich als Hauptzweck, die Bereicherung meines Herbariums vorzüglich beabsichtige, und ihn auch, wenn schon nicht vollkommen, doch größten Theils zu erreichen, um so mehr hoffen darf, da ich auf alle ausereuropäische Gewächse, so wie auf die ganze Cryptogamie Verzicht leiste.

Alles anzuwenden was zur Erreichung dieses Zweckes dienen kann, war von jeher mein angelegenstes Bestreben; daher meine mehrjährigen botanischen Reisen, daher auch der nachfolgende Plan, zu dessen Beherzigung und Theilnahme ich die Freunde der ungarischen Flora auffordere, indem hiedurch so manches botanische Desiderat befriedigt werden könnte.

An den südlichen Grenzen Ungarns, wo die mächtige Donau es von Servien trennt, an den östlichen, wo die Karpathen es theils von der kleinen Wallachey, theils von Siebenbürgen scheiden, bis hinauf zu den Alpen Rosaly, Gutin, Pyetrosa, Pop Iwan, wächst so manche seltne, so manche neu entdeckte Pflanze, die wir bisher, nur aus dem Prachtwerke der H. H. Grafen Waldstein und Prof. Kitaibl kennen. Diese kostbaren Schätze, in gut getrockneten Exemplaren auf dem natürlichen Standort gesammelt zu besitzen, war schon lange mein sehnlichster Wunsch, den Zweifelsohne so mancher Pflanzenfreund mit mir theilen wird, und den ich sicher bei glänzenderen Vermögensumständen, schon längst zur Zufriedenheit des botanischen Publikums befriediget hätte. Allein, auf so einer botanischen Exkursion, die nahe an 200 Meilen in allem betragen, und wenigstens 3—4 Monate Zeitaufwand kosten dürfte, für mehrere als sich allein Pflanzen sammeln zu wollen, erfordert Auslagen, die meine Kräfte bei weitem übersteigen, weswegen mich meine frühern Karpathenreisen hinlänglich belehrt haben. Bringe ich jedoch nur die zur Deckung der Kosten allernöthigste Zahl von Pränumeranten auf, so bin ich fest entschlossen, im künftigen Jahre (1815) die Monate Mai, Juni, Juli und August, in bemeldten Gegenden zuzubringen, und erbiethe mich den Theilnehmern, die mir zur Bestreitung dieser Exkursion eine bare Einlage von 50 fl. W. W. längstens bis halben Februar 1815 einsenden, alle während dieser Reise aufgebrachten merkwürdigen Pflanzen, in gut getrockneten Exemplaren, mit getreuer Angabe des Namens, Standortes und der Zeit des Einsammelns mitzutheilen. Wünschten einige Herrn Pränumeranten, nebst den getrockneten Exemplaren, zugleich Samen von jenen Pflanzen, wo es möglich ist, zu erhalten, so belieben Sie eine Einlage von 75 fl. zu leisten. Sollte Jemand aber nebst den getrockneten Pflanzen und Samen zugleich lebende Exemplare haben wollen, so verspreche ich meine ganze Aufmerksamkeit gegen eine Einlage von 100 fl. W. W. auf die Befriedigung seines Wunsches zu verwenden.

Mein Reiseplan führt mich zuerst in den südlichsten Theil des Bannates, und ich darf wohl mit Dr. Bernhardi sagen, auf botanisch klassischen Boden, zwischen Deliblat, Werschetz und Alt Orsowa dann längst der Nera in die Almaser Gebirge auf die mächtige Alpe Szemenik und ihre Nachbarn; dann nach den Bädern des Herkules bei Mehadia auf die östlichen Gebirge des Bannates, von wo aus ich die Berge Bobel, Dobra, Arcsana, Csserna, Godion, Mataul, Gurgu, Sareno besteigen, und wenn es thunlich ist, bis zu dem Ursprung des Cserna Flußes auf die Berge Oszla mare und Oszla mik, Ruegra und Csserny in der kleinen Walachey vordringen will. Von dort wende ich mich ge-

gen Norden, hart an Siebenbürgens Grenze, vom Eisenthor Paß und den Quellen der Bistra, bis zu jenen des Vega Flußes, wo ich die Berge Mik, Prislop, Badiah und Punszka gerne besuchen möchte. Längstens bis halben Juli glaube ich mit diesen Gegenden fertig zu werden. Dann versuche ich durch Siebenbürgen, auf dem kürzesten Wege, in die östliche Spitze der Szathmarer Gespannschaft zu kommen, wo ich die bedeutendste, wenn schon nicht die zahlreichste Ausbeute erwarte, und die Alpen Pietrosa und Popszan in dem angrenzenden Marmaroscher Komitat zu sehn hoffe. Sollte es nicht möglich seyn, vom Eisenthor Paß, oder Karansebes aus, den kürzesten Weg gerade auf Kapnik Banya im Szathmarer Komitat, am Fuß des Gutzin zu folgen; so bleibt mir nichts anderes übrig, als die lange Route durch das reiche Arader und Biharer Komitat, nämlich über Arad, Groß Wardein, Groß Karoly, auf Szathmar einzuschlagen. Gegen Ende August verlasse ich die genannten Gegenden, und kehre auf dem kürzesten Wege in meine Heimath im Neutraer Komitat, oder ich folge dem Zuge der Karpathen bis in die Liptau nach Hradek, von wo mich die Waag, bis nahe zu meiner Wohnung bringt.

Daß ich auf dieser Exkursion keine Euphorbia cyparissias kein Echium vulgare ꝛc. sammeln, sondern mein vorzüglichstes Augenmerk auf Pflanzen richten werde, welche den dortigen Gegenden entweder ganz allein angehören, oder sonst als seltne Gewächse gelten, versteht sich von selbst. Sollten mir auch nicht alle neuen und seltnen Pflanzen auf diesem Zuge vorkommen, die mein geehrter Freund Hr. Prof. Kitaibl da entdeckt hat, so dürfte mir doch kaum eine bedeutende Anzahl derselben ganz entgehen. Dort, wo problematische Eichen und Buchen wachsen, muß sich wohl noch manches andere Pflänzchen finden, das jedem Pflanzenfreunde Vergnügen gewähren kann. Kurz an meinem Bemühen soll es nicht fehlen, wenn ich nur auf die oberwähnte Weise die bedeutenden Reisekosten zu decken im Stande bin, und wegen der Beförderung, auf eine kleine Unterstützung von Seite der k. Statthalterey in Ofen rechnen darf, womit ich mir um so eher schmeichle, da dieser hohen Stelle mein Eifer für die vaterländische Botanik bekannt ist, wie dieses, das mir vor einigen Jahren gnädigst ertheilte Belobungsdekret sattsam erweiset.*)

Ich will nicht hoffen, daß man diesem ganzen Unternehmen und den Bedingnissen, unter welchen allein ich es auszuführen im Stande bin, Eigennutz oder niedrige Gewinnsucht unterschieben werde, und werde mich daher gar nicht dagegen verantworten, sondern lieber gestehen, daß meine Lage es schlechterdings nicht gestattet, mein Vorhaben auszuführen, wofern sich nicht wenigstens 20 Pränumeranten finden, oder edle Freunde und Gönner mir die Mittel hiezu verschaffen.

Mit Anfang May k. J. zeige ich entweder durch diese Zeitschrift meine Abreise an, oder wenn die bis dahin eingegangenen Pränumerazionsgelder die Reisekosten und übrigen Auslagen durchaus nicht decken, selbst wenn ich während dieser Reise auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht leisten wollte, und nur Mamaliga und Malay mein Leckerbissen seyn müßte, gebe ich jedem Pränumeranten seine Einlage zurück.

Gerne gestehe ich jedoch, daß ich es unter die glücklichsten Ereignisse meines Lebens zählen würde, wenn es mir gelänge, diese Reise zu meiner und so mancher vaterländischen und ausländischen Pflanzenfreunde Vergnügen und wissenschaftlichen Bereicherung zu unternehmen, und glücklich zu beendigen. Da übrigens auf einer so weiten Exkursion, so manche für die Vaterlandskunde und Naturgeschichte interessante Gegenstände sich dem Beobachter darbieten; so wäre es leicht möglich, daß ich das wichtigste, eben so wie meine Karpathenreisen beschreiben, mit Zeichnungen von sehr auffallenden Parthien begleiten, und einstens dem Publikum öffentlich vorlegen könnte.

Theilnehmer dieser Exkursion, die sich nicht direkt unter der auf dem Katalog*) angezeigten Adresse an mich wenden wollen, belieben ihre genauen Adresse sammt Einlage längstens bis zum 15. Februar 1815 einzusenden, und zwar:

In Pest an Herrn Kitaibel Prof. der Chemie und Botanik.

Wien an Hrn. Franz von Portenschlag, Dr. Jur. am Hof N. 350.

Brünn an Hrn. André fürstl. Salmsch. Wirthschaftsrath.

Prag an Hrn. Wilhelm Sieber, Altstadt bei St. Jakob.

Halle an Hrn. Curt Sprengel, M. D. Direct. des Botan. Gart.

Landshut an Hrn. Schultes, k. bair. Hofrath und Prof. der Naturgeschichte.

Zürch an Hrn. Römer.

Graz an Hrn. Host, Prof. am Johanneum.

Rakowecz am 3. April 1814. A. K.

*) Sollte nicht dem ungrischen National-Museum ein solches Herbarium botanischer Seltenheiten willkommen seyn? D. H.

*) Der Raum erlaubt es nicht, diesen enggedruckten 8 Quartseiten einnehmenden Katalog hier nochmals abdrucken zu lassen. Aber es wird Niemand gereuen, der ihn sich von Hrn. Doktor Rochel (Adresse: Tyrnau in Ungarn bei Herrn Baron Aloiß von Mednyansky) kommen läßt. Ich wünsche diesem Unternehmen des wackern Mannes den besten Erfolg. D. H.

Meteorologische Beobachtungen im Jahre 1813.

angestellt von Cassian Hallaschka, des Ordens der frommen Schulen Priester, Doktor der Philosophie, ordentlichen Mitgliede der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Mähren und Schlesien, dann Professor der Physik an der k. k. Philosophischen Lehranstalt in Brünn.

Gewidmet der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur und Landeskunde in Mähren und Schlesien*) vom Verfasser.

Vorbericht.

Lange war mein Wunsch, zur Berichtigung des physischen Klima meines Vaterlandes etwas beizutragen. Der Besitz genauerer Instrumente und ein schickliches Lokale begünstigten denselben. Mit wahrem Vergnügen liefere ich hiemit die Übersicht meiner Barometer- und Thermometerbeobachtungen, die Beobachtungen der Winde und der Witterung einer k. k. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Ich machte mir es dabei zur strengsten Pflicht, den Wünschen und Erwartungen, die sie mit allem Rechte von einem Gesellschaftsmitgliede hegt, so viel nur möglich zu entsprechen.

Ich beobachtete täglich dreimal den Stand des Barometers, des Reaum. Thermometers, endlich die Beschaffenheit der Athmosphäre. Die 8te Stunde Morgens, die 2te Stunde Nachmittags und die 10te Stunde Abends wählte ich nach dem Beispiele der Beobachtungen gleicher Art, welche an der Wiener Sternwarte angestellt werden, dann weil diese Stunden gleich weit von einander entfernt sind.

Die besondern Phänomene: als seltenere Gewitter, Hagelregen, anhaltende Landregen, Sonnenflecke u. s. w. werden am Tage ihrer Wahrnehmung angezeigt. Auch in Hinsicht der Vegetation und Fruchtbarkeit vergaß ich nicht die günstigen und nachtheiligen Phänomene anzumerken. Den mittleren Barometer- und Thermometer-Stand für den Brünner Horizont bestimmte ich aus 1090 Beobachtungen.

Die Barometer- und Thermometer-Beobachtungen wurden an Instrumenten gemacht, deren kurze Beschreibung folgt.

Das Barometer ist ein gewöhnliches Flaschenbarometer, welches ich selbst auskochte, und ganz luftleer machte. Es ist mit einer Skala versehen, an welcher mittelst des Nonius $^1/_{10}$ einer Linie Wiener Maaßes abgelesen werden kann. Dieses Instrument ist auf meinem Zimmer im Minoritengebäude aufgehängt, und vor jeder Beobachtung befolgte ich die erprobte Regel mehrerer Physiker, die Quecksilbersäule durch Klopfen in eine oscillirende Bewegung zu setzen, und nach geendigtem Oscilliren den Stand der Säule aufzuschreiben.

Wegen des Verhältnisses der Durchmesser der Flesche und des Rohres, und des daraus nothwendig folgenden Addirens oder Subtrahirens beim Steigen oder Fallen der Quecksilbersäule verfertigte ich mir ein ganz neues Heberbarometer, das mit einer Skala versehen wird, deren Nonius $^1/_{10}$ einer Linie W. M. angeben wird. Das Niveau der Säule wird durch eine unendliche Schraube hergestellt werden. Ich werde so wie ich mich dessen bedienen werde, die Anzeige machen. *)

Zur Bestimmung der täglichen Thermometerstände nach Reaumur bediente ich mich eines von mir verfertigten luftleeren Thermometers. Nachdem ich vor allem die zu wählende Röhre genau kalibrirt, füllte ich sie mit gereinigtem Quecksilber. Dann bestimmte ich den Gefrier- und Siedpunkt nach Reaum. Methode bei noch geöffneter Röhre. Darauf trieb ich mittelst der Weingeistlampe das Quecksilber bis an das äußerste Ende des Röhrchens und schmelzte solches in eben diesem Augenblicke zu. Auf diese Art erhielt ich nach zurücktretendem Quecksilber einen luftleeren Raum, welches das fallen der Quecksilbersäule bis an die Spitze der Röhre bewerkstelligt, sobald das Thermometer gestürzt wird.

Der bei noch offener Röhre, folglich bei der noch auf das Quecksilber wirkenden Luftsäule, sich ergebene Gefrier- und Siedpunkt wurde nun abermals bestimmt, und so die Distanz beider Punkte so genau als möglich erhalten. Nachdem endlich die Reaumursche Skala aufgetragen war, setzte ich das Thermometer der Wirkung der freyen Luft gegen die Nordseite aus. Ich hatte keinen bequemern Ort als das Fenster am Hofe im schon genannten Minoritengebäude, welches gerade meinem Wohnzimmer entgegengesetzt ist. Die Höhe des Aufhängungspunktes beider Instrumente beträgt 36 Fuß über den Horizont.

Meteorologische Beobachtungen im Jahre 1813 für den Brünner Horizont.

Jänner. Der Monat Jänner war im Allgemeinen kalt, meistens trübe, feucht bei herrschenden S.S.O. dann S.S.W., endlich W.N.W. Winden.

Am Anfange des Monats war gelinde Witterung, denn das R. Thermometer stieg nie unter 4 $^1/_2$ Gr. unter

*) Und von derselben für Hesperus mitgetheilt. D. H.

*) Man vergleiche hiermit die Belehrung für Barometer-Verfertiger und Beobachter des Herrn Astronomen David in N. 56. 1813. D. H.

den Gefrierpunkt, dabei war stets trüber Himmel, sehr feucht, und herrschender S.O. auch S.S.O. Wind. Der 21e Jänner, an welchem Tage sich das Neulicht einstellte, war ein ganz heiterer Tag; bei schwachem N.O. und Abends bei mittelmäßig wehendem N.W. Winde. Das Thermometer stand 1 Gr. über dem Gefrierpunkt. Am 9. Jänner stieg allmählich die Kälte, der S.O. Wind wechselte mit S.S.W. und O.N.O. Winden ab, der Himmel war stets trübe, bis endlich am 20. Jänner das R. Thermometer den 13ten Gr. unter dem Gefrierpunkte erreichte, der Himmel heiterte sich aus, und die Feuchtigkeit ließ nach. Den 25. Jänner war die heftigste Kälte bei 14 Gr. Reaum. unter Null, sie hielt mehr oder weniger an bis gegen das Ende des Monats, und obschon man aus dem ziemlich hohen Stand des Barometers auf heitere Tage hätte schließen können, so hatten wir doch im Ganzen nur fünf heitere Tage. Der höchste Barometerstand fiel auf den 24. nämlich 28 Z. 9 L. 7 Zehntel
W. M. der niedrigste " 11. " 28 " 1 " 8 "
Der niedrigste Thermometerst. den 25. 14° unt. d. Nullp.
Der höchste " " " den 4. 1 ¾° ober d. Nullp.

Februar. Dieser Monat war im Durchschnitte gelinder, doch meistens sehr trübe, sehr feucht bei herrschenden N.W. und W.W.N. Winden.

Der Anfang gab an Kälte dem Ende Jänners nichts nach, denn das R. Therm. zeigte noch 6 auch 7 ½ Gr. unter dem Nullpunkte. Das ganze Neulicht, welches am 1ten sich einstellte, war kalt. Der Morgen am 1. Febr. an welchem sich die schöne Sonnenfinsterniß ereignete, war ziemlich heiter, die übrigen Tage waren trüb. Am 3ten und die folgenden Tage war gelindere Witterung, doch noch immer feucht und trübe, auch zeigten sich dichte Nebel. Der 11. Febr. war ein ganz heiterer Tag. Es wechselten N.N.W. — N.O. — S.O. Winde ab. Das Vollicht stellte sich am 15. Febr. mit warmen doch anfangs trüben Tagen ein, denn das Therm. stieg auch schon bis auf den 7 ½ Gr. ober den Nullpunkt. Am 19. heiterte sich der Himmel ganz aus, und wir genoßen auch das ganze letzte Mondsviertel warme und heitere Tage bei fast immer herrschenden N.W. Winden.

Der höchste Barom. fiel auf den 8. Febr. 28 Z. 7 L. 0 Zehntl
Der niedrigste " " 1. " 27 11 7
Der höchste Therm. " " 22. " 7 ½° ober 0
Der tiefste " " " 2. " 7 ½ unter 0

März. Der März war im Durchschnitte gelinde und ziemlich heiter bei abwechselnden N.W. — O.N. — SSO. Winden.

Der Anfang dieses Monats war trüb und Schnee deckte unsern Horizont, die trüben Tage hielten durch das ganze Neulicht an, doch war die Luft wärmer als sie zu Anfang März zu seyn pflegt. Das Therm. stieg den 6. bis auf 7 ½ Gr. ober den Nullpunkt. Die herrschenden Winde waren der N.W. — W.W.N. Wind, sie wehten vom 6ten täglich stärker, bis letzterer endlich am 9ten in einen Sturm ausbrach, während welchem ein heftiger Blitz vom Donner begleitet über das Dach der St. Jakobskirche in das daran stehende metallene Kreuz herabrollte, und zwei daran stehende Weiber beschädigte, wovon eine bald darauf starb, die andere aber im allgemeinen Krankenhause gerettet wurde. Den Sturm begleiteten Schlossen von verschiedener Größe. Die folgenden Tage war der Himmel trüb, und häufiger Schnee fiel auf unsern Horizont. In dieser Abwechslung beharrte das ganze erste Mondsviertel. Am Eintritte des Vollichtes heiterte sich der Himmel aus, und wir genoßen bei mittelmäßigen auch oft schwachen S.O. Winden der schönsten Tage. Das Therm. erreichte schon den 19ten den 9. Grad ober 0. Gegen das Ende des Vollichts und Anfang des letzten Mondsviertels stellten sich wieder die N.W. auch W.W.N. Winde ein, doch blieb die Athmosphäre rein und heiter, die Luft ziemlich warm, denn das Therm. stand schon am 31. März auf 10 ¾ Gr. ober den Nullpunkt. Gegen Ende des Monats trübte sich der Himmel, es regnete, und Morgens und Abends deckten Nebel den Horizont.

Der höchste Bar. fiel auf den 27. März 28 Z. 8 L. ½ Zeh.
Der tiefste " " 8. " 27 9 9
Der höchste Therm. " 31. " 10 ¾° ober 0
Der tiefste " " 13. " 6 ½° unter 0.

April. Weit heiterer als gewöhnlich war der Monat April, wir genoßen warme und angenehme Tage bei meist herrschenden W.W.N. Winden.

Der Anfang dieses Monats war heiter bei ziemlich gemäßigter Temperatur und hinlänglicher Trockne, allein den 4ten fiel ein fast starker Landregen ein, der 24 Stunden und darüber dauerte, das R. Therm. fiel von dem 14° bis auf 5° ober dem Gefrierpunkt herab. Die folgenden Tage blieb es trüb, endlich am 7. heiterte sich der Himmel aus, und wir genoßen bis zum 16ten die schönsten Tage bei abwechselnden S.O.O., N.O. und N.W. Winden. Den 10ten beobachtete ich einen Mondregenbogen um 8 St. 23' Ab., der sich mit äußerst schwachen Farben darstellte. Am 16ten hörte man heftige Donnerschläge, die gleich darauf mit starken Regengüßen begleitet wurden, durch die ganze Zeit des Vollichts, das sich am 15ten einstellte, blieb die Witterung mehr und weniger unangenehm, trüb, regnerisch bei oft heftigen W.N. Winden, die Temperatur war fast immer unter mittelmäßig, mehr kalt. Selbst das letzte Mondsviertel, welches sich den 23. einstellte, war anfangs trübe, feucht, regnerisch und sehr windig, doch heiterte sich der Himmel gegen Ende desselben aus, und wir genoßen bei gemäßigter Temperatur, bei herrschenden

O.O.S. Winden noch ziemlich angenehme Tage. Das Neulicht das sich am 30. einstellte, kündete sich mit trüben Wolken an.

Der höchste Barom. fiel auf den	15.	April	28	Z.	6	L. 9 Zehn.
Der tiefste	"	"	29.	"	27	10 0
Der höchste Therm°	"	"	28.	"	+17°	
Der tiefste	"	"	19.	"	+ 2°	

May. Der Monat May war im Durschnitte kühl, regnerisch und meistens trüb, bei abwechselnden S.O., N.N.O., W.N. und W.W.N. Winden.

Das Neulicht, das sich am 30ten v. M. einstellte, blieb beharrlich trüb und regnerisch, bei mittelmäßiger Temperatur und herrschenden O.O.N. und S.S.O. Winden. Am 5ten und 6ten stellten sich Donnerwetter ein, denen mit dem Eintritt des ersten Mondesviertels am 7. viel Regen, zuweilen Sonnenschein, am 11ten aber ein Strich- dann Platzregen und Sturm und Donnerwetter folgten. Den 13ten folgte abermals ein Landregen, der aber nur 18 Stunden dauerte. Den 15ten als am Tage des Eintritts des Vollmonds regnete es abermal die ganze Nacht, und während dem ganzen Viertel wechselten Regen, starke N.W. Winde mit trüber Witterung ab. Den 20ten Morgens deckte ein starker Nebel unseren Horizont, den 21. fiel Regen ein, den 22ten heiterte es sich Nachmittag aus, blitzte oft zur Nachtzeit, da zugleich auch ein sehr starker S.O. Wind stürmte. Nach langen trüben und bangen Tagen hoffte man endlich am Ende dieses Monats schönern Himmel. Und wirklich, obschon sich auch das letzte Viertl mit Regen und trüben Wolken einstellte, heiterte sich nach und nach die Athmosphäre aus, wir genoßen einige unbeständig heitere Tage, da es auch am 25ten regnete, den 26ten ein reifartiger Thau fiel, den 27ten abermals regnete, das doch keine Dauer hatte. Am 30ten stellte sich das Neulicht mit der heitersten Athmosphäre, mit S.O. und S.S.O. Winden und wärmerer Witterung ein.

Der höchste Bar. fiel auf den	30.	May	28	Z.	5	L. 7 Zehn.
Der tiefste	"	"	7.	"	27	11 2
Der höchste Therm.	"	"	31.	"	+ 18 ½°	
Der tiefste	"	"	9.	"	+ 8°	

Juny. Auch der Monat Juny, Anfang und Ende ausgenommen, war kühl, regnerisch und von trüber, veränderlicher Witterung, W.W.N. war der herrschende Wind.

So schön und angenehm das Ende des vorigen Monats war, so heiter, warm und trocken waren die ersten drei Tage dieses Monats. Allein am 4ten nahm schon wieder diese heitere lang gewünschte Witterung ein Ende. Die Temperatur wurde vermindert, und häufige Regen fielen fast täglich bis ans Ende des Monats. Am 4ten haben sich allmählich Gewitterwolken, dann folgte Regen, auch am 5ten war regnerische, kalte Witterung, den 6ten war es merklich kalt, trübe, regnerisch, so stellte sich das erste Viertel ein. Den 7ten war unsere Athmosphäre trüb, den 8ten und 9ten waren die Tagesstunden von trüber und veränderlicher Witterung, die Abendstunden hingegen heiter; den 10ten stellte sich um 4 Uhr Abends ein Donnerwetter von Regen begleitet ein, den 11ten regnete es sanft, doch tobte um 3 Uhr Ab. ein heftiges Donnerwetter, welchem ein Platzregen folgte; den 12ten regnete es abermal ununterbrochen, den 13ten folgte ein Donnerwetter. Den 14ten als am Tage des Eintritts des Vollmonds, regnete es, heiterte sich aber Nachmittag aus, blieb den 15ten Morgens heiter, allein Nachmittag kam der gewöhnliche trübe Himmel wieder. Am 16ten regnete es Morgens, gegen 11 St. 30 M. entstand ein Donnerwettter, diesem folgte der so gewöhnliche Begleiter, der Platzregen. Dieser Platzregen verwandelte sich in einen Landregen, welcher durch den 17ten und 18ten dauerte, und sich um Mitternacht von dem 19ten auf den 20ten endigte. Dieser Landregen dauerte 42 Stunden. Den 20ten regnete es wieder, aber schon unterbrochen, am 21ten war der Morgen trüb, kühl genug, allein gegen 11 St. 35 M. Vormittag hob sich ein Gewitterregen mit einem starken N.W. Wind, der fast in einem Sturm ausbrach. Dieser Gewitterregen war mit Hagelkörnern von mittlerer Bohnengröße vermischt. So stellte sich das letzte Viertel ein. Die Kühle nahm am 22ten zu, indem es abermal regnete. Der 23te war von veränderlicher Witterung mit Gewitterregen vermischt, der Abend heiter. Das nämliche erfuhren wir am 24ten und 25ten. Den 26ten empfand man merkliche Kühle, es tobte ein starker N.N.W. Wind, und die Athmosphäre war trüb. Auch am 27. war es kalt und sehr windig, doch nahm gegen Abend die Feuchte ab. Endlich am 28ten stellte sich ein heiterer, angenehmer Tag mit dem Neulichte ein, diese angenehme heitere Witterung von wohlthätiger Wärme begleitet, genoßen wir auch am 29ten und 30ten, obschon am letzten Tage ein starker S.O. Wind wehte, der in der Nacht vom 30ten zum 1ten Juli in einen Sturmwind ausbrach.

Der höchste Bar. fiel auf den	1.	Juny	28	Z.	5	L. 8 Zehntl.
Der tiefste	"	"	6.	"	27	10 5
Der höchste Therm.	"	"	30.	"	+ 21°	
Der tiefste	"	"	5.	"	+ 5 ½°	

July. Der Monat Juli war im Durchschnitt warm, doch sehr feucht, bei herrschenden N.W.W. Winden.

Der Anfang des Monats war von unbeständiger Witterung, Donnerwetter wechselten mit Platz- und Strichregen durch 6 Tage, darauf folgten bei schwachen N.W. Winden 3 angenehme Tage. Als sich den 10ten der S.S.O. und die folgenden Tage der N.O. Wind einstellte, trübte sich der Himmel, Regen und Donnerwetter

mit Hagel waren die abwechselnden Phänomene. Mit dem Vollichte erheiterte sich die Athmosphäre, und bei schwach wehenden N.W.W. Winden genoßen wir einige angenehme Tage, bis am 17. der Horizont mit Wolken sich überzog, und so bis Ende des Monats mit Regen, Gewittern und Stürmen zu kämpfen hatte. Besonders stürmisch war der 25te, worauf nichts als schwüllige, gewitterische und regnerische Tage folgten. Ganz angenehme Tage zählten wir nur 3, und 8 ziemlich angenehme.

Der höchste Bar. fiel auf den 30. Juli 28 Z. 5 L. 9 Zehn.
Der tiefste " " 21. " 27 7 6
Der höchste Therm. " 15. " + 22 ½°
Der tiefste " " 5. " + 10 ½

August. Der August war überhaupt feucht und kühler als der Juli. Der N.W.W. Wind blieb auch izt der herrschende.

So angenehm sich auch der erste Tag des Monats einstellte, und ein gleiches von den folgenden zu hoffen war, so bewölkte sich doch schon am 2ten der Himmel, worauf abwechselnd Regen, Gewitter und auch unangenehm windige Tage folgten. Nebst diesen fast täglichen Platz- Strich- und Gewitterregen bei anhaltenden N.W.W. Winden stellte sich am 24ten ein Landregen ein, der Tags darauf durch einen Sturmwind aus N.W.W. unterbrochen wurde, dann aber 48 St. fortwährte und alle flachen Ebenen unter Wasser setzte. Nothwendig wurde dadurch die Athmosphäre sehr abgekühlt, bis endlich am 31. dieser traurige Anblick durch die alles belebende Sonnenstrahlen beendet werden war. Auch in diesem Monat zählten wir nur 3 ganz heitere Tage.

Der höchste Bar. fiel auf den 31ten 28 Z. 5 L. 9 Zehn.
Der tiefste " " 24ten 27 10 6
Der höchste Therm. " 13ten + 22 ½°
Der tiefste " " 30ten + 9°

September. Der Monat September übertraf an Feuchte, Kälte und starken Winden, die meistens von S.O. stürmten, weit den Monat August. Große Überschwemmungen nicht nur in Mähren, sondern auch in den angränzenden Ländern waren die Folgen der immerwährenden Regen.

Übrigens waren in diesem Monat die vier ersten Tage die angenehmsten. Den 5ten wehte ein starker doch noch warmer N.W. Wind, der sich aber in einen S.O. wüthenden Sturm verwandelte, welcher Tags darauf anhielt. Diesem folgte ein Strichregen, und diesem am 9ten bei N.O. Wind ein dreitägiger Landregen, bis sich endlich den 12ten der N.W. Wind wieder einstellte, und veränderliche Witterung herbei führte. Vom 19ten — 24ten herrschte der S.O. Wind begleitet von Donnerwettern, Hagel und Regen. Am 25. erheiterte sich die Athmosphäre, und wir genoßen etwas mehr heitere Witterung, obschon den 28ten ein starker Nebel durch den ganzen Tag den Horizont deckte. In diesem Monat waren nur 5 ganz heitere Tage.

Der höchste Bar. fiel auf den 30ten 28 Z. 6 L. 9 Zehntl.
Der tiefste " " 7ten 27 11 9
Der höchste Therm. " 9ten + 19 ¼°
Der tiefste " " 30ten + 4°

Oktober. Dieser Monat war kühler als gewöhnlich, sehr regnerisch bei abwechselnden N.W. und S.O. Winden.

Der Anfang dieses Monats war kalt, ja bis zum 15. wechselten bei N.W. Winden Regen mit trüber Witterung ab. Am 1ten, 12. 13. 14. stürmte der benannte Wind sehr stark, worauf den 15. ein heiterer Tag folgte. Von dem 16ten wechselte abermals sehr die Witterung, bis den 18ten und 19ten ein Landregen alles überschwemte. Der S.O. Wind wehte durch diese Tage bis zum 24ten, dann wechselte der N.O., S.O. und N.W. Wind bei unbeständiger kalter Witterung ab; am 28. hob sich ein starker Nebel, welcher durch den ganzen Tag und durch die ganze Nacht den Horizont deckte, und sich den folgenden Tag in einen Landregen auflößte, welcher vom 29ten zum 30ten in der Nacht in ein Schneegestober übergieng, das den 30ten den ganzen Tag anhielt. Endlich am 31ten zeigte sich die Sonne wieder. Für den Feldbau und für die Weinlese war dieser Monat ganz ungünstig.

Der höchste Bar. fiel auf den 1ten 28 Z. 6 L. 1 Zehntl.
Der tiefste " " 17ten 27 7 4
Der höchste Therm. " 22ten + 13 ½°
Der tiefste " " 31ten + 0°

November. Der Nov. war trüb, regnerisch und neblicht, bei abwechselnden N.W., S.O. und N.O. Winden; im Ganzen war kein ganz heiterer Tag.

Die erste Hälfte dieses Monats war ein bloßer Wechsel von Regen, Nebel und trüben Wolken, da der S.O. und N.W. Wind abwechselnd mittelmäßig wehte, und der Thermometerstand immer erniedrigt wurde. Die andere Hälfte blieb der ersten ganz harmonisch treu, nur daß bei der zunehmenden Kälte der oftmalige Regen in Schnee verändert wurde. Äußerst selten zeigte sich zwischen dunstreichen Wolken das Sonnenbild. So beobachtete ich am 22ten zwei Sonnenflecke, welche sich dem nördlich-westlichen Sonnenrand näherten. Als sich am 26ten das Sonnenbild abermals zwischen Wolken zeigte, hatten diese Flecken die Sonnenscheibe bereits verlassen. Gegen Ende des Monats vermehrte sich der Schnee und am 30ten deckte er den ganzen Horizont.

Der höchste Bar. fiel auf den 5ten 28 Z. 7 L. 1 Zehntl.
Der tiefste " " 17ten 27 8 2
Der höchste Therm. " 10ten + 6 ¼°
Der tiefste " " 26ten — 2 ¼°

Dezember. Auch der letzte Monat dieses Jahres war im Ganzen sehr trüb, äußerst neblicht und regnerisch, bei herrschenden N.W.W. und S.O. Winden, allein nicht angemessen kalt.

Vom letzten Nov. zum 1ten Dezembember fiel viel Schnee, der die folgenden Tage zu Wasser wurde, weil das Thermometer nie den Nullpunkt erreichte, sondern stets 2 . 3 auch 6 Gr. über den Gefrierpunkt stand. Bei diesem Stande stellten sich nebst dem Regen auch dichte Nebel ein, bis sich endlich am 6ten die Athmosphäre aufheiterte, und einige Tage mit mehr oder weniger Wolken etwas günstiger ausharrte. Allein vom 15ten bis fast Ende des Monats wechselten Nebel, Regen auch Schneegestöber ab, und selten konnte das Sonnenbild die Dichte der Wolken durchbrechen. Bei einem so feuchten und neblichten Zustande der Athmosphäre wurde dieses Jahr Jahr geschlossen, da in diesem letzten Monat kein ganz heiterer Tag beobachtet wurde.

Der höchste Bar. fiel auf den 20ten 28 Z. 9 L. 3 Zehntl.
Der tiefste " " 20ten 27 10 2
Der höchste Therm. " 7ten + 6 1/4°
Der tiefste " " 12ten — 5 1/4

Im ganzen gehört dieses Jahr zu den kühlen und mehr als mittelmäßig feuchten. Mit vieler Mühe brachte der Landmann die Feldfrüchte in die Scheuer; das Obst ist wegen der häufigen Regen sehr der Fäulniß unterworfen, und besitzt bei weitem nicht den ihm sonst von der Natur zugedachten Zuckerstoff. Unvergeßlich bleibt dem Winzer seine vergeblich angewandte Mühe, die der Weinstock schlecht belohnt.

1813.	Mittlerer Barometerstand für den Brünner Horizont.								
	8 Uhr früh			3 Uhr Nachmittag			10 Uhr Abends.		
	28 Zoll	5 Lin.	6 Z.	28 Zoll	5 Lin.	7 Z.	28 Zoll	5 Lin.	3 Z.
Jänner.	28.	3.	5.	28.	3.	8.	28.	4.	1.
Februar	28.	4.	0.	28.	2.	9.	28.	3.	3.
März	28.	2.	5.	28.	2.	3.	28.	2.	4.
April	28.	2.	6.	28.	2.	4.	28.	2.	2.
Mai	28.	2.	8.	28.	2.	1.	28.	1.	7.
Juny	28.	0.	1.	28.	0.	7.	28.	0.	9.
July	28.	2.	8.	28.	2.	3.	28.	2.	6.
August	28.	2.	9.	28.	2.	9.	28.	3.	8.
September	28.	1.	7.	28.	0.	0.	28.	0.	0.
October	28.	1.	7.	28.	1.	5.	28.	1.	5.
November	28.	4.	1.	28.	3.	6.	28.	3.	7.
Dezember									
Summe	338.	7.	7.	338.	4.	9.	338.	7.	5.
12	28.	2.	6.	28.	2.	4.	28.	2.	6.
	28.	2.	4.						
	28.	2.	6.						
3	84.	7.	6.						
	28.	2.	53/90.						

Mittlerer Barometerstand für den Brünner Horizont.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 36. Juli.

Beilagen zu der Topographie der Herrschaft Gradlitz und zur Geschichte ihrer Besitzer.*)

(Man sehe N. 9. 10 und 11.)

Ausgezogen aus dem:

Leben eines herrlichen Bildes wahrer und rechtschaffener Frömmigkeit, welches Gott in dem Königreiche Böhmen in der Hohen Person Sr. Hoch-Gräflichen Excellenz Herrn Herrn Franz Antoni des heil. Röm. Reichs-Grafen von Spork, Herrn der Herrschaften Lyssa, Gradlitz, Konoget und Herzmanitz ꝛc. — Der Röm. Kais. Majestät würklichen Geheimben Raths, Kämmerern, und Stadthaltern des Königreichs Böhmen ꝛc. als einen Spiegel reiner Gottesfurcht, allen Frommen zu einem Beyspiele aufgerichtet hat.

Aufs neue entworfen durch Gottwald Edsar von Stillenau. — Anno 1720.

Nro. 1.

Heldenthaten des Johann Graf von Spork. (Seite 5 u. folg.)

Im Jahre 1636 wurde Spork mit 80 Reutern ausgeschickt, den Feind aufzusuchen. Bei Gera im Voigtlande traf er auf den General Witzleben mit 600 Mann; kaum hatte er sie erblickt, stürmte er auch mit bewunderungswürdiger Entschlossenheit auf den so weit überlegenen Feind los; trennte ihn, nahm nebst vielen Offizieren und Gemeinen den General selbst gefangen, und erbeutete 400 gesattelte Pferde.

Im Jahre 1638 im Herbste griff er eben so entschlossen mit 50 Mann leichter Kavallerie, und 30 Dragonern den feindlichen General Königsmark, der mit zwei Regimentern zu Pferd, drei zu Fuß, und einem Regiment Dragoner zusammen über 5000 Mann bei Münnerstadt, in Franken stand, an; und nachdem er 100 von den Feinden nieder und 50 Gefangen gemacht, zog er sich mit einer erbeuteten Dragoner-Standarte und 300 Pferden zurück.

Bei Limburg im Darmstädtischen griff Graf Spork den Weimarschen Obristen Eckart, der 1200 Mann bei sich hatte, mit 200 Reutern an, haute viele nieder, nahm den Obersten selbst gefangen, und eroberte 12 Fähnlein.

Als sich die Kais. Armee im Jahre 1641 bei Bernburg gelagert hatte, wurde unser Held mit 350 Mann ausgeschickt, um den Feind, der bei Halberstadt stund, zu recognosciren. Der feindliche Obergeneral schickte ihm den Pfalz-Grafen am Rhein mit 600 Mann entgegen; Spork erwartete ihn auf freyem Felde, griff ihn heldenmüthig an, stritt siegreich, erlegte nebst 70 andern den Grafen selbst, und brachte 250 Gefangene ins kais. Lager.

General Rosa im Begriffe, (im November 1643) die Stadt Balingen im Würtenbergischen zu belagern, zog 400 Mann der Seinigen in das Dorf Geislingen. Spork überfiel ihn um Mitternacht mit 500 Reutern, schlug ihn glücklich, nahm 14 Fähnlein, nebst 800 gesattelten Pferden, mehrere Offizieren und 300 Mann gefangen.

Bei Duttlingen stürmte Spork mit Entschlossenheit gegen das bei der Stadt aufgestellte feindliche Geschütz, eroberte es, kehrte es gegen die Stadt, ließ ein ander Corps oberhalb Duttlingen die Do-

*) Wie vor hundert Jahren Sitte und Denkart im Allgemeinen und besonders originell sich bei Graf Spork äußerte, wird aus diesen Nachrichten, die zugleich Belege vom damals herrschenden Geschmack und Stil, ab geben, anschaulich. Deshalb und wegen des eigenthümlichen vaterländischen Interesse werden sie wohl nicht ungern gelesen werden.

nau schnell übersetzen, und zwang so den Feind, die Stadt zu übergeben.

Bei dieser Gelegenheit wurde Spork zur Verfolgung des flüchtigen Feindes beordert. Bei Fürstenberg stieß er mit 500 Mann auf sechzehn feindliche Regimenter, die in guter Ordnung standen, und 7000 zu Fuß, und 9000 zu Pferde stark waren. Dreist griff er sie an, zerstreute sie, machte einen großen Theil nieder, nahm 500 gefangen, und brachte 1200 Pferde, 15 Fähnlein, und zwei paar Pauken, zur Kais. Armee.

Als der türkische Großvezir im Jahre 1663 die Belagerung vor Canischa aufgehoben, Neu-Serin mit Sturm eingenommen, und mit seiner ganzen Armee bei Sanct Gotthard sich schnell gegen den Raab-Fluß gewendet hatte, über welchen er gehen und in Oesterreich einfallen wollte, passirte Spork den 31. Juli Anno 1664 die Raab und jagte die fouragierenden Feinde unter heftigen Scharmützeln, ins Lager zurück. Den 1. August ging er mit ohngefähr 1000 Deutschen Reutern, Dragonern und Croaten abermals über den Fluß, hieb 3000 Türken und Tartarn nieder und brachte 400 Kameele, Pferde und Maul-Esel in das kais. Lager.

An demselben Tage setzte der Vesir wirklich mit mehrern 1000 Mann über die Raab, und beorderte 15000 Spahi, während der Hitze des Treffens den Kais. in den Rücken zu fallen. Unser Held nahm seine unter sich habenden Truppen, ließ noch 7 Regimenter von Montecuculi Dragoner und Croaten hinzu stoßen, warf sich den Spahi entgegen, trennte ihre Reihen, hieb eine Menge nieder, jagte noch mehrere in den Fluß, und entschied mit diesem Siege die Schlacht des Tages, und den Feldzug des Jahres.

Anmerkung. Aehnliche Thaten erzählt uns die neueste Geschichte von Spanien von einem Schäfer (jetzt Don) Julian.

No. 2.

Aufwand des Franz Anton Grafen von Spork. (S. 26. u. folg.)

Solchem hohen Charakter und Dignitaten *) zu Folge suchten sich Se. Excellenz höchst rühmlichst aufzuführen. Es ging fast kein Tag in Prag vorbei, an welchem sie nicht mit prächtigen Banquetten, Ballen, Merenden, *) Musiken, Komedien und Geschellschaften sich zu signalisiren getrachtet, und auf alle Weg und Weise den Adel, sowohl Groß als Kleinen zu divertiren, und obligieren, ihre Sorge seyn lassen. War es aber auf dem Lande, so haben Ihro Excellenz die öfters größte Anzahl der Anwesenden durch allerhand Gemüthsergötzungen: mit großen und kleinen Jagden, Wasserfahrten, Feuerwerken und andern nur ersinnliche Lustbarkeiten zu vergnügen gesucht. . . . . .

. . . . . Bei allem dem vergaßen Sie auch niemal der Armen, und bedürftigen Glieder Christi. Vor ohngefähr 20 Jahren (1699) entstand in Böhmen eine Theurung, daß viele Hundert Arme vor Hunger gestorben; andere mischten Rinden von Bäumen, ja sogar Leim oder Thon unter Kleyen, und machten sich ein Brod daraus, um nur das elende Leben kümmerlich zu erhalten. Es kam der Strich Korn auf 8 fl., weswegen auch viele vornehme Herrn ihre Bedientenzahl verminderten, Sr. Excellenz nahmen aber eben jetzt um so vielmehr Diener auf, wohlsprechend; Jetzt, wo die Diener der Herrn bedürfen, sey es die beste Gelegenheit selbe mit wahrer Liebe und Ergebenheit an sich zu fesseln. — Auch ertheilten Sie Befehle an die Hauptleute, Vögte, Beamte und Verwalter aller Herrschaften: daß den armen Unterthanen auf jeder ihrer Herrschaft a parte jährlich dreihundert Strich Korn mußte unentgeltlich ausgetheilt werden. Mit welcher Gnade Sie auch bishero, über 20 Jahre continuirt haben.

Mit Hrn. Grafen W*** obersten Landhofmeister, hernach obersten böhmischen Kanzler errichteten Sr. Excellenz eine Verbrüderung: Zur Beförderung und Handhabung der Gerechtigkeit, Beschützung der Unschuld, alles zu thun, ja Leib und Leben, und Haab und Gut deshalb gerne aufzuopfern. — Um diesem Bündnisse um so viel mehr Festigkeit zu geben, vertilgte Hr. Graf Spork vor den Augen des Hrn. Grafen W*** eine von letztern in Händen habende Schuldverschreibung von fünfzig Tausend Gulden; und lieh ihm bald nach andere fünfzig Tausend Gulden baar gegen vier Perzente.

Einige Beispiele, welch ein besonderer Liebhaber von Bauen und Stiftungen er war:

Sein mit allerhand zur Leibes- und Gemüthsergötzung eingerichtete Lustgarten erstreckte sich bis an

*) Als Statthalter von Böhmen.

*) Mascheraden?

die unten am Fuß des Schloßberges gelegene und Sr. Excellenz mit der Erbunterthänigkeit zugethane Stadt Lissa, welche nebst andern schönen Gebäuden mit einer Pfarrkirchen (in welcher Hochgedachten Generals Ruhestatt und dessen Epitaphium künstlich in Marmor ausgehauen) sammt einem Rathhaus, und der von Prag nach Schlesien gehenden Post versehen ist.

Eine Stund von dannen, auf der Strassen gegen Prag mitten im Wald, wo die Lyssauer Herrschaft mit der Brandeiser gränzet, ist nächst Gott zu Ehren des heiligen Wenzeslao, des Königreichs Böhmen Patron, eine Einsiedlerei aufgebauet, welche gewiß verdienet von vorbei Reisenden gesehen und betrachtet zu werden. Denn die Kapelle des heiligen Wenzeslai ist sammt dem Altar von purem Stein, und vornen, wegen Wind und Ungestümigkeit des Wetters halben, auf 20 Ellen weit mit schönen großen Fenstertäfeln verwahret. Neben der Kapellen stehen zwei große von Stein ausgehauene Engel, derer jeder eine Laterne mit einer ewig brennenden Lampen hält. Hinter der Kapelle ist des Einsiedlers Zell, und bei derselben sein Garten und Küche. Ueber der Strassen gegen der Kapelle über, stehet ein schönes in die Runde aufgeführetes und mit schöner Mahlerei ausgezierets Gebäude, worinnen die zu gedachter Kapelle nebst dem Einsiedler sündirten zwei Priester, jeder seine besondere Wohnung, auch gleich daran ihren besondern Garten haben.

Unweit von diesem Gebäude ist ein 40 Ellen hoher Thurm mit einer Windmühlen und Wasserkunst, neben demselben auf jeder Seiten ein kleines Gebäu für den Gärtner, und 25 Staffeln hinunter, auf einem ebenen Plan, ein großer in Figur eines Eyes angelegter Garten, welcher nicht nur mit verschiedenen sowohl zur Zierde, als auch zur Betrachtung, künstlich aus Stein ausgearbeiteten vierzehn Statuen, fünf steinernen Fontainen mit ausspringenden Wassern, sondern auch zu Nutzen der Priester, und zu Erquickung der Reisenden mit allerhand raren Früchten, Blumen, Kräutern aus vorsichtiger Sorgfalt Sr. Excellenz als Urheber und Stifter dieses völligen Gebäudes, versehen, und noch täglich vermehrt wird, welches gute herrliche Werk Gott, von Kind zu Kindes Kindern zu seiner Ehre, auch zu des Stifters ewigen Andenken wolle lassen gesegnet seyn. Es ist eben in diesem Wald etwann fünftausend und dreißig Ellen von dannen, eine andere Einsiedlerei, nächst Gott, zu Ehren des heiligen Franzisci Seraphici gestiftet, und diese stehet in dem Mittelpunkt derer obgemelbten so schönen Alleen, wovon die gegen Mittag gezogene, welche viertausend Ellen lang ist, sich bis zu einer an der prager Strassen aufgesetzten steinern Statue des heiligen Antoni des Abts erstrecket. Was sonsten sowohl zu Gottes Ehre, als auch zur christlichen Auferbauung wie nicht weniger zur Lust und Nutzbarkeit in der Jagd, Vogelfang und andern Gemüthergötzungen auf dieser Herrschaft von Sr. Excellenz ist erfunden und hin und wieder angeordnet worden, davon wäre noch viel zu schreiben; doch wollen wir uns mit dem, was bis anhero ist gesaget worden begnügen lassen; wenigstens wird es bis dato Niemand ohne Lob und Verwunderung angesehen haben, welches auch alle die, so es künftig noch sehen, thun werden. *)

Indessen soll dennoch mit Stillschweigen nicht übergangen werden, daß zwischen der Stadt und der oben erwähnten Eremitage Sanct Wenzeslai ein neues Spital und Kirche aufgeführet worden, darinnen für 12 arme Männer und für so viel arme Weiber die Fundation eingerichtet ist, wie auch auf einen Priester, welcher diesen Armen täglich die heil. Messe lesen, und sie durch fleißiges Predigen zu erbauen suchen soll, womit sie, nachdem sie die Kräfte ihrer Jugendjahre in der Welt zugebracht, jetzund das durch Gottes Gnade erlebte Alter dahin anwenden sollen, denjenigen ohne Aufhören zu preisen, welcher ihr Schöpfer, ihr Erlöser, und auch ihr Seeligmacher wird, und seyn will.

Ehe und bevor wir von dieser Herrschaft **) uns völlig wegbegeben, haben wir annoch mit wenigen zu sagen, wie daß Sr. Hoch-Gräflichen Excellenz ein gewisser, auf der angränzenden Graf Schützischen Herrschaft Benatek zwischen Alt-Lyssa und Perzdmirzitz etwann 1/4 Meile Wegs von obgedachter Einsiedletei Sanct Franzisci gelegner Berg, theils wegen dessen schönen Situation und dem ungemein stark dahin treffenden Vogelzug, auch vor Alters daselbst gewesten Vogelherden, theils und am meisten wegen dem süssen Andenken der schon Anno 1669 in Dero zarten Jugend bei einem damaligen alten Vogelsteller unschuldig genossenen Freude, von vielen Jahren her in Augen gelegen, davon sie aber ungeachtet verschiedener angetrags-

*) Ist alles eingegangen. H.

**) Lyssa.

ner Vortheil, das ſo ſehnlich verlangte Eigenthum auf keine Weis, ſondern aufs Höchſte die Erlaubniß ein ſo andern Vogelfang allhort zu treiben, durch nachbarliche Freundſchaft zu erhalten vermöcht haben, bis daß ſelbe endlich durch Continuirung vortheilhaftiger Vorſchläge ſo viel zuwegen gebracht, daß der jetzige Beſitzer obbeſagter Herrſchaft Benatek dieſen Berg in einem Bezirke von 2650 Ellen hoch erwähnt Sr. Excellenz Anno 1715 eigenthümlich überlaſſen und abgetretten hat. Wie nun in allen Dingen Dero erſtes Abſehen und Sorg forderiſt höchſt rühmlich dahin gehet, womit die Ehre Gottes, und ſo dann des Nächſten Heil zu Folg deren 2 führnehmſten Geboten des Geſetzes befördert werden; als ward auch von Stund an, eine Kapelle unter dem Titel des heil. Kirchenlehrers Hieronimi daſelbſt erbauen zu laſſen, nicht ſo bald beſchloſſen, als darmit der Anfang gemacht. Dieſe Kapelle iſt von Grund auf auch ſogar das Dach von puren Quader-Stücken aufgeführt, haltet in dem Umkreis 32 Ellen, hat inwendig nebſt dem erforderlichen ſchönen Ornat und Zierlichkeiten, zwei ſchöne Altar-Blätter und Bildnußen des heil. Hieronimi, auſſerhalb ſeynd an allen 4 Seiten die auserleſenſten Geſpräch und Verſen von der Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens, und von dem Tode zu leſen, von oben auf der Spitze des Dachs ſtehet anſtatt des Kreuzes, ein von Bildhauern künſtlich gemachter Todt, welcher durch Anziehung einer auſſerhalb verborgenen Schnur ſich herum drehet, und bei dem Stillſtehen einem jeden der die Schnur gezogen hat, die in einem Würfel-Spiel entworfene und am Dach herum verzeichnete Tugenden oder Laſter jene zwar nach denen Treff- dieſe aber nach denen Fehl-Zahlen anzuzeigen pflegt: Und iſt dieſe Kapelle Anno 1718 den 30. September als an dem Feſt des heil. Hieronymi eingeweihet, und denſelben Tag das erſtemal der Gottesdienſt mit etwelchen heil. Meſſen und zwei Predigten, unter ſchöner Muſik und Löſung der Stücken in Beiſeyn einer großen Menge Volks und unter andern Löblich General-Lieutenant Prinz Savoyiſchen Dragoner Regiments Herrn Staabs-Offiziers (maſſen dieſes Regiment eben dieſen Tag zu Loſſa und der Gegend eingeruckt, und den folgenden Tag einen Raſttag gehalten) feyerlich begangen worden.

Bei ungefähr 30 Schritt hinunter der Kapellen iſt des dahin fundirten Prieſters Wohnung mit bequemen Zimmern, und einem um und um mit Bretteren umfangenen Zier- und Küchelgarten; an deſſen Ecke rechter Hand neben des Prieſters Wohnung aber ein über hundert und zwanzig Ellen tiefer Brunnen, welcher vor zwei Jahren zu graben angefangen, und wegen gewiſſen in Sr. Excellenz Rechts-Beſchwerden mit begriffenen Umſtänden der Neumanniſche Silber-Brunn genannt worden iſt. An dem andern Eck des Gartens gegen Mitternacht befindet ſich die Wohnung für den ebenfalls dahin fundirten Eremiten, und zwar in einem von Menſchenhänden aufgeführten, und bis 20 Ellen hohen Berg, in welchem unterhalb drei nebſt dem Eingang ins Kreuz eingetheilte Gemächer, als eines zum bethen und betrachten, das andere zum arbeiten, und das dritte zum ſchlafen. Durch den Berg inwendig hinauf gehet eine Schnecken-Stiege bis zum Gipfel, woſelbſt alle Herbſtzeit ein Vogelheerd aufgeſtellt wird.

Vor dem Eingang dieſes Berges, wie nicht minder vor der Kapellen, gegen Mittag ſeynd verſchiedene zur Betrachtung dienliche Statuen, als des heiligen Franciſci Seraphici, der heiligen Büſſerinn Magdalena und andere alleſammt aus Stein künſtlich ausgehauen.

In dieſer ſo anmuthigen Einſamkeit pflegen Sr. Excellenz nicht nur in dem Herbſt auf denen daſelbſt aufgerichteten Vogelheerden (wovon gleich ein mehrers geſagt werden ſoll) ſich zu ergötzen; ſondern auch zu andern Jahrszeiten, wann und ſo lang Sie ſich zu Loſſa befinden, ganze Täge allhort zuzubringen, um dero durch ſo lange jährlich erlittene harte Verfolgungen darnieder geſchlagene Kräften in der ſtillen Ruhe in etwas zu erquicken; zu welchem Ende dann Selbe zwiſchen der Kapelle und des Eremiten Wohnung rechter Hand des Gartens bei einem ſchattichten Wäldlein für ſich ein Gebäu mit allen Bequemlichkeiten und verſchiedenen curieuſen Einrichtungen erbauen, und demſelben den Namen Bonrepos beilegen laſſen.

Aus dieſer kurzen Beſchreibung kann ein Jeder zur Gnüge erſehen, daß der Hauptzweck in dieſen wie in allen Deroſelben Unternehmungen fürnehmlich auf die doppelt Liebe Gottes und des Nächſten gerichtet, und wie zu Vermehrung jenes Ehr, alſo zu Beförderung dieſes Heil keine Unkoſten angeſehen noch geſparet worden: Gleichwie aber die nach dieſem anjetzo ſogenannten Vogelberg getragene vieljährige Sehnſucht fürnehmlich in dem Verlangen beſtunde, die (wie geſagt) in Dero zarten Jugend an dieſem Ort verkoſtete un-

ſchuldige Freude des Vogelſangs vollkommen genieſſen zu können; Alſo wurden zu Folg Dero durch ſo viel Jahr in Läer Uibung erlangter Experienz ſofort allerhand Gattungen von Vogel-Herden und Stellungen gemacht, worunter nebſt zwei Freyſträuchen, 1 Wald-Lerchen Tenn, 2 Töſen (?), 1 Maiſen-Spre und 2 Rokoli (?); inſonderheit der von Sr. Hochgräflichen Exzellenz erfundene daſelbſt eingerichtete und vielleicht gar wenigen bekannte Nußbeeger-Fang verdienet geſehen zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Abſchied eines Kurgaſtes von Karlsbad.

1809.

Lebet wohl, ihr ſtolzen Höhen,
Lebe wohl, du mildes Thal,
Bald werd' ich euch nicht mehr ſehen,
Seyd gegrüßt zum lezten Mal.
Lebet wohl, ihr ſtillen Wogen,
Sanfte Töpla, die ſo hold
Maleriſch in Silberbogen
Durch die Blumenufer rollt.

Lebet wohl, ihr Felſenrieſen,
Die gleich einer Hüterſchar
Eng Hygäens Schaz umſchließen,
Ihren heiligſten Altar,
Wo vor mordbegier'gem Stahle
Einſt gebebt das ſcheue Wild:
Aber jezt zum Friedensthale
Lächelt des Erlöſers Bild. 1)

Lebet wohl, ihr grauſen Trümmer, 2)
Die der Strom der Zeiten ehrt,
Die der Vorwelt Thatenſchimmer
Immer noch vor uns verklärt.
Lebe wohl, du ſtolzer Gipfel, 3)
Der ein zweites Golgotha,
Blickend durch die Tannenwipfel,
Herrlich ſtehet vor mir da.

Lebe wohl, du holde Aue, 4)
Die den ſchönſten Nahmen führt,
Die mit ihrem zart'ſten Thaue
Heſper und Aurora ziert;
Wo verlaſſend ihre Höhen
Opfernd kniet der Nymphen Schaar,
Wo die heil'gen Säulen ſtehen
Um der Schönheit Weihaltar.

Lebet wohl, geliebten Stellen,
Die ihr mich ſo oft entzückt,
Mich ſo oft den trüben Wellen
Meiner Wirklichkeit entrückt;
Wo vom freudenvollem Bunde
Der Beglückteren getrennt,
Mir das Schickſal manche Stunde
Sanften Friedens doch gegönnt.

Wo auf räthſelhaften Pfaden,
Von dem Dickicht rings umwebt,
Irrend, wie der Schickſalsfaden,
Himmelan der Wandrer ſtrebt;
Bis die dichte Tannenreihe
Sich am Ziele plözlich ſchließt
Und des Himmels zarte Bläue
In ihr Dunkel überfließt.

Wo in grünem Schattenkreiſe,
Wo der Blick hinabwärts ſchaut,
Dir o Dankbarkeit zum Preiſe
Einſt ein Tempel ward erbaut. 5)
Seht von ſanftern Grün umgeben,
Wo die Waldnacht ſich zerſtreut,
Jene Säule ſich erheben:
Sie auch ſteht der Dankbarkeit. 6)

Hier an dieſer heil'gen Quelle
Trank ſo manchen Seligkeit;
Heilig iſt hier jede Stelle,
Der Erinnerung geweiht.
Sel'ge, die auf dieſen Fluren
Liebe, Freundſchaft hat beglückt:
Eures Glückes holde Spuren
Sind dem Fels noch eingedrückt.

Hier, wo feuriger das Leben
Des Beglückten Buſen ſchwellt
Und mit jugendlicherm Streben
Ihm erweitert ſeine Welt,

Wo ſo ſanft und ſo gelinde,
Wie der Freundſchaft Angeſicht,
In der Leiden Dorngewinde
Die Natur uns Roſen flicht —

Wo ein Völkchen ſanft, geſellig
Ungetrübte Tage lebt
Und die Fremdlinge gefällig
An ſein Thal zu feſſeln ſtrebt —
Dürft ich jede Frühlingswonne
Meines Frühlings hier begehn;
Dürft ich jede Abendſonne
Lächelnd hier verſcheiden ſehn!

Seyd geſegnet Augenblicke,
Sterne meiner Finſterniß,
Die mein Engel dem Geſchicke,
Das mich haſſet, hier entriß!
Und auch euch, ihr trüben Tage,
Die gleich öden Wüſteneyn,
Nichts belebt als meine Klage:
Scheidend will ich euch verzeihn.

Blühet fort in ſtetem Glanze,
Milde Thäler, ſtolze Höhn,
Bald aus eurem holden Kranze
Werdet ihr mich ſcheiden ſehn.
Denn zum mir verhaßten Lande
Zieht des Schickſals Herrſcherwort
Mich mit diamant'nem Bande,
Ach, vielleicht auf ewig fort.

Soll ich nimmer dieſer Feſſeln,
Dieſes Zwangs entbunden ſeyn?
Wird Verzweiflung ihre Neſſeln
Stets auf meine Pfade ſtreun?
Wird der Schwermuth düſtre Hülle
Immer meinen Geiſt umziehn,
Wird mir deine Wonnenfülle,
Holde Freiheit, nimmer blühn?

Ja ſo wards im Schickſalsbuche
Feſtgeſetzt ſeit Ewigkeit,
Unterworfen ſeinem Fluche
Duld' ich ohne Widerſtreit.
Senkſt du nie mit wildem Strahle
Friede, dich zu mir herab:
So umſchweb in dieſem Thale
Himmelsſohn, doch einſt mein Grab.

1) Der ſogenannte Hirſchſprung; wo Kaiſer Karl IV. auf der Jagd die berühmte Quelle entdeckte, und auf deſſen Gipfel ſpäterhin ein Kreuz errichtet wurde.
2) Die alte Veſte Engelhauſen.
3) Einer der höchſten Berge um Carlsbad, auf welchem drei Kreuze ſtehen.
4) Die Dorotheensaue: nach der Durchl. Herzogin von Curland benannt.
5) Dieſer Tempel wurde vom verſtorbnen Lord Findlater, als ein Zeichen ſeines Dankes für das in den öſterreichiſchen Staaten empfangene Gute errichtet.
6) Nicht weit von dieſem Tempel weihten Karlsbads Bürger dem obenbenannten Lord Findlater eine Säule aus Dankbarkeit für die durch ihn bewirkten Verſchönerungen ihres Thals.

Beytrag zur Löſung des ſtaatswirthſchaftl. Problems.

(S. Heſperus N. 4 1814.)

Anſicht.

Der Landmann im gegenwärtigen Zuſtande iſt wie ein Schiffer ohne Steuermann, ohne Kompaß und ohne Kenntniß des Gebiets zu betrachten, das er befährt; daher er ſich denn nie ins Freie wagt, ſondern ſich nur ſtets an der Küſte hält. Den beſſern Weg wird, kann es nicht anders gehen, als wenn er ihm befohlen wird. An der Hand des Geſetzes muß er hingeleitet werden zum Guten; von ſelbſt findet er es nicht. Der Bauer iſt als das Kind der Staatsgeſellſchaft zu betrachten, und deshalb muß er geleitet werden durch Strenge und Zwang.

Gegen-Anſicht.

Werden denn aber Kinder durch gütiges, liebevolles Zurechtweiſen, mit Belehrung verbunden, zu ihrem Heil, für Menſchlichkeit und deren Beförderung nicht beſſer geleitet, als durch Zwang und Strenge? Durch Strenge und Zwang in geſetzliche Norm gebracht, wird, wenn auch in der äußern Erſcheinung ein Fortſchritt ſich ergeben möchte, doch nur ein erzwungenes Handeln hervorgebracht und nichts in ſich Gedeihli-

ches gegründet. Allerdings iſt Ernſt und conſequentes Benehmen der Leitenden nöthig; es kann Zwang und Strenge hin und wieder ſtatt finden müſſen, wie auch bei der Erziehung das zuweilen in einzelnen Fällen ſtatt findet; aber zum Geſetz, zur allgemeinen Norm, was nur Ausnahme iſt, zu machen, iſt, unzweckmäßig und, weil es gegen die Natur iſt, verkehrt. Aber freylich gehören große Geduld, wahre Langmuth und unermüdeter Eifer dazu, um auf den Landmann für das Beſſere zu wirken.

Anſicht.

In der Erziehung wird das Individuum vornemlich nur um ſein ſelbſt willen und zum rechten Gebrauch der vollen moraliſchen Freiheit gebildet. Ich habe vom erſten Augenblick ſeines Entſtehens es ganz in meiner Gewalt. Es dankt mir Alles, es ſchmiegt ſich mit unwillkührlicher voller Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen an mich. Es iſt daher unter ſo günſtigen Umſtänden faſt immer meine Schuld, wenn Liebe und Geduld nicht ausreichen, wenn das Kind verdirbt und Zwang durch Furcht eintreten muß. Denn Zwang iſt allezeit da, der Zwang der Abhängigkeit; nur daß ihn die Liebe mildert. Oder wollte man Kindern freien Willen laſſen? Kann man es bei fehlender Einſicht und Mündigkeit der Vernunft?

Der Bauernſtand aber iſt kein Individuum. Er iſt eine große Corporation, die größte im Staat und iſt durch den Staatsverband, wie jeder andere noch ſo mächtige Bürger, der Beſchränkung ſeiner bürgerlichen Freiheit von ſelbſt unterworfen. Nicht ein Bauernſtaat ſoll ſeyn, nicht um dieſen zu begründen, zu heben, exiſtirt der Staat; ſondern um der phyſiſchen und moraliſchen Wohlfahrt aller Staatsbürger. Kloſſen willen. Was der Totalität nun in dieſer Rückſicht zuſagt, dem muß ſich der Theil unterwerfen, und die Bauern dürfen nicht dem Staatszweck entgegen zu handeln die Freiheit haben; ſondern müſſen um ſo mehr zu ſeiner Beförderung genöthigt werden, als ſie dadurch zugleich ihre eigne Lage verbeſſern, als ſie auf ihrer untern Cultur-Stufe weder Willen noch Einſicht haben den beſten Weg zu wählen und zu gehen, und als der Mißbrauch der Freiheit unter ſolcher Lage und bei ihrer Majorität den ganzen Staat auf das ſchrecklichſte gefährden könnte. Oder entſcheidet etwa in der Familie auch die Majorität der Unmündigen? Regiert nicht, und mit Recht, der Wille des einzigen Oberhaupts das ganze Haus? Sobald vom Staatsbürger die Rede iſt, bleibt es erſtes Gebot: Unterwerfe deine individuelle Freiheit der Freiheit des Staats, oder, was einerlei iſt, der möglichſt höchſten Wohlfarth Aller. Auch iſt es dieſe Unterwürfigkeit an ſich nicht welche drückt, ſondern nur: wenn ſie, ſtatt nach den Principien der Vernunft und Gerechtigkeit, von der bloßen Willkühr gefordert wird.

Eben daher unterwirft ſich, (eine gerechte, milde Regierung vorausgeſetzt) grade der Gebildetere, welcher den Werth ſeiner Freiheit und eben daher auch ſein gebrachtes Opfer am richtigſten zu würdigen weiß, ihren Forderungen dennoch am leichteſten. Seine eigne Einſicht und die liberalere höhere Denkart der Regierung kommt entgegen, und macht alle Gewalt unnöthig. Iſt das auch der Fall bei dem Bauern? Kann er es ſeyn? Wie viel würde wohl der Bauer ohne Furcht vor dem Zwange leiſten, und gar der ſlawiſche Bauer? Und ſind nun die Umſtände ſo, wie bei dem Kinde in der Familie?

Das beſte, gutartigſte Kind angenommen, hat es den Genuß der Freiheit? Lebt es denn nach Selbſt-Beſtimmung? Iſt denn nicht das elterliche Geſetz die Norm aller ſeiner Handlungen? Und fühlt es ſich nicht und die ganze Familie nur um ſo glücklicher, je genauer es dem Geſetze folgt? Warum ſoll denn das Alles nun weniger der Fall ſeyn, beim Kinde des Staats — bei dem unmündigen Bauer? Unmündig, wegen Unfähigkeit der Ueberſicht und Beurtheilung des großen Ganzen mit allen ſeinen verwickelten Theilen, woraus die Staatsmaſchine beſteht.

Hat nun aber der Staat ſeine Individuen ſo in ſeiner Gewalt, wie der Familienvater ſeine Kinder gleich vom erſten Moment ihres ohnmächtigen bewußtloſen Daſeyns an? Iſt bei ihnen das Gefühl der Anhänglichkeit, Liebe, Dankbarkeit ſo lebendig? Können ſie eben ſo ſagen: Alles, was ich bin und habe, danke ich dem Staat?

Nein! der Familie dankt er Alles und nicht eher, als bis er phyſiſch mündig geworden, ahndet er etwas von noch einer andern Macht; die nicht allein bei ihrer erſten Erſcheinung gemeiniglich ſich als eine neue, andre, höhere Macht, ſondern auch im Widerſpruch mit der bisherigen, ja in der Vorſtellung des gemeinen Mannes, als eine feindliche ankündigt — wenn

ſie nur ſichtbar wird als eine ſolche, die nimmt und nichts gibt, welche nicht nur Antheile am Eigenthume, nicht nur perſönliche Dienſtleiſtungen, ſondern die Perſon und das Leben ſelbſt für den Kriegsdienſt gebieteriſch und ſtreng verlangt. Denn, daß ſie weit mehr für ihn thut, als von ihm fordert; daß ſie für ihn wacht, wenn er ſchläft; daß ſie ſein Eigenthum, ſeine Rechte ſchützt durch weiſe Organiſationen; daß unermüdet an Erhaltung, Verbeſſerung und Fortſchreiten des Ganzen von den beſten Köpfen, von den erſten und angeſehenſten, oft mit Aufopferung der Geſundheit gearbeitet wird — das ahndet, begreift er, glaubt er nicht. Es iſt für ihn zu abſtrakt, zu ſublim, zu fern; er weiß wenig oder nichts von den Wohlthaten der Regierung; er verkennt ſie, wo ſie handgreiflich ſind; er fühlt nur eine laſtende, keine ſegnende Hand. Nun erwäge man noch die beſondern Unterthansverhältniſſe, gar vor Joſeph! alle die Willkühr, Plagen und Bedrückungen der Beamten — das elende Loos einer klöglichen Sklaverei — Armuth — Beſchränktheit der Begriffe — Stumpfheit der Gefühle — Sinnlichkeit und Aberglauben! Das Alles vererbt durch viele Generationen von Vater und Sohn, zugleich mit den Empfindungen der Furcht, des Haßes und der Rache gegen die Unterdrücker!

So iſt im Allgemeinen das unmündige Staatskind beſchaffen. Beſonders wird das Bild immer treffender, je weiter wir nach Oſten vorrücken. Ein ſolches unmündiges Kind trifft nun die Regierung an, mit der contraſtirenden Merkwürdigkeit, daß doch als Familienkind betrachtet, phyſiſch und moraliſch mündig, letzteres wenigſtens in ſo weit erſcheint, als dies unter den vorausgeſetzten Umſtänden denkbar iſt. Freilich eine Mündigkeit des Verſtandes und des Willens — aber was für eine? In der Regel ungefähr die des Ungezogenen, welcher das 21ſte Jahr erreicht hat; und ein ſolcher ſollte durch Milde, ſollte blos durch Vorſtellungen, Belehrungen, Beiſpiele zum Beſſern gebracht werden? Nimmermehr, wie die Erfahrung hinlänglich zeigt.

Geſetz, Vorſchrift, kathegoriſcher Imperativ führen hier kurz, ſchnell, ſicher zum Ziel. Aber ſie müſſen vom milden und wahren Principien ausgehen und der Beobachtung muß milde Behandlung zur Seite gehen und folgen, nachdem mit Strenge und Feſtigkeit auf dieſelbe gedrungen worden iſt.

Mangelndes, hinlängliches Futter in Verhältniß des zu producirenden, nöthigen Düngers iſt ein Hauptgebrechen unſrer Landwirthſchaft. Könnten hier poſitive Geſetze helfen oder nicht? und in welcher Art wären ſie im erſten Fall am ausführbarſten?

Dies mögen erfahrne, politiſche Oekonomie-Beamte beantworten, und philoſophiſche, praktiſche Staats-Männer dieſer meiner Anſicht ihre Gegenanſicht entgegen ſtellen!

Coreſpondenz-Nachrichten aus Ungern.

Der rühmlich bekannte magyariſche Dichter Benedict Virág gab im laufenden Jahre neuerdings eine kleine Sammlung magyariſcher Poeſien heraus (theils metriſche Ueberſetzungen horaziſcher Epiſteln, theils Original-Poeſien), die er Barydice taufte. Schade, daß der große Dichter in ſeinen Originalpoeſien durch die nicht verdienten Angriffe zweyer ſehr verdienter magyariſcher Dichter ſehr klein erſcheint.

Am 24. Mai ſtarb in Peſt der berühmte Gelehrte, Abt Ludwig Mitterpacher, Profeſſor der Oekonomie, der allgemeinen Naturgeſchichte und der Technologie an der königl. ungriſchen Univerſität, im 80ſten Jahre ſeines Lebens. Er erwarb ſich vorzüglich durch ſeine Elementa Rei Rusticae einen bleibenden Ruhm. Sie wurden in die italiäniſche Sprache überſetzt. Seine phyſikaliſche Erdbeſchreibung (Wien bei Wappler 1789) zeigt von viel Beleſenheit. Auch ſein lateiniſches Lehrbuch der Naturgeſchichte für ungriſche Akademien war lange Zeit recht brauchbar. Er widmete ſich auch in ſeinem hohen Alter mit allem Eifer dem Unterrichte der Jugend, denn er hörte erſt einen Monat vor ſeinem Tode auf zu dociren, ob er gleich einen Adjuncten hatte. Er hatte eine ſehr gute Lehrmethode und wurde von ſeinen Schülern geſchätzt und geliebt. Auch der Stifter des Georgikons zu Keßthely Graf Georg Feſtetics von Tolna, war einſt ſein Schüler.

Dr. Rumi, Profeſſor der Oekonomie am Georgikon zu Keszthely iſt Willens, die Geoponica der Griechen und die lateiniſchen Scriptores Rei rusticae mit einer deutſchen Ueberſetzung und einem Commentar, in welchem die Landwirthſchaft der Alten und Neuern verglichen werden ſoll, herauszugeben.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 37. Juli.

Sinn für Kunst und Natur in Wien.

(Fortsetzung N. 31.)

Sannenberg's und Pech's Damen-Hüte, Bouquets und Guirlanden aus Menschenhaaren.

Vor 3 Jahren verfertigte ein hiesiger Mahler Joseph Manzador Miniatur-Gemälde, denen er von eigenen Haaren, Kopf, Augenbraun und Backenbart, und den Damenköpfchen niedliche Angesichten aufsetzte; auch romantische Landschaften vor. Menschenhaaren wußte dieser Künstler mit allen Nuanzirungen von Licht und Schatten, auf Glas darzustellen. Ungeachtet er es mit seinen Haarkünsteleien zu einer seltenen Vollkommenheit gebracht hatte, fand er doch wider mein Erwarten (Hesp. 1811 9. Heft) nur geringe Unterstützung und ist nun damit schon ziemlich in Vergessenheit gerathen.

Nun tritt ein hiesiger Bürger: Gottfried Sannenberg (bürgerl. Perüquenmacher und Damen-Friseur) auf, der mit seinem Gehülfen Joseph Pech aus Menschenhaaren Damenhüte von jeder beliebiger Form, Bouquets, Guirlanden, einzelne Blumen ꝛc. mit der gehörigen licht und dunklern Färbenmischung der Haare, mit einer staunenswerthen Künstfertigkeit verfertiget.

Zur Prüfung dieser genialischen Arbeit findet man bereits in seinem Gewölbe, in der Jägerzeil N. 466 zwei Damenbüsten, deren Aufsätze ganz von Menschenhaaren bearbeitet sind. Die erste Büste hat in Form eines modernen Strohhutes einen mit Guirlanden und Bouquets von Menschenhaaren angenehm gezierten Hut auf, blos von Haaren verfertigt. Die zweite Büste trägt eine aus dem nämlichen Stoff verfertigte und garnirte Haube. Vorzüglich gelungen ist der erste Aufsatz, und für das Gesicht der Damen von magischer Wirkung. Selbst das, aus Menschenhaaren verfertigte Band, mit welchem der Hut unter dem Kinne gebunden wird, verstärkt noch den angenehmen Eindruck des Kopfputzes.

Außerdem findet man einen ziemlichen Vorrath von Blumen, Guirlanden ꝛc. die einzeln verkauft werden, und sehr gut gearbeitet sind. Nach Pech's Angabe sind die Preise der größern Kunsterzeugnisse folgende:

1 Hut mit Guirlanden und Bouquets, alles aus Menschenhaaren kostet 400 fl. C. C.

1 Haube mit den Decorirungen wie der Hut 300 fl.

1 Bouquet 150 fl.

1 Guirlande 250 fl.

Die Preise sind allerdings hoch. Wenn man jedoch den Aufwand an Zeit, Mühe, die Genauigkeit und den ausdauernden Fleiß, den die Behandlung des Menschenhaars zu dergleichen Arbeiten erfordert, in Anschlag bringet, so wird man sie nicht übertrieben finden.

Herr Sannenberg ist ein gebornr Westphale, sein Gehülfe Pech, (den ich eigentlich nur allein im Gewölbe antraf) ein Oberösterreicher. Letzterer hat sich bereits vor einigen Jahren durch Verfertigung blecherner Maschinen, um durch deren Aufstellung das Rauchen der Kamine und Schornsteine zu verhindern, bemerkbar gemacht.

J. Knillinger's Wachs- und Naturalienkabinet.

Im zweiten Heft des Hesperus 1813 habe ich bereits der interessanten mimisch-plastischen Darstellungen des Herrn Dubsky Freiherrn von Wittenau erwähnt. Ein ähnliches, jedoch in Hinsicht der Charakter- und Portrait-Figuren nicht so zahlreiches Wachskabinet, hat nun ein anderer plastischer Künstler, Herr Jakob Knillinger aus Stadt Steyer gebürtig, hier aufgestellet.

Bewundert man bei Bar. Dubskys Darstellungen, das warme Colorit des Lebens, das uns aus jeder Figur anspricht, und worin dieser Künstler einzig ist; so müssen wir bei den Gebilden Knillinger's den seltenen Fleiß anstaunen, mit dem insbesondere die sogenannten Mignon-Darstellungen und kleinern Kabinetsstücke bearbeitet sind.

Was dem Hrn. Bar. Dalky, sehr zu Statten kam? Die 28 Charakterbüsten, die er aus der Messerschmiedischen Sammlung (Hesp. 1812. 9. Heft.) wählte, und die dieser genialische Künstler so herrlich in die weiche Form des Wachses überbildete, und in Tableaux zusammenstellte, welche allein schon seinem Kabinete einen ausgezeichneten Werth geben, fällt freilich bei Knillinger'n hinweg. Dieser mußte sich mehr auf Portrait-Figuren beschränken, deren Bildung mehr Ideale des Künstlers als Copien bestehender Meisterstücke im Gebiete der Bildhauerey sind.

Knillingers Wachskabinet theilet sich demnach in folgende Abtheilungen:

Charakter-Figuren.
Portrait-Figuren.
Plastische Miscellanien, Anatom. Figuren:
Früchte ꝛc.
Mignon-Darstellungen.
Cabinets-Stücke.
Basreliefs.

Charakter-Figuren sind:

A. Die unglückliche Familie, nach einer wahren Geschichte. Ein Landmann, der sich auf dem Felde befand, ward über seinen mit ihm arbeitenden Knaben aufgebracht. Im aufwallenden Zorne warf er ihm die Pflugschar an den Kopf, und der 14jährige Knabe stürzte getödtet zu Boden. Ergriffen von dieser Unthat eilte der Bauer in die Hütte, und sagte zu seinem eben ihr halbjähriges Kind säugenden Weibe: „Das Gott erbarm! Weib sieh doch auf das Feld hinaus, ich glaub, ich habe den Buben erschlagen, ich weiß mir von Angst nicht zu helfen.“ Die bestürzte Mutter eilt mit Entsetzen ins Freie und findet den Buben todt. Jammernd will sie in die Hütte zurück, verfehlet jedoch den rückführenden Weg und stürzt in den Bach. Der Bauer, der in fürchterlicher Angst die Rückkehr seines Weibes erwartet, das nicht mehr kömmt, schöpft Hoffnung, daß der Bube doch noch am Leben seyn, er geht wieder hinaus. Da liegt aber der Ermordete wirklich todt zu seinen Füssen, und 30 Schritte entfernter erblickt er in den Weidenzweigen am Bache sein ertrunkenes Weib. Verzweiflung bemeistert sich seiner Sinne; nochmals kehrt er in die Hütte zurück; eine neue Schreckensszene öffnet sich vor seinem Blick. Schweine, die zur offenen Thüre in die Stube gekommen waren, hatten eben dem Säugling die Gurgel abgefressen. Wüthend ergriff er nun das auf dem Tische liegende Brodmesser, und stieß sich dasselbe ins Herz.

Der Künstler hat diese unglückliche Familie in dem Augenblick ihrer Vernichtung aufgefaßt, und so an einem Tische als Tableaux gruppirt: den Bauer, wie er niedergedrückt vom tiefsten Schmerz, in rathloser Angst und stummer Verzweiflung sich das Messer ins Herz stößt, den Buben mit seiner tödtlichen Kopfwunde, die Mutter im letzten Momente des Todeskampfes und das unglückliche Kind.

Man kann diese schaudervolle Szene nicht besser ins Leben zurückrufen, als es hier geschehen ist.

Wie tief solche plastische Darstellungen auf die Gemüther wirken, und meist mehr nützen als die besten moralischen Deklamatorien, hatte ich neuerdings hier Gelegenheit zu bemerken. Es war Festtag; unter den Anstaunenden befand sich auch eine schlichte Bürgerfamilie. Kalt ohne Theilnahme waren sie an den Basreliefs der Mythologie und der Portrait-Figuren vorübergeeilet; aber mächtig fühlten sie sich hier, besonders die junge Frau ergriffen. Ungeachtet des nicht unbedeutenden Kreises der Zuschauer, zog sie ihren Mann mit Heftigkeit an sich und flüsterte dem Gähzornigen vernehmlich ins Ohr: „Siehst du den Jammer des Gähzornes wegen? o hüte dich lieber Mann doch davor.“ Mit feuchtem Auge erwiederte er ihr händedrückend: „Sei unbesorgt, liebe Nanni, du wirst mich nicht mehr zornig finden.“ Man las in seinen Gesichtszügen das Gelübde, sich nicht mehr vom Zorne übereilen lassen zu wollen.

B. Die römische Kindesliebe. Eine Gruppe von 3 Personen. Der eingekerkerte zum Hungertode verurtheilte Vater säugt durch das Gitter an der Brust seiner Tochter, ihr zur Seite steht ein kleines Mädchen. Der Kopf des Greises ist trefflich gearbeitet, das Gesicht der Tochter ohne Gefühl, und das kleine Mädchen ein wahrer Affe.

C. Die Hochzeit in Schwaben. Ein Tableaux von 6 Männern und 4 Frauen, die hier an einer langen gut servirten Tafel sitzen. Das Sujet ist: Eine 118 jährige Frau, heurathet einen 28 jährigen Mann, beide feiern hier ihr Hochzeitsfest. So sehr die Gesichtsbildungen der Natur der Darstellung, das Colorit, Costum und Draperie dem wirklichen Leben entsprechen; so wenig Einklang ist im Ganzen und somit das Tableau ohne Effekt. Alles, was auf der Tafel sich servirt befindet, ist aus Wachs gebildet, und der Natur getreu kolorirt.

Portrait-Figuren sind:

A. Se. Majestät unser allergnädigster Monarch.

B. Ihro Majestät die Kaiserin Ludovika.

C. " " " " Maria Louise Herzogin von Parma und Piacenza, Sprechende Aehnlichkeit, aber ohne den Ausdruck des eigentlichen Lebens, das Hr. Br. Dubsky so treffend zu geben weiß.

D. Napoleon Bonaparte. Eine der gelungensten Darstellungen.

E. Die Tischlermeisterin als Amme und der junge Herzog von Parma und Piacenza. Da die Tischlermeisterin in Paris zurück-

verblieben ist, so kann über die Aehnlichkeit der Figur nichts bestimmtes gesagt werden. Der Herzog ist aber ganz verfehlt, oder der Abdruck geschah in einer frühern Periode.

Es ist wirklich sonderbar, daß es bis izt weder einem Zeichner, Mahler, Kupferstecher, noch einem plastischen Künstler gelungen ist, uns ein getreues Gemälde von diesem liebenswürdigen Prinzen, den ich drei Mal mit seiner erlauchten Mutter in der Hofburg zu sehen die Gnade hatte, zu liefern. Die meisten Kupferstiche und plastischen Darstellungen sind wahre Karrikaturen.

Wie ich eben aus dem Munde Sr. Exzel. des Hrn. Grafen v. Edling, gewesenen Obersthofmeister der Kaiserin Marialouise vernehme, ist ein Franzose, der in plastischen Arbeiten sehr geschickt seyn soll, mit der Wachsbüste dieses Prinzen beschäftiget, deren Aehnlichkeit schon izt obgleich noch nicht ganz vollendet, außerordentlich seyn soll.

F. Leopold Burger, der blinde Harfner in Wien. Sprechend ähnlich. Eine meisterhafte Darstellung!

G. Der verstorbene Direktor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien: v. Hagenauer. Alle jene die diesen verdienstvollen Mann kannten, versichern, daß die Aehnlichkeit der Büste keinen Wunsch übrig lasse.

H. Die schöne Perlfischerin aus Venedig. Der Begriff von Schönheit ist bekanntlich relativ. Gesichter wie dieses findet man in Wien, Linz, Grätz und in allen Hauptstädten zu Dutzenden. Mehr annähernd dem Schönheitssinne ist in der sogenannten Mülerischen Kunstgallerie (gegenwärtig der Gräfin v. Deym gehörig) die ich nächstens hier ausführlich nach ihrem frühern und gegenwärtigen Gehalte beleuchten werde, die Portrait-Figur der Gräfin Brigido aus Triest.

J. Die Mutter, welche in Rom mit 13 Kindern entbunden wurde, sammt diesen 13 Puppen. Blos fürs Volk von Werth, das sich an den 13 Kindern nicht satt genug sehen kann.

K. Ein indianischer Krieger. Ebenfalls ein Volksstück.

L. Auf dem Anschlagszettel ist auch die Portrait-Figur des Königs von Preußen: Friedrich Wilhelm angedeutet. Dieselbe ist aber nicht aufgestellet, da der zwar gut getroffenen Büste noch immer die Augen fehlen, die Hr. K. aus dem Auslande verschrieben hat, indem nach seiner Aeußerung hier keine so trefflich emaillirten zu bekommen sind.

Fertig, um als Portrait-Figur aufgestellt zu werden ist bereits die Büste:

M. Des unglücklichen Andreas Hofer, die in jeder Hinsicht meisterhaft gearbeitet ist.

Unter die Miscellanea gehören:

a) Ein zur Hälfte anatomirter Mannskopf. Trefflich gearbeitet.

b) Ein ganz anatomirtes Kind. Darstellung und Colorit sehr gut.

c) Ein Kind ohne Schaamtheile. Nicht sonderlich.

d) Früchte, Confituren, Fleischspeisen, deren treffliche Bearbeitung hier einer vorzüglichen Erwähnung verdient. Es ist nicht möglich, Birnen, Kirschen, Krapfen (Kuchen) Mundgebäck, gebratenes Geflügel, Spanferkel ꝛc. getreuer nach der Natur zu bilden und zu coloriren.

Die Birnen größerer Gattung, Krapfen ꝛc. sind hohl; und haben, wenn man sie in der Mitte abhebet, Mignon-Darstellungen in ihrem Innern z. B. Kleine Figürchen: Amor, Venus, die Grazien ꝛc. auf Rosenbetten, mit einem Himmel voll Seligkeiten im Gesichte und äußerst niedlich gearbeitet. Ich finde die Preise für diese Früchte, Confituren ꝛc. sehr billig. Ohne Tableaux kostet das Stück 45 kr. bis 1 fl.; mit Tableaux im Innern von 2 bis 5 fl. C. S.

Mit noch einem größern Kunstfleiß sind die vom Hrn. K. sogenannten: Kabinetsstücke ausgefertiget. Es sind Figuren von 2 bis 3 Schuhe hoch, Amor, Venus ꝛc. und andere mehr, deren Darstellungen für die Kunst vom höchsten Werthe ist. Da aber manche Gruppe zu indecent ist, so werden sie nur Künstlern und Kunstfreunden gewiesen, und muß daher auch dieserwegen hier alles fernere Detail, das nur zu ihrem Lobe sprechen könnte, unterbleiben.

Diese beiden letztern Abtheilungen des Cabinets bestätigen, daß Hr. Knillinger und seine Gehülfen, ein ausgezeichnetes Talent zu den sogenannten plastischen Miniatur-Darstellungen, wozu nebst dem tiefsten Kunstsinne, eine unerschöpfliche Geduld gehöret, besitzen, und ich wünsche ihnen von ganzer Seele die Unterstützung wahrer Kunstfreunde, damit sie ihr Talent nicht immer nur allein auf den Erwerb des täglichen Brodbedarfes beschränken müssen.

Die letzte Abtheilung dieses Wachskabinets bilden: 25 Basreliefs-Darstellungen aus der Göttergeschichte aus Wachs gearbeitet.

Wie man mir versicherte, ist nicht Hr. Knillinger, sondern ein gewisser Hr. Sauer der Künstler, welcher diese Gemählde ins Leben rief. Die Figuren sind größtentheils in der Ausarbeitung nicht ganz gelungen, das Colorit meistens entweder schon abgestorben oder verstehlt, die Mahlerei ohne Werth. Als gelungen verdienen jedoch bemerkt zu werden, die Basrelief-Figuren:

Leda, von Jupiter als Schwan besucht. Das innere Feuer der glücklichen Liebe ist hier treffend im Gesichte der Leda ausgegossen.

Prometheus am Felsen Kaukasus geschmiedet, wie ihm der Geyer das Eingeweide verzehrt. Das wahre Bild des Schmerzes!

Zephyr ein göttlicher Jüngling.

Flora die Göttin des Frühlings. Das gelungenste Basrelief in Absicht auf's Colorit.

Die Terra, ein weißes und ein schwarzes Kind säugend.

Saturnus als Gott der Zeit.

Triton der Sohn des Neptun, mit seinen Tritonen.

Apollo. Die personificirte männliche Liebenswürdigkeit.

Nicht ohne Kunstsinn ist die schlummernde Venus. Bei allen übrigen Basreliefs springen bedeutende Fehler ins Auge.

Wahrscheinlich um ein größes Publikum an sich zu ziehen, hat Hr. Knillinger seinem Wachskabinet einige Naturalien einverleibet, die hier unter dem vielsagenden Namen:

Naturalien-Cabinet

angekündiget werden. Die ganze Sammlung besteht aus bemerkenswerthen 20 Stücken meist Monstrua die in Spiritus aufbewahret sind. Da Herr Knillinger diese Stücke einzeln verkauft, und es manchem Sammler von Naturseltenheiten erwünscht seyn dürfte, dieselben namentlich hier angeführt zu finden, so folget deren Spezifikazion: 1) Ein Huhn mit 4 Schnäbeln. 2) Eine Gans mit 2 Köpfen. 3) Ein indianisches Huhn mit 4 Flügeln. 4) Ein Schwein dessen Leib aus einer Menge Füße besteht. 5) Ein Hause mit 8 Füßen. 6) Ein Hund mit 6 Füßen, und einem langen Untervorstehkiefer 7) Ein Hund mit einem Schnabel und einem Auge. 8) Ein Hund mit 10 Füßen. 9) Zwei Biber-Ottern. 10) Eine Sammlung von Ottern- und Vipern. 11) Ein Skelet von einem unzeitigen Pferde, welches statt der Hufe Hundsklauen hat. 12) Neun Kinder von einem bis zu neun Monaten von besonderer Art, worunter sich zwei zusammengewachsen befinden. Mehrere Kleinigkeiten.

Dem Künstler, der, wie Herr Knillinger, um leben zu können, mit seinen Kunstgebilden wandern muß, ist es zu verzeihen, wenn er mitunter auch auf einige dem Ganzen nicht zusagende Mannigfaltigkeiten Rücksicht nimmt, in der Meinung, die Ausstellung interessanter zu machen. Sind diese Mißgriffe nur nicht von großer Bedeutung, so pflegt man sie allgemein wie hier, ohne Rüge zu übergehen.

Einige Tage bevor ich dieses Kabinet besah, waren nächtlicher Weile Diebe in dem Saale zur Ente, wo es aufgestellet ist, eingestiegen, und hatten ungeachtet der Künstler und seine Leute in der Nähe schliefen, die Portrait-Figuren der Monarchen Franz I. Alexander, jene des Napoleon u. s. w. aller Gegenstände vom Werthe, z. B. Orden, Epaulets, Sperone rc. rein beraubt. Hr. Knillinger schätzt seinen Verlust auf 700 fl.

(Fortsetzung folgt.)

A. R. v. Flammenstern.

Meteorologische Beobachtungen im Jahre 1813 von Cassian Hallaschka in Brünn.

(Fortsetzung. Man sehe N. 35.)

1813.	Mittlerer Thermometerstand für den Brünner Horizont nach Reaumur		
	8 Uhr Morgens.	2 Uhr Nachmittags.	10 Uhr Abends.
Jänner	— 7, 25°	— 5, 92	— 6, 25
Februar	— 1, 25	+ 1, 22	— 1, 50
März	— 0, 12	+ 3, 00	+ 0, 72
April	+ 7, 11	+ 11, 00	+ 6, 72
Mai	+ 11, 50	+ 13, 62	+ 10, 50
Juni	+ 11, 75	+ 15, 00	+ 10, 50
Juli	+ 15, 00	+ 18, 25	+ 14, 25
August	+ 13, 37	+ 16, 75	+ 13, 00
September	+ 10, 50	+ 13, 62	+ 9, 50
Oktober	+ 5, 37	+ 8, 37	+ 6, 00
November	+ 1, 62	+ 3, 00	+ 3, 00
Dezember	+ 0, 25	+ 1, 12	+ 0, 75
Summa	+ 76, 48	+ 104, 95	+ 74, 94
	— 8, 62	— 5, 92	— 7, 75
	12 : + 67, 86	12 : + 99, 03	12 : + 67, 19
	+ 5, 65	+ 8, 25	+ 5, 69

Digitized by Google

+ 5, 65
+ 8, 25
+ 5, 69

+ 19, 59 : 3
+ 6°,53 Mittlerer Thermometerstand nach Reaumur für den Brünner Horizont im Jahre 1813.

Uibersicht

der Meteorologischen Beobachtungen im Jahre 1814 angestellt von C. H.

Vorbericht.

Das Lokale des Barometers und Thermometers ist das nämliche des jüngst verflossenen Jahres. Auch die Instrumente sind dieselben. An der Zeit und Art zu beobachten ist nichts geändert worden. Doch werden manche Beobachtungen eingewebt erscheinen, welche ich auf dem Observationsorte im Fürstlich Bischöflichen Alumnate machte, der durch besondere Freundschaft manches Brünner Mäcenaten erst kürzlich bequemer eingerichtet wurde. Für so manche in Betrachtung der höhern Weisheit des Schöpfers zuzubringende, glückliche, nützliche, und frohe Stunde zolle ich ziemit öffentlich den herzlichen Dank jenen Wissenschaftsfreunden, die mein langgewünschtes Unternehmen so wohlthätig unterstützten. Sie setzten mich in den Stand, der Astronomie und vaterländischen Geographie, so weit es meine geringen Kenntnisse in der Mathematik und Physik erlauben, alle mir übrige Stunden mit Ernst und Eifer zu widmen. Unvergessen wird diese Theilnahme auch dann meinem Herzen bleiben, wenn mich unvermeidliche Umstände von Brünn trennen sollten; unvergessen die Huld und Freundschaft, die Sie mir schenkten, unvergessen der rege Sinn für Wissenschaft welcher Uranien ein kleines Asyl gab.

Monat Jänner 1814.

Der Monat Jänner war überhaupt trüb, die strengste Kälte wechselte mit Thauwetter ab, auch der N.W. Wind herrschte weniger, als der S.O. und N.O. Wind.

Der erste Tag dieses Monats kündigte sich als einer der schönsten im ganzen Monat an, und ihm glich nur der 14te an Heiterkeit der Athmosphäre. Die Zwischenzeit war trübe, neblicht, es fiel viel Schnee, der immer häufiger wurde; bis endlich am 10ten die Kälte merklich zunahm, die Tage darauf mehr wuchs, und am 12ten Morgen das Thermometer nach Reaum. den 19 ¼° unter dem Gefrierpunkt zeigte. Während diesen Tagen wehte mehr als mittelmäßig der N.W.W. Wind, der sich die folgende Tage in S.S.O. Wind veränderte, und folglich eine ganz andere Temperatur herbeiführte. Der Stand des Barometers war so veränderlich, daß die Quecksilbersäule zwischen dem 12ten und 13ten um 6 Linien 9 Zehntel variirte. Dieses schnelle Fallen kennte einen Sturm vermuthen lassen, allein das Barometer stieg allmählig, der S.S.W. und S.O. Wind hielt an, und wir sehnten uns während stets trüben und neblichten Tagen, unter welchen sich der 21te vorzüglich auszeichnete, nach schönerer Witterung. Allein vergebens. Obschon sich am 24ten, der uns günstige N.W.W. Wind einstellte, der Stand des Barometers sich besserte, das Thermometer einen ziemlichen Kältegrad anzeigte, so sah man doch nur äußerst selten zwischen dichten Schneewolken das Sonnenbild. Dieses war die athmosphärische Beschaffenheit bis zum 27ten d. M. An diesem Tage war der Himmel Morgens trüb, es fiel viel Schnee; das Barometer stand auf 28 Zoll 0 Linien 1 Zehntl, war im Fallen, das Thermometer zeigte 7 ½° unter 0 an. Nachmittag deckten noch trübe Schneewolken den Himmel, das Barometer stand auf 27 Z. 11 Linien 6 Zehntl, das Thermometer zeigte noch 4° unter 0 an. Abends endlich heiterte sich die Athmosphäre ganz aus, nur am O. und N.O. Horizont bemerkte ich auf meinem Observationsorte im Fürstlich Bischöflichen Alumnate einige neblichte Dünste. Der S. und W. Horizont war ganz heiter. Nachdem ich einige Sternverschwindungen vorgenommen hatte, um den Gang des Pendels zu prüfen, beobachtete ich die Phase des gerade am Westhimmel so schön glänzenden Planeten Venus.*)

Die darauf folgenden Tage sank das Barometer immer tiefer, der S.O. Wind hielt an, und am 30ten fiel häufiger Schnee, am letzten Tage des Monats schien sich die Athmosphäre aufheitern zu wollen.

Der höchste Barometerstand fiel auf den
12ten nämlich 28″ 6‴ 6ᵈ Morgen.
— tiefste 6ten ‘ 27 7 9 Mittags.

Der höchste Thermometerstand fiel auf den
20ten nämlich + 3° Mittags.
— tiefste 12ten ‘ — 19 ¼ Morg.

Das Mittel des Barometerst. aus 31 Beobachtungen
um 8 Uhr Morg. = 27″ 11‴ 40‴‘
3 ‘ Nachm. = 27 10 06
10 ‘ Abend. = 27 9 60

3 : 83 7 06

Mittlerer Barometerstand im Jänner aus 93 Beobachtungen = 27 10 36

Das Mittel des Thermometerst. aus 31 Beobachtungen
um 8 Uhr Morg. = — 5° 4ᵈ
3 ‘ Nachm. = — 2 9
10 ‘ Abend. = — 3 2

3 : — 11 5

Mittlerer Thermometerst. im Jänner aus 93 Beobachtungen = — 3, 83

*) Hier folgt die Beobachtung des Meteors, welche schon N. 14. S. 112 mitgetheilt worden. D. H.

Thermometerstand im Jänner an einigen Oertern Europens.

Petersburg am 4ten Griechischer Zeitrechnung, oder nach unserer am 16ten Jänner, bei heiterem Himmel, und Ostwinde, Thermst. = — 30° nach Reaum. 59° 56′ ö. Nördl. Br.

Liverpool in England am 14ten Jänner. 17° nach Fahrenheit unter dem Gefrierpunkt, oder nach Reaum. = 21 ⅞° unter dem Gefrierpunkt 53° 25′ 04 Nördl. Br.

Brünn am 12ten Jänner bei heiterem Himmel und N.W.W. Winde 19 ¼° Reaum unter dem Gefrierpunkt. 49° 11′ 32″ Nördl. Br.

Wien am 12ten Jänner bei Nebel und schwachen N.W. Wind, 11 ½ nach Reaum. unter dem Gefrierpunkte. 48° 12′ 36″ Nördl. Br. *)

Nach diesem seltenen Kältestrich von 49 Grad u. s. w. bis 59 Grad 56 Minuten Nördlicher Breite von zwei zu zwei Tagen, der vermuthlich auch in Wien mehr sich geäußert hätte, wenn der Himmel heiter und nicht neblicht gewesen wäre, wird es vielleicht nicht mehr wunderbar seyn, daß auch der brünner Horizont eine Kälte von 19 ¼ Gr. erreichte! Für St. Petersburg ist der heurige Kältegrad von 30 bis 31° der größte seit dem Jahre 1772, wo das Therm. den 30 ¼° anzeigte.

Monat Februar 1814.

Der Monat Februar war im ganzen genommen sehr kalt, mehr heiter als trüb, bei herrschenden N.W.W. und N.O.O. Winden.

Der Anfang dieses Monats war ziemlich heiter, Nebel zeigten sich nur am Horizont bei W. und N.W.W. Winden. Das Barometer stieg allmählig, so wie das Thermometer täglich einen größern Kältegrad anzeigte. Am 6ten erreichte das Thermometer den 14. Gr. unter dem Gefrierpunkte. Allein da das Barometer allmählig sank, der Himmel sich durch die folgenden Tage immer mehr trübte, so ließ auch die Kälte nach, nachdem auch der N.W.W. mit S.O. und S.W. Winde wechselte. Es fiel am 8ten in der Nacht Schnee, der sich am 9ten durch den ganzen Tag anhäufte, bis es endlich am 11ten thaute, und Regen mit Schnee gemischt den Horizont deckte. Das Thermometer zeigte am nämlichen Tage 3 Gr. ober dem Gefrierpunkt. Nachdem am 12ten das letzte Mondesviertel eintrat, heiterte sich die Athmosphäre aus, das Barometer stieg, und erreichte fast den höchsten Stand, nämlich 28 Z. 7 L. 7 Zehntl. Vom 14ten an zeigte hingegen das Thermometer täglich einen größern Kältegrad an. Die Heiterkeit hielt an, und man empfand fast bis Ende des Monats eine große Kälte bei N.W.W. und N.N.O. Winden, welche mehr und weniger wehten. Das Barometer erhielt einen ungewöhnlichen hohen Stand. Die größte Kälte fällt auf den 6ten mit 14°, auf den 15ten mit 13°, auf den 22ten mit 14° und auf den 23ten mit 15° nach Reaum. unter dem Gefrierpunkt, jedesmal um 8 Uhr Morgens. Ganz heitere Tage waren 7.

Der höchste Barometerstand fällt auf den 20ten nämlich 28 Z. 8 L. 4 Z. Mk.
— tiefste 7ten " 27 10 0 Mk.
— höchste Thermst. 11ten " +3° R. Nachmittag.
— tiefste 23ten " —15 R. Morgen.

Das Mittel des Barometerst. aus 28 Beobachtungen
Morg. = 28 Z. 4 L. 1 Mk.
Nachm. = 28 3 8
Abend. = 28 3 9
Das Mittel aus 84 Beob. = 28 3 93

Das Mittel des Thermometerst. aus 28 Beobachtungen
Morg. = — 6° 9 Mk.
Nachm. = — 3 7
Abend. = — 6 5
Das Mittel aus 84 Beob. = — 5 7

Monat März 1814.

Dieser Monat war im Ganzen genommen wärmer, als gewöhnlich, bei sehr abwechselnden Winden.

Die erste Hälfte dieses Monats war meistens trüb, mit abwechselnden S.O., N.O. und N.W.W. Winden, es fiel noch viel Schnee, und war überhaupt feucht. Die andere Hälfte aber, wenn man die letzten drei Tage ausnimmt, war sehr angenehm, der Schnee verlor sich allmählig, und um desto größer waren die Überschwemmungen, die doch, weil sie nach und nach erfolgten, den gefürchteten Schaden nicht verursachten. Der Himmel war meistens heiter bei S.O., S.W. und N.W.W. Winden, der Stand des Barometers blieb stets über dem mittleren, und das Thermometer erreichte auch schon den 10° über den Nullpunkt; es zeigten sich nach und nach Gewitterwolken, und am 25ten um 4 Uhr Nachmittag hörte man donnern. Darauf folgte Regen, die angenehmen Tage waren verschwunden, und der Beschluß des Monats war regnerisch, wolkigt und trüb.

Der höchste Barometerstand fällt auf den 17ten Morg. nämlich 28 Z. 8 L. 7 Mk.
— tiefste 4ten " " 27. 6 4
— höchste Therm. 25ten Mitt. nämlich + 10°
— tiefste 1ten Morg. " — 5 5
Das Mittel des Barometerstandes aus 93 Beobachtungen ist = 28″ 1‴ 66‴
" " Thermometerst. " = + 2° 33‴

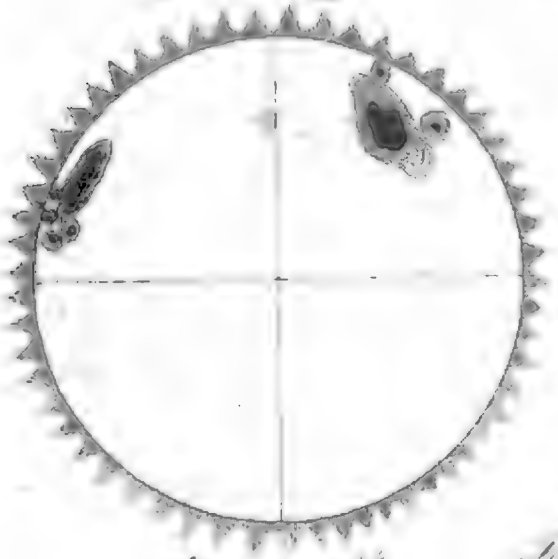
*) Zu Tobolsk fiel nach der Wiener Zeitung, das Therm. den 28. Jänner unter 40° und gefror.

Digitized by Google

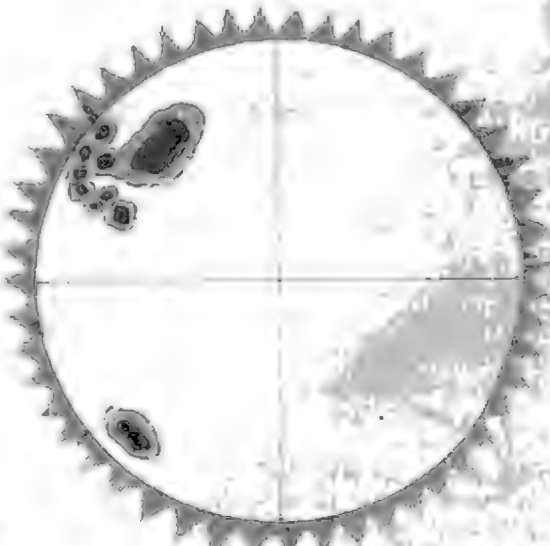
Fig. I.

Nord

Fig. II.



Ost

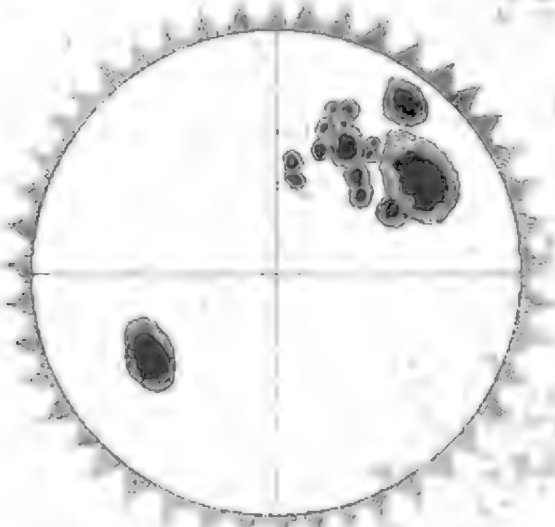


West

Am 26 April 1816

Fig III

Am 24 April 1816



Am 2 May 1816

Süd.

Sonnenflecken beobachtet vom 9 April bis 3 Mai 1816 vom Herrn Professor Hallaschka in Brünn.

Le Hesperus N° 37 1816.

Digitized by Google

Monat April 1814.

Dieſer Monat war nicht nur wärmer, ſondern auch heiterer als gewöhnlich, bei herrſchenden S.S.O. und N.O. Winden.

Die erſten fünf Tage des Monats waren angenehm und heiter, am 6ten aber zeigten ſich Gewitterwolken, worauf am folgenden Tage ſich ein ſtarker Regen einſtellte, da meiſtens der N.W.W. Wind wehte. Vom 9ten bis zum 21ten genoßen wir die angenehmſten Tage, bei meiſtens S.S.O. herrſchendem Winde. Die Vegetation äußerte ſich täglich kräftiger. Am 20ten und die folgenden Tage ſtellten ſich heftige Winde ein, bis endlich am 22ten ein großer Platzregen darnieder ſtürzte, welchem ein heftiges Gewitter folgte, das in den nördlichen Gegenden Mährens Hagel und Schnee herbeiführte. Die darauf folgenden Tage waren merklich kälter, trüb und regneriſch, ſo daß man am 26ten und 29ten ziemliche Reife wahrnahm. Die Winde, die meiſtens aus N.O. ſtürmten, wurden täglich heftiger, und das kalte und trübe Ende des Monats hinterließ eine große Sehnſucht nach den ſchönen warmen Tagen, welche faſt zwei Drittheile des Monats Alles erquickten.

Der höchſte Barometerſtand fällt auf den
8ten Morg. nämlich 28″ 6‴ 1 1/12 W.M.
— tiefſte 22ten » » 18 0 3
— höchſte Thermometerſt. fällt auf den
21ten Nachm. nämlich + 17° 0′
— tiefſte 30ten Morg. » + 2 0

Das Mittel des Barometerſtandes aus 30 Beobachtungen:
Morg. = 28″ 3‴ 1 1/12
Nachm. = 28 2 8
Abend. = 28 3 2
Das Mittel aus 90 Beobachtungen = 28 2 11

Das Mittel des Thermometerſt. aus 30 Beobachtungen:
Morg. = + 7° 49‴
Nachm. = + 11 84
Abend. = + 7 58
Das Mittel aus 90 Beobacht. — + 8 96

Ephemeride der beobachteten Sonnenflecken vom 9. April bis 3. Mai 1914, von C. H.

(Mit einer Zeichnung.)

Am 9ten April um 10 U. 45′ Morgen betrachtete ich durch einen 27zölligen Ramsden die Sonnenſcheibe, und fand unvermuthet eine ganze Gruppe von Flecken am S.W. Sonnenquadranten derſelben, worunter ſich zwei durch Größe auszeichneten. Der größte, deſſen Abſtand ich mit dem Sextanten gemeſſen hatte, war nur noch 12 Min. vom weſtl. Sonnenrand entfernt; folglich war die ganze Anzahl von Flecken dem Austritte aus der Sonnenſcheibe näher, als ich gewünſcht hatte. Als ich dieſelben durch ein zweifüſſiges gregorianiſches Spiegeltelescop von 4 Zoll Oeffnung und beinahe 84maliger Vergrößerung beobachtet hatte, ſah ich die dunklen, auch ganz finſtern, und wieder lichtern Stellen (Sonnenfackeln) deutlich; der größte und kenntlichſte Fleck hatte eine längliche unregelmäßige Form, und war wie mit einem Netze umſchleyert. Am 10. April um 9 U. 49′ Morgen war der Abſtand deſſelben vom weſtl. Sonnenrand nur noch beinahe 7′; ſeine Figur wurde länglicher, und die übrigen kleinern Flecken waren ſchwächer. Am 11ten d. M. verſchwanden ſie ganz, und es blieben nur noch die zwei größern etwas ſichtbar. Am 12ten d. M. war der größte Sonnenfleck nur noch 1′ 38″ vom weſtl. Sonnenrand im N.W. Quadranten entfernt, welcher in der Nacht vom 13ten zum 14ten die Sonnenſcheibe verließ.

Neuer Eintritt von Sonnenflecken am 11. April 1814.

Während dieſem Austritte erſchien ſchon am 11ten d. M. um 8 U. 45′ Morg. am N.O. Sonnenrand ein ganz beſonderer Sonnenfleck. Er war bereits 1′ 30″ vom öſtl. Sonnenrand im N.O. Quadranten, gegen den Mittelpunkt vorgerückt; derſelbe hatte eine längliche Figur, und war koncentriſch mit einem Schleyer umfaßt. Am folgenden Tage d. i. am 12ten hatte er ſich ſchon um 3′ von dem Rande im N.O. Quadranten der Sonne entfernt, und nahm an Größe zu; zugleich fing ſich eine Gruppe von mehreren Flecken an zu bilden, welche am folgenden Tage d. i. am 13ten an Größe zugenommen hat. Der größte Fleck dieſer Gruppe hatte eine unregelmäßige Figur, und war wellenförmig umſchleyert. Sie ſetzten ihre Bahn im N.O. Quadranten fort, und waren bereits 4′ 30″ vom öſtl. Sonnenrand entfernt. Am 14. bemerkte ich, daß ihre Zahl um zwei vermehrt war, die eine ganz unregelmäßige Figur hatten. Am 16ten um 8 U. 30′ Morg. war die ganze Gruppe von Flecken ſchon beinahe 14′ vom öſtl. Sonnenrand entfernt; ſie nahm ſich ſehr ſchön aus; am 17ten um 9 U. 55′ Morg. waren ſie ſchon im N.W. Sonnenquadranten ſichtbar, denn ſie waren vom weſtlichen Sonnenrand nur noch 14′ 22″ entfernt. Am 19ten verſchwanden die kleinern, und es waren nur noch die zwei größern am weſtlichen Sonnenrand ſichtbar. Ihre Figur wurde länglich, welche ich, nachdem ich am nämlichen Tage ein 58 zölliges Fernrohr mit 42‴ Oeffnung von Reichenbach erhalten hatte, genauer zu zeichnen im Stande war. Fig. I. ſtellet den dem Austritte nahen Sonnenfleck am weſtlichen Sonnenrand im N.W. Quadranten, in ſeiner Lage und Geſtalt treu dar, wie ich ſolchen durch eine 130malige Vergrößerung am 20ten April um 8 U. 7′ Morg. beobachtet habe. Am 22ten um 8 U. 30′ Morg. war derſelbe nur noch 1 bis 1 1/2′ vom weſtlichen Sonnenrand entfernt;

ar nahm an Größe ab, wurde länglich, und die ihn umgebenden lichtern Stellen an der Sonnenscheibe waren deutlicher zu sehen. Weil am 23ten der Himmel minder günstig war, solchen zu beobachten, suchte ich ihn am 24ten um 5 U. 30′ Morg. vergebens auf. Er hat also vom 23ten zum 24ten nach seinem Abstande vom westlichen Sonnenrand am 22ten zu schließen, die Sonnenscheibe verlassen. Die Zeit seiner Sichtbarkeit beträgt also, wie die meisten Astronomen sonst schon gefunden haben, 13 ½ Tag beinahe, welches sich aus seinem Ein- und Austritte von 10. bis zum 24. April ergiebt. Auch stimmt die Veränderung seiner Figur und Bewegung mit der von Andern beobachteten, und vom k. Astronom Bode beschriebenen genau überein.

Neuer Eintritt von Sonnenflecken den 20ten April 1814.

Noch war die schöne Gruppe von Sonnenflecken am westl. Sonnenrand sichtbar, als sich eine Reihe derselben wieder am 20ten April um 8 U. 7′ Morg. am östl. Sonnenrand im N.O. Quadranten derselben darstellte. Genau am Rande war der größte Fleck von länglicher Form und über demselben eine sehr lichte Sonnenfackel, Fig. I. Am 22ten war er in seiner Bahn vorgerückt, hatte an Größe zugenommen, und vier kleinere unregelmäßige Mackeln begleiteten ihn von Osten, welche von sehr lichten Streifen durchkreuzt ein sehr angenehmes Bild darstellten. Am 24ten hatte der Hauptfleck schon eine ovale Form, und war mit einem fast koncentrischen Saum umschleyert. Seine Anhänger hatten sich vermehrt, da sich noch am nämlichen Tage auch am S.O. Quadranten der Sonne eine ansehnliche Mackel zeigte. Die Lage und Gestalt der Flecke an diesem Tage stellt die Fig. II. vor. Die folgenden Tage konnten sie wegen trüben Himmel nicht beobachtet werden. Am 29ten aber um 6 U. Morg. befanden sie sich bereits im N.W. Sonnenquadranten; jener aber, welcher am 24ten in S.O. Quadranten schon gegen 2′ vom östl. Sonnenrand vorgerückt war, näherte sich mehr dem Mittelpunkt der Sonne. Am 1ten Mai war der größte und kenntlichste Sonnenfleck b. Fig. III. vom westl. Sonnenrand kaum noch 2′ entfernt, der ihm nördlich gelegene a. war dem Austritte sehr nahe. Die längliche Figur des Flecks b. nahm zu, und die ihn umgebenden Sonnenfackeln wurden kenntlicher. Am 2ten Mai war der Fleck a. schon ausgetreten, b. aber kaum 1′ vom westl. Rande entfernt, und hatte wie c. eine längliche zusammengebückte Form, die Fackeln aber wurden immer sichtbarer. Am 3ten Mai um 2 U. 10′ Nachmittag war b. ausgetreten. Folglich war die Dauer der Sichtbarkeit dieser Sonnenflecke vom 19ten April bis zum 3ten Mai, daher abermal 13 ½ Tag. Denn am 20ten April war der Fleck b. um 8 U. 7′ Morg. bereits um 1′ vom östl. Sonnenrand schon entfernt.

Erläuternder Zusatz von Herrn D. Schindler, ordentlichen beistehendem Mitgliede der k. k. Mähr. Schles. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn.

Bald nach Entdeckung der Fernröhre versuchten Fabricius im Dezember 1810, und Pater Scheiner in Ingolstadt im März 1811 die ersten Beobachtungen der Sonnenflecken. Unter unglaublichen Schwierigkeiten und mit Gefahr, das Augenlicht zu verlieren, beobachtete der erstere die Sonne mit freien Augen, der letztere sie hinter dünnen Wolken, und schlossen daraus sogleich auf ihre Rotation. Nur vertrauten Freunden durften sie ihre Entdeckung und deren natürliche Folge mittheilen; weil man um jene Zeit die Sonne noch, nach der Aristotelischen Philosophie für den vollkommensten Körper und ihr Licht für das reinste hielt, bis endlich die Wahrheit über den Irrthum siegte.

Ueber die Natur der Sonnenflecken wurden viele Folianten geschrieben, und die sonderbarsten Hypothesen aufgestellt. Dem Einen waren sie Rauch- oder Schaum- oder Dampfwolken, entstiegen dem brausenden Feuermeer; Andern — Körper in die Sonne gestürzt, um daselbst zu Monden, Planeten und Kometen gebildet zu werden. Die Neuern, welche die Sonne für einen dunkeln planetarischen, mit einer Lichtathmosphäre umfloßnen Körper halten, erklären die Sonnenflecken und Fackeln, blos durch Verminderung und Anhäufung der Lichtathmosphäre. Durch jene werden die an sich dunkeln Stellen der Sonne da, wo sie statt findet, sichtbarer; durch diese mehrt sich der Lichtglanz und bildet die sogenannten Sonnenflecken. So lange noch Hypothesen aufhelfen müssen, bleiben genaue Beobachtungen von großem Werth, um so mehr, wenn sie wie die obigen des Hrn. Verf. eine gute Zeitbestimmung und mehrere mit dem Sextanten gemessene Abstände enthalten, welches bei ältern Beobachtungen nicht der Fall ist. Uibrigens gehören die hier beschriebenen zu den größten, die man je beobachtet. Die am 1ten Mai im nordwestlichen Quadranten der Sonnenscheibe beobachtete Gruppe nimmt fast seine ganze Hälfte ein, und hält fast 64666 deutsche Meilen im Durchmesser. Der daran bei b. westl. stehende große Fleck hat in seiner größten Ausdehnung 277 deutsche Meilen oder die ganze Gruppe macht ⅛ und der große schwarze Fleck 1/24 des 194000 deutsche Meilen betragenden Sonnendurchmessers. Nimmt man unsere Erdkugel zum Maßstabe; so ist diese Gruppe über 37 mal, und der einzelne dunkle Fleck 16mal größer im Durchschnitte, als der 1719 deutsche Meilen betragende Erddurchmesser. Diese Beobachtungen scheinen die von Bode aufgestellte Hypothese über die Sonnenflecken zu bestätigen; da sich offenbar die Gestalt der Gruppe und einzelnen Flecke täglich ändern und eben hierdurch auf eine Beweglichkeit und Strömung in der Lichtathmosphäre hinweisen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 38. August.

Historisch = topographische Beschreibung

von

Mezö = Bereny im Bikescher Comitate.

(Beschluß)

Wie fleißig Oertel zu litterärischen Zwecken seine Muße angewendet habe, zeigen die vielen im Manuskripte bei ihm fertigen Ausarbeitungen, und zwar:

1) über zwanzig Jahrgänge seiner gehaltenen, nicht ausgeschriebenen, sondern selbst gedachten und bearbeiteten Kanzelreden an Sonntagen, bei Leichen ꝛc. ꝛc.

2) Seine in lateinischer Sprache ausgearbeiteten, und durch öfter wiederhohlten Vortrag ausgefeilten Vorlesungen für die obere Klasse der Senioralschule, über die Universalgeschichte nach Bredow, über die Geschichte der Religionen überhaupt, und der christlichen insbesondere, über die Dogmatik und und christliche Moral nach Stäudlin und Niemeyer.

3) Seine im herrschaftlichen Archiv deponirte Geschichte und Geographie von Mezö = Berény.

4) Vorlesungen für die wöchentlichen Betstunden über die christliche Glaubens = und Sittenlehre.

5) Vorlesungen zu demselbigen Gebrauche über biblische Geschichte.

6) Stimme eines Predigers in der Wüste, oder über die nöthige Abschaffung des alten Marburger Gesangbuchs in den deutsch = evangelischen Gemeinden. *)

7) Advents = Vorlesungen für die wöchentlichen Betstunden.

8) Passionsbetrachtungen auch zu diesem Gebrauche.

Zum wirklichen Druck sind von ihm befördert worden:

1) Gedächtnißrede auf das Ableben der hochgebornen Freyfrau Maria von Wenkheim gehalten am 4. September 1803.

2) Programma, quo rei literariæ Fautores ad Scholæ Senioraly - Mezö - Berenyiensis censuram semestralem die 24. Februarii 1807 instituendam nomine Rectoris invitat J. Z. Oertel. Ineft Disertatio de melioribus cancionibus latinis in Hungariæ Evangelicæ scholis Grammaticales et Humaniores introducendi. Bei Patzko in Pesth. 8 Pag. Fol.

3) Predigt bei der Einweihung der evangelischen Kirche in Franzfeld (in den Militairischen Confinien) gehalten am 4. Oktober 1812.

4) Inbegriff der christlichen Religion in katechetischer Form, mit schicklicher Rücksicht auf den kleinern Katechismus Lutheri. 1 Theil, welcher die christl. Glaubenslehre. 2. Theil, welcher die christliche Tugendlehre enthält. Ohne Druckort. 1810. Seit. 219. 8.

Anmerkung. „Wenn ich noch etwas, schreibt mir Herr Oertel unterm 5. November 1812, dem Drucke übergeben wollte, das von einigem Belange wäre: so wäre es eine biblische Geschichte mit einem Anhange der Religions = und Kirchengeschichte bis auf unsre Zeiten. Vieles ist schon fertig, und meine Bekanntschaft mit diesen Gegenständen ließe vielleicht keinen ganz mißlungenen Versuch in diesem Fache erwarten."

Möchte doch Herr Oertel diesen Wunsch erfüllen, und das Werk so einrichten, daß es zugleich ein Lesebuch für den erwachsenen Christen wäre! Keine bessere Einleitung zum Verstehen der Predigten und älterer und neuerer Andachtsbücher kann es meiner Meinung nach für den gemeinen Mann geben als ein gut bearbeitetes Werk dieser Art. Ein wahrer Tugendspiegel kann es werden, wenn es mit historischer Gewißheit auch Anmuth des Vortrags verbindet.

*) Dieser Aufsatz wurde Herrn Senior Molnár in Pesth zur Revision überschickt, aber als zu stark geschrieben, der Druck desselben widerrathen. Meiner Meinung nach werden wir zur Annahme besserer Gesangbücher viele unsrer Gemeinden so lange nicht bringen können, so lange noch die alten durch inländische Buchdrucker blos aus Auftrag gewinnsüchtiger Buchbinder frei und ungehindert nachgedruckt werden, und sich unsre geistliche Superiorität nicht mit Gewalt ins Mittel legt.

Was mich selbst und meine literärischen Arbeiten anbetrifft, so konnte ich bei dem besten Willen, und bei allen Aufforderungen gelehrter Freunde, der vielen und für mich harten Schularbeiten wegen, nur sehr wenig für ein größeres Publikum leisten.

Nach geendigtem Lehrkurse in Göttingen wurde ich als 23jähriger Jüngling an das königl ökonomische Institut zu Szarvas als Professor berufen, an welchem ich mich erst unter Leitung meines ehemaligen Lehrers, Freundes und zweiten Vaters, Herrn Samuel Theschedik, damaligen königl. Direktors der Anstalt, in mein neues Fach hineinstudiren mußte; denn das von Beckmann, Blumenbach, Bentin im ökonomischen, technologischen, merkantilischen, naturhistorischen und chemischen Fache Gehörte, mußte hier auf den Vortrag für ungrische, künftige Oekonomen und Kameralisten, angewendet werden. Das gab dem jungen, in der Praxis ganz unerfahrnen Professor genug zu schaffen, der ein Auditorium von 6 königlichen Stipendiaten, und 16 andern jüngern Männern hatte, von denen viele älter, als er selbst, waren.

Indessen habe ich doch hier, so wie auf der neuen für mich eben so schweren und ungebahnten Bahn in Mezö-Berény, wo mir der Kopf mit der Einrichtung der neuen Schule, mit der Versorgung des Freitisches und Konviktes, der Vorbereitung zu philosophischen und philologischen Lehrstunden, durch Besorgung der unter Klassen warm genug wurde, etwas weniges geleistet und zwar namentlich ist von mir ausgearbeitet und dem Drucke übergeben worden: 1) Die topographische Beschreibung von dem königl. Gestüte zu Mezöhegyes, von dem Marktflecken Békesch. Füzes-Gyarmaths über die Entstehung der so häufigen Hügel im südlichen Ungarn; Beiträge zur ungrischen Litteratur, und Nachlese zu denselben; über die Industrieerzeugnisse Theschedits; alles in der Schedius'schen Zeitschrift von und für Ungarn; über Rákos Kereszturs unmaßgeblicher Vorschlag durch Monographien der vaterländischen Litteratur aufzuhelfen in Dr. Lübeks patriotischen Wochenblatte; topographische Beschreibung von Mezö-Berény in einem besondern lateinischen Schulprogramme; Abhandlung über ökonomische Institute überhaupt und über das Szarvaser insbesondre, welche auf Befehl der hohen Statthalterey in den Beilagen der vereinigten Ofner und Pesther Zeitung und auch in dem Andréschen Tageblatt abgedruckt worden ist. Proben von lateinischen Schulliedern, Oertels obenangeführtem Schulprogramme beigefügt; Ein Paar Worte zum Andenken der verewigten Freyfrau Marie von Wenkheim, gebornen Freyin von Ortzy, gesprochen von X. S.; Allegorische Erklärung des Freyherrlich Wenkheimischen Wappenschildes gedruckt zu Eperies. Der entdeckte Heuchler, eine Erzählung in Glatzens Familiengemälde. 1 Band eingerückt. In Mezö-Berény endigte ich auch zur Hälfte meine pädagogische Schrift: Sonderbare Erscheinungen zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend, nebst einem naturhistorischen Räthselbuche. 1 Theil. Gotha bei Justus Perthes. 1803. Zu meinen frühern Arbeiten gehören ein Paar Dutzend Gelegenheitsgedichte oder Reime, wie man sie nehmen will, die auch sämmtlich an verschiedenen Orten in Ungarn und Deutschland gedruckt wurden; auch ein Aufsatz, den ich den Manen der damals einschlafenden privaten Industrieanstalt Theschedits zu Szarvas weihte 1798 und den Wieland in seinen deutschen Merkur aufzunehmen, und mit einigen historisch-kritischen Anmerkungen zu begleiten würdigte.

Jetzt habe ich es bei mir festgesetzt, die wenigen Stunden meiner Muße ganz auf Sammlung topographischer Beschreibungen meiner nächsten Umgebungen zu verwenden. Vielleicht gelingt es mir doch, durch anhaltendes Zuschreiben, einige wackere Männer für die gute Sache zu gewinnen, und so zur richtigen Bekanntwerdung unsers Vaterlandes das Meinige, so lang Gott Leben und Kräfte giebt, redlich beitragen zu können.

Sign. am 1. Dezember 1813.

Andreas Skalka,

evangelischer Ortsprediger in Neu Verbas, ehmals Mitarbeiter am Salzmann'schen Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal, hernach Königl. Professor der ökonomisch-theoretischen Wissenschaften am ökonomisch-praktischen Institute zu Szarvas, dann Rektor des evangelischen Gymnasii zu Mezö-Berény, Assessor der Konsistorialtafel in dem Jlöbl. Békes-Arad, Banater Seniorat und damaliger Senior der pädagogischen Gesellschaft, itzt Ehrenmitglied der Regensburger botanischen Gesellschaft.

Beschreibung von Siebenbürgen.

(Fortsetzung. Siehe N. 22.)

7te Vergleichung.

Landesverfassung und Verwaltung.

Die Verfassung dieses Großfürstenthums entspringt aus der sonderbaren Zusammensetzung seiner Bevölkerung aus Ungarn, Szekelern, Sachsen, Armeniern, Walachen, Zigeunern und Juden. Von diesen sind die drei ersten, nämlich die Ungarn, Szekler und Sachsen die einzigen Nationen Siebenbürgens im politischen Sinn, weil nur sie Sitz und Stimme auf dem Landtage haben. Jede derselben hat ihre besondere Ver-

fassung, ihre besondere Rechte, Privilegien, Sitten, Gewohnheiten u. s. w. woraus dann die Vertheilung des Landes in den Nobilitär-Grund, den Szekler-Grund und den Sachsen-Grund veranlaßt wurde. Die Armenier machen den größten Theil des Kaufmannstandes in Siebenbürgen aus, und genießen auch hie und da einiger besonderer Privilegien. Die Walachen, obschon vielleicht die Hälfte der ganzen Population ausmachend, sind keine freie Nation, sondern gleichsam die Leibeigenen der Grundherrn. Die Zigeuner sind entweder Neubauern, das heißt solche, welche dem vagabunden Zigeunerleben entsagt, sich in fixen Oertern niedergelassen haben, und in ordentlichen Häusern wohnen, oder Lumpenzigeuner, welche im Lande herumziehen, ihre Aufenthalte oft verändern, und in Zelten und Erdhütten vegetiren. Die Dauer des Aufenthaltes an einem Orte hängt davon ab, wie lang sie sich und ihr weniges Vieh ernähren können. Die Juden haben zwar keine eigentliche politische Existenz, stehen jedoch mit der Regierung in direkter Korrespondenz. An der Spitze der Landesverwaltung steht das Gubernium. Landesgubernator ist der Graf Georg Banffi, Freyherr von Losonz, ein Mann der nur einen Fehler hat, daß er sterblich ist. Die Kameralia besorgt das Thesaurariat, die Einhebung der Steuern und die Bedürfnisse des Militärs das Ober-Landeskommissariat, und die Judicialia die kön. Tafel.

8te Vergleichung:
Nationalkarakter.

Zu dieser allgemeinen Übersicht von Siebenbürgen sollte wohl auch eine kurze Skizze des Nationalkarakters gehören; aber in einem von mehreren heterogenen Nationen bewohnten Lande ist eine solche schon an und für sich sehr schwer, und wird durch den Umstand noch schwerer, daß diese Nationen keine sonderliche Liebe zu einander hegen, folglich die Zeugnisse, welche sie sich einander geben, eben nicht für Glaubensartikel zu halten sind. Nur nach einer langen Reihe von Jahren und durch einen genauen Umgang mit ihnen, kann man in den Stand gesetzt werden, ein stichhaltendes Urtheil über ihren Karakter zu fällen. Soviel scheint mir gewiß, daß jede besser ist, als sie von den andern beschrieben wird. Indessen giebt es doch einige Punkte, in denen sie alle zusammentreffen, nämlich 1) in ihrem gemeinschaftlichen Haße wider die Walachen, welche aber auch bei Weitem nicht so schlimm sind, als man sie schildert. 2) in ihrer Abneigung gegen alle Nicht-Siebenbürger, 3) in ihrer großen Liebe für ihr Vaterland, und 4) in einer eisernen Anhänglichkeit an ihre Verfassung.

9te Vergleichung:
Wissenschaften und Künste.

Es wäre lächerlich, wenn ich behaupten wollte: Wissenschaften und Künste seyen in Siebenbürgen zu Hause; denn dieses würde mir selbst kein Siebenbürger glauben. Nicht als wenn es keine wissenschaftliche Männer in Siebenbürgen gäbe. Es giebt ihrer mehrere, und ich werde sie zu seiner Zeit nennen. Aber sie sind nicht so geschätzt, wie sie es verdienen, sie werden nicht hervorgezogen; man läßt sie im Hintergrunde stehen, wo sie nicht bemerkt werden. Aber auch in dieser Hinsicht steht dem Lande eine günstige Revoluzion bevor. Die Siebenbürgische Jugend giebt dazu gegründete Hoffnungen, denn ich treffe überall auf Jünglinge, welche es einsehen, daß es etwas löblicheres, nützlicheres und nöthigeres giebt als Jagen, Kannegießern und Tabak rauchen. Ein Beweis, daß es auch in Siebenbürgen aufgeklärte Eltern giebt, welche den Werth der Geisteskultur kennen und sie gehörig würdigen.

Resultat.

Wenn es nicht anstößig wäre, eine kleine Provinz neben eine große Monarchie zu stellen, so möchte ich in ein Paar Hinsichten eine Aehnlichkeit zwischen Siebenbürgen und Spanien finden. Wenigstens ist, wenn man von der Ausdehnung abstrahirt, eine Übereinstimmung in der beiderseitigen Gestalt dieser Länder, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht zu verkennen, aber auch dann müßte ich Siebenbürgen den Vorzug zugestehen. Spanien schien, eben so aus Thälern bestehend, hat allerdings vielfältige Naturschönheiten aufzuweisen. Aber die Thalebenen im innern Theile des Landes sind weit ausgedehnter, die Berge die sie umschließen, zu entfernt, um die nämliche Wirkung wie in Siebenbürgen hervorzubringen. Die Gebirge selbst enthalten zwar Thäler von minderem Umfange, ihre Schönheiten sind groß, imponirend, frappant im ersten Momente; aber bei längerem Verweilen sind sie Schauer erregend, drohend, möchte ich sagen. Man bewundert sie, aber man wünscht sich wieder heraus; sie überraschen, aber sie ziehen nicht an. So bewundert man die Majestät des Löwen, aber man flieht seine Klauen. Die Naturschönheiten Siebenbürgens sind sanft, gefällig, sie überraschen zuweilen, aber stoßen nicht zurück. Je mehr man bei ihnen verweilt, desto mehr und länger wünscht man sie zu genießen. Und wenn man auch hie und da auf eine Wildniß stößt, so ist es, als wenn diese nur deswegen da wäre, um das Tempe, welches man eben verließ, zu heben, und das Entzücken über das bald jenseits, wieder anlachende zu erhöhen. Siebenbürgens Gefilde, begünstigt von einem gemäßigten Himmelsstriche, sind lachend vom Frühjahr bis in den späten Herbst. Im Julius ist um Madrid kein grünes Gras mehr.

Die Straßen in Spanien waren, als ich es bereiste, nicht besser als die Siebenbürgischen. Was seitdem geschehen seyn mag, weiß ich nicht. Das Forte

kommen für Reisende ist jedoch besser, weil man sich überall mit Maulesel, welche sicher und schnell fortschreiten, versehen kann. Die Unterkunft aber ist bei weitem schlechter, weil man nicht wie hier auf Privathäuser Anspruch machen kann, sondern keine andere Zuflucht hat, als die Wirthshäuser, wo man auch nur das hat, was man mitbringt. Eben so wenig als Siebenbürgen darf Spanien sich rühmen, eine Pflegerin der Wissenschaften und Künste zu seyn. Weniger vielmehr, wenn es seit 26 Jahren, da ich es verließ, nicht sehr mächtige Schritte in der Geisteskultur vorwärts gemacht hat; denn damals waren Unwissenheit und Obskurantism äußerst groß. Auffallend aber ist die Aehnlichkeit zwischen dem Spanischen Landvolke und den Siebenbürgischen Walachen. Die nämliche Lebhaftigkeit, der nämliche Witz, die nämliche körperliche Gewandtheit und Härte, die nämliche Unreinlichkeit und sogar die nämliche Fußbekleidung. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, fehlt den Siebenbürgischen Walachen nur noch die spanische Nüchternheit. Uiber keine Nation ist mehr Unwahres gesagt und geschrieben worden, als über die Spanische. Die sogenannte Grandezza findet man auch dorten nur unter den Großen des Landes. Die Provinz Languedoc in Frankreich hat in so weit eine unvollkommene Aehnlichkeit mit Siebenbürgen, daß es seinen fruchtbaren, weinreichen Theil, und wieder weinlose aber von aromatischen Kräutern duftende Gebirge hat. Allein in den Gebirgen Siebenbürgens machte ich bis jezt noch nicht, wie dort die Erfahrung, daß ich in einem Dorfe von Haus zu Haus mit dem Geld auf der Hand vergebens gegangen wäre, um ein Stück Brod, oder sonst etwas, meinen Hunger zu stillen, aufzutreiben. Von den zu viel gerühmten schweizerischen Alpen-Schönheiten gilt nach meiner Empfindung alles das, was ich von den spanischen Gebirgen gesagt habe. Wer nicht mit den Gemsen in die Wette klettern kann, oder sich vor dem Halsbrechen fürchtet, genießt davon wenig.

West-Schwedens südliche Provinzen würden sich noch am meisten diesem Großfürstenthum nähern, wenn der dortige rauhe Himmelsstrich nicht vieles verdürbe. In unserer Monarchie kann der gebirgigte Theil von Böhmen, aber auch dieses nur in Hinsicht auf Form und Produkte aus dem Mineralreich, mit Siebenbürgen verglichen werden.

In Hinsicht auf Boden und dessen Fruchtbarkeit, wird Siebenbürgen von keinem Lande in Europa, ich rede nur von denjenigen, die ich kenne, und nehme daher England und Rußland aus, die ich nicht kenne, übertroffen, übertrifft hingegen die Mehresten. In unserer Monarchie kann ihm nur die Hanna den Vorrang streitig machen. Nehme ich aber die Gesammtheit seiner Produkte aus allen Naturreichen und ihre mögliche Benuzung; so müssen alle Länder von ähnlicher Ausdehnung zurücktreten, und es kann nicht einmal mehr von einer Vergleichung die Rede seyn. Wenn wir zu der Simplizität der Urwelt zurücktreten könnten, wo der Mensch nur Nahrung, körperliche Bedeckung, und Obdach brauchte; so dürfte Siebenbürgen ganz isolirt seyn, und seine Bewohner werden dennoch im Uiberflusse leben. Aber auch in unsern Zeiten des Luxus, der Moden, der Pracht, der Leckerheit u. s. w. ließe sich eine solche Isolirung denken, und unser Siebenbürgen ist auf unserm Kontingente das einzige kleine Land bei dem sie sich denken läßt; denn der Siebenbürger könnte in isolirten Zustande nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen, nicht nur mancherlei Annehmlichkeiten sich verschaffen, sondern selbst mit Prunk leben; wenn nicht ein kleiner Umstand den schönen Traum zerstörte, der nämliche, daß die Zeiten nicht mehr sind, da ein solcher Duodez-Staat für sich, ohne unter monarchischen Schuze zu stehen, folglich mit mehrern andern Provinzen ein haltbares Ganzes auszumachen, bestehen könnte. Er kann um so weniger bestehen, je mehr er in seinem Schooße Gegenstände von Konkupiszenz verbirgt. Von dieser Seite betrachtet, kann meines geringen Bedünkens, diesem Ländchen, sobald nur von Produktion die Rede ist, der erste Rang nicht streitig gemacht werden. Sobald aber von Industrie, gemeinnüzigen Anstalten, Polizei, Handel und Wandel, Wissenschaften und Künsten die Rede ist, sinkt es freylich in die lezte Klasse hinab.

Beschluß der Einleitung.

(Die Beschreibung selbst folgt.)

Panorama großer Städte.

Petersburg.

(Fortsezung. N. 73. 1813.)

Die Hausfrauen.

Die Häuslichkeit ist die glänzende Seite der hiesigen Damen, zumal der Russinnen, und derer, die aus den deutschen Provinzen Rußlands stammen, der Liefländerinnen, Esthländerinnen u. s. w.; sehr merklich weniger ist solche bei Ausländerinnen zu finden.

Der Stand und Rang macht hier eigentlich keinen Unterschied, die russischen Damen, abgerechnet die, welche auf eigentlich fürstlichem Fuße leben, und eine Art von Hofhaltung haben, verdienen ganz im Allgemeinen das Lob. Die Kollegienassessorin, Majorin, Räthin, Kapitänin, Hofräthin, Kollegienräthin, Etatsräthin, Geheimerä-

chin, Obristin, Generalin, so wie die deutsche Handwerks- und russische Kaufmannsfrau u. s. w. fühlt gleich lebhaft ihren Beruf als Hausfrau, ehrt ihn und erfüllt ihn bestens.

Sie weiß, daß den Domestiquen bei Einkauf der häuslichen Bedürfnisse nicht zu trauen ist, daß zumal die russischen Dienstbothen, beinahe ohne alle Ausnahme, stehlen, und sich andre unerlaubte Vortheile erlauben, die im Laufe des ganzen Jahres einen bedeutenden Gegenstand ausmachen; sie weiß auch, daß die Domestiquen selten Kenntnisse und guten Willen genug haben, um lange Wahl sich nicht verdrießen, und alles eloquenten Anpreisens der Russen ungeachtet sich nicht hintergehen zu lassen; deswegen macht sie meistens ihre Einkäufe selbst, welche ihr entweder in das Haus gebracht werden, oder welche sie auf den Märkten und bei den Buden selbst zu machen sich nicht schämt. Es ist ein erfreulicher Anblick, den man täglich haben kann, auf dem Heumarkte, wo Heu, Gemüse, (im Winter) gefrornes Fleisch, u. s. w. verkauft wird, elegante Equipagen mit 4 Pferden und 2 Bedienten halten zu sehen, deren Besitzerin ausgestiegen, und in dem Gespräch mit dem russischen Verkäufer beschäftigt ist, welches oft ziemlich lebhaft wird. Was hier erhandelt ist, wird auf einem kleinen Wagen oder Schlitten gepackt, und von einem der Bedienten nach Hause konvoyirt. Nun fährt die Dame an die Buden, im Gostinnoi-Dwor, um Thee, Gewürze, Zucker, Kaffee, u. s. w. einzukaufen. Sie handelt lang und genau, sie geht von einer Bude zur andern, bis sie glaubt, den Handel abschließen zu können; nun wird alles Erhandelte dieser Art, wenn die Quantität nicht gar zu groß ist, von dem Bedienten in den Wagen gepackt; die Dame setzt sich ein und fährt nach Hause, oder etwa noch an die Milutinischen Buden, um Früchte, Oele, gesalzene und eingemachte Näschereien, Kaviar, geräucherte Aale, Bärenschinken u. s. w. zu kaufen. Hier dieselben genauen Sachkenntnisse, und dieselbe Sparsamkeit und Unermüdlichkeit im Handeln. Diese Einkäufe werden in der Regel nur einmal in der Woche, an einem bestimmten Tage, gemacht. Es ist gewöhnlich Sonnabends früh zwischen 9 und 12 Uhr, wo man dies Gewühl von achtenswerthen Hausfrauen, mit ihren glänzenden Equipagen und Bedienten, auf den Strassen, in allen Buden, auf allen Märkten, am besten bemerken und beobachten kann. Das die Hausfrauen alle übrigen Einkäufe selbst machen, die mehr ins Fach der Eleganz und des Luxus, als der Haushaltung einschlagen, z. B. Kleider für die Bedienten, Möbeln, Dekorationen, das erwähne ich als nichts besonderes.

Ihrer Thätigkeit und Vorsorge im Innern des Hauses ist nichts zu vergleichen. Welche gründliche und umfassende Kenntniss des Hauswesens, welche Bekanntschaft mit einer Menge Ersparungsmittel entdeckt man da bei einiger Prüfung; wie viel anständige Bestrebungen sieht man da, um in einer so gelbarmen dürftigen Zeit, Bedürfnisse des Luxus und Wohllebens entbehren oder surrogiren zu können!

Meine schönen und guten deutschen Landsmänninnen machen sich aber keinen Begriff, wie viel es heißt, neben allen diesen häuslichen Sorgen und Geschäften, noch mit russischen Domestiquen umgeben zu seyn; dazu gehören Begriffe, die einer deutschen Hausfrau ewig fremd bleiben. Dies ist unstreitig das Schwerste und Unangenehmste in dem Leben einer guten Hausfrau. Um dies klar zu machen, muß ich eine kleine Episode über das russische Gesinde hier einschalten.

Es läßt sich wohl auf Gottes weiter Erde nichts Schlechteres und Elenderes denken, als das russische Miethgesinde, unter dem sich sehr seltne Ausnahmen der Mittelmäßigkeit befinden, welche bei uns schon zur gänzlichen Unerträglichkeit gezählt, und so überall verstoßen werden würden.

Hang zur Diebere i, Betrügerey u. s. w. und zur Völlerey, sind zwei der hervorstehenden Züge auf der Schattenseite des russischen Volkskarakters. Sie verläugnen sich am wenigsten bei dem Gesinde, das beinahe immer zur untersten Volksklasse, zu den Leibeignen, gehört, und entweder in dem Dienste seines eignen Herrn sich befindet, oder von diesem, mittelst eines Passes, auf längere oder kürzere Zeit abgelassen ist, um anderswo zu dienen, und dem Herrn von dem Miethgeld eine jährliche, bald größere bald geringere Abgabe (Obrok) zu entrichten. Im erstern Falle ist das Gesinde in der Regel etwas besser, weil es unter der unmittelbaren Züchtigung seines Herrn steht, die sehr fühlbar werden darf; im leztern Falle kennt dagegen dasselbe kein Maaß für seine Unrechtlichkeit und Zügellosigkeit, weil dem Miethherrn keine eigenmächtige Züchtigung seines Gesindes, sondern nur eine policeiliche Klage verstattet, und diese immer mit Weitläufigkeiten u. s. w., im glücklichsten Falle aber doch mit einigen Wegen und Kosten verknüpft ist, wovor man sich gern so lange wie möglich hütet.

Eine russische Köchin, welche nicht jeden Vortheil, den sie sich durch Unterschlagen und Stehlen im Kleinen, oder durch Einverständniß mit den Fleisch-Gemüse-Fisch-Verkäufern machen kann, benuzt; welche, wenn auch noch so häßlich und alt, nicht ihren oft erscheinenden Liebhaber hat, der (gewöhnlich ein nachhaltiger Soldat) in der Regel nicht zu ihr, sondern zu den vollen Töpfen und bei Seite gebrachten guten Bissen kommt, und des vollen Magens wegen, vielleicht beide Augen zudrückt; eine russische Köchin, die wenigstens einmal in der Woche, sich auf der Herrschaft Gesundheit und Kosten betrinkt, und in diesem Zustande gar nicht zu gebrauchen ist, oder alles verdirbt, solch eine Köchin wird unter die ökonomischen Preziosen ersten Wassers von den hiesigen Damen gerechnet und sehr hoch gehalten. Diese Preziosen sind aber

so überaus selten, daß ich in den anderthalb Jahren meines hiesigen Aufenthalts, und bei meiner sehr ausgebreiteten Familienbekanntschaft in St. Petersburg, nur von drei bis vier Stück habe reden hören. Für sie war man unglaublich aux petits soins und übersah ihnen, ohne alle Bemerkung, eine Menge kleiner Unvorsichtigkeiten und Nachlässigkeiten, für welche in Deutschland jede Köchin einen derben Verweis bekommen würde.

Daher ist das Bestreben, eine deutsche Köchin zu haben, trotz ihrer hier unglaublichen Prätensionen, des sehr hohen Lohnes u. s. w., überall von allen Damen laut geäußert, und man hält es für einen großen schätzenswerthen Besitz, so ein arrogantes, eingebildetes, herrisches Geschöpf, (das deutsche Gesinde artet hier schnell aus, sein Übergewicht und seine Vorzüge vor dem russischen lebhaft empfindend,) im Haus zu haben, blos weil sie nicht so grob stiehlt, sich nicht betrinkt, und besser, bisweilen auch blos mehrerlei kocht, u. s. w.; man bezahlt ihr dreimal mehr als einer Russin, und läßt sich dreimal mehr von ihr gefallen. So ein stilles, bescheidenes, gutartiges und geschicktes Geschöpf, wie wir doch in Deutschland, zumal in den kleinern Städten, oft haben, würde hier eine unerhörte Erscheinung, und ein Gegenstand des größten Neides seyn.

Eben so ist es mit den männlichen Domestiquen, mit der Crapule von Bedienten, Kutschern, Vorreitern u. s. w. und wo möglich noch schlimmer, weil bei ihnen die Trinklust noch viel ärger und unbändiger ist, als bei dem weiblichen Geschlechte.

Ein russischer Bedienter, der sich die Woche nur einmal total besäuft, ist ein schätzenswerther Besitz, zumal wenn er seiner nationalen Lust erst am Abend nachhängen sollte; da rechnet man gern nicht seinen entbehrlichen Dienst, das Verderben seiner Kleider, den Lärmen im Hause, Prügeleyen und Zank mit andern Domestiquen u. s. w. Ich kenne mehrere Familien, wo die Bedienten regelmäßig an einem Tage in der Woche Geld zum Betrinken erhalten, damit sie sich nur nicht mehr, und gerade zu ungelegenen Zeiten besaufen, was jedoch immer einigemal im Monat geschieht. Daß diese Menschenart nun doch noch, nebst ihrer Gemeinheit und Brutalität, äußerst fein und klug ist, wo es darauf ankommt, etwas auf die Seite zu bringen, die beste Herrschaft zu betrügen und zu übervortheilen, das ist eine eben so häufige als traurige Bemerkung. Diese Leidenschaft ist mit nichts, als dem strengsten Stocke, im Zaume zu halten, und auch diese Instanz ist noch nicht hinreichend, wenn sich ihnen große Wahrscheinlichkeit zeigt, daß der Betrug oder Diebstahl unentdeckt bleiben, oder Jemand anders leicht dabei in Verdacht kommen könne.

Es wird daher unumgänglich nothwendig, diese Menschen immer unter der strengsten Aufsicht zu haben, vor ihnen unausgesetzt alles zu verschließen, und nie eine Thür offen, ein Schloß unverschlossen zu lassen. Dazu kommt bei vielen männlichen Domestiquen noch eine unglaubliche Faulheit und Schlafsucht, oft selbst dann, wenn anhaltender Dienst, Nachtwachen, Strapazen u. s. w. nicht von ihnen gefordert werden.

Hieraus geht ein drittes Hauptverdienst der russischen Hausfrauen hervor, das Verdienst des Umgangs und der Beaufsichtigung dieses Gesindes. Welche gränzenlose Geduld, welche Ausdauer auf der einen, welche ununterbrochene Aufmerksamkeit, Strenge und Unbeugsamkeit auf der andern Seite gehört nicht dazu, um mit dieser Menschenart durchzukommen!

(Müllers St. Petersburg. 1813.)

Wasili-Ostrow.

Wasili-Ostrow ist der Sitz des Handels und des ersten Tribunals für die Gelehrsamkeit in Rußland. Die Börse und die Akademie der Wissenschaften liegen auf dieser Insel. Kaufleute und Gelehrte bewohnen hier, letztere nur zum Theil, die bessern Gegenden, auch nimmt das Landkadettenkorps mit seiner ansehnlichen Bevölkerung einen vorzüglichen Rang in der Karakteristik von Wasili-Ostrow ein. Die entfernten Linien sind größtentheils mit hölzernen Häusern bebaut, die um so schlechter und unansehnlicher sind, je mehr man sich der Gränze des bebauten Theils der Insel nähert. Hier lebt man wie auf dem Lande; in den großen Gärten und bei den ländlichen Aussichten würde man oft vergessen, daß man sich in einer großen und prächtigen Residenz befindet, wenn das entfernte Rasseln der Wägen und das Läuten der Glocken diese Täuschung nicht störte. In der That giebt diese Insel das lebendigste Bild von dem schnellen Anwachs der Stadt. Hier ist Wüste und Morast, Dorf und Flecken, Stadt und Residenz. Das letztere ist Wasili-Ostrow vorzüglich am Ufer der Newa, gegenüber dem Admiralitätstheil.

Hier prangt die Kunst-Akademie, einer der prächtigsten und vielleicht der edelste und geschmackvollste Palast in St. Petersburg. Weiter hinauf ist das Ufer mit den weitläuftigen Gebäuden des Landkadettenkorps besetzt, und die östliche Spitze der Insel wird durch drei große, gut ins Aug fallende und zum Theil mit Säulen verzierten Häuser der Akademie der Wissenschaften, und durch die neue Börse, verschönert. In dieser Gegend ist auch der Packhof, das unermeßliche Waarenlager des Petersburgischen Handels, befindlich. Längs dem Ufer, welches mit Brettern belegt ist, liegt ein Theil der hier ankommenden Schiffe vor

Anker, wodurch dieser Platz eine außerordentliche Lebhaftigkeit erhält und zugleich als angenehme Promenade benutzt wird. Unter den vielen auf Wasili-Ostrow befindlichen Kirchen zeichnet sich die Lutherische Katharinenkirche durch ihre gute Bauart aus.

Klima.

St. Petersburg hat nach der Berechnung des Akademikers Kraft mit einem Durchschnitte von zehn Jahren nur 97 heitere, dagegen aber 104 Regen, 72 Schnee und 93 trübe Tage. Jährlich entstehen 12 bis 67 Stürme, die zum Theil, wenn sie westlich sind, Überschwemmungen verursachen. Nach einer Erfahrung von mehr als 60 Jahren bricht das Eis der Newa nie vor dem 15. März und nie nach dem 27. April; sie friert am frühesten den 20. Oktober und am spätesten den 1. Dezember zu. Seit 1741 war die größte Hitze 27 und die größte Kälte 33 Grad.

Diese Übersicht beweist, wie wenige Tage unter diesem Himmelsstrich in freier Luft genießbar, und wie eingeschränkt die Freunde des Sommers sind. Der Winter ist hier die beste Jahreszeit, und hat große Vorzüge vor seinen feuchten und nebligen Brüdern in südlichern Ländern. Eine ausdauernde gleiche Kälte stärkt und erfrischt den Körper. Die vortreffliche Schlittenbahn erleichtert das Reisen und macht es angenehm; eine Winterreise bei mäßiger Kälte in mondhellen Nächten ist ein Genuß, den man nur unter diesem Himmelsstriche kennt. Das russische Volk, an Ausdauer gewöhnt, lebt beim Einbruch des Winters gleichsam auf; selbst Fremde sind hier unempfindlicher gegen die Kälte als in ihrem Vaterlande. Wahr ist es aber auch, daß man sich nirgends besser gegen ihre Wirkungen zu schützen weiß, als hier. Bei der Annäherung des Winters setzt man in allen Häusern doppelte Fenster ein, deren Zwischenräume mit Werg verstopft, und mit Papier überklebt werden. Diese Vorsicht schützt nicht nur gegen Kälte und Wind, sondern gewährt auch mitten im Winter eine freie Aussicht, da die Glasscheiben auf diese Art nie mit Eise belegt werden. Die Aussenthüren, oft auch die Fußböden im Zimmer bekleidet man mit Filz. Die Oefen, deren Größe und Bauart freilich viel Holz erfordern, bewirken in den weitläuftigsten Wohnungen und öffentlichen Sälen eine der Kälte hinlänglich widerstehende Temperatur.

Mütze, Pelz, gefütterte Überstiefeln und Muff gehören zur Winterbekleidung im Freien. Ein lustiger Anblick ist's, die kolossalen Hüllen, in den Vorzimmern zu sehen, aus denen sich nach wenigen Minuten die elegantesten Stutzer entwickeln. Der gemeine Russe sorgt nur für warme Bekleidung der Füße. Mit einem einfachen Pelz versehen, mit unbedecktem Halse und einem zu Eise gefrornem Bart halten Fuhrleute und Kleinverkäufer den ganzen Tag auf offner Strasse. Bei einer Kälte von 25 Graden stehen Weiber stundenlang auf den Kanälen und spülen Wäsche.

Der Frühling ist so kurz, daß er kaum unter die Jahreszeiten gerechnet werden darf. Der März und April werden gewöhnlich durch heitere Tage angenehm, aber die Luft ist noch rauh, und die Newa trägt oft noch ihren Eisrücken. Im Mai verändert sich plötzlich die Szene, die Wintertracht verschwindet ganz, aber den balsamduftenden Frühling verjagen nur zu oft kalte nördliche Winde. Durch einen raschen Übergang werden wir in den Sommer versetzt. Auch sein Daseyn ist von kurzer Dauer; kaum erwacht, kaum genossen, eilt er vorüber.

Et mox bruma recurrit iners.

So kurz er indessen ist, so fehlt es ihm doch nicht an Annehmlichkeiten, und vielleicht wird er hier um desto besser genossen, weil er so kurz ist. Bei dem ersten Lächeln der wiederkehrenden Sonne begibt man sich auf die nahe gelegenen Landsitze, wo die bessere Jahrszeit im Genuß gastfreundschaftlicher Geselligkeit nur allzubald verfliegt. Zu den eigenthümlichen Vorzügen des hiesigen Sommers gehören die hellen und zum Theil warmen Nächte. Der sanfte Schimmer der kaum untergetauchten Sonne röthet den Horizont und verschönert die Gegenstände; die geräuschvolle Thätigkeit in den Gassen verliert sich, aber nicht zu einer todten Stille, sondern zu jener mäßigen Geschäftigkeit, die genußreicher als die Ruhe selbst ist; überall trifft man auf Spaziergänger, die sich zuweilen von Musik begleiten lassen; auf der Newa und auf allen Kanälen schwimmen Schaluppen, von denen der einfache melodische Volksgesang der Matrosen ertönt, durch die Neuheit der Szene und ihren Reiz verführt, und in der Erwartung der kommenden Nacht lebt man sich durch eine angenehme Überraschung um seinen Schlaf betrogen, wann die ersten Strahlen der Sonne die Spitzen der Häuser schon wieder vergolden.

Dem kurzen Sommer folgt ein höchst unangenehmer Herbst. Der Horizont bedeckt sich auf mehrere Wochen mit dicken schwarzgrauen Wolken, durch die kein Strahl der Sonne bricht. Die ohnehin schon kurzen Tage werden zu einer melancholischen Dämmerung; der unaufhörliche Regen macht die Gassen, trotz der kostbaren unterirdischen Kanäle so kotig, daß es jedem wohlgekleidetem Menschen unmöglich ist, zu Fuße zu gehen, und um das Maas voll zu machen, gesellen sich häufige Stürme dazu.

(Zeit. für die elegante Welt N. 42 Febr. 1813.)

Beſchreibung eines Fernrohrs

aus dem optiſchen Inſtitute der Herrn Utzſchneider, Reichenbach und Frauenhofer in Benedikbeurn.

Vielleicht wird eine kurze Beſchreibung meines achromatiſchen Fernrohrs, welches ich am 19. April d. J. aus dem optiſchen Inſtitute der Herren Utzſchneider, Reichenbach und Frauenhofer in Benedikbeurn erhielt, nicht am unrechten Platz ſtehen, wenn ich ſolche Ihrem Nationalblatte einverleibe. Dieſes Inſtitut iſt freilich weltbekannt, und ſeiner vortrefflichen Inſtrumente wegen ſo berühmt geworden, daß wohl kaum eine Sternwarte dieſelben nicht kennen ſollte. Doch freut es mich daß ich ohne Schmeicheley mit Wahrheit behaupten darf, daß das erhaltene und zu beſchreibende Fernrohr alle Erwartung übertrifft.

Dieſer Tubus iſt ganz von Meſſing mit proportionirt ſchweren Stativ, ebenfalls von Meſſing, er hat 58 Zoll *) Länge, das Objektivglas hat 48 Zoll Brennweite, und 41 Linien Oeffnung, hat zwei terreſtriſche und vier aſtronomiſche Ocular-Einſätze und ein Sonnenglas; auſſerdem iſt ein Mechanismus zu ſeiner vertikalen Bewegungen angebracht, der bei Winkeln, die größer als 45 Grad ſind, herausgenommen werden muß. Dieſer Apparat liegt in einem herrlich polirten, aus maſſiven Nußbaumholz verfertigten Kaſten, in welchem die Röhre in ihrer Lage durch Schrauben befeſtigt werden kann.

Sowohl die vertikale Bewegung, als auch das Suchen des Focus, oder des Bildes geſchieht mit der ſanfteſten Schraubenumdrehung, welche mittelſt eines Trillingsder in die gezähnten Röhren eingreift, bewerkſtelligt wird. Die horizontale Bewegung des Rohrs ſammt dem Zapfen des Stativs ergibt ſich von ſelbſt durch bloßes Drehen der erſteren und iſt ſo leicht und ſo ſicher, daß nichts mehr daran zu wünſchen iſt. Uiberhaupt ſind alle Schrauben äuſſerſt genau und fein, und jeder Kenner muß die Meiſterhand und den ihr eigenen Fleiß bewundern, mit welchem alles verfertigt iſt. Sieht man die Gläſer an, ſo bewundert man die Reinheit derſelben, die Genauigkeit des Schliffs und die Feinheit der Politur.

Die zwei irrdiſchen Einſätze enthalten, wie gewöhnlich, vier Gläſer; der erſte bewirkt eine 50malige Vergrößerung mit einer überaus genauen Deutlichkeit; der zweite vergrößert den Gegenſtand 70mal mit dem gehörigen Lichte.

Von den aſtronomiſchen Einſätzen enthalten die drei erſten zwei, und der vierte nur ein Ocular-Glas. Der erſte Einſatz vergröſſert 56mal mit einem bewunderungswürdigen Lichte; der zweite 84mal, welcher bei Beobachtung der Jupitertrabanten-Verfinſterungen vorzügliche Dienſte leiſtet. Man ſieht nicht nur die Streifen des Jupiters, und ſeine Abplattung, ſondern man hat auch alle vier Monde im Sehfelde. Der dritte vergröſſert 130mal, und hat bei Beobachtung der Sonnenflecken alles geleiſtet, *) was man nur verlangen kann. Endlich der vierte bewirkt eine 200malige Vergrößerung. Obſchon nun das Sehfeld kleiner wird, ſo wird doch das Bild mit gehörigem Lichte dargeſtellt.

Kurz dieſer Achromat leiſtet alles, was von einem von dieſer Größe gefordert werden kann. Freilich wird ſeine Wirkung geringfügig erſcheinen, wenn er neben einem Refraktor von 8 bis 12 Zoll Objektivöffnung ſteht, welche von den nämlichen Meiſterhänden gearbeitet werden. Welche Fortſchritte kann ſich dann nicht die phyſiſche Aſtronomie verſprechen? Sollte dann nicht manche Hypotheſe Wahrheit werden? Gewiß wird man in den Werkſtätten des Schöpfers das meiſterlich ausgebildet finden, was bisher mancher ſcharfblickende Geiſt nur aus analogen Gründen als exiſtirend behauptete.

Brünn im Juli 1814. C. H.

*) Die Angaben der Maaße ſind vom Bayeriſchen Maaßſtab zu verſtehen; der Bayer'ſche Fuß verhält ſich zum Wiener = 92331. t. 100000.

*) Man ſehe deren Beſchreibung N. 37.

Die Hoffnung.

Sonett nach aufgegebenen Reimen.

Jeder Freude holde Blüthen ſterben;
Nur der Hoffnung zauberiſcher Trug
Mildert des Geſchickes rauhen Fluch
Und umhüllt das nahende Verderben.
Froh, ein ſchönes Wonneloos zu erben,
Sinkt der Sterbende ins Leichen-Tuch,
Sieht bei ihrem zauberiſchen Beſuch
Sich der Zukunft Nacht mit Roſen färben;
Jenes beſſern Lebens Sonnen-Glanz
Zeigt ſie uns im ſchönen Blüthen-Kranz.
In der Zeit verheerend wilden Strom
Sinkt der Erde Pracht, der ſtolze Dom;
Aber ewig blüht der Hoffnung Roſe
Uiber unſrer Freuden Todes-Looſe.

Franz von Maltitz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 39. August.

Die Ankunft des neuen Lehrers.

Eine Familienscene.

(Man sehe N. 64. 1813.)

Der erste Juny als der Tag der Ankunft unsers Freundes X. und unsers neuen Erziehers und Lehrers war schon lange von Groß und Klein ersehnt. Endlich kam er; früh 6 Uhr wurde ich bereits umlagert, und alles wollte nur fort, nur fort, den sehnlicherwarteten Vater, Freund, und das neue Mitglied unserer Familie zu empfangen. Der Familien-Vater gab nach, und schon um 7 Uhr war alles auf dem Marsch nach W. . . Es ward indessen 10, 11, 12 Uhr, ohne daß sich Jemand sehen ließ. Mißlungene Hoffnung! Dem guten Fritz, der schon Tages zuvor im größten Regen entgegen gefahren war, traten Thränen in die Augen, als der Befehl zum Rückweg gegeben ward, und er ohne den Vater getroffen zu haben, umkehren mußte. Er tröstete sich aber, da ich ihm Hoffnung machte, daß bis Abends noch so mancherlei geschehen könne. Die Hitze war sehr groß, und wir kamen um 1 Uhr ganz erschöpft nach Hause. Kaum im Zimmer, so kömmt einer von den Ermüdeten in vollem Galopp mit dem Ausruf gesprungen: sie sind schon da, sie sind schon da, sie kommen schon, sie fahren den Berg herauf! Alles macht sich auf, und läuft nach Kräften den Ankommenden entgegen. Fritz erkennt von weitem seinen Vater, die Freude benimmt ihm die Sprache, und indem er bei der Umarmung seines Vaters nichts sagt, sagt er alles was ein Kind sagen kann, und sein Stummseyn ist der sicherste Bürge seines innigen Gefühles.

Man herzt, man küßt sich; Thränen der Freude, der innigsten Rührung, süße Thränen! zeigen sich auf der Eltern, auf der Erzieher Wange. Es ist eine Scene die sich nur zärtliche Eltern denken können.

Nach Tische sucht der Vater, ein Freund von allen häuslichen, stillen und prunklosen Festen, anwesende Fremde zu entfernen, schleicht sich mit allen seinen Kindern und der Mutter in den Garten und läßt Hrn. X. und H. ebenfalls dahin einladen. Er wünschte Hrn. H. als neues Mitglied zu empfangen; aber nicht mit Transparenten, Illuminationen, gedrechselten, von den Kindern mühsam auswendig gelernten Anreden. Nur dem Aeltesten (14 Jahr alt) hatte er einen Tag früher gesagt, daß es ihm gestattet sey, im Namen seiner Brüder Hrn. H. zu empfangen. Dieser schrieb die Empfindungen seines Herzens nieder, und es wurde (denn der Vater läßt allezeit den Gefühen ihren natürlichen Lauf) nicht ein Jota daran geändert.

Jedes Kind hatte selbst einen Blumenkranz verfertigt, das Kleinste hatte die Mutter auf den Arm, die Großmutter stand vorne und die beiden ältern Erzieher schlossen den Halbzirkel. So standen sie auf einem runden mit schattichten Bäumen umgebenen Gartenplatz, zu dem von der Höhe des Berges auf dessen Hälfte dieses ruhige Plätzchen angelegt ist, Stufen führten, an welchen der Vater Hrn. H. mit einem Händedruck und folgender Anrede empfieng:

„Lieber Herr H.

„Ich stelle Ihnen hiemit meine ganze Familie vor, Sie sehen hier neun eigene Söhne! Ich glaube Sie werden mit mir fühlen, was das gesagt haben will und wie wahr und lebhaft der Wunsch in mir rege seyn muß, durch eine zweckmäßige Erziehung sie zu guten, redlichen Männern zu bilden. Nebst meinen eigenen Kindern sehen Sie hier noch einige Andre, welche Theil an unserer Erziehung nehmen; alle diese sind zu betrachten, als wären sie meine eigene Kinder; sie sind meinem Herzen so theuer, als diese, und das Vertrauen der Eltern macht mir verdoppelte Vorsorge für sie zur Pflicht.

Was ich wünsche, das Ideal nach dem ich strebe, finden Sie in gegenwärtiger Instruktion ausführlicher erwähnt. Ein mehrjähriges Nachdenken über diesen Gegenstand, der meinem Herzen so nahe und das höchste Interesse meines Lebens ist; gemachte Erfahrungen, viele Mißgriffe, gaben das gegenwärtige Resultat. Es ist größtentheils mein eigen Werk, da ich andern mit Ausnahme einiger wenigen blos praktischen Erzieher nicht folgte. Darum dürfte dann diese Instruktion vielleicht vor mehreren ähnlichen eine Eigenthümlichkeit, vielleicht einen Vorzug haben.

*) Man vergleiche N. 64 1813.

Nachdem Sie sich einmal verbunden haben, uns in dem so schönen Geschäfte, dem Edelsten das es gibt, beizustehen, so lebe ich, gestützt auf das Vertrauen, was mir die bloße Anempfehlung meines bewährten Freundes ... für Sie einflößt, der Hoffnung daß Sie sich auch ihm ganz hingeben werden. Ein Erzieher, der sich seinem Berufe ganz widmet, ein Erzieher, der die edle Zeit blos dazu verwendet, sich in den zu diesem Geschäfte so nöthigen Tugenden immer mehr zu stärken und zu befestigen, immer mehr die zu seinem Stande erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnisse zu erwerben, ist mehr als ein Mensch, er ist ein — Gott; Er schaft aus der rohen Masse, die ihm Natur und Zufall in die Hände spielten, erst den wahren Menschen, das Uibergangswesen zum Engel.

Es gehört zu der Wesenheit eines Erziehers, daß er entweder selbst Vater so vieler Kinder wie ich, oder für seinen Beruf wahrhaftig begeistert sey; wenn er anders über alle Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, siegen, wenn er alle die Hindernisse überwinden will, die ihm bei jedem Schritt aufstoßen, und die ihm nothwendig aufstoßen müssen, da jedes Kind eine andere Individualität zeigt.

Meine Kinder haben alle ihre Fehler; doch keines ist böse. Alle haben das Bestreben gute Menschen werden zu wollen. Wir Alle verbinden uns, um dieses Bestreben gelingen zu machen. Da uns ein Zweck vereinigt, so wollen wir auch einander die innigste Freundschaft geloben, und uns wechselseitig nach Kräften unterstützen. Freund R. (dessen Bescheidenheit ich zu sehr kenne, um seine mir so vielfältig und so wichtig geleisteten Dienste aufzuzählen) ist so wie Hr. F. (der besonders in scientifischer Hinsicht Vorzüge besitzt, die sich nur äusserst selten in einer Person vereinigt finden,) bereit, mit Ihnen den Bund der Freundschaft einzugehen. Sie werden in unserem Cirkel ein Familienglied; als Eltern sind Freund X. ich und meine Gattin diejenigen, deren Herzen Ihnen laut entgegen schlagen; so vereinigt wollen wir das schön begonnene Werk vollenden. Fünf Männer, die einen Zweck vor Augen haben, können Wunder wirken; sezen Sie mein, unser aller Freund; der Himmel und das Wohlseyn aller dieser armen schuldlosen Geschöpfe, welche die Vorsehung uns anvertraute, sey Ihr Lohn."

Eine herzliche rührende Umarmung besiegelte diesen Wunsch, worauf der älteste Zögling hervortrat, und im Namen aller seiner Brüder sprach:

„Lieber Hr. H. Sie haben sich entschlossen, unser Herz und unsern Verstand auszubilden, uns zu unterrichten, und uns zu guten, fleißigen und rechtschaffenen Menschen zu machen, Sie wollen unser Lehrer, unser Erzieher und dadurch unser Wohlthäter seyn. Gewiß wir wissen es, dieses Geschäft ist ein sehr schweres, es erfordert sehr viel Geduld, denn wir sind Menschen, noch unentwickelte Menschen; oft werden wir straucheln, neue Fehler begehen oder in unsere alten zurückfallen, und Ihnen dadurch Kummer machen. Verzeihen Sie uns das, und seyen Sie versichert, daß unser Wille gewiß gut ist, und daß wir uns von Herzen bestreben wollen, Ihnen ihr schweres Geschäft zu erleichtern. Immer wollen wir auf Sie vertrauen und uns stets Mühe geben fleißige und gute Menschen zu werden. Wir wollen Sie von nun als unsern Lehrer, Erzieher, Freund und Rathgeber betrachten, wir werden in Ihnen Alles in Einem finden."

Nun traten alle Kinder zugleich hervor, und reichten ihre Blumenkränze ihrem neuen Freunde, welcher gerührt sie mit Versicherung seines Wohlwollens umarmte.

Ganz unvermuthet zogen nun der Vater und die Mutter ihren ältesten Sohn (14 Jahr alt) in ihre Mitte, und mit gerührtem Herzen, was ihm das Sprechen oft untersagte, faßte der Vater ihn mit beiden Händen, und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Karl, mein Karl! Ich ergreife die festliche Gelegenheit von Herrn H's Eintritt, um dich meinen Erstgebornen, jenen also, auf welchen wir schon am längsten unsere Pflege und Obsorge verwandten, näher an uns anzuschließen; du trittst in das Jünglingsalter, du hast noch einen Schritt zu thun, und du bist Mann. Dein Verstand ist schon so weit ausgebildet, daß du Gutes und Böses, Recht und Unrecht meist ohne fremde Hülfe unterscheiden kannst. Wenn wir nicht umsonst gearbeitet haben, so kann das Anschließen an uns, die Aufnahme in unsern höhern Zirkel, für dich sowohl als für deine Brüder von dem größten Nuzen seyn; Lezteres durch dein gutes Beispiel, ersteres durch das Gefühl, daß deine weitere Vervollkommung und Ausbildung deiner Kräfte und Fähigkeiten nun noch mit doppeltem Eifer fortgesetzt werden muß. Komme also zu uns, in unsere Mitte, nehme von uns den Kuß der Freundschaft. Von heute an, werde dein Name nicht mehr in die Sitten- und Fleißtabellen eingetragen;*) da du nun ohnedies durch dein Alter, und um den gerechten Ansprüchen, die wir auf dich machen können, Genüge zu thun, der Erste seyn sollst, der seinen Brüdern in allem Guten mit dem besten Beispiel vorgeht. Arbeite nun mit erneuerten Kräften, um dich, so wie du dich vom Kinde zum Jünglinge gebildet hast, nun auch vom Jünglinge zum Manne zu bilden. Habe gänzliches Zutrauen zu uns, wende dich offen in jeder schwierigen Lage an uns; wir werden die die ächtesten Freunde seyn, dich stets mit Rath und That unterstützen.

Karl, mein Sohn, komme her zu mir, in meine Arme, sehe mich, sehe deine Mutter, sehe deine lieben Geschwister an! Denke dir nur, daß ein Hauch des Schöpfers mich und deine Mutter dir entreißen, und euch zu Waisen machen kann! Dein gehören diese alle, so wie

*) Hierüber vielleicht künftig nähere Auskunft!

ihr uns angehört, und unsern Herzen so theuer seyd! Übe dich im Voraus in dieser erhabenen und so angenehmen Pflicht, sey von nun an die Stütze deiner dich liebenden Eltern in ihrem Berufe."

Anmerkung des Herausgebers. Ich hatte die Freude, Zeuge und Theilnehmer, dieser rührenden, ächten Familienscene zu seyn. Nichts geht doch über häusliches, über Familienglück. Alle fühlten dies und selbst die Kleinsten, welche den Sinn der Worte noch nicht fassen konnten, wurden von der Innigkeit des allgemein herrschenden warmen Gefühls ergriffen, schluchzten und weinten. Keines der Alten schämte sich seiner Thränen.

Eine herrliche Natur, Einfachheit der Sitten, Wahrheit und Herzlichkeit in Wort und Empfindung, zweckmäßigste Anwendung jeder Minute Zeit, eifriges Treiben der Sprachen, Künste und Wissenschaften, ländliche Beschäftigungen, Spaziergänge, Leibesübungen, der natürlichste Ton im Umgang, gleich weit entfernt von Pedanterie und Rohheit, durchaus herrschende ächt moralische und religiöse Stimmung, Gesundheit des Körpers und Frohsinn der Seele; das sind die Elemente dieses Familienzirkels, der sich von vielen Tausenden auch dadurch unterscheidet, daß, die treffliche Mutter mit eingerechnet, fünf Erzieher sich in die Sorge für 12 Kinder theilen, und daraus ihr Hauptgeschäft machen. Glückliche Kinder, die hier ihres Lebens wahrhaftig froh werden, und Naturgemäß, nach den bewährtesten pädagogischen Maximen und nach den Vorschriften des Staats zu guten Menschen und tüchtigen Geschäftsmännern ausgebildet werden! Möchten doch alle Kinder an euern Vorzügen Theil nehmen können!

Beilagen zu der Topographie der Herrschaft Gradlitz und zur Geschichte ihrer Besitzer.

(Fortsetzung. N. 36.)

Es seynd zwar dieser Art Vögel in einem Tag zu 160 gefangen worden, nichts desto weniger ließe sich die große Begierde, und das stäte Nachdenken, alles in einen vollkommenen Stand zu bringen, mit diesem nicht begnügen; sondern es wurden sowohl zu dem Fang selbst als zu Austellung derer zu diesem Fang erforderlichen Bogenschützen neue Oerter ausgesucht, und damit künftighin alles in der Vollkommenheit stehen möge, wurde allererst neulich gegen Ende des verwichenen Jahres ein hierzu tauglicher Eichenbaum sammt Wurzeln und der daran befestigten Erden ausgegraben, und eine Meil Wegs durch 56 Paar Pferde auf diesen Berg geführet.

Bei denen zwei Rokoli seynd die Hütten wie auf allen Vogel-Herden mit allerhand schönen und seltsamen Bildern, ausgezieret, und ist mitten auf dem Tischchen ein stets springendes Wasser nebst einen auf verschiedene bei denen Ziffern gemahlte Vögel eingetheilten Würfel-Spiel, worin die auf der Fontaine zum herumdrehen fertig stehende Figur das Treffen oder Fehlen anzeigt, also daß bei einem schlechten Flug und Fang die Zeit verkürzet und ganz vergnügt zugebracht werden kann; so hingegen bei obbemelten Tesen, sonderlich wann und so lang die Maisen ziehen, nicht vonnöthen, sintemahlen durch eine gewisse Invention die Maisen in einem Augenblick über 3 bis 4 hundert Ellen aus der Luft herunter, und in die Tesen hinein gejagt werden, wobei man dann ohn auf ein Spiel zu gedenken, stäts mit todt drücken und abnehmen beschäftiget ist, wie solches im vergangenen Herbste, da täglich zu 1000 gefangen worden die Erfahrnuß zu einer angenehmen Lust dargethan.

Übrigens seynd noch andere Stellungen, als die Leim- und Blat-Bäume, wie auch unterschiedliche andere Seltsamkeiten daselbst zu sehen, und wir zumalen auf diesem jetzt erwähnter massen eingerichteten Vogelberg gegen Aufgang diese obbeschriebene Kapell des heiligen Hyronimi stehet, also ist gegen Untergang an denen Gränzen eine noch andere von Stein ausgeführte Kapell, unter dem Titel des wunderthätigen Einsiedlers sanct Simonis Stylita, welcher (wie bei der ersten der Todt) auf der Spitze des Daches auf einem Fuß stehend, durch eine Schnur gezogen, auf die rundherum abgemahlte Tugenden oder Laster, oder die vier letzten Dinge des Menschen zeiget: wobey denen vorbey Reisenden die an allen 4 Seiten angeschriebene und auf einen jeden Tag des Jahrs eingetheilte Vers und Sententien zur Lehr und geistlichen Unterrichtung dienen können. O heiliges, O herrliches, O Gott wohlgefälliges Absehen, nebst einer so unschuldigen Gemüths-Ergötzung! Dein Ruhm vermehre sich doch noch täglich je mehr und mehr, bis in Ewigkeit. *)

Gradlitz.

Der Ort nun, wo anjetzo auf der Herrschaft Gradlitz das durch große Spesen aufgeführte schöne Kukus-Baad zu sehen, war vor diesem, wie oben gemeldet, ein gegen Mittag abhängiger, mit dicken Sträuchen und Bäumen bewachsener Berg, darinnen Ihre Excellenz mit Hunden zu jagen pflegten. Den Namen

*) Jetzt ist von allen diesen Einrichtungen nichts mehr übrig.

D. H.

Kukus führet solches von dem vor diesem dabei gelegenen Gold-Berg-Werken, wovon die Schachten und Ruderа noch zu sehen seyn.*) Nun aber ist es durch Sr. Excellenz unermüdeten Fleiß und nicht gesparten Kosten, in einen solchen Stand kommen, daß man es füglich einem wolangelegten Städtlein vergleichen kann; denn es hat nicht nur die bequemlichsten Wohnungen für die Baad-Gäste, sondern es sind auch die schönsten Gärten und viel rare Wasserkünste allda zu sehen, vieler andern Vergnüglichkeiten zu geschweigen; denen Baadgästen ist alle Jäger- und Fischerey frei erlaubet. Sonst machet diesen Ort die Gegenwart Sr. Excellenz, die alle Jahr viel Wochen daselbst Dero Hofstadt zu halten pflegen, noch viel lebhafter und angenehmer, da fast alle Tag mit Musik, Komödien, Jagen, Ringel-Rennen und Bällen, die Herren Baadgäste und alle Gäste zu divertiren gesucht werden, wo man öfters zu 20 und mehr Wägen auf dasigem Platz, gleich in einer großen Stadt bei dergleichen Assembleen geschieht, hat zählen können.

Eine kleine halbe Stund von diesem herrlichen Bade, und sehenswürdigen Spital, lieget das Schloß zu Grabliz, wovon diese Herrschaft den Namen führet, da befinden sich die von Sr. Excellenz gestiftete und ins Land eingeführte Geistliche Frauen Annunciatä Cölestinerinnen, davon Ihro Excellenz Fräulein Tochter als Oberin gelebet, der wir die mehresten Bücher, welche im nachfolgenden dritten Capitel vorkommen sollen, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt, zu danken haben. Dieses Schloß wurde vor diesem durch die Tempelherren (?) bewohnet, jetzo aber ist's zu einem Geistlichen Frauenkloster erwählet worden. Etwann 2000 Ellen vom Kukus-Baade im Walde, ist eine Eremitasche, dahin die Bade-Gäste den schönsten und angenehmsten Spatziergang haben, und allderten bei einem frommen Einsiedler einen Geistlichen Unterhalt zu suchen pflegen. Wie zumalen nun mehr erwehnt Se. Hoch-Gräfliche Excellenz nach so vieljährig in Rechts- und Staats-Sachen eingehohlter Erfahrnuß, wie weit man von denen wahren christlichen Principiis darinnen abweiche, gesehen, und folglich das Ungemach des gefährlichen Hofes, den Staub und Pöfel deren prächtigen Städte, und die Angst derer Ehrsüchtigen zu verachten erlernet, um der Ruhe dero Gemüths zu genüssen, der Eitelkeit der Welt sich gänzlich entschüttet haben, als tragen Sie ein sonderbares Belieben derlei Einsamkeiten und Einsiedlereyen, wie sie dann aus Liebe zu selbigen erst vor 3 Jahren einer halb Stund von dem Kukus-Baad unweit obgedachter Residenz-Schurz an einen hochen Berg gelegen, und in dem Umkreis 11600 Ellen haltenden Wald erkaufen, und wegen dem anmuthigen Prospekt, so sich von dannen gegen dem sogenannten Riesen-Gebirge und der ganzen Nordwerts situirten Landschaft erstrecket, abermal zwey Einsiedlereyen alldort erbauen lassen. Die eine unter dem Titul des ersten Eremiten Sankt Paulli, in einer sechseck-länglichten Figur, liegt an der obersten Anhöhe des Bergs, nebst einer mit schattigten Bäumern bewachsenen Stein-Klippen, aus dessen felsichten Höhle ein Crystallen klares Wasser quellet, welches in einem von Quaderstücken 10 Ellen weit und 1¼ Ellen tief gemachter Behalter versammlet, und von dannen durch Röhren zu der andern 360 Ellen abwärts unter dem Titel des felsichten Hügel erbauten Eremitage geleitet wird, woselbst es bei dreien an verschiedenen Orten, an dem ersten zwar 14 Ellen hochspringenden Fontainen, durch das rauschende Abfallen denen Augen und Ohren zur angenehmen Lust dienet. Bei jeder dieser Fontainen, seynd zum sitzen und ruhen die schönste mit allerhand Kräutern bewachsene Rasen, wohleingerichtete Blumen- und Kuchelgärtlein, in beeden Einsiedlereyen bequeme zum beten, kochen, arbeiten und schlafen eingetheilte Gemächer, und womit denen hier fundirten Eremiten an dem, was ihre Herzen zu ihrem Erschaffer und Heyland erheben kann, ja nichts ermanglen möge, seynd hin und her, so viel in dem Gebäu als zwischen denen grünen Bäumern verschiedene geistliche Bilder, lehrreiche Sentenzien und große Crucifix, welche ihnen, wohin sie sich immer wenden, stets in die Augen fallen. Von dieser so anmuthig und angenehmen Einsamkeit kann mit Fug gesagt werden, daß alhier die Unruhe selbst eine Ruhe findet, die Nächte aller verdrißlichen Finsternus, die Täge aber der falschen Welt und alles ungelegenen Uiberlaufs entübriget seynd: und eben dessentwegen pflegen auch Sr. Hochgräfliche Excellenz die Zeit, welche Sie von dem Gebrauch der Baad-Cur übrig haben, meistentheils alhier zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jezt wenigstens nicht mehr. D. H.

Korrespondenz.

1. Leonhards Naturalien-Büreau. Ueber Studium der Naturgeschichte.

Endlich erhielte ich eine Kiste mit Fossilien durch die Güte meines Freundes Herrn Doktor und geheimen Raths Leonhard aus dessen in Hanau errichtetes Naturalien-Büreau. — Es befindet sich darunter: Glasiger Feldspath von Drachenfels am Rhein, Pechsteinstein aus Thüringen, — Strahliger und dichter Arragon von Burckheim im Breisgau und Harz, Menilit von Menilmontant bey Paris, dichtes Grau-Braunsteinerz von Siegen, Magneteisenstein von Traversella in Piemont. Anatase von Bourg d'Oisons, Natrolith von Hohentwiel,

Staurolith von St. Gotthard, Chabasie von Oberstein, Axinit von Bourg d'Oisons, Epidot von Arendal, blättriger und fasriger Prehnit von Bourg d'Oisons, — Oberstein, — und Rheinbreitenbach. Arsenik und phosphorsaures Bley von Badenweiler im Breisgau. — Phosphorsaures Kupfer von Rheinbreitenbach. — Edler Beryll von Chantey loup Departem. de la haute Vienne, — Braun Bleyerz von Haut Gout Depart. Finistère. — Rutil von S. Priex und Mautier Depart. du Mont Blanc. — Phosphormangan von Limoges. — Leonhards basaltartige Braunkohle aus der Wetterau von Assenheim, Gelbmenakerz vom Laachner-See. Leukit von Rothwiel im Breisgau. — Melanit im Grünstein (Neu) — Dichter, blättriger und fasriger Strontian — von Montmartre bey Paris, — Arau und Tyrol. — Hauyne vom Laachner-See. — Roses Spinell ebendaher. — Augit von Arendal. — Schillerstein aus Piemont. — Blätterzeolith aus Island. — Fettstein von Friedrichswärn in Norwegen, Chromocher Depart. de Saone & Loire. — u. s. w. Die Exemplare zeichnen sich durch Schönheit, Vollkommenheit, Neuheit des Bruches und Billigkeit des Preises aus, und ich kann nicht genug dieses Institut jedem Freunde der Mineralogie anempfehlen, welchem es Ernst ist, seine Wissenschaft zu erweitern, und seine Sammlung nicht durch Anhäufung unzähliger Duplikate, ohne Auszeichnung, und Merkwürdigkeit der Fundorte, sondern durch Auffallenheit der abwechselnden Formen, und möglichste Vollständigkeit der Fossilien-Gattungen, Arten, und ausgezeichneten Abarten zu vermehren.

Eine einzelne neue Acquisition eines Fossiles, welches durch Auszeichnung der Merkmale des Unterschiedes, und überhaupt genommen durch Vollkommenheit, wie gegenwärtig an mich gelangte Fossilien, sich charakterisirt, dürfte wohl jedem Freunde dieser Wissenschaft, dem es um reelle Kenntniß zu thun ist, viel lieber seyn, als vierzig bis sechszig andere gleichartige Fossilien, durch Ankauf ganzer Sammlungen erlangt, die bloß durch Liebhaberei oder noch besser, durch Schein-Kenntniß und Wichtigmachung des Sammlers entstanden sind. — So kenne ich hier eine Menge Sammlungen — allein in welchem Zustande sind sie? — Ohne alle wissenschaftliche Ordnung. Ja auch nur auf eine mittelmässige Vollständigkeit derselben nach irgend einem System, das vor 20 und mehr Jahren im Gange und Flor war, darf man keine Rechnung machen. — Die Ursache solcher unzweckmässigen Anhäufungen liegt im Ankaufe ganzer Sammlungen! Würde jedes Stück einzeln gewählet, so dürfen freilich nicht ganze Zimmer mit Kästen voll Steinen bei dem Kenntnißlosen Erstaunen, bei dem Kenner aber Mißmuth erregen. Ein wahrer Genuß würde letzterm werden, ersterm aber die Mannigfaltigkeit und Auszeichnung der Stücke Genüge leisten, und die Wissenschaft würde hiedurch unendlich viel gewinnen.

Eine große Ursache, warum die Mineralogie bei uns so wenig mit ihr innigst vertraute und eingeweihte Verehrer habe, scheint mir in unseren Studien-Anstalten zu liegen! — Naturgeschichte, welche für das gemeine Wesen sowohl, als für jeden einzelnen Stand eine so nothwendige Kenntniß ist, auf welcher die richtige Einsicht in den Nationalreichthum, dessen Entwicklung und Anwendung beruht, — ist aus den höhern Studienjahren wenn auch nicht ganz verbannt, doch wenigstens so beschränkt, daß es nicht möglich ist, auch nur eine oberflächige Ansicht davon zu erlangen.

Nur der künftige Arzt ist verpflichtet, eine für ihn immer noch unzulängliche Kenntniß sich zu erwerben, die ihm nach dem itzigen Standpunkte der Wissenschaft — nie zu jenem Grade von Einsicht führen kann, wodurch er eine hinlänglich sichre, praktische Anwendung von ihr machen lernte; an gründlicher Vervollkommung und Bereicherung der Wissenschaft selbst ist gar nicht zu denken. — Studierende Jünglinge, welche sich der Arzneikunde widmen wollen, müssen hiezu schon im dritten Jahrgange der philosophischen Studien ihren Entschluß fassen; denn nur diese Individuen sind verbunden, die Vorlesungen der allgemeinen Naturgeschichte zu hören. — Zur Erwerbung gründlicher Einsichten in dieselbe gehöret Zeit — und reiche, mannichfaltige Anschauung. — Beides wird im Studienlaufe vermißt, und das Jahr ist zu Ende, ohne daß etwas reelles geleistet worden. Nun steht es aber auch jedem andern Hörer dieses Kurses, welcher sich z. B. der Jurisprudenz oder Gottesgelehrtheit widmen will, frei, diese oberflächliche Kenntniß sich mit eigen zu machen. Niemand bequemt sich hiezu, die Jünglinge sind mit ihren andern für nöthiger geachteten Hülfswissenschaften beschäftiget, wollen von einer neuen vermeintlich überflüßigen, nichts wissen. Dazu kommen die vielen in dieser Wissenschaft für den Laien barbarisch klingenden Namen, mit welchen doch jeder Zögling eine Idee verbinden soll; die Menge von Nebenbegriffen, durch eigne Nomenclaturen bezeichnet, und die hiedurch entstehende Trockenheit des Vortrages. Wahrhaftig! das Alles muß bei jedem Zuhörer, wenn nicht ein innerer Trieb, eine eigene Neigung bei ihm herrschet, wodurch er sich über alle diese Schwierigkeiten hinwegsetzt und sie überwindet, mehr eine Abneigung als Aneiferung hervorbringen; daher kommen Jünglinge nach vollendetem Jahrgange, in welchem sie die allgemeine Naturgeschichte aller drei Reiche sich sollen eigen gemacht haben, nun in dem ersten Jahrgang der Medizin, zur speciellen Naturgeschichte, ohne etwas bedeutenden Gewinn vom ganzen Lehrkurse mit zu bringen. Der Beitritt der Apothekerzöglinge, welche mit dem angehenden Arzte diese Wissenschaft gemeinschaftlich hören

müssen, bringt die Nothwendigkeit hervor, die Terminologie neuerdings vorzutragen. Sollten diese neuen Laien zum Studium der Natur eingeweihet werden, so wäre es dringendes Bedürfniß, ihnen diese umständlicher und anschaulicher vorzutragen; da es ihnen meistens noch mehr als den Studierenden an Vorbildung fehlt. Sie lernen daher diese ihnen gänzlich unverständlichen Ausdrücke mit größter Anstrengung auswendig, ohne weiter einen Begriff damit zu verbinden, um nur bei der Prüfung durchzukommen, und nun ist die Sache abgethan. Ob dieß aber der Endzweck dieses Studiums seye, ist eine andere Frage. Der schon mit der allgemeinen Naturgeschichte bekannt seyn sollende Mediciner, welcher wenigstens die Terminologie ganz im kleinen Finger haben sollte, rückt bei Wiederholung derselben auch nicht weiter, denn Anschauung fehlet ihm. Die barbarischen Benennungen des verflossenen Jahres, welche er schulmäßig auswendig lernte, ohne in den Geist der Bedeutungen eingedrungen zu seyn, dienen ihm nur zur Erleichterung seiner Prüfung, und an das eigentliche Eindringen in die specielle Naturgeschichte ist daher wieder aus Mangel an Zeit sehr wenig oder gar nicht zu denken. Die Mineralogie und Zoologie lehret in einem Jahrgange ein und derselbe Professor. Wie ist es möglich in siebenzig Stunden die ganze Terminologie und spezielle Zoologie, und in eben derselben Zeit die Mineralogie mit Nutzen vorzutragen! Denn nach genauer Berechnung hat der Professor, wenn die Recreations- und Feiertage abgerechnet werden, ohne jene auch noch in Abschlag zu bringende Zeit, welche er auf die Prüfung seiner Schüler verwenden soll, nicht mehr Stunden zu seinen Vorlesungen übrig. Die Fortschritte der Naturgeschichte werden auch noch dadurch aufgehalten, daß nur von Fossilien allein hier in der Universität eine Sammlung existirt, welche aber nach einem alten Systeme des verstorbenen Professor Zauschner geordnet, auf Richtigkeit ihrer Bestimmung eben so wenig als auf eine nur mittelmäßige Vollständigkeit Ansprüche machen kann! An eine Kennzeichensammlung ist gar nicht zu gedenken. Von einem Zoologischen Kabinete existirt auch nicht eine Spur, wenn man die Sammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften ausnimmt, welche durch Conchylien sich auszeichnet. Wie und auf welche Art soll daher der Schüler diese Wissenschaft sich zu eigen machen, oder eine Liebe dazu erhalten? Warum legen sich weit mehrere Jünglinge auf die Pflanzenkunde? Sie wird ihnen durch Anschauung in Beispielen erleichtert, und daher hat dieser Theil der Naturgeschichte vielmehr Anhänger bei uns gefunden.

Zwar sollen die in den Gymnasien nun eigends angestellten Lehrer der Naturgeschichte den Jünglingen zu weitern Fortschritten in derselben behülflich seyn. Allein hiemit ist es ebenfalls noch nicht gethan. In den untersten Grammatikal-Klassen wird sie, nach einem eigenen Lehrbuche gelehrt, welches viele Unrichtigkeiten enthält, und nach keiner wissenschaftlichen Methode abgefaßt ist. Die Lehrer, welche darnach vorzutragen haben, besitzen meistens selbst nur höchst oberflächliche Kenntnisse, welche die gemeinsten Sachen nur nach den vorhandenen 50 bis 100 Exemplaren und nach ihren Etiquetten kennen. Gibt man Ihnen eine andere nur unmerkliche Abänderung derselben Gattung oder Art, so verstummen sie! Auf diese Weise wird in der That dieß Studium so betrieben, daß der bei seiner Einführung intendirte Endzweck des Staates gänzlich verloren gehet, und Individuen, welche durch ihre erworbene Kenntnisse künftig nützen sollten, werden vergeblich gesucht. Die Mittel, durch welche das Studium dieser Wissenschaft emper gebracht werden dürfte, behalte ich mir auf eine andere Zeit vor, näher und bestimmter aus einander zu seyen.

Itzt nur noch soviel, daß ebenfalls Hr. Dr. Leonhard diesem Bedürfnisse der Anschauung durch seine und seiner Freunde unermüdete Mitwirkung hülfreiche Hand bot. Ohne Anschauung ist es eine Unmöglichkeit, wie ich schon erwähnte, irgend nur mittelmäßige Fortschritte in den Naturwissenschaften zu machen. Es dürfte daher meines Freundes Dr. Leonhards Unternehmen, Naturhistorische Museen um billige Preise zu liefern, für Gymnasien, Lyceen, und auch für jeden wohlhabenden Privatlehrenden eine angenehme Erscheinung seyn. Durch Kupferwerke, welche zudem noch kostbar sind, läßt sich nichts bezwecken; oft geben diese noch falsche Ideen, welche wenn sie einmal eingewurzelt sind, sich schwer vertilgen lassen. Das jedem solchen Museum beiliegende systematisch beschriebene Verzeichniß wird jedem Besitzer vollkommne Genüge leisten. Die Säugthiere, Vögel und Fische sind alle trefflich ausgestopft, die Insekten in niedlichen Papierkästchen mit Nadeln befestiget, die Pflanzen mit Fleiß getrocknet, in einzelnen Papierbögen frei liegend, die Mineralien aber von 2 — 2½ Zoll Größe vom frischen Bruche und ausnehmend charakteristischen Stücken. Zudem wird alles gut verpakt und mit möglichst wohlfeiler Frachtfuhre auf Kosten des Verlangers versendet; doch müssen die Briefe und Gelder postfrei unter der Adresse an das Naturalien-Büreau in Hanau gesendet werden. Eine kleine Uebersicht der vielerlei Ausgaben dieser Museen sammt Preisen will ich Ihnen nun mittheilen.

I. Klasse.

260 Mineralien (einfache Fossilien und Gebirgsarten) 250 Arten deutsche Pflanzen, 6 Arten Säugthiere, 20 Arten Vögel, 5 Arten Fische, 3 Arten Amphibien, 100 Arten Insekten, und 30 Arten Würmer (deutsche Konchylien.) Preis 55 Rthl. 15 Gr. Conv. Geld.

II. Klasse.

300 Mineralien, 500 Arten deutsche Pflanzen, 12 Arten Säugthiere, 40 Arten Vögel, 10 Arten Fische,

6 Arten Amphibien, 100 Arten Insekten, 30 Arten Würmer (deutsche Konchylien) Preiß 111 Rthl. 6 gr.

III. Klasse.

500 Mineralien, 750 Arten deutsche Pflanzen, 18 Arten Säugthiere, 60 Arten Vögel, 15 Arten Fische, 9 Arten Amphibien, 300 Arten Insekten, 60 Arten und Abarten Würmer (deutsche Konchylien) Preiß 166 Rthl. 21 gr.

IV. Klasse.

600 Mineralien, 1000 Arten deutsche Pflanzen, 24 Arten Säugthiere, 80 Arten Vögel, 20 Arten Fische, 12 Arten Amphibien, 400 Arten Insekten, 60 Arten und Abarten Würmer (deutsche Konchylien.) Preiß 222 Rth. 12 gr.

Eine andere sehr lobenswerthe Unternehmung zur Beförderung der Mineralogie nimmt ebenfalls unter Dr. Leonhard und Jassoys Aufsicht ihren Anfang.

Es ist eine plastische Darstellung der Gebirge. Ein Unternehmen, welches zum Studium der so wichtigen und interessanten Form-Verhältnisse und Gruppirungen der Gebirge eins der wesentlichsten Hülfsmittel darbietet. Es leitet den Geognosten beim eigenen Studium und ist ihm beim Unterricht unentbehrlich, auch dem Physiker, dem Geographen, dem Statistiker, dem Forstmann u. s. w. gewähren diese Modelle ein besonderes Interesse. Die Suite wird sechs einzelne Modelle umfassen.

Das erste ist zur Darstellung der wichtigsten Theilganzen der Berge und Gebirge u. s. w. bestimmt.

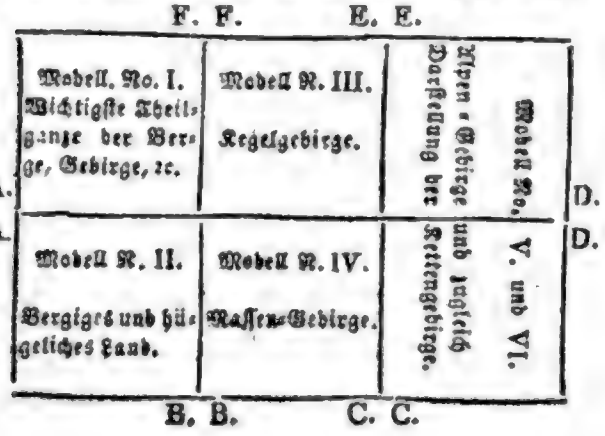
Auf dem zweiten findet man das bergige und hügelige Land.

Das dritte zeigt das Kegel-Gebirge.

Auf dem vierten ist das Massen-Gebirge dargestellt.

Das fünfte und sechste endlich enthalten das Alpen- und Ketten-Gebirge.

Die Anlage ist so berechnet, daß sie alle zu einem schönen Ganzen sich einen, wie nachstehende Figur zeigt:



Die einzelnen Modelle werden in Fristen von drei zu drei Monaten ausgegeben. Der Preis jedes in Gips gebildeten Modelles, welches ein zierlich gearbeitetes Pappkästchen umschließt, ist 2 Rthl. 12 gr. Conv. Geld. Als erklärender Text dient eine, im Verlag der Joh. Christ. Hermannschen Buchhandlung zu Frankfurt erschienene kleine Schrift:

Ueber die Form-Verhältnisse und Gruppirungen der Gebirge von D. C. C. Leonhard und P. C. Jassoy, welche man jedem Modell beigelegt findet. Mit Vergnügen übernehme ich alle Bestellungen sowohl von Mineralien, als aller andern Unternehmungen meines Freundes.

Prag den 23. May 1814.

Dr. Joh. Eman. Pohl.

Anmerkung. Ich kann für Gymnasien, Universitäten, Stifter ꝛc. eine von einem Kenner blos in wissenschaftlicher Rücksicht seit 30 Jahren nach und nach zusammengebrachte Sammlung von Mineralien den circa 4000 Stück nachweisen, welche circa 4000 fl. W. W. bei einem Cours à 150 kommen würde, und worüber größtentheils ein so methodischer Katalog, nach Art des Van der Rülschen verfaßt ist, daß, mit Hülfe desselben und der Sammlung, derjenige, welcher auch bisher gar nichts von der Mineralogie verstand, bald mit dieser Wissenschaft vertraut werden muß. Bei Sicherheit könnte die Zahlung auf sehr bequeme Weise gemacht werden. Uebrigens bin ich erbötig Liebhabern und Anfängern ferner wie bisher Sammlungen zu 100, 200 oder 300 Stück à 25 fl. 50 fl. und 100 fl. gegen Vorausbezahlung zu besorgen.

Brünn im Julius 1814.

André.

---

2. Lüttich den 3ten Juli 1814.

Zustand der Tuchfabriken in den Niederlanden.

Aus den Gegenden von Aachen, Monjoye, Düren ꝛc. erfährt man rücksichtlich der daselbst so häufigen und schönen Tuch- und Kasimirfabriken ziemlich ungünstige Nachrichten; schon sollen mehrere große Fabrikanten zu arbeiten aufgehört und ihre Leute entlassen haben. Die Unfruchtbarkeit des Bodens an einigen Orten der ehemaligen Herzogthümer Jülich und Cleve wußte man schon früh, besonders durch Tuchfabriken zu ersetzen; die Geschichtforscher versichern, daß man schon im vierzehnten Jahrhunderte um Aachen her Anstalten gefunden habe, wo die grobe inländische Wolle zu einer Art Tuch verarbeitet ward. Diese Anstalten erhielten

ſich lange auf gleicher Stufe, während man in den Niederlanden immer ſchönere Tücher arbeitete. Allein unter Philipps II. grauſamer und unterdrückender Regierung verließen die fleißigſten und geſchickteſten Individuen ihre Wohnörter, und ſiedelten ſich hauptſächlich in und um Aachen an, wo das ſchöne und milde Waſſer zur Errichtung von Tuchfabriken einlud. Im Jahre 1730 wurde in Monjoye ſchon ausländiſche, beſonders ſpaniſche Wolle verarbeitet, und nach 6 Jahren verfertigte der berühmte Scheibler Tücher, die auf den Meſſen von Hamburg und Bremen verkauft wurden. Seither verbeſſerten neue chemiſche Erfindungen und Präparate in dieſem Zweige vieles, und man darf annehmen, daß die gegenwärtigen Tuchfabriken des Herzogthums Jülich den beſten aus- und inländiſchen Anſtalten dieſer Art an die Seite geſetzt werden können. Die hier verfertigten Tücher zeichnen ſich beſonders durch ſchöne und helle Farben und durch vollkommene Reinigung aus. Die Kaſimirs verdienen eine beſondere Würdigung, und wetteifern mit den in England und Frankreich verfertigten. Nach glaubwürdigen Daten betrug der jährliche Abſatz dieſer Fabrikate im Durchſchnitt zwanzig Millionen Franken, und durfte in der letzten Zeit des Napoleoniſchen Kontinentalſyſtems um noch viel größer geſchätzt werden. Gewöhnlich giengen die hier verfertigten Tücher und Kaſimire nicht nur auf die inländiſchen Meſſen, ſondern wurden auch häufig nach Portugal und Spanien, nach der Levante, den nordiſchen Staaten und Frankreich verſandt. In den letzten Jahren der Napoleon'ſchen Regierung hörten die Verſendungen ins Ausland gänzlich auf; aber dadurch ſchien unſern Fabriken eher Vortheil als Nachtheil zu erwachſen, denn ſo wie ſich Frankreich nach außen hin vergrößerte, und ſein ſogenanntes Kontinentalſyſtem erweiterte, mußten die inländiſchen Fabriken gewinnen. Daher kamen zuletzt faſt alle Beſtellungen aus Frankreich, und der Handel unſrer Tuch- und Kaſimir-Fabrikate wurde ausſchließlich mit dem alten und neuen Mutterlande geführt. Daher beſorgen gegenwärtig viele angeſehene Häuſer in den hieſigen Gegenden bei dem plötzlichen Abſchlage, beſonders der Farbeſtoffe und bei dem geringen Abſatz ihrer Fabrikate, daß ſie genöthigt ſeyn werden, gar nicht mehr arbeiten zu laſſen. Wir hoffen jedoch, daß bei dem Wiederaufblühen des Handels, die hieſigen Fabrikanten nicht nur ihren Ruhm behaupten, ſondern ſich auch neuen und größern Abſatz im entfernten Auslande verſchaffen werden. Bekanntlich hat das proviſoriſche General-Gouvernement der Niederlande den ſchönen Hafen von Antwerpen zum Freyhafen erklärt. Dieſe Maßregel ſoll den benachbarten Holländern ſehr unangenehm ſeyn. Es heißt, mehrere anſehnliche Häuſer in Holland ſeyen entſchloſſen, ſich in Antwerpen niederzulaſſen.

Die Freundſchaftsanhöhe bei Carlsbad.

Schaut herab von dieſen ſteilen Höhen
Auf des Egerthales weite Flur.
Seht, wie prangt vor unſern Blicken
Jeder Reiz der lieblichen Natur.
Sie, die Schaffende hat ſich vor allen
Dieſes Thal zum Liebling auserwählt.
Seht, wie dort der Eger blaue Woge
Mit der Fluth der Töpla ſich vermählt.

Dort erglänzt der weißen Kirche Schimmer,
Uns im Thal vom Abendſtrahl beſonnt;
ferne Berge heben ihre Häupter
Kühn empor am weitem Horizont.
Dort, dort ragt ein ſteiler Gipfel
Aus dem Waldgebirg hervor,
Wo auf einer ſtolzen Höhe
Einſam die Kapelle ſteigt empor.

Schaut nach Oſten, wo die dunklen Berge
Grün, vom Wald bedeckt, ſich reihn, umher;
Und es wehn im Wind die Tannenwipfel
Wie ein ſanft bewegtes Meer.
Schützend vor der Stürme Wuth umſchließen
Sie das Thal im feſten Band;
Und dort, in der Tiefe, zeiget
Sich die Stadt uns an des Fluſſes Rand.

Du, der dieſen holden Ort gefunden
Und zum Thron der Freundſchaft ihn geweiht,
Wahr und feurig hat dein Herz empfunden
Seine ganze Lieblichkeit.
Reizend ſind die Berge, ſind die Auen,
Die das Töpelthal dem Wandrer beut;
Doch Sie alle übertrifft an Schöne
Dieſes Anblicks Herrlichkeit.

Franz von Maltitz.

Anmerkung. Dieſer vorher unbemerkte Ort, von deſſen herrlicher Ausſicht dieß Gedicht handelt, wurde vor wenigen Jahren durch den Carlsbader Dechant, Herrn Leopold Stöhr, ſo zu ſagen erſt entdeckt. Dieſer würdige Seelſorger der Carlsbader Gemeinde, deſſen Verdienſte für die Stadt unverkennbar ſind, gab erwähntem Orte ſeinen jetzigen ſchönen Namen, ließ mehrere bequeme Ruhebänke daſelbſt auf den ſchönſten Ausſichtspunkten errichten, und eine Tafel mit einer paſſenden Inſchrift daſelbſt an einem Baum befeſtigen. Die Schönheit des Anblicks, den man auf dieſen erhabenen Berggipfel genießt, iſt jedem Carlsbader Curgaſte aus eigener Erfahrung gewiß bekannt.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 40. August.

Fortsetzung

der Notizen über Fabrikgegenstände in Oesterreich.

(Man sehe N. 32.)

53.

Chemisch-technische Vorlesungen.

Bei den vielen und mannigfaltigen hier befindlichen Gewerben, deren Arbeiten auf chemischen Grundsätzen beruhen, ist die Errichtung einer technischen Lehranstalt, welche den Unterricht in sämmtlichen physischen und mathematischen Wissenschaften, in wiefern sie auf Technik Bezug haben, zum Gegenstand hat, in Wien sehr wünschenswerth. Se. Majestät haben daher zu befehlen geruhet, daß einstweilen, bis zur zu Stande Bringung einer solchen bereits im Werke begriffenen Anstalt zur Bildung des Gewerbmannes, Vorlesungen über technische Chemie alle Sonn- und Feyertage gehalten werden sollen, und diesen für den Fortgang der Fabriken und Gewerbe so wichtigen Gegenstand der Leitung des Herrn Direktors Prechtl anvertraut, welcher nicht nur als Schriftsteller, sondern auch wegen seinen ausgebreiteten Kenntnissen in den wichtigsten Zweigen der Gewerbskunde rühmlichst bekannt ist. Der Anfang dieser Vorlesung war am 1ten Sonntag des verflossenen Monats, und nach der Menge der Zuhörer zu schließen, dürfte das hiezu gewählte Lokale an der hiesigen Realschule wohl bald zu klein werden, um alle Theilnehmer an diesem Unterricht zu fassen. *) Möchte doch recht bald die schon seit längerer Zeit in Vorschlag gebrachte Polytechnische Schule in Ausführung kommen, da hiedurch die Fabrikanten und Gewerbsleute Gelegenheit fänden, sich gehörig auszubilden, und umfassendere theoretische Kenntnisse zu erlangen, die zum zweckmäßigern Betrieb ihrer Unternehmungen unumgänglich nöthig sind.

*) Ich selbst wohnte einer dieser Vorlesungen, die Jedermann offen stehen, Sonntags von 11 — 12 bei, und hatte Gelegenheit, die gute praktische Auswahl der Materien, die Faßlichkeit des Vortrags, die Geduld, womit immer wieder zu besserer Einschärfung, die Hauptpunkte, worauf es ankam, resumirt wurden, so wie die Geschicklichkeit und Sicherheit im Experimentiren zu bewundern. Denn alle Lehren werden gleich durch Versuche in einem eigends dazu vorgerichteten Laboratorium anschaulich gemacht. Abermals eine äußerst nützliche wohlthätige Bildungsanstalt, wofür die Regierung nicht genug gepriesen werden kann.

Der Einsender.

54.

Schnell-Schütze.

Zu den wichtigsten Erfindungen in der Weberey, gehört ohnstreitig die Einführung der sogenannten Schnell-Schütze. Sie ist jezt (wenigstens in den hiesigen Manufakturen) allgemein verbreitet, und findet nicht nur bei der Woll- und Baumwollenweberey, sondern selbst bei der Fabrikazion der Seidenzeuge Anwendung. Um so auffallender ist es daher, daß hievon selbst in neueren technischen Werken keine Erwähnung geschieht. Die Schnellschütze ist beiläufig wie die gewöhnliche Handweberschütze (Weberschiffchen) geformt; nur hat sie an der untern Fläche zwei Walzen von Holz oder Brin, welche sich, wenn sie in Bewegung ist, um eine eiserne Achse drehen. Ihre Länge beträgt, je nachdem dieselbe zu ein oder der andern Gattung Arbeit verwendet wird, 4 — 10 Zoll, und gewöhnlich ist sie an den Spizen mit Eisen beschlagen. Um nun diese Schütze bei dem Weben in Gang zu setzen, sind an den beiden Enden des Schlagbaumes sehr einfach geformte Schneller vom Holz angebracht, welche mittelst Schüren an dünnen eisernen Stangen bewegt werden können. Die eben erwähnten Schützen laufen an einer kurzen Stange von Holz zusammen, an welche sie befestiget sind, und die der Weber in der Hand hält. So wie nun der Arbeiter von der Rechten zur linken, oder von der linken zur rechten Seite mittelst der Schüre den Schneller in Bewegung setzt, schnellt

er die Schüze durch die Kettenfäden von einem Ende des Schlagbaumes zum Andern. Damit aber die Schüze in der gehörigen Bahn bleibt, sind die Enden des Schlagbaums (an dem Platze nemlich, wo sich die Schneller befinden) von drei Seiten mit Bretchen eingeschlossen.

Die Vortheile der Schnell-Schüze ist äußerst wichtig, und bestehen in Folgendem:

a) Kann ein Arbeiter allein damit die breitesten Stoffe erzeugen, und die sogenannten zweimännigen Stühle sind hiedurch ganz entbehrlich. Man hat hier schon 4 Ellen breite Baumwollenstoffe verfertiget.

b) Geht die Arbeit viel schneller vor sich. Man rechnet nämlich, daß wenn ein Arbeiter von einen zwei Ellen breiten Stoff mit der Hand-Schüze in einen Tag 1 ½ Ellen verfertiget, er mit der Schnell-Schüze 4 bis 5 Ellen in derselben Zeit zu Stande bringen kann. Endlich.

c) Ist das Weben selbst mit weniger Anstrengung verbunden, da der Arbeiter um die Schüze in Gang zu erhalten, nichts weiter zu thun hat, als das Holz woran die Schüre befestigt sind, in einen sehr kleinen Raume rechts oder links zu bewegen. Die Gesellen wissen diese Erfindung auch so sehr zu schäzen, daß sie vorzugsweise in jenen Werkstätten Arbeit suchen, wo sie sich der Schnell-Schüze bedienen können.

So viel durch Tradition bekannt ist, so gebührt auch den Engländern das Verdienst dieser Erfindung, und in England soll man um das Jahr 1790 in den dortigen Baumwollenmanufakturen schon allgemein mit Schnell-Schüzen gearbeitet haben. Einige Jahre später machte man davon in Berlin Gebrauch, und im Jahre 1797 wurde dieselbe vorzüglich durch die Bemühungen des sehr thätigen hiesigen landesbefugten Baumwollenwaren-Fabrikanten Anton Mellinger in den hiesigen Manufakturen eingeführt.

Die Weberschützen, welche sonst vorzüglich gut in Holland verfertiget wurden, sind nunmehr auch hier, seitdem sich einzelne Arbeiter auf diesen Beschäftigungszweig ausschließend verlegten, sehr gut zu haben, und zwar bei Hofer am Neustift N. 63, dann bei Schullerer im Schottenfelde N. 175 und a. m. Die Schnell-Schüzen sind gewöhnlich von Buchsbaumholz, und kosten je nachdem sie kleiner oder größer sind 2 bis 3 fl. W. W.

55.

Koburger- oder Blank-Leder.

Das geglänzte braune und schwarze Leder (Blankleder) welches zu englischen Sätteln, Steigriemen, Reitzeugen und feineren Gattungen Pferdgeschirren verwendet wird, bezog man in Wien bisher größtentheils aus Koburg; daher es auch im Handel unter dem Namen Koburger Leder bekannt ist. Seit kurzem hat sich der landesbefugte Rothgärber Felix Hallmayer auch auf die Verfertigung dieser Ledergattung verlegt, und hierin solche Fortschritte gemacht, daß es nicht mehr nöthig ist, diese Waare aus dem Auslande zu beziehen. Das Koburger- oder Blankleder wird aus Ochsen oder Kuhhäuten bereitet, welche, nachdem sie in Kalkaschen behandelt wurden, in einer Brühe aus Fichtenlohe gar gemacht werden. Nach dieser Bearbeitung werden die Häute gekrispelt, mit Fischtran eingeschmirt, und mittelst einer gläsernen Kugel geglättet. Es versteht sich von selbst, daß die schwarzen Häute vor dieser lezteren Zurichtung mit der gewöhnlichen schwarzen Eisenfarbe geschwärzt werden. Die braunen Häute bedürfen aber keiner besondern Färbung, da sie diese Farbe blos durch die Lohbrühe erhalten. So einfach aber diese Gärbungsmethode zu seyn scheint, so hängt das vollkommene Gelingen dieses Fabrikats von sehr vielen Handgriffen ab, daher es auch erklärbar ist, warum nicht mehrere Gärber bis jezt sich auf die Erzeugung dieser Ledergattung verlegten, und diese Arbeit gut zu betreiben verstehen. Nebst dem Blankleder werden in der Gärberey Hallmayer's auch die Kalbfelle zu den Krampelüberzügen bereitet, welche man bis jezt (wie in der Notiz N. 47 bei Gelegenheit der Baumwollspinnereyen erwähnt wurde) blos bei dem Gärber Apelton zu Simmering fand. Die Gärbung dieser Häute hat mit jener des Koburger Leders viele Aehnlichkeit. Sie fordert aber noch mehr Sorgfalt; denn die Haut muß weich seyn, damit die Löcher, in welche die Drathstifte zu stehen kommen, leicht vorgestochen werden können; sie muß aber zugleich die Eigenschaft haben, sich nicht stark zu dehnen, da sonst bei der Behandlung auf der sogenannten Stechmaschine die Reihen der Löcher ungleich ausfallen würden. Der landesbefugte Lederfabrikant Hallmayer hat seine Werkstätte in der Vorstadt Roßau N. 120 und seine Niederlage in der Stadt am Bauernmarkte N. 630. Das Koburger oder geglänzte Leder wird dort stückweise (das Stück nach der Schönheit der Farbe zu 30 bis 45 fl. W. W.) verkauft. Es verdient bemerkt zu werden, daß Hallmayer auch die Zurichtung jener Häute von größeren Thieren übernimmt, die dann ausgestopft werden, und daß er diese Arbeit bis jezt für das hiesige k. k. Naturalienkabinet besorgte. Die Haut des Elephanten, welcher ausgestopft in dem Naturalienkabinet der hiesigen Universität sich befindet, wurde im Jahre 1784 in eben dieser Gärberey von dem Vater des dermaligen Eigenthümers ausgearbeitet. Sie wog 897 Pfund, und zur Gärbung waren 600 Pfund Alaun, nebst einer großen Quantität Kochsalz nöthig.

56.

Fabrikation der Filzhüte.

In der Notiz N. 75 1813 dieser Zeitschrift, wurde von einigen Verbesserungen bei der Fabrikazion der

filzgüte Erwähnung gemacht. Da das Leimen der Hüte zu den wichtigsten Arbeiten dieses Beschäftigungszweigs gehört, so verdient hier nachträglich bemerkt zu werden, daß man sich in vielen hiesigen Werkstätten zu den feineren Hüten nicht mehr des Leims allein bedient, sondern hiezu noch Gummi und Ochsengalle beymischt. Die Hutmacher setzten vorzüglich auf die Beimischung der Ochsengalle großen Werth, welche nach ihrer Meinung das Eindringen des Leims und Gummis in den Filz sehr befördern soll.

(Fortsezung folgt.)

Beobachtung zweier merkwürdiger Lufterscheinungen.

(Auf Veranlassung der Beobachtung in N. 14 mitgetheilt.)

I.

Tausendmal betrachtete ich mit frohesten Herzensgefühlen die schöne Morgenröthe, und betete die Allmacht an, die sie so herrlich mit rosigem Glanze schmükt; nie aber sah ich sie so majestätisch am Himmel erscheinen, als am zwanzigsten August des 1802 Jahrs.

Mein Weibchen weckte mich an diesem Tage vor vier Uhr aus meinem Schlafe, um mich auf eine seltsame Lufterscheinung aufmerksam zu machen, die sie zwei feurige Regenbogen nannte. Ich glaubte daß sie von einer lichten bogenartig gestalteten Wolke, welche die Morgenröthe zu vergolden pflegt, getäuscht werde, und hatte wenig Lust, weil ich beinah die ganze Nacht ohne Schlaf zugebracht, zum Aufstehen. Da sie aber mit einer furchtsamen Geberde betheuerte, daß es keine lichte Wolken, sondern zwei wahrhafte feurige Regenbogen wären, so stand ich dennoch auf, um das Meteor zu betrachten.

Schon beim Aufstehen bemerkte ich, daß das Zimmer mehr als gewöhnlich von der Morgenröthe zu geschehen pflegt, beleuchtet wäre. Aber mit welch einem prachtvollen Schauspiel ward ich überrascht, als ich vor das Fenster trat! Zwei große flammenfärbige Bögen standen im Rosenlichte der Morgenröthe an dem östlichen Himmel vor meinen Augen, die aber nicht die gewöhnliche Krümmung des Regenbogens hatten, sondern eine solche, welche etwa das Drittheil vom Umkreise eines regelmässigen Zirkels ausmachet. Der obere war viel breiter als der untere, der wieder viel lichter als jener war. Die Höhe des obern mag etwa 20 Grade über dem Horizonte erreicht haben, der zweite nahm ohngefähr die Mitte des übrigen Zwischenraumes in paralleler Richtung ein. Die Dauer war von drei Viertel auf Viere bis drei Viertel auf Fünfe. Von halb Fünf an nahm ihr Licht ab, und der untere verschwand eher als der obere. Was mag wohl diese Erscheinung bedeuten? fragte mich meine Gattin und setzte mit einem tiefen Seufzer hinzu: ach vielleicht eine Strafe Gottes mit der er die Welt heimzusuchen denkt! Gottes Werke, antwortete ich, sind lauter Wohlthaten für uns Menschen und für alle seine Geschöpfe. Beruhige dein Gemüth und bete bei diesem prachtvollen Schauspiele der Natur seine unendliche Vatergüte und Weisheit an.

II.

Im Jahre 1808 erschien am 15ten August um neun Uhr Abends eine große feurige Kugel, die sehr schnell von Südost gegen Nordost hoch an dem Himmel flog. Ihr scheinbarer Durchmesser betrug ohngefähr einen Schuh. Sie schien sich um ihre Achse zu drehen, und die aus ihr sprühenden Funken bildeten einen langen Schweif; ihr Feuer war röthlich, und einige Menschen die sie wahrnahmen, wollen auch ein starkes Knistern bei ihrem Fluge bemerkt haben, was aber andere wieder verneinten. Die Athmosphäre war in der Gegend, aus der sie herkam, unbewölkt, die nördliche aber mit dunkeln Wolken überzogen. Der Glanz, den sie verbreitete war so groß, daß man auch sehr kleine Gegenstände am Boden bei ihm wahrnehmen konnte. Diese Phänomene beobachteten in Weißkirch sehr viele Leute, unter andern auch Herr Branke, Einnehmer, und Herr Fischbeck, Kontrollor bei dem k. k. Salz- und Bankalamte.

Gallas.

Erläuterung
über die im Jahre 1802 am 20. August beobachtete glänzende Lufterscheinung.

Aus den Umständen, die der Beobachter angiebt, ist füglich zu schließen, daß bei Erscheinung dieser zwey färbigen und zugleich prächtig glänzenden Bogen in der Morgenröthe, die Sonne über den Horizont noch nicht erschienen war, was auch die Zeit des Aufgangs der Sonne für den Weißkirchner Horizont bestättigt. Solche glänzende Meteore haben nach der Meinung der meisten Naturforscher ihren Ursprung der größeren Strahlenbrechung am Horizont zu danken. Sie scheinen auch eine außerordentliche Ausdehnung und eine ungewöhnliche Bildung der Dünste zu erfordern, und zeigen sich daher nur sehr selten. „Während 15 Jahren, sagt Gibbes Walker Jordan, daß ich mich eifrig mit Beobachtung der Erscheinungen in der Athmosphäre beschäftige, habe ich mich bei jeder Gelegenheit, welche ihnen günstig zu seyn schien, nach ihnen umgesehn, dieses Phänomen aber auch nicht einmal, auch nur theilweise zu sehen bekommen."

Mehrere glänzende Lufterscheinungen dieser Art beobachtete der Herr Professor Wrede in Berlin,

welche genau beschrieben und verzeichnet in den neuen Schriften der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin B. IV. S. 454 — 475 und im Auszug in Gilberts Annalen der Physik etc. B. XVIII. S. 80 u. s. w. gelesen werden können. Dieser tiefdenkende Naturforscher erklärt das Entstehen dieser glänzenden Ringe

1) aus der Brechung des Lichtstrahles durch die in der Athmosphäre sich befindende Dünste, die nach und nach präcipitirt, und als Wassertröpfchen herabfallen und folgert 2) aus den Beobachtungen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit: daß Phänomene solcher Art übereinander liegende Nebelschichten fordern. Vielleicht erhebt sich dieser Schlußsatz bald einmal zum Lehrsatze in der Meteorologie, wenn es einem mit gehörigen Meßwerkzeugen versehenen Naturforscher glückt, Naturerscheinungen dieser Art genauer zu messen, und sie dann mit sicherm Erfolge dem Calcul der Photometrie zu unterwerfen.

H. W. Brandes zu Eckwarden im Oldenburgischen hat für die Erklärung dieser Phänomene das meiste beigetragen, er erdachte eine eigene auf höhern Calcul beruhende Hypothese, die der Raum und Zweck dieser Zeitschrift nicht hieher zu setzen erlauben. Doch kann solche in den Annalen der Physik von Gilbert B. XI. S. 414 u. s. w. nachgelesen werden.

Die Beschreibung der Feuerkugel, welche Hr. Gallas im Jahre 1308 beobachtete, hat viel Aehnlichkeit mit jener, welche Hr. Hallaschka Professor der Physik in Brünn am 27. Jänner 1814 beobachtete, und in der gegenwärtigen Zeitschrift mittheilte.

Correspondenz-Nachrichten aus Ungarn.

vom 22ten April 1814.

Der bekannte thätige ungrische Gelehrte und Schriftsteller Franz von Pethe in Wien, Herausgeber des ökonomischen Wochenblatts in ungrischer Sprache, Nemzeti Gazda hat so eben eine ungrische Litteratur-Zeitung unter dem Titel Magyor Mindentudomány angekündigt, in der kurze Recensionen der seit 1801 in ungrischer Sprache gedruckten Werke erscheinen werden, die in der zweiten Hälfte dieses Jahres beginnen und 10 Gulden W. W. kosten wird. Eine solche gelehrte Zeitschrift ist für Ungarn, indem gegenwärtig weder in ungrischer noch in deutscher Sprache ein literärisches Blatt erscheint, ein wahres längst gefühltes Bedürfniß. In der Ankündigung macht Pethe den Redaktoren der Wiener Allgemeinen Litteratur-Zeitung den harten Vorwurf, daß sie in dieselbe keine Recensionen in ungrischer Sprache geschriebener Werke aufnehmen wollen. Seine Worte sind folgende: „Meddig nem szégyenlyük még béhunyt szemmel nézni, siket füllel hallyutni, hogy a'Bétsben kijövö Austriai gelehrte Zeitung magoknak való, és elég misadelphus Jrói ezt felelljék: Magyor Munkát mi nem veszünk fel az Ujjságunkba? viért é hogy az által talán gyalázatot vallunának? vagyazért hogy talán nagy árnyékot vetnének azok valami nehezen tengödö plantájokra? megitélni nem akarjuk," (Das ist: „Wie lange wollen wir noch uns nicht schämen, mit verschlossenen Augen zu sehen und mit tauben Ohren zu hören, daß die für sich eingenommenen und genug unbrüderlichen Verfasser der in Wien herauskommenden österreichischen gelehrten Zeitung antworten: Wir nehmen keine ungrischen Werke in unsere Zeitung auf? Ob deswegen, weil sie dadurch vielleicht beschimpft würden, oder weil die ungrischen Werke vielleicht auf ihre kümmerlich wachsenden Pflanzen einen Schatten werfen möchten? wollen wir nicht entscheiden.") Wir wissen nicht, in wie weit diese Behauptung gegründet ist, und ob die Redaktion der Wiener Allgemeinen Litteratur-Zeitung Herrn von Pethe oder einem andern Ungar die angeführte Antwort wirklich ertheilt habe: aber das ist Thatsache, daß in der Wiener Allgemeinen Litteratur-Zeitung bisher noch keine Recension eines wissenschaftlichen Werkes in ungrischer Sprache erschienen ist, und daß nur das Dezemberheft einige trockene Anzeigen ungrischer Poesien enthält, ungeachtet die Wiener Litteratur-Zeitung sich eine Allgemeine nennt, ungeachtet in ungrischer Sprache in wissenschaftlichen Fächern, z. B. in der Philosophie, Mathematik, Oekonomie u. s. w. jährlich einige gute, der Anzeige und Kritik würdige Originalwerke erscheinen, und ungeachtet die ungrische Litteratur in einer Wiener Litteratur-Zeitung allerdings besondere Rücksicht verdient, wenn die Redaktion der Partheylichkeit für deutsche und slavische Literatur (diese wird allerdings berücksichtigt) entgehen will.

Pethe's ökonomisches Wochenblatt Nemzeti Gazda erscheint rasch, und enthält viel Gutes. Nicht wenige Aufsätze sind aus den ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen und aus andern deutschen Zeitschriften übersetzt, und zum Theil mit schätzbaren Zusätzen und manchen Berichtigungen begleitet. Wir haben nichts gegen ein solches Entlehnen, zumal in einer Zeitschrift, die in einer fremden Sprache erscheinet, da ohnehin das Entlehnen in unsern Tagen zur Journalistenobservanz gehört, allein wir wünschen und bitten, daß Hr. von Pethe immer seine Quelle nennen möge, was nicht selten unterlassen wird. Sein Journal würde dadurch nicht verlieren, sondern nur gewinnen. Er könnte sich in dieser

Hinsicht die ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen zum Beyspiel nehmen. Manche Originalaufsätze in Pethe's Wochenblatt verdienen auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Die meisten Aufsätze sind von Pethe selbst. Der zweite Band von Pethe's Pallérozott Mezei Gazdaság (kultivirter Landwirthschaft) ist zu Ende des vorigen Jahrs in Preßburg im Druck erschienen, und verdient alle Empfehlung.

Ungarns Geschichtsschreiber, Johann Christian von Engel, k. k. Sekretär bei der siebenbürgischen Hofkanzlei, k. k. protestantischer Consistorialrath, k. k. Hof-Büchercensor und Beisitzer der Gerichtstafel des Zipser Komitats, ist nicht mehr. Er starb in Wien am 20ten März im 45ten Jahre seines thätigen Lebens. Sein Vaterland Ungarn (er ist zu Butschau geboren) das er auch in der Kaiserstadt warm zu lieben nie aufhörte, der Staat, der Protestantismus und die Litteratur haben an ihm viel verloren. Von seiner ungrischen Geschichte wird bereits der letzte Band gedruckt.

Ungarns solidester Buchdrucker und Verleger Johann Mathias Trattner zu Pest, giebt die meisten der trefflichen Schriften des ersten magyarischen Dichters und Litteratoren Franz von Kazinczy auf Pränumeration heraus. Sie werden in 5 Abtheilungen erscheinen. Die erste enthält schöne Litteratur, die zweite ungrische Alterthümer und Seltenheiten, die dritte ungrische Philologie und Kritik, die vierte vermischte Abhandlungen, die fünfte Briefe.

Die magyarische Uibersetzung der Georgika Virgils von Rájnis (verstorbenen Scholarchen des Georgikons und Lyceums zu Kerzthely) hat bei Trattner in Pest die Presse verlassen.

Rumi's (Prof. der Oekonomie am Georgikon zu Keßthely) Magyar Emlékezetes Jrások (Monumenta Hungarica) sind im Manuskript beendigt, und erscheinen im kurzen bei Trattner in Pest im Druck.

Das erste Heft von Döbrentei's siebenbürgischen Museum in ungrischer Sprache, Erdélyi Museum ist bereits erschienen, und enthält interessante historische und belletristische Aufsätze.

Julius Liebhald, Professor der Naturgeschichte, Physik, Physiologie, Chemie, Technologie und der Thierarzneykunde am Georgikon zu Keszthely, hat eine Flora Kesthelyiénsis zum Druck fertig.

Die Professoren des Keßthelyer Georgikons, Julius Liebhald und Karl Rumi haben sich entschlossen, den Plattensee und seine interessanten Umgebungen im Szalader und Schimeyer Komitat zu bereisen, und in topographischer, pittoresker, botanischer, ichthyologischer, ornithologischer und mineralogischer Hinsicht zu untersuchen und zu beschreiben.

Beilagen zu der Topographie der Herrschaft Gradlitz und zur Geschichte ihrer Besitzer.

Kurzer Bericht von dem Anfange des auf der Herrschaft Malleschau, im czaslauer Kreise in Böhmen so genannten St. Johannis-Berg,

sammt dem allda zu Ehren dieses großen Heiligen erbauten Eremitorio Belvedere und der darzu behörigen Fundation ꝛc.

Des Menschen Verstand stecket so voller Irrthümer, als die Luft Sonnen-Staubes. Ja wir lernen in unserer Kindheit mit Fallen gehen, und die Irrthümer seynd insgemein unsere Wegweiser. Meistentheils aber gebiehret ein Irrthum den andern, wie eine Eule nichts besseres als Eulen, sonderlich wann man bald im Anfange einer falschen Spur folgte. Diese Eigenschaft aber haben fürnehmlich die historische Erzählungen von dem Ursprung ein und anderer Sache, welche oftmals auch in kurzer Zeit, durch Irrthümer dermaßen verändert und verkehrt werden, daß von der wahren Beschaffenheit wenig Merkmal übrig verbleiben. Dergleichen Fehler in der vorhabenden Beschreibung von dem Anfang des sogenanten St. Johannisbergs zuvorzukommen, ist gegenwärtiger Bericht in möglichster Kürze verfasset, und solcher für so wahrhafter zu halten, als er von dem herkömmt, welcher von Anfang bis auf diese Stund bei allen persönlich gewesen, alle Ding mit Augen gesehen, und, alle Begebenheiten, selbst in die Gedächtnuß-Bücher eingetragen hat.

Es hatte im Jahre 1695 das große Sonnenlicht sich albereit mit dem himmlischen Zeichen des Widders wiederum sich vermählet, und die Natur in dem edlen Ausband der Frühlingszeit, die durch den rauhen Winter hindurch nach erquickender Labung ächzende Menschen in die heilsame Brunnen und Bäder eingeladen, da dann unter andern das weltberühmte Kaiser Karls-Bad in kurzer Zeit mit verschiedenen Aus- und Inländern angefüllet ward; zumahlen nun Ihro Excellenz, dem Hoch- und wohlgebornen Herrn Herrn Franz Antoni, des heiligen römischen Reichs Grafen von Spork, Herrn derer Herrschaften Lyssa, Malleschau, Gradlitz und Konoged, ꝛc. der römisch kaiserlichen Majestät wirklich geheimen Rath Kämmerern und königlichen Stadthaltern im Königreich Böheim, ꝛc. wegen einiger Unpäßlichkeit, sich dieses warmen Baades zu gebrauchen, von denen Medicis eingerathen worden, verfügten sich Selbste mit einer kleinen Hofstatt dahin, und trafen im Blumenreichen Majo eben zur Zeit daselbst ein, da Ihro Churfürstliche Durchlaucht aus Sachsen, Fridericus Augustus, nachmahl im Jahre 1697 den 15ten Septembris gekrönter König in Pohlen, auch alda ankamen und

unter andern eines Tags mit Sr. Excellenz zu spielen sich beiliſen, wobei das Glück seiner Art nach wandelbar doch endlich dahin ausschluge, daß Sr. Excellenz vierzehn hundert Species-Ducaten zum Gewinn verblieben, welche dem damahligen Werth nach 5600 fl. ausmachten. Diese im Spiel damalige Summa erwerbene hätte vielleicht ein oder andere wiederum zum Spielen, oder auf eitlen Welt-Pracht, oder wol auch auf etwas Wucher Bringendes anzulegen gesuchet, allein seiner Excellenz Christ-eifriger Geist erhube sich von derlei verächtlichen Dingen, und singe an zu erwegen, wie solches aus dem Spiel-Glück zu geschanzte Geld in den Schein einer hellen Fackel verwandelt, und zur öffentlichen Ehre Gottes ausgesteckt werden konnte. Die Derofelben sowohl in dem Erfinden als im Entschlüßen angeartete Leichtigkeit zeigte hierzu gar bald ein bequemes Ort, und reichte als eine Dienstfertige Handlangerin zu geschwinder Bewerkstelligung Weiß und Mittel dar: Sie führte nehmlich Hochbesagt Seiner Excellenz im Geist auf einen auf dero im Czoslauer Crayß liegend, und Ihro durch väterliche Erbschaft zugefallenen, Herrschaft Malleschau sich befindlich und sogenanntem Berg Wissoka, welcher, weil er mit keinen Bäumen noch Gesträuch bewachsen, zu dem durch seine nicht gäbe oder beschwerlich, sondern allgemach aufsteigende Anhöhe auf aller Seiten zum Gehen, Reiten und Fahren einen freien Zugang gestattet, rings umher ein anmuthig und so unbeschränktes Aussehen giebt, daß man schier den dritten Theil des Königreichs Böhmen von demselben übersehen kann. Dieser Berg wurde in Gedanken alsogleich beliebet, und anbei beschlossen, auf demselben Mittelpunkt, des großen Heiligen und Vorlaufer Christi Joanni Baptistä zu Ehren eine Capellen sammt deq teme Wohnungen für 3 dahin destinirte Eremiten bauen zu lassen, worzu auch gleich bei Seiner Excellenz glücklicher Zurückkunft aus dem Karls-Baad der Anfang mit solchem Eifer gemacht ward, daß noch dies laufende 1696te durch 28 Wochen, sodann Anno 1697 durch 10 Wochen die Arbeit daran vollendet, und also die vierzehen hundert Dukaten Spielgeld innerhalb 11 Monathen in ein prächtiges Gebäu verwandelt worden. Damit aber der heilige Johannes der Täufer als ein hell glänzendes Licht dieses Berges zur öffentlichen Verehrung ausgestellet werden möchte, wurde gedachte Capell noch in demselben Jahr, nehmlich Anno 1697 den 24. Juni als an dem Geburtstag dieses großen Heiligen, auf vorhergehende Erzbischöfliche Erlaubnuß von dem Hochwürdig-Wohl-Edelen und Hochgeehrten Herrn Tobia Becker, der Königl. Haupt-Kirchen Sankt Veit auf dem Prager Schloß Prälaten ꝛc. eingeweihet, und von der Zeit an, dieser Berg nicht mehr Wosoka, sondern Sankt Johannis Berg das Gebäu aber Belvedere genannt. Sobald die Einweihung gewöhnlicher massen geschehen, ward die allererste Meß alda von R. P. Liboria Kapuziner gelesen, und wurde von verschiedenen Ordenspriester damit fortgefahren, bis die nachmals Ihrer Fürtrefflichkeit halber in Druck beförderte, und annoch hin und her vorhandene Predigten, eine zwar in deutscher von R. P. Berlinges Societ. Jesu; die andere aber in böhmischer Sprach von R. P. Stepano Kapuziner und p. t. Quardian zu Kollin geendiget; worauf von obgemelten Herrn Prälaten Becker das hohe Amt unter anserlesener, und auf 2 Chör eingetheilter Musik, wie auch dreimaliger Abfeuerung 12 unweit von Gebäu gepflanzter Stücken, solenniter; außerhalb der Capellen aber bei 3 zu dem Ende aufgerichteten Altären wiederum sehr viele kleine Messen gehalten wurden. Als solchermassen der Gottesdienst völlig zu Ende, mußte das in der Capell sich befindliche gemeine Volk dem hohen zu diesem Fest eingeladenen Adel den Platz raumen: Es ist aber diese Capell, worinnen der Altar gegen Ost in einem (gleich denen übrigen dreyen gegen Süd, West und Nord eingetheilten Eingängen) 7 ½ Ellen lang, und 3 ½ Ellen breiten, mit einem eisernen Gegitter verwahrten Gewölb stehet, 8 eckig gebaut, und durchgehends mit Stuckator und Mosaischer Arbeit aufs anmuthigste gezieret.

In der Mitte ist zu sehen eine von rothen Marmel (Marmor) schön und kostbar gemachte Fontaine oder Brunn, worauf die aus gleichen Marmel ausgehauene Bildnuß des Heiligen Joannis, über dieser Bildnuß aber oberhalb am Gewölb eine mit dem feinsten Gold vergelte Sonne stehet, aus dessen vielfältigen Strahlen, wie auch denen an allen 8 Ecken eben am Gesimbs verborgenen Röhren das Wasser also künstlich in die Mitte gemelter Fontaine zusammen springet, daß dardurch weder die darauf gesetzte Statua, noch die herumstehende Zuschauer bespritzet, sondern die ein und andere gleichsam mit einem wassrigen Schwibbogen vor Benetzung bedecket werden. Es ließen aber Se. Excellenz sich belieben, nach geendigten Gottes-Dienst, in Beyseyn deren sammentlichen Hohen Gäste, den Haupthahn von dieser Wasser Kunst selber aufzubrechen, und wurden die Anwesenden nicht so durch das unvermuthet rauschende Getöß, als wie durch den starken Geruch des eben aus den Sonnenstrahlen und allen 8 Ecken herabspringenden Weins in Verwunderung gezogen, also, daß auch etliche aus Vorwitz hingingen, eine Kost davon zu nehmen, und befanden, daß es der beste Wein sey, massen dessen das vorhergehende Jahr 100 Eimer, jeder zu 16 fl. hierzu erkauft worden. Weil man nun den Wein unaufhörlich also zu springen forlaufen ließ, verfügten die anwesenden Hohe Güste insgesammt sich in den obern Saal darinnen eine große zubereitete, und mit allerhand kostbaren Speisen besetzte Tafel, zu welcher Sr. Excellenz seine Eingeladene sich niederzulassen nöthigten, also, daß gegen 50 Stellen von denen vornehmsten Gräflich-

Adelich- und Geistlichen Herren, Frauen und Fräulein bekleidet worden. Die Menge wohlgeschmacke, seltsam gethürmte Speisen einer jeden Tracht, wie ingleichen die Kostbarkeit deren Schau-Gerichten, Backwerk und Zucker-Bilder, deren unter andern eines bis 1000 fl. gekostet, zu beschreiben, scheinet hier unnöthig zu seyn, inmassen um allen Mangel an kostbarer Unterhaltung abzuhelfen, oder vielmehr das gern Sehen so vornehmer Gäste anzudeuten, an genugsamer Zuführung und Herbeischaffung nichts vergessen worden. Unter-währender Tafel wurde durch eine annehmlichste Musik mit allerhand Seiten-Spielen und Instrumenten die bewürthete Versammlung zu voller Belustigung ermuntert, so aber bei so vielen Gesundheit Trinken, durch den Einfallenden Schall deren Trompeten und Paucken, und jedesmal darauf folgendes Donnern deren Stücken öfters unterbrochen worden. Wormit auch die Anwesende Hochansehnliche Gäste ein Gedenkzeichen dieses Festins haben möchten, wurde nach fast vollbrachter Mahlzeit auf einer Taza eine Anzahl von denen alles Fleißes hirzu bestellten, und in Augspurg von Gold, Silber und Englischen Zinn geprägten Medaillen oder Gedächtnuß-Münzen dargebracht, wovon Sr. Excellenz einem jeden, denen Vornehmsten zwar die Dukaten schwer Guldene, denen andern aber die Silbernen austheilten. Auf selbigen war auf der einen Seiten das Gebäu Belvedere mit beigesetzten Worten: Tres sanctam Triadem auf der andern die Tauf Christi, wie solche im Altarblat durch einen sehr künstlichen Pensel entworfen, mit der Umschrift: Venerentur More Joannis. Am Rand herum lase man: Fundavit Franc. Anto. S. R. J. Comes De Spork. Anno 1697.

Nach diesem und noch etlichen Gesundheits-Trinken stunde man von der Tafel auf, und begabe sich an die Fenster und Gelender, denen dem gemeinen Volk angestellten Seltsamkeiten zuzuschauen. Für solches ward ein über 24 Stein schwerer mit Hübnern, Tauben, Brat- und andern Würsten gespickter Ochs, nebst zweien mit vergölten Schauffeln geschmückten Dannhirschen gebraten; und waren über dieß 5000 von dem schönsten Waizen-Mehl gebackene Laibel, sammt 3000 grünen mit dem Graf Sporkischen Wappen gemerkten, und bei anderthalb Seidel haltenden Krügeln in Bereitschaft da, und geschahe zu Verhüttung aller bei einer solchen Menge und Gedräng besorglichen Unordnung die Austheilung folgender Weise: Es wurden bei der Thür gegen Norden durch doppelt besetzte Wachen je 3 und 3 jedoch jederzeit etliche Schritt nach einander hinein gelassen, deren jeden gleich beim Eingang ein derlei Krügel gereichet, dasselbig aus der Fontaine von dem stets springenden Wein ihm eingefüllt, und beim Hinausgehen durch die Thür gegen Süd noch ein Laibel Brod nebst einer Medaillen, denen Armen aber statt dessen ein Kreuzer Geld, zur Gedächtnuß gereichet, und endlich bei anruckenden Vesper-Zeit dem Volk der gebratene Ochs sammt beeden Dannhirschen preiß gegeben worden. Nach diesem verfügte sich die sammentliche Herrschaften wieder hinunter in die Capellen, worinnen, wie auch außerhalb derselben die Litaney vom heiligen Joannis unter abermaliger fürtrefflicher Musik gehalten, und mit den heiligen Segen beschlossen ward. Und sintemalen der Wein noch immer zu springen anhielte wurde von solchen wie auch vom Brod, nebst 2000 gedruckten Büchein, von den Tagzeiten und Litaney des heiligen Johannis aufs neue unter das Volk auszutheilen, der Anfang gemacht, dabei in sonderheit Ihro Excellenz Herr Obrist Land-Hofmeister Grafen von Würben sich gefallen liessen, den Leuten aus einem mit Fleiß hiezu gemachten breit blechenen Löffel vollauf zu trinken gegeben, und darmit unter unterschieblich fröhlichen Gesprächen die übrige Zeit des Tages hingeleget ward.

Es war schon die erste Stund in der Nacht, als diese ansehnliche Versammlung von der Tafel sich erhub: wie nun ein jedes seiner Gelegenheit pflegen, und sich auf dem Nachhaus-Weg schicken wollte, hörte man unvermuthet, ein heftiges Getöne, von Trompeten und Kessel-Paucken, und das abgelößte Geschüz erfüllte die stille Nacht-Luft mit einem erschröcklichen Knallen; beides aber verursachte, daß die sammentliche Gräfliche und Adeliche Personenen sich an die Geländer und Fenster lehneten, diese Neuigkeit zu vernehmen. Diesen zeugten sich allsofort eine Anzahl in die Luft steigender Racketen-Feuer und Luft-Kugeln, welche den Anfang zu dem zu größerer Herrlichkeit dieses Fests, und führnehmlich obgedacht Sr. Exc. Herrn Obristen Land-Hofmeister zu Ehren angestelten Kunst-Feuerwerk macheten, als dessen Gräfliches Wappen mit denen Beiworten: Vivat Joannes Comes de Würben, in der Luft hell brennend bis zum Ende gesehen ward.

Es ereignete sich aber gleich bei Anzündung dieses Feuerwerks, daß als die Kutscher und Knechte von denen auf der andern Seiten des Berges in einer Reihe nach einander gestellten 32 Careten und 16 Chaisen, und vielen andern Wägen, meistentheils hinweg, und dem Feuerwerk zuzuschauen sich auf den Berg begeben hatten, eine Racket zwischen die Pferde gefallen, wodurch sie scheu gemacht, die meiste so ohne Knechte, und nicht angebunden waren, durchgangen, und ein Paar da, das andere Paar dort unter dem Berge an Zäumen, in tiefen Gräben und Hohlwegen stecken geblieben, wobei doch durch sonderbare Gnade Gottes, und vermittelst der augenscheinlichen Verbitt des großen Heiligen Joannis des Taufers nicht nur weder den Pferden, Wägen und den darin eingeschlassen liegenden Kindern der geringste Schode nicht widerfahren, noch etwas, so etwann mangesse und ver-

Ihren wär, nicht wieder erfraget, und gefunden worden; sondern man vernahme auch nicht, daß in dem so grausamen Gedräng einer so zahlreichen Menge Volks, (dessen man nur deren, so mit Wein, Brod, Medaillien und Büchern beschenket worden, über 20000 Seelen gezehlet hat) einiges anderes Unglück vorbeigangen wäre, außer daß einige vor Schröcken in Ohnmacht gefallen, die aber durch die Kraft des Weins alle sammt wieder erquicket, und ohn allen Nachtheil der Gesundheit zurecht gebracht worden.

Nachdem nun besagtes Feuerwerk zur angenehmen Lust deren Zuschauern unter stäts abwechselnden Trompeten und Pauken Schall, eine zimliche Weil gewähret hatte, wurde endlich durch Losbrennung 12 Stücken demselben das Ende, einem anderseitigen Feuer aber der Anfang gemacht, allermaßen auf diese beschehene Losung ein überaus großer Holzstoß, und nebst diesen andere 200 Feuer auf diese beschehene Losung auf der im vergangenen Frühling mit 1100 Linden-Bäumer besetzten, und von dem Belvedere bis in den Thier-Garten gegen einer halben Meil Wegs sich erstreckenden Allee Rechts und Links auf einmal angezündet worden. Die Pferde und Carreten wurden mitler Zeit zur Stelle gebracht, und geschahe also die Zurückkehr deren sammentlichen Herrschaften, unter Begleitung 18 grün gekleideter mit Wind-Lichtern zu Pferd sitzender Bedienten durch besagte Feuer-Gassen in das in Thier-Garten gelegene Lust- oder Jägerhaus, wo selbst sie nach annoch eingenommenen etlichen Erfrischungen sich zur Ruhe begaben.

Es befanden sich unter dieser hohen Gesellschaft fürnehmlich Excellenz Obrister Land-Hofmeister Herr Graf Joann von Wüeben und Freudenthal, (Titul.) nebst dero Frau Gemahlin, Jungen Herrschaft, und völligem Hofstatt; Ihro Excellenz Frau Gräfin von Königseck; Ihro Excellenz Frau Grafin von Peting. Ihro Excellenz Herr Graf Romedi von Thun, sammt dero Frau Gemahlin, Jungen Herrschaft und sammentlichen Hofstatt; Herr Franz Antoni Graf von Hallweil mit dero Frau Gemahlin, Jungen Herrschaft und völliger Hofstatt; Herr Graf Wieschnik. Junge Herr Graf Wenzel von Trautmannsdorff. Herren Grafen Arco. Junge Herren Baronet von Gallen. Herr Baron de Carmes. Herr von Beneda und Popawski sammt dessen Frau Gemahlin, nebst andern unzählig aus der Nachbarschaft und von Prag dahin versammelten beeder Geschlechts Adelichen Personen, Geistlichen, Doktorn, Kriegs- und Staats-Beamten, auch andern verschiedenen und ansehnlichen Leuten für welche hier und da die Tafeln aufgeschlagen, und alle insgesamt mit Essen und Trinken zur Gnüge versehen worden. Der folgende Morgen verliefe unter Ablegung der gewöhnlichen Begrüßungen, und man ließ sich unter einander erkundigen, wie jedweden die Nacht-Ruhe nach der Unhure des verwichenen Tags bekommen wäre. Man verfügte sich hierauf wiederum auf den Sankt. Johannis-Berg, alwo nach Anhörung vieler Heil. Messen der übrige, wie auch die folgende Täge, bei abermahligen festbaren Gastmahlen hingebracht, und die Zeit mit allerhand vergnüglichen Gesprächen, Spazierfahrten und Lustbarkeiten verkürzet ward: bis endlich der zum Beschluß dieses Festins angesetzte Tag, nehmlich der Sonntag anbrach. Die Morgen-Röthe färbte mit ihren Blicken kaum die Wolken und oberste Spitze des Belvedere, als man bei in denen neulichten Predigten hierzu eingeladene Volk schon von allen Seiten Hauffen-Weis, und also unausetzlich fort herbei laufen sahe, bis der Gottesdienst angefangen, und eben also, wie am Fest-Tag, unter wollautender Zusammenstimmung allerhand Instrumente und dreimaliger Salve aus denen Stücken gehalten ward. Die Wasser-Kunst singe auch also fortan wiederum zu springen, an statt, des Weins aber ließ man diesesmahl 60 Faß Bier laussen, welche nebst etlichen 1000 Laiblen Kornbrod dem Volk ohne alle Unordnung ausgetheilet worden. Die sammentlichen Herrschaften waren mitler Weil bey den prächtigen Mittagmahl unter all ersinnlichen Ehr-Bezeugung aufs würdigste bedienet; und nachdem sie nun 3 Stunden ungefähr auf dasselbe Gesundheit-Trinken, Glückwünsche, und Versicherungen unveränderlicher Freundschaft verwendet hatten, stunden sie von der Tafel auf, und ließen sich gefallen zuzuschauen, mit was Lust die am Fest des Heil. Joannis, sowohl zu allerhand Bedienung, als Verhüttung besorgender Unordnung bestellt gewesse Bediente, Schaffer, Richter und Geschworne anjetzt erwiesen, daß sie sowohl das jüngst Versäumte einzubringen, als das ihnen heut von übergebliebenen Wein, Bier und allerhand Gerichten frey gegebene, sammt einem ganz gebratenen Dannhirschen anzuwenden wüßten, und verzog sich diese ihre Lustbarkeit unter seltsamen Gesundheit-Trinken und Gesängern bis gegen Abend, an welchem die Litaney von dem heiligen Joanne unter trefflicher Musik abgesungen, und durch die dabei gegebene Benediktion sowohl diesem Tag, als der ersten Feyerlichen Begängnuß dieses Festes das Ende gemacht ward.

Und sintemahlen die Nacht mit ihrer Dunkelheit den Erdboden zu umhüllen albereit begunte, wurde der hochansehnlichen Gesellschaft, wie nächstens mit Wind-Lichtern nach dem Malleschauer Jägerhaus vorgeläuchtet, und ihnen daselbst noch ein herrliches Abendmahl gegeben. Folgenden Morgen, nachdem man sie sammt und besonders auf das künftige Jahr zu diesem Fest wieder auf Höflichste eingeladen hatte, erfolgte der Aufbruch, da die sammentliche Herrschaften theils auf ihre Güter, theils aber nach Prag höchst vergnügt sich erhuben.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 41. August.

Der Komet von 1807; nach Schröters Beobachtungen.

(Man sehe Hesperus N. 25. 26. 1812.)

In den hier citirten, frühern Nummern ward für Dilettanten der Astronomie eine hinlängliche Idee von der Natur der Kometen, so weit wir sie izt kennen, gegeben und auch der von 1807 berührt. Zur Ergänzung folgen hier die Resultate der genauern Beobachtungen desselben von dem berühmten Schröter zu Lilienthal mit einem 15füssigen Reflector unter 142maliger Vergrößerung angestellt.

Mit diesem Instrumente unterschied man einen eigentlichen, mit Lichtnebel umgebenen Kern. Dieser ward bei den zu verschiedenen Zeiten angestellten Abmessungen des Durchmessers erheblich ungleich gefunden, weil der eigentliche Kern, der sich wie ein fester Körper zeigte, durch die nicht immer gleich durchsichtige Atmosphäre des Kometen bald vollständig, bald am Rande undeutlich und verdeckt zu sehen war. Nach den besten Beobachtungen betrug der Durchmesser dieses Kerns fast genau 1000 Meilen, und da sein Licht durch eine sehr hohe, ihn umgebende Athmosphäre dennoch so sehr glänzend erschien: so dürfe man ihn wohl mit Grunde, glaubt Hr. Sch., für einen festen Körper halten. Dieser Glanz schien indeß nicht bloß reflectirtes Sonnenlicht zu seyn, weil es sonst bei der ziemlich stark zunehmenden Entfernung von der Sonne allmählich merklich schwächer hätte werden müssen, was durchaus nicht der Fall war. Das Licht des Kometen war bald heller, bald trüber, bald mehr gegen den Rand des Kerns hinabfallend, bald weniger, aber im Allgemeinen blieb es immer dasselbe weiße Licht, welches also nicht ganz von der Sonne abhängig, sondern zum Theil dem Kometen eigenthümlich zu seyn schien: eine Behauptung, die auch dadurch sehr unterstützt wird, daß man keine dunkle Seite des Kometen oder Ungleichheit der Phasen bemerkte.

Auch Herrschel stimmt für eigenthümliches Licht der Kometen, wenn gleich seine Messungen anders als die Schröterschen ausfallen.

Der den Kern umgebende und den Kopf des Kometen bildende Lichtnebel nahm bei zunehmender Entfernung von der Sonne in 13 Tagen (20 Okt. — 3. Nov.) von 26000 bis auf 44000 Meilen zu, und auch in der Folge nicht weiter erheblich ab. Denn während der Komet sich ansehnlich von der Erde entfernte, nahm der für uns kenntliche Lichtnebel nicht so stark ab, als man nach der größern Entfernung, wo die äußersten, matt glänzenden Theile uns unkenntlich werden mußten, erwarten konnte.

Der Schweif zeigte sich als bloße Verlängerung jenes Lichtnebels, und schien, wie dieser, mit eigenem Lichte zu glänzen. Er verlängerte sich bei zunehmender Entfernung von der Sonne, und dieses geschah auf die irregulärste Weise, so daß z. B. einmal innerhalb 24 Stunden der eine Schweif (denn er erschien damals als in zwei Schweife getheilt) um 1 Million Meilen länger geworden war. Man bemerkte in dem Schweife ein Strahlenschießen, so daß wie bei Nordlichtern das Licht sich plötzlich durch einen Raum von mehreren Graden nach der Länge des Schweifes verbreitete, und dann wieder verschwunden schien. Diese Strahlen mußten, wenn sie nicht etwa in Ungleichheiten, welche in unserer eigenen Atmosphäre Statt fanden, ihren Grund hatten, im Schweife des so sehr entfernten Kometen 1 Million Meilen in einer Secunde durchlaufen.

(Schröter Beobachtung des großen Kometen von 1807 ꝛc. Göttingen. Vandenhoeck. 1811.)

Correspondenz.

Prag am 24. Juli 1814.

Ueber die Volkssagen von Böhmen von Caroline von Woltmann.

Hier schicke ich Ihnen eine interessante, litterarische, auch mit verdienter, dem Verleger alle Ehre machenden, äußern Eleganz ausgestattete Neuigkeit.

Die geistreiche Vorrede entwickelt, warum Volkssagen der Böhmen einen vorzüglich mannigfaltigen und reizenden Stoff geben. Hier hat sich denselben die Poesie angeeignet, doch ohne Gepräge der Nation, Zeit und des Landes zu vernachlässigen, oder gar zu verwischen. Auf solche Art muß die Dichtkunst immer mit dem Inhalt der Geschichte verfahren, wenn sie ihre Rechnung dabei finden will. „Mögen die Sagen" heißt es am Schluß der Vorrede, „den Eindruck machen, den viele alte Bilder gewähren, bei denen man aus einer gewissen Begränztheit des Ausdrucks, aus dem Verhältniß der Minen zum Colorit, der Züge gegeneinander, wodurch ein Individuum bezeichnet wird, das Portrait einer bestimmten Person erkennt, wo Situation jedoch, Tracht, Haltung und Verzierung auf ein freies Ideal des Künstlers deuten und eine zauberische Beleuchtung um die Wirklichkeit hüllen."

Schon dadurch haben diese Volkssagen einen Vorzug vor den Volksmährchen der Deutschen von Musäus, welcher den historischen Hintergrund gänzlich vernachlässigt. Eben so sind sie jenen überlegen durch Farbenglanz der Darstellung, Komposition der Erzählung und tiefere Innigkeit des Gemüthes. Die heitere Naivheit der Empfindung, die muthwilligen Anspielungen, wodurch die Volksmährchen der Deutschen ergötzen, würden freilich gar nicht in den Ton dieser Volkssagen passen; aber die höchste Naivheit des Ausdrucks, die ohne Zweifel immer da entsteht, wo der Mensch sich in Gefühl und Klugheit ganz gleich mit einem Thiere edlerer Art benimmt, ist nie besser geschildert, als in dem Roß des Horimirj.

Dieses Stück, das kleinste der Sammlung, zieht am meisten an, weil es eine wahrhaft sittliche Erhabenheit hat, die sich auf das Verhältniß zwischen dem Ritter und seinem Rosse gründet. Ob überhaupt zwischen Menschen ein so reines, und durchaus hohes sittliches Verhältniß Statt haben könne, wie zwischen dem Menschen und dem Thiere, möchte wohl ein solcher Sinn in Erörterung ziehen, welcher an der neuesten Weltseele und an dem antiken Geiste, gleich großen Antheil zu haben glaubt; aber so viel ist gewiß, daß eine Rührung, wie hier das Verhältniß zwischen Mann und Roß bewirkt, die reichere Empfindsamkeit unserer Zeit mit dem naiven Gefühl des Alterthums paart. Dazu kommt, daß jenes Verhältniß nicht auf eine Nachahmung bestimmter Zeitalter, wo der Mensch an dem Thiere Theil nahm, wie z. B. während der Chevalerie, sondern einzig auf das Bedürfniß gegründet ist, welches der seelenvolle Mensch fühlt, der Beschränktheit und Bestimmtheit des Thiers, mit dem er verkehrt, eine bestimmtere und richtiger ahndende Weisheit beizulegen, als die seinige ist. Außerdem hat dieses Stück unter den Volkssagen Böhmens ein eigenthümliches Interesse dadurch, daß in ihr zwei so verschiedene Geschäfte des menschlichen Lebens, wie die des Landvolkes und der Bergleute gegeneinander stehen.

Der Mädchenkrieg hat die größte Mannigfaltigkeit von Charakteren, und der Uebermuth in ausgezeichneten Weibern, welche über die Sphäre weiblicher Bestimmung hinausgehn, und dessen traurige Wirkung ist darin eben so vortrefflich dargestellt, als die tiefe Innigkeit der noch viel ausgezeichneteren, welche ganz in der Weiblichkeit mit ihrer Kraft verharren, und so jede Anmassung beherrschen. Dieser Triumph ist hier sehr glücklich Frauen griechischen Ursprungs beigegeben, wozu die mythische Herkunft von Crok und den Seinigen eine erwünschte Gelegenheit bot. Nur ist der Raum zu eng, auf welchem sich alle jene Figuren bewegen, und der Mädchenkrieg möchte sich eher zu einem Arioſtiſchen Epos, oder zu einem satirischen wie der Frosch- und Mäusekrieg, als zu einer Volkssage eignen.

In dem großen Cyklus der Sagen von dem heiligen Johann von Nepomuk, greift die Rettung ein. Sie giebt das reichste Gemählde von dem Unglück, worin die Sehnsucht unerfahrner Jugend nach fernen Ländern auch eine treffliche Natur stürzen kann,

und zieht um so mehr an, je interessanter der Zeitpunct und das Volk sind, zu welchem uns die Irrfahrt der Jugend führet. Eine glücklichere Wahl kann es nicht geben, als daß diese aus Böhmen an den Hof Franz des ersten von Frankreich und nach Madrid unter Kaiser Karl dem Fünften gebracht wird; und wer dem abgeschmackten Behagen eines Theils unsrer Zeitgenossen an Legenden auch feind ist, wird sich doch freuen, wie die Legende hier eingreift.

In allen bisher genannten Erzählungen spielt die Liebe fast gar keine Rolle, aber im Schloß Frauenberg athmet ihr Geist durch und durch, der Geist einer Liebe frisch und muthig, wie er in der Tochter Heinrichs des ersten von Deutschland seyn mußte und konnte. Auf diesem Stück liegt ein unbeschreiblicher Zauber der Phantasie und Empfindung, und vorzüglich ist mit wenigen Zügen die klare Männlichkeit, der Fürst und Vater, in Heinrich dargestellt. Die Schreibart ist indeß hier weniger rein und ausgebildet, als in den übrigen Stücken dieser Sammlung.

Beilage zu der Topographie der Stadt Gradlitz und zur Geschichte ihrer Besitzer.

(Fortsetzung Nro. 40.)

A. 1698.

Gleichwie beim Anfang dieses Gebäu Ex. Excellenz Haupt-Absehen dahin abzielte, womit sonderlich die Ehr und das Lob Gottes vermehret werde, also machten selbe dieses laufende Jahr den 8ten März für 3 Eremiten eine ewige Fundazion dahin, Kraft welcher, laut eines hierüber aufgerichteten Instruments, alle künftige Possessores der Herrschaft Malleschau verbunden seyn, nebst stäter Conservation des Eremitorii in sartis tectis, besagten 3 Eremiten jährlich 300 Reichsthaler, jedoch nicht am Geld, sondern an lauter Victualien, und diese Allezeit in einem gewissen im Instrument ausgeworfenen Preis, wie nicht minder das benöthigte Brennholz, und alle Wochen einen Eimer Mittel-Bier, jedoch diese beede letztere zu Geld nicht anzuschlagen, sondern a parte umsonst zu reichen. Als nun solche Fundation in ihre Richtigkeit gebracht worden, und indessen die Strahlen-reiche Sonne in den himmlischen Thier-Craiß des Zeichen des Krebses zu betreten eilete, unterließen Sr. Excellenz Herr Graf von Sporck nicht, etliche Wochen vor dem Feste des heil. Joannis Baptistä dero Einladung zu dem diesem großen Heiligen zu Ehren abermahl angestellten Feyer hoher Orten zu wiederholen; womit auch alles desto herrlicher seyn möchte, wurde an Pracht und anderer nöthigen Anstalt nichts vergessen, was so wohl zu mehrerer Herrlichkeit des Fests, als zu würdiger Bewillkommung so vornehmer Gäste nöthig schiene. Hierzu wurden in Augspurg wiederum etliche 1000 von denen vorjährigen Medaillien oder Gedächtnuß-Münzen zu prägen bestellet. Das Geschütz ward auf 15. große Stück und 24 Mörser vermehret; und das Feuerwerk mußte das vorjährige an Größe und Kostbarkeit übertreffen. Auf dieses aller Orten erschollene Gerücht fande sich an dem Fest-Tag eine unglaubliche Menge Volks auf dem Berg ein. Der Gottesdienst ward wie das verwichene Jahr, nebst einer Deutsch- und Böhmischen Predigt unter einer fürtrefflichen Musik und dreymaliger Abfeuerung alles Geschützes gehalten. Das Gastmahl war unvergleichlich kostbar, sowohl wegen der saubern Zubereitung, als wegen Seltsamkeit der Speisen; unter denen verschiedenen köstlichen Wein verdiente vor allen den Preis der Tukeyer, woran kein Abgang war. Bey Aufsetzung der Schau-Essen, welche in allerhand künstlichen Backwerk, raren Garten-Früchten, vielfärbigen aus den seltsamsten Stärck-Säften gemachten Gallerten, und eitel Schnee und Eiß abbildenden Zuckerwerck bestunden, wurden aller Augen vor Verwunderung gleichsam entzucket. Als man nun solcher Gestallten unter mancherley vergnügten Gesprächen und vielen Gesundheit-Trinken bey der Tafel saße, wurde mittler Zeit auch dem gemeinen Volk der aus der Wasser-Kunst abermal, jedoch in gröserer Menge, als vor einem Jahr, springende Wein, etliche 1000 Semmeln, die im Druck ausgegangene Predigten, Sankt-Joannis-Büchlein, und Gedächtnuß-Münze ausgetheilet, mit welcher Austheilung der Nachmittag, und mit der darauf Musikalisch gehaltener Litaney und dabey ertheilter Benediction der Abend hingeleget ward. Die herbey ruckende Nacht gab durch Lösung des groben Geschützes das Zeichen zum Feuerwerk, welches, wie gesagt, sehr kostbar, und denen Zuschauern zu einer langen und angenehmen Lust diente; und nachdem solches zu allerhöchsten Vergnügen

ſich geendiget, geſchahe die Zurückkehr unter wiederholter Losbrennung des völligen Geſchützes zwiſchen viel hundert hell-brennenden Feuern und untermengten Windlichtern in das Jäger-Haus, allwo noch ein herrliches Abendmahl, und hierauf die Nacht-Ruhe genommen ward.

Der letzte Sonntag dieſes laufenden Monats war auch der letzte Tag dieſes bisherigen Feſtes: maßen an ſelbigem nicht nur der Gottesdienſt wiedrum hochfeyerlich begangen, und eine abermahlige Austheilung Biers, Brods und dergleichen, wie am Feſt-Tag, unter das Volk geſchehen, ſondern auch der Hohen Geſellſchaft ein dem erſten an Koſtbar- und Seltſamkeit nicht ungleiches Mittag- und Abendmahl gegeben, und mithin unter aller ſinnlicher Leibs- und Gemüths-Ergötzung das andere Jahr (Gott Lob ohn alles Unglück) beſchloſſen ward.

A. 1698.

Als mit dem einbrechenden Brachmonath ſich die Zeit Ihro Excellenz Frauen Frauen Gräfin Niederkunft herzu nahete, ward ſelbte in Dero hohen Schwangerſchaft nebſt benöthigter Bedienung auf die Herrſchaft Malleſchau voraus geſchicket. Sr. Excellenz der Herr Graf aber bliebe mit der übrigen Hofſtatt zu Lyſſa, und hatte unterdeſſen auf das inſtehende Sankt Joannis-Feſt, und die der Ausrechnung nach biß dahin erwartende Entbindung dero Frau Gemahlin wiederum etliche 1000 neue Medaillen zu Augſpurg prägen, und auf der einen Seite machen laſſen das auf dem jetzt ſo genannten St. Joannis-Berg ſtehende prächtige Gebäu Belvedere, nebſt 3 dahin kommenden Proceſſionen mit der Umſchrift: Trinum Perfectum Devotio Tertia Reddit, auf der andern Seite Dero 2. gegen einander knieende Fräulein Töchter, nebſt einem in Windlein eingewickelten, und der oben in Wolken ſitzenden Heil. Dreyfaldigkeit, gleichſamm zum Aufopffern darliegenden Kind, mit der Beiſchrift: Hanc Deus acceptet pietatem Trinus & unus, und auſſerhalb am Rand herum ſtunden die Wörter: Franc. Anton. S. R. I. Comes De Spork Fieri Fecit. A. 1699.

Wie weißlich und vorſichtig nun alles dieſes in der puren Hoffnung, (als einem deren zweyen Würbeln menſchlichen Lebens) angeordnet und zubereitet ward, als nett und wahrhaftig hatte es zu jedermänniglich Verwunderung auf die vermuthete Zeit ein- und zugetroffen: Sintenmalen den 10ten Juni hochgedacht ſeiner Excellenz die erfreuliche Nachricht nach Lyſſa gebracht worden, wie daß denſelben Tag Dero Frau Gemahlin Ihrer bißhero getragenen Leibes-Bürde zu Malleſchau glücklich entbunden, und einen jungen Herrn zur Welte gebohren habe; über welche Freude auf gnädigen Befehl alsbald eine Lytanei zum Lob und Dank Gottes angeſtimmt, und um ſolche auch Dero ſammentlichen Unterthanen kund zu machen, die Stücke auf dem Schloß abgefeuert worden.

Unter dieſen und dergleichen Gemüths-Erhebungen endigte ſich die Litaney, und Sr. Excellenz begaben ſich den 12. darauf mit Dero übrigen Bedienten nach Malleſchau, woſelbſt auf das beſtehende Feſt des heil. Joannis ſo wol, als zu Vollziehung der Tauffe alle Zubereitungen gemacht worden.

Als dieſer Tag heran kam, und kaum der anbrechende Morgen dem von allen Orten und Enden haufſenweiß zulauffenden Volk zu einem anmuthigen Wegweiſer auf gedachtem Berg gedienet hatte, wurde bald der Gottesdienſt durch eine Predigt angefangen, worauf das Hoch-Amt unter ſchöner Muſik abgeſungen, und nach deſſen Vollendung die Tauffe vorgenommen ward. Dieſen Actum verrichtete Ihro Excellenz, der Frau Kindlbetterinn leiblicher Herr Bruder, der Hochwürdig Wohlgebohrne Herr Herr Johann Heinrich Freiherr von Swertz und Reiß, des hohen Stifts zu Breßlau Canonicus, wie auch Vicarius in Spiritual. General. & Officialis; und wurden dem jungen Herrn die Namen Joannes, Franciſcus, Antonius, Joſephus, Adamus beigeleget. Die Tauſpathen waren 3 aus gnädigen Befehl Seiner Excellenz alles Fleißes hierzu ausgeſuchte alte Männer, juſt von 300 Jahren, (immaßen der erſte, ſo den Jungen Herren auf der Hand gehalten, 105., der zweyte 100 und der dritte 95 Jahr hatte) nebſt einem 93jährigen Weib, welche ſammentlich mit neuen, Schnee weißen von Tuch gemachten Kleidern bekleidet und beſchenket wurden.

Und ſintemalen dieſes Weib mit dem obgedachten zweyten 100jährigen Mittauf-Pathen albereits über 52 Jahr im Eheſtand lebte, wurden ſie beede nach geendigten Tauf-Act vor den Altar geführt, daſelbſt von dem R. P. Anſelmo Swieteiski Prämonſtratenſer Ordens-Prieſtern, das andermal copuliert, und ihnen der Heilige Seegen ertheilet. Man begleitete dieſes alte Braut-Paar in eine zu dieſem Ende von Bre-

tern aufgeſchlagene, und mit Laubwerk ausgezierte Hütte, worinnen eine gedeckte Tafel vor 40 Personen zubereitet war, dann man zu diesem Hochzeitlichen Ehren-Mahl annoch 38 Personen (so auf die Zahl der Jahren Sr. Excellenz, den Herrn Grafens Alter deuteten) lauter betagte Männer und Weiber beruffen und bestellet hatte, welche insgesammt mit verschiedenen Speisen, Wein, Bier und Confituren bewürthet, von denen anwesenden Hohen Gästen bedienet, und darzu nicht nur mit der Erlaubnuß, das Uiberbliebene sammt allen Geschier, und Tisch-Gerüthe mit sich nach Haus zu nehmen, sondern mit mehr andern Sachen beschenket wurden. Hiermit war die Sonne schon um ein merkliches über den Mittags-Punkt gelaussen, dahero die Herrschafften und sammentlichen Herren Gäste sich zu der Tafel verfügten; unter währender Mahlzeit wurden dem anwesenden Volk Mund-Semmeln, Medallien, Gebeth-Bücher und Geld ausgetheilet, und ward also nach der Vesper mit dem heil. Seegen dieser Tag, am nächstfolgenden Sonntag darauf aber mit abermahliger Austheilung 24 Faß Bier und einer Menge Laibel Brod unter die Armen, die diesjährige und dritte Fest-Begängnus wiederum mit allerseits höchsten Vergnügen, und Gott Lob! ohn allen Schaden geendiget.

Anecdoten, die die Sage erzählt von Johann Grafen von Spork.

Unter einem Siegesbericht unterschrieb ihn sein Secretär: Johann Graf von Spork. Wie hast du da geschrieben? fuhr ihn der General an. Der Sekretär las: Johann Graf von Spork. Streiche es aus und schreibe: Johann Spork, Graf. Ich war eher Spork als Graf.

Von Franz Anton Grafen von Spork.

Neumann von Rosenau k. Notarius publicus und J. U. Doctor diente Franz Anton Grafen von Spork als Rechtsfreund. Einst kamen sie selbst miteinander in Streit, und Graf Spork gab Neumannen in der Hitze eine Ohrfeige. Neumann machte dem Grafen einen Injurien-Proceß, und der Graf mußte demselben sieben Tausend Gulden bezahlen. Er ließ diese Summe in den kleinsten Münzsorten aufzählen, den Neumann kommen, und zwang ihn: jeden Gulden genau selbst nachzuzählen.

Da Neumann fertig war, und sich empfehlen wollte: fing Graf Spork neuerdings einen Streit mit ihm an, und gab ihm abermahl eine Ohrfeige. Neumann drohte mit einem neuen Processe. „Der ist nicht nothwendig, lieber Herr von Rosenau, sagte kalt unser Graf, jetzt weiß ich schon, was eine Ohrfeige kostet.“ Mit diesen Worten führte er ihn in ein anderes Zimmer, wo bereits sieben Tausend Gulden im Golde aufgezählt waren.

In den Thiergärten auf der k. k. Herrschaft Brandeis hegte man auch weiße Hirsche. Bei einer darin gehaltenen Jagd war einer von ihnen übersetzt, und hatte in die daran stoßenden gräflich Sporkischen (Lissauer) Waldungen gewechselt. Man meldete das Franz Anton Grafen von Spork, der nicht säumte mit seinem ganzen Jagdgefolge den weißen Hirsch aufzusuchen, ihn fand, verfolgte, und — auf der brandeiser Gränze erlegte. Sehr bald wurde dieser Eingriff in die Nachbarsrechte verrathen, und — Graf Spork solle verurtheilt worden seyn, dreißig Tausend Gulden Strafe zu bezahlen.

Spork bezahlte sie; ließ sich aber von der Decke dieses Hirschens Beinkleider verfertigen, erschien bei der nächsten Hofgalla als geheimer Rath, Kämmerer und Statthalter in Böhmen in diesen Beinkleidern, übrigens im Staatkleide und Insignien bei Hofe, und sagte Jedem, der sich über diesen Mißgriff verwunderte: Meine Beinkleider kosten 30,000 fl.

Extract eines curiosen Schreibens, occasione der in Uibertragung so vieler Verfolgungen bezeugten Graf Sporkischen Standhaftigkeit, d. d. Wien, den 11. Jänner 1720. *)

Und kommt es freylich auf die in Meines Hochgelehrten Herrn letztern erhaltenen passus an, wann man obstinat ist, daß man sich nicht lässet reformiren, weder corrigiren, gleichsam man bey der Capriee derer Obern müste aquiesciren, wie sie es nemlich judiciren. Ein Kluger aber, wie Ihro Excell. dero Gnädiger Herr,

*) Aus Sporks Lebensbeschreibung von Stilenau.

thun gar weißlich, wann sie sich hiernach nicht dirigiren, sondern nach dem graden Weeg ihrer principiorum progrediren, sich über alle pseudo Philosophie moquiren, und derley Juristen, so einer verkehrten Lehre Lehrer seynd, auf die Nasen thun hofiren; massen solche verkehrte Teuffels-Schüler nichts besseres meritiren, als, daß man sie ihren Lehrmeister zum Neuen-Jahr soll præsentiren. Was kann man also sich von ihnen promitteiren? Darum wollen wir sie alle abandoniren, und bey der einmal erkannten Wahrheit Mordieus persistiren, bis der Allerhöchste zu Beschützung der Unschuld dieses Spiel wird terminiren, und Hochgedacht Ihro Excell. dero Gnädiger Herr über alle seine Feinde wird glorificiren, Amen.

Noch einige Aufklärungen über den Chinesisch-Englischen Theehandel.

(Man sehe N. 2. d. J.)

Es ist dort gezeigt worden, welch' eine außerordentliche Menge Thee aus China aus und größtentheils nach England geführt wird, und welche Summen baaren Geldes dafür aus Europa nach Asien wandern. Itzt belehret uns nun das Monthly Magazine (August 1812), daß wegen des Monopols der Englisch-Ostindischen Compagnie (Man sehe N. 2.), in deren Händen gesetzmäßig aller Handel nach Asien ist, das Pfund Hyson Thee erster Sorte*) in London auf 14 Schillinge (circa 1 Dukaten, je nachdem der Cours ist) kommt. Zwar sind geringere Sorten wohlfeiler. Aber man rechne nur im Durchschnitt das Pfund Thee zu 2 fl., vergleiche die Summe der europäischen Importation (Nr. 2.) und man wird sich überzeugen, daß nur dieser einzige Artikel jährl. einige 40 Millionen Gulden Conventionsgeld der europäischen Circulation raubt und nach China schleppt.

Vielleicht glaubt man, daß dieser Werth durch andere europäische Exportations-Artikel ausgeglichen werde. Aber man erwäge

1) Daß die Sitten und besonders die Kleidungsart der Chineser die bedeutendsten englischen Manufaktur-Artikel ausschließen, besonders alle Seiden-, Leinen-Waaren, Schuhe, Stiefel.

2) Daß die Chineser nicht blos Thee, sondern auch in sehr bedeutender Menge rohe oder verarbeitete Seide, Porcellan, Rankin und Zucker exportiren. Mit letzterm könnte ganz Europa von den alleinigen Märkten Kantons, Batavias und Kalkuttas versorgt werden.

3) Daß ein Hauptbedürfniß der Chineser, besonders in der nördlichen Hälfte des Reichs, das Pelzwerk (worinn sich die Reichen und der Mittelstand kleiden), fast ganz in den Händen der Nordamerikaner ist, welche diesen Handel den Engländern zu entreissen wußten, und ihn von der Amerikanischen Nordwestküste aus directe führen. Die brittischen Kaufleute sind davon ausgeschlossen. Sie müssen sich der Agenten der Ostindischen Kompagnien in Canton bedienen, um Pelzwaaren abzusetzen; aber der freie Verkauf oder Rückladungen nach England sind ihnen untersagt, indeß die Amerikaner, ungehindert chinesische Produkte ausführen und auf den Märkten in Amerika und Europa abschen.

4) Daß sich der Absatz auch selbst der Ostindischen Compagnien nur auf folgende Artikel beschränkt:

a) Blei-, Eisen-, Kupfer-, und Zinnwaren.

b) Leichte oder drapirte Wollentücher*), die nach und nach bei der veränderlichen Witterung im südlichen China, statt der Seidenzeuge Eingang finden.

c. Bijouterie-Waaren.

d) Uhren aller Art.

e) Opium — aber nur im Schleichhandel, weil die Einfuhr von der Chinesischen Regierung verboten ist. Die Chineser haben aber ein solches Verlangen dernach, daß die Englische Compagnie durch diesen Artikel allein die Bilance decken, und die Einsendung der Silber-Barren künftig unterlassen zu können glaubt. Sie läßt deshalb auch in der Ostindischen Provinz Bahar außerordentlich viel Opium anbauen. A.

---

*) Dieselbe Sorte kommt in Nord-Amerika, obgleich die Waare tausend (englische) Meilen weiter zu gehen hat, bei freiem Handel nur 5 Schilling.

*) Wie, wann Oestreichsche Wolle in dieser Form nach China wanderte?

Der Friede.

Sonnet.

(In den ersten Tagen des May's 1814.)

Vernichtet ist die Kraft von Eris's Pfeilen,
In eh'rnen Banden knirscht der blut'ge Mord.
Entgegen schimmert uns der Ruhe Port,
Der Menschheit tiefe Wunden werden heilen.

Vom fernen Thule bis zu Herkuls Säulen
Ertönt des Friedens segenvolles Wort;
Der Korse flieht an eines Schiffes Bord,
Um Elba's Felsgestaden zuzueilen.

Der Rache Tag ist endlich ihm erschienen;
Nicht fürder wird Teuts Sohn dem Stolzen dienen,
Deß eitlem Wahn das Blut Europa's floß.

Der Menschheit Schutzgeist sieht den Sturz der Hyder,
Und blicket segnend auf die Edlen nieder
Aus deren Bund des Friedens Palme sproß.

F.

In das Stammbuch eines schönen jungen Frauenzimmers.

Unschuld ist des Weibes höchste Zierde,
Nicht der Schönheit Zauberglanz allein.
Nur die rohe thierische Begierde
Wecket diese; aber im Verein
Mit des reinen Herzens Himmelswürde
Flößt sie selbst dem Lüstling Ehrfurcht ein.
Reichlich ist die zweite dir verliehen;
Möge nie die erste von dir fliehen! —

F.

Geschenk der Freundschaft.

Sonnet

an Hrn. Prof. B***.

Freundschaft ist uns hier auf Erden,
Was der Stab dem Greisen ist.
Sie, das Himmelskind, versüßt
Unsrer Pilgerschaft Beschwerden.
Ohne Freund und Trostgefährten,
Der uns Oehl in Wunden gießt,
Von der Stirn den Gram uns küßt,
Muß die Welt zur Wüste werden.

Wie der dürre Halm dem Regen
Seufzt' ich einem Freund entgegen
Doch umsonst — er ward mir nie.

Endlich nach so langem Sehnen
Sah die Freundschaft meine Thränen
Mitleidsvoll, und gab mir — Sie.

F.

Räthsel.

1.

In des Waldes dichten Finsternissen
Harr ich auf die Opfer meiner Wuth
Alles hab ich manchem schon entrissen,
Meine Hand benetzt mit Blut.
Doch nimm meinen Leib zum Kopfe,
Dann bezeichn' ich einen Mann
Der durch Gährung, durch des Feuers Gluthen
Künstlich ein Getränk bereiten kann.

Franz von Maltitz.

2.

Wann die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln
Alles hüllt in öde Dunkelheit,
Schaut der Sterbliche in meinen Spiegel
Zukunft und Vergangenheit;
Doch, der ist ein Thor, der mir vertraut.
Nimm mir meinen ersten Laut
Dann braucht mich der Körper, nicht der Geist,
Der sich seiner Hülle froh entreißt.

Franz von Maltitz.

3.

Weisheit aber viel Beschwerden
Kanns den Sterblichen verleihn;
Jeder wünschet es zu werden
Keiner wünschet es zu seyn.

Franz von Maltitz.

Ausweis

Ueber die vom 1. Hornung bis Ende April d. J. in den k. k. hungarischen, mährischen, schlesischen, und in den k. preußischen Eisenwerken bestehenden Preise nach deren Reduzirung in Wiener Gewicht und Währung.

Gewicht	Blansko in Mähren		Adamsthal in Mähren		In Ungern		Friedland in Mähren		Ustron in Schlesien		In Preußisch-Schlesien	
	ord.	Streck.	ord.	Streck.	ord.	Streck.	ord.	Streck.	ord.	Streck.	ord.	Streck.
	Eisen.											
Der Centner.	19 fl. 10 kr.	20 fl. 50 kr.	20 fl.	24 fl. 20 kr.	13 fl.	13 fl. 30 kr. bis 16 fl	1 . fl 7	17 fl. 40 kr.	16 fl. 30 kr.	17 fl.	Im Durchschnitt 5 Thal. Curr.	

Ausweis

der beerdigten Leichen in Prag für das Jahr 1813. *)

Monat und Jahr.	Auf das heilige Feld des ersten und zweiten prager Hauptviertels				des dritten und vierten prager Hauptviertels				Zusammen
	Kinder		Erwachsene		Kinder		Erwachsene		
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	
Vom 16. bis 31. Dezember 1812	25	36	27	40	9	8	2	5	152
Im Januar	43	61	50	53	15	13	11	9	255
— Februar	52	53	51	43	19	13	9	7	247
— März	68	81	54	61	16	13	11	11	315
— April	70	67	47	50	16	11	9	7	273
— May	75	57	53	53	11	15	15	7	286
— Juny	70	62	41	51	18	12	9	13	276
— July	57	65	41	49	15	17	8	15	267
— August	81	67	58	55	24	20	6	11	322
— September	59	72	59	53	20	18	10	9	300
— Oktober	79	57	67	42	15	15	11	9	295
— November	99	66	84	80	19	16	18	13	395
Vom 1. bis 15. Dezemb.	55	52	72	67	7	9	22	24	308
	833	796	704	697	204	180	141	140	
	1629		1401		384		281		
Summa	3030				665				3695
Vom Anfange der Beerdigung, als vom 1. Juni 1787 bis 15. Dez. 1812 sind beerdigt worden	81562				17361				93923
Zusammen	84592				18026				102618

Von Andreas Borsch, prager städtischen Funeral-Conducteur.

*) Ohne Militair und Judenschaft.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 42. August.

Fabrik von Basreliefs.

Diese Fabrik ist einzig in ihrer Art, und ein neuer Beweis, wie sehr selbst die einfachsten Gegenstände unter der Behandlung eines geschickten Kopfes äußerst interessant gemacht werden können.

Der Doktor Vegni, ein Toskaner berechnete zuerst den Nutzen, den man im großen von einer gewissen heißen Quelle ziehen könnte, die eine sehr weiße und feine Erde mit sich führet. Sie entspringt auf einem Berge der zum untern Theile des Gebirges Sancta Fiora nahe bei Radicofani in Toskana gehört, das sich bei dem kleinen Fluß la Paglia endiget. Das Wasser dieser Quelle ist sehr heiß, und kommet beständig in großen kochenden Blasen, und auf das innigste mit jener Erde gemischt, hervor, welche aus aufgelöstem Kalk und Schwefeltheilchen zu bestehen scheint, als woraus wahrscheinlich der ganze Grund dieses Berges in einer sehr großen Tiefe zusammengesetzt ist. Ein starker schwefelartiger Geruch verbreitet sich von hier über eine Meile in die Runde, das Wasser ergießt sich über den Abhang des Berges in breiten Flächen, und bildet Lagen von Stalaktiten die besonders, wenn die Sonne darauf scheinet, eine blendende Weiße haben, und nach der Geschwindigkeit des Wassers oder der großen oder mindern Schiefe des Falls mehr oder weniger hart sind. Der Anblik dieser Stalaktiten, und die Bemerkung ihrer so mannigfaltigen Form, bewogen den Doktor Vegni den letzten Großherzog um die Erlaubniß zu bitten, eine Fabrike von künstlichen Alabaster auf diesem Berge anlegen zu dürfen, die äußerst merkwürdig geworden ist.

Der Doktor Vegni läßt aus Rom und andern Theilen Wellschlands gipserne Formen von den besten Basreliefs kommen, nach denen wieder andere Formen von Schwefel und Kalk auf die bekannte Art verfertiget werden. Ist die Schwefel-Form fertig, so wird sie in eine Art Faß oder Butte gethan, deren Durchmesser am Boden enger als an ihrer Oeffnung ist, und einem an beiden Seiten offenen umgestürzten Kegel gleicht. Im Faße sind hölzerne Querstangen angebracht, die ohngefähr die Breite von 3 Zoll haben, damit das Wasser, wenn es darauf fällt, genug Oberfläche habe. Uiber dieselbe und an den innern Flächen des Faßes werden die Formen an hölzernen Rägeln aufgehangen. Man bringt hierauf das Faß unter einen von den Wasserfällen der Quelle, und zwar so daß es auf die Mitte der Querstäbe falle. Um zu verhindern daß der Wind das Wasser nicht anderswohin führe, wird das Faß in eine Art von Hof gesetzt, der mit hohen Gemäuer umgeben ist, das Wasser spritzt gegen die innere Fläche des Faßes, und läßt einen Theil von seiner Erde zurück, so daß nach einer gewissen Zeit, nicht allein die Höhlung der Formen damit angefüllet sind, sondern sich auch noch oben eine Kruste von beliebiger Dicke bildet. Das eigentliche und vornehmste Geheimniß dieser künstlichen in beliebige Form gezwungenen Stalaktiten, bestehet in der rechten Neigung der schiefen Richtung der Form, welche das zurücksprizende Wasser auffangen soll. Jemehr sich die Form der horizontalen Lage nähert, je weniger wird die Masse hart; der stärkste Grad der Härte wird durch die vertikale Richtung hervorgebracht, weil in diesem Falle der schnellere Schuß des Wassers, die gröberen Theile der Erde mitnimmt und nur die feineren in der Form läßt. Um das Wasser noch mehr von jenen zu reinigen, leitet man es durch verschiedene Behälter und grabet in mäßigen Räumen Gräber an den Hauptörtern wo es seine Richtung ändert, damit es aufgehalten und die gröberen Theile abzusetzen genöthigt werde. Aber in eben dem Grade, wie die Härte zunimmt, nimmt auch die Weiße ab, und der Doktor Vegni muß sich mit einer geringern Härte begnügen, wenn er seine Figuren recht weiß haben will; allein sie übertreffen dem ohnerachtet noch den härtesten Carrarischen Marmor eben so sehr an Härte wie an Weiße. Die Zeit die man zur Verfertigung der Basreliefs braucht, richtet sich nach ihrer Dicke; bei dünnen bedarf es eines Monats, bei den dicksten 3 bis 4.

Bisher hat sich Hr. Vegni's Unternehmen nur auf Bürelief erstreckt, die von einer seltnen Schönheit und den Copien vollkommen ähnlich sind. Vielleicht aber wär es möglich durch eben diese Masse und auf dieselbe Weise Urnen, Vasen, Tische und sogar Bildsäulen zu verfertigen. Dieß wäre der Gipfel der Vollkommenheit dieser Kunst, den sie erst nach mehreren Jahren von Versu-

chen erreichen kann; denn itzt ist sie noch in ihrer Kindheit, alsdenn würde man die Meisterstücke der Bildhauerey zu Rom, Florenz ꝛc. in der vollkommensten Nachahmung und Härte, und aus einem Stücke erhalten können.

Der Doktor Vegni hat es nach vieler Mühe auch dahin gebracht, seiner Erde verschiedene Farben zu geben, sogar eine schwarze. Um das Wasser zu färben, setzt man an die Quelle ein Gefäß das zur Hälfte mit der Farbe angefüllt ist, die man dem Werke überhaupt oder nur einigen von seinen Theilen geben will, dergestalt daß die Farben der Schichten nach Belieben, und der Natur getreu verändert werden können. Soll das Kunstwerk einen andern Grund erhalten, als die Figuren, so verdeckt man diese und das Wasser spritzet nur auf den Grund und so umgekehrt.

Doktor Vegni bedient sich zum Färben hauptsächlich der Säfte der Pflanzen, und behauptet, daß sie eben so dauerhaft als die aus dem Mineralreiche und überdieß noch mannigfaltiger sind. Er druckt auch auf seine Massen Kupferplatten und von der Farbe ab, die man haben will.

Hat nun die im Faße schief, oder welches selten geschieht, senkrecht, eingesetzte Schwefelform ihre nöthige Füllung, und der Grund des Basreliefs die gehörige Dicke von 2 oder 3 bis 9 und mehr Linien, nach der Größe des Stücks erhalten; so thut man einen leichten Schlag auf den hölzernen Pflock, der die Form hält, um ihn zu zerbrechen, und sondert sodann mit kleinen Hammerschlägen den Stein ab, der sich um die Form mit angesetzet hat, alsdann schlägt man stark an das Faß nahe bei der Form, die sich leicht von dem abgeformten Theil löset, oder gewöhnlich in Stücken gehet. Man giebt hierauf dem Stein mehr Weiße und Glanz dadurch, daß man ihn mit einem Pinsel von etwas harten und kurzen Haaren reibt, und nachher mit der flachen Hand stark und zu wiederholtenmalen darüber fährt.

An eben der Stelle, wo Doktor Vegni seine Fabrik angeleget hat, befanden sich warme Bäder die schon zu Zeiten der Römer, und auch in den unsrigen bekannt waren, denn man lieset daselbst in einer Inschrift, daß Ferdinand v. Medicis Großherzog von Toskana sich ihrer mit guten Erfolg bedienet habe. *)

*) Obwohl diese Fabrik Fortgang gehabt und noch bestehen mag?

D. H.

Fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen.

Erstes Fragment.

Tagebuch

Einer Reise von Hermanstadt mit Umwegen nach Maros Vásárhely angetreten den 11ten Febr. 1814.

(Man sehe die Einleitung hiezu Hesp. N. 4. 22.)

Um halb zwei Uhr Nachmittags verließ ich Hermanstadt und langte mit Pferden, nach 1 ¼ Stunden in einem mäßigen Trabe, zu Großau (Keresztény Sziget) an. Zwischen beiden, eine halbe Stunde von der Hauptstadt, liegt das reinliche sächsische Dorf Neppendorf (Kis Torony). Links von der Straße am Fuße des Gebirges, welches den Horizont von dieser Seite beschließt, erblickt man das Dorf Neplaka, welches nur eine Stunde von Großau entfernt ist. Ich übernachtete bei einem sächsischen Bauer, Namens Georg Binder. Ich kenne gerne Menschen, von denen ich Gutes reden darf. Mutter Sara Binder, ein altes, liebes, geschwätziges Weibchen hätte mich nicht sorgfältiger pflegen können, wenn ich ihr leiblicher Bruder gewesen wäre. Ich ließ mir von dem Orts-Richter eine Henne und 12 Eyer liefern. Für jene zahlte ich 36 für jedes Ey zwei kr. Darüber erboßte sie gewaltig; Dem Kleinrichter, welcher diese Artikel brachte, hielt sie seine Unchristlichkeit vor. Mir gab sie, in der Gestalt einer Bitte, den Kleinrichter mit seinen sieben Sachen zum Gukuk zu schicken, einen derben Verweis, und meinte: ich brauche nichts zu kaufen, sie können mich schon mit Allem versehen, und mache sich eine Freude daraus. Ich behielt jedoch alles, um ihr keine Feindschaft zuzuziehen. Am folgenden Tage erfuhr ich von meinen Leuten, daß sie die gekaufte Henne, welche alt und mager war, für sich behalten, und ihre beste für mich geschlachtet hatte. Bei meiner Abreise konnte ich sie zu der Annahme einiges Geldes nur dadurch bewegen, daß ich ihr drohete, nicht mehr bei ihr abzusteigen.

Großau ist ein ansehnliches Dorf, sowohl in Hinsicht auf seine Größe, als den Wohlstand seiner Bewohner. Dermalen befinden sich in demselben 185 Ganze und 28 halbe sächsische Hauswirthe, welche mit Anderen auf einem Hofe wohnen. Wittwen, welche eigene Höfe besitzen, sind dermalen 12, dann 60 als Hauswirthe ansässige Wallachen, also zusammen 228.

Thermometer-Stand nach Untergang der Sonne 2° unter 0.

Witterung. Grau. Die Luft scheint mit Schnee schwanger zu gehen.

Berichtigung der Karten.*)

1) Die Fichtelische Karte schreibt Rependorf und obschon Marienburgs Bemerkung, daß es vielleicht besser Rebendorf heißen möchte, diese Schreibart zu unterstützen scheint; so ist es doch gewiß, daß es, vermöge der allgemeinen Aussprache, Reppendorf heißen muß.

2) Zwischen Poplaka und Großau ist auf der Wenzelischen Karte eine Gebirgs-Gruppe aufgezeichnet. Auf der Kipferling'schen ist dieses Dorf von Bergen ganz umrungen. Zwischen Beiden liegt aber eine ununterbrochene Ebene, und die Aussicht von einem zum andern ist durch nichts gehemmt, so daß man aus jedem das andere ganz sehen kann.**)

3) In dem Gebirge in der Gegend, wo auf der Kipferling'schen und Wenzelischen Karte der Berg Ruda steht, nach der walachischen Gränze hin, entstehen zwei Wässer, das westliche ist der kleine, das östliche der große Zibin. Nach ihrer Vereinigung heißen sie kurzweg der Zibin, und fließen bei Guraron, Orlat, Großau, Reppendorf vorbei nach Hermannstadt. Die Fichtelische Karte läßt beide sich erst zu Hermannstadt vereinigen, welches irrig ist.

4) Der Bach, welcher bei Guraron in den Zibin fällt, nennt sich Valye Paljouliy. Dieser fehlt auf der Fichtelischen Karte.

5) Zwischen diesem und dem großen Zibin fallen von Süd-Osten kommend, zwei Waldströme in den Zibin; der Name des südlichen ist Valye Rhe, des nördlichen Valye Kerbonaraliy. Beide fehlen auf der Kipferling'schen Karte.

6) Der Bach welcher bei Großau in den Zibin fällt, heißt Tzelist (Szelischt) ***)

7) Der Bach, welcher sich bei Großau in den Zibin ergießt, wird Menk genannt. Fehlt auf der Fichtelischen Karte.

8) Der Bach, an welchem auf der Wenzelischen Karte die vier mit eben so vielen Sternen bezeichneten Werker liegen, ist der Sevos, und deshalb merkwürdig, weil er der Hauptstadt das Koch- und Trinkwasser liefert. Der Sevos sowohl als die daran liegenden Werker fehlen auf der Fichtelischen und Kipferling'schen Karte.

9) Der Bach bei Poplaka führt den Namen des Dorfes. Kipferling irrt, indem er das Dorf von dem Bache entfernt. Alle diese Wässer sind mit Ausnahme des Zibins weder in Lebrecht noch in Marienburg aufgeführt.

Den 12ten Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 2° unter 0.

Witterung: Schneegestöber.

Um 8 Uhr fuhr ich von Großau nach dem drey Stunden entlegenen Groß-Polden (Nagy Apold) ab, und brachte auch auf dem Wege dorthin, da er sehr uneben ist, drei volle Stunden mit Pferden zu. Zuerst traf ich auf das an der Straße gelegene Dorf Szetsel, eine kleine Stunde von Großau. Es ist von lauter Walachen bewohnt, und hat ein überaus ärmliches Ansehen. In der nämlichen Entfernung von Großau erblickt man von der Straße das militarisirte Dorf Orlat, in welchem sich eine Papiermühle und ein Kupferhammer befinden. Weiter hin, und an der nämlichen Seite der Straße zeigt sich zwei Stunden von Großau das Dorf Szelistye.

Thermometer-Stand um Mittag 2° über 0.

Witterung: Schneegestöber.

Zu Groß-Polden wurde ich bei Georg Theil einquartirt, weil ich wegen Mangel an Vorspann bis den folgenden Tag warten mußte. Hier genoß ich der nämlichen sorgfältigen Pflege wie zu Großau. Frauchen Anna Mariechen Theilin, weniger gesprächig, eben so gutmüthig, kam mir mit einer exzellenten Rindfleischsuppe, so zu sagen, entgegen, wartete mir mit ziemlich wohlerhaltenen Weintrauben auf, briet mir meine Wurst auf Mittag, sott mir meine Henne auf den Abend, regalirte mich mit Erdäpfeln, meiner Lieblingsspeise, und hob mir eine Suppe zum Frühstück auf. Der Pfarrer, Herr Thorwächter, ein Mann von Gelehrsamkeit, hatte die Aufmerksamkeit mich zu besuchen, und eine Stunde mit mir zu verplaudern. Für eine schöne Henne, welche ich mir hier geben ließ, zahlte ich nur 18 Kreuzer.

Groß-Polden zählt in Allem 151 Familienhäupter, und nur 22 Zugpferde. Dagegen ist dieses Dorf sehr Obstreich, da es so zu sagen kleine Wälder von wilden und veredelten Obstbäumen besitzt.

Thermometer-Stand nach Untergang der Sonne 1 ½ unter 0.

Witterung: Starkes Schneyen.

Berichtigung der Karten.

1) Entweder fehlt das Dorf Szetsel auf der Fichtelischen Karte, oder wenn Szelytye, welches jedoch nicht auf der Straße liegt, dafür gemeint seyn soll; so fehlt dieses. Auch ist es schwer zu errathen, was für eine große Heerstraße hier Fichtel aufzeichnet, da

*) Der Fichtelischen, Kipferling'schen und Wenzelischen. Die Vergleichung mit der Kipskischen werde ich nachtragen.

**) Hiernach wäre also auch Kipsky zu berichtigen. D. H.

***) Das einfache s oder S wird, wenn es nicht von einem Z begleitet wird, wie sch ausgesprochen, welches ein für allemal bemerkt wird.

eine solche nicht existirt, und zu seiner Zeit von der jetzigen Chaussee, welche ohnehin nicht über Szelistye, Zilisska und Roth lauft, noch keine Rede war.

2) Der Bach, welcher bei Szetfel fließt, heißt Gserna Voda und der Groß-Poldner Bierkrik.

3) Die Lage von Großpolden ist auf der Fichtelschen Karte fehlerhaft angegeben, indem dasselbe in der Wirklichkeit näher bei Hermanstadt liegt als Reußmarkt.

3) Fichtel und Wenzely schreiben das Dorf Szelistye unrichtig.

Den 13ten Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 5° unter 0.

Witterung verspricht einen schönen Tag.

Um 7 Uhr, nachdem Anna Maria den Beweis meiner Dankbarkeit mit einer Art Freude angenommen hatte, gieng die Reise weiter auf Reußmarkt (Szeredahelly) zu. Die Straße auf welcher ich bis jetzt reisete, ist eine neu angelegte, jedoch noch nicht vollendete Chaussee, welche erst im vorbenannten Marktflecken mit der Poststraße, die von Hermanstadt über Mag, Hamlesch (Omlas) und Klein-Polden Kis Apold) läuft, zusammenstößt. Durch jene Chaussee wird der beschwerliche Hamleschер Berg umgangen, und es steht zu erwarten, daß die Post von Mag auf diese neue Straße verlegt werden, und die alte aufhören wird, eine Poststraße zu seyn.

Von Reußmarkt aus, wo ich mich nicht aufhielt, verfolgte ich noch ein Paar Stunden die Poststraße. Links an derselben erblickt man das Prädium Weißkirch (Fejer-egyhaz) in welchem sich ein Militär-Magazin befindet, rechts das sächsische Dorf Kelnek und Kutfalva dem walachisch unirten Bischofe zu Blasendorf gehörig.*)

Nun verließ ich einstweilen die große Straße, um den Seitenweg nach Reho einzuschlagen, welcher so schlecht ist, daß ich ein Paarmal in Gefahr stand, umgeworfen zu werden. Um halb zwölf Uhr hatte ich jenes Dorf erreicht, welches sich aus einem ziemlich tiefen unter dem dahin führenden Wege liegenden Thale erhebt, und die beiden Abdachungen des Berges bekleidet, welches ihm, wenn man einmal darinnen ist, ein ziemlich amphitheatralisches Ansehen giebt.

Auf der Poststraße zwischen Reußmarkt und Mühlenbach liegt eine Quelle, welche ihres vortrefflichen Wassers wegen in der ganzen Gegend berühmt ist. Auch geht nicht leicht ein Siebenbürger vorüber, ohne daraus zu trinken. Es ist ein Häuschen darauf erbaut, welches verfallen war, jetzt aber von der Kelneker Gemeinde wieder hergestellt wird.

Reho zählt 250 Familien-Häupter, ohne die Beywohner, das heißt diejenigen, welche auf jener Höfe wohnen. Das Dorf ist nach Mühlenbach unterthänig.

Thermometer-Stand um Mittag 3° unter 0.

Witterung: Heller Sonnenschein.

Berichtigung der Karten.

1) Alle drei schreiben Reußmarkt unrichtig.

2) Das Prädium Weißkirch, die Dörfer Kelnek, Kutfalva und Reho fehlen auf der Fichtelschen Karte.

3) Wenzely schreibt unrichtig Riho, Kipferling entfernt dieses Dorf zu weit von Mühlenbach und legt es zu nahe an Reußmarkt.

4) Der Name des Dorfes, welches in Nordwesten von Groß-Polden liegt, von der Straße aus aber nicht gesehen wird, ist nicht Dobring, sondern Dobreng, und der des Wassers, welches dort fließt, Valye Dobura. Dieses Dorf, walachisch Doburka hat Fichtel sehr unrichtig auf die rechte Seite der Poststraße verlegt.

5) Zwischen Dobreng und Weißkirch fließen zwei Wässer, Groß und Klein-Girbowa, das erste ist das westliche, das andere das östlich, dieses fehlt auf der Kipferling'schen Karte.

6) Der Bach bei Kelnek führt den Namen dieses Ortes.

7) Die zwey Bäche, zwischen welchen Reho auf der Karte liegt, heißen, der östliche Velye Zwintzi, der heilige Bach; der westliche, welcher durch Reho fließt, hat den Namen dieses Ortes. Die Lage dieses Dorfes ist folglich auf der Wenzelischen Karte unrichtig angegeben. Auf der Kipferling'schen fehlen die beiden Bäche ganz.

8) Alle jene kleine Bäche ergießen sich in den Zekasch, welcher bei Reußmarkt, Kelnek und Mühlenbach fließt, und ebenfalls so unbedeutend ist, daß er in regenlosen Sommern ganz austrocknet, woraus folgt, daß er bei Fichtel und Wenzely zu groß erscheint. Der Name fehlt überall.

Von Reho fuhr ich des Nachmittags um 2 Uhr wieder weg, passirte, ohne aufzuhalten, die Stadt Mühlenbach, den Hauptort des gleichnahmigen Stuhls, ließ das von diesem eine halbe Stunde entfernte Dorf Langendorf oder Lamkerek auch Lankrim genannt, welches von dieser Seite das Sachsenland beschließt, links liegen, betrat den Unter-Albenser Komitat, und näherte mich nun der Marosch, dem Hauptfluße in dem Großfürstenthum. Am linken Ufer desselben liegt das Dorf Alsó Maros Baraboa, sächsisch Darbe genannt, welches von lauter Schiffleuten bewohnt wird. Eine hölzerne Brücke, welche man in Siebenbürgen präch-

*) Auch hiernach ist Lipsky zu berichtigen. D. H.

tig nennen darf, vereiniget hier die beiden Ufer des Flusses und führt hierüber nach Máros Portu, wo sich das Haupt-Salz-Transportamt befindet.

Gegen 6 Uhr langte ich zu Carlsburg an, wo ich im Stadt-Wirthshause abstieg.

Thermometer-Stand zwischen 6 und 7 Uhr 5° unter 0.

Witterung: Sternhelle Nacht.

a) Berichtigung der Karten.

1) Wenzely und Fichtel schreiben Varadya unrichtig.

2) Auf der Fichtelschen Karte fehlen Langendorf und Máros Portu.

b) Des Marienburg.

1) Der Ort, wo die Häuser der Salzbeamten an dem rechten Ufer der Marosch liegen, heißt Máros Portu (der Marosch-Hafen.)

2) Zu Maros Portu wird nicht nur das Salz von Thorda, sondern auch von Salzburg, Maros Ujvar und Kolos niedergelegt.

3) Die Brücke ist jetzt keine Schiffbrücke mehr, sondern eine feststehende, selbstständige, mit ihren Eisböcken versehene Jochbrücke.

4) Zu Kis-Falud bei Karlsburg ist keine Sublimir-Hütte, und es wird dorten weder Zinnober noch Quecksilber erzeugt. Dagegen befindet sich eine Pulver-Mühle in diesem Orte.

Den 14. Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 11° unter 0.

Witterung: Heiter.

Wirthshaus-Rechnung: Quartier bestehend in einem kleinen Zimmer mit einem eisenblechenen Ofen, welcher zugleich noch ein anderes größeres Zimmer heizet, mit wenig Feuer und vielem Rauch 1 fl. 30 kr. Nachtessen für zwei Personen, bestehend in einer guten Rindsuppe, einem schweinernen Braten, und mit Schweinschmalz zubereiteten Erdäpfeln 1 fl. 6 kr. Frühstück bestehend in einem Schweinebraten 48 kr. Brod 40 kr. Ein Maaß zweijährigen guten Wein 40 kr. Eine gerupfte Henne reh zum Mitnehmen, 40 kr. Zusammen 5 fl. 24 kr. Dieses Wirthshaus ist eines der wohlfeilsten im ganzen Lande, wozu es allerdings die jetzigen sehr gefälligen Wirthsleute machen. Auch in dem bischöflichen Wirthshause war man sonsten gut aufgehoben. Nachdem es aber die damalige Wirthin verlassen hat, und das einzige Nebenzimmer vermiethet ist, auch eine sehr schlechte Kost gegeben wird, kehre ich nicht mehr in demselben ein. Das Wirthshaus zur Taube in der Festung ist ebenfalls sehr gut, aber wer mit Vorspann reiset, muß um diese zu betreiben, in der Stadt bleiben.

Um halb eilf Uhr saß ich im Wagen, und langte auf einem Umwege, mit Pferden, um 3 Uhr des Nachmittags zu Blutroth auch Berve, Berse, Birgisen genannt an. Dieses Dorf, welches unseren braven General Grafen Gulay gehört, ist von Walachen und unterthänigen Sachsen bewohnt. Es ist groß aber nicht angenehm. Das gräfliche Schloß liegt auf einer Anhöhe, und mag von dorten einer reizenden Aussicht genießen. Ich war nicht oben.

Ich war in einem sächsischen Hause bei gefälligen Leuten einquartirt. Hier sah ich zum ersten Male in meinem Leben mit ungebrechelten Flachse heizen. Mein Nachtmal wurde damit zugerichtet. Als Beweggrund wurde der Mangel an Holz und Zeit angeführt. Die Benutzung dieser Pflanze besteht daher blos im Sammeln und Verkaufen des Samens. Dieses Dorf hat in dem Jahre 1813 gar kein Obst gehabt. Hier kaufte ich eine schöne Henne um 12, 6 Eyer um 6 und 8 Erdäpfel um 6 kr.

Thermometer-Stand mit Untergang der Sonne 7° unter 0.

Witterung: Helle Sternnacht.

Berichtigung der Karten.

Blutroth fehlt auf der Fichtelschen Karte.

Den 15ten Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 12° unter 0.

Witterung: Heiter.

Um 7 Uhr fuhr ich von Blutroth mit Ochsen weg, und mochte kaum eine halbe Stunde gefahren seyn, als ein Bauer athemlos hinter mir gelaufen kam, und mir mein Taschenmesser brachte, welches ich im Quartier vergessen hatte. Ein Beweis, wie wenig der Siebenbürger geneigt ist, solche Vorfälle zu benützen.

Es sey, daß die Bauern den Weg nicht wußten, oder durch den Schnee irregeführt wurden, sie verirrten sich, kamen auf Bessenyö und Nagy Cserged *) und machten daher einen Umweg von ¼ bis 1 ½ Stund. Das erste ist ein unansehnliches walachisches Dorf; das andere, welches mit unirten Walachen und evangelischen Bulgaren bewohnt ist, sieht schon reputirlicher aus und gehört dem unirten walachischen Bischofe.

Das Dorf Klein Cserged gehört des jetzigen Gouverneurs Grafen Georg Banffi, Excellenz. Es zählt 30 Hauswirthe, die bei diesen wohnende Partheyen nicht mitgerechnet. Sie sind ihrer Herkunft Bulgaren, wie der Schullehrer des Ortes, welcher kein übler Mann zu seyn scheint, versicherte. Sie selbst aber nennen sich Sachsen, vielleicht nur deswegen, weil sie evangelisch sind. Ihre Sprache ist die walachische. Bei ihrem Gottesdienste werden die Gesänge und Gebete in bulgarischer Spra-

*) Es wird ausgesprochen wie Tsch.

Anm. des V.

che, von welcher sie kein Wort verstehen, gehalten. Gepredigt wird walachisch.

Das Quartier, in welches ich angewiesen wurde, gehört unstreitig unter die guten in Siebenbürgen, obschon es allen denen, welche ich bisher auf dieser Reise gehabt habe, bei weitem nachsteht. In dem Hause wohnen drei Brüder, deren jeder seine theuere Ehehälfte sammt Zubehör besitzt. Diese Kleeblatt-Familie hauset mit noch einer Großmama in 2 Zimmern. Die vier Damen ermangelten nicht mich in Corpore ehrfurchtsvoll zu empfangen, aber von allen Artikeln, welche ich für baare Bezahlung verlangte, als da sind ein Haipel Kraut, Speck um es zuzurichten, ꝛc. war keiner zu haben. Diese zwei Artikel sind aber gewöhnlich bei jedem Bauern zu finden, a fortiori in einem Hause, dessen Haupt schon zweimal Richter gewesen war. Mein Praktikant demonstrirte aus allen Kräften, daß sie beides hätten; aber die stärksten Versicherungen des Gegentheils strömten von alten und jungen Lippen. Der Praktikant schwur, es werde alles richtig bezahlt werden, sie sollten fordern, was sie wollten; es half alles Nichts. Die Dispute fingen an unterhaltend zu werden, als die Zimmerthür rasch aufgieng, und ein baumstarker Mann hereintrat. Es war der Hausherr N. 2. Die Weiber waren auf einmal mäuschenstill. Mein Orator ermangelte nicht, den Casum vor dieses neue Forum zu bringen. Alle Mäuler und respektive Mäulchen öffneten sich nun wieder, wahrscheinlich um eine Schutzrede von sich zu geben; aber Mustapha Hausherr gebot Stille, und es war still. Der Orator fuhr fort, und es erging nach vollendeter Exposirung der Streitfrage, der Befehl, alles herbei zu schaffen. Im Nu war es da.

Zum Mitnehmen kaufte ich vom Richter einen alten Hahn, um 24 kr., eine junge Henne um 20, 12 Eyer um 12, ein Haxel Kreißkraut um 3 Kreuzer. Auch fragte mich der Richter, wieviel Betten ich befehle. Dieses Anerbieten war mir noch nirgends gethan worden.

Thermometer-Stand nach Untergang der Sonne 11° unter 0.

Witterung: War den ganzen Tag ausnehmend schön. Von 12 bis 3 Uhr so warm, daß ich meinen Pelz auszog.

Berichtigung der Fichtelschen Karte.

1) Hat Bessenyo statt Bessenyö.

2) Blutbroth und Klein Eserged fehlen.

Den 16ten Februar.

Die Könige von Frankreich hielten Lever, auch ist dieses noch an dem Groß-Brittanischen Hofe üblich.

In Siebenbürgen hält man, ohne König zu seyn, Coucher. Dieses fällt mir bei der Gelegenheit ein, wo mein Coucher gestern Abend glänzender als gewöhnlich war. Wenn ich in einem von der frequentirten Straße entfernten Dorfe, wo ein Bedienter mit silberbortirten Hute eine seltene Erscheinung ist, übernachte, füllt sich gegen Abend nach und nach die Stube, der dreisteste versuchte es zuerst; dann schleicht sich einer nach dem andern herein. Nur die Richter und Geschwornen treten rascher und mit ein wenig Geräusch herein. Das Auspacken meines Bettsackes, und die Herrichtung des Bettes sind Gegenstände der gespanntesten Aufmerksamkeit. Nun folgt das Ausziehen. Ich darf nicht hoffen, daß sie sich entfernen, bevor ich liege. Anfangs wartete ich in der Hoffnung, sie würden gehen. Es genirte mich. Jetzt bin ich daran gewöhnt, und halte mein Coucher mit der christlichsten Geduld. Ich wünsche ihnen sammt und sonders eine gute Nacht, und lege mich aufs Ohr. Dann bleiben sie noch eine Weile, und schleichen sich endlich leise fort. Bei einem solchen Coucher erinnere ich mich immer der Kolumbuse, Birons, Cooke ꝛc. und ihrer gaffenden Wilden.

Wir übernachteten in einem Zimmer, welches mit Betten, Kisten und Kasten so angefüllt war, daß ich meine eigene Bagage im Vorhaus lassen mußte, unserer 19 Personen; nämlich ich, mein Praktikant, mein Bedienter, zwei Männer, drei Weiber, sechs Katzen und fünf Tauben.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 17° unter 0.

Witterung: Unbewölkt. Nach Aufgang der Sonne funkelnd hell. In der Athmosphäre schwammen Milliarden glänzend gefrorner Atome.

Die Fuhrleute baten mich zu warten, bis die Sonne die große Kälte ein wenig mildere. Ich konnte nichts dawider haben, und reiste daher erst um 9 Uhr ab. Als ich die Stube verließ, gab ich den Weibern ein Trinkgeld mit der Bemerkung, daß es nur die Hälfte von dem sey, was ich zu geben pflege; dieses darum, weil sie mich belogen hätten. Da meinten sie: wenn alle Herren alles so richtig zahleten, so brauchten sie nicht zu lügen. Hm ja! dachte ich: jede Wirkung hat ja ihre Ursache, nur Schade, daß man diese nicht sogleich erräth; und gab in Gottes Namen auch die zweite Halbscheid hin.

Es ging nun auf Frauendorf zu. Der Weg drängt sich durch ein Thal, in welchem die große Kukel fließt, verläßt dasselbe jedoch ein Paarmale, um einen seiner Berge zu übersteigen. Ich betrat ihn jetzt zum ersten Male, und da die ganze Landschaft mit Schnee überdeckt war, so konnte ich sie nicht beurtheilen. Der erste Gegenstand auf den ich stieß, war ein niedliches, einsam liegendes Georg Banffisches Wirthshaus gegen anderthalb Stund von Klein Eserged entfernt. Eben so viel weiter mag das ansehnliche Dorf Esikso Holdvilag seyn, welches einem gewissen Woyna gehört. Die Bewohner desselben sind unterthänige Sachsen und Walachen. Gleich bei diesen links an der Straße auf der andern Seite der Kukel, liegt das Dorf Ma-

Keshäza, welches dem Grafen Adam Teleki gehört, und von Ungarn und Walachen bewohnt ist. Von dorten gelangt man zu einer Mühle, welche nach Klein Schelken gehört. Hier hat man einen Berg zu übersteigen, an dessen Fuße ein nach Frauendorf gehöriges, massiv gebautes Wirthshaus steht. Endlich erreicht man dieses Dorf, dessen Entfernung von Klein Eserged, woher ich kam, man dreist auf 1 ¾ Meilen angeben darf; denn ich brauchte mit guten Pferden, um es zu erreichen, 6 volle Stunden, und es wurde scharf gefahren.

Ich befand mich jetzt wieder im Sachsenlande, und zwar im Mediascher Stuhle. In Frauendorf (Aszonyfalva) verräth alles einen großen Wohlstand. Die Inwohner sind am Tage, wo ich dieses schreibe, Sachsen 133, Sächsische Wittwen 30, Walachen 141. Walachische Wittwen 12. Ansäßige Zigeuner 25. In Allem 341 Familien.

Unter diesen befinden sich 15 sächsische und 15 walachische Familien, welche nur eingemiethet sind.

Ich war sehr gut einquartirt. Ich kaufte eine Henne um 12 und 12 Eyer um 18 kr.

Thermometer-Stand nach Untergang der Sonne 11° unter o.

Witterung: Sternhell Nacht.

1) Berichtigung der Karten:

a) Das Georg Banffische und das Frauendorfer Wirthshaus fehlen, eben so wie die Klein Schelker Mühle. Ich habe sie an ihre gehörigen Stellen darauf getragen.

b) Die Lage von Holdvillag, welches auf der Fichtelschen und Kipferlingschen Karte ganz fehlt, ist auf der Wenzelischen fehlerhaft angegeben, so wie auch die Straße. Beyde liegen hart an der Kukel, und müssen folglich hingeschoben werden.

c) Der Fluß an welchem Frauendorf liegt, heißt Weiß und ist beträchtlich genug, um seinen Namen auf keiner Karte zu vermißen.

d) Mikeshaza fehlt auf der Fichtelschen Karte.

2) Des Marienburg.

Die deutsche Benennung des Dorfes Holdvillag ist nicht beigesetzt. Sie ist Apperdorf.

Den 17ten Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 10° unter o.

Witterung: Heiter.

Um 8 Uhr setzte ich meine Reise fort, und langte um halb eilf Uhr auf der Wechsel-Stazion Darlatz an. Unterwegs kam ich durch das sächsische Dorf Kis Kapus. Auf dem rechten Ufer der großen Kukel liegen sehr malerisch die beiden Dörfer Groß- und Klein Probstdorf.

Eine Viertel Stunde vor Mediasch saß mit 10° Kälte ein Bettler mit bloßem Kopfe und bloßen Händen, seine hölzerne Almosenschüssel den vorübergehenden hinreichend, in Schnee.

Ich umfuhr die Stadt Mediasch, und passirte dorten den Fluß auf einer hölzernen Brücke. Da ich schier immer im Galopp fuhr, so mag die mit 4 Stunden angegebene Entfernung von Frauendorf nach Darlatz ziemlich richtig seyn. Dieses Dorf ist zwar von Sachsen bewohnt, gehört aber nicht mehr zu dem Sachsenlande, sondern in den Kukelburger Komitat. Es scheint sehr arm zu seyn, und die sächsische Reinlichkeit vermißt man hier ganz. Die Vorspann welche ich erhielt, bestand aus schlechten Ochsen und Kühen.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 10° unter o.

Witterung: Ueberaus schön.

Berichtigung der Karten.

Kis Kapus fehlt auf der Fichtelischen Karte.

Um zwei Uhr des Nachmittags verließ ich das Dorf Darlatz, um die Straße nach Galfalva einzuschlagen. Meinen Wagen führte ein hinkender Walach, und ich fing schon an, über den Vortheil grader Glieder zu philosophiren, als er vor einem Hause, dem seinigen, hielt. Er ging hinein und hohlte sich einen Bund Heu zum Mitnehmen. Er wollte zum zweiten Male hineingehen, da kam ihm ein hübsches junges Weib mit einem bildschönen Kinde auf dem linken Arme, entgegen. In der rechten Hand trug sie eine lederne mit Lebensmitteln gefüllte Tasche, welche sie ihm hinreichte. Er nahm aber von allem dem weiter keine Notiz, als daß er die Tasche in Empfang nahm, und ohne weder seinem Weibchen noch seinem Kinde ein Lebewohl zu sagen, seine Ochsen und Kühe antrieb. Sie blieb noch vor dem Hause stehen, und sah ihm, wie mich dünkte, wehmüthig nach. Er sah sich nicht um. Welche Rohheit! Wie wenig Natur! dachte ich. Ich konnte dem Kerl nicht gut werden. Ich führe diese Anekdote deswegen an, weil ich diese Ehestandskälte überhaupt unter den Landleuten bemerke. Der Mann, wenn er auch Tage lang aus war, kömmt nach Haus ohne Sehnsucht und ohne Freude. Wenigstens sind diese Empfindungen bei ihm nicht sichtbar. Das Weib scheint eben so gleichgültig.

Nach einer zweistündigen Fahrt, also ungefähr eine Stunde von Darlatz erreichte ich das Dorf Buszdi es ist ein sächsisches, auch zu dem Sachsenlande gehöriges, sehr großes, dem Anscheine nach (denn die Häuser sind mehrentheils niedlich,) wohlhabendes Dorf. Weiterhin liegt an der linken Seite der Straße das ansehnliche sächsische Dorf Bogats und um halb neun Uhr stieg ich in meinem Nachtquartier zu Galfalva ab.

Thermometer-Stand um 9 Uhr Abends 8° unter o.

Witterung: Sternhell.

Berichtigung der Karten.

1) Bufzd ist zwar auf den Karten, aber bei Fichtel und Wenzely unrichtig geschrieben, und bei allen am unrechten Orte, denn hier liegt es der Stadt Mediasch im Süden, da es doch in ihrem Norden liegt. Hier liegt Mediasch zwischen Bufzd und Darlatz, da doch Darlatz zwischen Mediasch und Bufzd liegt. Hier liegt Bufzd über dem linken Ufer der großen Kukel, da es doch wirklich über den rechten liegt. Es liegt auch nicht auf der Straße, welche nach Wenzely und zwar richtig über Bogats geht, sondern etwas mehr gegen Osten in einem engen Gebirgsthale. Ich habe seine Lage auf den Karten bestimmt. *)

2) Ist bei Wenzely entweder die Lage von Bogats, oder jene von Galfalva, vielleicht auch die von Darlatz unrichtig angegeben. Auf jener Karte ist der Weg von Bogats nach Galfalva länger als der von Darlatz nach Bogats. Dieses ist aber gerade umgekehrt; denn von Darlatz nach Bogats brauchte ich 4 Stunden, von Bogats nach Galfalva aber nur 2 ½ und auf diesem Wege fielen Aufenthalte vor, welche auf jenem nicht statt fanden. Auch stimmen die Aussagen der Landleute alle dahin, daß Bogats weit über den halben Weg von Darlatz nach Galfalva hinaus sey. Da ich mit einem schlechten Zugvieh auf schlechten Wegen nur 6 ½ Stunden brauchte, um die auf starke 4 ¼ Stunden angegebene Entfernung von Darlatz nach Galfalva zu durchkriechen, und von dieser Zeit für ein wenig Irrefahren, das Anbrennen der Fackeln bei einbrechender Nacht, das Suchen des Weges im Schnee und sonstige Aufenthalte, welche sich nur deswegen ereigneten, weil es Winter ist, wohl eine Stunde abgerechnet werden darf, das Hornvieh aber nicht im Stande ist, 4 ¼ Stunden in 5 ½ zurückzulegen; so wird es wahrscheinlich, daß Galfalva nicht so weit von Darlatz entfernt, folglich auch die Entfernung der beiden Kukeln nach dieser Linie, von einander, und so auch das zwischen beiden eingeschlossene Land zu groß angegeben sey. Auf der Fichtelschen Karte fehlt Galfalva, ich muß daher um eine Vergleichung zwischen beiden Karten anzustellen, Darlatz und Borzas annehmen, wo sich dann eine halbe Stunde, um welche hier die Entfernung kürzer ist, ergiebt. Auch Kipferling scheint meine Vermuthung zu bestätigen. **)

Karakteristische Bemerkung.

Hier erhielt ich den hundertsten Beweis, mit welcher Vorsicht man Erkundigungen bei den Landleuten einziehen muß. Bei Bogats begegnete mir ein sächsischer Bauer, ein ansehnlicher Mann, human und höflich, wie sie meistens alle sind. Ich rief ihn zu meinem Wagen, und fragte ihn: Ist Bogats der halbe Weg von Darlatz nach Galfalva? — Ja. — Also ist es von Bogats nach Galfalva eben so weit als von Darlatz nach Bogats? — Gott bewahre: von Darlatz nach Bogats ist viel weiter, als von Bogats nach Galfalva. Dieser war ein Sachse, welche, wenn sie einmal begriffen haben, was man will, ordentliche Antworten geben. Mit den Walachen ist es schon schwerer, und man muß sich wohl hüten zu fragen, daß man seine eigene Meinung verräth, weil sie dieser sogleich, ohne Rücksicht auf Wahrheit, beitreten.

3) Wenzely schreibt statt Darlatz irrig Darlatsch, statt Potstelke irrig Potschtelke.

4) Fehlen auf der Fichtelschen Karte, Potstelke, Bogats, Galfalva, Deesfalva und Szökefalva.

Berichtigung des Marienburg.

1) Die deutsche Benennung des Dorfes Darlatz, Durlez, fehlt, welche anzuführen um so nöthiger ist, da dieses Dorf größtentheils von den Deutschen bewohnt wird.

2) Marienburg giebt die Entfernung von Mediasch nach Bufzd auf eine Stunde an. Ich brachte ohne Aufenthalt zwei Stunden auf dem Wege von Darlatz nach Bufzd zu, und es giebt von diesem Orte nach Mediasch, wie die Bauern versicherten, keinen andern Weg als über Darlatz, mithin kann jene Entfernung nicht geringer als mit 1 ½ Stund angenommen werden. Von Mediasch auf Bogats mag es allerdings nicht mehr oder doch sehr wenig mehr als 1 ½ Stund seyn, weil der kürzeste Weg dorthin über Potstelka geht, und Bufzd sowohl als Darlatz rechts bleiben.

3) Kukelburg gehört nicht dem Grafen Bethlen, sondern dem Fiskus. Dieses Gut wurde, nicht den Grafen Bethlen überhaupt, dem Grafen Gabriel Bethlen bis zu der Erlöschung seines männlichen Stammes in dem Jahre 1764 inskribirt.

Kritische Anmerkung: Warum schreibt man nicht Kukel statt Kokel, Kukelburg statt Kokelburg? Die ungarischen Benennungen Küküllö, Küküllövár stimmen für das u. Die lateinischen Benennungen Cucullus, Küküllövarinum, Cuculliburgum nicht weniger. Und was, wie mich dünkt, die Streitfrage zu Gunsten des u in letzter Instanz, denn dafür halte ich, in Hinsicht auf dergleichen Benennungen das gesammte Publikum, entscheidet, ist der Umstand, daß alle Siebenbürger nicht Kokel sondern Kukel sagen. Warum schreibt man der Marosch, indessen ganz Siebenbürgen die Marosch spricht? Ich werde also mit Erlaubniß, so lange Kukel und die Marosch schreiben, bis man mir beweiset, daß ganz Siebenbürgen Unrecht hat, so zu sprechen. (Fortsetzung folgt.)

*) Alle diese Berichtigungen gelten auch für die sonst so genaue Lipskische Karte. D. H.

**) Ich werde mich mit der Vermuthung nicht begnügen, sondern mir Gewißheit verschaffen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 43. August.

Kunst und Natur in Wien.

Von A. Rittig von Flammenstern.

(Fortsetzung. Siehe N. 22.)

Gräflich Deym'sche (Müllersche) Kunstgallerie.

Unter den Privat-Kunstsammlungen in Wien verdienet in jeder Hinsicht, die unter der Firma k. k. privilegirte Kunstgallerie bestehende Sammlung von Antiken in Gypsabgüssen aus Rom, Florenz, Neapel, Paris, Herkulanum, aus dem königl. Museum zu Portici, dem Museo Farnese, und dem Capitol, dann von modernen Stücken der Kunst, Gemählden ꝛc. einer vorzüglichen Beachtung.

Der Stifter dieser Gallerie, den ein unglückliches Duell nöthigte sich lange unter dem Namen Müller in der Welt umherzutreiben, und der in der Folge von seinem Monarchen begnädigt, den Familiennamen Graf Deym wieder annahm, ist todt; und nun seine hinterlassene Gattinn, eine geborne Gräfinn Brunsvik, izt verehligte Freyinn v. Stakelberg Besitzerin dieser Gallerie.

Müller, oder vielmehr Graf Deym, war einer der seltenen Menschen, die sich in jede Lage des menschlichen Lebens nicht allein sehr leicht zu finden, sondern, sey sie auch noch so schwierig, Vortheil daraus zu ziehen wissen. Der gegenwärtige Kanzler des Maltheser-Ordens Herr v. François, ein vielseitig gebildeter Mann, war in frühern Jahren bei der Oesterreichischen Gesandtschaft in Neapel angestellt, und lernte daselbst Müller'n (so nannte Graf Deym sich damals) kennen. Gedachten Herrn v. François habe ich folgende Notizen über diesen berühmten Künstler zu danken, woraus vorzüglich erhellet, wie es ihm gelang vom König die Erlaubniß zu erwirken: jede ihm beliebige Antike abformen zu dürfen. Eine Gnade, die vor Müller'n noch keinem Fremden zu Theil geworden war.

Müller hatte in Wien die österreichisch-kaiserliche Familie bossirt, und wurde mit diesen Portrait-Figuren zu dem König von Neapel gesendet, um dagegen jene der königlichen Familien zurückzubringen. Die täuschende Aehnlichkeit der überbrachten Figuren entzückte insbesondere den König und die Königin, und beide behandelten den Künstler mit der größten Auszeichnung. Müller suchte nun seinen Auftrag zu vollziehen, die Portrait-Figuren der königlichen Familie waren beendiget, ein herrliches Lokale zu deren Aufstellung vorbereitet, und der Tag zur Eröffnung bestimmt. Da hat Müller die Königin, damit sich Höchstselbe vollkommen von der täuschenden Aehnlichkeit der drapirten Wachspuppe überzeugen könne, wenn der Hof zur Beaugenscheinigung der Figuren versammelt wäre, durch eine Seitenthüre im Kreise der Figuren zu treten. Der Vorhang rollte auf, die Versammlung stuzte, denn 2 Königinnen im frappantesten Einklang der Physiognomie und Gestümirung standen da! Als aber die Königin einige Schritte vortrat, und das Publikum in ihr die lebende angebetete Monarchin erkannte, da stürzte alles mit der den Italienern eigenen Heftigkeit auf die Knie und stieß tausend Acclamationen der Verehrung und des Entzückens aus.

Die Königinn war über diese Scene bis zu Thränen gerührt, und sagte Müller'n in Gegenwart ihres Hofstaates: „Sie haben mir heute einen Genuß verschaft, den ich Ihnen ewig danken werde.“ Noch gnädiger dankte ihm der König: „Verlangen Sie eine Gnade, sagte der erhabene Monarch, und sie soll Ihnen gewährt seyn.“ Müller bat um die Erlaubniß, Abgüsse von den Antiken nehmen zu dürfen. Der König ertheilte ihm hierauf nicht allein die Genehmigung: alles was er von den zu Stabiä und Pompeji ausgegrabenen Statuen, Büsten, Vasen, Basreliefs, Opfergefäßen ꝛc. oder sonst in Museen aufgestellten Meisterwerken nachzubilden wünsche, formen und nachbilden zu dürfen; sondern es wurde ihm auch gestattet, die seltensten Gemählde eines Raphaels, Titians und anderer berühmten Meister durch Oehl getränktes Papier abzeichnen zu lassen.

Auch Roms Kunstschäze, die damals noch kein Eroberer dieser Wiege der bildenden Künste entrissen hat-

te, formte Müller nach. Mitunter gelang es ihm, manche Original-Antike an sich zu bringen, manches Kunstwerk der Mechanik zu erkaufen, und so allein war es möglich, diese Schätze zusammen zu bringen, die wir nun in der Kunstgallerie bewundern.

Schon im Jahre 1798 hatte Müller für seine Sammlung ein eigenes Lokale in der Nähe des Rothenthurm-Thores vorgerichtet. Dieses Gebäude bildet gegen die Bastei eine auf Säulen gestützte Gallerie, in deren Innern noch gegenwärtig diese Kunstschätze aufgestellet sind.

Die ganze Sammlung zerfällt in folgende Abtheilungen, ohne daß darnach bei der Aufstellung die Statuen, Büsten und Gemählde geordnet wären.

a) Statuen. b) Büsten. c) Originale Antiken und moderne Originalien. d) Plastische Tableaux. e) Portrait-Figuren. f) Anatomische Figuren. g) Basreliefs. h) Vasen. i) Gemählde. k) Mechanische Kunstwerke, und l) Mechanisch-optisches Theater.

Von jeder dieser Abtheilung werde ich bei den Reichhaltigen das Bemerkenswerthe, bei den übrigen das Vorhandene anzeigen.

a) Gypsabgüsse von Statuen.

1. Balbus der Vater, zu Pferde in Lebensgröße. Das Original wurde in dem Herkulanum gefunden, und in der Halle des Pallastes zu Portici aufgestellet. Der Gewohnheit der Alten nach, sitzt hier Balbus ohne Sattel und Steigbügel auf dem Pferd. Die Zeichnung ist edel und einfach, die Draperie treflich.

2. Die Gruppe Laocoons. Eines der größten Meisterwerke der Vorzeit, das Original wurde um das Jahr 1510 unter Julius II. in den Bädern des Titus gefunden. Michael Angelo war ganz entzückt davon, und nannte diese herrliche Gruppe nur: portento dell arte.

Das Sujet, das von den 3 berühmten Griechen Agesander, Athenodor und Polidor in dieser Gruppe bearbeitet wurde, ist jene Dichtung, nach welcher Laocoon den Trojanern widerrieth, das hölzerne Pferd der Griechen in die Stadt einzuführen, und es sogar wagt, einen Pfeil gegen dasselbe abzudrücken, dieser Kühnheit wegen aber sammt seinen zwei Söhnen von zwei großen Schlangen umwunden und erdrückt wurde.

Da der Abguß alle Schönheiten des Originals wieder giebt; so sind auch auf diesen Winkelmanns treffliche Worte vollkommen anwendbar. „Laocoon ist eine Statue im höchsten Schmerz; während sein Leiden ihm die Muskeln aufschwellt, und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der Stirne hervor; die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs des heftigsten Schmerzes. Das lange Seufzen, das er männlich zu ersticken sucht, erschöpft seinen Unterleib und macht die Seiten hohl, und läßt uns gleichsam von der Bewegung der Eingeweide urtheilen. Sein eigenes Leiden scheint ihn übrigens weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater empor wenden, und um Hülfe schreyen. Das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleid scheint in einem trüben Duft auf demselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend; seine Augen sind nach der Söhne Hülfe gewandt. Der Mund ist voll Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe ist schwer von derselben. Da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit wüthendem Bisse ihren Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Ueberhaupt ist kein Theil der ganzen Figur in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.“*)

*) Als interessante Parallelstelle werden die Leser folgende Aeußerung Goethens: (Aus meinem Leben. Dritter Theil S. 129.) gern aufnehmen, die er niederschrieb, als er in den Mannheimer Antiken-Saal getreten war:

„Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast cubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der Fläche durch einander aufgestellt; ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehen der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich, und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu denen Gestalten, die mich am meisten anzogen, und wer kann leugnen, daß Apoll von Belvedere, durch seine mäßige Colossalgröße, den schlanken Bau, die freie Bewegung, den siegenden Blick, auch über unsre Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerst mit seinen Söhnen in Verbindung sah. Ich vergegenwärtigte mir so gut als möglich das, was

3. Apollo di Belvedere. Das höchste Ideal männlicher Schönheit. Das Original wurde zu Antium des fluchwürdigen Nero's Geburtsorte ausgegraben. Winkelmann sagt: Uiber die Menschheit erhaben ist seine Person, und sein Stand zeigt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie im glücklichen Elisium, begleitet die reitzende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

4. Der borgheſiſche Fechter. Wurde ebenfalls zu Antium ausgegraben, und allem Anſchein nach vom Kaiser Nero, ſo wie Apollo aus dem Tempel zu Delphos nach Antium gebracht. Dieſes Meiſterſtück des Alterthums iſt ſo oft copirt und in Kupfer geſtochen worden, daß eine nähere Beſchreibung hierüber überflüßig wäre.

5. Der ſterbende Fechter aus dem Capitol. Dem Original ergänzte Michael Angelo den fehlenden Arm. Der Fechter iſt in dem Momente dargeſtellt, wo er den tödtlichen Streich bereits empfangen, mit der Hälfte ſeines Körpers auf ſeinen einen Arm geſtützt ſich vom Boden empor zu heben ſucht, während dem die andere mit dem gebogenen Knie noch auf dem Boden ruht. Die Darſtellung iſt treflich.

6. Die Gruppe des Pan und Apollo. Pan mit ſeinen Hörnern, Ziegenfüſſen, mit aufgeblaſenem Geſicht und die Hirtenflöte in der Hand, und Apollo der Abdruck himmliſcher Klarheit. Eine meiſterhafte Darſtellung.

7. Der ſitzende Merkur. Das Original iſt von Bronze, und wurde den 3ten Auguſt 1758 in Portici ausgegraben. Merkur ſitzt hier mit vorwärts gekrümmten Leibe, mit zurückgezogenem linken Bein, mit der einen Hand auf dem Felſen geſtützt, von Ermüdung ausruhend. An den Füſſen hat er Flügel, und unten an den Fußſohlen und Riemen ſind kleine Roſen befeſtigt, die Beſtimmung zum Fliehen andeutend. Die Umriſſe ſind fließend und angenehm.

8. Der ſtehende Merkur. Eine gute Darſtellung in Zeichnung und Ausführung.

9. Der Dornzieher aus dem Capitol zu Rom. Im Gefühl des leichten Schmerzes verſucht ein Jüngling den ſich in die Fußſohle eingetretenen Dorn nachzuſpüren und ihn auszuziehen. Die Darſtellung iſt ſo getreu der Natur, daß man den Stich des Dorns, ſo zu ſagen mitfühlet.

10) Antinous, aus dem Capitel zu Rom. Antinous der Liebling Hadrians, dem die Vergötterung nach ſeinem Tode zu Theil wurde, iſt hier in einem Alter von 20 — 24 Jahren dargeſtellet. Mit Grund tadelten zwar Kunſtkenner die Steifheit der Arme und Beine, aber der Kopf iſt unſtreitig ein Meiſterſtück jugendlicher Schönheit.

11) Amor und Pſyche. Eine angenehme Gruppe im verjüngten Maßſtabe, von äuſſerſt milden Umriſſen.

12) Amor aus dem Capitol. Den Bogen geſpannt um ihn loszudrucken. Voll Leben, Liebe und Schalkheit.

13) Herkules und Omphale. Herkules an Omphalens Seite Flachs ſpinnend. Eine artige Gruppe im verjüngten Maßſtabe.

14. Der betrunkene Faun, aus dem Herkulanum. Das Original iſt von Bronze, man grub es am 13. Juli 1744 aus den Ruinen bei Portici aus. Ein betrunkener Faun liegt auf einem Thierfell,

---

über ihn verhandelt und geſtritten worden war, und ſuchte mir einen eignen Geſichtspunkt; allein ich war bald da, bald dort hingezogen. Der ſterbende Fechter hielt mich lange feſt, beſonders aber hatte ich der Gruppe von Caſtor und Pollux, dieſen koſtbaren, obgleich problematiſchen Reſten, die ſeligſten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es ſey, ſich von einem genieſſenden Anſchaun ſogleich Rechenſchaft zu geben. Ich zwang mich zu reflektiren, und ſo wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, ſo fühlte ich doch, daß jedes einzelne dieſer großen verſammelten Maſſe faßlich, ein jeder Gegenſtand natürlich, und in ſich ſehr bedeutend ſey.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerkſamkeit gerichtet, und ich entſchied mir die berühmte Frage, warum er nicht ſchreye, dadurch, daß ich mir ausſprach, er könne nicht ſchreyen. Alle Handlungen und Bewegungen der drey Figuren giengen mir aus der erſten Conception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame als kunſtreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anläſſen zuſammengeſetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehen vor dem augenblicklichen Biß. Um dieſen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreyen unmöglich gemacht werden. So entſchied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebiſſen ſey, und wie ich mir ſonſt noch das Kunſtreiche dieſer Gruppe auszulegen ſuchte. Ich ſchrieb hierüber einen Brief an Heyne, der aber nicht ſonderlich auf meine Auslegung achtete, ſondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken feſtzuhalten, und bei mir mehrere Jahre ruhen zu laſſen, bis er ſich zuletzt an meine ſämmtliche Erfahrungen und Uiberzeugungen anſchloß, in welchem Sinne ich ihn ſodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte." D. H.

das über einen Weinschlauch ausgebreitet ist, in trunkener Behaglichkeit.

15. Der Philosoph. Eingewickelt in seine Toga, die Geheimnisse der Schöpfung ergründend. Haltung und Drapperie sind vortreflich.

16. 17. Zwei Scheiben oder Discuswerfer. Die Originale befinden sich in dem Museo Clementino zu Rom. Zeichnung und Ausführung gleich vortreflich.

18. Die beiden Ringer. Nach dem zu Florenz befindlichen Original. Eine treflich gearbeitete colorirte Gruppe.

19. Der zusammensinkende Fechter. Im Moment der tödtlichen Verwundung, bereits an Kräften erschöpft. Ohne zu untersuchen: ob diese Statue aus den Zeiten der Griechen herstamme, oder ein Kunstgebilde neuerer Zeit sey, welch letzteres einige aus der zu wenig edeln Bearbeitung vermuthen wollen, ist es immer eine schöne herrliche Darstellung.

20. Eine Statue des jüngsten Sohns der Niobe. Sie ist im Cabinet der Portrait-Figuren aufgestellt, und von äußerst zarten verschmelzenden Umrissen. Die Masse aus der sie gegossen ist, hat ganz das Colorit des menschlichen Fleisches.

21. Die mediceische Venus zu Florenz. Bekanntlich das vollkommenste Meisterstück unter allen weiblichen Statuen der Vorzeit. Das Original wurde in der Villa des Hadrians bei Rom gefunden, und ist nicht ganz 5 Schuh hoch. Der hier aufgestellte Gypsabguß ist eine vortrefliche Copie.

22. Venere vincitrice. Das Original steht in dem Studio zu Neapel. Diese kolossalische Statue hat über 6 Schuhe zur Höhe. Das Sujet ist: Venus befiehlt dem neben ihr stehenden Amor, der seine gewöhnliche Waffen in der Hand hält, ihr solche zu übergeben, und Amor gehorcht.

23. Die sitzende Venus. Aus der Villa Borgheſe. Die Göttin der Liebe sitzt auf einem umgestürzten Wassergefäß. Das Fleisch ist eben so weich, wie bei der mediceischen Venus gearbeitet; es scheint der sanftesten Berührung nachgeben zu wollen.

24. Venus Callipiges. Die Kunstkenner weisen ihr den Rang nach der mediceischen Venus an. Das Original steht zu Neapel, Stellung und Drapperie sind gleich vortreflich.

25. Agrippina die Mutter des Nero sitzend und den Tod erwartend. Eine den Beobachter tief ergreifende Darstellung. Die himmlische Ergebenheit, die Hoffnung einer schmerzlosen Ewigkeit, sind ausgegossen über die edle Gestalt dieser tiefgebeugten Mutter, die Schändung und Tod aus Sohnes Hand empfing.

26. Flora. Im erhabenen Stil gearbeitet. Die Drapperie verdient einer besondern Erwähnung.

27. Der Hermaphrodit, aus Florenz. Eine nackende weibliche Figur, welche auf dem Leibe etwas seitwärts so hingegossen liegt, daß man das herrliche Gesicht ganz, und den schönen Busen größtentheils überblicket, das männliche Geschlecht ist an dem entscheidendsten Punkt vollkommen ausgedrückt. Die Umrisse sind sehr sanft.

28. Der Torso. Michael Angelo hält diesen antiken Rumpf des Herkules für das größte Meisterwerk der Vorzeit. Winkelmann gerieth über die Schönheit dieses Rumpfes der bekanntlich weder Kopf, Arm noch Beine hat, in Entzücken, und hegt die Meinung, daß Herkules hier vorgestellt war, wie er die Unsterblichkeit und den Sitz unter den Göttern erlangt hat. Alle Urtheile stimmen darinn überein, daß in keiner uns bekannten Statue diese proportionirte Muskulatur, diese Verfließung des Fleisches, das Heben und Sinken der welligten Conturen, so in einander verschmelzen sich vorfinden wie hier.

29. 30. Zwei Kinder von Flamengo. Ein Knab und ein Mädchen. Der Knabe hat dem Mädchen aus dem Vogelneste das sie in ihrem Händchen hält, einen Vogel entwendet, und sieht nun in seliger Zufriedenheit über seinen Raub den armen Vogel die Flügel auseinander, worüber das Mädchen in Thränen ausbricht. Eine niedliche, gelungene Darstellung.

Außer vorbezeichneten Abgüßen finden sich noch mehrere aufgestellet, z. B. Harpocrates, Bachus ꝛc. ꝛc. die ich aber hier des beengten Raumes wegen übergehe.

b) Büsten aus der Vorzeit.

Diese Abtheilung ist ebenfalls sehr zahlreich, und mitunter von ausgezeichnetem Werthe. Der besondern Erwähnung würdig sind folgende Gypsabgüsse von Büsten.

Apollo, Architas, Ariadne, Aeskulap, Antonius Pius, Bachus, Berenice, Demokrit, Euripides, Julius Cäsar, Jupiter (tonans Serapis etc.) Lucius Verus, Marcus Aurelius, Marcus Antonius, Melpomene, Mercurius, Mars, Nero, Pallas, Plato, Ptolomäus Philadelphus, Sapho, Septimus Severus, Scipio Africanus, Solon, Sylla, Tiberius, Titus Vespasianus und Marcus Ulpius, Nerva Trajanus.

c) Original-Antiken.

Bemerkenswerth in dieser Abtheilung, in der auch mehrere Kleinigkeiten vorkommen, ist:

Ein schöner Apis, vom weißen Marmor, treflich erhalten. 1 Schuh hoch und 15 Zoll lang. Mit ungemeiner Kunst gearbeitet.

Unter den Kleinigkeiten sind zwei Büsten aus verschiedenen Marmorarten bemerkbar, deren Gesichter schwarz sind. Sie scheinen der grauen Vorzeit anzugehören. Die zu dieser Abtheilung gehörige Vasen-Sammlung werde ich unter Lit. b. anführen.

Moderne Originalien.

Figuren von Donner. Der Name dieses Künstlers bürgt schon allein für ihren Kunstwerth.

Amor und Psyche. Eine liebliche Gruppe aus Marmor, von Canova. Auffallend ist es, daß von dieser Gruppe auf dem Anschlagezettel keine besondere Erwähnung geschieht. Canova wäre wohl der Erwähnung werth.

d) Plastische Tableaux.

a) Aurora mit den 3 ersten Morgenstunden aufschwebend. Die Umrisse dieser 4 Figuren sind nach Flachsmann vortrefflich gezeichnet und ausgeführet, die Draperie der Darstellung anpassend. Die Beleuchtung, die das Feuer der aufgehenden Sonne nachahmt, ist von magischer Wirkung.

b) Venus und ihre Nymphen im Bade. Eine Gruppe von 9 Figuren. Trefflich arrangirt. Ein künstlicher Automat, Pan, sitzt am Eingange der Grotte und bläst auf seiner Panspfeife verschiedene Liedchen. Beleuchtet ist dieses Tableau wirklich sehenswerth.

e) Portrait-Figuren &c.

Diese Abtheilung ist die minder reichhaltigste. Bemerkenswerth, als:

Portrait-Figuren (Wachs.) sind:

a) Die vor einem Decennium als das schönste Mädchen prangende Gräfinn Brigido aus Triest, nun verehligte Gräfin Thurn.

b) Graf Deym vulgo Müller, der Stifter dieser Gallerie.

c) Ein Tiroler. d) Zwei alte Frauen. e) Das Fräulein Schönbichler, seligen Andenkens. f) Die Previn Ungrechtsberg. g) Die Gräfin Specht. h) 3 Hoheiten aus der kaiserl. Familie im Frühlingsalter. i) Graf Wrbna. k) Bürgermeister Wohlleben &c. In so weit mir einige dieser Individuen persönlich bekannt sind, ist die Copie frappant ähnlich.

An Portrait- und Charakter-Büsten (Wachs.) sind vorzüglich des Aufzeichnens werth:

a) F. M. Fürst Blücher. b) Prinzessin von Angouleme. c) Maria Antoniette und d) die Königinn von Sicilien: Maria Charlotte. Dann 3 Charakter-Büsten: Zorn, Schmerz und Furcht, wahre Meisterstücke.

Unter diesen Wachsfiguren und Büsten steht auch die Lit. a. N. 20. erwähnte trefflich colorirte Statue: Niobens Sohn.

f) Anatomische Figuren.

Es war gewiß von dem verewigten Graf Deym ein trefflicher Gedanke, diese Gallerie mit einer anatomischen weiblichen Figur zu bereichern. Eine Menge von Menschen besuchen seit Jahren diese Gallerie, nur um sich diese im Stande der Schwangerschaft dargestellte Figur auseinander legen zu lassen, und ich würde allen mit Wachsfiguren umherziehenden Künstlern rathen, vorausgesetzt, daß sie von ihren Behörden hiezu die Erlaubniß erhalten, solch eine Wachspuppe sich anzuschaffen.

Vielleicht leiste ich manchen dieser Herrn einen wesentlichen Dienst, wenn ich hier die Beschreibung anschließe, in wie viele und welche Theile diese Figur zerlegt werden kann.

Man erblickt gleich nach Abnahme der Oberhaut zuerst das Zellengewebe sammt den Milchgefäßen und Drüsen der Brust, dann die Muskeln und das Brustbein, worauf sodann in der Brusthöhle der Ordnung nach folgende zwei Haupttheile zum Vorschein kommen. Erstens die Lungen, die rechte nämlich mit drei und die linke mit zwei Lappen, und dann zweitens der Herzbeutel. Dieser steht geöffnet, und in demselben befindet sich das Herz ganz blutleer, damit sein innerer Bau genau betrachtet werden kann, nebst den dazu gehörigen Puls- und Blutadern. Auf diese folgt das Zwergfell, welches die Scheidwand zwischen der Brust und der Bauchhöhle macht. In der Bauchhöhle erscheint außer der Gallenblase zuerst das Netz, dann zur rechten Seite die Leber und zur linken die Milz. In der Mitte dieser zwei Eingeweide sieht man den Magen nebst dem ganzen Darmkanal; in der Lendengegend die Nieren und ihre Harngänge mit den dazugehörigen Blut und lymphatischen Gefäßen. Die Beckenhöhle enthält den Mastdarm, die Urinblase und die Gebährmutter, nebst ihren dazu gehörigen innern Geburtstheilen, und in denselben liegt eine 5monatliche Leibesfrucht, in ihrer natürlichen Lage, eingeschlossen.

Man sieht hieraus, daß bei dieser Figur alle Theile, in den drei Höhlen des Stammes, sowohl in ihrer natürlichen Lage überhaupt, als auch ein jeder einzelne Theil insbesondere nach Belieben betrachtet werden können.

Übrigens ist die ganze Figur bis auf die feinsten Theilchen genau der Natur nach colorirt, nur ist sie von dem vielen Zerlegen hie und da an den Kanten etwas abgenützt. Der Cicerone welcher die Erklärung über diese Figur und ihre Theile zu machen hat, weiß seine Sache gut vorzutragen.

b) Ein kleines Pferd, aus dem Museo Clementino zu Rom. Sehr fleißig gearbeitet.

c) Der Mensch im Grabe, bereits den Würmern zur Speise dienend. Nach einem sehr kleinen Maßstab meisterhaft gearbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen.

(Fortsetzung. N. 42.)

Den 18ten Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 14° unter 0.

Freudig stieg ich um 7 Uhr zu Galvalva in den Wagen, weil es nun auf M. Vásárhely losging, wo ich ein Paar Tage Erholung zu genießen hoffte, und um so mehr wünschte, da mir die große Kälte und die kleine Kost anfingen ein wenig empfindlich zu werden.

Am Ende des Dorfes führt eine hölzerne Brücke über die kleine Kukel. Kaum war ich hinüber, als ich durch ein, regelmäßig in Alleen angelegtes Weiden-Wäldchen überrascht wurde. Sicher konnte dieser Terrain nicht besser benutzt werden, da er mehrmals im Jahre unter Wasser gesetzt wird. Die Weiden werden als Kopfholz behandelt, und zu Weinpfählen benutzt. Die Anlage macht den Edelleuten, welche sie veranstalteten, Ehre. Links erblickt man in einer gewissen Entfernung das Dorf Potsfalva. Bald darauf gelangt man nach Abasfalva eine halbe Stunde von Galfalva. Eine Viertelstunde weiter trifft man auf ein Wirthshaus, welches dem Bräuer von Deesfalva gehört. Auf dieses folgt das ansehnliche Dorf Mikefalva. In demselben liegt rechts an der Straße, ein modern gebauter Hof, mit einem Stockwerke. Die Nettigkeit dieses Hofes sowohl, als die Ordnung und Reinlichkeit, welche in dessen Umgebungen herrschen, thaten meinen Augen wohl. Der Eigenthümer, welcher nach der Aussage meiner Fuhrleute Gall Domokop (Dominik Gall) heißen soll, muß in der That ein schätzungswürdiger Mann seyn. Nicht so ein Bauer, welcher mir in diesem Dorfe mit einem, mit vier jungen Rindern, ich möchte schier sagen, Kälbern bespannten Wagen begegnete, unter welchen eins sicher nicht über vier Monate alt war. Von dort fährt man über ein geringes aber lang anhaltendes Gebirge. Auf demselben liegen gleich bei einander zwei Wirthshäuser, welche dem Grafen Samuel Bethlen gehören sollen. Die Straße geht zwischen beiden durch. Am Abhange des Berges nach Teremi zu, liegt das große Dorf Nagy Ejerged. Schier am Fuße des Berges, nachdem man denselben überstiegen hat, liegt ein nach Teremi gehöriges Wirthshaus. Dann fährt man in der Entfernung einer Viertelstunde bei Körinjfalva vorbei nach Nyárádtö. Ich befand mich nun wieder im Angesichte der Maros. Ich wollte mich mit einem Schluck Wein erquicken, er war aber gefroren.

Zwischen Nyárádtö und M. Vásárhely liegt nur noch ein einsames Wirthshaus auf der Straße. Um vier Uhr hielt ich vor dem einzigen Gasthofe in jener Stadt, welcher aber so angefüllt war, daß ich zu einem Freunde meine Zuflucht nehmen mußte.

Thermometer-Stand nach Untergang der Sonne 10° unter 0.

Ich schweige von der Stadt, in welcher ich mich jetzt befinde, weil ihre Beschreibung ein eigenes Fragment verdient. Nur erwähne ich zum Schluße die außerordentliche Kälte, welche hier eintrat.

Den 19ten Februar.

Thermometer-Stand mit Anbruch des Tages 6° unter 0.

Des Mittags 1° unter 0.

Mit eintretender Nacht 6° unter 0.

Den 20. Februar.

Mit Anbruch des Tages 9° unter 0.

Des Mittags 3° — —

Mit eintretender Nacht 11° — —

Den 21ten Februar.

Mit Anbruch des Tages 21° unter 0.

Des Mittags 10° — —

Mit einbrechender Nacht 12° — —

Dieser Tag hat mich überzeugt, daß ich irrte, als ich in der allgemeinen Uibersicht der Witterung, welche 1813 in den ökonomischen Neuigkeiten abgedruckt wurde, die Kälte des 20ten Januar nur auf 20° angab, dieser mit jenem verglichen hatte wenigstens 5° Kälte mehr.

Der 21te Februar war also in Siebenbürgen der kälteste Tag des Jahres 1813, so wie der 20te Januar des Jahres 1813.

Den 22ten Februar.

Mit Anbruch des Tages 19° Grad unter 0. Die Kälte nahm nun beständig ab.

1) Berichtigungen der Karten.

a) Potsfalva statt Poltsfalva bey Wenzely.

b) Abasfalva liegt unrichtig neben der Straße; denn diese läuft mitten durch. Bei demselben auch

c) Mikefalva liegt eben so unrichtig eine starke Viertelstunde von der Straße entfernt, indem sie auch dieses Dorf durchschneidet. Nach meinem Urtheile ist aber die Direkzion der Straße richtig angegeben; es kömmt folglich die Lage jener zwei Dörfer zu verändern.*)

*) Lipsky hat diese und andre hier erwähnte Straßen nicht. D. H.

d) Unweit Mikefalva läßt Wenzelß das Gebirg ſich nach Nordweſten hin entfernen, da doch die richtig angelegte Straße darüber bis zu dem Wirthshauſe von Teremi gehet.

e) Die vier angeführten Wirthshäuſer fehlen ganz. Ich habe ihre Lage beſtimmt.

f) Das Dorf Nagy Eſergeb, welches ebenfalls auf allen drey Karten fehlt, iſt auch aufgetragen worden. Dieſes Nagy Eſergeb liegt im Kukelburger Komitat, Jenes unterm 15ten angegebene aber im Unteralbenſer Komitate.

g) Zu Nyárádtö blickte ich über die Maroſch hinüber nach Malomfalva, ein für mich aus dem Grunde intereſſantes Dorf, weil die königl. Flöße aus der Gyergyo dorten landen, und ſuchte es dann jedoch vergebens, auf den Karten.*) Zwar habe ich es darauf getragen, indem es eine Viertel Stunde unterhalb Tſitt St. Ivan liegt. Allein die Lage beider dieſer Dörfer, ſo wie jene aller ſie umgebenden Oerter, vornämlich Nyárádtö und Kereztur ſind offenbar unrichtig, oder die Lage von M. Vásárhely iſt es, denn von dieſer Stadt bis Malomfalva beträgt die wirkliche Entfernung keine zwei Stunden, indeſſen auf der Karte es ihrer faſt vier ſind.

h) Medyesfalva liegt nicht auf der Straße, ſondern links ab, eine Viertelſtunde von derſelben entfernet.

i) Auf der Fichteliſchen Karte fehlen außer Nagy Eſergeb und Malomfalva, Potsfalva, Abasfalva, Mikefalva, Teremi, Lukafalva, Erinzfalva, Medyesfalva.**)

k) Bey Kipferling fehlen Deesfalva, Nagy Eſergeb im Kukelburger Komitate, Nyárádtö, Malamfalva, Lukafalva.**)

l) Kipferling hat Greß- und Klein-Teremi, welches irrig iſt, denn es giebt nur ein Teremi.

2) Des Marienburg und Lebrecht.

a) Marienburg ſchreibt Abasfalva mit zwei b. Nach der Ausſprache meiner Fahrleute bedarf es nur eines einzigen. Lebrecht ſchreibt ganz unrichtig Abosfalva.

b) Marienburg ſchreibt Deesfalva nur mit einem e. Nach der Ausſprache der Landleute, von welchen ich das Wort mehrmal wiederholen ließ, muß es mit zwei e geſchrieben werden.*)

Maros Vásárhely den 23ten Februar 1814.

*) Welche baldige Vervollkommung hätten unſere Topographien und Karten zu gewärtigen, wenn alle Reiſende, ſo genau und kritiſch beobachteten, ſo fleißig ihre Berichtigungen aufzeichneten, und ſo liberal mittheilten, als unſer Herr Verfaſſer, der ſich ein um ſo größeres Verdienſt um die Vaterlandskunde erwirbt, da er das geographiſche Dunkel einer uns am wenigſten noch bekannten und doch ſo wichtigen Provinz beleuchtet. Dank ihm und Glück auf ſeinen Reiſen! D. H.

*) Lipsky hat es. D. H.

**) Lipsky hat ſie ſämmtlich. D. H.

Beitrag zur Kirchengeſchichte Mährens, die Schwenkfelder betreffend.

Daß die Sekte der Schwenkfelder, deren Urheber ein ſchleſiſcher Edelmann, Kaſpar von Schwenkfeld, Kanonikus bei der Johanniskirche zu Lignitz, war, und den König Ferdinand I. und Herzog Friedrich II. mit ſeinem Anhange aus Schleſien vertrieben, auch in unſerm Lande Eingang gefunden habe, wird von mehreren Geſchichtsforſchern Mährens zwar behauptet; doch geben ſie uns kein umſtändlicheres Detail von ihren Schickſalen in unſerm Vaterlande, außer daß ſie im Jahre 1548 vom König Ferdinand I. und dem Olmützer Biſchof Johann Dubravius, wie alle andere Akatholiken aus dem Lande gewieſen worden ſeyen, ohne einzelner Umſtände zu erwähnen.

Da man bisher nur ſehr weniges von ihren Schickſalen in unſerm Vaterlande weiß; ſo wird es Freunden der mähriſchen Kirchengeſchichte willkommen ſeyn, wenn ich ihnen folgende Anekdote, die ich aus dem gleichzeitigen Tagebuche eines Trübauer Rathmannes Wenzel Todtenwolf, entlehnte, hier mittheile:

Im Jahre 1548 am Mittwoch nach Skt. Gally mußten zwei in der Stadt Mähriſch-Trübau Eingekerkerte, als: Hanns von Schwenkfeld auf Oßig, der Bruder des Sektirers Kaſpar von Schwenkfeld, und Georg von Zaidlitz auf Föpel, ein Greis von 104 Jahren, kniend auf der Erde, mit emporgehobenen 2 Fingern, vor einem Kruzifixe in Gegenwart des Schloßhauptmanns und des Stadtrathes, folgenden Urfried ſchwören: Wir Hanns von Schwenkfeld und Oſſig. und Georg von Zaidlitz und Föpel ſchwö-

ren einen Eid Gott dem Allmächtigen, nachdem wir alle hier in ein Gefängniß kommen sind aus Ursachen Unserer Neuerungen, und daselbst einige Zeit gesessen; derohalben, weil uns Gnad bewiesen ist, so geloben wir durch diesen unsern Eid, und schwören einen Urfried Gott dem Allmächtigen solch Gefängniß und Straf weder den gnädigen Herrn Kristoffen von Boskowitz, noch dieser Stadt, oder ihren armen Leuten, noch dem Markgrafen oder dessen Weib, Kind, Bruder oder Freunden mit nichts Böses gedenken, auch sich nicht über den gnädigen Herrn beklagen wollen, und auf ewig dessen Grund meiden, und unter zehn Meilen im Umkreis uns nicht finden lassen. Das helfe uns Gott, seine göttliche Gnade, und seine Heiligen! stets und vest solchen Urfried zu halten.

Georg von Zaibliz auf Töpel und Neukirch stammte aus einer altadelichen Familie Schlesiens. Sein Vater Siegmund, der ein eifriger Hussite war, starb im 110ten Jahre seines Alters, und dieser Georg starb im Jahre 1552 in einem Alter von 108 Jahren.

Alle Liebhaber der Mährischen Geschichte sehen einer Kirchengeschichte Mährens mit vieler Sehnsucht entgegen, welche Wünsche wahrlich bald Herr Gubernialsekretär Cerroni realisiren kann und als Patriot realisiren wird.

Unserm
hochverehrten Freunde
Herrn Professor Cornova,
zu seinem 74ten Geburts- und Namenstage.

Olmütz am 31. Juli 1814.

Wer ist's der heut' im trauten Kreise
der Lieb' und Ehrfurcht uns erfreut,
der seiner oft umstürmten Reise
durch's Leben, ersten Tag erneu't,
dem tief im Busen, trotz der Jahre,
heiß noch ein Jünglingsherz erglüht,
und deß noch ungebleichte Haare
der Freud' und Scherze Kranz umblüht?

Es ist — Heil uns! — der reinsten Tugend
geliebter Lehrer, ist der Freund,
der Vater Böhmens zarter Jugend,
der hier in unserm Kreis erscheint.
Es ist der Priester, dessen Busen
an Clio's heiligem Altar,
stets treu der Weisheit und den Musen,
doch treuer noch der Wahrheit war.

Ihr glüht' im Lauf der langen Jahre
Sein Herz in ewig reiner Glut,
ihr wird es glüh'n bis auf der Bahre,
Sein Haupt, das ruhmbekränzte, ruht;
und dort wo sie an Gottes Throne
sich in der Engel-Chöre reiht,
dort reicht sie selbst Ihm einst die Krone
errungener Unsterblichkeit.

Doch laß o Gott! ihn spät erscheinen,
des Lohnes hehren Augenblick,
vergönne lang noch allen seinen
Getreu'n das neidenswerthe Glück,
der Fülle seines Geist's, der Fülle
des besten Herzens sich zu freu'n
und mit der Ehrfurcht heil'ger Stille,
Ihm Blumen auf den Pfad zu streu'n

Zwar hat an Ihm sich Deine Güte,
so lang schon herrlich offenbart,
Du hast des Geists, des Herzens Blüthe
auch Seinem Winter noch bewahrt.
Noch pflegt die freundliche Kamöne
für seinen Kranz das zarte Reis,
noch glühet für das Gut' und Schöne
der lebensfrohe Jünglingsgreis.

Denn wem des Lebens erste Hore
zum Siebenzig und viertem Mal
sich so erneuet, wem Aurora
mit ihrem ersten milden Strahl
so eine Stirn beglänzt, so eine
gesunde Wang', so ein Gesicht:
der lebt in ew'ger Jugend-Scheine
und blühet fort, und altert nicht.

Drum leb' Er lang in Lust und Scherzen,
und hoch in Clio's Heiligthum,
such' ferner auch wie sonst im Herzen
der Guten seinen höchsten Ruhm;
und wenn die Nachwelt einst in Tagen
der Zukunft seine Werke preist:
so soll Sein Leichenstein ihr sagen,
„*) Sein Herz war schöner als sein Geist."

K. Agn. Schneider.

---

*) Es sollte freylich heißen: „sein Herz war noch schöner als sein Geist." Dawider hat aber leider die Censur und der Bau des letzten Verses allerdings nicht ungültige Einwendungen; und ich muß also, wenigstens für itzt, auf Gefahr mancher Ausstellung, wohl gar — absichtlichen? — Mißverstands — es so stehn lassen. Sr.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 44. September.

Feintuch-Fabrik der Herren Joh. Georg Berger und Comp. von Reichenberg in Althabendorf.

Eine allgemeine Übersicht der Reichenberger Tuch-Manufaktur enthält mein früher mitgetheilter Aufsatz.*) Ich werde, wenn sich keine geschicktere Feder für diesen Gegenstand findet, nach und nach auch von den übrigen Zweigen der Industrie unserer Gegend ähnliche Schilderungen entwerfen, und diese sollen mir dann als Grundlage der speziellen Beschreibung einzelner vorzüglicher Fabriken dienen. Als eine solche theile ich gleich jetzt jene der Feintuch-Fabrik der Herren Joh. Georg Berger und Comp. mit.

Die Geschichte der Entstehung und des allmäßligen Fortschreitens dieser wichtigen Fabriksanstalt kann nur durch die Darstellung desjenigen, der das meiste zu ihrem Flor beigetragen hat, nämlich des Herr Ferdinand Römheld dasjenige Interesse gewinnen, dessen sie fähig ist. Möchte er diese Aufforderung dazu nicht unerfüllt lassen; möchte er überhaupt das Folgende als einen ausgesprochenen Wunsch betrachten, uns bald mit etwas bessern darüber zu erfreuen!

Ich habe es hier bloß mit dem gegenwärtigen Zustande dieser Manufaktur zu thun. Eigenthümer derselben sind die Erben des Herrn Joh. Georg Berger, Herr Hauptmann, und oberwähnter Ferdinand Römheld, von dem einzig und allein die Direkzion der Reichenberger Anstalten abhängt, und dem sie vorzüglich ihre Vortrefflichkeit verdanken.

In Reichenberg selbst befindet sich bloß das Comptoir der Direktion; die Fabriksgebäude aber in Althabendorf, in einem eine Drittel Meile in Nordwest von Reichenberg gelegenen Dorfe, zwischen den Straßen nach Friedland und Zittau, und von keiner so weit entfernt, daß nicht jeder wißbegierige und für technische Merkwürdigkeiten empfängliche Reisende, der diese Straßen passiert, sie gern mit einiger Aufopferung an Zeit besehen wird. Die Liberalität des Herrn Römheld gewährt nicht nur jedem der sie ersucht, die Erlaubniß dazu, sondern verschafft ihm auch gewöhnlich einen unterrichteten Begleiter, der ihm alles ohne Rückhalt und ohne die sonst so gewöhnliche Geheimnißkrämerey zeigt und erklärt. Auch die Lage der Fabriksgebäude in und an dem reizenden romantischen Thale, der hier so genannten schwarzen Neiße, gewährt dem Freund der schönen Natur einen angenehmen und reichen Genuß. Der erwähnte Bach entspringt am Haiderfer Gebirge, einem Zweige des Isergebirges in Nordost von Reichenberg, und hat sich in den zu beiden Seiten anstehenden mit Laub und Nadelholz und Grasmatten bedeckten, hin und wieder in bizarren Gestalten nackt dastehenden Granitfelsen einen Thalweg in der Richtung von Morgen nach Abend gewühlt, um nach einem kurzen Laufe zwischen zwei und drey Meilen, aber nach einem beträchtlichen noch nicht vollständig benutzten Falle, sich in die größere görlitzer Neiße zu ergießen, die Reichenberg selbst bewässert hat.

Von den erwähnten Fabriksgebäuden befinden sich unmittelbar an dem Bache selbst nur die Wollenwäsche, die Walke und Färberey; die Spinnerey, Weberey, und alle Anstalten zur Appretur enthalten die erweiterten und vermehrten Gebäude des ehemaligen gräflich Clamischen Mayerhofs, dessen Aecker und Wiesengründe nach dem Radischen System theilweise verkauft wurden. Das Gesammte der Fabriksgebäude enthält alle Anstalten zu jeder nöthigen Verrichtung, um aus der rohen Wolle ein fertiges verkäufliches Tuch herzustellen, und die meisten in einer Vollkommenheit und Ausdehnung, wie man sie wohl selten beisammen findet. Die Wolle wird hier sortirt, gewaschen, gereinigt, geplüscht, gewalkt, gekrempelt, versponnen; das Gespinnst gewebt, das gewebte Tuch gewalkt, gerauht, geschoren, gepreßt, und ist dann fertig. In der Färberey wird sowohl rohe Wolle als auch gewebtes Tuch, in Loden, nämlich vor der Walke, und in Tuch, das ist nach der Walke, gefärbt.

Aber nicht allein, weil in derselben alle Manipulazionen der Tuchfabrikazion vom ersten Sortiren der Wolle bis zum Pressen des fertigen Tuches statt finden,

*) Man sehe Hesp. N. 31.

gehört sie unter die vorzüglichsten der österreichischen Staaten, sondern auch wegen der Güte und Schönheit ihrer Erzeugnisse, eine Folge der Vollkommenheit jeder einzelnen Manipulation und der dazu gehörigen Vorrichtungen und endlich wegen der Größe, Ausdehnung und Lebhaftigkeit des Betriebs; da nicht nur allein 25 bis 30 Webestühle ohngefähr 1600 Stück eigene Tücher verfertigen, sondern überdies in der Walke, Färberey und Appretur noch mehr fremde Tücher ihre letzte Vollendung erhalten.

Beim Sortiren der Wolle kommt es auf eine gründliche Kenntniß der Schafwolle an. Man findet dazu hier so wenig, wie anderwärts besondere Vorrichtungen; es wäre denn, man wollte den Tisch, dessen Blatt am besten aus einem Rahmen, in dem eine Menge runder hölzerner Stäbe in mäßiger Entfernung von einander befestigt sind, um den Staub durchfallen zu lassen, besetzt; einige Körbe, in die man jede Gattung der Wolle besonders wirft, und die Schafscheeren, um die Spitzen der Wolle und andere Unreinigkeiten herauszuschneiden, dafür annehmen. Ein Vortheil ist es, aus einer und der nämlichen Wolle so viele Sorten als möglich zu machen, um für jede Sorte eine desto gleichere Eigenschaften in Güte und Feinheit zu erhalten. Er wird hier sehr weit getrieben, er leidet aber zuweilen Einschränkung, wenn aus der vorräthigen Wolle die verlangte Qualität des Tuches nur durch Mischung mehrerer Gattungen Wolle, erhalten werden kann. Bei diesem Sortiren der Wolle findet auch ein erstes Reinigen statt, mit dem sich gewöhnliche Tuchmacher ein für allemahl begnügen, und daher selten ein vollkommen reines Tuch verfertigen.

Die sortirte und zum erstenmale ausgelesene Wolle wird dann gewaschen. Es versteht sich, daß dieses in einer so vorzüglichen Fabrik nicht in bloßem warmen Wasser, sondern in einer Mischung von diesem mit faulen Urin (unreinem, kohlensaurem Ammonium) geschieht. Ist sie darin gehörig behandelt worden, so kommt sie in einem Korbe ins fließende Wasser, um den aufgelösten Schweis und die Unreinigkeiten durch das durch und abfließende Wasser wegnehmen zu lassen. Man hat hier die Vorsicht gebraucht, daß das eigene Waschhaus oberhalb der Walke und Färberey gebaut ist, um nicht ein von diesen beiden Werken verunreinigtes Wasser dazu verwenden zu müssen. Auch enthält dieses Waschhaus eine eigene mechanische Vorrichtung, eine Art von Krahne, um den Wollekorb ins Wasser zu lassen und ihn heraus zu heben.

Die so behandelte Wolle wird nun getrocknet, bei heitern trockenen Wetter auf luftigen Böden, bei regnichten Wetter in eigenen geheizten Trockenzimmern. Dann wird sie gerüscht, das ist, von allen noch übrigen Unreinigkeiten befreyt. Ehe die Fabrik den so vollkommenen Wollerwolf, von der Erfindung ihres Mechanikers Herrn Reiff besaß, wurde sie auch geschlagen, was aber bei der guten Einrichtung dieses Wolfes (einer Auflockerungs-Maschine) nicht mehr nöthig ist. Dann wird die Wolle, ehe sie versponnen wird, geölt oder gefettet, um ihr mehr Geschmeidigkeit zu geben. Bei Tuchmachern, die nur ordinäre und mittlere Tücher machen, geschieht dieses Einfetten aus einer mißverstandenen Sparsamkeit mit Schweinefett, hier aber für ordinäre und mittlere Tücher mit einer Composition aus Baumöl und Potasche, zu deren Verfertigung Hermbstadts Magazin für Färber und Zeugdrucker die Anweisung enthält, für feine Tücher mit reinem Olivenöle. Die Versuche, statt dessen gereinigtes Rübsenöl dazu zu verwenden, haben nicht die günstigsten Resultate gegeben, und man ist bald davon abgekommen.

Alle Wolle, die in der Fabrik selbst verwebt werden soll, wird auf den Spinnmaschinen derselben versponnen. Wenn auch dieselben nicht ganz von der Erfindung des Herrn Reiff sind, so sind es doch eine Menge Verbesserungen und Vervollkommnungen daran, die ihm einzig angehören. Diese Maschinen, so wie noch einige andere mechanische Werke des nämlichen Künstlers werde ich besonders beschreiben. Hier würde eine detaillirte Beschreibung derselben als ein ungestalteter Auswuchs betrachtet werden müssen. Aber erwähnen muß ich, daß die Direktion der Fabrik vielleicht am frühesten in den österreichischen Provinzen an die Herstellung solcher Maschinen gedacht hat. *) Ich kannte vor Reiff selbst drei Maschinisten dieser Fabrik, welche mehr oder weniger daran arbeiteten, aber keiner lieferte etwas brauchbares. Auch kann ich bezeugen, daß im Juni 1812 diese Fabrik schon längst ihre Vorspinn-Maschinen besaß, während dazumal dieselben der k. k. Wollenzeug- und Tuchmanufaktur in Linz fehlten, und vielleicht noch fehlen, die dem Zweck der Anlage nach doch ein Muster für die übrigen Fabriken der österreichischen Staaten seyn soll. Alles Lob verdient endlich die Liberalität der Eigenthümer, welche diesen gewiß wichtigen und gewiß sehr kostbaren Vortheil nicht als ihr ausschließliches Eigenthum betrachteten, sondern dem Herrn Reiff erlaubten, auch für andere gleiche Maschinen zu bauen; und so erfreuen sich gegenwärtig noch mehrere hiesige Fabriken eines gleichen Vortheils.

Das fertige Gespinnst wird theils zur Kette geschweift, theils zum Einschlag bestimmt. Die geschweifte

*) Ist dies vor 1802 geschehen, so hat die Behauptung seine Richtigkeit. Denn um diese Zeit legte die Brünner Feintuch-Fabrik Hopf und Brännlich ernstlich Hand an die Gründung und Ausführung eines solchen Etablissements, dessen merkwürdige Geschichte ich vielleicht in einer der folgenden Nummern mitzutheilen im Stande bin.

D. H.

Kette wird in einer Auflösung von Tischlerleim auf die gewöhnliche Art geleimt und getrocknet, und dann auf den Webestuhl aufgebäumt. Die 25 bis 30 Webestühle sind sogenannte spanische, und eben so die Webeschiffchen oder Schützen. Einige dieser Stühle, worauf jedoch nur schmale leichte Tücher gemacht werden, sind mit einem Schnell-Schützen, das ist, mit der Vorrichtung versehen, wodurch ein Mann in der Mitte des Webestuhls sitzend, den Schützen ganz allein rechts und links durch die gekreuzte Kette wirft. Diese Vorrichtung war in frühern Zeiten hier allgemeiner eingeführt, man hat aber bald eingesehen, daß andere Nachtheile den Vortheil der Ersparniß von einem Weber sehr reduciren.

Der fertige Loden wird, bevor er gewaschen und gewalkt wird, von den Knoten und andern auffallenden Unreinigkeiten gereinigt. Die Walke ist die gewöhnliche Tuchwalke, und von dem geschickten Walker Joseph Weiß gebaut. Es verdient bemerkt zu werden, daß derselbe vor einigen Jahren von der Direktion des königl. preußischen Lagerhauses nach Berlin gerufen wurde, um derselben dort eine neue Walke zu bauen. Nur seine Vorliebe für die heimische Gegend vermogte ihn, die vortheilhaften Anträge nach dort überzusiedeln, auszuschlagen.

Die gewalkten Tücher werden dann gerauht, oder gekardet, das ist, die obere Wolle des Tuchs wird mit einem Instrument aus der Kardendistel (Dipsacus fullonum) aufgerissen, und in eine parallele Lage gebracht. Dadurch wird der erste Grund zu dem so beliebten Glanze der Tücher gelegt. Es ist aber keine leichte Arbeit, erstens weil sie viel körperliche Stärke erfordert, und zweitens in der Nässe geschehen muß. Es ist aber auch eine Arbeit, von der die Schönheit und Güte eines Tuches sehr abhängt. Die Direktion der Fabrik hat daher schon lange an die Herstellung einer Maschine für diese Arbeit gedacht. Auch war eine geraume Zeit hindurch eine Maschine dieser Art vom mehrerwähnten Mechaniker Reiff aufgestellt, und in Thätigkeit. Sie schien mit Ersparung von Zeit, auch wirklich eine gute Arbeit zu liefern, ist aber doch, aus mir unbekannten Ursachen, wieder außer Thätigkeit gesetzt worden. Jetzt, höre ich, ist den Rauhern die Arbeit dadurch erleichtert worden, daß sie nicht mehr mit einer Hand das Tuch halten, während sie es mit der andern durch die Karden bearbeiten. Ich habe diese letzte mechanische Verbesserung Reiffs nicht gesehen, kann davon also nichts sagen, als daß die Absicht durch Walzen erreicht werden soll.

Das gerauhete oder gekardete Tuch wird, nachdem es an dem Rahmen getrocknet worden ist, geschoren. Dieses geschieht mit den gewöhnlichen Tuchscheeren. Versuche, dieselben durch Maschinen zu ersetzen, haben wenigstens hier die beabsichtigten Vortheile nicht erreichen lassen, und die aufgestellte Scheermaschine ist wieder zum Stillstand gekommen. Mit Rauhen und Scheeren der Tücher wechselt man einigemal nach einander ab, und die Zahl dieser Abwechslungen, und der jedesmaligen sogenannten Wasser beim Rauhen und der Schnitte beim Scheeren ist verschieden; je nachdem das Tuch es ertragen kann, oder man es mehr oder weniger gedeckt, länger oder kürzer in Haaren verlangt. Hat das Tuch seine verlangte Appretur im Rauhen und Scheeren erhalten, so ist es bis zur Presse fertig. Das Preßhaus ist ein schönes Beispiel ökonomischer Benutzung von Raum und Feurung. Preßspindeln von Eisen mit messingenen Müttern, haben die so schwerfälligen hölzernen verdrängt. Man bedient sich nur der besten und glänzendsten Preßspähne und braucht alle Vorsicht, daß die eisernen Tafeln weder zu heiß noch zu sehr abgekühlt sind.

Da jedes Tuch mehrmal genetzt und wieder getrocknet werden muß, so versteht es sich von selbst, daß es an Vorrichtungen zu diesem Geschäfte bei einer wohleingerichteten Tuchfabrik nicht fehlen darf. Man hat hier dazu zwei, einen sogenannten Rahmen-Garten, in welchem die Tücher auf langen Rahmen ausgespannt, unter Einwirkung von Luft, Sonnenlicht und Wärme getrocknet werden, und ein sogenanntes Rahmenhaus, in welchem das nämliche auf eine ähnliche Art, jedoch blos durch künstliche Ofenhitze bewirkt wird. Die erstere ist für die Schönheit der Waare vorzüglicher und überhaupt auch weniger kostbar. Daher wird die letzte nur im Winter, oder bei einer anhaltenden regnichten Witterung, zuweilen auch in andern Jahrszeiten, angewandt.

Ich habe bis jetzt alle Manipulazionen der Tuchfabrikazion so erwähnt, als ob hier blos weiße, ungefärbte Tücher verfertigt würden. Das ist aber nicht der Fall. Zu vielen Tüchern wird die Wolle schon vor dem Spinnen nach dem Waschen und zweiten Lesen gefärbt. Für melirte Tücher muß die Wolle jeder einzelnen Farbe gut und gleichmäßig mit der oder den andern Farben gemischt werden. Bey sogenannten lodenfärbigen Tüchern wird das gewebte Tuch blos ausgewaschen, ohne förmlich gewalkt zu werden. Bei Tüchern, die in Tuch gefärbt werden sollen, haben diese schon einige Grade der Appretur, jedoch noch nicht die volle erhalten, bevor sie gefärbt werden.

Alle diese Arten von Tüchern, nämlich in Wolle gefärbte, einfärbige und melirte, in Loden und Tuch gefärbte werden hier verfertigt, und die dazu errichtete Färberey anstalt ist vortreflich, und noch in einer andern Hinsicht sehenswürdig, nämlich wegen der vortrefflichen Dampfheizung. Die Farbeflotte in den Kesseln, wird nämlich nicht unmittelbar von dem darunter angebrachten Feuer erhizt, sondern durch Condensirung des in einem allgemeinen Dampfkessel erzeugten, und durch Röhren in die Farbeflotte geführten Dampfes erhizt. Die ganze Vorrichtung findet sich deutlich und verständlich in Hermb-

städtes Magazin für Färber und Zeugdrucker abgebildet, und beschrieben.*) Nach der dortigen Nachricht soll Christian Appel in Bautzen der erste gewesen seyn, der eine solche Dampfheitzung bei seiner Färberey nach Rumfordischen Grundsätzen erbaut. Das mag nun seyn; Ich höre aber, daß er seit der Zeit wieder davon abgekommen ist, was mir leicht zu erklären wird, indem ich einige der Schwierigkeiten kenne, einer solchen Vorrichtung den gehörigen Grad von Vollkommenheit zu geben, den sie bedarf, um mit Vortheil anwendbar zu seyn. Sie beruht auf der Beobachtung, daß zwar der Wasserdampf nicht mehr freye Wärme am Thermometer zeige, als siedendes Wasser, daß aber Wasser um in Dampf verwandelt zu werden, wirklich ohngefähr fünfmal mehr Wärmestoff gebunden enthalte, als gleichviel siedendes Wasser, und daß diese große Quantität gebundenen Wärmestoffs, durch Zersetzung des Dampfs frey, also fähig werde, andere Körper zu erhitzen. Versuche haben gezeigt, daß ein Pfund in Dampf verwandeltes Wasser fähig war ohngefähr 5 Pfund Wasser von 10 bis 14 Grad Reaumur bis auf den Siedpunkt zu erhitzen. Nun ist es zwar gewiß, daß um ein Pfund Wasser in Dampf zu verwandeln, fünfmal soviel Feuermaterial verwendet werden muß, als um ein Pfund Wasser zum Sieden zu bringen, oder was gleich ist, daß ein Pfund Wasser zur Verwandlung in Dampf gleich viel Wärmestoff erfordert, als 5 Pfund des nämlichen Wassers, um es bis auf den Siedpunkt zu erhitzen. Der Aufwand an Feuerungsmateriale wäre demnach in beiden Fällen gleich, und nach dieser Ansicht kein Vortheil der Dampfheitzungen gegen die gewöhnliche unmittelbare Heitzung jedes einzelnen Kessels. Da dieser Vortheil jedoch unleugbar statt findet, so muß er sich aus andern Umständen ergeben.

Ich werde zuerst versuchen, eine Idee von dieser Vorrichtung zu geben, die man hier unrichtig Dampfmaschine nennt, da es dabei auf keine Bewegung abgesehen worden ist.

Ein starker sphäroidischer, kupferner Kessel ist über einen vortheilhaft gebauten Feuerheerd eingemauert, und so viel als möglich mit geringen Wärmeleitern umgeben. Aus der Decke desselben erhebt sich eine eiserne Röhre, die auf einer gewissen Höhe sich in ein Knie biegt, und durch die ganze Werkstatt der Färberey mit einer schwachen Neigung fortläuft, und am Ende verschlossen ist. Aus dieser Röhre senken sich in schicklichen Entfernungen kleinere Röhren bis an den Boden der Werkstatt Kessel herab, und sind dort offen. Sie sind mit Hähnen versehen, um sie zu öffnen und zu schließen.

Die Vorrichtung und Wirkung dieser Maschine ist folgende: Der sphäroidische Kessel wird bis auf einen gewissen Punkt mit Wasser gefüllt, und dieser erhitzt, und nach und nach in Dampf verwandelt. Der Dampf wird durch die große Dampfleitungsröhre fortgeleitet, und durch Oeffnung der Hähne der kleinen Röhren in das Wasser oder die Färberflotten derjenigen Kessel, die erhitzt werden sollen. Dort zersetzt sich der Dampf und tritt seinen gebundenen Wärmestoff an dasselbe ab, und erhitzt es bis zum Sieden, oder eigentlich nur sehr nahe dabei. In weniger als zehn Minuten erreicht man diesen Grad, wenn nur ein Kessel allein erhitzt werden soll. Mehr Zeit bedarf es aber, wenn mehrere Kessel auf einmal erhitzt werden sollen. Damit nun aber das Wasser in dem Dampfkessel nie zu wenig werde, so findet dabei folgende Vorrichtung statt. Uiber demselben befindet sich ein Gefäß mit Wasser, das durch den bloßen Rauch des Feuers unter dem Dampfkessel erwärmt wird. Dieses Gefäß hat durch eine Röhre, die sich in den Dampfkessel endigt, Verbindung mit demselben. Diese Röhre ist im Innern des Dampfkessels mit einem Hahne versehen, an dem ein einarmiger Hebel befestigt ist, der mit dem andern Ende auf dem Wasser des Dampfkessels schwimmt, und mit demselben gehoben und gesenkt wird. Auf diese Art wird es bewerkstelligt, daß sich der Hahn öffnet, wenn das Wasser bis auf eine gewisse Tiefe verdampft ist, und sich wieder schließt, wenn frisches Wasser bis auf eine gewisse Höhe zugeflossen ist. Das Zufließen des Wassers geschieht demnach ganz ohne Zuthun von Menschenhänden.

Um aber auch der Gefahr einer Explosion und Zersprengung des Dampfkessels durch die große Expansibilität der Dämpfe zuvorzukommen, ist er auch mit einem Sicherheitsventil versehen. Eine Vorrichtung, die zu bekannt ist, um mich dabei aufzuhalten. Man hatte früher, statt der kupfernen Farbkessel, hölzerne Farbkufen; man hat sie aber wegen der öftern Reparatur und der schwierigern Reinigung wieder verworfen. Das Färben von Tuch und Wolle geht mit dieser Vorrichtung sehr gut von Statten, trotz dem, daß frühere eigensinnige und an

*) Auch findet man einen sehr lehrreichen, interessanten Aufsatz, von dem berühmten, als Kenner längst bewährten Techniker, Hrn. Erxleben in Landskron, in N. 44. des Hesperus von 1812 unter dem Titel: Unmaßgebliche Meinung über die von dem Handlungshause Berger und Comp. bei Reichenberg errichtete Dampfmaschine. Auch wird es denen, welche die Tuchfabrikazion interessirt, angenehm seyn, in demselben Jahrgang des Hesperus folgende Aufsätze zu finden. N. 32. Soll und muß der Fabrikant gewinnen und wie viel gewinnen? N. 33. Wichtigkeit der Leonisch-Spanischen Wolle für Tuchfabrikanten und Wollhändler. N. 40. Uibersicht einer Tuchfabrik-Manipulazions- und Betriebs-Ausgabe. N. 41. Neue Tuchfabrik in Ungarn.

D. H.

den Schlendrian gewöhnte Färber so manches dagegen einzuwenden hatten? Aber wo findet der Schlendrian nicht unübersteigliche Hindernisse, wenn er den gewohnten Weg verlassen soll? Der jetzige Färber, Herr Solm, der sich es angelegen seyn ließ, die Entdeckungen in seinem Fache zu prüfen, und die anwendbaren nicht ungenützt zu lassen, versichert, daß er bei weitem nicht so gern dieser Färberey vorstehen würde, wenn er seine Dampfheizung verlieren sollte.

Die vorzüglichsten Vortheile, welche dieselbe gewährt, sind meiner Meinung nach folgende:

Erstens: da man nur einen Heerd zu heizen hat, so kann man bei demselben alle Verhältnisse einer richtigen und vernunftmäßigen Konstruktion leichter als bei mehreren anbringen.

Zweitens: geschieht die Erhizung in einem gleichsam verschlossenen Raume, die Dämpfe erhalten, wie in einem papinianischen Topfe, eine höhere freye Temperatur, wodurch eine gleiche Menge Wassers fähig wird, eine größere Menge Wärmestoffs fortzuleiten. Doch ist dieser Vortheil nur relativ.

Drittens: wird die sonst unbenützte Wärme des Rauches, die wie wir wissen, nicht unbedeutend ist, hier zur Erwärmung desjenigen Wassers benutzt, das zum Zufluß des Wassers in den Dampfkessel bestimmt ist. Dadurch wird alles Fewermaterial erspart, das man sonst dazu verwenden müßte, um kaltes Wasser bis auf diesen Grad der Temperatur zu erheben. Trägt man nun diesen Vortheil auf das Wasser in den Farbkesseln über, so folgt daraus, daß man eigentlich nicht ein Wasser von der Temperatur, auf der sich es befindet, sondern ein Wasser von einer bei weiten höhern Temperatur zum Sieden bringt. Nun ist es aber gewiß, daß ein Wasser von 30° Reaum. mit einem geringern Aufwand von Feuermaterial zum Sieden gebracht werden kann, als ein Wasser von 10 oder 14° R. Dieser Vortheil ist wirklich und nicht eingebildet.

Viertens: verliert man durch die Leichtigkeit, mit der man die Wärme nach Erforderniß bald in diesen bald in jenen Kessel leiten kann, gar nichts, wo doch der Verlust bei der gewöhnlichen Heizung nicht unbedeutend seyn kann, wenn man auf einen ausgekühlten Heerd ein frisches Feuer machen muß, oder wenn nach beendigter Färberey auf einem Kessel der Heerd auskühlt, ohne daß die noch darin befindliche Wärme benutzt wird.

Fünftens: gehen die Operazionen des Färbens reiner, leichter und schneller von Statten, als bei einer gewöhnlichen Heizung, wovon man sich aber nur durch den Augenschein überzeugen kann. Sollten aber diese Vortheile die starken Voranslagen vergüten, so ist es durchaus nothwendig, daß die Färberey nicht nur allein beträchtlich sey, sondern auch in einem lebhaften Betrieb erhalten werde. Eine kleine Färberey aber eine solche, die öfter zum Stillstehen kommt, wird nicht allen Nutzen von dieser Verrichtung ziehen können.

Daß diese Dampfheizung sich nicht allein zur Färberey, sondern auch zu andern Zwecken benuzen läßt, versteht sich von selbst. Wirklich haben die Herren Joh. Georg Berger und Kompagnie, sie auf ihrer Bleiche angewandt, die im Grunde mit zu der Gesammtheit ihrer Manufakturanstalten gehört. Aber hier habe ich es nur mit ihrer Tuchfabrik zu thun.

Ich hoffe man wird sich aus dem Vorstehenden überzeugt haben, daß diese Fabrik wirklich unter die vorzüglichsten der österreichischen von gleicher Art gehört.

Außer dieser bestehen in Reichenberg noch mehrere Tuchfabriken, die sich alle die Vervollkommung ihres Erzeugnisses und einen lebhaften Betrieb damit angelegen seyn lassen. Auch mehrere einzelne Tuchmacher betreiben ihr Gewerbe ziemlich ins Große. Die Besizer priv. Tuchfabriken sind Hr. Franz Ulbrich jun. Herr Anton Appelt, Herr Florian Siegmund sen. und Herr Joseph Kraus. Davon besizen bis jezt nur die ersten zwei eigene Spinnmaschinen, alle von der Arbeit Reiffs. Die Spinnmaschinen des nämlichen Mechanikers in dem Gebäude des Herrn Joseph Kraus gehören dessen Bruder Hrn. Karl Kraus. Dampfheizungen hat außer Herrn Berger keiner.

Reichenberg den 7. Juni 1814.

Jos. Ant. Böhm.

Kunst und Natur in Wien.

Von A. Rittig von Flammenstern.

(Fortsetzung N. 43.)

Gräflich Deym'sche (Müllersche) Kunstgallerie.

g) Basreliefs.

Unter den hier aufgestellten zeichnet sich vorzüglich das große Basrelief des Antinous aus der Villa Albani aus.

h) Vasen.

Eine Sammlung von etwa 1150, theils großen etruzischen Vasen, die man ausführlich mit Abzeichnung der Figuren in dem bekannten Werke: Recueil de Gravures d'aprés des Vases antiques Naples 1791 aufgeführet findet.

Außer diesem finden sich hier auch mehrere Gefäße, Vasen ꝛc. die nach den in dem Museo zu Portici aufbewahrten Originalen genau nachgeformt wurden.

i) Gemählde aus der italienischen Schule.

Bemerkenswerth fand ich: das große und kleine Almosen; von Schidoni, zwei treffliche Copien, dann: Danae im goldenen Regen von Titian, ebenfalls eine treffliche Copie.

Da meine Dienstverhältnisse mir nur spät Abends artistische Ausflüge zu machen gestatten, so mangelte es mir an der Zeit, die übrigen Gemählde in Rücksicht ihres Kunstwerthes genau zu prüfen.

k) Mechanische Kunstwerke.

Außer dem berits Lit. d. angeführten künstlichen Automat, der mehrere Liedchen bläst, steht gleich im ersten Zimmer eine musikalische Spieluhr, die 7 Stücke spielt, dann im dritten Zimmer ein mechanischer Kanarienvogel, der in seinem Häuschen 4mal von einer Sprosse auf die andere hüpft, und jedesmal ein anderes Stückchen pfeift.

l) Das optisch-mechanische Theater.

Dieses Theater ist in einem der letzten Zimmer der Gallerie, in Form der modernen Marionetten-Theater aufgestellet, geschmackvoll dekorirt, und hat am Proscenium etwa 9 Schuh, und am Podium etwa 7 Schuh zur Breite. Im Parterre sind zur Zierde die Statuen: Agrippina den Tod erwartend; der betrunkene Faun; Venere vincitrice und die zwei Kinder von Fiamengo, an den Wänden placirt.

Die meisten Dekorationen dieses niedlichen Theaters sind von der Hand des Hrn. Anton Sachetti, und die mechanischen Figuren von Hrn. Capeletti sehr artig vorgerichtet, so daß sowohl in scenographischer als in mechanischer Hinsicht nichts zu wünschen erübrigt.

Auf diesem kleinen Theater fanden bis izt folgende 3 optisch-mechanische Darstellungen statt:

a) Die Sprengung der Brücke zu Dresden.

Die aufrollende Courtine verschaft dem Auge die freie Aussicht auf die schiffbare Elbe, ihre merkwürdigen Brücke und einen Theil der Neustadt. Französisches Militär rückt an, und unter Leitung der französischen Ingenieurs, fliegen die mittlern Pfeiler der Brücke in die Luft. Kaum ist dieses bewirkt, so erscheinen am Ufer der Neustadt Corps von russischen Grenadiers und Kosaken. Im Ganzen sind zur Belebung des Gemähldes 1250 Figuren in Bewegung.

b) Die Bestürmung und der Einzug von Leipzig.

Die sehr artigen Hauptdekorazionen der Stadt Leipzig sind vom Herrn Delpian, Hoftheatermahler, alle übrigen Vorrichtungen in optisch-mechanischer Hinsicht von den erwähnten Herren Sachetti und Capeletti.

Die Armeen der Allirten marschiren unter Feldmusik auf. Der Angriff beginnt unter dem Donner der Kanonen, das Treffen wird allgemein, die Allirten dringen vor, die Schanzen werden erstürmt, und Leipzig wird genommen. Die drei erhabenen Monarchen Franz Alexander und Wilhelm ziehen an der Spize ihrer Krieger in Leipzigs Mauern ein.

Feldmusik, Kanonendonner und Pelotonfeuer bestürmen das Ohr, Truppen aller Waffengattungen der Allirten und des Gegners, das Auge der Anwesenden; Schlachtgewähl, in die Luft gesprengte Pulverkarren, Blessirte und Todte, suchen den Total-Eindruck zu verstärken.

Des verjüngten Maßstabes wegen, fällt zwar diese ganze Darstellung ins Kindische; sie giebt aber doch den Lajen einen Begriff, wie es in Schlachten und Stürmen herzugehen pfleget.

Das mechanische Arrangement ist vortreflich; zu tadeln ist aber das häufige Abfeuern der Pistolen während der Vorstellung. Nicht allein beleidigen sie das Ohr der Damen, sondern sie füllen auch noch unnöthigerweise das Podium mit Rauch und Flammen an. Trommelschläge und Vorrichtungen von hölzernen Stäben würden das Kanonen- und Pelotonfeuer auf solchen Doubez-Theatern viel besser ersezen.

c) Der Einzug der Verbündeten in Paris ꝛc.

Die niedliche Darstellung von Paris, mit der Ansicht von St. Martins Thor ist von der Künstlerhand des Herren Sachetti, die mechanischen Figuren aber, wie jene der übrigen Darstellungen, sind von Hrn. Capeletti.

Unter kriegerischer Musik öffnet sich der Vorhang, ein französischer Parlamentär eilt den Allirten entgegen, er kehrt zurück, zwei französische Generäle überbringen die Kapitulazion von Paris, und die Allirten rücken durch den Triumphbogen Napoleons ein.

Die Gruppen der zuschauenden Pariser, die Aufstellung und das Einrücken der Oesterreicher, Russen, Preussen und Bayern ꝛc. mit getreuer Darstellung ihrer Uniformirung, die Gruppirung des Generalstabes der einziehenden beiden Monarchen, und des Helden-Fürsten von Schwarzenberg, zeigen von dem ausgebildeten Kunstsinne des Herrn Capeletti.

So sehr man gegen das Marionetten-Theater im Allgemeinen gestimmt ist, so verdienet doch diese höhere Gattung derselben Nachsicht. Sind die Dekorazionen, so wie hier, getreue Darstellungen der Natur im verjüngten Maßstabe, die Figuren angemessen kostumirt, und besonders die ins Auge springenden beweglich, geschieht keine Stockung im Laufe der Darstellung; so kann das Ganze nur einen vortheilhaften Eindruck auf das Auge der Zu-

schauer machen. Nur lasse man, wie ich bereits oben gesagt habe, das häufige Schießen mit Pistolen hinweg, und behelfe sich dagegen mit Surrogaten. Schlachten-Darstellungen auf Marionetten- oder mechanisch-optischen Theatern finden ihr großes Publikum unter der schönern Hälfte der Menschheit; weil die Individuen derselben, schon ihrer zärtern Organisation wegen, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht so leicht wie der Mann sich für Fürst und Vaterland in Sturm, Gefahr und Tod werfen können. Ist es nun nicht wahre Barbarey, diese durch eine mörderische Pistolade im geschlossenen Raume, wenn sie ja wirklich bleiben wollen, auf lange Zeit für jede Flötenstimme taub zu machen, oder, wollen sie ihr Gehör retten, aus dem Auditorio zu verjagen? Bei meiner Anwesenheit entfernte sich gleich am Anfange dieser Darstellung Alles, was Dame hieß, und nur einige kräftigere Konstitutionen blieben sitzen.

Ich habe in obiger Uibersicht dieser Kunstgallerie mehrere Gegenstände übergangen, die für manchen Einzelnen von Interesse seyn dürften. Da ich jedoch nur die Absicht hatte, das Bemerkenswertheste zu bezeichnen, um die Freunde der Kunst auf diese reichhaltige Sammlung von Kunstwerken aufmerksam zu machen, ohne eine vollkommene Beschreibung von Allem und jedem zu liefern; so schmeichle ich mir, durch diese Skizze dem beabsichtigten Zweck entsprochen zu haben. Sollte in der Folge die Gallerie durch neue Kunstwerke vermehrt werden; so werde ich diese mit dem Uibergangenen hier nachtragen.

Nur noch ein Wort über das Arrangement der aufgestellten Gegenstände.

Das herrliche Lokale gestattete, jede Abtheilung in eigenen Sälen und Zimmern zu placiren. Dies ist aber nicht der Fall; Statuen und Büsten, Gemählde und sonstige Kunstgegenstände, sind ohne Wahl gemischt. Mehrere Gypsabgüße sind ohne Aufschriften, und mehrere, die sich vorfinden, sind fehlerhaft. So liest man z. B. Adolo statt Apollo ꝛc. Das Kabinet der Portraitfiguren ist zu dunkel, die Figuren nicht rein erhalten u. s. w.

Bei der nun im Werke begriffenen Reorganisirung der Gallerie wird man hoffentlich diese Uibelstände beseitigen, und keinem weitern gegründeten Tadel aussetzen. Uiberhaupt berühre ich dieses nur, um die auf das Arrangement Einfluß habenden aufmerksam zu machen.

In jeder Hinsicht sollte kein Kunstfreund Wien betreten, ohne diese Gallerie wenigstens einmal zu besuchen. Die Eintrittspreise sind sehr billig, man bezahlt für die Beaugenscheinigung der Gallerie und der anatomischen Figur und dem mechanisch-optischen Theater 2 fl. 30 kr. nämlich 1 fl. für die Gallerie, 30 kr. für die Zerlegung der anatomischen Figur, und 1 fl. auf den ersten Platz des optisch-mechanischen Theaters.

Jene, welche diese Gallerie noch unter ihrem Stifter sahen, werden sehr ungern, das herrliche Schlafgemach der Grazien, dann die bewunderungswerthe Selbstschreibmaschine des verewigten k. k. Kunst- und Physik. Kabinetsdirektor Friedrich v. Knaus, welche die Inhaltsschweren nun sich neuerdings so glücklich bewährten Worte:

Austriacae Domui Deus nec metas
rerum nec tempora ponat. —

mit mechanischer Hand, in dreyerlei verschiedenen Charakteren deutlich an die Wand schreibt, so wie die mechanische Kunstuhr des Artil. Hauptmanns v. Knaus, die in 3 Aufzügen ein vollkommenes Turnier und 2 Karussells vorstellet, vermissen.

Um diesen Abgang zu decken, sind zwar die plastischen Tableaux, das Theater ꝛc. der Gallerie einverleibt worden; sie sind jedoch dem, der die vorberührten 3 Stücke zu bewundern Gelegenheit hatte, nicht voller Ersatz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Buchhaltung des Lebens.

So wollen wir das interessante Mémorial horaire, was der vortrefliche Julien 1813 zu Mailand bekannt machte, nachdem er schon 1803 einen Essai sur l'emploi du temps und 1811 ein Mémorial portatif universel et livret pratique d'emploi de tems herausgegeben, verdeutschen; indem wir von der Einrichtung desselben unsern Lesern einen kurzen Begriff zu geben suchen.

Der Zweck dieses Mémorial ist kein geringerer als: sich, ohne Mühe, Arbeit oder Verwirrung, auf einfache, leichte und dennoch deutliche, analitische und vollständige Art eine Uibersicht der Art der Zeitverwendung in jeder Stunde des Lebens zu verschaffen, und zwar so: daß die Resultate über ihre Angemessenheit oder Unzweckmäßigkeit sowohl für das Auge als für den Verstand, auf engem Raum sogleich hervorspringen. Nothwendig muß der Geist mittelst der Beobachtung einer solchen moralischen Stundenuhr die Lebensaugenblicke besser schätzen und benutzen lernen, und in den Erfahrungen des gestrigen Tages das Correctiv für den heutigen finden. Der Blick des Menschen wird dadurch auf sein Innéres, auf sein Selbst gerichtet; er wird in die Kunst der wahren Lebensverlängerung eingeweiht. Er wird zufrieden mit sich selbst seyn, weil er sich mit jedem Tage besser, weiser, glücklicher werden sieht. †

L'emploi du tems peut seul faire valoir la vie;
C'est par l'activité qu'elle se multiplie:
L'art d'employer le tems n'est que l'art d'être heureux.

Julien betrachtet den Menschen theils als selbstständiges Individuum, nach seinem physischen, moralischen und intellektuellen Zustand, theils als gesellschaftliches Wesen und bestimmt für beide Verhältnisse in jedem Monat eine Tabelle zur Rechenschaft über die Zeitverwendung.

Jede enthält IX. Hauptkolumnen, welche wieder in 19 untergeordnete Rubriken abgetheilt werden.

Die IX Hauptkolumnen sind folgende:

I. Monatstag und Witterung. II. Physisches. III. Moralisches. IV. Intellektuelles. V. Gesellschaftliches. VI. Blos vegetirendes Leben. VII. Summe der Stunden. VIII. Vermischte Notizen zur Aufbewahrung oder Erinnerung. IX. Zeichen der Zufriedenheit oder Misbilligung über die Verwendung des Tages durch + und —

Die 19 untergeordneten Rubriken sind folgende:

I. A. Datum und Wochentag. B. Witterung, Temperatur (weil sie auf die physische und geistige Stimmung influirt) äußerst kurz bezeichnet. Z. B. R. Regen, h. heiterer Himmel ꝛc.

II. C. Schlaf, Niederlegen, Aufstehen, Anzug, Zeit die wachend im Bett mit Lesen oder Denken zugebracht werden. D. Mahlzeit, wie lange? in der Familie, allein, in Gesellschaft von Freunden, Fremden. E. Zeit zur Körperbewegung zum Spaziergang (mit Sp. bezeichnet) zum Bade (B.) zu gymnastischen Uibungen, zur Jagd ꝛc. verwendet.

III. F. Religiöse Uibungen. G. Häusliche und Familien-Angelegenheiten. Insbesondere Bemerkung der Stunden, die man im Hause mit Gattin, Kindern, Verwandten und Freunden verbracht hat. Heureux celui, qui verra grossir les chiffres dans cette colonne! H. Berechnung und Anordnung der Hauswirthschaft.

IV. I. Pflichtmäßige Arbeiten, Amtsgeschäfte. K. Arbeiten eigener Wahl, freie Beschäftigungen. L. Lektüre. Auch hier wird überall durch Zeichen die Zahl der Stunden und die Art der Beschäftigung kurz angedeutet. (Sollte hier nicht noch LL. hiezu kommen: Meditation über sich selbst, seine Lage und andere Denkgegenstände?

V. M. Privat-Briefwechsel. N. Reisen und kleine Ausflüge. O. Gesellschaft, Besuche Spiele. P. Schauspiel, Tanz, Konzerte, Feste.

VI. Q. Das Far niente oder der geschäftige Müssiggang. In diese Rubrik kommt auch das Minus einzutragen, was bei der Zusammenrechnung der Stunden aus den andern Rubriken, noch an 24 entfällt.

VII. R. Blos die Summe 24 und unten zuletzt die Summe der Monatsstunden. Wäre vielleicht ganz wegzulassen.

VIII. S. Diese Rubrik muß geräumiger ausfallen, als die übrigen, denn sie soll die denkwürdigsten Gegenstände des Tages z. B. eine neue Stadt, ein Schlachtfeld, einen berühmten Mann, eine merkwürdige Begebenheit, ein vorzügliches Buch, das man kennen gelernt, aufbewahren.

IX. T. Hier wird mit kurzen, selbstgewählten Zeichen (z. B. + oder —) die Zufriedenheit oder Misbilligung über die Art der verwendeten Stunden ausgedruckt.

Es versteht sich von selbst, daß die Eintragung der Zeit-Verwendung in diese Tabellen, nicht pedantisch, doch wahr geschehen muß. Man wird dasselbe bald so gewohnt, wie das Aufziehen seiner Uhr. Es bedarf dazu nicht mehr als einer Minute früh oder Abends. Nach einiger Zeit vergleicht man die Tage, dann die Monate mit einander, und gelangt so zu den Resultaten der Tage, Monate und Jahre, die je ungünstiger und auffallender sie werden sollten, desto tiefern Eindruck machen müßten. Man findet die natürlichste Veranlassung, die Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft zu benutzen; und die Harmonie zwischen den vier Hauptverhältnissen des Lebens (dem physischen, moralischen, intellektuellen und gesellschaftlichen) zu erhalten, oder, wurde sie gestört, wieder herzustellen.

Man kann die 13 Tafeln, nach der Einrichtung des Verf. für ein ganzes Jahr ohne Beschwerde bei sich in der Tasche tragen, denn sie füllen nur 26 Oktavblätter; 24 für die 12 Monate. Die letzte oder 13te ist der Uibersicht des ganzen Jahres gewidmet. Hier stehen links die 12 Monate, neben ihnen die Rubriken B — T. zur Aufnahme der Summirungen jeden Monats. Am Fuße dieser Tabelle wird alles summirt, und in einer einzigen Zeile, mit einem Blicke übersieht man hier, wie viel Stunden man im ganzen Jahre dem Körper, dem Amtsgeschäfte, dem gesellschaftlichen Leben ꝛc. gewidmet hat.

Wenn auch der wackere Mann, dessen Herz für pflichtmäßige Thätigkeit erwärmt ist, jede Zeitverschwendung verabscheuet, und die Eintheilung der Zeit ohne Tabellen zu beobachten versteht; so ist es ihm doch wohl angenehm, am Ende eines Zeitraumes eine Uibersicht zu haben, die mit so wenigen Zeitaufwande verknüpft ist, wie das Eintragen in diese Tafeln. Jungen Männern, die sich in ihren Geschäften und dem Gebrauche der Zeit noch nicht so recht festgesetzt haben, die durch Zerstreuungen aller Art noch zu leicht aus dem Sattel gehoben werden, und der erwachsenen gebildeten Jugend die sich gewöhnen muß, Ordnung in ihre Tage zu bringen, ist ein solches Hülfsmittel sehr zu empfehlen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 45. September.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien am 8. August 1814.

Das Wunderkind.

Johann Georg Fischer Gutsbesitzer zu Pillmannsberg in Bayern läßt hier sein 6jähriges Töchterchen für Geld sehen.

Dieses Kind ist unstreitig eines der seltensten Erscheinungen der Natur. Geboren am 24. März 1807 zu Pilmannsberg in Bayern, hat dasselbe zwar die gewöhnliche Länge und übrigen Größen-Verhältnisse eines 6jährigen Kindes, den Kopf aber so groß wie bei einem 18 — 20 jährigen Mädchen, und den Busen so stark, wie man ihn hier in Wien kaum an einigen heurathsfähigen Mädchen findet.

Übrigens stehen Kopf, Busen, selbst Hände und Füsse im vollkommenen Einklange mit der proporzionirten Dicke des ganzen Körperbaues.

Nach ämtlich vorgenommener Wägung wiegt dieses Kind 151 Pfund bayerisches Gewicht, und der Umfang desselben beträgt unter den Brüsten 1 ¼ bayrische Ellen.

Diese Schwere verhindert das Wunderkind zu gehen und zu stehen. Es sitzt daher in einem Armsessel. Die blonden lockigten Haare, das volle Gesicht, die lichtblauen Augen und der schön gewölbte Busen überraschen jeden, der sie betrachtet.

Ihr fröhlich kindisches Benehmen spricht freundlich an. Auf die Frage wie ihr Wien gefalle, antwortete sie: „Ich muß mich ja den ganzen Tag beschauen lassen, wie kann ich denn die Stadt anschauen?"

Eine Gesellschaft hiesiger Aerzte hat aus eigenem Antrieb dieses Kind genau untersucht, und wie mir einer der achtungswürdigsten Doktoren Wiens, Herr Doktor B. sagte, dasselbe ungeachtet des vom Vater produzirten Taufscheines, und der dem 6jährigen Alter angemessenen Händebildung ꝛc. besonders aus der Ursache, noch einmal so alt finden wollen, weil es gerade bei der Beangenscheinung menstruirte.

Ich glaube, wo die Natur einmal von ihrem Bildungswege so auffallend wie bei diesem Kinde abweichet, kann sich auch dieser Umstand um ein Halbdutzend Jahre früher einfinden.

Doch dem sey wie ihm wolle, selbst mit 12 Jahren wäre sie noch immer eine seltene Erscheinung.

Ein Ochs von seltener Größe.

Dieser Ochse ist uns, gleich dem Wunderkinde, aus Bayern zugekommen. Er wiegt bei 20 Zentner, ist 6 Schuh hoch, 9 Schuh 8 Zoll lang, und sehr gut gestaltet.

Daß ein Ochs von solcher Größe, die Neugierde der mindern Volksklasse mächtig reizt, ergibt sich aus dem zahlreichen Zuspruch den er hat. Während dem ich bei dem Wunderkinde nur 5 Personen antraf, fand ich bei dem Ochsen über 50. Herr Roitberger, der diesen Ochsen aus Bayern nach Wien brachte, mag seine Rechnung treflich finden.

Menagerie fremder Thiere.

Ein dritter Bayer, Herr Joseph Dreté aus Augsburg kam hier gleichzeitig mit dem Wunderkinde und dem Ochsen mit einer Menagerie fremder und nicht fremder Thiere an, welche dem Vernehmen nach Se. Majestät der Kaiser für die Menagerie in Schönbrunn, die izt nur dem Namen nach existirt, erkaufen werden. Diese Sammlung umfaßt einen schönen schwarzen Bäribal (von der Hyäne und dem schwarzen Bär) 1 Lux, 1 Waldteufel, 1 Affe, (afrikanischer) 1 Wolf aus Pohlen und 1 aus Böhmen, 2 Füchse, 1 Steinmarder, 2 Adler, 4 türkische Aenten, 2 Perl-Hühner, und 3 Gugu. Besonders bemerkenswerth hierunter ist der schöne Bäribal und ein Wolf der mit einem Hunde in einem Behältnisse sehr freundschaftlich lebt.

Kunst und Natur in Wien.

Von A. Rittig von Flammenstern.

(Fortsetzung. Man sehe N. 44.)

Berlingers Kunstuhren.

Herr Ignaz Berlinger ein hiesiger bürgerlicher Uhrmacher hat mehrere Kunstuhren verfertiget, die ihres eigenen Mechanismus oder sonstiger Vorrichtungen wegen verdienen, daß man sie dem großen Publikum näher bekannt macht.

Aufgestellet in dem Attelier des Hr. B. findet man: eine große astronomische Uhr, zwei Sekunden-Uhren, alle 3 mit Pendule und Compensazion, und von der Hand des Herrn Berlinger, und eine Planeten-Uhr von Joseph Ruetschmann.

Unter diesen Uhren ist die große astronomische Uhr, um so bemerkenswerther, da in derselben die astronomischen Umlaufzeiten nach dem neuerfundenen Rädergebäude des bekannten, nun verewigten Augustiner Frater, David Ruetschmann, ausgeführt sind.

Letzterer machte bereits im Jahre 1793 seine neue Methode durch den Druck bekannt: alle astronomische Umlaufzeiten genau durch Räderwerke auszuführen, was vor ihm noch keinem Mathematiker gelungen war. Durch diese wirklich sinnreiche Erfindung ist man im Stande jede Umlaufzeit, wenn sie gleich aus 7 bis 8 Ziffern besteht, die entweder selbst eine Primzahl ist, oder doch große Primzahlen enthält, vollkommen genau, auf die letzte Einheit zu verwirklichen. Nach dieser originellen Methode hat nun Hr. Berlinger die Umlaufszeiten im Räderwerke ausgeführt.

Uibrigens zeiget diese Uhr mit 6 koncentrischen Zeigern auf der mittlern Scheibe, den täglichen Lauf der Sonne und des Mondes in der Ecliptik, letztern mit seiner genauen Anomalie, so wie den Stand seines Apogaeum und Perigaeum, dann des auf- und niedersteigenden Mondesknoten in derselben, ferner die mittlere und die Sonnenzeit. In dem obern Theile des Zifferblatts weiset dieselbe den regulirten Datum, die Monate, die Schalt- und gemeinen Jahre, die Mondesphasen, dann die italienischen Stunden, die Abweichung des Mondes von der Ecliptik, auch ob dieselbige nördlich oder südlich sey. In den vier Eckstücken des Zifferblattes sieht man Sonnen Auf- und Niedergang, die Wochentage, die astronomischen Stunden, dann das Mondesalter angebracht; auch ist bei den italienischen Stunden, so wie bei Sonnen Auf- und Niedergang der Mechanismus beigefüget: daß sie nach jeder beliebiger Polhöhe können regulirt werden.

Bemerkenswerth ist es, daß ungeachtet Frater Davids Methode große Umlaufzeiten durch Räderwerke genau auf die letzte Sekunde auszuführen, seit 21 Jahren bekannt, und deren vortheilhafte Anwendung hinlänglich erwiesen ist, doch noch hiernach kein Kunstwerk verfertiget wurde, das Aufsehen erregt hätte. Noch im Jahre 1804 finden wir in französischen Schriften, und namentlich in Fetil's L'art de mesurer le temps avec précision, eines sphärischen Kunstwerkes, (Uhr) von Hrn. Janvrier mit Auszeichnung erwähnt, in welchem die Umlaufszeiten nur nach der gemeinen Art durch Annäherung gegeben sind. Verdienet daher Herr Berlinger nicht schon deshalb alles Lob: daß er diese trefliche theoretische Erfindung in seiner astronomischen Uhr verwirklichte? Wie manches Trefliche ist nicht schon durch die Indolenz der Zeitgenossen untergegangen, weil der Erfinder wie hier, nicht ein Franzos oder Engländer, sondern ein Deutscher war!

Sowohl die astronomische als die beiden mit gleicher Präcision von Hrn. Berlinger verfertigten Sekunden-Uhren sind, wie schon erwähnt, mit Pendulen mit Compensation versehen.

Jedem Astronomen und denkenden Künstler sind gewiß die Hindernisse bekannt, die sich einer genauen Compensazion entgegenstellen, und Herr Berlinger behauptet daher mit vollem Grunde: daß zwar die Nachforschungen des berühmten Bertoud und anderer großen Künstler diesen Zweig der höhern Uhrmacherkunst zu einer großen Vollkommenheit gebracht haben, die aber demungeachtet den strengprüfenden Astronomen nicht befriediget. Zehnjähriges Nachdenken, sagt Herr Berlinger ferner, habe ihn auf den Punkt geleitet, von welchem ausgegangen werden muß, um eine richtige Compensation zu erhalten, und er schmeichle sich an seinen 3 Uhren diese bewirkt zu haben.

Herr Berlinger arbeitet bereits an einer Abhandlung über die Compensation der Pendule, die er für den Druck bestimmt. Er wird hierin von den Grundregeln ausgehen, welche beobachtet werden müssen, um eine richtige Compensazion zu erhalten, dann alle ihm bekannt gewordene, und bis itzt von verschiedenen Künstlern, oder von ihm selbst hiezu angewandte Mechanismus anführen, und die Beschreibung seines Pirometers und seiner Verfahrungsart bei Untersuchung der Compensazion beifügen. Als Resultat seiner diesfälligen 10jährigen Erfahrungen hatte er die Gefälligkeit mir folgendes mitzutheilen, das, wenn es auch nicht ganz neu ist, doch das zum Theil schon bekannte mit Gewißheit bestätiget, und deswegen schon volle Berücksichtigung verdient:

„Man findet niemals 2 Stangen von gleichem Metall, welche gleiche Poren, und folglich bei gleicher Erwärmung die nämliche Ausdehnung haben. Es kann daher nicht allgemein genau bestimmt werden, wie viel ein

Metall bei einer bestimmten Erwärmung Ausdehnung habe, und folglich eben so wenig ein genaues Verhältniß verschiedener Metalle untereinander bei gleicher Erwärmung. Zufolge dieser Grundsätze hat über das Ausdehnen der Metalle unter einander eine nur annähernde Gleichung und keine strenge Rechnungsmethode Statt. Die verschiedenen Dimensionen der Stangen können daher bei der Compensirung eines Pendels nicht durch Rechnung zum Voraus bestimmet werden, wodurch dann alle sogenannten Stoß- und andere compensirte Pendule, an denen nicht ein Regulator der Compensazion angebracht ist, ohne Ausnahme unrichtig seyn müssen, indem nur durch Regulirung der Compensazion mittelst eines guten Pirometers dieser Zweck erreicht werden kann."

Ungeachtet Hr. Berlinger bei seiner richtigern Compensazion der Pendule wesentlich den vieljährigen Untersuchungen des vorerwähnten Hrn. Bertoud folgte, so zeichnet sich doch der von ihm entdeckte, oder von ihm vervollkommte Mechanismus der Compensazion von allen bisher bekannten dadurch aus:

a) daß Hr. Berlinger die Anreibung der Stangen bei ihren Wirkungen unter einander, so viel als möglich vermied, dann

b) daß er den durch die Schwere der Linse auf die Stangen wirkenden Druck gleichförmiger als sonst auf dieselben anbrachte.

Zu wünschen wäre, daß dieser mit ganzer Seele an seinem Berufsfache hangende Künstler, von unsern kunstliebenden Großen Unterstützung erhielt, weil er nur hiedurch im Stande gesetzt würde, seine Forschungen fortzusetzen, und durch seine genialische Anlage das Gebiet der höhern Uhrmacherkunst mit wichtigen Entdeckungen oder Verbesserungen zu bereichern.

Noch muß ich hier die im Attelier des Hrn. Berlinger stehenden Planetenuhr erwähnen. Sie ist von Hrn. Joseph Ruetschmann, einem Verwandten des Frater David's verfertiget.

In einem künstlich geschliffenen Himmelsglobus vom reinsten Glase, bewegen sich die Planeten Merkur, Venus, die Erde, der Mond, Mars, Jupiter, Saturn und Uranus, in ihren gehörigen Perioden um die Sonne. Besonders gut dargestellt sind die im Glasglobus eingeschliffenen astronomischen Bezeichnungen. Für Schüler eignet sich diese Planetenuhr vorzüglich, um einen anschaulichen Begriff vom Sonnensysteme zu erhalten, und man muß sich wundern, daß sie hier nicht schon lange einen Käufer gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung

einiger im Hesperus ausgesprochener Vorschläge zur Gemeinnützigmachung der Geistlichkeit.

Im Hesperus, Jahrgang 1812. 3ten Heft, Seite 110. sagt Herr Renning Wundarzt zu Hohenfurth in Böhmen: Da keine Hoffnung vorhanden ist, daß die Vaccination so bald noch Fortschritte machen dürfte, so wäre nichts mehr zu wünschen, als daß die Landesregierung wenigstens die Gerichte, Geistlichen und Hebammen darüber verantwortlich machte, wenn sie sich nicht ausweisen können, daß sie bei jeder *) Gelegenheit sich haben angelegen seyn lassen, die Eltern dazu aufzumuntern. Jener Richter, in dessen Bezirke verhältnißmäßig die meisten Geimpften jährlich gezählet werden, würde ausgezeichnet werden müssen!**) hingegen müßte auch der Nachläßigere zur Rede gestellt werden, widrigenfalls das Amt ihn, zur Strafe, dem Unterrichte des Seelsorgers über die Pflichten des Christenthums übergeben müßte. ***)

In diesem politisch-theologischen Vorschlage hat der Herr Wundarzt von Hohenfurth der Landesregierung und der Geistlichkeit einige Kleinigkeiten unerörtert gelassen, z. B. was eigentlich der Gegenstand der Verantwortlichkeit eines Seelsorgers seyn soll? Die Unterlassung der Aufmunterung zur Impfung bei jeder Gelegenheit, wie gesagt wird: Allein, da es sich hier um eine Verantwortlichkeit handeln soll, so hätte auch zur Beseitigung aller Intimidirung, und aller Unsicherheit der Ehre, dieser Fall bestimmter ausgedrückt, und über allen Zweifel gesetzt werden sollen. ****) Es hätte bestimmt werden sollen; wie viel siegreiche, alle *****)

---

*) Schicklichen. D. H.

**) NB. Wenn dies sein und nicht etwa das Verdienst des Seelsorgers oder Wundarztes ist. D. H.

***) Es muß bemerkt werden, daß dies nur aus dem Zusammenhange gerissene Stellen sind, und daß das Ganze, wenn man es nachlesen will, mehr befriedigen wird, als obige Fragmente. D. H.

****) Dieser Fall oder vielmehr diese Gelegenheit liegt ja so nahe bei jedem Vortrage, als Volkslehrer, wo das Thema hiezu benutzt werden kann. D. H.

*****) Warum das, was nicht ist und seyn kann? Verdient denn ein Mittel nicht alle Empfehlung, das in zehn Fällen sicher hilft, wenn es auch zuweilen im eilften fehlschlägt? D. H.

ungünstigen Zufällen sowohl, als alle ärztlichen Hülfsgriffe überwiegende Gründe diese Aufmunterung enthalten, mit welchen Künsten der Ueberredung *) sie vorgetragen werden soll, um an sich, und in Beziehung auf ungelehrige, und widerspenstige Partheyen, genugthuend zu seyn. Es hätte bestimmt werden sollen, was dies alles für Gelegenheiten sind, die der Seelsorger zu jener Aufmunterung ergreifen müsse, damit er ja unter dem Vorwande der Versäumniß der einen und der andern, nicht der Willkühr und den Neckereyen preißgegeben werde.

Auch hat Herr Renning nicht bedacht, daß, wenn in Impfsachen überhaupt ein Richter den Seelsorger zur Verantwortung ziehen soll, doch auch ein Kläger denkbar seyn müsse. Wer soll aber hier Kläger seyn? Die Eltern der ungeimpften Kinder? Diese werden es vor der Extappung aus dem einfachen Grunde nie werden, weil sie das bekannte Gesetz der Impfung bald aus Armuth, bald aus Kargheit, bald aus Affenliebe, bald aus Furcht vor den nachtheiligen Folgen der Impfung, die erweislichermassen von den Aerzten selbst, wie z. B. vom Dr. Herz in Berlin, begründet worden ist **) absichtlich umgehen wollen. Ob aber die schuldigen Eltern auch noch nach dem Betretungsfalle gegen die Geistlichkeit als Kläger zugelassen werden dürften, um ihre eigene Schuld von sich auf diese zu wälzen, oder doch wenigstens eine gerichtliche Untersuchung zu veranlassen, ob sich nicht etwa der Geistliche hätte können mehr angelegen seyn lassen, um einen sichern Erfolg seiner Bemühung zu bewirken, müßte Hr. Renning erst entscheiden. *) Wer soll also ferner hier Kläger seyn? Die Hebammen? Allein diesen armen Frauen hat Herr Renning nicht die mindesten Emolumente für ihre Bemühungen bei dem Impfgeschäfte zugedacht; wie will er hoffen, daß sie sich mit Hintansetzung ihres Broderwerbes, zu welchem das Entbindungsgewerbe oft nur einen geringen Nebenzweig abgiebt, allen den Weitläufigkeiten unterziehen sollen, die mit gerichtlichen Klagen verbunden sind? Die Ortsrichter? Nun ja, diesen öffnet Herr Renning allerdings die schönsten Aussichten zu Auszeichnungen, die ihnen die Landesregierung geben muß, so bald sie in ihrem Bezirke verhältnißmäßig die meisten Geimpften jährlich aufweisen; unglücklicherweise trübt ihnen aber Herr Renning diese Aussichten dadurch wieder, daß er sie in den nämlichen Seelsorgern, zu deren Anklage sie ermuntert werden könnten, ihre sichern Zuchtmeister sehen läßt **); so bald sie in ihrem Bezirke nicht verhältnißmäßig die meisten Geimpften jährlich aufweisen. Außer dem Herrn Renning also selbst, der sich im Hesperus als ein furchtbarer ***) Ankläger ****) der Geistlichkeit darstellet, möchte sich in bloßen Impfsachen nicht leicht ein Kläger gegen die Seelsorger denken lassen.

---

*) Diese würden wohl unter der Würde des Geistlichen seyn. Warum nicht lieber eine herzliche, eindringliche Belehrung, eine Hinweisung auf den Willen der väterlichen Regierung? D. H.

**) Davon sagt aber eine Allerhöchste Verordnung Sr. Majestät unterm 24. März 1812 das grade Gegentheil, nämlich: „Da man nun durch die genauesten von sachkündigen Männern angestellten Versuche neuerdings das erfreuliche Resultat erhielt, daß die Kuhpocken nicht nur gegen die natürlichen Blattern schützen, sondern daß sie auch kein anderes Uibel und keine nachtheiligen Folgen nach sich ziehen. ꝛc.

In eben dieser Verordnung ist auch manches andere Bedenken des Herrn Dechanten schon gehoben, z. B. was denn für Gelegenheiten der Seelsorger zur Aufmunterung des Impfens ergreifen solle?

Es wird nämlich für das flache Land festgesetzt: „Ein jeder Pfarrer oder Pfarrvorsteher wird immer nach Verlauf von drei Monaten, mithin viermal im Jahre, diejenigen, welche in den verflossenen drei Monaten in seiner Pfarrei etwa an den Blattern gestorben sind, mit Namen und Stand von der Kanzel verlesen, dann in einer Rede die Vortreflichkeit der Kuhpockenimpfung zeigen, in derselben die Pflichten, welche Eltern oder Vormündern für die Erhaltung der Ihrigen obliegen, entwickeln, und ihnen bestimmt erklären, daß diejenigen, deren Kinder oder Angehörigen an den Blattern starben, weil sie die Kuhpockenimpfung vernachläßigten, vor Gott über den Tod derselben verantwortlich werden."

*) Wenn nur der Geistliche überhaupt, wie es so viele Würdige thun, mit Ernst und Liebe für die Sache wirkt, das ist genug und wird bald so offenkündig, daß es gar keiner weitern Untersuchung bedarf. Aber wie, wenn er nichts thut? Wie, wenn er sogar die Impfung hindert? An diesem Fall scheint der Herr Verf. nicht gedacht zu haben. D. H.

**) Davon enthält doch die obige Stelle nichts. D. H.

***) Das gewiß nicht. D. H.

****) Und das auch nicht. D. H.

Deſto beſtimmter drückt ſich indeſſen Herr Renning über die Art der Beſtrafung eines im Impfgeſchäfte nachläßigen Ortsrichters aus, denn man hat oben geleſen: Das Amt müßte einen ſolchen*) zur Strafe, dem Unterrichte des Seelſorgers über die Pflichten des Chriſtenthums übergeben. Hier gibt Herr Renning der Landesregierung über den eigentlichen Zweck des chriſtlichen Religionsunterrichtes wahrlich ein ganz neues Licht. Bisher glaubte die Landesregierung, und die ganze civiliſirte Welt glaubte mit, der chriſtliche Religionsunterricht zwecke dahin ab, den Unterrichteten gut und weiſe, froh und glückſelig zu machen. Allein dies war nichts als eine jammerswürdige Blindheit, aus welcher die Landesregierung und die Welt nur durch eine theologiſche Augenoperation des Herrn Wundarztes von Hohenfurth herausgeriſſen werden konnte, um ſie zu ihrem Troſte ſehen zu machen; der chriſtliche Religionsunterricht zwecke eigentlich zur Strafe ab**). Ob nicht etwa der Herr Wundarzt allen chriſtlichen Religionsunterricht, gleich einer Strafe, ſo ſorgſam gemieden haben mochte, daß in ſeiner Seele nicht einmal die bekannteſten Grundbegriffe hievon haften konnten? Der Unſinn, der in dieſer neuen Feſtſetzung des Zweckes eines chriſtlichen Religionsunterrichtes ans Licht gebracht wird, führt eben ſo ungezwungen zu einer ſolchen Vermuthung, als hinwiederum dieſe Vermuthung jenen Unſinn erkläret.*)

Im Jahrgange 1812 4ten Heft, Seite 184 ſagt Herr Dr. Pohl in dem Aufſatze über Pflanzenſammlungen: Eine Flora Moraviæ wäre bald möglichſt zu erhalten, wenn man beſonders die geiſtlichen Herrn, welche ohnedem mit Gottes Natur am vertrauteſten Umgang pflegen ſollten, und für welche die Botanik die angenehmſte Unterhaltung gewähren würde, hiezu aufforderte. Hat hier Hr. Dr. Pohl nicht etwa ſich verſchrieben, und ſtatt der geiſtlichen Herren die Aerzte und Apotheker gemeint? Von dieſen ließe ſich allerdings prädiciren, daß ſie ohnedem, d. h. berufsmäßig mit

*) NB. Nachdem er, was der Herr Verf. anzuführen, unterlaſſen hat, „vergeblich auf ſeine Pflicht erinnert und die leidende Menſchheit ihm ans Herz gelegt worden."

**) Aber, wo ſagt denn das Herr Renning? Oder nach welcher Logik kann dieſe Anſchuldigung aus den Worten des Herrn Renning herausgebracht werden? Nur durch eine äußerſt künſtliche Exegeſe! Ich will den ganz natürlichen Sinn, in welchem ich die Stelle des Hrn. Renning (NB. im Zuſammenhange genommen) darlegen, und es den Leſern überlaſſen, welche Auslegung ſie vorziehen. So viel iſt gewiß, daß der Herr Cenſor nicht der Meinung unſers Hrn. Verf. war; denn ſonſt hätte er unmöglich eine entweder ſo ſinn- oder ſo ruchloſe Behauptung, als dieſe wäre: „der chriſtliche Religionsunterricht zwecke eigentlich nur zur Strafe ab" paſſiren laſſen können.

Der ganze einfache Sinn wird aus folgender Rede des Amtsvorſtehers an den Dorfrichter erhalten; vorausgeſetzt, daß letzterer wiederhohlt und fortgeſetzt gleichgültig, lau und nachläßig in Beförderung der Vaccine ſich bewieſen, ſo weit das von ihm abhing, und daß erſterer ihm deshalb ſchon mehrere Vorſtellungen gemacht, ihm ſeine Pflichten entwickelt, und ſein Herz dafür zu erwärmen geſucht hatte, eine Freude darinn zu finden, den Tod vieler armen Kinder und den jammernden Eltern großes Herzeleid zu verhüten:

„Mein lieber Paul, ich ſehe, alle meine Worte und Ermahnungen ſind vergeblich, und muß leider izt fürchten: entweder haſt du ein ſchlechtes Herz, einen böſen Willen, eine verkehrte Seele voll Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe deines Mitmenſchen, oder du biſt zu dumm und unwiſſend und weißt nicht, worinn die erſte Pflicht des Menſchen, Chriſten und des Unterthanen gegen die Obrigkeit beſteht. Denn du vernachläßigſt dieſe Pflicht und thuſt nicht, was dir die Obrigkeit geboten. Dafür muß ich dich nun ſtrafen, und ich ſollte dich, wollte ich ſtrenge ſeyn, von Rechtswegen deines Richteramtes entſetzen. Aber ich ziehe die gelindere Strafe vor, und lege dir hiermit auf, den Religionsunterricht, den du ſehr in der Jugend verſäumt haben mußt, izt noch als Mann nachzuholen, und den Herrn Pfarrer um ein Paar Stunden wöchentlicher Belehrung zu bitten, damit deine Einſichten verbeſſert, deine Geſinnungen veredelt werden."

Man kann, wenn man krittlen will, alles Mögliche gegen dieſe Rede und gegen das ganze Benehmen des Beamten einwenden. Aber wer wird darinn oder in ſo manchen von der Kirche ſelbſt oft aufgelegten Buſſen, den Beweis der Behauptung finden: „der chriſtliche Religionsunterricht zwecke eigentlich nur zur Strafe ab?" D. H.

*) Hier thut der Herr Verfaſſer dem Herrn Renning viel zu hart und wehe. D. H.

der Botanik*) am vertrautesten Umgang pflegen sollten. Allein, nach welcher Regel soll der vertrauteste Umgang mit der Botanik**) eine Berufssache der Geistlichkeit seyn? Weil Hr. Dr. Pohl die Botanik per antonomasiam Gottes Natur nennet?***) Offenbaret sich aber Gottes Natur blos, oder doch vorzugsweise in dem Pflanzenreiche? ***) Gesetzt, die Geistlichkeit glaubte dies dem Herrn Dr. aufs Wort, wird dies der Physiolog, Galvaniker, Zoolog, Mineralog, Meteorolog, Kranicolog u. s. w. mit eben so viel Resignation thun, oder sich nicht wenigstens des nämlichen magischen Aushängeschildes des Herrn Dr. Pohl bedienen wollen, um die Geistlichkeit zur Kompletirung unvollständiger Schedel- und anderer Sammlungen als berufsmäßige Handlanger ****) nach Belieben in Thätigkeit zu setzen? Darüber dürfte denn freilich die Flora Moraviæ zurück, oder doch in so lange unvollständig bleiben, bis einzelne Botanophile unter der mährischen Geistlichkeit durch gefälligere Motive, solche allenfalls, die jeglichen Nebenbegriff eines gemeinten Vorwurfs ausschlößen, zu ergänzenden Beiträgen geweckt würden. Allein der Hesperus scheint gerade nur hinsichtlich der Geistlichkeit kein solches Einladungsorgan werden zu können. *****)

*) Nicht mit der Botanik, sondern mit Gottes Natur laut Text. D. H.

**) Das thut aber Hr. Dr. Pohl nicht, sondern er stellt die Geistlichen als Vertraute mit Gottes Natur dar. In diesem Falle würde ihnen ja auch das Pflanzenreich nicht fremd seyn. D. H.

***) Gewiß nicht. Wer hat aber auch dergleichen behauptet? D. H.

****) Warum denn diese unnöthige Selbsterniedrigung? Oder haben wir nicht Beispiele von den thätigsten, eifrigsten, ja ausgezeichnetesten Naturforschern unter den Geistlichen? Ich erinnere nur an den itzigen Herrn Bischof von Hohenwarth zu Linz. Und wer verlangt wohl, daß jeder Geistliche in allen Fächern des weitläuftigen Naturstudiums bewandert sey, oder daß alle nur einen und denselben Zweig desselben kultiviren? daß alle Botaniker seyn sollen? Auch meint ja Hr. Pohl nur, daß die Botanik den geistlichen Herren die angenehmste Unterhaltung gewähren würde. D. H.

*****) Warum nicht? Hesperus verstattet, wie vorliegender Fall beweiset, einem geistlichen Herrn sich frey zu äußern, auch über Hesperus und dessen Herausgeber selbst. Warum sollte Hesperus nicht auch geistliche Herren zu Allem einladen dürfen, was nützlich, schön, und gut ist? D. H.

In der Beantwortung der Frage: Welches sind die Hindernisse, welche die Industrie in den österreichischen Ländern, vorzüglich aber in Ungarn nicht emporkommen lassen, Jahrgang 1812. 7tes Heft, Seite 301 heißt es: Diejenige Menschenklasse, die das meiste zur Beförderung der Industrie beitragen könnte, wird gar nicht benutzt. Ich verstehe die Landpfarrer und Landschulmeister. Warum könnten diese nicht angehalten werden, dem Landmanne sowohl durch Unterricht, (den sie selbst erst suchen müßten) als auch durch ihr eigenes Beispiel (ohne eigene Grundstücke) die Grundsätze der verbesserten Landwirthschaft, und andere gemeinnützige Kenntnisse (welche? und wo, und wann?) beizubringen. Ich glaube dieses wäre der größte Nutzen, den sie als Bürger des Staates stiften könnten, und man würde sich überzeugen, daß sie *nicht* gewöhnliche Seelsorger, sondern wahre Menschenbeglücker sind. Wie dieser Stand so regulirt werden könnte, daß er zur Beförderung des allgemeinen Besten nothwendig mitwirken müßte, ist in einer Handschrift unter dem Titel u. s. w., zur Genüge gezeiget worden, welche noch im Jahre 1784 dem seeligen Kaiser Joseph II. eingehändiget wurde. Die darin enthaltenen Vorschläge sind sehr ausführbar u. b. gl.*)

Anmaßlicher, und verächtlicher hätte ein spartanischer Jüngling im höchsten Dünkel nicht von den Heloten sprechen können, als der Herr Verfasser in der angeführten Stelle von den ungarischen Landpfarrern und Landschulmeistern spricht. Es war sehr gut, daß sich der Herr Verfasser gleich in der zweiten Periode so deutlich explicirte, denn man hätte aus seinen Ausdrücken allen Regeln des Sprachgebrauches zufolge schließen müssen: es wolle hier von bloßen Sachen, Maschinen, oder vom Horn-Borsten- und anderem lieben Viehe die Rede seyn. Der Mensch benutzt nur Sachen und Umstände: versteht sich in so fern er darauf ein Recht hat, und gemeinnützige Lehren und Beispiele Anderer; nicht aber Personen. Jede Benutzung der Person ist ein Mißbrauch derselben. Der Staat weckt und ordnet zwar allerdings die kompe-

*) Hätte der Herr Dechant gewust, daß der, welcher diese Vorschläge aufstellt, sie selbst auf das musterhafteste und mit ausgezeichnetem Erfolge und Nutzen ausgeübt, ja, daß er selbst ein ungrischer Landpfarrer ist: so hätte er vielleicht kühler und milder über ihn geurtheilt, als geschehen. D. H.

tenten physischen, intellektuellen, und moralischen Kräfte der Personen zur Erzweckung ihrer eigenen gemeinsamen Wohlfahrt, mißbraucht aber nirgends die Personen als Mittel zum Zwecke; diese werden vielmehr vor jedem Mißbrauch eben so sorgsam, als nachdrücklich geschützt. Die Gesetzbücher, in den Kapiteln von dem persönlichen Rechte, sind so, wie die Staatspraxis selbst, sprechende Belege hiezu. Wenn demnach die dem verewigten Monarchen eingehändigte Handschrift nichts als Vorschläge zur Benützung der Landpfarrer und Landschulmeister enthielt, so war gerade die gepriesenste Hauptsache dieser Vorschläge, nämlich ihre Ausführbarkeit, an sich ein politisches Unding.

Doch abgesehen von diesem Widersinne, sind denn die ungarischen Landpfarrer nicht schon als Seelsorger nützliche Staatsbürger genug, indem sie Religiosität und folglich religiöse Moralität und Gewissenhaftigkeit bei dem Volke gründen und befestigen, ohne welche kein bürgerlicher Verein denkbar ist, wie man leider! den blutigen Kommentar hierüber in der französischen Revoluzion und in den bisherigen Begebenheiten mit Augen sieht? Oder glaubt der Herr Verfasser, daß sich dem Staate der nämliche Dienst durch bloße Wahrsager, Zauberer, und andere geist- und herzlose Gaukler oder schlaue Volksbeglücker eben so gut und unter einem noch wohlfeiler, als durch kostspielige Landpfarrer, leisten ließe? Ja, alsdann könnten freilich die ungarischen Landpfarrer, nachdem sie nämlich aufgehöret hätten gewöhnliche, was hier nur heißen kann eigentliche, Seelsorger zu seyn, und nachdem sie folglich auch keines theoretisch-praktischen, in- und extensiven Studiums der Religion und des moralischen Menschen mehr bedürften, ganz dazu verwendet werden, die Landwirthschaft nach den Maximen des Herrn Verfassers, (denn fremden Göttern möchte sich derselbe schwerlich nachsetzen lassen,) einzustudiren, und dem Landvolke weiter zu tradiren. Nur Schade! daß diese staatsbeglückenden Maximen nicht einmal errathen, geschweige gelesen werden können, da sie bekanntlich bloß in einer Handschrift enthalten sind, die in dem Kabinete des verewigten Monarchen bis nun unbeachtet liegen geblieben ist.

Unangenehm mag es dem Herrn Verfasser freilich seyn, daß sein schon vor neun und zwanzig Jahren, und abermals vor zehn Jahren aufgesprossener Glaube an die Vortheile der Benutzung ungarischer Landpfarrer und Landschulmeister zur bloßen Landwirthschaft, noch immer nicht Staatsglaube, und seine helle Überzeugung von einer Beglückung der Menschheit durch die Seelsorger, sobald sie nur aufhören eigentliche Seelsorger zu seyn, auch noch immer nicht Staatsüberzeugung geworden ist; dagegen bleibt aber dem Herrn Verfasser ein doppelter Trost einmal überzeugt zu bleiben, das Ey sey denn doch, so lange es nur wolle, klüger, als die Henne; und seiner seine Hände in Unschuld waschen, und mit philosophischer Ruhe dem ungläubigen Staate zurufen zu können: Perditio tua Israel!

In dem Aufsatze, Lebensrettungen überschrieben, Jahrgang 1812. 8ten Heft, Seite 343 sagt der bereits bekannte Herr Renning: Wie viel solche Fälle mögen wohl geschehen seyn, wo noch Hülfe möglich gewesen wäre, aber keine geleistet worden. Wo liegt der Fehler? Wird die Jugend davon unterrichtet, oder ist der Seelsorger von einer unmöglichen Hülfe überzeugt, daß er die Begräbniß ohne weiters gestattet; denn zu ihm kommt man sogleich (?) den Todten anzusagen, oft noch ihm (dem Todten?) beizustehen. Was könnte er leisten, wenn er wollte. Die nämliche Originalität in der Logik, die nämlichen ausgebreiteten Einsichten in der Psychologie, die sich bereits in dem oben beleuchteten Aufsatze des Herrn Renning ausgesprochen haben, entfalten sich in der gegenwärtigen Stelle abermal vor unseren Augen. Die Ursachen längst geschehener Thatsachen in der Gegenwart aufzusuchen, scheint dem Herrn Wundarzte kein Verstoß gegen allen gesunden Menschenverstand zu seyn. Hat Herr Renning den Ursachen so mancher Mißariffe der Vorzeit in Ansehung der Erstickten oder der Scheintodten nachforschen wollen, so hätte er sie nicht in der Gegenwart, sondern ebenfalls in der Vorzeit suchen sollen. Der sentimentalisirenden Frage also: Wie viel solche Fälle mögen wohl geschehen seyn u. s. w. hätte nicht die kritische Frage: Wo liegt, sondern, wo lag der Fehler, folgen sollen. Und auf eine so berichtigte Frage dient dem Herrn Renning zur Antwort: Der Fehler lag eigentlich an den Badern und Feldscheerern damaliger Zeiten, welche sammt und sonders keine Ahnung hatten, daß ein Scheintodter lebend seyn, oder gemacht werden könne. Todt hieß todt; und ein Todter mußte doch begraben werden. Zeigten sich aber bei einem Erstickten Spuren eines noch vorhandenen Lebens, so wußten jene Äskulape auch diese durch ihre methodische Behandlung, als Stürzen, Schröpfen, Aderlassen, Einguß mehrerer Kannen warmen Wassers u. d. gl. in wenigen Minuten zu vertilgen; und dann hieß es wieder: Es waren nur die letzten Zuckungen des Lebens, was einmal sterben soll, stirbt, und dem Todten gebührt natürlicherweise nichts weiter als ein Grab. Daß aber noch gegenwärtig irgend ein Seelsorger das Begräbniß eines Scheintodten ohneweiters gestattet, bevor er von einer unmöglichen Hülfe überzeugt ist, bat, bevor Herr Renning nicht Thatbeweise beibringt, gar keine Wahrscheinlichkeit. Die aus der Sanitätspolizey hervorgegangenen höchsten Beerdigungsvorschriften lernt der Seelsorger, nicht etwa erst in der Seelsorge, sondern

schen in seinem theologischen Studium, nämlich in dem Pastoralkurse wissenschaftlich kennen. Diese höchsten Beerdigungsvorschriften empfehlen sich dem Seelsorger nicht nur durch ihre Vernunftmäßigkeit, sondern auch durch ihre unbedingte Übereinstimmung mit seinen eigenen Wünschen. Es läßt sich durchaus kein Erklärungsgrund angeben, warum der Seelsorger gerade bei dem Scheintodten von den höchsten Vorschriften abgehen und denselben begraben lassen wollte, bevor noch eine, bei solchen außerordentlichen Unglücksfällen vorgeschriebene, ämtlich ärztliche Todtenbeschau statt gefunden hat. *)

Wenn anders Herr Renning durch die Frage: Wird die Jugend davon unterrichtet? die Landschuljugend eines theoretisch-praktischen Unterrichtes in der Rettungsmethode erstickter Menschen fähig, und bedürftig erkläret; **) so erklärt er eben damit seinen gänzlichen Mangel an psychologischen Einsichten sowohl, als seine völlige Unbekanntschaft mit so manchen andern plötzlichen Nothfällen, und augenblicklichen Rettungsbedürfnissen der Menschheit. Warum gerade nur jene Rettungsmethode der Scheintodten? warum nicht auch die Kunst der Unverbrennlichkeit, die Heilkunde, die Entbindungs-Schwimm- und Schiffskunst u. s. f. Hängt nicht von der augenblicklichen Anwendung dieser Künste in so manchen Fällen die einzig mögliche Rettung eines Menschenlebens ab?

Was Herr Renning endlich mit seinem Ausrufe: Was könnte der Seelsorger leisten, wenn er wollte! sagen wolle, ist nicht recht klar. Den Seelsorgern eine treuere Ausrichtung ihres eigenthümlichen Seelsorgsberufs ans Herz zu legen, scheint aus dem unmittelbaren Zusammenhange dieses Ausrufs mit den vorhergehenden Sätzen zu schließen, nicht seine Absicht zu seyn. Was will also Herr Renning? daß etwa die Seelsorger jene chirurgische Operationen **), deren Erfolg prekär ist, und selbst im Falle des Gelingens, wie bei Herrn Renning, gleichwohl den Bezirksphysikern keine Taglia abwirft, schon um ihres Berufswillen zur Erleichterung uneigennütziger Bezirksphysiker übernehmen könnten? Wozu allem auf einmal die Geistlichen für fähig befunden werden! Wenn es so fort geht, so werden die Geistlichen bald die Ehre haben, nach der originellen Logik des Herrn Wundarztes von Hohenfurth, auch das Geschäft des Wasenmeisters zu übernehmen, weil sie ohnehin die Leichname verstorbener Menschen zu Grabe begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß der Herr Dechant hier durchaus Recht haben, Herr Renning dagegen durchaus im Irrthum seyn möge!
D. H.

**) Wie aber, wenn er nur einen solchen faßlichen Unterricht meinte, wie ihn das Noth- und Hülfsbüchlein gibt? Wie wenn er nur Abschaffung grober Vorurtheile und Mißbräuche beabsichtigte? Wäre denn das so unpsychologisch? so unlogisch? so unausführbar?
D. H.

Leicht ausübliches Mittel, wenn Kinder für G oder K ein T oder D sprechen.

Die Verwechslung der angeführten Laute, wird der aufmerksame Beobachter bei vielen gefunden haben. So kannte W. v. Kempelen eine Dame vom Stande, die so sprach: Ich hab' ein troßes Tück to hab't. Mein Mitarbeiter Hr. Joseph Schmidt kennet eine Familie von 5 Kindern, wovon das älteste 16 Jahre ist, die alle sprechen: Der Tang ist tanz tebogen, d. h. Der Gang ist ganz gebogen. Und ich selbst kenne die kleine Fräulen von S — und die kleine A. K. die eben so sprachen. Weil aber solche Fehler größtentheils von der Vernachläßigung des Sprechlings herrühren, dann zur eisernen Gewohnheit werden und durch das ganze Leben bleiben: so glaube ich manchen, besonders Eltern und Lehrern einen Dienst zu leisten, wenn ich ein Mittel, welches durch die Erfahrung bewiesen hat, daß es diesen Fehler hebet, mittheile.

Das Kind saget z. B. für Gaum, Daum, so drücke man die Zungenspitze ehe es D anschlägt mit dem Finger nieder, und es wird Gaum hören lassen. Sollte dieses mißlingen, so drücke man die Zunge nieder, und befehle dem Kinde, bei niedergedrückter Zunge, Daum zu sagen, und Gaum wird es sprechen. So übe man dieses mit mehreren Wörtern z. B. gut, Gabel, u. m. a. dann mit solchen Wörtern, wo das G bald im Anfange, bald in der Mitte, bald zu Ende stehet; endlich mit jenen, wo es mehrmahl vorkommet, z. B. Zug, Lauge, Gang, Gurgel ꝛc. Diese Übungen werden bald die Folge haben, daß das Kind nur eine Erinnerung bedarf, sich selbst die Zunge niederdrücket, und so von dem Fehler geheilet werden wird. Erwachsene, die diese Unart an sich haben, werden von der Anwendung dieses Mittels in kurzer Zeit, die besten Folgen erfahren.

Prag am 19. April 1814.

F. W. Guba,
Taubstummenprofessor.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 46. September.

Fortsetzung

der Notizen über verschiedene österreichische Fabriks- und Gewerbsgegenstände.

(Man sehe N. 32.)

57.

Mineralgelb.

Das Mineralgelb wird in den hiesigen chemischen Waarenfabriken in bedeutender Menge erzeugt, und ein Theil davon wird selbst in das Ausland versendet. Diese Farbe ist eigentlich ein gelbes Bleyoxyd, welches aus Bleyglätte durch die Beymischung des Salmiaks hervorgebracht wird. Diese feinste Gattung nennt man Kaßler- auch Neapelgelb. Diese feine Waare wird vorzüglich von dem Landesbefugten Bleystiftenfabrikanten Hartmuth verfertigt, und ist in seiner Niederlage am Petersplatze zu 2 fl. 45 kr. das Pfund zu haben.

58.

Strohhutfabrikation.

In der Notiz Nr. 4. (2tes Heft 1813.) ist bei Gelegenheit der Strohhutfabrikation überhaupt, auch insbesondere von der Verfertigung der Hüte nach Florentiner Art Meldung geschehen und bemerket worden: daß man das Stroh zu diesen Geflechten, welches die Italiener aus einer besonderen Gattung Weizen (Marzzolo) erhalten, aus Italien bis jetzt zu beziehen genöthigt war. Vielfältige Versuche haben endlich gezeigt, daß man auch aus dem gewöhnlichen einheimischen Roggenstroh feine Geflechte erzeugen, und Strohhüte hieraus verfertigen kann, welche den ächten Florentinerhüten nicht weit nachstehen. Man wählt hiezu die feinsten Halme, und zwar nur jenen Theil des Strohes, welcher der Aehre am nächsten steht, weil der Halm dort am feinsten, und daher zu dieser Arbeit am geeignetsten ist. Dieses sorgfältig sortirte Stroh wird geschwefelt, und in ein laues warmes Laugenbad gebracht, worauf dann aus demselben die feinsten Strohbänder zu 13 Halme, mittelfeine zu 11 und die gröbsten zu 7 Halme geflochten werden.

Mehrere Strohhutfabrikantinnen, unter diesen die Katharina Morawska, die Theresia Lindenhofer u. a. m. haben sich auf die Erzeugung der Florentiner Geflechte und Hüte aus inländischen Stroh verlegt, und wenn noch mehrere Mädchen in Flechten abgerichtet seyn werden, wird sich ohne Zweifel die Fabrikation ähnlicher feiner Strohhüte noch mehr verbreiten.

Da ein Mädchen von den feinsten Geflechten nach Florentiner Art nur 3 bis 4 Ellen täglich zu Stande bringt, ein feiner Hut, wie man ihn jetzt trägt, mit halben Schirme aber 72 Ellen benöthiget, übrigens auch das Nähen der Geflechte und Appretiren viele Zeit und Mühe fordert; so ist der dermalige Preis zu 40 bis 60 fl. W. W. um so weniger überspannt, als ächte Florentiner Hüte wohl über das Doppelte zu stehen kommen würden.

Am meisten werden aber hier noch immer die aus Schweitzergeflechten *) zusammengenähten Hüte verfertiget, weil diese im Preise viel wohlfeiler (dermalen das Stück der feinsten zu 12 bis 18 fl.) geliefert werden können. Es wäre sehr zu wünschen, daß man sich in den gebirgigen Gegenden der österreichischen Monarchie, in Steyermark, Böhmen, Schlesien, auf die Erzeugung dieser Geflechte verlegte; eine Arbeit, die von Kindern in langen Winterabenden, vielleicht auch als Nebenbeschäftigung z. B. beym Hüten des Viehes verrichtet werden könnte.

Seit einigen Jahren verfertiget man hier auch sehr geschmackvolle Bouquete von Stroh, die, zumal im verflossenen Jahre, sehr stark getragen wurden.

Nebst der k. k. priv. Strohhutfabrik im fürstlich Lichtensteinischen Schlosse zu Büchsendorf im V. O. W. W., welche von den hiesigen Papiertapeten-Fabrikanten Sperlin und Rahn etabliret wurde, zählt man in Wien noch 21 Strohhutfabriken. Die bekanntesten sind die der Zebisch in der Vorstadt Wieden N. 197, der Theresia Lindenhofer in derselben Vorstadt N. 448, der Katharina Morawska

*) Man sehe die frühere oben angeführte Notiz.

La zu Marlahiff N. 95, der Theresia Mösel in der Stadt N. 665 ꝛc. ꝛc. Aloys Müller, der auch ein Landesbefugniß zur Verfertigung der Strohhüte besitzet, und der, wie schon früher bemerkt wurde, die wesentlichsten Verdienste um diesen Fabrikationszweig im Innlande sich erworben hat, arbeitet in diesem Augenblicke aus Mangel an den nöthigen Fonds wenig, da er durch mehrere Unglücksfälle seines Vermögens beraubt wurde. Sehr zu wünschen wäre es, daß dieser geschickte Arbeiter eine hinlängliche Unterstützung in Geld fände, um wieder ein größeres Werk errichten zu können.

In den meisten hiesigen Strohhutfabriken, zumal gegen den Sommer zu, sind einige zwanzig, in mehreren auch 40 bis 50 Mädchen beschäftiget, die aus dem Stroh Geflechte machen, oder aus den Schweizerstrohgeflechten Hüte zusammennähen, apretiren ꝛc.

Außer den 21 hiesigen Strohhutfabrikanten giebt es noch hier sogenannte bürgerl. Strohhutmacher, die meistens gröbere Strohhüte verfertigen, oder mit solchen die sie aus Böhmen oder anderwärts her beziehen, Handel treiben. Die meisten haben am Franziskanerplatze ihre Verkaufsbuden.

Bei dieser Gelegenheit kann man nicht unbemerkt lassen, daß ein gewisser Steinauer in Kapersweil in der Schweiz vor nicht gar langer Zeit eine Maschine erfunden haben soll, die zum Flechten des Strohs zu Bändern oder Geflechten dient. Man soll hierauf gröbere Geflechte zu 7 Halmen 75 Ellen in einem Tage erzeugen können. Hierlandes sind diese Maschinen noch nicht im Gange, obschon der hiesige Strohhutfabrikant Locher eine ähnliche Maschine aus der Schweiz schon vor geraumer Zeit hieher brachte.

59.

Fingerhüte.

Die Fingerhüte werden allgemein aus Messingblech, welches zusammengelöthet wird, geformt, und die Löcher mittelst der Punze eingeschlagen. Diese Arbeit ist langwierig und mühsam; denn die Röhre muß zusammengelöthet, und dann erst die Kappe auf dieselbe Art aufgesetzet werden. Johann Holzem, ein industriöser Arbeiter, ist vor Kurzem von dieser Methode abgegangen, und verfertiget die Fingerhüte durch ein weit schnelleres Verfahren, wobei nämlich dieselben über Formen, wie andere Metallwaaren gegossen, auf einer Drehbank abgedreht, und mittelst Rentrirräder mit Löchern und andern Dessins versehen werden. Zu den letzteren Arbeiten besitzet er eine eigene, besonders eingerichtete Maschine, womit die letzte Vollendung der Fingerhüte sehr schnell und vollkommen bewerkstelliget wird. Da der eben genannte Fingerhutfabrikant die von ihm erzeugten Fingerhüte theils aus sehr schönen Tomback verfertigt, und mit Goldfirniß überzieht, theils auch gut vergoldet oder versilbert, so hat diese Waare ein sehr schönes Ansehen, und diese Fingerhüte kommen den englischen, welche noch immer am meisten geschätzt werden, sehr nahe.

Die Wohnung Holzems befindet sich in der Josephstadt in der Langen Gasse Nr. 55. Die Preise seiner Fingerhüte sind dermalen bei ihm pr. Groß (d. i. 12 Dutzende) folgende:

Abgedrehte Fingerhüte	.	4 fl.	30 kr.
Gestrnißte dto.	.	6 —	30 —
Vergoldete dto.	.	10 —	— —

Außer Wien werden noch in der k. k. priv. Nabelburger Metallwaarenfabrik nächst Wiener Neustadt, dann von ein Paar Fingerhutfabrikanten in Neustadt selbst Fingerhüte gemacht. Es ist nicht wohl begreiflich, wie diese wenigen Werkstätte, den inländischen, gewiß sehr bedeutenden Bedarf an Fingerhüten zu decken im Stande sind.

60.

Tschinellen oder die sogenannten Teller zur türkischen Musik.

Noch vor wenigen Monaten war die Metallkomposizion (man sehe die Notiz im 3ten Hefte vom letzten Jahrgange dieser Zeitschrift) aus welchen die ächten türkischen Tschinellen verfertiget sind, ein Geheimniß. Dem Joh. Thomann, welcher ein Befugniß zur Verfertigung der mathematischen Instrumente besitzet, ist es endlich gelungen, solche Tschinellen zu Stande zu bringen, welche den hellen Klang der besten Türkischen haben, und denselben in keiner Rücksicht nachstehen. Er verfertiget sie zu 11, 12 bis 13 Zoll im Durchmesser, und man wird sie in Kurzem in seiner Werkstätte in der Vorstadt Wieden Nr. 75 vielleicht um die Hälfte wohlfeiler haben können, als man sie bei den hiesigen griechischen Handelsleuten zu zahlen genöthiget ist. Man kann annehmen, daß jährlich hieher allein einige Hundert Paar Tschinellen aus der Türkey eingeführt werden. Auch dort soll nur eine einzige Werkstätte sich befinden, wo diese Instrumente vollkommen verfertigt werden, und das Geheimniß von Vater auf Sohn gehen.

61.

Sägeblätter.

Man verfertigt auch in Oesterreich Sägeblätter von verschiedener Gattung. Feinere Sägeblätter macht Severin Zugmayer zu Walleg in V. U. W. W. dann auch der hiesige k. k. priv. Uhrfedern- und Drathzugeisenfabrikant Martin Müller aus Uhrfedern. Wenn man gleich den Sägen Zugmayers und Mül-

ters die Brauchbarkeit nicht absprechen kann; so sind dieselben zum Schneiden der Furnierhölzer auf dem Holzschneidewerke der Gebrüder Munding (hievon ist in der Notiz N. 37 im 11ten Hefte des letzten Jahrganges Erwähnung geschehen) noch nicht anwendbar gefunden worden. Die Sägezähne müssen nämlich zu diesem Zwecke den gehörigen Grad der Härte haben, und bei dem raschen Gange des Messerwerkes nicht springen. Außerdem dürfen die Sägeblätter überhaupt nicht zu dick seyn, weil sie sonst von den mannigfaltigen oft theuren Holzblöcken zu viel Holz rauben. Die Gebrüder Munding sind noch immer bemüßiget, sich der englischen Sägeblätter, die sie mit höherer Bewilligung aus England beziehen, zu bedienen. Es wäre sehr zu wünschen, daß man die Fabrikatur der Sägeblätter im Innlande noch zu vervollkommnen suche, oder daß etwa diejenigen, welche zu obigen Behufe ganz brauchbare Sägeblätter vielleicht in einer andern Provinz des österreichischen Kaiserstaates verfertigen, Muster an die Gebrüder Munding einsenden wollten.

62.

Seilerarbeit.

Das Seilergewerbe ist bei dem ausgebreiteten Bedarf der Stricke und Schnüre in Wien und auf dem flachen Lande in starkem Schwunge. Es bestehen nebst der hiesigen, noch besondere Innungen zu Wiener-Neustadt, Stockerau ꝛc.

Der meiste Hanf, welchen die hiesigen Seiler verbrauchen, wird aus Pohlen, Ungarn, vieler auch aus Kärnthen bezogen. Der Preis dieses Artikels ist über alles Verhältniß gestiegen, denn der Zentner roher Hanf, welcher noch vor 18 Jahren 11 bis 12 fl. kostete, wird nun zu 38 bis 42 fl. W. W. bezahlt. Flachs wird hierlands von den Seilern wenig verarbeitet.

Der rohe Hanf wird von dem Seiler selbst gehächelt, und dann sortirt. Der feinste dient zu feinen Bindfaden ꝛc.; mittelfeiner zu gröbern Bindfaden, dickeren Schnüren, Seilen ꝛc.; das grobe Werg endlich zu den Gurtenfäden. Die hiesigen Seiler loben die Hächelzähne Reichels besonders, wovon in der Notiz Nr. 7 im 7ten Hefte, 1813 Erwähnung geschehen ist.

Die Gattungen, Arbeiten, welche die hiesigen Seiler verfertigen, sind: a) Bindfaden (Spagat.) Man unterscheidet mehrere Gattungen desselben, feinen und groben Fischerspagat, dann sogenannten dreischäftigen Spagat für Tuch- und Zeugmacher. b) Schnüre, nämlich sogenannte Rebschnüre, dickere zu Pferdehalftern, Peitschen, sogenannte Lederstricke, ꝛc. c) Seile von verschiedenen Gattungen. Man unterscheidet sie nach dem Gewichte. Von den dicksten Schiffszugseilen wiegt die Klafter 4 bis 5 Pfund, etwas dünner die Klafter 2 bis 3 Pfund; noch dünnere nennt man hierlands Leindl, wovon 20 Klafter 2 bis 4 Pfund wiegen. d) Gurten für Tapeziere, dann Pferde- und Sattelgurten, endlich e) Buttenbänder.

Die Werkzeuge, deren sich der Seiler bedient, sind äußerst einfach. Das Vorzüglichste davon ist das Vorderrad, womit er das Spinnen des Bindfadens bewerkstelliget. Das Hinterrad dient um mehrere Fäden zu vereinigen, d. i. zusammen zu drehen. Man nennt dieses hierlands Auftreiben. Der Seiler hat dann Stützen, worauf der gesponnene Faden während der Arbeit ruht, Nachhänger woran er den Faden befestiget, ferner den Seilwagen, das Geschirr, den Nachschlaghacken, die Lehre ꝛc.

Eine nähere Beschreibung dieser Werkzeuge, so wie die umständlichere Angabe der gewöhnlichen Arbeiten des Seilers scheint überflüßig zu seyn, da sie bei der Allgemeinheit dieser Gewerbe überall in den Werkstätten selbst gesehen werden können. Interessanter ist aber die Fabrikazion der Gurten und sogenannten Buttenbänder, welche eigentlich gewebt werden, und wobei gewiß die einfachste Aplikazion des Weberstuhls statt findet. Auf einem sehr einfachen hölzernen Gestelle hängen nämlich über eine Rolle an Schnüren oder Riemen zwei länglicht viereckichte Rahmen, in welchen der Länge nach in gleichen Distanzen Eisendrähte aufgespannt sind. Jeder dieser Dräthe besteht aus zwei feineren Dräthen, die so zusammen gedreht sind, daß in der Mitte eine Oeffnung gebildet wird, wodurch die Kettenfäden der Gurte durchgezogen werden. Am unteren Theile dieser Rahmen, welche man Kämme nennt, (das Geschirr am gewöhnlichen Weberstuhle) befinden sich Riemen wie Steigbügel, womit der Seiler mit den Füßen, die Kämme oder Schäfte auf- und abwärts bewegt. Das Gestelle sammt den Kämmen nennt man hier Schlagstück. Die Kettenfäden der Gurten und Buttenbänder werden an aufrechtstehenden, dünnen hölzernen Rollen befestiget, die in hölzernen Gestellen fest stehen. Das eine dieser Gestelle nennt man den Seilesel, das andere, welches beweglich ist, den Schlitten. Zwischen diesen Gestellen in der Mitte befindet sich das oben erwähnte Schlagstück und die Fäden, die als Kette dienen, sind abwechselnd durch die in den Kämmen befindlichen Dräthe durchgezogen, damit bei der auf- und abwärts statt findenden Bewegung derselben der Schußfaden eingetragen werden kann. Statt der Schütze bedient man sich bei dieser Arbeit eines Stück Holzes, an dessen beiden Enden zwei Spitzen hervorragen, damit der aufgewundene Einschlagfaden darauf fest hält. Der Arbeiter hält dasselbe bei dem Weben mit der linken Hand, und man nennt es hier zu Lande Nadel. Die Stelle des Schlagbaums vertritt bei dieser Arbeit ein wie ein gewöhnliches Tischmesser gebildetes Holz, welches der Arbeiter in der rechten Hand hat, und womit er auf den

eingetragenen Faden, je nachdem die Gurte oder das Band lockerer oder dichter gewebt wird, einen stärkeren oder schwächeren Schlag giebt. Die Fäden zu feinen Gurten werden aus feinen Hanf, die zu groben Buttenbändern aus dem gröbsten Werg gesponnen. Erstere werden von den Seiler selbst auch oft gefärbt. Man macht dergleichen Gurten und Bänder mit 30, 40 auch noch mehr Kettenfäden. Von den gemeinen Buttenbändern kann ein Arbeiter des Tags wohl 4 Stücke, (jedes zu 18 Klafter) zu Stande bringen. Der dermalige Preis des Bindfadens ist pr. Pfund 14, 18, 24, 34 Groschen. Der Spagat für Weber und Seidenzeugmacher kostet 3 fl. W. W. Rebschnüre werden büschelweise, das Büschel zu 3 — 4 Groschen, Seile nach den Schilling (der Schilling à 7 ½ Pf.) zu 2 bis 3 fl. verkauft. Gurten kosten pr. Klafter 30 — 45 kr. — 1 fl. und die feinsten noch mehr, Buttenbänder die Klafter 8 — 12 kr. Bindfaden und Tapezierergurten werden von hier stark in die Türkey verführt.

Man zählte in Wien und in den 4 Kreisen Niederösterreichs im Jahre 1810, 61 Meister und 6 befugte Seiler, die zusammen 93 Gesellen und 44 Lehrjungen beschäftigten. Im Jahre 1811 blieb die Anzahl der Meister, Befugten und Gesellen beinahe dieselbe. Im Jahre 1812 nahm aber die Anzahl der Gesellen um ⅓ ab. Jezt wird hoffentlich der vorige Betriebsstand bald wieder eintreten.

Ein Lehrjunge muß bei der Seilerprofession 3 Jahre lernen. Wird er vom Meister verköstiget und gekleidet 6 — 7 Jahre. Das Meisterstück besteht in Verfertigung eines Seiles 30 Klafter lang und 60 Pfund im Gewichte, eines zweiten Seiles 30 Pfund schwer und 30 Klafter lang, dann muß er auch eine Sattelgurte und Rebschnüre verfertigen.

Rebschnüre welche zum Meisterstück gehören nennen die Seiler nach ihrer Innungssprache Ringel.

Einige hiesige Seiler verlegen sich auch jezt auf die Verfertigung feinerer Schnüre von Seide und Wolle zu Quasten und Garnirungen, die sie den Posamentirern liefern, und mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen verfertigen, welches ehemals nicht der Fall war. Man sieht, daß auch bei den einfachsten Gewerben ein Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung der Fabrikate eintritt, und der Gewerbsmann sich nicht mehr blindlings an die alten Schranken des Innungszwanges hält.

Wien im Juni 1814.

o. K.

Das Erde fressende Weib in Böhmen.

Der berühmte Reisende Alexander v. Humboldt, erwähnt in seinen Ansichten der Natur (Erläuterungen und Zusätze Nr. 43.) der erdefressenden Otomaken. Er selbst brachte mit seinem Reisegefährten einen Tag in jener Mission zu, die von diesen Menschen bewohnt wird, und hat sich so genau von der Wahrheit der Sache überzeugt, daß Pater Gumilla (Histoire de l'Orenoque T. 1. pag. 233.) der das Erdefressen als solches geradezu läugnet, hinlänglich widerlegt ist. Diesen Nachforschungen zufolge wird diese Erde, welche ein fetter Letten oder Töpferthon ist, mit keinem Fett oder Mehl vermengt, sondern bloß in Kugeln, von 4 bis 6 Zoll im Durchmesser, zusammengeknettet, und äußerlich bei schwachem Feuer gebrannt, bis die Rinde röthlich wird. Sie verschlingen diesen Letten nicht das ganze Jahr hindurch, sondern blos während ihres Winters, oder der Regenzeit; so lange der Orinoco und der Meta niedriges Wasser haben, leben diese Menschen von Fischen und Schildkröten, und erlegen die erstern auf eine sehr geschickte Art durch Pfeile. Indessen sind sie nach diesem Letten so lüstern, daß sie selbst in der trocknen Jahrszeit, wenn sie Fischnahrung genug haben, doch als Leckerbissen täglich nach der Mahlzeit etwas Erde verzehren. Ihnen ist dieses Erdefressen unschädlich; die Individuen aller übrigen Völkerstämme erkranken davon. Die Neger in Guinea essen auch eine gelbliche Erde, die sie Casuac nennen. Labillardiere sah auf der Insel Java in Dörfern kleine Kuchen aus röthlichem Thon verkaufen, welche gegessen werden. Die Neu-Caledonier essen, um ihren Hunger zu stillen, faustgroße Stücke eines zerreiblichen Speckstein. In Popayan und in mehreren Gegenden von Peru wird Kalkerde als Eßwaare für die Indianer auf dem Markte verkauft, und der erfahrene Humbold sagt: Man darf behaupten, daß in den Tropenländern aller Welttheile (gerade in den herrlichsten fruchtbarsten Gegenden der Welt) das Erdeessen einheimisch sey.

Diese Nachrichten und Bemerkungen Humboldt's im Gedächtniße wurde meine Aufmerksamkeit nicht wenig rege, als man mir von einem Weibe erzählte, welche in unserem vom Wendekreise ziemlich entfernten Böhmen auch Erde zu essen gewohnt sey.

Man gab mir als ihren Wohnort ein Dorf in der Nähe von Gemnischt an, und ich hatte gewünscht, in diese Gegend zu kommen, um diese böhmische Erdefresserin können zu lernen, und mich selbst von der Sache zu überzeugen; da es mir aber an einer günstigen Gelegenheit hierzu mangelte, so ersuchte ich einen Mann von Einsicht und Verläßlichkeit, der eben nach Gemnischt reiste, wohin auch dieses Weib zu kommen pflegte, Erkundigung über sie einzuziehen. Er erforschte nach Möglichkeit die Auskünfte über die von mir niedergeschriebenen Fragen, und durch seine Gefälligkeit bin ich im Stande, Folgendes mitzutheilen.

ieses Weib, Namens Anna Babec, aus Popowitz bei Gemnischt, Kaurzimer Kreises, gebürtig, ist bei 55 Jahre alt, kleiner Statur, etwas mager, schwächlich und träge. Ihr Vater war ein Weber. Schon als Kind soll sie freßgierig und des Müssiggangs gewohnt gewesen seyn. Sie litt zuweilen an heftigen Kopfschmerz und wurde in ihrem 11ten Jahre mit einer Art von Epilepsie befallen, welche sie schon in diesem jugendlichen Alter verleitet haben soll, Erde zu essen. Die epileptischen Anfälle, denen sie fortwährend unterworfen ist, kommen äußerst unregelmäßig, bald in 5 bis 6 Wochen einmal, bald 4 — 5 mal des Tages. Immer geht ein solcher Anfall ihrem Erdeessen voraus, dann greift sie, sobald sie sich erholen kann, nach Erde, und falls sie dieselbe nicht in der Nähe findet, sucht sie solche auf. Sie versichert, daß sie von diesem Erdeessen Beschwerniß im Magen, hierauf aber Durst empfinde, viel trinke, und sich dann erst recht wohl befinde, auch dann stärkere Eßlust verspüre. Eben so wenig als diese epileptischen Anfälle, war das Erdeessen bei ihr an eine Jahrs- oder Tagszeit gebunden. In Betreff der Erdart, die sie zu sich nimmt, trifft sie keine besondere Wahl: sie verschluckt händevoll bald Thon (Letten) bald Mergel, ja sogar Viehdünger, ohne das eine oder das andere erst anzufeuchten, oder auf irgend eine Art vorzubereiten. Die Menge der Erde, die sie nach einem solchen Anfalle verschluckt, richtet sich nach dessen Heftigkeit, und beträgt zuweilen 5 auch 6 Pfunde. Das Getränke, was sie gleich nach dem Genuße der Erde zu sich nimmt, ist Brandtwein in beträchtlicher Menge.

Sie war verheurathet, und hat zweimal geboren, soll auch während der Schwangerschaft öfter als sonst Erde gegessen haben, (muß also zufolge des Gesagten die epileptischen Anfälle während dieser Zeit öfter bekommen haben.) Sie lebte in Dürftigkeit und suchte Erwerb durch Bothengehen, was sie noch auf kurze Strecken zu thun pflegt. Da das Erdeeffen bei diesem Weibe nicht, wie bei den Ottomaken, um den Hunger zu stillen geschieht, auch gar nicht diese Wirkung, sondern vielmehr die entgegengesetzte hervorbringt, so können hier die beiden, wie Alex. v. Humboldt am ang. Orte bemerkt, noch unentschiedenen Fragen: kann der Letten wirklich Nahrungsstoff seyn? und: können Erden sich assimiliren? nicht wohl aufgeworfen werden, und dies um so weniger, da sich dieses Weib nicht nur an keine bestimmte Erdart hält, sondern sogar Viehdünger verschluckt, der immer noch einige assimilirbare Theile enthalten kann. Uiber die Exkremente dieses Weibes, die vielleicht irgend einen Aufschluß in der Sache geben könnten, hab ich nichts erfahren können; doch mag wohl dieses Erdeverschlucken hierauf keinen besondern Einfluß gehabt haben, eben weil ihr selbst so wie andern nichts dabei auffiel. Die beiden andern Fragen: Ob diese Erde im Magen nur als Ballast diene? und: ob sie durch bloße Ausdehnung der Magenwände den Hunger verscheuche? welche Humboldt ebenfalls als unentschieden anführt, können hier um so weniger statt haben, da hier, wenn gleich die Ausdehnung der Magenwände eine nothwendige Folge des Erdeverschluckens seyn muß, besonders wenn es in beträchtlicher Menge geschieht, doch der Hunger dadurch nicht verscheucht wird. Dieses Erdefressen ist zwar eben so merkwürdig aber von anderer Art, als bei jenen Erdefressenden Völkern, und es dürften sich hierbei in physiologischer wie in pathologischer Hinsicht noch mehrere Fragen finden, die nicht so gleich und so leicht zu entscheiden wären.

Joh. Chr. Mikan.

Beleuchtung

einiger im Hesperus ausgesprochenen Vorschläge zur Gemeinnützigmachung der Geistlichkeit.

(Fortsetzung. N. 45.)

Im Aufsatze, Vaccination betitelt, Jahrgang 1813, 2ten Heft, Seite 92. sagt Freyherr von Apfalterer: Das Befugniß, daß die Seelsorger das Impfgeschäft jedoch ebenfalls unentgeldlich betreiben dürften, wäre vielleicht noch zweckmäßiger und ausführbarer. Die Besorglichkeit, daß der gemeine Mann, durch fehlgeschlagene Versuche, mißtrauisch gegen das ganze Impfgeschäft gemacht würde, kann hier um so weniger Platz greifen, da der Seelsorger im Ganzen noch das größte Volksvertrauen, selbst im Heilgeschäfte (?) genießet, und um so weniger hier Zweifeln in die Redlichkeit der Absicht ausgesetzet ist, da er kein anderes Interesse, als das für die gute Sache bei seinem Seelenhirten wahrnehmen wird. Worin liegt die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit der Betreibung des Impfgeschäftes durch die Geistlichkeit? In den chirurgischen Vorkenntnissen, und Vorübungen der Seelsorger? Allein diese fehlen ihnen so ganz, daß sie sich in allen Krankheiten und Unpäßlichkeiten den Aerzten von Profession auf Gnade und Ungnade in die Arme werfen müssen. In ihrer Neigung zur Chirurgie? Aber dagegen spricht doch deutlich die freye Wahl des geistlichen Standes, zu welchen bekannt-

lich die wissenschaftliche Vorbereitung und Ausbildung weit langsamer und mühsamer, und ohne Vergleich kostspieliger ist; ja zu welchem der Entschluß wegen der unerläßlichen Verzichtleistung auf so vielfältige, an sich unschuldige Annehmlichkeiten des geselligen Lebens gerade im vier und zwanzigjährigen Alter weit bedenklicher und abschreckender seyn müßte, als zur Chirurgie, wenn nicht eben ein offenbarer Mangel an Neigung zur Chirurgie, so wie zu jedem andern Berufe, die Verliebe und den Entschluß zum geistlichen Stande allein erklärbar machte. In ihrer Geschicklichkeit und Bildungsfähigkeit? Allein doch wohl nicht bejahrter Pfarrer und Lokalkapläne, sondern allenfalls junger Kooperateren? Diese dürften freylich, besonders durch öffentliches Lob, und durch Verheißung schneller Beförderung, an Muth und Thätigkeit im Impfgeschäfte selbst die Aerzte übertreffen. Sind aber in jedem Pfarrbezirke Kooperatoren? und wo sie sind, sind sie der Impfung wegen da? Und gesetzt, daß die junge Geistlichkeit, von dem Zeitgeiste fortgerissen, der physischen Wohlfahrt der Menschen vor der geistlichen einen entschiedenen Vorzug gäbe, und mit Hintansetzung der Schulen, Kranken, Vorbereitung zum Kanzelvortrage u. d. gl. ausschließlich dem Impfgeschäfte nachgehen wollte; so hat doch Herr Rath André in der Note zu dem angeführten Aufsatze des Freyherrn von Apfalterern den sonderbaren, und alle Impflust niederdrückenden Einfall*) dergleichen gemeinnützige Vaccinationspraxis der Nichtärzte ein schädliches Hineinpfuschen zu nennen. In dem Volksvertrauen zum Klerus? Allein dieses dehnet der Herr Baron aller Erfahrung zuwider über den eigentlichen Wirkungskreis der Seelsorge hinaus. Außer seinem eigenthümlichen Wirkungskreise hat der Seelsorger kein größeres Vertrauen bei dem Volke, als jeder andere ansehnliche oder gebildete Mann. Eine mit noch so viel Umsicht und Popularität dargestellte Vernunftmäßigkeit irgend einer neuen politischen Anstalt prallt von dem unlogikalischen Verstande des gemeinen Mannes immer fruchtlos ab. Wie ruhig, anständig, ja selbst billigend er sich hiebei benehmen mag, immer sieht und fühlt er nur die nächsten Lasten, ohne die künftigen Vortheile einzusehen, oder vorzuempfinden, der Vortrag mag aus dem Munde eines politischen Beamten, oder eines Seelsorgers kommen. Aber dem einfachen religiösen Vortrage des Seelsorgers: Seyd unterthan euerer Obrigkeit! öffnet das Volk, wenn es nur sonst nicht schon von gewissen Menschenbeglückern anders bearbeitet worden, willig sein gläubiges Herz; und wie sehr sich auch seine Selbstsucht, sein Eigennutz, sein Vorurtheil gegen den Gehorsam sträuben möchte, immer siegt das religiöse Pflichtgefühl, geweckt, unterstützt, und gehoben mit rein rein religiösen Motiven, selbst in den prüfungsvollesten Lagen über den Hang nach Ungebundenheit bei ihm ob. Ob aber diese rein religiösen Motive in dem Munde eines Seelsorgers noch welche Kraft behielten, wenn er, dem Vorschlage des Freyherrn von Apfalterern gemäß, selbst ein Vollstrecker politischer Maßregeln würde, bedarf für psychologische Denker schon an sich keiner Erörterung, und dürfte in einer Zeitschrift welche hauptsächlich die physische Wohlfahrt der Menschheit zum Zwecke hat*) kein schicklicher Gegenstand einer Untersuchung seyn.

Was ist der Grund, was die Tendenz aller dieser, und ähnlicher Vorschläge in Betreff der Geistlichkeit? Ist die auf den blos berufsmäßigen Wirkungskreis beschränkte Thätigkeit eines Seelsorgers nicht gemeinnützig genug? Darum nicht gemeinnützig genug, weil der Erfolg seiner Thätigkeit nicht so in die Augen springt, als wenn er Todte lebendig, oder doch wenigsten Kranke gesund machte? Muß demnach die Thätigkeit des Seelsorgers über seinen berufsmäßigen Wirkungskreis hinausreichen, um gemeinnützig zu werden? Wie weit? Wie viel Brodwissenschaften, wie viel Künste und Handgriffe soll sich der Seelsorger systematisch eigen machen, und auf das Publikum anzuwenden wissen, um, objektiv betrachtet, gemeinnützig zu seyn? Sind Vielwisser und sogenannte Tausendkünstler überhaupt gemeinnützige Menschen zu nennen? Wohl dem Staate, wo jedes einzelne Glied desselben seinen größten Ehrgeiz darein setzt: Das Höchste blos in seinem eigenen Fache, ohne Beirrung anderer Staatsräder zu erreichen und zu leisten!

Proßnitz am 19. Juli 1814.

Ignaz Kirchner,
Landdechant und Pfarrer.

Anmerkung des Herausgebers. Der Herr Landdechant zeigt sich hier als einen denkenden, aufgeklärten, für seinen höheren Beruf erwärmten Mann, und beleuchtet vieles treffend und gut, doch nicht

*) Der Herr Verfasser irrt. Es ist dies weder ein sonderbarer, noch überhaupt ein Einfall, am allerwenigsten ein von mir herrührender, sondern ein Grundsatz der Sachverständigen.

*) Ich bitte den Herrn Verfasser um von seinem Irrthume zurückzukommen, das Motto zu erwägen, was auf dem Titelblatt der Bände des Hesperus zu lesen ist, und seine Tendenz hinlänglich anzeigt: Mittheilung der Erfindungen, Künste, Wissenschaften, Verbreitung der Aufklärung, Geistesbildung, der Vernunft, der Einsichten ist Weltbürgerpflicht, Achtung und Vertheidigung der Regierung, der Gesetze, des Eigenthums ist Staatsbürgerpflicht.“

D. H.

Alles, worauf es hier ankam, nicht von allen Seiten, und hie und da etwas zu unfreundlich und zu stechend. Unstreitig enthalten manche der beleuchteten Behauptungen Extreme; aber wenn der Herr Dechant auch das unläugbare Wahre und Gute, was in ihnen liegt, nicht zugeben will und ignorirt, so scheint er doch auch wieder zu weit zu gehen. Ich habe mich daher bemüht, in einigen Anmerkungen auf den Mittelweg zwischen beiden hinzudeuten. Der Herr Dechant scheint selbst auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu stehen, und sich es daher gar nicht denken zu können, daß noch mit Grund und Wahrheit so viele Rügen gemacht werden, als er hier beleuchtet. Vielleicht hat er das Glück in einem Cirkel lauter aufgeklärter und würdiger Männer zu leben, und schließt von seinem Standpunkte auf das Ganze. Wollte Gott solche Menschen machten in ganz Mähren, Böhmen, Ungarn ꝛc. die Majorität!

Solche vorzügliche Menschen sind denn aber auch keine engherzigen Kleingeister. Sie ragen sowohl in ihrer allgemeinen Ausbildung, als in der Aneignung vieler besondern Kenntnisse, welche noch obendrein der Gang unserer itzigen Bildung so leicht macht, weit über den rohen Haufen, besonders auf dem Lande, hervor. Warum sollen sie diese nun nicht gemeinnützig machen, wenn sich die Gelegenheit darbiethet, wenn dieselben auch nicht gerade zu ihrem Berufsstudium gehören? Oder könnten sie vorzügliche Menschen seyn, wenn sie einem andern Symbolum huldigten, als dem: Homo sum et nihil humani a me alienum puto? Wird sich wohl ein Seelsorger dadurch herabwürdigen, wenn er Unwissende belehrt, wie sie einen Scheintodten behandeln müssen, wenn er im Nothfall selbst mit Hand anlegt, wenn er ihn rettet? oder wenn er seinen Pfarrkindern als Rathgeber und Beispiel in besserer Betreibung der Landwirthschaft voran geht?

Ich glaube nicht und kann dafür sprechende, wohlthätige Beispiele anführen. D. H.

Pillen von meinem Arzte, mit unter vergoldet.

(Fortsetzung Nr. 32.)

Siebzehnte Pille.

Die rechte Essenszeit.

Surge quinta, prande nona, cœna quinta, dormi nona, nec est morti vita prona. Das heißt: Um 5 Uhr aufstehen, und um 9 Uhr zu Mittag essen: um 5 Uhr zu Abend essen, und um 9 Uhr zu Bette gehen, macht hundert Jahre alt.

So war es sonst. Genau so lebte man zur Zeit Ludwig XII. in Frankreich. Am Hofe Franz I. aß man um 10 Uhr zu Mittag und um 6 Uhr Abends. Unsere Väter hielten, (wie noch itzt ehrsame Bürger und Bauern, die Armen, der Mittelstand und die Waisen) ihr Mittagsmahl um 12 Uhr und aßen ihr Abendbrod um 7 Uhr. Allmählig ist es aber nun dahin gekommen, daß wir Europäer, je vornehmer und aufgeklärter wir uns halten, und je näher wir dem atlantischen Ocean wohnen, zu eben der Stunde Mittag halten, wo man ehemals zu Nacht aß. Solche Umwandlungen werden durch Convenienz, Mode, Sitten und Meinungen bewirkt. Mag man nun seine Eßzeit mit dem Vornehmen oder Armen halten, nur sehe man darauf, zwischen zwei Mahlzeiten allezeit eine Pause von 6 — 8 Stunden eintreten zu lassen. Denn soviel Zeit bedarf es um die Verdauung vollkommen zu vollenden. Und bis die Eingeweide ihre alte Arbeit nicht vollbracht haben, wird ihnen wohl kein Vernünftiger, dem seine Gesundheit lieb ist, eine neue zumuthen wollen.

Achtzehnte Pille.

Fleisch wohl gekaut ist halb verdaut.

Ein wahres Wort, gegen das hastige Esser so oft sündigen. Im Munde werden die Speisen durch gehöriges Zermalmen mit den Zähnen und den Zufluß des Speichels eben so, wie im Magen, vorbereitet, um, nach erhaltener Beimischung der Galle, im Zwölffingerdarm, zu Milchsaft zu werden, als solcher in das Blut überzugehen und dieses zu ersetzen.

Neunzehnte Pille.

Optimum condimentum fames. Der Hunger ist die beste Brühe.

Dies ist ein sehr altes Sprüchwort, wenn es wahr ist, daß Socrates, indem er mit großen Schritten vor seinem Hause auf niedergieng, einem seiner Freunde, der ihn frug, warum er so hastig hin und her laufe, geantwortet habe: ich bereite mir eine Brühe zu meinem Abendbrod. Wirklich ist dies eben so richtig, als das Sprüchwort: „Was dem Munde gefällt, bekommt dem Magen," falsch und gefährlich ist. Der Sinn des Geschmacks ist zwar ein treuer Rathgeber, und empört sich nicht selten bei schädlichen Nahrungsmitteln; allein nicht immer führt er uns richtig: denn selbst Gifte können wir genießen, ohne daß wir es wahrnehmen, oder ihre gefährlichen Eigenschaften zu entdecken vermögen; er ist bei uns weniger vollkommen,

als bei den pflanzenfressenden vierfüßigen Thieren, die unter Tausenden von Pflanzen jene auszuwählen wissen, welche ihnen zuträglich sind, und die andern gar nicht einmal berühren.

Wir müssen daher zwar auf den Instinkt und die Neigung der Kranken Rücksicht nehmen; aber die Auswahl ihrer Speisen und Getränke darf doch nur unter Zuziehung ärztlicher Kenntnisse geschehen.

Krankheiten verderben zuweilen so sehr den Geschmack, daß nur höchst unverdauliche Sachen ihm angenehm sind, wie man bei bleichsüchtigen Frauenzimmern sieht, die mit großer Begierde Kohlen und Kreide verschlingen.

Das Sprüchwort: „Was bitter ist dem Munde, das macht das Herz gesund“! gefällt mir besser. Im Allgemeinen hat es damit seine Richtigkeit; obschon man auch hievon großen Mißbrauch machen kann, wie dies von den Schlemmern in unsern Tagen geschieht, die während jedem Gelage ein Glas geistiges Wermuthwasser oder andere geistigbittere Liqueure zu sich nehmen, um den Magen, der schon seine hinlängliche Ladung hat, von neuem aufzureizen, ein Übriges zu leisten.

Zwanzigste Pille.

Haltet Füße und Kopf warm, übrigens lebt wie das liebe Vieh.

Montaigne*) erzählt, daß zu seiner Zeit dies Sprüchwort gäng und gebe war. Ein munterer Kopf travestirte es mit dem Vorgeben, daß Boerhaave auf seinem Sterbebette einem seiner Freunde diesen Rath ertheilt habe: den Kopf kalt, die Füße warm zu halten, und im übrigen sich über die Aerzte lustig zu machen. Den letzten Rath wollen wir bei Seite setzen; denn dieser entstand offenbar aus dem Kitzel, ein Sprüchwort zum Epigramm zu erheben; aber die beiden erstern können nicht sorgfältig genug beachtet werden. Unsere Füße, da sie vom Mittelpunkt des Kreislaufs und den vorzüglichsten Quellen der Wärme und des Lebens am weitesten entfernt sind, finden sich unter allen Theilen unsers Körpers den Eindrücken der Kälte am meisten ausgesetzt. Die Fußsohle dünstet stark aus, und diese Ausdünstung darf durchaus nicht gestört werden. Oft sterben bei Alten die Füße vor den übrigen Theilen des Körpers ab. Wenn sich in diesen Theilen eine angenehme Wärme verbreitet, so zeigt dies von einer freyen, kraftvollen und ungehinderten Cirkulazion des Blutes, welches in allen Theilen des Organismus Leben und Kraft zu verbreiten bestimmt ist. Sehr viele Beschwerden, ja lebenslängliche Übel oder die stete Disposition dazu, besonders rheumatischer Art rühren bloß von zu kühl gehaltenen oder erkälteten besonders in Nässe und Feuchtigkeit erkälteten Füßen her; denn eine naßkühle Luft afficirt weit mehr, als eine trockene, ernstlich kalte. Nichts schützt dagegen mehr und zuverläßiger, als das Tragen des Flanells unmittelbar auf bloßem Leibe, den ich überhaupt Allen, die zu Rheumatismen geneigt sind, und deren Haut schwer zum Dunsten zu bringen ist, nicht genug empfehlen kann. Er scheint nicht bloß mechanisch, sondern auch sanft elektrisch zu wirken. Personen von empfindlichen Nerven ist er zwar Anfangs unleidlich, wegen der durch seine sanften elektrischen Reibungen, entstehenden, stechenden oder juckenden Empfindungen. Aber eben diese sind ja ein sicheres Zeichen, daß er wohlthätig wirkt, und man soll die Weichlichkeit überwinden, und sie so gut dulden lernen, als man den unendlich stärkern, brennenden Schmerz des Zieh pflasters erträgt. Um wenige Tage ist es zu thun, und die Haut gewöhnt sich an dies Reizmittel. Die Hunderttausend unsichtbaren Poren öffnen sich; die bisher unterdrückte oder zu schwache, unmerkliche Ausdünstung geht wieder ihren lebhafteren Gang, befreit den Körper nach und nach vom rheumatischen Stoff; dessen bisherige Folgen Husten, Kopfweh, Mangel an Appetit verlieren sich, besonders, wenn damit angemessene Bewegung verbunden ist, und der ganze Mensch fühlt neues Wohlbehagen. Es versteht sich von selbst, daß man mehrere solcher Flanellanzüge bereit haben müsse, um zu wechseln, wenn der eine genug der Ausdünstungen eingesogen hat. Stufenweise muß man, wie die Jahrszeiten wechseln, sie an- und ablegen, und, wie gesagt, sich ihrer sorgfältiger noch in feuchtkühler Frühlings- oder Herbst- als in trockenkalten Winter-Witterung bedienen. Der Gesunde, der ohnedem stets die Füße warm fühlt, bedarf gar keines Flanells; desto bessere Dienste wird er seiner Zeit bei Unpäßlichkeit oder als Präservativ thun. Andere sonst gesunde, die nur örtlich leiden z. B. blos an kalten Füßen, sollen ihn auch nur da tragen.

Dagegen gewöhne man sich früh den Kopf (dem von innen Wärme genug zusteigt, und den die Natur von außen durch das Haar schützte, aber auch ihm durch dasselbe unzählige Ableiter der angehäuften Wärme gab) kühl zu halten. Wer sich früh daran gewöhnte, ihn täglich kalt zu waschen, über und über, verschafft sich dadurch ein herrliches, körperliches und geistiges Belebungsmittel. Wer sich freilich an das Gegentheil gewöhnte, darf davon nur äußerst behutsam, vielleicht gar nicht abweichen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Essais Livr. 2. Chap. 22.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 47. September.

Kunst und Natur in Wien.

Von A. Rittig von Flammenstern.

(Fortsetzung. Siehe N. 45.)

Der große musikalische Dilettanten-Verein in seiner Vervollkommnung.

(Fortsetzung 1. H: 1813. 2. H. 1814.)

Dieser herrliche Verein, dem unsere Kaiserstadt bereits mehrere himmlische Tongenüsse verdankt, dem der Staat selbst in der Folge die Steigerung seiner Cultur im Gebiete der Tonkunst verdanken wird, erhält nun nach dem Wunsche aller Freunde des Schönen, Consolidirung und Dauer, und bestätigt neuerdings die schon so oft erprobte Erfahrung: daß man in unserm glücklichen Oesterreich nur das Gute wollen dürfe, um es schon verwirklicht zu sehen.

Nachdem die 50 Bevollmächtigten als engerer Ausschuß (Hesp. 2. H. 1814.) zur Entwerfung der Statuten folgende Individuen gewählet hatten, nämlich den Joseph Fürsten v. Lobkowitz, Anton Grafen v. Appony; Moriz Grafen v. Dietrichstein; Moriz Grafen v. Fries; Niclas Freyherr v. Kruft; Hauschka Vincenz, k. k. Rechnungsrath; Mosel Ignaz, k. k. Hofconcipisten, bekannt als Schriftsteller; Salieri Anton, k. k. Hofkapellmeister; Sonnleithner Joseph, Hoftheatersekretär und perpetuirlicher Sekretär der Gesellschaft adelicher Frauen, als dramatischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt; Post Johann, k. k. privil. Großhändler; Zizius, Professor und als Schriftsteller rühmlichst bekannt; Zmeskall, k. k. Hofsekretär; wurden von diesen die Statuten mit Umsicht entworfen, von den 50 Bevollmächtigten berichtiget und bestätigt, und sodann Sr. Majestät unterlegt, welche dieselben unterm 28. Juni d. J. allergnädigst genehmigten.

Ihnen zu Folge besteht nun diese Gesellschaft unter dem Protectorate Sr. kais. Hoh. des E. H. Rudolph, und unter der Benennung:

Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates.

Sie erfreut sich des hohen Schutzes Sr. kais. Hoheit des E. H. Rudolph, höchstwelcher das ihm angebotene Protectorat anzunehmen geruhte. Dieser erlauchte Prinz ist selbst eingeweiht in die Mysterien der Tonkunst, und war von jeher ihr erhabenster Mecenat.

Da die sanctionirten Statuten die klarste Ansicht von dem Bestand, Umfange, Wirkungskreis und der innern Einrichtung dieses Vereins geben, so dürfte es den Lesern des Hesperus angenehm seyn, zur Orientirung die Hauptmomente derselben hier ausgehoben zu finden:

Der erste Abschnitt spricht:

Von den Zwecken der Gesellschaft.

Die Emporbringung der Musik in allen ihren Zweigen ist ihr Hauptzweck, Uebung und Selbstgenuß derselben sind nur untergeordnete Zwecke.

Um den Hauptzweck zu erreichen, wird die Gesellschaft:

Erstens: Ein Conservatorium errichten, in welchem Zöglinge beyderley Geschlechts aus den gesammten k. k. österreichischen Staaten im Gesang, in der Declamation, auf Instrumenten, im praktischen Generalbaß, im Tonsatze, in Sprachen und andern Nebengegenständen gebildet werden sollen.

Zweitens: Wird sie die vorhandenen classischen Werke zur Ausführung bringen, theils um dadurch den musikalischen Geschmak überhaupt zu erheben und zu veredeln, theils um durch die Anhörung derselben aufkeimende Talente zu begeistern, und zu dem Bestreben zu erwecken, sich auch zu classischen

Tonsetzern zu bilden, wozu die Gesellschaft durch Aufmunterungen und Belohnungen nach ihren Kräften beitragen wird.

Drittens: Wird sie Preisfragen über Gegenstände, welche unmittelbar auf die Musik Bezug haben, aussetzen.

Viertens: Wird sie eine belehrende musikalische Zeitschrift, in zwanglosen Heften, unter dem Titel: Annalen der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, veranstalten, welche die sämmtlichen Verhandlungen der Gesellschaft, gründliche und ausführliche Recensionen, Charakteristiken einzelner Tonsetzer und ausübender Tonkünstler oder Zergliederungen ihres eigenthümlichen Styles, Preisabhandlungen, biographische Notizen, ein musikalisches Intelligenzblatt, und das Verzeichniß der Mitglieder, welche bei den großen Concerten mitgewirkt haben werden, enthalten soll.

Fünftens: Wird die Gesellschaft eine musikalische Bibliothek anlegen, welche in der Folge zum öffentlichen Gebrauche eröffnet werden soll.

Sechstens: Will sie auch nach ihren jedesmahligen Kräften, und unbeschadet ihrer übrigen Zwecke, ganz besonders ausgezeichnete Kunsttalente unterstützen, und eben so Privatanstalten, welche die Musik wesentlich befördern.

Eine Anmerkung in den Statuten sagt uns ferner: daß der erste Zweck den die Gesellschaft zu erreichen streben wird, die Errichtung des Conservatoriums ist, und daß die Gesellschaft auch die Absicht habe, durch Actien und andere Zuschüsse, welche aber sämmtlich außer den Verbindlichkeiten der einzelnen Gesellschafts-Mitglieder liegen, ein eigenes Gebäude herzustellen, welches sie in den Stand setzen wird, obige Zwecke in ihrem ganzen Umfange ausführen zu können.

Aus dem zweiten Abschnitt ersehen wir, daß in der Gesellschaft drei Arten von Mitgliedern bestehen:

a) wirkliche ausübende Mitglieder. Um als ein solches einzutreten, muß man den Gesang, oder das Spiel auf irgend einem Instrumente zu dem Grade der Vollkommenheit gebracht haben, welcher nothwendig ist, um in einer Vocal- oder Instrumental-Ripienstimme, zur Aufführung mitwirken zu können.

b) wirkliche unterstützende Mitglieder, welche ohne die Kunst selbst auszuüben, die Absichten der Gesellschaft durch Beyträge und anderweitige Mitwirkung zu ihren Zwecken unterstützen.

c) Ehrenmitglieder, welche die Gesellschaft selbst, und zwar der leitende Ausschuß als solche aus den Tonsetzern, musikalischen Gelehrten und Tonkünstlern vom ersten Range, zum Beytritt einladet, und in Rücksicht ihrer ausgezeichneten Kenntnisse als Rathgeber zu besitzen wünscht ꝛc.

Diesen Mitgliedern sind verschiedene Rechte eingeräumt, und zwar den wirklichen ausübenden so wie den wirklichen unterstützenden Mitgliedern:

a) Das Stimmrecht in allen jenen Fällen, in welchen die Entscheidung der allgemeinen Stimmenmehrheit eingeräumt ist.

b) Das Recht, von allen jenen Schriften und Musikalien, welche durch die Gesellschaft in Druck gegeben werden dürften, ein Exemplar um zwey Drittheile des Currentpreises zu erlangen.

c) Der Anspruch auf unentgeldliche Ueberlassung eines Abdruckes der Statuten, und der übrigen allen Mitgliedern nothwendigen Gesellschaftspapiere.

d) Das Recht, zu verlangen, daß der leitende Ausschuß die Vorschläge, welche das einzelne Mitglied zum Besten der Gesellschaft machen zu können glaubt, in Berathschlagung nehme.

e) Das Recht des freyen Eintritts zu den Gesellschaftsconcerten für ihre Person mittelst eines Eintrittsbillets.

f) Der Anspruch auf ein freyes Eintrittsbillet zu den Generalproben der öffentlichen Concerte für eine angehörige Person, in so fern das ausübende Mitglied bey der Aufführung persönlich mitwirkt.

g) Das Recht, zu den verschiedenen ehrenvollen Leitungsgeschäften in der Gesellschaft gewählt zu werden.

h) Das Recht, die Mittheilung der summarischen Gesellschaftsrechnung zu verlangen.

Die Ehrenmitglieder genießen den freyen Eintritt sowohl zu den öffentlichen, als den Gesellschaftsconcerten.

Die Verbindlichkeit der wirklichen aus-

übenden, und der wirklichen unterstützenden Mitglieder besteht im Allgemeinen in der freywillig übernommenen Verpflichtung, die Statuten der Gesellschaft zu beobachten, und sich allen von der Gesellschaft zur Erreichung ihrer Zwecke als nothwendig erkannten, und von Seiner Majestät sanctionirten Maßregeln zu fügen.

Der dritte Abschnitt umfaßt:

Die Organisation der Gesellschaft.

Die Gesellschaft hat einen Repräsentantenkörper, besondere Committeen, einen leitenden Ausschuß, einen Präses, und einen Protector.

Der Protector ist das Organ der Gesellschaft bey dem Throne des Monarchen, läßt ihr seinen hohen Schutz angedeihen, wacht über die Handhabung der Statuten, und beseitigt alles, was den in selben ausgedrückten Zwecken der Gesellschaft zuwider ist ꝛc.

Die Gesellschaft wird durch 50 Individuen vorgestellt, welche Repräsentanten heißen, und aus ihrer Gesammtzahl gewählet werden.

Nach dem 11. §. wird die Großjährigkeit des Mitglieds erfordert, um in den Repräsentantenkörper gewählt zu werden, und obschon die weiblichen Mitglieder das allgemeine Recht zu wählen, und das Recht in den Vocal- und Instrumental-Abtheilungen als Ausschuße gewählt zu werden, besitzen, so können sie doch nicht zu den eigentlichen Geschäftsführern in der Gesellschaft gewählt werden.

Die Repräsentanten wählen aus ihrem Mittel 12 Individuen aus, welche den Gang des Ganzen leiten, und daher der leitende Ausschuß heißen. Diese bleiben zugleich Repräsentanten, ꝛc.

Weder die Repräsentanten, noch der leitende Ausschuß sind perpetuirlich. Nach den ersten 3 Jahren wird durch das Loos bestimmt, welche 6 Individuen im leitenden Ausschuße zu verbleiben haben, wornach die andern 6 Individuen unter die Repräsentanten zurücktreten. In der Folge treten immer alle 3 Jahre die ältern Mitglieder des leitenden Ausschußes aus. Sofort wird von 44 Repräsentanten gelost, welche 19 von ihnen zu bleiben haben, wornach die übrigen 25 in die allgemeine Gesellschaft zurücktreten. Dann werden die fehlenden 25 Repräsentanten aus der Gesammtzahl der Mitglieder ergänzt, und die hiernach vollständige Zahl der Repräsentanten wählt dann aus ihrem Mittel die fehlenden 6 Mitglieder des leitenden Ausschußes.

Dem Präses ist auch ein Stellvertreter desselben beigegeben. Der Präses wird von der Gesammtzahl der Gesellschaft, und aus derselben auf 6 Jahre gewählt. Er besteht außer den 12 Mitgliedern des leitenden Ausschußes, an deren Spitze er steht. Bey gleichen Stimmen hat er das Recht zu entscheiden.

Der Stellvertreter des Präses wird von den 50 Repräsentanten aus den Mitgliedern des leitenden Ausschußes, und zwar auf 3 Jahre gewählt.

Jedes Mitglied des leitenden Ausschußes sowohl, als des Repräsentantenkörpers kann austreten, hat es aber so früh als möglich dem Präses anzuzeigen. An dessen Stelle hat jenes Mitglied einzutreten, welches nach Maßgabe der von der letztvorhergegangenen Wahl aufbewahrten Wahlstimmen, zu Folge der Stimmenmehrheit der nächste am Eintritt ist.

Außer diesem hat die Gesellschaft einen Sekretär, welcher alle schriftlichen Verhandlungen der Gesellschaft besorgt, und der von dem leitenden Ausschuße aus der Gesammtzahl der Mitglieder auf 6 Jahr dem Präses vorgeschlagen wird, ꝛc. Diesem Sekretär wird ein Expedient beigegeben, welcher alle schriftlichen Aufsätze copirt, überhaupt alle Kanzleigeschäfte besorgt, aber ohne bey den Sitzungen gegenwärtig zu seyn, und nöthigen Falls dem Cassier an die Hand zu arbeiten hat. Derselbe ist perpetuirlich, sollte man ihn entlassen wollen, so entscheidet hierüber der leitende Ausschuß.

Dieser dritte Abschnitt enthält ferner: die mit vieler Umsicht entworfenen Wirkungskreise des Repräsentantenkörpers, des leitenden Ausschußes und des Präses, dann die Vorschriften zu der alle Vierteljahre Statt findenden Repräsentantenversammlung, zu den Wahlen, und mehrere klare Bestimmungen für die Gesellschaftskanzlei.

Der vierte Abschnitt trägt die Aufschrift: Von den Committeen überhaupt.

Als das einfachste Mittel, die verschiedenen Zwecke der Gesellschaft zu erreichen, die Geschäfte verhältnißmäßig zu vertheilen, und die einzelnen Talente am ergiebigsten zu benutzen, wird die Errichtung besonderer Committeen für die verschiedenen Geschäftszweige, welche sich aus der vorhergegangenen Aufstellung der Gesellschaftszwecke ergeben betrachtet.

Diese Committeen theilen sich hier in permanente und periodische.

Die permanenten sind:

a) Die Committee der öffentlichen Concerte.
b) " " der Gesellschaftsconcerte.
c) " " des Conservatoriums.
d) " " der Bibliothek.
e) " " Annalen der Gesellschaft.

Die periodischen sind:

a) Die Committee des Baues.
b) " " zur Prüfung der Preisabhandlungen.

Die Mitglieder sämmtlicher Committeen werden in allen Fällen von dem Repräsentantenkörper aus der Gesammtzahl der Mitglieder auf Vorschlag des leitenden Ausschußes gewählt, so auch die Zahl der Mitglieder, welche in jeder Committee nie unter 5 seyn darf, und die Zeit, durch welche diese Mitglieder ihr Amt zu verwalten haben, bestimmt.

Die folgenden Paragraphe dieses Abschnittes beziehen sich auf die Aufstellung dieser Committeen.

Der fünfte Abschnitt handelt: von den öffentlichen Concerten, und der Committee der öffentlichen Concerte.

Theils um den ächten musikalischen Geschmack zu verbreiten, theils um sich durch ergiebige Einnahmen die Geldkräfte zu verschaffen, ohne welche die Gesellschaft ihre übrigen vorgesetzten Zwecke nicht erreichen könnte, wird jährlich die Aufführung zwey großer musikalischer Werke für das große Publikum, zum Besten des Fondes der Gesellschaft Statt haben, und von jedem Werke werden zwey Productionen in kurzen Zwischenräumen gegeben werden.

Wie diese Productionen in Vollzug zu setzen kommen, und mit was sich die hiezu bestimmte Committee zu befassen hat, wird in mehreren Paragraphen ausführlich erläutert.

Der sechste Abschnitt handelt von den Gesellschaftsconcerten und deren Committee.

Die Gesellschaftsconcerte haben den Selbstbetrieb und Selbstgenuß der Musik zum Zweck. Sie sind nur für die Mitglieder der Gesellschaft bestimmt, und werden vorläufig auf vier des Jahres festgesetzt; nie werden sie im Laufe eines Jahres die Zahl von 6 überschreiten. Sie sind unentgeldlich, da sie als die eigentlichen und einzigen Uebungen der Kunstfreunde betrachtet werden. Bey diesen Concerten werden die vorzüglichen Talente im Kunstgesang, und auf den Instrumenten Gelegenheit finden, sich hören zu lassen.

Leitung und Einrichtung dieser Gesellschaftsconcerte wird in den Paragraphen 65—70. bestimmt.

Im siebenten Abschnitt wird:

Von der Chorübungsanstalt gesprochen.

Zur Uebung des Chores wird eine besondere Anstalt gegründet; die Absicht derselben ist, daß die Mitglieder des Chores sich an den gemeinschaftlichen Vortrag gewöhnen, denselben durch Uebung zur Vollkommenheit bringen, und zugleich zur Bildung des Geschmaks die vortrefflichen mehrstimmigen Compositionen kennen lernen, welche wir besitzen und besitzen werden. Auch in dieser Abtheilung wird mit alter und classischer Musik abgewechselt, und werden die Mitglieder mit dem Fortschreiten der Kunst in diesem Zweige bekannt gemacht werden. Die ausgezeichneten Tonsetzer werden eingeladen, diese Anstalt mit Vocal-Musik von ihren Compositionen zu beschenken, und ihr die vortrefflichen Arbeiten anderer Meister, welche ihnen bekannt sind, anzuzeigen.

Die Mitglieder des Chores, das ist: alle für den Gesang beygetretenen Mitglieder der Gesellschaft, versammeln sich in den Monaten November, December, Jänner, Februar, März und April wöchentlich ein Mahl an dem Tage und zu der Stunde, welche für die meisten Mitglieder die bequemste seyn dürfte, und welche der Director der Anstalt mit den Ausschüssen der vier Singstimmen ausmittelt. In den übrigen Monaten wird diese Uebung zwey, oder wenigstens ein Mal des Monats fortgesetzt.

Für die mitunter vorkommenden Solostimmen werden die Ausschüsse der vier Singstimmen Choriphäen wählen, und zwar für jede Stimme vier. Diese Choriphäen tragen ihre Parten nach der Reihe vor, welche das Loos bestimmt. Diese Wahl geht jährlich vor sich.

Die innere Einrichtung dieser Chorübungsanstalt macht den Inhalt der übrigen Paragraphen aus.

Der achte und letzte Abschnitt handelt:

Vom Eigenthume der Gesellschaft, und der Verwaltung desselben.

Die Gesellschaft kann Eigenthum haben, und wird in Rücksicht des Eigenthums, welches sie künftig erhalten sollte, als eine moralische Person betrachtet, welche ihr Eigenthum selbst verwaltet.

Die Einkünfte der Gesellschaft bestehen vor der Hand, und abgesehen von großmüthigen Geschenken, welche sie durch Freunde des Vaterlandes und der Kunst erhalten dürfte, in den Beyträgen der einzelnen Mitglieder, und den Einnahmen bey den öffentlichen Concerten; in der Folge dürften öffentliche Productionen der Zöglinge des Conservatoriums, der vortheilhafte Absatz der Gesellschaftsannalen, eines musikalischen Almanachs, und der musikalischen Werke, welche der Gesellschaft eigenthümlich gehören, eine neue Quelle der Einnahmen eröffnen.

Die wirklich ausübenden Mitglieder, welche als bezahlend eintreten, entrichten einen monatlichen Beytrag von dreißig Kreuzern.

In Rücksicht der wirklich unterstützenden Mitglieder, die der Gesellschaft bloß beytreten, um ihre Absichten durch Beyträge zu befördern, wird nur festgesetzt, daß Jedes derselben seinen monatlichen Beytrag selbst bestimmt auszudrücken habe, und daß der Beytrag nicht geringer, als das Doppelte des Beytrages der wirklichen ausübenden Mitglieder seyn könne; jedoch werden dem Eifer zur Beförderung der Kunst keine Gränzen gesetzt, und die Annalen der Gesellschaft werden die Namen derjenigen aufbewahren, welche sie durch größere Beyträge unterstützen.

Alle Beyträge werden bey den Mitgliedern eingehoben. Es steht jedem Mitgliede frey, monatlich, oder auf mehrere Monate, auch auf ein ganzes Jahr voraus zu bezahlen. Jedes Mitglied, das im Laufe des Gesellschaftsjahres (vom 28. Juni 1814 an) eintritt, bezahlt den Beytrag vom ersten Monate dieses Jahres an.

Wenn ein Mitglied, welches eine Bezahlung voraus geleistet hat, aufhört, es zu seyn, kann kein Rückersatz Statt haben.

Man kann zugleich als wirkliches, ausübendes und unterstützendes Mitglied beytreten; aber das Mitglied, welches nebst dem gewöhnlichen Beytrag auch einen Unterstützungsbeitrag entrichtet, erhält dadurch kein doppeltes Stimmrecht.

Der leitende Ausschuß verwaltet das Geschäftseigenthum, und hat alle hierauf Bezug habende Geschäfte zu besorgen; er bestimmt die Summen, welche den einzelnen Committeen verabfolgt werden sollen; er macht dem Repräsentantenkörper jährlich den Stand des Gesellschaftsvermögens bekannt.

Die übrigen noch folgenden Paragraphen beziehen sich auf Ausstellungen der Geldurkunden und Geldverpflichtungen, dann auf den Wirkungskreis des Cassiers, der nach dem 95. §. über alle Einnahmen und Ausgaben vierteljährig Rechnung zu legen hat. Diese Rechnung wird dem leitenden Ausschuße übergeben, von drey durch den Repräsentantenkörper aus seinen Mitteln jährlich gewählten Revidenten geprüft, und nachdem der Cassier sein Absolutorium vom leitenden Ausschuße erhalten hat, mit Jahresschluß sämmtlichen Mitgliedern der Gesellschaft summarisch bekannt gemacht, auch wird diese summarische Rechnung den Annalen der Gesellschaft eingeschaltet, und jedes Mitglied des Repräsentantenkörpers hat das Recht, auch von der ausführlichen Rechnung Einsicht zu nehmen.

Am Schluße dieser mit so vieler Sachkenntniß verfaßten Statuten, erlaube ich mir die Bemerkung: ob es nicht für die feste Begründung dieser Anstalt entsprechender gewesen wäre, wenn man zugleich auf das persönliche Interesse der dermern Mitglieder dadurch gewirkt hätte, daß in der Folge kein musikalisches Individuum eine Anstellung bey der Hofcapelle, im Orchester der Hoftheater u. s. w. erhält, das nicht durch einige Zeit wirklich ausübendes Mitglied dieser Gesellschaft war.

Manches Genie würde dadurch an den Verein gefesselt worden seyn, das nun, weil es sein Interesse hier nur halb erfüllet sieht, blos seinem Nahrungszweige nachgehet! —

Was das im Eingange der Statuten erwähnte Conservatorium betrifft, so ist der Antrag, dasselbe nach dem Entwurfe des talentvollen k. k. Hoftheater-Architekten Ortner, vor dem Kärntnerthore auf dem Glacis erbauen zu lassen. Welcher Bau daselbst jedoch nur in dem Falle Statt finden kann, wenn Wien in der Folge nicht mehr als Festung betrachtet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachricht.

Die neue in der Tuchfabrik des Herrn Wünsch zu Brünn errichtete Dampfmaschine betreffend.

Die Fortschritte der Industrie in dem Österreichischen Kaiserstaate müssen im Ganzen sehr bedeutend seyn, wie dieß schon aus den Resultaten d. h. der Erzeugung mannfaltiger Fabrik- und Manufactur-Producte aller Art hervorgehet; aber diese erfreuliche Thatsache könnte in ein noch schöneres Licht gestellt werden, wenn einzelne Fälle industrieller Verbesserungen mehr bekannt würden, — zu geschweigen der Vortheile, welche nach dem alten exempla trahunt (in diesem Falle sehr glücklich mit dem frühern verba docent verbunden) von dergleichen Bekanntmachungen zu hoffen wären. Möge folgender Beitrag nicht ganz diesen Endzweck verfehlen!

Brünn, wo viele Tuchfabriken blühen, ist auch ein Schauplatz der industriellen Fortschritte dieses Fachs. In allen dortigen Fabriken bestehen seit längerer Zeit verschiedene Maschinen zur Beförderung der Tuchfabrikazion. Einigen Fabriken fehlt es in dessen für ihre Maschinen, als z. B. Schrobelmaschinen, Walken, Scheermaschinen u. s. w. an der wohlfeilsten treibenden Kraft — dem Wassergefälle — sie mußten daher ihre Zuflucht zu kostbaren Mitteln z. B. den Pferdegöpeln oder Tretscheiben nehmen. — In gleichem Falle befand sich die Fabrik des Herrn Wünsch. Er entschloß sich vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, und statt der erwähnten Hülfsmittel, eine Dampfmaschine nach dem Vorschlage und Plan des Herrn Baildon zu errichten. Diese Maschine — die erste und einzige in Brünn und in Mähren *) — ist in ihrer Construction eine Boulton-Wattsche mit 13 Zölligem Cylinder. Ihr Eingreifen in die durch sie zu treibenden Fabrikazions-Maschinen ist auf folgende Weise eingerichtet worden. **) Die Zugstange vom Balancier der Dampfmaschine greift in eine Scheiben-Kurbel (Scheiben-Krummzapfen) welche Einrichtung sich vortheilhaft vor der gewöhnlichen dadurch auszeichnet, daß die bewegende Kraft in der Mitte der ersten oder Hauptradwelle ihren Angriffspunkt hat, wodurch nicht allein der Schwung der ganzen Maschinerie befördert, sondern auch die Verbindung der Dampfmaschine (als treibenden Kraft) mit den verschiedenen in Bewegung zu setzenden Fabrikazionsmaschinen sehr geschickt und sinnreich zu Stande gebracht ist. Die Scheibenkurbel setzt die, in der Mitte durch dieselbe abgetheilte Hauptwelle in Bewegung; an dem einen Ende dieser Welle ist ein Getriebe, welches eine stehende Welle, und vermittelst dieser wieder eine horizontal liegende über den ganzen Bodenraum des Fabrikgebäudes laufende Welle mit der passenden Geschwindigkeit umdrehet. Von dieser leztern laufen starke lederne Bänder in die Fabrikzimmer durch die Decke herab, und treiben daselbst 1 Farbeholzschneidemaschine *), und 3 Schrobelmaschinen; die erstere befindet sich in einem abgesonderten Gemach. Außerdem werden 3 Scheermaschinen in einem anstoßenden Zimmer noch eingerichtet, und sodann auf gleiche Art durch die oben über den Bodenraum laufende Welle in Bewegung gesetzt werden. **) Am andern Ende der Hauptwelle wird das Getriebe für eine Walke mit 3 Hämmern angebracht werden, sobald das Gebäude dazu errichtet seyn wird. ***) An beiden Enden der Hauptwelle, neben den Getrieben, sind große schwere aus Eisen gegossene Schwungräder aufgeschoben, um eine Gleichförmigkeit der Kreisbewegung zu erzwecken.

*) Und die erste und einzige wohl in der Monarchie für einen fortgehenden Fabrik-Gebrauch.

D. H.

**) Die Anlegung der Walke, die in dem ursprünglichen Entwurfe nicht lag, hat in den innern Einrichtungen einige Abänderungen rathsam und nothwendig gemacht, die bereits größtentheils getroffen sind.

*) Der Eigenthümer fand es nach angefangenen Betrieb vortheilhafter, statt der Holzschneide-Maschine, (deren er zu eignen Fabriks-Gebrauch nicht bedurfte) noch eine der stärkern Schrobel-Maschinen anzulegen, die Holzschneide-Maschine vor izt zu beseitigen, und mehr Bedacht auf den Bedarf für die eigentliche Tuchfabrication zu nehmen.

**) Diese sind bereits in einem Nebenzimmer vorgerichtet und werden, so wie die 4 Schrobel-Maschinen durch die Dampf-Maschine, sehr gleichförmig betrieben. An der Errichtung der Walke wird mit allem Fleiße gearbeitet.

***) Diese Walke wird auf 3 Loch oder 6 Hämmer angelegt, und nur ein Schwungrad, auf dessen Welle ein Sonnen- und Planeten-Rad angebracht ist, angewendet werden.

Die verschiedenen in einander greifenden Getriebe, die Scheibenkurbel, die Schwungräder und andere Theile der Maschinerie sind aus Eisen gegoßen, nur die eigentlichen Wellbäume sind von Eichen- und Fichtenholz.

Die Haupttheile der eigentlichen Dampfmaschine, der Cylinder nebst Zubehör sind zu Gleywitz in Ober-Schlesien auf den dortigen ganz nach englischer Art eingerichteten königl. Preußischen Eisenwerken gegoßen, gebohrt und gearbeitet worden; weil nur die dortigen Werke, welche auch die Fabrikazionen ganzer Dampfmaschinen jeder Größe übernehmen, die zur Verfertigung der Cilinder und Ventile nöthigen Bohrmaschinen besitzen. — Die andern eisernen Maschinentheile z. B. die verschiedenen Räder sind meines Wissens zu Saar (in der Gegend von Brünn) auf den k. k. Eisenwerken gegoßen und verfertigt worden. *)

Nach der Angabe des Unternehmers Herrn Fabrikanten Wünsch, ist die tägliche Consumtion von Steinkohlen zur Feurung unter dem Kessel der Dampfmaschine sehr bedeutend; auf meine Bemerkung hierüber sagte er mir, daß die Steinkohlen von Rossitz sehr viel Unverbrennliches mit sich führten, hingegen die Kohlen von Oslowan (beides sind Orte in der Nähe von Brünn) zu schnell wegbrennten. Ich meines Theils glaube aber, daß die Leute welche jetzt die Maschine und das Einfeuern unter ihren Kessel besorgen, eines Theils zu stark feuern, und diesem wäre vielleicht durch Einrichtung eines Heerds unter dem Kessel nach Rumfords Art, welcher gerade nur das immer nöthige Quantum von Kohlen faßt, abzuhelfen; die Züge unter dem Kessel blieben dabey unverändert; andern Theils mag der Umstand die Consumtion sehr vergrößern, daß der Herr Besitzer das Feuer noch nicht fortwährend Tag und Nacht unterhält, sondern die Maschine gewöhnlich Abends durch Entziehung der Feurung still stehen läßt, wodurch denn jedesmal die Umgebungen des Kessels und sein Inhalt erkalten, was beim Feuern unter dem Kessel am folgenden Morgen eine größere Consumtion der Wärme veranlaßt.

Dieß wird jedoch wegfallen, wenn die noch fehlende Walke erbauet, und überhaupt die Umgebungen der Maschine ganz vollendet, auch die Leute zu deren Bedienung noch besser abgerichtet seyn werden. *)

*) Alle Haupttheile dieser Dampf-Maschine den Dampf-Cylinder ausgenommen, sind theils auf dem, dem Herrn Homolatsch gehörigen Eisenwerke zu Friedland, der Herrschaft Hochwald, theils auf dem Stiepanauer der Herrschaft Pernstein gegoßen und auf letzterem Werke, wo Herr Baildon alle Einrichtungen zur Verfertigung dieser Art kleinerer Dampf-Maschinen getroffen hat, als Bohr- und Drehwerk zusammengesetzt worden. Auch der in Friedland gegoßene Dampf-Kessel wurde in Stiepanau gebohrt. Weil aber nach dem Bohren sich einige Fehler darin vorfanden und im Winter die Friedländer und Stiepanauer Oefen außer Betrieb waren, mußte um den Bau nicht länger aufzuhalten, der Cylinder aus Preußisch-Schlesien eingeführt werden. Auf dem Pelleser Eisenwerke der Herrschaft Saar sind nur einige Getriebräder, während des Stillstands des Stiepanauer Ofens gegoßen worden.

*) Der Verbrauch der Steinkohlen ist zwar im Verhältniß der gegenwärtig der Dampfmaschine aufgelegten Arbeiten bedeutend, und zwar dadurch, daß die ganze, bey allen Dampfmaschinen unvermeidliche, beträchtliche Friction eben so überwunden werden muß, als zur Zeit, wo sie ihre volle Last haben wird; ist jedoch nicht größer als bey allen andern Dampfmaschinen dieser Größe und Construction.

Die Rossitzer Steinkohlen enthalten allerdings eine bedeutende Beymengung von Schiefern †) die im Feuerheerd viele Schlacken geben, das öftere Putzen des Feuerplatzes nöthig machen, und einen größern Aufwand an Kohlen als bey dem Verbrauch der Oslawaner die viel reiner sind, veranlassen. — Diese Qualität dürfte nicht unwahrscheinlich an den noch nicht in der Teufe ausgedehnten Rossitzer Bergbau und der Nähe des Ausstreichens des Flötzes liegen. ††)

Eine Verengung des Feuerheerds, so daß er gerade das erforderliche Quantum Kohlen fassen sollte, ist nicht ausführbar. Denn sobald mehr oder weniger Last oder Widerstand der Dampfmaschine

†) Nicht in der Regel, sondern nur durch Vernachläßigung beim Aushalten oder durch betrügliche Zumischung der Fuhrleute.

D. H.

††) Allerdings sind die Kohlen um so vorzüglicher, als die Wässer verstatten, sie aus größerer Tiefe zu holen.

D. H.

Immer macht es dem Unternehmungsgeiste des Herrn Besitzers sehr viel Ehre, daß er sich in gerechten Vertrauen auf die Geschicklichkeit des Herrn Baildon entschloß, durch Errichtung einer Dampfmaschine die Bahn zur Benutzung dieses Meisterstücks des menschlichen Erfindungsgeistes im dortigen Fabrikwesen zu brechen, wobey wohl zu bemerken ist, daß er sich noch nicht auf lokale Erfahrungen stützen konnte. *)

Möge ein glücklicher Fortgang seines Unternehmens ihn belohnen und das Werk krönen! **)

Prag 20. July 1814.

---

durch das An- oder Ablegen eines Theils der verschiedenen Maschinerien aufgelegt wird, so muß in dem Verhältniß der Dampf mehr oder minder stark seyn, folglich mehr oder minder gefeuert werden, welcher Fall auch eintritt, sobald als in der Qualität des Brennmaterials ein Unterschied vorkommt. Bey einem ununterbrochenen Betrieb der Maschine (Tag und Nacht) wird allerdings eine verhältnißmäßige Verminderung des Brennmaterials statt finden, es wird aber auch gegenwärtig durch Verschließung der Umgebungen des Kessels nach geendigter Arbeit wegen des Erkaltens möglichst gesorgt. —

*) Das Etablissement des Herrn Wünsch ist neu, und hat noch nicht die Ausdehnung erreichen können, als so viele andere ältere bedeutendere Fabriken, wovon nur eine bisher mit einem solchen Beyspiel voranzugehen wagte, und vor mehrern Jahren die Errichtung einer Dampfmaschine beschloß, die aber durch die Unternehmer der Ausführung nach Errichtung des Gebäudes und Anfertigung einiger Maschinentheile im Stillstand gerieth und noch unvollendet liegt, wodurch für die Fabrikeninhaber ein wesentlicher Nachtheil, und für andere viel abschreckendes Mißtrauen bewirkt wurde, dennoch hat Herr Wünsch sein Vorhaben ausgeführt, und die Bahn für andere eröffnet.

Ausführlichere belehrendere Bemerkungen über diese neue Anlage dürften erst nach Vollendung des ganzen Werkes interessanter, bestimmter und zweckmäßiger mitgetheilt werden können.

**) Der Herr Verfasser besah diese merkwürdige Maschine auf seiner Durchreise durch Brünn und ist derselbe, den ich als Architekten und ökonomischen Ingenieur nachdrüklich empfehlen muß. Man sehe N. 6, 24, 32, 33. und 40, der Oekonomischen Neuigkeiten von diesem Jahre. — Man vergleiche die Nachrichten über die vom Herrn Grafen Bucquoi erfundene Dampfmaschine im Hesperus N. 10, 76 1812. N. 8, 1813. und N. 15, 1814. — dann von der Langreuterschen in Pest erbauten Dampfmaschine N. 12. 1812.

D. H.

An die Freunde

nach Horaz.

Gewitternacht umhüllt des Himmels-Bogen,
Und Schneegewölk bedeckt sein lichtes Blau;
Jezt rauschen Meer und Wald vom Sturmwind wild durchzogen,
Der thrazisch wüthet durch die Au.
Laßt jezt auch uns mit ruhigem Gemüth
Uns freuen, da uns noch die Kraft der Jugend blüht;
Da noch die Sticne sich entrunzeln läßt,
Bringt mir den Wein zu diesem frohen Fest,
Als mein Torquatus Consul war, gepreßt.
Weg mit den Grillen, die sich trüb um uns verbreiten,
Ein Gott wird alles ja zum Ziele leiten.
Mit Salben Persiens benetze froh dein Haar,
Verscheuche deiner Sorgen schwarze Schaar
Mit des Mercurius erhabenen Gesang
Und mit der Lyra holden Saiten Klang.
So in Achillens Ohr einst Chirons Rede hallte.
Sohn einer Göttin, Held von unbesiegten Muth:
Dir bleibt Asaracus Gebiet dort, wo der kalte
Scamander rinnt und des Simois Fluth;
Die Rückkehr wehret die der Parzen Faden;
Zu Griechenlands befreundeten Gestaden
Trägt Thetis Woge dich nicht mehr zurück.
Hier mußt du dir mit freudigem Gesange
Hier mit der milden Lyra Klange
Erschaffen selbst ein sichres Glück.

Franz v. Mallitz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 48. September.

Dritte Antwort

auf die im 1. Heft des Hesperus Nr. 6. Jänner 1813. S. 47 eingerückten pädagogischen Fragen.

(Man vergleiche N. 48, 51, 59 und 78 von 1813.)

Der bescheidene Herr Anfrager in dem angeführten Blatte, dem es vielleicht als Vater und Staatsbürger, nicht bloß um seinen Sohn, sondern auch um die Söhne so vieler, und eben nicht vermöglicher Eltern, welche die bald unerschwingliche Last einer höheren Erziehung ihrer Kinder zum Dienste des Staates bereits bitter empfinden, zu thun gewesen seyn mag, hat ein Wort gesprochen zu seiner Zeit. Es scheint ihn freilich der besondere Umstand veranlaßt zu haben, daß sein Sohn ein Jüngling von den besten Talenten in fünf Jahren es nicht dahin bringen konnte, lateinisch reden zu lernen, da er doch in zwei Jahren fertig französisch sprechen konnte; zu welcher Sprache er wochentlich nur vier Stunden, und diese unbeschadet seines Schulunterrichtes verwenden konnte, und welche zu erlernen der Sohn keine vorzügliche Lust gehabt haben soll. Hieraus folgert der Herr Anfrager, daß die Gymnasialverfassung die zweckmäßigste Einrichtung noch nicht haben dürfte; weil er eine andere Vertheilung der Lehrgegenstände, in Beziehung auf die Jahre und mit diesen muthmaßlich in Verbindung stehende Fassungskraft der Studirenden in Vorschlag bringt.

Daß man fünf Jahre auf das Studium einer Sprache verwenden könne, ohne sie sprechen zu lernen, ist nichts außerordentliches; wenn etwa die Sprache ausgestorben ist, und sich nur in wenigen Schriften erhalten hat, z. B. die hebräische, oder wenn keine Gelegenheit zum Umgange oder Konversazion in einer solchen Sprache z. B. der arabischen vorhanden ist. Dieses kann aber von der lateinischen Sprache nicht gelten. Denn diese wird in allen kultivirten Theilen der bekannten Welt in öffentlichen Lehranstalten gelehrt; in dieser Sprache werden die meisten höhern Wissenschaften überall vorgetragen; in dieser Sprache sind die wichtigsten Werke der alten und neuern Geschichte, der Diplomatik, der Rechte, der Medizin, und der Theologie abgefaßt. Wenn man sich daher in dieser Sprache ausdrücken soll, so muß man derselben mächtig seyn; nicht genug, man muß sich in dieser Sprache zugleich richtig, oder was einerlei ist, klassisch auszudrücken wissen; weil das Studium dieser Sprache zugleich den Nebenzweck hat, den guten Geschmack bei dem Jünglinge zu wecken und auszubilden, um denselben in seine eigene Sprache, in seine ganze Empfindungs-Denk- und Handelsweise, ja in seine Berufsgeschäfte selbst übergehen zu lassen; welches den alten, und noch heut zu Tage den neueren Rednern in England ein so entschiedenes Übergewicht bei ihren Debatten und Verhandlungen verschafft.

Der Studierende soll daher die lateinische Sprache nicht nur verstehen, sondern auch sprechen, und zwar gut sprechen lernen; nicht bloß aus den eben angeführten Ursachen, sondern auch darum, weil sie, wenn sie gleich aufgehört hatte, eine Nazionalsprache zu seyn, doch eine Sprache der ganzen kultivirten Welt geworden ist, ohne zu erinnern, daß sie stets unter allen übrigen Sprachen das wichtigste Vehikel schöner, geläuterter und solider Kenntnisse bleiben wird. Aber woher kommt es denn, um dem Hauptpunkte des Herrn Anfragers näher zu kommen, daß sein talentvoller Sohn nicht in fünf Jahren lateinisch sprechen lernte, da er doch in zwei Jahren französisch fertig sprach, und zwar bei einer sichtbaren Abneigung gegen diese Sprache?

Diese beiden Fragen müssen nothwendig getrennt werden. Denn das Französische hat der Jüngling in einem Privatunterrichte erlernt, und hat er gleich anfangs keine sonderliche Neigung für diese Sprache geäußert, wie es denn bei dem Anblicke einer dornichten Grammatik bei einem jugendlichen und nach Genuß für die Imagination begierigem Geist nicht anders seyn kann; so weiß man doch nicht, wer sein Lehrer war, welcher Methode sich dieser bediente, und ob der Jüngling, sobald er von der Sprache etwas begriffen hatte, seine bisherige Abneigung gegen dieselbe, was bei einer Spracherlernung ganz natürlich ist, nicht abgelegt, und sich derselben mit desto größerem Eifer in eben dem zunehmenden Verhältniße gewidmet habe, nach welchem er die Lust zum Lateinischen verlor, da er in dem schlechten Fortgange in denselben

keine Entschädigung für seine Bemühung fand. Man wäre daher geneigt zu glauben, daß die verlorne Lust zum Lateinischen die Hauptursache war, warum der talentvolle Jüngling in fünf Jahren nicht lateinisch sprechen lernte. Auch würde dieses in Beziehung auf das Ganze von keiner Bedeutung seyn, wenn dieses Phänomen nur bei einem oder dem andern studirenden Individuum wahrgenommen würde, denn Ausnahmen giebt es überall. Wenn man aber sehen muß, daß beinahe keiner in den Gymnasien lateinisch reden lernt, und daß diejenigen, welche sich einiges Phrases eigen gemacht haben, dieselben mit Solözismen und Barbarismen so erbärmlich radebrechen, daß sie einem an eine gute Latinität gewohntem Ohre unerträglich werden, so wie ich und andere Lehrer in den höhern Schulen es Tag täglich mit Leidwesen erfahren; so kann die Ursache des gänzlichen Verfalls der Latinität in der Individualität der Studirenden nicht mehr liegen, da es auch ehemals eben so verschiedene Individuen unter den Studirenden auf den öffentlichen Lehranstalten gab, und doch lernten sie fertig, gut, und nicht wenige sogar zierlich Latein sprechen. Die Ursachen von dem gänzlichen Verfalle der Latinität auf den Schulen müssen daher anderwärts aufgesucht werden.

Bevor ich aber diese Ursachen nach meiner individuellen Einsicht, die daher einer bessern keinen Eintrag thun soll, auseinander setze, muß ich bemerken, daß die Gymnasien nicht dazu bestimmt seyen, bloß lateinisch oder griechisch zu lernen. Denn eine Sprache bleibt immer nur ein Vehikel, ein Mittel zur mehr oder mindern höheren Bildung; die Bildung ist der Zweck. Diese Bildung befördern die Sprachen entweder unmittelbar oder mittelbar. Unmittelbar befördert die Sprachkunde die Bildung oder die Entwicklung der geistigen Kräfte des Menschen, daß man dadurch die Verschiedenheit der Vorstellungs- und Darstellungsart jener Völker, deren Sprache man studirt, von der unseren, sammt den größeren oder mindern Nüanzen in der Bezeichnung von Begriffen und Ideen kennen lernt. Richard Simon, dieser große Gelehrte, fand in eben dieser Ausbeute die Belohnung für seine unbeschreibliche Mühe, die er der morgenländischen Sprachkunde gewidmet hat. Denn! was konnte er in den Schriften der Morgenländer nach der Absicht, in welcher er dieselben las, finden, was in den europäischen nicht unzähligemahl besser, und gründlicher vorgetragen ist; nachdem die Bibliothek der Ptolomäer in Alexandrien, dieses Archiv der Kenntnisse und Erfahrungen so vieler Jahrtausende, durch die Beheizung der öffentlichen Bäder in Asche verwandelt worden war?

Ein andrer Fall ist es mit jenen Sprachen, welche dem Lernenden nicht nur eine interessante Differenz zwischen der seinigen, und der zu lernenden, in Ansehung der Vorstellungs- und Darstellungsart nebst den mehr oder minder feineren Abweichungen in den Nebenbegriffen darbieten; sondern wo auch die in diesen Sprachen abgefaßten Werke, einen unerschöpflichen Stoff zur Belehrung, zur Ausbildung und zur Verfeinerung des Geschmackes enthalten; und von welchen es die Erfahrung aller kultivirten Nationen bereits außer allen Zweifel gesetzt hat, daß sie die Grundlagen der Nationalkultur seit ihrer Erscheinung waren, und es immerfort bleiben werden. Und diese Sprachen, so wie die darin abgefaßten Schriften, sind die lateinische und griechische. Der letztern hat Rom selbst, und beiden die ganze kultivirte Welt ihre Ausbildung zu danken, und aus eben diesem Grunde, welcher leider! dermalen vergessen zu seyn scheint, hat man die Erlernung dieser Sprachen zur Baßis einer höheren Nationalkultur in den Gymnasien gelegt; nicht als Zweck, sondern als ein unentbehrliches Vehikel, die in diesen Sprachen aufbewahrten Bildungsmittel benützen, und auf sich und seine Verhältnisse anwenden zu können.

Man wird mir ganz natürlich einwenden, daß alle diese klassischen Schriften, wie man sie nennt, in unsere Sprachen übersetzt seyen; daß man daher nicht nöthig habe, die studirende Jugend mit der Erlernung der Originalsprachen zu quälen, da dieselbe aus den, von den besten Sprachkennern verfertigten Uebersetzungen das Instruktive mit leichterer Mühe herausheben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die kais. königl. Waffenerzeugungsfabrik bei Neusohl, namentlich in Królowa und Kronprinz Ferdinand-Thale in Nieder-Ungarn.

Das verhängnißvolle 1809. Jahr ward die Veranlassung einer unter der Protektion Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Rudolph v. Wrbna, errichteten Waffenfabrik in Neusohls Nähe, welche solche Artikel liefert, wie sie die steyrische an der Mur bisher erzeugt hatte. Die ganze Manipulazion ist aus Mangel eines geräumigen Lokals in mehreren, ziemlich von einander entfernt gelegenen Gebäuden vertheilt. In Królowa einem zur k. Kammer gehörigen Dorfe ½ Stunde von Neusohl, wird jedoch die meiste Arbeit verrichtet, die ich kürzlich beschreiben will. Man verfertigt daselbst alle Säbelarten, als Husaren-, Dragoner-, Infanterie-, Sappeur-Säbel, Bajonette, Steigbügel u. s. w.

Die Verfertigung der Kavallerie-Säbel ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden, die aber durch die geschickten Arbeiter, welche sämmtlich aus Steyermark, Kärnthen und Oberösterreich kamen, leicht gehoben werden. Das Stück Eisenblech, wovon die Schei-

de gemacht werden soll, ist nach dem Muster der Ofner k. k. Oekonomie-Kommission 4 Zoll breit. Dieses Blech wird nun, an einem hölzernen Pflock rund gebogen, oder geschlagen, dann auf dem eisernen Säbelmodell, das den Namen Dorn hat, besser zugerichtet, glatter geschlagen, und demjenigen übergeben, der das Löthen und die Zusammenschmelzung der beiden Säbeltheile über sich hat. Man löthet mit, zu Korn gegossenem, Kupfer auf folgende Art: ein langer rinnenartiger Drath wird mit dem Kupfer gefüllt, damit in die Scheide gefahren, und fühlt der Arbeiter, daß die Spitze seines Drathes, jene des Säbels berührt, so dreht er den Drath um, und die Kupferkörner oder das Löthloth bedecken die Zusammenfügung der Scheide. Zehn Stück so zubereitete Säbelscheiden kommen jedesmal in die Windöfen, wo die Löthung mit solcher Schnelligkeit schmelzt, daß der Arbeiter kaum Zeit gewinnt, seinen Rost (jede Scheide liegt einzeln auf einem eisernen Rechen) zu besetzen. Ist die erste Verbindung des Bleches durch dieses Löthen zu Stande gekommen, so werden sie gestaucht, und über den Musterdorn gehämmert, die Schleppeisen und Tragbänder angelöthet, vom gröbsten geseilt und geschliffen. Kleinere Bestandtheile als die Kappen zu Gewehren, Ortbänder, Kreuze, Mundstücke, Kavallerieladstöcke u. s. w. verfertigen einzelne Arbeiter, und liefern solche jede 14 Tage, oder wenn es die Umstände nothwendig machen, auch früher ab.

Die Poliер- und Schleifanstalten sind im Kronprinz Ferdinand Thale, in Kostfürersdorf und dem k. k. Kupferhammer zu sehen. Es sind 18 Schleifsteine auf folgende Art im Gange: Das große Wellrad, schlägt das abfallende Wasser in 3 Punkten nach einem dazu bestimmten Wasserkasten zurück, welches durch angebrachte kleine Rinnen an die Schleifsteine geleitet wird. Jeder Schleifstein ist mit 3 solchen Rinnen versehen, wovon zwei rechts und links den Stein beständig naß erhalten, die dritte aber zur Befeuchtung der Kurbel bestimmt ist. Drei Steine werden mittelst einer Walze, welche mit einem 6 — 7 Schuh im Durchmesser haltenden Rade Verbindung hat, mittelst der Hauptwalze, die von dem großen Wellrad betrieben wird, in Bewegung gesetzt. Jeder Arbeiter, der seine Arbeit sitzend verrichtet, hat neben sich eine Leere d. i. eine halbe Scheide, in welcher die Dicke oder das gehörige Format des Säbels probirt wird. Die Steine, die beim Springen gefährlich sind, und im Durchmesser 6 — 7 Fuß, in der Dicke 6 — 7 Zoll haben, werden aus dem Arber K. von Bielipotok und der Leutschauer Gegend zugeführt, und kommen bei 80 fl. W. W. pr. Stück zu stehen. Nach meiner geringen Ansicht, sollte man von der übertriebenen Höhe, da sie bald abgenutzt, oder wenn der Sandstein weich ist, stellenweise holpricht werden, abstehen, und sie lieber dicker 8 — 9 Zoll verschreiben. Mürber Sandstein taugt schon gar nicht dazu, denn die beständige Nässe, und das schnelle Umlaufen der Steine, vielleicht eine unberechnete, schon in Verwitterung übergehende Stelle machen, daß sie nicht selten schon am zweiten Tage mitten entzwei springen, und den Arbeiter, säße er gerade am Brette, todtschlagen.

Vom Schleifzimmer kommt das Product in das Polierzimmer, oder in die Polirung. Hier wird es auf der Sandscheibe, wozu jeder feine Flugsand benutzt werden kann, glatt gemacht, dann der Schmirgelscheibe übergeben. Feinere für die Kommission nicht bestimmte Waare kommt auf die Schmirgel, endlich auf die Kalkbürste. Zum Polieren bediente man sich anfangs des Mittelwälder Schmirgels; da er aber dem Zwecke nicht ganz entsprach, so bezieht man ihn aus Wien.

Stahl und Eisen bezieht der dermalige Werksführer Herr Joseph Kraft, ein geborner Oesterreicher von Rohnitz kontraktmäßig, so zwar, daß ihm der beste Stahl a 26 fl. pr. Centner der schlechtere a 17 fl. W. W. pr. Centner verabfolget wird. Blech, Kohlen, Holz und andere Materialien werden in limittirten Preise bezogen, und Geldanticipationen werden ihm bei der k. k. Kammer nicht versagt.

Die Kavallerie- und Grenadier-Klingen werden sowohl in Králowa, als in Kostführersdorf und in Kronprinz Ferdinand-Thale geschmiedet. Wenn sie die gehörige Länge im rohen Zustande erhalten, wobei jeder Schmidt eine Anschlagleere hat, in welcher die Klingen probirt werden, ob sie die vorschriftmäßige Breite haben, werden sie zur Hälfte gewärmt, oder erhitzt, kohl geschlagen, und dasselbe auf der andern Seite wiederholt, von dazu bestimmten Arbeitern ausgerichtet, gerade gemacht, und ausgebessert, dann gehärtet, blau angelassen und zum erstenmale geschliffen; von da zurück, geschreckt d. i. blau angelaufen, und ausgerichtet, weil fast jeder Säbel, durch den Druck des Schleifers in etwas gebogen und krumm gemacht wird.

Der Bestand der Erzeugnisse ist aus beifolgender Tabelle ersichtlich. Zum Schluße nur noch, daß das Personale dermalen aus einem Verwalter, einem Obermeister und 148 Köpfen bestehe, die alle nach dem Stück bezahlt werden.

Der Obermeister welcher mit der k. k. Kammer einen Kontrakt auf 6 Jahre machte, ist verpflichtet, die einzelnen Bestandtheile, so zu liefern, daß sie das Gutachten der Ofner und Steckerauer k. k. Kommission erhalten, im entgegengesetzten Falle wird die Waare als unbrauchbar, zurückgeschickt. Folgendes sind die Preise, nach denen die verarbeiteten Gegenstände den beiden Kommissionen verabfolget werden.

Neusohl im März 1814.

G. A. Zipser.

Ta-

Uiber die Erzeugungs-Preise der bei der Králowaer und Ferdinandithaler k. k. über die an die löbl. k. k. Militär-Oekonomie-Montur-Kommissionen, und an lieferungs-

	Infanterie.														Sappeur.					
	Klingen		Kreuz		Kappen		Griffringel		Mundstück		Ortband		Zellhackel		Klingen		Mundstück von Messing		Ortband dto.	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Der löbl. k. k. Waffenerzeugungs-Direktion liefert die Fabrik das Stück um	-	39	-	10	-	7	-	2	-	7	-	5	-	17	1	55	-	34	-	34
Die löbl. k. k. W. E. Direktion liefert denen löbl. Monturs-Kommissionen 1 Stück um	-	48	-	14	-	10	-	3	-	10	-	7	-	24	2	15	-	38	-	38

	Gewehre.									
	Infanterie Schloß		Husaren Karabiner dto.		Stutzen dto.		Pistolen dto.		Infanterie Bajonett	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Der löbl. k. k. Waffenerzeugungs-Direktion wird ein Stück nachstehender Feuergewehre-Bestandtheile geliefert	2	50	2	37½	2	45	2	12	1	2
Die löbl. k. k. Waffenerzeugungs-Direktion liefert dem löbl. k. k. Hung. Garn. Artill. Distrikts-Kommando zu Ofen 1 Stück pr. . .	3	—	2	50	3	—	2	30	1	20

belle

Waffenerzeugungsfabrik verfertigten Säbel und Feuergewehr Bestandtheile, dann das löbl. k. k. Hung. Garniſ. Artill. Diſtrikts-Kommando ſtatt findenden Abpreiſe.

| Husaren | | | | | | | | Kavallerie | | | | | | | |

Inhalt eines Gespräches unter vertrauten Lehrern über die in Schriften angerühmte Schulenverbesserungen, und besonders über die Lage der Lehrer in Trivialschulen.*)

Wenn doch Alles so wahr und richtig wäre, was man in Schriften und Berichten vom verbesserten Schulwesen liest, das so glücklich und schnell vor sich gehen soll! Bei den meisten mag es wohl nur Schein und keine Wirklichkeit seyn. Wenn wir als aufrichtige und wahrheitliebende Lehrer sprechen wollen; so finden wir bei dem Bessermachen Schwierigkeiten, die mit unsern Kräften in gar keinem Verhältniß stehen. Wie es bei uns ist, so ist es meistens überall.

Die eigentlichen Verbesserer des Schulwesens sind im Grunde die Lehrer selbst. Sind diese keine geschickte, redliche und thätige Männer: so helfen und nützen Vorschriften, Befehle, Drohungen mit Strafen u. d. gl. wenig oder nichts; und geistliche und weltliche Visitatoren und Aufseher sind nicht im Stande die Sache gut zu machen, und dem Uibel abzuhelfen. Untersuchungen und Prüfungen, nach welchen die Verbesserungen beurtheilt und Berichte öfters in guter Laune davon niedergeschrieben werden, gleichen nicht selten öffentlichen Prozessionen, wo die geschmückten Altäre wieder abgetragen werden, so bald der Aktus vorüber ist.

Geschickte und zur Erziehung gleichsam geborene Lehrer sind seltene Erscheinungen, wie dies der Fall bei allen ausgezeichneten Männern eines jeden Faches ist. Wahre Lehrerseminarien giebt es keine, woher sollen also geschickte Lehrer kommen? vielmehr muß alles angenommen werden, was Lehrer werden will, und in 3 vollen Monaten sollen und wollen Schulkandidaten, die aus sehr verschiedenen Ursachen, öfters nur aus dummen Stolz oder auch aus Hang zu einem bequemen Leben diesen Stand wählen, wenigstens als Gehülfen auftreten, da doch Handwerkslehrlinge in 3 Jahren oft noch nicht viel von ihrer Kunst verstehen.

Zugegeben! alle Lehrer wären so geschickt, geübt und redlich, daß auf sie der Spruch nicht angewendet werden könnte: „Viele sind berufen aber Wenige auserwählt;“ so giebt es doch noch manches Häckchen, woran die Verbesserungen hängen, und hängen bleiben müssen.

Der junge, gesunde mit Muth und Eifer ausgerüstete Lehrer beginnt das Schulgeschäft.

Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen, Erklärung des zweiten Theils u. s. w. sind die vorgeschriebenen Gegenstände. Diese ordentlich und brauchbar fürs ganze Leben der Jugend beizubringen, kostet schon viele Mühe und Nachdenken. Täglich 5 dazu verwendete Stunden ermüden schon Geist und Körper; eine ganze Woche hindurch und am Sonntage Chordienst und Wiederholungsstunden. Wie viele giebt es denn unter dem Volke, und selbst unter den Obern, die dies in Erwägung zögen? Die meisten sprechen wohl gar noch: Kein Mensch hats besser, als unser Lehrer. Auch dann, wenn er sich durch Lehren und Singen die Lungensucht zugezogen hat?

Zu kirchlichen Funkzionen bedarf der Lehrer Sänger und andere Musiker; damit fängt eine neue Plage an. Da giebts Anfänger im Singen; hier soll die Messe, die an Sonn und Feyertagen zu produziren ist, eingelernet werden; dort stehen Anfänger im Violinspielen, Klarinettenbläser, und auf einer anderer Seite warten wieder solche, die im Violinspielen schon mehr Fertigkeit haben; im Wohnzimmer befinden sich 2, 3 auch 4 bis 5 Klavierspieler. Nun erwäge man die zu dem Allen erforderliche Geduld, Zeit, physische und Geisteskräfte, und vergleiche alles gegen einander. So gehts von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monate zu Monate, von Jahr zu Jahr, und mit jedem Jahre mehren sich die Schwierigkeiten, schwinden Muth und Kräfte. Aber noch nicht genug; Gerichtsschreiberey ist auch noch eine Arbeit, die ein Lehrer nicht außer Acht lassen darf, wenn er bei schlechten Einkommen noch einen sichern Kreuzer verdienen, und auch als ein kluger, erfahrner Mann durch Rath und That in der Gemeinde viel Gutes stiften will und — kann. Weiter.

Zu Hause ist die Schule voll Kinder; der Lehrer muß aber eine halbe, ja ¾ Stunden weit fort zu einer Leiche. Er kommt zurück. Da giebts zu richten, auszugleichen, gut zu machen u. s. w.; stumpf könnte hierbei auch der geduldigste und kraftvollste Lehrer werden. Man muß selbst das Schulamt getrieben haben, um sich nicht darüber zu täuschen, ob das Schulwesen seinen alten Gang fortgehe, oder ob es ernstlich zum Bessern fortschreite.

Noch andre Geschäfte sind: Gevatterbriefe ausfertigen, Beichtzettel schreiben, Käufe aufsetzen, Repartitionen bei Steuern und Lieferungen machen, Kirchenrechnungen ausarbeiten; dies alles kann und darf der Lehrer nicht ausschlagen, wenn er als bester Sachkündiger in der Gemeinde Zutrauen und das erforderliche Ansehen behaupten will. Ein Rückblick auf das angeführte, und man

*) Man vergleiche mit dieser Lage, zu deren Verbesserung die Regierung bisher unermüdet war, den Vorschlag zu einem Belohnungs-Institute für Schullehrer vom würdigen Adelkern (Man sehe Hesperus N. 70 1812.) und entscheide, ob seine Realisirung heilsam nothwendig, wünschenswerth bleibe? D. H.

sage: Bei welchem Geschäft soll er die Hände zuerst sinken lassen?

Noch nicht alles: er hat auch gemeiniglich ein bischen Feldbau; dieser muß ihm das Brod bringen, folglich kann er diesen nicht eine seiner letzten Sorgen seyn lassen, besonders wenn er ein Häufchen Kinder hat.

An Kränkungen fehlts auch nicht. Bald kömmt ein unverständiger Vater und sagt: sein Kind lerne nichts, er halte es nicht an. Dort schreit eine unvernünftige Mutter, ihr Kind würde unrecht gestraft; eine andere, ihr fleißiges Mädchen hätte darum kein Prämium erhalten, weil sie arm ist, und nichts dem Herrn Schulmeister geben könnte. Mit vieler Mühe und Arbeit hat der Lehrer unentgeldlich Singknaben abgerichtet; es dauert nicht lang, so sind sie wie verschwunden. Der lernt ein Handwerk; jener geht ins Böhmische oder Deutsche, und ein Dritter spielt dem Lehrer aus Dankbarkeit, nach dem Beispiele der Aeltern, die Posse, und geht gar nicht aufs Chor, weil er ihm fürs Begräbniß weniger als dem andern Sänger gegeben hat, und dergleichen Verfüße giebts unzählige.

In der Pfarren geht es auch nicht immer so leer ab, daß der gute Lehrer ohne allen Verdruß davon käme. Bald war die Chormusik zu kurz, bald zu lang, bald gar nichts werth. Will der Lehrer Kirchenlieder singen, so will der Herr Pfarrer Figuralmusik; macht er diese, so sollen wieder Lieder gesungen werden. Wer nicht in dieser Lage war, glaubt es nicht; aber es ist heilige Wahrheit. Ueberall ists freilich nicht so; aber Eins ist auch noch nicht Hundert.

Meßner- und Glöckner-dienst, die meistens mit dem Schuldienst verbunden sind, geben nicht selten Gelegenheit zu manchen Unannehmlichkeiten. In der Vorschrift steht es freylich: Alles soll in Ordnung und zur rechten Zeit geschehen, damit der Unterricht nicht verkürzt, gehindert, oder gar versäumt werde. Geistliche Herren, für die gute Sache eingenommen, kommen den Gesetzen freilich nach; aber groß ist die Mehrzahl derer, die fest glauben, sie könnten mit dem armen Schullehrer befehlen und schaffen wann und wie sie wollen, und die immer den Lehrer auf folgende Art apostrophiren: „Audiat! stehle er mir heute nicht zu lange! Hohle er die Kirchenschlüssel selbst. Gestern hat er um eine Viertel Stund zu spät Mittag geläutet. Seine Hüner liegen beständig auf meinem Hof, und fressen den meinigen das Futter weg. Hört er! er fordert ja bald so viel bei Begräbnissen als ich. Die Leute beschweren sich. Wer hat denn heut Orgel gespielt? das war ein Gedudel! Der Diskantist, das war ein Gewitsche! Er trägt wirklich feineres Tuch im Rocke als ich, und klagt doch über schlechte Einnahme. Die Tochter geht wie eine Docke geputzt; meine Wirthschafterinn macht lange nicht so viel Staat!" Solche artige Bemerkungen wissen die Lehrer, wenn sie vertraute Zusammenkünfte haben, und einen halben Tag ihr Schicksal vergessen, zu Hunderten, und jeder wieder andere einander mitzutheilen.

Manchmal kommt der Herr Pfarrer in N. doch auch in die Schule, das heißt in einem halben Jahre, und geht er nicht gar, so steckt er doch wenigstens den Kopf zum Fenster hinein. Pferde, Kühe, Kälber, Ziegen, Schafe und Lämmer sind vielen lieber als die Schulkinder; sie tragen mehr ein, jene machen nur Verdruß.

Obgleich viele auch nicht ein Jota vom Schulwesen verstehen, so lassen sie es nur um so weniger an Ausstellungen fehlen. Ein rascher Ton mit ernster Miene giebt mehr Nachdruck und macht fühlbar, daß man Herr sey.

Mit Arbeiten überladen; hier gedemüthigt, beneidet; da wieder geneckt und gefoppt, wie ein Knecht behandelt, — das Alles reimt sich mit der Verbesserungslust schlecht zusammen. Man sollte glauben, itzt wäre die Schilderung seiner Lage vollendet? Aber nein! man gehe in die Schulgebäude. Das Wohnzimmer ist oft ein Loch, wo kaum 2 Menschen Platz haben; feucht, halb verfault, die Schulstube eben so, und so eng, daß die Kinder zusammengepreßt sitzen. Und die Schulrequisiten? wie ärmlich und erbärmlich! Ist da wohl Lust zum Lehren und Lernen, zu Heiterkeit und Frohsinn möglich? Und du höchstes Erdengut, Gesundheit! wie stehts mit dir? Auf nichts wird weniger Rücksicht genommen, als Schulgebäude ordentlich herzustellen, und sie in gutem Stand zu erhalten. Der Bau kostet Geld, und die Herrn Beamten theils dürfen, theils trauen sie nicht und theils wollen sie nicht große Auslagen dazu hergeben. Da sehen gemeiniglich die Schuldächer wie ein Sieb aus; regnet es, so muß der Lehrer und seine Familie laufen und Töpfe, Wannen und allerhand Gefäße untersetzen, daß er in dem Schulzimmer mit den Schulkindern doch noch trocken bleibe.

Wände und Dielen faulen; seine Kleidungsstücke und Mobilien sammt seiner eignen Lunge. Der Ofen läßt trotz des Verschmierens den Rauch durch; die Fenster verlieren dadurch die Helligkeit. Was ist da zu thun? Der Lehrer meldet es, bittet, wird vertröstet, bittet wieder, wird als Plagegeist ausgescholten und schief angesehen. Es werden die Mängel schriftlich eingereicht. Diese liegen ein Jahr; endlich wird das Dach mit alten Schindeln ausgeflickt, das Andere bleibt, und damit ists gut.

Des Unangenehmen, Lästigen und Schmerzhaften giebt es noch viel, als: die Einrichtung der Brode und Garben, die Einnahme oder Eintreibung des Schulgeldes. Vom Erstern ißt der Lehrer jeden Bissen mit Bitterkeit vergällt, und letzteres erhält er mit Widerwillen, Verdruß und Aerger. Lieber abgebrochen.

Wohl euch, Ihr Wenigen, wo euch noch mit Rath, Hülfe und Unterstützung an die Hand gegangen wird, daß ihr das wichtige aber undankbare Geschäft zum Besten des Staats mit Engelsgeduld, verknüpft mit so vie-

len Beläſtigungen und Schwierigkeiten, ohne Ausſicht, daß euch im Alter Erleichterung, Unterſtützung oder andere Beförderung zu Theil würde, nur wie ihr könnet, nicht wie ihr es wünſchet und verſteht, ſo noch fortfüßzen möget!

Freymuth.

An Lollius.

Horazens neunte Ode im vierten Buche.

Glaubt nicht daß für die Nachwelt ſey verloren
Was ich, am ſchallenden Aufid geboren,
Verbunden mit der Saiten edlen Klang,
Mit niegehörten, mächt'gen Tönen ſang.
Wenn auch Homer den erſten Platz errungen,
So iſt doch Pindar und Alcanus nicht
Und Steſichorus vom Parnaß verdrungen.
Noch ſtrahlt um ſie des Ruhmes ew'ges Licht,
Noch lebt was einſt Anacreon geſungen;
Es lebet noch der Liebe zarter Laut,
Die Sapho einſt den Saiten anvertraut.
Die Griechin Helena hat nicht allein
Bewundert ihres neuen Gatten Macht,
Der Goldgewänder königlichen Schein,
Und der Begleiter Zahl und ſtolze Pracht.
Nicht Teucer hat allein mit dem Cydoniſchen Bogen
Geſchleudert ſeinen Pfeil in dichter Feinde Schaar;
Nicht einmal iſt ein Heer vor Ilion gezogen;
Idomeneus nicht der erſte war,
Der Liebeswerthe Kämpfe hat geſtritten.
Nicht Hector hat allein und nicht Deiphobus Muth
Für Gattinnen und Kinder von der Wuth
Der Feinde tiefer Wunden Schmerz erlitten.
Vor Agamemnon lebten tapfre Helden;
Vergeſſen ruh'n ſie in des Todes Schlund,
Weil keine Lieder ihre Thaten melden,
Weil ihnen fehlt des heil'gen Sehers Mund.
Begrabner Feigheit gleicht verborgner Tugend Schimmer.
Doch deine ſchönen Thaten will ich nicht
Verbergen, Lollius; es ſoll nicht immer
Der Neid verdunkeln deines Ruhmes Licht.
Ein Weiſer biſt du in des Glückes Tagen,
So wie im Unglück unerſchütterlich;
Ein Rächer des Betrugs, den die Verräther wagen;
Dem Golde Feind, dem oft die ſtärkſte Tugend wich.
Nicht nur in einem Jahr zeigſt du des Conſuls Würd
Doch als gerechter Richter zieheſt du
Dem Nutzen vor der ſtrengen Pflichten Bürde,
Verſcheuchſt der Schuldigen Geſchenk mit ſtolzer Ruh.
Als Sieger dringſt du durch der Feinde Schaar,
Als Sieger durch die drohende Gefahr.
Den Reichen wirſt du nimmer glücklich preiſen.
Denn der nur dieſes Namens würdig iſt,
Der mit der Ruhe eines wahren Weiſen
Der Götter Gaben freudenvoll genieſt;
Der ſelbſt die Armuth trägt mit Heiterkeit,
Der mehr noch als den Tod die Schande ſcheut,
Der freudig für der Freundſchaft heil'ges Band
Und freudig ſtürbe für das Vaterland.

Franz von Maltitz.

Charade.

Die erſten Sylben wirſt am Himmel du entdecken
Sie wirken mächtig auf die Pflanzenwelt;
Die dritte muß den Fleißigen erwecken
Der ſeine Zeit zu Rathe hält.
Das Ganze wird auf Höhen aufgeſtellt
Und weiſt nach allen Richtungen der Welt.

Franz von Maltitz.

Räthſel.

1.

Im einen Sinn muß ich im Herbſt verſchwinden;
Man ſieht mich nicht ſo lang der Winter währt.
Im andern Sinn wirſt du als Menſchenwerk mich finden,
Dann gibt ein Federzug mir oft den höchſten Werth.

Franz von Maltitz.

2.

Vorwärts heißt es, aber ohne Zähne,
Den, der es mit ſeinen Zähnen theilt;
Rückwärts ſcheint durch ihm die Sonne
Dem Gefangenen, der im Kerker weilt.

Franz von Maltitz.

Oesterreichs wissenschaftliche Cultur.

(Fortsezung von Nro. 77. 1813.)

Geschäzte Maler zeigt Oesterreich auf in Bergler, Canzig, Dallinger, Donner, Fueger, Hickel, Janscha, von Lampi, Maurer, Maulpersch, Molitor, Oeser, Plazer, Partini, Postel, Roos, Seybold, Schönberger, Skreta, Unterberger, duVivier, Wutky.

Als Kupferstecher zeichneten sich aus: Bartsch, Benedetti, Bergler, Blaschke, Durner, Dettenhofer, Döbler, Fischer, Gerstner, Haldenwang, John, Liniger, Kohl, Knuperz, Leybold, Mark, Mannsfeld, Pichler, Piringer, Postel, Rahl, Van der Steen, Schmuzer, Volpato.

Als Bildhauer erwarben sich Ruhm bei den Zeitgenossen: Beyer, Ceracqui, Donner, Martin, Fischer, Hagenauer, Kiesling, Pisani, Zauner. Fischer von Erlach bleibt classisch in der Baukunst.

Die Musik findet eine vorzügliche Pflege im katholischen Ritus *) im Mäcenat der zahlreichen Großen (von denen viele Hauskapellen halten) in der allgemein dafür verbreiteten Neigung, bei sehr vielem Geschmack in den mittleren und höheren Ständen; nirgends aber mehr, als in Wien und Prag. Wer kennt nicht Albrechtsberger, Beethoven, von Gall, Dußek, Eberl, Eybler, Förster, Gluck, Gelinek, Hofmeister, Haydn, Hummel, Kozeluch, Klement, Lypawsky, Mascheck, Mesel, Mozart, Salieri, Tomaschek, Vanhal, Weigl, Wittasek, Wranitzky, Wölfl**)?

Noch am Schluße des Jahres 1812 konnte Wien allein eine Gesellschaft von 590 Dilettanten zusammen bringen, welche zu einem wohlthätigen Zweck Händel's Gewalt der Musik vortrefflich gaben **)

Für die Schauspielkunst ist das Interesse eben so allgemein. Nicht nur in jeder Hauptstadt sind neben den Liebhaber-Theatern stehende Bühnen, sondern auch in vielen Provinzial-Städten findet man dergleichen, oder doch einen großen Theil des Jahres die Bühne durch wandernde Truppen besezt. Wien bleibt unter den Städten deutscher Zunge einzig in der Menge, Größe, Pracht und künstlerischen Vollendung seiner theatralischen Productionen, so wie in der Erhaltung und Pflege einer eigenen Bühne für die nationelle, niedrige Komik.

In Allem zählt es fünf Theater, wovon zwey Kaiserlich sind, und jezt unter der Leitung des höhern Adels stehen. Joseph stiftete sie als National-Theater, und beabsichtigte sie als Bildungsmittel deutscher Sitten, Kunst und des Geschmacks.

Die Adamberger, Jacquet, Koberwein, Rouseul, Rose, Sacco, Stephani von Weissenthurn, unter den weiblichen; Brokmann, Lang, Müller, Schüz, Weidmann unter den männlichen Schauspielern, sind gefeierte Namen.

Blumauer, Birkenstock, Collin, Denis, von Gebler, von Hammer, Himsy, Kazinczi, Kisfaludy, Mastalier, Mayer, (Verf. von Dyanesfore,) Caroline Pichler nehmen den ersten Rang unter den Dichtern ein.

Ayrenhof, Hut, Stephani, Weißenthurn ꝛc. bereicherten besonders noch das Drama.

Als Prosaist war Sonnenfels erstes Muster in deutscher Sprache; in französischer der Prinz de Ligne originell und höchst geistreich; Richter (Eipeldauer Briefe), ein beliebter Volksschriftsteller in eigener Manier.

Als Sprachforscher und Schriftsteller glänzen Dobrowsky, Durich, Graf Oßolinsky, Prochaska, Palkowitsch, Tablij und Zlobiczky, in der Slavischen; Obradowitsch, besonders im Serbischen Dialekt; Meninski, Jahn, Dombay, von Hammer, Jenisch, die Grafen Rzewuski und Porrach, in der orientalischen

*) Und fand sie vormals noch mehr in den aufgehobenen Klöstern.

**) Diese und alle folgenden Namen sprechen durch ihre Celebrität von selbst. Sie sollen daher als schickliche Belege dienen, daß das Oesterreichische Feld im Ehrenschilde der deutschen Literatur und Kunst keineswegs ein leeres sey; ohne daß diese Verzeichnisse auf strenge Vollständigkeit Anspruch machen, oder den gerechten Ansprüchen der Uebergangenen, Vergessenen, aber bei großen Verdiensten vielleicht gar nicht bekannten, etwas vergeben sollen.

***) Das zahlreichste Orchester was in London 1784 zu vereinigen war, bestand aus 527 Personen, meistens Künstler von Profession.

Literatur; in der Neu-Griechischen Gazi und Alexandrides; in der Ungarischen, von Marton.

Als Literatoren und Kritiker: Aler, Denis, von Kollar, Papay, Lambecius.

Balbin, Cornova, Dobner, Eder, Engel, Hansiz, von Hormayer, Kurz, Kovachich, Pray, Pelzel, Pubitschka, Schmidt, sind die besten Geschichtschreiber. Ethel ein ausgezeichneter, Mader, Neumann und Schönberger schätzbare Numismatiker.

Benkö, Bel, Ballmann, Bisinger, Crusius, Eder, Grellmann, von Görög, Hofer, Jekel, Kropatschek, Korabinsky, Kindermann, von Lipözky, Liechtenstern, de Luca, von Riegger, Schultes, Schmidt, Schwoy, Windisch, Zizius u. A. erwarben sich Verdienste um die Vaterlandskunde, keiner aber mehr als Schwartner.

Im Studium der Mathematik, Physik, Chemie, Natur überhaupt, und Technologie ragen hervor: Boscowich, Bürg, Born, David, Esthner, Fichtel, Gerstner, Hell, Hacquet, Host, die beyden Jacquin, Kitaibel, Laicharting, Liebganigg, Mohs, Joh. Mayer, Marcher, C. A. Neumann, in Prag u. Joh. Phil. Neumann in Grätz, Prechtl, Pasqui, Reus, Schultes, Schmidt, Scopoli, Schiefermüller, Scherer, die Grafen Caspar und Joachim Sternberg, Schönbauer, Triesneker, Trattinik, Unterberger, Vest, Vega, Winterl, Wulfen, Waldstein.

In der Philosophie kann, merkwürdig genug, kein Kopf genannt werden, der als origineller Selbstdenker sich in seiner Art so ausgezeichnet hätte, wie etwa als Kunstkenner und Kritiker Bartsch.

Pädagogen: der alte Comenius, Glaz, Milde, Szerdaheli, von Schedius, Parizek.

Militärische Schriftsteller: Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Carl, Denian, Detraux Greipel, von Gomez, Graf Kinsky, Schels, Stutterheim, von Unterberger, von Zach.

In der Arzneikunde und Chirurgie behaupten Oesterreichs Gelehrte einen ausgezeichneten Rang; ein Beinl von Bienenburg, Bernt, Brambilla, Beer, Boer, de Carro, Frank, Gall, Gulbener-von Lobes, Hartmann, v. Haen, Hildenbrand, Korn, Plenk Joh. Mayer, Prohaska, Quarin, Rudtorffer, von Swieten, Störk, Stoll, von Schraud, Stift, Vetter, Vezing, Waldinger, Weikstein.

Unter den Schriftstellern über Landwirthschaft machten sich verdient Burger, Fuß, Heintl, Jordan, Mehler, Trautmann, Teschedik, Wallberg.

Von Martini und von Zeiller sind die berühmtesten juridischen, Sonnenfels der berühmteste politische Schriftsteller.

Als Theologen ragen hervor: Dannmayer, Frint, Freinhaller, Geißhüttner, Herrmann, Ratter, Royko, Rautenstrauch, Reichenberger, Reyberger, Würdtwein.

Periodische Schriften fanden erst in neuester Zeit mehr Eingang, und wurden das Vehikel zu schnellerer und vielseitigerer Ideen-Verbreitung, woran es, zu großem Nachtheile allgemeiner Aufklärung, bisher gefehlt. Die vaterländischen Blätter behaupten unter ihnen den ersten Rang, wie unter den politischen Zeitungen der Oesterreichische Beobachter, beide in Wien herauskommend. Einzig in Europa ist das, hier der orientalischen Literatur gewidmete, Journal: Fundgruben des Orients, und wohl eben so einzig ist eine Literatur- und politisch-literarische Handlungszeitung in griechischer Sprache.

Mit dem Jahre 1803 begann die erste Literatur-Zeitung, hauptsächlich über Oesterreichische Producte, und nach dem Eingehen derselben 1813 eine teutsche allgemeine Wiener Literatur-Zeitung.

Man schätzt die Anzahl aller lebenden Schriftsteller und ausgezeichneteren Künstler auf 1000; und davon 1/9 in den deutschen Erbstaaten.

Wien ist der Hauptsitz des Oesterreichischen Buchhandels. Man zählt hier allein gegen 25 Buch- und 7 große Kunsthandlungen, 32 Druckereien, und 4 Schriftgießereien, unter welchen sich die Degenschen und Straußischen Officinen durch Eleganz und Pracht der Drucke berühmt gemacht haben. — Prag hat 19 Buch-Kunsthandlungen, dagegen ganz Ungern nur 16 Buchhandlungen und 20 Druckereien (unter diesen die Pesther Universitäts-Buchdruckerei eine der wichtigsten und die Pesther und Pressburger Buchhandlungen die bedeutensten). Galizien und Siebenbürgen jedes nur 2 Buchhandlungen. In letztern beiden Provinzen ist unstreitig der Zustand des Buchhandels am weitesten zurück. Ueberhaupt erscheinen in der Slavischen und Ungrischen Sprache wenig Werke. Die Verleger der Magyarischen Schriften müssen damit die Märkte besuchen, oder sie durch Buchbinder in Umlauf bringen.

Die literarische Betriebsamkeit ist seit der geöffneten Freyheit der Presse und den zu hohen Preisen aus-

ländischer Werke bei den innern Geldverhältnissen sehr im Zunehmen. Die Becksche, Camesinaische, Degensche, Anton Dollsche, Geistingerische und Schaumburgsche Buchhandlung in Wien, die Calve'sche und Widtmannsche in Prag, die Universitäts-Druckerei in Ofen, und Haßlingerische in Linz haben den bedeutendsten Original-Verlag.

Der Nachdruck behauptete bisher in der Oesterreichischen Literatur eine stehende Hauptrubrik, vorzüglich im Fache der schönen Künste und Reisebeschreibungen.

Unterrichts-Anstalten.

Es hat weder am ruhmwürdigsten Eifer, noch an der Freigebigkeit *) der lezten vier Oesterreichischen Regenten gefehlt, um für alle Fächer des Unterrichts und für alle Classen der Lehrlinge in allen Provinzen die nöthigen Anstalten zu organisiren, und von Zeit zu Zeit zu reformiren. Aber der Sinn und der Geist der Männer, deren Leitung dies höchstwichtige Geschäft anvertraut ward, behielt allezeit den entscheidendsten Einfluß auf die mindern und höhern Grade ihrer Vollkommenheit. Nur erst neuerdings, seit jene in den Deutsch-Galizischen Erblanden einer eigenen Hof-Studien-Commission **) übergeben ist, wird ein vorzüglicher, das Ganze beseelender Geist merklich, und der Abstellung wesentlicher Gebrechen (unter welchen, ungeachtet die Verfassung das Gegentheil will, die vernachläßigte Bildung tüchtiger Lehrer für die niedern ***) Schulen oben ansteht) darf sonach mit froher Hoffnung entgegengesehen werden. Ein von der Josephinischen Verfassung abweichender Hauptzug der gegenwärtigen ist der, daß das ganze katholische Schul-Studien- und Bildungswesen fast ausschließend und durch alle Abstufungen dem geistlichen Stande, und unter diesem vorzugsweise den Piaristen übergeben ist.

Daß sich diese Väter der frommen Schulen, wie sie sich nennen, so ganz abweichend vom gewöhnlichen Mönchs-Geiste, ein bestimmtes, und ein so edles Geschäft, als die Jugendbildung ist, ausschließend (mit Entsagung auf Reichtum, Macht, politischen Einfluß und religiöse Beherrschung der Gemüther) zum Ziele ihres Lebens und Wirkens steckten, ist eine ganz vortreffliche Ordens-Idee, einzig in ihrer Art, — und auch einzig und charakteristisch für den Oesterreichischen Staat, wie in demselben diese Idee realisirt ward. Zahlreich sind hier die Collegien und Mitglieder dieses Ordens in allen Provinzen, — äußerst eifrig und thätig sein Streben, die Jugend zu bilden; — aber dabei ist er arm, ohne Vermögen und Opulenz. Möge ihm beides durch Reichthum an Geist und Kenntnissen entbehrlich und einleuchtend bleiben, daß die Pietät seinen ehrwürdigen Beruf zwar heilige, aber bei weitem nicht erschöpfe!

1810 hatte er nur in Böhmen und Mähren 23 Collegien und 4 Residenzen, mit 330 Individuen be-

---

*) Ein eigener Staats-Studien-Fonds warf sonst beinahe 1 Million Gulden jährlich ab, ohne den katholischen Universitäts-Stipendien-Fonds in Wien von 5 ½ Million, den Böhmischen von 1 ½ Mill., den Ungarischen von 1 ½ Mill., meist aus dem Vermögen der aufgehobenen Orden und Klöster gebildet. Das gesammte Ungarische Studien-Vermögen schäzt man eigentlich auf 8 Millionen.

**) Eigene Studien-Commissionen bestehen auch für Ungarn und Siebenbürgen, welchen die 5 Ober-Studien-Direktoren in den 5 sogenannten Literar-Distrikten) dem Presburger, Caschauer, Großwardeiner, Raaber und Agramer, in Ungarn, und die Bildungs-Anstalten in Siebenbürgen untergeordnet sind.

Außerdem haben die Illyrisch-Wallachisch-Griechischen National-Unterrichts- und Bildungs-Anstalten ihre eigene Ober-Inspektion und 8 Direktionen nach folgenden 8 Bezirken: a) der Ofner; b) der Slavonisch-Syrmisch-Croatische; c) der Bacser; d) der Banatisch-Caranseber; e) der Großwardeiner; f) der Caranseber; g) der Siebenbürger; h) der Bukowiner.

Gerard von Swieten unter Maria Theresia, dessen Sohn Gottfried unter Joseph II., nach dessen Tode von Martini und Graf Rottenhann, Staatsrath Lorenz von 1801. — 1808. und hierauf die Hofstudien-Commission — das waren die Leitsterne der Aufklärung und des Studienwesens in Oesterreich, fast alle hell leuchtend und merkwürdige Constellationen, von noch jezt dauernden Einfluße und Folgen, veranlassend.

***) Für die höheren ist durch eigens zu dem Ende angestellte und bezahlte Adjunkten trefflich gesorgt.

sezt, welche sich in die Professuren und Lehrämter am Theresianum (das gänzlich seiner Leitung anvertraut ist) an 4 theologischen und 8 philosophischen Studien-Anstalten, an 16 Gymnasien und 24 Hauptschulen theilten. In Ungarn und Siebenbürgen besaßen sie 1811 25 Collegien und 2 Residenzen mit 374 Individuen. Sie besorgten 3 theologische und 3 philosophische Studien, 17 Gymnasien und 4 Normal-Schulen. (Nach Schwartner versehen sie 3 Gramatical-Schulen *) und 22 Gymnasien.)

Die evangelischen Schulen sind arm an Einkünften, Lehrern und Hülfsmitteln. Sie sind fast alle ohne Fonds, bestehen nur durch laufende Beiträge der Gemeinden, und leisten in Verhältniß dieser Mängel viel. Charakteristisch und von weit wichtigerem wohlthätigen Einfluße, als er beachtet werden mag, auf Verbreitung ächter Aufklärung und Humanität im Staate, ist der Umstand, daß die studirenden Lutherischen Theologen auswärtige Universitäten frequentiren, in Ermangelung einer inländischen theologischen Facultät.

Die Volks- oder Normal-Schulen, 1770 durch den Abt Felbiger in den Oesterreichischen Staaten eingeführt, zweckten auf Allgemeinheit der Volksbildung und ein gewisses Maaß derselben ab, das Allen zu Theil werden sollte, mittelst Annahme der Hähnschen Literal- und Tabellar-Methode — ein löblicher Zweck und ein unläugbarer Fortschritt von der bisherigen Vernachläßigung oder Planlosigkeit und Willkühr in der Volksbildung.

Aber man fiel in den Fehler allzugroßer Einförmigkeit, Einseitigkeit, eines überwiegenden Mechanismus, der nur allein vorzugsweise auf die Uibung des Gedächtnisses gerichtet war. Neuerlich ist hierin mehr Freiheit verstattet, aber die Grund-Einrichtung geblieben. Sie stehen sämmtlich unter Aufsicht der Geistlichkeit, unter Obercontrolle der Landesregierung.

a) Die Trivial-Schulen sind in allen Ortschaften eingeführt und lehren die ersten Elemente der Religion, des Lesens, Schreibens, Rechnens und Styls.

b) Hauptschulen von 3 Classen, wo außer den ausführlicher vorgetragenen Elementen der vorigen noch hinzukommt: biblische Geschichte, Erklärung der Evangelien, erweiterte Calligraphie, Ortographie, und deutsche Sprachlehre — finden sich nur in den größern Städten und Märkten, ohne Unterschied der Religion. So haben die Juden 3 Hauptschulen zu Prag, Lemberg und Nicolsburg in Mähren, die Neugriechen zu Kronstadt in Siebenbürgen.

c) Haupt- und Musterschulen von 4 Classen finden sich nur in den bedeutenderen Städten. Hier wird von 3 bis 5 Lehrern (unter einem Local-Director, der wieder unter dem Ober-Schul-Inspector der Provinz steht) außer den vorigen Gegenständen noch Baukunst, Geometrie, Mechanik, Zeichnen, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre und Deklamation gelehrt.

d) Die Real- oder Bürger-Schulen sind noch nicht realisirt. Sie werden erweiterte Hauptschulen seyn.

Außerdem sind an einigen Orten, vorzüglich in Böhmen, besondere Industrie-Schulen angelegt, und Sonntags-Schulen zur Wiederhelung des Erlernten und Zugabe mehrerer Kenntnisse für die Ledigen, welche die Schulen verlassen, angeordnet *).

In Ungarn sind allgemein (mit Ausnahme von Slavonien und Croatien) verbreitet:

a) Nationalschulen (Trivialschulen) mit 1, 2, in größern Städten auch wohl mit 3, 4 Lehrern. Katechismus-Unterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen, die ersten Lebens- und Klugheitslehren, nebst der Muttersprache ꝛc., hier und da auch wohl etwas Latein, sind die Haupt-Lehr-Gegenstände.

b) Normalschulen (Musterschulen), wo nicht nur dieselben Gegenstände, dann Musik und Zeichnen vollständig gelehrt, sondern auch Lehrer und Schulgehülfen gebildet werden. Es sind ihrer 10 zu Preßburg, Ofen, Kremnitz, Kaschau, Großwardein, Groß-Karoly, Temeswar, Fünfkirchen und Agram.

Die allgemeinen gelehrten Schulen sind.

A) Gymnasien (oder Gramatical-Schulen), wo die Vorbereitungs-Wissenschaften für

*) Unter Gramatikal-Schulen werden eigentlich lateinische von 4 Classen verstanden, bei welchen die, für das 5te und 6te Jahr bestimmte, Poetik und Rhetorik fehlen.

*) Nach Zählungen der lezteren Jahre kann man annehmen:

	in Böhmen.	Mähren u. Schl.	Oesterr. u. d. E.	Oesterr. o. d. E.	Stmk. u. Käth.
Hauptschulen	37.	17.	13.	5.	10.
Trivialschul.	2,613.	1,608.	1050.	331.	453.
Mädchenschl.	40.	13.	6.	2.	6.
Industrieschl.	64.	3.	6.	2.	29.
Sonntagsschl.	2,053.	1,561.	111.	116.	216.
Schulf. Kdr.	362,877.	202,440.	114,329.	40,225.	92,461.

ie Lyceen und Universitäten systematisch nach neuerdings sehr plan- und zweckmäßig verfaßten Lehrbüchern mit vorzüglicher Uibung der lateinischen Sprache gelehrt werden. 61 katholische in Ungarn, 7 in Siebenbürgen (zu Karlsburg, Neumark (Maros-Vasarhely), Udvarhely, Tschik-Somlyo, Kanta, Bistriz und Hermannstadt), 3 in Galizien, (in Lemberg, Brzezem, Czernowitz, Przemisl, Rzeszow, Sambor, Stanislawow und Tarnow, ohne das noch nicht organisirte der Basilianer zu Buczacz), 25 in Böhmen, (3 zu Prag, 1 zu Braunau, Brüx, Budweis, Deutschbrod Duppau, Eger, Bitschin, Jungbunzlau, Kaaden, Klattau, Königgrätz, Kommotau, Leipa, Leitmeritz, Leitomischl, Neuhaus, Pilsen, Pisek, Reichenau, Saaz, Schlakenwerth, Schlan), 12 in Mähren und Schlesien, (zu Brünn, Freyberg, Iglau, Kremsier, Nicolsburg, Olmütz, Straßnitz, Teschen, Tribau, Troppau, Weißwasser und Znaym), 7 in Nieder-Oesterreich, (3 zu Wien, 1 zu Krems, Horn, Wien-Neustadt und Mölk,) 2 in Ober-Oesterreich, (zu Linz und Kremsmünster,) 5 in Steyermark, (zu Grätz, Marburg, Admont, Cilly, und St. Lambrecht), und 2 in Kärnthen, (zu Klagenfurt und St. Paul). Die Protestanten besitzen in Ungarn 11 lutherische, darunter 4 bedeutendere zu Presburg, Oedenburg, Eperies und Leutschau; 5 zu Hermannstadt, Kronstadt, Mediasch, Schäßburg und Bistricz, — in Siebenbürgen — 1 zu Teschen (nicht hinreichend für das Bildungsbedürfniß der nöthigen Religionslehrer) — 6 reformirte zu Szigeth, Lobonz, Comorn, Miskolz, Ketskemet und Nagy-Köros. — 4 reformirte zu Brocs, Deeö, Kezbi, Vasarhely und Zilah in Siebenbürgen, ein griechisch-katholisches unirtes zu Blasendorf Balas-Falvas) in Siebenbürgen. — Die nicht-unirten Griechen *) 2 zu Carlowitz und Versetz und die Unitarier 2 zu Thorenburg und Koreatur in Siebenbürgen.

*) Bis 1809. hatten diese Millionen Seelen noch keine Normal-, ja nicht einmal Dorf-Schulen. Da erklärte sich der regierende Monarch, als den Freund und den Beschüzer der Cultur auch dieser, hierin so ganz vernachläßigten Religions-Partei. Es geschahen die ersten Schritte zur Organisation ihres Schulwesens.

B) Mittel-Anstalten zwischen den Gymnasien und Universitäten.

1. Die 4 reformirten Collegien *) zu Klausenburg, Nagy-Enyed, Neumark, (Maros Vasarhely) und Udvarhely in Siebenbürgen, die 3 zu Saros-Patak, Debreczin und Papa in Ungarn, das unitarische Collegium zu Klausenburg, und das Armenische Lehr-Institut zu Lemberg. 2. Die philosophischen Studien **) zu Krems, Linz, Kremsmünster, Admont in Oesterreich und Steyermark — Pilsen, Budweis, Brür und Leitomischl in Böhmen — zu Brünn und Nikolsburg in Mähren — zu Stein am Anger und Szegedin in Ungarn. 3. Die Lyceen und Akademien, wo schon (noch außer Geschichte Logik, Methaphisik, Mathematik und Physik während 2 Jahren) in andern 2 Jahren die Facultäts-Wissenschaften (doch nicht immer alle und von der Medicin nur die Chirurgie) vorgetragen werden.

a) Die katholischen zu Caschau, Erlau, Raab, Großwardein, Presburg, Agram (sämmtlich ohne theologisches und medicinisches Studium) in Ungarn; in Siebenbürgen das einzige Lyceum zu Klausenburg (ohne theologisches Studium, welches nach Karlsburg in das Priester-Seminar verlegt, dafür aber mit einem artistischen Studium bereichert worden) Olmütz, (ein Lyceum und eine ständische Akademie,) Klagenfurt (ohne juridisches Studium) Grätz, Lemberg, Linz. Bei den Ugarischen ist, außer dem Lehrer der Griechischen Sprache, auch noch ein anderer für die Ungarische angestellt.

b) Das lutherische zu Kesmark (mit juridischen Studium.)

*) Die Collegien gründen und vollenden die Bildung künftiger Theologen und Rechtsgelehrten. Die Jugend wird in Studenten und Schüler getheilt. Jene lernen Philosophie, Theologie, und Ungarische Jurisprudenz im weiteren Umfange, nebst Mathematik, Physik, Geschichte und biblische Sprachen, diese Elemente und humaniora. Die Einrichtungen sind klösterlich. Die Ungarische Sprache wird hier vorzüglich cultivirt.

**) Darunter wird verstanden: Religion, Philosophie, Mathematik, Physik, Geschichte und griechische Sprache. — Logik, Methaphysik, praktische Philosophie und Physik müssen lateinisch vorgetragen werden.

C) Die eigentlichen hohen Schulen und Universitäten, wo alle Hauptwissenschaften vollständig und in ausgedehnteren Cursen gelehrt werden; zu Wien, Prag, Pesth, letztere besonders reich dotirt.

Die Verordnungen von 1804 regulirten folgenden Studiengang für die Facultäts-Wissenschaften.

1. Theologen hören im ersten Jahre Kirchengeschichte und Bibelstudium des alten Testaments; im zweiten, Bibelstudium des neuen Testaments und das öffentliche Kirchenrecht; im dritten Dogmatik und Moraltheologie; im vierten Pastoraltheologie, Privatkirchenrecht, Katechetik und Pädagogik. Außerdem müssen die Theologen noch Oekonomie hören.

2. Juristen hören im ersten Jahre: Encyclopädie der juridisch-politischen Studien, Natur-Völker-, Staats- peinliches Recht und Statistik; im zweiten Römisches- und Kirchen-Recht; im dritten Oesterreichisches Privat-, Lehn-, Handlungs- und Wechsel-Recht; im vierten politische Wissenschaften und Gesetzkunde, gerichtliches Verfahren und Geschäftsstyl. Staatsrechnungs-Wissenschaft wird noch in Wien vorgetragen.

3. Mediciner in den ersten 3 Jahren Therapie und ihre Hülfswissenschaften, in den letzten zweien specielle Therapie und Klinik. Für Civil- und Land-Wundärzte dauert der Curs 2 Jahre, den sie auch auf den Lyceen absolviren können. Für Geburtshelferinnen 1 Jahr; eben so für Schüler der Pharmacie.

Vorzugsweise wird in allen diesen Schulanstalten das Gedächtniß cultivirt; eine Thatsache eben so sehr der größten Beherzigung werth, als geeignet, mehrere bedeutende Erscheinungen im Staate einfach zu erklären.

Unter den Anstalten für besondere Stände oder Zwecke müssen bemerkt werden.

a) Die blos für Theologen eingerichteten Institute, z. B. für Katholische zu Klagenfurt, Brünn, Presburg, Pesth, Hermanstadt, Lemberg; für Griechische zu Carlowitz. Ferner die Privatschulen in den bischöflichen Seminarien, oder Priesterhäusern, in den Klöstern und Stiften.

b) Die blos für Adeliche bestimmte Institute. So die Theresianische Ritter-Akademie zu Wien, wo neben den übrigen Sprachen, Künsten und Wissenschaften, die juridischen und Staats-Wissenschaften Hauptsache — und Bildung für den Staatsdienst Hauptzweck ist *). Die unter Joseph aufgehobenen gewesenen adelischen Convicte **) zu Wien, Mölk, Kremsmünster, Grätz, Leschau, Großwardein, Agram, Klausenburg ꝛc.

c) Die orientalische Akademie, worin hauptsächlich orientalische Sprachen und die Vorkenntnisse für künftige Diplomatiker in der Türkei gelehrt werden.

d) Die medizinischen Institute. So die vortreffliche medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie zu Wien (zur Bildung geschickter Feldärzte vortrefflich eingerichtet; sie giebt auch Preisfragen auf). Die medicinisch-praktische Schule zu Prag, die Thier-Arzneischulen zu Wien, Linz und Pesth, die medizinisch-chirurgischen Anstalten zu Linz und Klagenfurt.

e) Die 4 Kunstschulen der Akademie der bildenden Künste, in Wien, zur Bildung in den zeichnenden, plastischen und architektonischen Künsten.

f) Die Akademie der zeichnenden Künste in Prag, gestiftet und erhalten von der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, welche jährlich Preise vertheilt.

g) Die Militär-Institute. So die Militär-Cadetten-Akademie zu Wienerisch-Neustadt für 400 Zöglinge, und das Equitations-Institut eben daselbst. — Die Akademie für die k. k. Arcieren-Leibgarde und die Ingenieur-Akademie zu Wien, und die (in der Organisation begriffene) Ludoviceische Akademie zu Waizen in ungern — sämmtlich für künftige Officiere. Zur Bildung der Unterofficiere sind bei jedem Regimente Erziehungs-Institute für 48 Soldaten-Kinder.

h) Das Ständische Johanneum zu Grätz: hauptsächlich zur Verbreitung der Geistescultur, zur Erziehung brauchbarer Staatsdiener und zur Bildung für Natur-, und Vaterlandskunde, Oekonomie, Technologie, und Mathematik, mit ganz besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse Steyermarks und Kärnthens, vom Erzherzog Johann gestiftet und großmüthig dotirt.

---

*) Vielleicht existirt in keinem der größeren Staaten dermahlen ein ähnliches Institut von gleichem Zweck, von gleich reicher Dotirung und Einrichtung, und wovon der Monarch selbst so unmittelbaren Theil nimmt. Der Sieger in den jährlich angeordneten juridischen Disputationen dedicirt seine Theses dem Monarchen und erhält den Namenzug des letztern in einem Brillantringe.

**) Erziehungs-Anstalten mit klösterlicher Einrichtung den Geistlichen übergeben.

i) Die Bergakademie zu Schemnitz, seit 1760 mit dreijährigen theoretischen und zweijährigen praktischen Studium.

k) Die Real-Akademie zu Wien (dergleichen in allen Hauptstädten im Werke sind), und das Ständisch-Technische Lehr-Institut zu Prag, hauptsächlich zur Bildung derer bestimmt, welche sich den bürgerlichen Gewerben, dem Fabriken- und Handelsstande widmen wollen.

l) Die Kaiserliche Forstschule zu Mariabrunn nächst Purkersdorf bei Wien.

m) Oekonomische Lehrstühle sind in allen Provinzen bey den Gymnasien oder Universitäten gestiftet.

n) Hierher gehören auch die außerordentlichen Lehrkanzeln für besondere Gegenstände an Lyceen und Universitäten, die nach den Bedürfnissen von Zeit zu Zeit eingeführt oder abgeändert werden, deren besonders die Universitäten zu Wien und Prag mehrere wichtige und gemeinnützige aufzuweisen haben, z. B. Vorlesungen über die Rettung scheinbar todter und in plötzliche Lebensgefahr versetzter Menschen.

o) Weibliche Anstalten. 1. Die sogenannten englischen Fräulein-Erziehungs-Institute, zu St. Pölten, Krems, Prag, Pesth. 2. Das Kaiserliche Civil-Mädchen-Pensionat zu Wien. 3. Das Kaiserliche Erziehungs-Institut für Militär-Offiziers-Töchter zu Herrenals. 4. Die Mädchen-Schulen für gebildete Stände bei den Ursulinerinnen zu Prag, Brünn, Grätz und Klagenfurt.

p) Die Taubstummen-Institute zu Wien, Prag und Waizen.

q) Das Blinden-Institut in Wien und Prag.

Ohne den Privat-Anstalten zu erwähnen; z. B. das Georgikon des Grafen Festetics zu Kesthely, in Ungarn (eine mit den philosophischen Studien verbundene theoretisch-praktisch-ökonomische Lehr-Anstalt groß im Zweck, weit im Umfang, reich in der Dotirung, musterhaft und wohlthätig in Anlage und Ausführung), das Institut des Fürsten Schwarzenberg zu Krumau, — beide für Landwirthe und Forstmänner, — das Forst-Institut des Fürsten Esterhazy zu Eisenstadt in Ungern ꝛc. Die Forstlehranstalt zu Karansebes.

Oesterreichs sittliche Cultur.

(Aus des Herausgebers Länder und Völkerkunde von Oesterreich.)

Aeußerst schwer ist es, von einem Aggregat so vielerlei durch Ursprung, Sprache, Klima, Religion, Verfassung, Bildung und Gewohnheiten unter sich so sehr verschiedener Völker, (deren kurze, besondere Charakteristik bereits im 5ten Abschnitt gegeben worden,) in wenigen Haupt-Zügen (außer den schon S. 125 versuchten) ein treffendes Sitten-Gemälde zu geben. Eben so sehr verbietet der Raum, ein hinlänglich charakteristisches Detail im Einzelnen auszuführen. Einige Pinselstriche mögen also mehr andeuten, als darstellen: daß das Muster eines Hofes, der so viele Jahre nach einander sich durch Reinheit der Sitten auszeichnete, daß der allgemein verbreitete Geist der Religiosität, einer liberalen, immer fortschreitenden Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung, und der Einfluß einer verbesserten, immer mehr umfassenden Bildung durch Schulen und andere Anstalten, besonders aber auch immer mehr Eingang findender, wissenschaftlicher, und geistvoller Schriften nicht umsonst auf Sinn, Denkart und Sitten der Nation einwirkten.

Die vormalige Bigotterie hat sich in ächte, aufgeklärte, Gottesverehrung aufgelöset. Der Sektenhaß und Verfolgungs-Geist gieng in milde, tolerante Denkart über. Die religiösen Gebräuche wurden immer mehr geläutert, die Verirrungen des Aberglaubens verloren sich in eben dem Grade, als ächt religiöser Geist und Sinn zunahmen.

Den größten Beweis hiervon geben die große Anzahl der herrlichsten Wohlthätigkeits-Anstalten, die sich neuerer Zeit erst bildeten, und mit den zahlreichen ältern milden Stiftungen ein so schönes, reich dotirtes, überall Segen verbreitendes Ganze bilden, wie es in dieser Art und so durch alle Provinzen organisch verbreitet (nicht wie anderwärts, nur in einigen Lichtpunkten der Hauptstadt glänzend) kein Staat in der Welt — und wohl eben so wenig die Regenten-Geschichte ein Beispiel gleicher Art, als das des regierenden Monarchen aufzuweisen hat, welcher Hunderttausende jährlich aus seinem Privat-Vermögen, nach Grundsätzen, System und mit strenger Ordnung zur Milderung der Noth hülfsbedürftiger Unterthanen aus allen Ständen widmet.

Zu diesen wohlthätigen Anstalten gehören:

1) Die adeliche Damenstifte zu Wien, Brünn, Prag (hier 2), in Steyermark u. Kärn-

then; wo mehr als 100 Frauenzimmer von Adel (und zu Brünn auch außerdem noch einige 30 bürgerliche) eine anständige Versorgung und die Aussteuer im Falle der Verheurathung finden.

2) Die durch Joseph den Unvergeßlichen errichteten wohl fundirten, allgemeine Kranken-, Gebähr-, Findel- und Versorgungs-Häuser für Blödsinnige ꝛc. zu Wien, Linz, Grätz, Klagenfurt, Prag, Brünn, Olmütz, Lemberg; wo theils unentgeltlich, theils gegen sehr mäßige Kosten Kranke Heilung, Arzenei und Pflege — Findlinge Säugammen und Wartung — Gebährende aber Beistand und Verschwiegenheit — Geisteskranke endlich ihre Zuflucht finden.

3) Die Spitäler der barmherzigen Brüder zu Wien und Felsberg (in Oesterreich), zu Prag, Kukus und Neustadt an der Mettau (in Böhmen), zu Grätz und Grasnitz (in Steyermark), zu Brünn, Lettowitz, Proßnitz, Wisowitz und Teschen (in Mähren und Schlesien), zu Zebrzidowitz (in Galizien), sodann 11 in Ungarn (nämlich zu Pressburg, Erlau, Temeswar, Papa, Eisenstadt, Großwardein, Waizen, Fünfkirchen, Skalitz, Agram und zu Baralya in der Zips welche letztere allein 1805 gegen 4,400 Kranke aufnahmen. Ueberhaupt besitzen sie 26 Spitäler und Reconvalescenten-Häuser. Die Glieder des Ordens widmen hier mit sehr beschränkten Hülfsmitteln ihr ganzes Leben der Kranken-Pflege und Heilung, ohne Rücksicht auf Vaterland oder Religion. 1811 nahmen sie insgesammt 11,361 Kranke auf, und erhielten 9,980 das Leben.

4) Die Spitäler der barmherzigen Schwestern oder Elisabethinerinnen*) zu Wien, Linz, Prag, Brünn, Teschen, Lemberg, Marianopol (im Stanislawower), Przeworsk (im Rzeszower), Rozdol (im Stryer), Zaloscze (im Zloczower) und zu Nowosiolki (auch im Zloczower Kreise), zu Ofen und Pressburg.

Zu den gewöhnlichen Ordens-Gelübden legen diese Schwestern noch das der Krankenpflege ab, sind aber dadurch nur immer auf ein Jahr gebunden.

5) Die mancherlei Kranken-Institute und Spitäler in Wien, (für arme Kinder, Priester, Arrestanten, Israeliten, Handelsleute,) und zu Pesth (seit 1798.)

6) Die Versorgungshäuser in Wien (4) zu Mauerbach, und Ybs in Oesterreich, dann zu Prag.

7) Die Augen-Kur-Anstalt für ganz Galizien, dessen Bewohner sehr an Augenkrankheiten leiden (seit 1808.)

8) Die Siechenhäuser zu Münzbach in Oberösterreich, Grätz, Prag, Brünn und Lemberg, hauptsächlich zum Aufenthalt und zur Pflege solcher bestimmt, welche an langwierigen oder unheilbaren Uebeln und Gebrechen leiden.

9) Die zahlreichen Pensions-Gesellschaften in Wien (für bildende Künste, für das Theater-Personale, für die Arbeiter in den Kaiserlichen Hofgärten, für herrschaftliche Beamte und Haus-Officiere in Nieder-Oesterreich, für herrschaftliche Livreebediente eben daselbst, Brünn, (für das bewaffnete Bürgercorps, für Livreebediente), und in Ofen für Beamte und deren Wittwen und Waisen in Ungarn.

Die größte Institution der Art aber ist die, auf alle Staats-Beamte und Officiere sich erstreckende, Kaiserliche.

10) Die Humanitäts-Gesellschaft oder Rettungs-Anstalt für todtscheinende und in plötzliche Lebensgefahr gerathene Menschen in Prag (seit 1798.

11) Die Privat-Gesellschaft zur Unterstützung der Armen in Prag — ein Privatverein zur Unterstützung der Hausarmen, und noch ein besonderes Armenhaus eben daselbst (seit 1809.)

12) Die öffentliche Gesellschaft zur Abschaffung des Bettelns und Unterstützung der Dürftigen in Brünn (seit 1813.)

13) Die sehr bedeutenden Frauen-Vereine zu Wien, Linz, Prag und Brünn zur Beförderung des Guten und Nützlichen (seit 1810.) Dürftige, kranke, unglückliche, blinde, taubstumme Kinder sind ein Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit. Die Wiener errichtete außerdem noch eine Kunst- und Industrie-Anstalt für weiblichen Handarbeiten; indeß sich die Prager und Brünner Frauen zur Unterstützung weiblicher Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit vereinigten.

14) Die Zwangsarbeits- und Besserungs-, Haus- und Corrections-Anstalt in Wien, — Das Zuchthaus zu Klagenfurt und Brünn, — das allgemeine Arbeitshaus in Prag, — das freiwillige Arbeitshaus in Lemberg, — das Correctionshaus zu Szegedin in Ungarn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit mehreren dieser Anstalten sind auch weibliche Erziehungs-Institute verbunden.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 49. Oktober.

Beitrag

zur Charakteristik des berühmten Albert von Waldstein, Herzogs von Friedland.

Meistens aus Balbins Gitschiner Manuskripte entlehnt von F. S. Wacek.

„Vir magnus — ast homo." —

Anonymus. —

Je mehr verrufen der Name eines sonst berühmten und großen Mannes in unsern Geschichtsbüchern erscheint, — zum Theil auch mit Recht erscheint —; um so mehr erheischt es die Gerechtigkeit aus beglaubten Schriften und Urkunden alle diejenigen Züge von ihm aufzubewahren, die, so wenig sie bekannt sind, ihm doch zur wahren Ehre gereichen, und in seinem Charakter als contrastirendes Licht gegen den Schatten erscheinen, worinn man ihn bisher gestellt. Der Unpartheiische würdiget beides; freuet sich jenes, bedauert diesen.

Wohl hat den Charakter des merkwürdigen Herzogs von Friedland, von dem wir einige schöne, aber weniger gekannte Züge dem Leser mittheilen wollen, keiner richtiger aufgefaßt, als der vortreffliche Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welches Werk alleinseinen Namen unsterblich macht. — „Die Tugenden des Herrschers und Helden," sagt Schiller „Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben." — Und so zeigte sich Waldstein wirklich bis an sein Ende, das freilich mit seinem Thaten- und Ruhmvollen Leben gewaltig contrastiret, und für alle Großen seiner Art die Warnung laut ausspricht, daß sie, wenn sie sich im Besitze einer großen Macht wissen, niemals die rechtliche Tendenz derselben aus den Augen verlieren; daß sie immer ihren Willen der Pflicht unterwerfen sollen, auf daß er nicht, vom Schimmer der Gewalt verblendet, sie ins Verderben stürze. Schlägt ein Magnat, auf den Posten eines Albert von Waldstein gestellt, mit eben dem Temperamente, eben dem Ehrgeize, diese Warnung außer Acht; ihn trift dann gewiß eine Catastrophe, mit welcher dieser Friedländer — endigte. Aber auch die sanfteren Tugenden, die man im Ganzen an seinem Charakter vermißt, bewährte er doch auch dann und wann in seinem Leben; ob sie sich gleich darin nur als schnell vorübergehende glänzende Meteore zeigen, wie es die folgenden aus einer beglaubten Urkunde entlehnten Data darthun werden. — —

I.

Albert von Waldstein als gütiger Gebieter seiner Unterthanen.

Dem Fürsten von Waldstein, so düster, hart und strenge auch seine Denkungsart war, giebt die Geschichte das Zeugniß, daß die Unterthanen an ihm in seinen früheren Jahren einen gütigen Grundherrn besaßen, dem ihr Wohl und Weh am Herzen lag, und der jenes zu erhöhen, dieses zu lindern sich edel bemühte. „Er umfaßte sie alle," sagt schön der berühmte Balbin „mit seiner großen und wahrhaft fürstlichen Seele: Quos vasto illo suo et vere principali animo erat complexus." — Es muß an ihm diese Sorgfalt für seine Unterthanen um so mehr belobt werden, weil ihn der Beruf eines Feldherrn in den damaligen langwierigen Kriegen von ihnen meistens entfernt hielt, und weil es nicht auffallend wäre, wenn er sie bey den vielen und großen Staatssorgen, die auf ihm lasteten, aus den Augen verlohren hätte. Gesetzt auch, daß der Jesuit Balbin diesem Fürsten, als dem Stifter des Gitschiner Collegiums das Lob mit zu freigebiger Hand streue; — (so dankbar ist dieser Schriftsteller gegen jeden Wohlthäter seines Ordens) — so bewähren doch diese von ihm gerühmte Sinnes-Art die manichfachen Wohlthaten, die er seinen Unterthanen erwiesen, worüber noch genug schriftliche Urkunden vorsindig sind. —

Wahr ist es, seine Strenge mußten vornämlich die Heterodoxen empfinden; denn so sehr er auf den katholischen Glauben hielt, und alle Unterthanen, die sich zu diesem bekannten, schützte, eben so sehr haßte er (als ein Zögling der Jesuiten) den Protestantismus, der sich zu seiner Zeit in Böhmen immer mehr und mehr zu verbreiten anfieng. Die Bewohner der Stadt Rei-

chenberg, welche gleichnamige Herrschaft Albert vom Kaiser Ferdinand II. im J. 1622 erkaufte, mußten es sogleich, wie er bey ihnen als Gebieter das erstemal auftrat, fühlen, wie strenge in dieser Hinsicht seine Denkungsart sey. Denn als ihm die tierbrauenden Reichenberger um Schuz in ihrigen bisherigen Freiheiten baten, gab er ihnen mit kaltem Spotte zur Antwort: „Ihre Verrechte und Freyheiten lägen sämmtlich auf dem weißen Berge begraben; dort möchten sie hingehen und solche aufwecken." —

Aber auch jene seiner Unterthanen, die durch frühere Mißleitung sich bereits zu der Pikardischen Sekte hingeneigt hatten, fanden anfänglich an ihm einen Gebieter, der sie nicht strenge und zwangsweise zur Annahme der katholischen Religion verhielt. Man kann dieß aus einem Schreiben dieses Fürsten entnehmen, worin er den Bürgern von Gitschin ein anständiges Benehmen gegen die Jesuiten einschärft, und unter andern sagt: „Sie würden niemanden zur Annahme des katholischen Glaubens zwingen, sondern nur jene, die es wollen, bekehren. — Admonuerat officii cives, erga Patres societatis Giczinium venturos, qui neminem nisi volentem, ad sacra catholica pertraherent." Manuscrip. Giczin. pag. 30. — Selbst dann, als die Jesuiten diesem Fürsten den lieb- und vernunftlosen Vorschlag gethan: er möchte die Ketzer durch strenge Mittel, als die Wegnahme ihrer Güter, die Landesverweisung und andere äußerst empfindliche Strafen zum Catholicismus zwingen, schlug er es ab, und verbot ihnen eine ähnliche cannibalische Bekehrungsmethode. —

Balbin hat in dieser Hinsicht eine schöne Stelle. Dieser Schriftsteller — wie bekannt, ein sehr eifriger Katholik — mißbilliget laut den gewaltsamen Bekehrungsplan seiner Ordensverwandten, und lobet die Weisheit und Mäßigung des Fürsten, der ihn hintertrieben habe. „O hätten ihn doch, ruft er aus, andere katholische Großen und die sogenannten königlichen Kommissäre hierin nachahmen wollen! — Da sie aber alles auf einmal von den Heterodoxen verlangten; da diese in dem nämlichen Augenblicke das Glaubensbekenntniß ablegen, beichten und ohne vorläufigen Unterricht alle unsere Religionssätze beschwören, oder aber all ihres Hab und Guts verlustig werden, und selbst Todesstrafen erleiden sollten, — erzielten sie nichts; sondern zerstreuten das Volk, verscheuchten die reichsten Familien zum größten Schaden des Staats in fremde Lande, so daß wie einstens in Judäa, nachdem die dasigen Eingebohrnen in die babilonische Gefangenschaft abgeführt worden, auch in unserem Böhmen nur die ärmsten Vaterlandskinder zurücke blieben." —

Utinam hanc fundatoris nostri prudentiam reliqui per Bohemiam Catholici Proceres et regii, ut vocabantur, commissarii sequi voluissent! — Sed cum omnia simul Hæreticos facere jubent, (eodem momento credere, confiteri, absque ulla prædicatione sacra nostra suscipere, vel de bonis omnibus periclitari, capitis ipsius dimicationem subire) nihil impetrarunt; sed dissiparunt populum, et quantum erat in Bohemia hominum fortunatorum et divitum, in exteras provincias singulari Reipublica damno emiserunt, ut quod judæis olim in captivitatem Babilonicam abductis contigit, soli Pauperes terra in patria remanerent. — Manusc. pag. 31. —

Später, als die Denkungsart dieses Fürsten immer düstrer wurde, hat er freilich diese liberalen, weisen Grundsätze verläugnet. Denn der Stemmatograph des Waldsteinischen Hauses, Czerwenka von Wesnow sagt von ihm und seiner Gemahlin Maria: „Sie hätten viele Bewohner von Chotieschitz und Dymokur durch Ermahnungen, Drohungen und Geld (wie es der damalige Zeitgeist erheischte) bei ihrer alten Religion erhalten, und viele von der Irrlehre des Huß und Luthers abwendig gemacht." Gloria Domus Waldsteinianæ pag. 38. — Vornämlich erhellet es aus Balbins kostbaren Manuscripte, das in Gitschin aufbewahrt wird, wie dieser Fürst seine Anfangs tolerante Denkungsart in Religionssachen schon im J. 1624 gewaltig geändert habe, indem er für alle akatholische Prediger die Landesverweisung, und wenn sie von dieser Zeit an auf seinen Herrschaften betreten würden, die härtesten Strafen bestimmte. Gleich strenge verfuhr er mit dem Gitschiner Magistrate, der noch immer der Picardischen Irrlehre anhing. Er ließ denselben am 24. November des obbesagten Jahres versammeln, empfahl ihm mit eindringender, militärischen Beredsamkeit den katholischen Glauben, fügte jedoch zugleich die Drohung hinzu: daß derjenige, der sich bis zum Osterfeste des kommenden Jahres zur katholischen Kirche nicht bekannt haben würde, von dem Augenblicke an exilirt sey. Balbin sagt: er wäre bey diesem Act ähnlicher einem Prediger als einem Feldherrn gewesen. — Argumenta etiam, quibus humana ratio convinci posset, multa, militari eloquentia adduxit, concionatori propior quam duci. Manuscrip. pag. 58. Und als er noch vor dem Verlaufe der festgesetzten Bekehrungsfrist eines Tages beim Gottesdienste gegenwärtig war, und drei von den Magistratualräthen in der Kirche vermißte, befahl er, sie sofort ins Gefängniß zu werfen, aus welchem sie nur auf vieles Bitten ihrer ansehnlichen Freunde, vornämlich des Jesuitenrektors befreiet wurden. — — —

Diese Unduldsamkeit, die der Herzog von Frie-

land gegen die Akatholiken bewies, lag, möchte man sagen, in dem Geiste der Zeit, in der er gelebt hatte, und er ahmte hierin nur das damalige Staatsoberhaupt, Ferdinand den II. nach, von dem ein großer Historiker die vielbedeutenden Worte niedergeschrieben: „daß er auf seinem Haupte den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt vereiniget habe.“ — (Schillers dreiß. Krieg.)

So wie diese Unduldsamkeit weder ihm, noch einem anderen, der sie ausübt, zur Ehre gereicht; so können wir dennoch dem Urtheile, welches der Franzos Sarasin (in seiner Conspiration de Waldstein 1648 à Rouen) über die Religion Waldsteins auf eine ächt französische Art, das ist, recht übertrieben gefällt hat, keinesweges beypflichten. Er sagt nämlich: „Waldstein habe alle Religion verachtet, und sie hätte bey ihm nur seiner Politik gefröhnt.“ Méprisant la Religion, qu'il, faisoit servi à la Politique. — Ein jeder der in der Lebensgeschichte unsers Fürsten nur einigermaßen eingeweiht ist, muß das Grundlose dieses Urtheils einsehen. Eben der Eifer Waldsteins für seinen Katholicismus, wenn er ihn auch sehr übertrieb, hätte ja diesem Franzosen eine andere Meynung von seiner Religiosität beybringen sollen. Aber schon der brave Richelet (les plus belles Lettres françoises etc. à Francfort 1761 pag. 124) machte ja diesem seinem Landsmanne den Vorwurf: „Er habe sein Gemälde Waldsteins aus zwölf anderen Charakteren zusammengestoppelt,“ wornach sich denn seine Wahrheit beurtheilen läßt.

An Albertен von Waldstein hatte vornämlich die Stadt Gitschin einen großmüthigen und wohlthätigen Gebieter. Viele Beweise der ihr von ihm erwiesenen Großmuth und Wohlthätigkeit finden sich in Balbins oft erwähnten Manuscripte, von denen wir hier einige mittheilen wollen. — Zuvörderst wollte er ihren Umfang durch neu aufzuführende Gebäude bis an den Berg Welisch vergrößern, und durch diese Erweiterung, die eine Strecke von einer halben Stunde beträgt, ihre Größe so ausdehnen, daß sie mit den ersten Städten des Königreichs um den Rang wetteifern könne. Er baute für sich einen prächtigen Pallast, welchen im verflossenen Jahre Se. Maj. der Oesterreichische Kaiser einige Monate lang bewohnet haben; für die Jesuiten erbaute er ein ansehnliches Collegium, das gegenwärtig dem Militär zur Kaserne dienet. Südöstlich, in einer mäßigen Entfernung von der Stadt Gitschin, ließ er eine schöne Karthause aufführen, bis zu welcher, nach dem entworfenen Erweiterungsplane der Stadt, ihre östliche Gränze reichen sollte. Zwischen dem Jesuitencollegium und der Neustadt sollte ein Karmeliterkloster aufgeführt werden; für ein Convent der Franziskaner bestimmte er aber einen Platz zwischen der Altstadt und der Karthause, und später selbst die Burg Welisch, wie es eine hierüber bestehende Urkunde ausweiset. (Siehe Dobneri Diplomatarium Waldsteinio - Wartenbergicum pag. 374) — Auch die Errichtung eines Bisthums, einer Probstey, eines geistlichen Alumnats, eines adelichen Convicts, einiger Spitäler, lag in seinem Plane; und das erstere hatte er bereits seinem Anverwandten, dem Gtibor-Kotwa versprochen, wie es Balbin in eigenhändigen Briefen des Fürsten gelesen zu haben bezeuget. Einige dieser Baue wurden von ihm wirklich vollendet, und die andern würde der heldenmüthige Mann, den in seinen Entschließungen keine Hindernisse irre zu machen vermochten, gewiß ebenfalls ausgeführt haben, hätten sie nicht der damalige blutige Krieg mit den Schweden und sein unvermuthet erfolgter Tod vereitelt. Auf die Festigkeit dieses Fürsten in seinem einmal gefaßten Entschluße weiset Balbin in folgenden Stellen hin: „Princeps, qui in eo, quod semel placuisset, tuendo de dignitate sua agi putabat.“ pag. 44. — Vastus erat, ingens ac vere regius hujus Principis animus, atque in id, quod semel coeperat, incumbebat gravissime“ pag. 57. — und in einer andern Stelle: „Maxime heroicus, et difficultatibus cedere nescius Princeps.“ pag. 17. —

Es läßt sich nicht so leicht sagen, fährt unser Manuscript fort, wie sehr er sich bemüht habe, das Wohl seiner Stadt Gitschin zu begründen, ihr einen größeren Umfang und einen berühmteren Namen zu verschaffen. In der Nähe gab es keinen Künstler, den dieser Fürst durch angebotene Arbeiten, Versprechungen und Geschenke nicht nach Gitschin gelockt hätte; vielen Familien in Meißen, in der Lausitz und in Schlesien versprach er die größten Begünstigungen, wenn sie sich in seiner Stadt ansiedeln würden; er selbst bauete den Bürgern viele Häuser in den Reihen die den Marktplatz einschließen; lud viele vom hohen Adel in diese Stadt ein, und überredete sie, darin ihre Wohnsitze aufzuschlagen; selbst aber führete er einen Hofstaat, der dem kaiserlichen an Pracht und Größe nur wenig nachgab. So oft er nach Gitschin kam, besuchte er die Arbeiter, unterhielt sich mit ihnen, und bezeugte sich gegen sie wider seine Gewohnheit leutselig und gefällig. „Contra morem blandum se præbet.“ — Damit die Bürger seinen Befehlen willig und froh nachkommen möchten, bestätigte er ihnen alle ihre alte Privilegien, und ertheilte ihnen noch so viele Gerechtsame und Befreyungen, daß Gitschin fast den kön. Städten gleich kam. Im Jahre 1624 am 1. März. gab er ihnen die Freiheit, sich, wann und wohin sie wollten, mit ihren Kindern, ihrem Hab und Gut zu verfügen; und am 11. März desselben Jahres stellte er es ihnen

enheim, über ihre Güter auch außer seinem Gebiete frey zu testiren und sie, wem sie immer wollten, zukommen zu lassen. —

Nicht so leicht, sagt Balbin, kann man die Menge des Volkes angeben und das große Gewühl der Arbeiter schildern, als die Stadt Gitschin wieder aufgebaut wurde. Jeder, der von einer Anhöhe, oder der angränzenden Burg Welisch diesem lebendigen Schauspiele zusah, glaubte das Virgilianische Carthago vor sich zu sehen, und zugleich a)

Wandeln sah er auf der Flur die schwarze Schaar — welche Augenweide sich der genannte Geschichtschreiber im J. 1632 öfters verschaffte, in welchem er durch die Gunst des Fürsten in sein adeliches Convict aufgenommen wurde. —

„Nemo facile multitudinem populi et præcipue operarum, dum civitas denuo conderetur, explicabit, cum ex alto et arce Wolisch despiceres, Virgilianam te Carthaginem Giczinii videre dixisses. b)

Ist nigrum campis agmen — Quod gratissimum spectaculum sub annum 1632 sæpius oculis puer usurpavi, ducis obsequio inter Ephebos addicendus." — M. —

Es däucht uns, daß man dem Gesagten zu folge Waldsteinen als Gebieter seiner Unterthanen, Güte und Wohlthätigkeit gegen dieselben nicht absprechen kann, wenn auch manche Schriftsteller in diesem Betrachte an seinem Charakter nur Härte und Strenge wahrnehmen sollen. Härte und Strenge, die geweckt und genährt auf den Schlachtfeldern so sehr gedeiht, und uns an einem Fürsten, der seine Tage als Anführer großer Heere meistens in Kriegsgetümmeln verlebte, nicht auffallen kann, ragte freylich in seinem Charakter mächtig hervor: aber doch war ihm auch die schönere Milde — nicht fremd; auch auf ihre Stimme horchte nicht selten sein Herz. Die Ursache, daß sie an ihm so sehr verkannt wird, lieget darin, daß man an einem Manne seiner Art immer jene Eigenschaften und Thaten mehr beachtet, die in der Welt großen Ruf bringen, und die selbst die Geschichte mit Hintansetzung mancher andern anspruchlosen nicht Geräusch erregenden edlen Thaten — welche eher die Aufbewahrung verdienten, als jene — so gerne in ihre Annalen aufnimmt.

Auch unser Waldstein hätte dies Geschick. Nur immer sieht man an ihm den strengen, unerbittlichen Feldherrn — selten oder nie den guten, mildthätigen Menschen. Man staunt über seine Großthaten, aber seine Milde, die doch auch Achtung verdiente, kennet man nicht. —

a) Vermuthlich die Jesuiten auf ihrem Spaziergange.

b) In dieser Stelle mag wohl eine kleine Hyperbel liegen, welche rednerische Figur Balbin ungemein liebet, so oft er von vaterländischen Sachen etwas erzählt. —

II.

Albert von Waldstein als großer Wohlthäter der studirenden Jugend.

Ein schöner Zug in Waldsteins Charakter ist die Freigebigkeit, womit er, die arme studirende Jugend unterstützte, wie überhaupt seine Sorgfalt, mit der er dieselbe zum Unterrichte und zur Bildung verhielt. Bei seiner Stiftung einiger Collegien der Gesellschaft Jesu, bei seiner Begründung des Convicts für studirende Zöglinge in Gitschin war gewiß sowohl das Eine als das Andere Hauptzweck gewesen; wenn er auch durch jene erstere, wie es eine Urkunde besaget, vornämlich die Bekehrung seiner heterodoxen Unterthanen zur katholischen Religion beabsichtiget habe. — Dieser Fürst, der sich selbst zu einem hohen Grade von Bildung emporgeschwungen, der die Wissenschaften liebte und schätzte, drang auch beim Volke auf Unterricht und Bildung, und suchte es auf alle mögliche Art für Beides empfänglich zu machen: wenn weise Vorstellungen und gelinde Mittel nicht verfingen, auch mit Strenge und Zwang. — Ein Fürst, dessen unermüdetes Streben unter andern auch dahin ging, das ihm unterthänige Volk auf die dem Geiste seiner Zeit angemessene Art bilden zu lassen, bewies eben dadurch seine Humanität. Daß dieß der Herzog von Friedland wirklich gethan, kann durch einige sprechende Urkunden dargelegt werden. Vorzüglich nahm er sich der Jugend auf seinen Herrschaften an; errichtete für sie Bildungsinstitute, in welchen die armen Zöglinge alle Verpflegung umsonst genoßen, jene der wohlhabenderen Eltern aber zu ihrem Unterhalt beysteuern mußten. — Es findet sich in Balbins Manuscripte ein unseres Wissens noch nicht bekannt gemachter Brief des Herzogs, welcher alles bisher Gesagte bestätigt; Er schrieb ihn im J. 1623. von Köln aus, an den Jesuiten-Rektor Coronius in Gitschin, und sein Inhalt lautet, wie folget;

„Wohlehrwürdiger Vater in Christo!

„Ich zweifle nicht, daß Sie von dem Gute des Edelmanns Jarosch Bukowsky bereits Besitz ergriffen; weswegen ich auch ganz zuverläßig erwarte, daß Sie dem an mich erlassenen Berichte gemäß die Schulen um St. Wenzeslai eröffnen werden. Sorgen Sie, ich bitte, eifrigst dafür, daß eine, so viel als möglich, zahlreiche Schuljugend zusammen komme. Meinem Oberbeamten, dem Ritter Stablowsky habe ich be-

reits den Befehl zukommen lassen, daß er hundert Zöglinge auf meinen anderen Herrschaften auslese, und sie nach Gitschin auf Ihr Gymnasium schicke. Er soll vornämlich die Wahl unter Kindern wohlhabender Eltern treffen, die auf die Kost ihrer Söhne etwas beitragen könnten. Ermahnen Sie ihn, ich ersuche Sie, recht fleißig, daß er über die Beamte und Ortsvorsteher wache, daß sie nicht, wie es zu geschehen pflegt, durch Geld bestochen, die Söhne reicherer Väter vom Schulbesuche befreyen, und an ihrer Statt lauter Arme in Ihr Institut aufnehmen, die auf ihren Unterhalt gar nichts beysteuern könnten, und somit mir und Euch verloren gingen. Meine Diener wissen es wohl, daß ich nicht zu scherzen pflege, und was ich immer wollen mag, es mit allem Ernste wolle. — In Hinsicht des Baues Ihres Collegiums hat es nicht Noth, mir so oft die nämlichen Vorstellungen zu machen; ich bin selbst dafür besorgt; aber auch Ihre Sorgfalt ist mir nicht unlieb. Möchten Sie hierin andere geistliche Orden nachahmen: also würde ich manchen Kummer weniger haben."

„Leben Sie wohl!

Gegeben zu Köln den 27. August 1623. Der ganz Ihrige Albert von Waldstein."

Reverende in Christo Pater!

„Non dubito, vos prædium accepisse, (suburbanum illud Jarossoviense intelligit) adeoque juxta priorem vestram informationem ad me missam ad St. Wenceslai sacrum diem scholas aperietis; quare vos multum rogo adhibete curam, ut quam plurima juventus colligatur. Ego Stablovskio (ejus ditionum omnium supremo Regenti) imperavi, ut centum adolescentulos ex aliis meis ditionibus deligat, ad vos Giczinium mittendos, quorum Parentes copiosiores sint, ut in victum filiorum aliquam partem sumptuum necessariorum suppeditare possint: rogo, admonete istum diligenter, invigilet locorum præfectis et Capitaneis, ne, ut fieri solet, pecunia illis oblata, divites patres filios suos a scholis liberent, et loco eorum pauperes in contubernium accepti, solvendo non sint, ac mihi vobisque pereant. — Sciunt mei ministri, me nugari non solere, et quæ volo, serio velle. — De ædificio Collegii toties eadem inculcare opus non est, sumus solliciti, placet tamen vestra sollicitudo: si alii religiosi Ordines tam solliciti forent, multum mihi decederet curarum. — a)

Valete!

Dabam Colinio 27. Aug. 1623. Vester totus Albertus de Waldstein.

Ex Manuscrip. Giczinen. pag. 38. et 39. —

Einen liebreichen Unterstützer und Versorger fanden an Waldsteinen vorzüglich die Söhne armer adelicher Familien, deren er jedes Jahr in seinem Gitschiner Convicte oder sogenannten Seminarium eine bedeutende Anzahl verpflegte. In den alljährigen Katalogen der zu jener Zeit in Gitschin studirenden Jugend sind ihre Namen verzeichnet, die mir aber hierorts nicht anführen wollen. Zu Waldsteins Zeiten gab es in Böhmen noch einen sehr zahlreichen so genannten kleinen Adel, der mitunter von den ganz schmalen Einkünften seiner kleinen Besitzungen sich ernähren mußte b); es kann also nicht auffallend seyn, daß er unter sich auch viele arme Familien zählte, die ihre Kinder nicht standesmäßig erziehen konnten. —

Der Verfasser des Aufsatzes über den Adel in Böhmen (In den Materialien zur alten und neuen Statistik in Böhmen Heft 8.) und vor ihm schon Balbin bezeugen, „daß man zuvor in den Dörfern sechs auch mehrere Edelleute antraf, die ohne auffallende Pracht und Verschwendung ihre Kinder treu und redlich zum Nutzen des Staats erzogen." — Für die Kinder der ärmeren Ritterschaft, die auf seinen Herrschaften lebten (e ducatu nostro heißt es im Stiftsbrief des Gitschiner Convicts) sorgte nun väterlich Albert, und ließ sie auf seine Unkosten in öffentlichen Instituten erziehen. Um nur ein Beyspiel dieser Art anzuführen: Auf der gräfl. Schlikschen Herrschaft Altenburg, die gegenwärtig eine Hälfte der Herrschaft Kopidlno ausmacht, gab es in dem Dorf Zlim auch einen solchen armen Ritter, der sich von diesem Dorfe nach der damaligen Sitte Zlimsky benannte. Mit seinem Vermögenszustande muß es aber sehr mißlich ausgesehen

a) Dieser Brief ist zwar in keinem klassischen Latein geschrieben; aber doch sticht letzteres gegen das Latein jenes Waldstein. Briefes, der in einem früheren Hefte des Hesperus mitgetheilt ist, und das unser würdige Literator Cornova naiv Husaren-Latein zu nennen beliebte, sehr ab, und zeiget ganz deutlich, daß Albert von Waldstein in einem besseren Stile zu reden und zu schreiben verstand. —

b) Die meisten dieser kleinen adelichen Sitze sind jetzt Theile der Gebiete unseres größeren Adels. —

haben, weil seine zwei Söhne, Georg und Johann, Armuthshalber ihre Studien in Gitschin nicht fortsetzen konnten. Der wohlthätige Fürst von Waldstein unterstützte und kleidete sie. Inter alios subventum (hoc anno 1627) adolescentulis duobus, Equestris ordinis, Joanni et Georgio Sliwskiis, — ut studia litterarum prosequerentur quod paupertas vetabat, vestes curatæ etc. etc. Manuscrip.

Durch diese mildthätige Verpflegung der armen verlassenen Jugend, sollte man meinen, habe unser Fürst die Güte seines Herzens hinlänglich bewiesen, und es lasse sich demnach, wenn man nicht ungerecht und lieblos seyn will, keineswegs von ihm behaupten, was Sarrazin sagt: „Er habe bei allem Guten, was er that, nur immer sein Interesse bezweckt."

Die reine, edelmüthige Absicht dieses Herzogs bey der Stiftung des Gitschiner Convicts für 100 Zöglinge, worunter 20 von guter adelicher Herkunft, 10 Kleriker, die für die Seelsorge auf seinen Herrschaften bestimmt waren, und 70 andere studirende Zöglinge bürgerlichen Standes seyn mußten, erhellet aus einigen Stellen des Stiftsbriefes selbst, der in Dobners Waldsteinisch-Wartenbergischen Diplomatarium S. 363—374 vorfindig ist. Unter anderm sagt er darin, „daß die Väter aus der Gesellschaft Jesu sowohl seinen Wünschen, als der Erwartung des Vaterlandes nicht besser entsprechen können, als wenn sie sich der wissenschaftlichen und moralischen Bildung der in seinem Convict lebenden Jugend gänzlich widmen würden, damit weder die Kirche Gottes an Geistlichen, die Frömmigkeit und Wissenschaft zierten, noch der Stadt an Männern, die sowohl hohe Geburt als auch schöne Tugenden und Kenntnisse empfehlen, Mangel litte." — Nulla faciliore ratione ac medio, votis nostris, patriæque necessitati per dictos patres satis fieri posse, quam si juventuti tam in doctrina, quam in pietate formandæ, totos se impenderent, ita ut nec Ecclesia Dei Sacerdotes probitate, ac scientia conspicuos, nec Respublica Christiana viros generis claritate, virtuteque illustres, ac litterarum disciplinis probe excultos possit desiderare. —

Wahrlich! ein nachahmungswürdiges Beyspiel, das dieser Fürst allen Großen seiner und unsrer Zeit gab, daß er einen großen Theil seines Vermögens, welches ihm die göttliche Vorsicht bescherte (quæ nobis divina bonitas largita est, sagt er im bemeldeten Stiftbriefe) zu so edlen und gemeinnützigen Zwecken verwendet. Es kann, glauben wir, kein stärkeres Zeugniß für seine Humanität geben; und nur ein Befangener könnte sie an ihm verkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Antwort.

auf die im 1. Heft des Hesperus Nr. 6. Jänner 1813. S. 47 eingerückten pädagogischen Fragen.

(Fortsetzung v. Nr. 43.)

Wenn diese Ansicht von einigem Gewichte seyn sollte, so müssen alle Anleitungen zur Erlernung nicht nur der lateinischen und griechischen, sondern auch der biblischen Sprachen sammt ihren Lehrern aus unsern öffentlichen Lehranstalten ausgemerzt werden; weil man in beiden Fällen mehrere Uibersetzungen besitzt, deren eine oder die andere von der Behörde nur dürfte gewählt, und zu den öffentlichen Vorlesungen als ein Bildungsvehikel vorgeschrieben werden. Um mich aber hierüber kürzer zu fassen, will ich mich nur auf zwei Bemerkungen einschränken. Erstlich: woher haben die Deutschen, und andere europäische Völker Gründlichkeit im denken und Geschmack sich selbst und ihren Muttersprachen anzueignen gewußt, als aus der Bekanntschaft mit diesen Sprachen? Und sind nicht die lateinischen Klassiker selbst Zöglinge und Nachahmer der Griechen? Läßt sich aber auch Alles in eine heterogene Sprache, wie die deutsche, und die mit ihr verwandten Sprachen sind, auch bei dem geduldigsten Fleiße und mit dem größten Genie so übersetzen, daß man sagen dürfte: man könne die Originale entbehren? Schon die Nebenbegriffe, welche so viele Wörter in den sogenannten klassischen Sprachen mit sich führen, lassen sich entweder gar nicht ausdrücken, oder wenn man sich bemühet, dieselben auszudrücken, so erscheint das Wort in einer für uns modernisirten, den Alten aber unbekannten Bedeutung. Noch mehr; der in die Muttersprache übersetzte Klassiker wird gemeiniglich wie ein Roman gelesen, um die Imagination angenehm zu beschäftigen; wobei oft der Fall eintritt, daß man sich so leicht überredet, schon die Sache selbst begriffen zu haben, weil uns das Wort der Muttersprache geläufig ist, ob man gleich selbst unter diesem nicht immer etwas Bestimmtes zu denken gelernt hat.

Nach diesen Bemerkungen können die Uebersetzungen das Studium der Klassiker, und somit die Erlernung ihrer Originalsprachen nicht entbehrlich machen. Ist aber die Erlernung der Sprachen der alten Klassiker für den sich bildenden Jüngling, er mag hernach eine Berufswissenschaft ergreifen, welche er will, nicht unentbehrlich; weil er dazu bestimmt ist, durch seinen höheren Grad der Kultur, nicht nur den von der Nation bisher

erworbenen Grad aufrecht zu erhalten, sondern auch zu befördern; wie geschiehts denn, daß die Studierenden diese klassischen Sprachen nicht nur nicht erlernen, sondern eine beinahe entschiedene Abneigung gegen dieselbe hegen? Hievon gibt es verschiedene Ursachen.

Allererst haben diese jungen Leute zu viele Gegenstände, und manche darunter von dem abstraktesten Inhalte, welche für das flüchtige in diesem Alter noch zu sehr von der Imagination abhängende Gemüth, nicht geeignet sind. Freilich wäre es gut, wenn man den Kindern und Studirenden alles Nützliche beibringen könnte; man muß aber nie das Alter des Lehrlings und dessen psychologische Eigenheiten bei der Wahl der Gegenstände vergessen. Es wäre freilich gut, wenn die Grammatisten und Humanisten die theoretische und praktische Naturgeschichte; wenn sie das Rechnungswesen nach der mathematischen Methode; wenn sie auch die Sätze Euklids sich eigen machen könnten, was man wirklich dermalen von ihnen fordert. Aber hat man denn bedacht, ob dieses flüchtige Alter für diese abstrakten, trockenen Gegenstände geeignet seye? Oder, wenn ein, oder der andre Knabe sich zu einem von diesen abstrakten Gegenständen geeignet findet, muß man denn zu denselben alle Studirende in den untern Schulen verbinden, deren Beruf sich oft selbst vor dem Austritte aus den Humanioren so mannichfaltig ändert? Warum überläßt man diese Gegenstände nicht der freien Wahl des studirenden Jünglings, so wie man die Erlernung der biblischen Sprachen dem Theologen frei gestellt hat; von welchem man dieselbe mit mehr Rechte fordern könnte, weil dessen Beruf bereits entschieden ist? Die bloße Nützlichkeit (denn die Nothwendigkeit der gedachten Gegenstände in Betreff der Humanisten hat mir noch nicht einleuchten wollen) entscheidet hier nichts. Denn Medizin, Diätetik, Viehartzneikunde u. s. w. wären vielleicht in mancher Beziehung für die Gymnasialjugend viel nützlicher; warum bürdet man denn die Erlernung dieser Gegenstände den Gymnasialisten nicht auf? Denn bei der Bildung der studirenden Jugend, die einst den Ton der Nationaldenkart entweder zuerst angeben, oder fortpflanzen soll, kömmt es nicht sowohl darauf an: ob dieselbe einige Gegenstände, die sie nach Belieben allenfalls nachtragen könnte, weniger hat, da ihrer Kenntniß ohnehin mehrere andre entzogen werden müssen, als vielmehr darauf, daß man derselben zur Erlernung der lateinischen Sprache solche Hülfsmittel und Muster vorlegte, die dazu geeignet wären, diese Jugend in den gegenwärtigen Zeit- und Erziehungsumständen dafür zu gewinnen.

Bevor ich mich über diese Hülfsmittel und Muster erkläre, muß ich in Ansehung der zween letzten Punkte, nämlich: der gegenwärtigen Zeit und Erziehungsumstände meine individuelle Ansicht bekannt machen.

Man muß nicht vergessen, daß der Krieg bereits 26 Jahr daure; daß in der zu bildenden Jugend in allen Ländern ein überwiegender Hang zum Soldatenstande vorherrsche; um so mehr, da seit einer gewißen Periode die Gelehrsamkeit, (die man sich nur durch große Anstrengung, große Auslagen aus seinem Eigenen, nachdem durch die Aufhebung der Klöster dem armen, aber talentvollen Jünglinge, die Subsistenzmittel benommen worden sind, und durch eine längere, oder kürzere Zeitperiode erwerben kann, der kürzeste Weg zur Verarmung geworden ist, so wie im Gegentheile der Militärstand zu Ehrenstellen führet. Daher die allgemeine Klage über den Mangel an lehrfähigen Subjekten, selbst in dem protestantischen Deutschlande, in welchem man sonst immer einen großen Ueberschuß daran fand; und dieser Mangel (welcher sich immer mehr veroffenbaren wird) verursachet eben, daß man bei den Subjekten zum Lehramte keine so strenge Wahl veranstalten kann. Dazu kommt noch, daß ein solcher Lehrer durch die Zeitumstände gedrängt, hauptsächlich, insonderheit, wenn er eine Familie hat, auf die kummervolle Erhaltung des Lebens beschränkt, keine Mittel übrig behält, gleichen Schritt mit der Literatur und Kultur halten zu können; weil dazu die sein Vermögen übersteigende Anschaffung mancherlei Schriften erfordert wird. Hieraus ergibt sichs von selbst, daß auch der Lehrer, welcher selbst immer fort lernen soll, entweder keinen, oder nur einen mittelmäßigen Fortgang in seinem Fache machen kann. Man hat zwar seit einem gewißen Zeitpunkte angenommen: der Lehrstand werde dadurch thätiger, wenn er durch mäßigen Gehalt zur Thätigkeit und zum Studium angetrieben würde. Allein man kann sichs dermalen nicht mehr verbergen, daß an die Stelle der von dieser Maßregel gehofften Wirkung bei dem Lehrstande eine gänzliche Muthlosigkeit eingetreten ist. Meine Absicht gehet nicht dahin zu untersuchen, warum der Lehrstand, mit Ausnahme von Rußland, beinahe in allen Staaten, selbst in Nordamerika, wo er doch die höchste Aufmunterung verdiente, so schlecht in Vergleich der übrigen Bürgerklassen bedacht ist, wovon man aber in allen Staaten bereits sehr betrübte Folgen empfindet, nämlich: statt einer Gründlichkeit in den Berufswissenschaften, eine oberflächliche, und noch dazu desultorische Kenntniß seiner künftigen Berufspflichten, deren Folgen mit jedem Tage fühlbarer werden.

Hiezu kommt noch, daß man von der Neuerungssucht hingerissen, welche seit geraumer Zeit beinahe alle Gemüther ergriffen hat, in der hergebrachten Unterrichtsmethode manches als einen Schlendrian verworfen hat, was doch für die Gymnasialjugend psychologisch berechnet war; daß man manches für eine unnütze Plage des Gedächtnißes erklärte, welches gerade dem Gedächtniße zu Hülfe kam. z. B. das Quæ maribus &c. wodurch sich der Gymnasialist nicht nur unzählige Regeln der Latinität

in kurzen Aphorismen, sondern auch schon frühzeitig eine richtige Prosodie gleichsam spielend eigen macht. Darum hat man ehemals nicht gehört, wie itzt lesen: silice, regere, oculus u. s. w. Dagegen suchet man seit geraumer Zeit, dem Lehrlinge nur Alles recht leicht zu machen, und zu versinnlichen, daß es den Anschein gewinnt, als wollte man lediglich die Imagination beschäftigen und ausbilden, welche freilich, sobald die übrigen Potenzen unbearbeitet bleiben, sich mit einem ernsthaften Studium nicht verträgt. Ich will damit nicht sagen, daß in der hergebrachten Unterrichtsmethode nichts zu verbessern war „nur muß auch nicht," sagt der große Reisende J. R. Forster *) „die neue spielende Lehrmethode vieler deutschen Erzieher eingeführt werden. Diese ist zu sinnlich, und erstickt bei den Lernenden allzusehr das eigene Nachdenken, so daß dadurch nur Leute von oberflächlichen Kenntnissen gebildet werden, die von Allem mitschwatzen, aber nichts recht gründlich wissen. Auch ist das Studium der alten gelehrten Sprachen nicht zu vernachläßigen, da durch dasselbe von jeher große Männer zu edler Denkungsart, und hoher Seelenkraft gebildet worden sind." Ich glaubte, die ganze Stelle dieses berühmten Gelehrten hieher setzen zu müssen. Also studirt man die alten gelehrten Sprachen, worunter dieser Gelehrte vorzüglich die lateinische und griechische verstehet, nicht deswegen, um dieselben blos zu kennen; sondern weil durch dieses Studium von jeher große Männer zu edler Denkungsart, und hoher Seelenkraft gebildet worden sind, und noch fernerhin gebildet werden sollen.

Und wie kann das anders seyn? Die lateinische Sprache z. B., um von dieser allein, ohne allen Nachtheil für die griechische zu reden, ist, so wie wir sie in den Klassikern finden, in ihrer vollendetsten Vollkommenheit; man mag auf ihren grammatischen, oder syntaktischen Bau, auf die Wahl der einzelnen Ausdrücke, oder ganzer Redensarten und Perioden sehen. Der Jüngling lernt unter einem jeden Worte etwas Bestimmtes denken; und sammelt sich daher Realbegriffe. Diese Begriffe werden gemeiniglich auf eine so feine, und anziehende Art im Ausdrucke dem Gemüthe zugeführt, daß man dadurch auf die angenehmste Art überrascht, einen interessanten und bleibenden Eindruck erhält. Eben diese Eigenheiten der klassischen Sprachen haben den europäischen den gegenwärtigen Grad der Ausbildung verschafft.

Aber nicht genug! Der Jüngling lernt aus den lateinischen Classikern; wenn ihm dieselben stufenweise und gehörig erklärt werden, nicht nur die Geschichte eines der berühmtesten Völker unsrer Erde, dessen Einrichtungen und Gesetze noch heut zu Tage in allen Staaten, mehr oder weniger, bestehen; sondern auch dessen größte Männer, sammt ihren großen Eigenschaften und Fehlern, und deren bald wohlthätigem, bald schädlichem Einfluß nicht nur auf ihre eigene, sondern auch auf andere Nationen, kennen. Durch die Kenntniß der römischen Geschichte und der großen Männer dieses Staates wird der Horizont des Jünglings auf die angenehmste Art erweitert; und schon dieses reizet zur gründlichen Erlernung dieser Sprache. Und hat man einmal das Vergnügen empfunden, diese so außerordentlichen Begebenheiten in der Originalsprache lesen und verstehen zu können; so gewinnet dieser Umstand, dem Anscheine nach an sich unbedeutend, ein fast nicht zu erklärendes Interesse. Da ich dieses bei der Erlernung so mancherlei Sprachen nicht nur an mir, sondern auch bei andern wahrgenommen habe, so erkläre ich es mir bei meinen reiferen Jahren dadurch: daß der feurige Jüngling, bei welchem die Imagination noch allmächtig ist, sich, durch kein kaltes Nachdenken gehemmt, schnell an Ort und Stelle der Begebenheiten mit seiner Phantasie versetzt, und sich mit dem gelesenen Gegenstande gleichsam identifizirt. Um so mehr, da die römischen Historiographen die Kunst besaßen, die Begebenheiten nach Art der Dichter dramatisch darzustellen.

Diese Art, Geschichte zu schreiben, war zwar ihre Erfindung nicht; man findet sie bei den Griechen, und andern weit älteren Nationen, als die Römer waren. Aber was muß das nicht für einen außerordentlichen Eindruck auf das lebhafte Gemüth des studirenden Jünglings machen; wenn er die Reden der großen Männer der römischen, oder einer andern Nation lieset, die sie theils vor dem Senate, theils an die Armeen, theils bei anderen Gelegenheiten und in den mannichfaltigsten Situationen hielten? Sey es, daß so viele von dem Geschichtschreiber selbst aufgesetzt wurden, der Satz bleibt immer wahr: daß diese Reden, die dem Hauptcharakter der handelnden Person, den Zeitumständen, und dem in der Frage stehenden Falle so genau adaptirt waren, den nämlichen belehrenden und erschütternden Eindruck auf den unbefangenen Studirenden machen, daß er für die Grundsätze der Großmuth und des Edelmuthes des Redenden eben so, und noch mehr, eingenommen werden muß; so wie der nämliche Redende den oft befangenen, unbiegsamen Senat besiegt, und die oft revoltirenden Legionen nicht nur zu ihrer Pflicht, sondern auch zu den außerordentlichsten Aufopferungen bewogen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Reisebeschreibung B. XIII. S. 33.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 50. Oktober.

Uiber die Natur- und Kunst-Produkte des Sohler Comitats.

(Fortsetzung Nr. 70. von 1813.)

Die vorzüglichsten Kunstprodukte des Sohler Komitats sind außer Eisenwaaren auch Töpfergeschirre, Gläs, Leder, Tuch, Leinwand, weiße und gedruckte, blaues Papier, Brantwein, Hüte. Ueberaus viel Töpferwaare wird in Neusohl, Wlkanowa, Sielnitza, Libethen, Ribar geliefert. — Glas besonders Retorten und anderes ähnliches Geschirre liefert die Glashütte zu Szihla (Sihla) so wie die fürstlich Esterhazische bey Detwa. Die Szihlaer Retorten sind von mittlerer Größe und werden in dem Kremnitzer Scheidgaden gebraucht, um aus dem von Neusohl erhaltenen doppelt geläuterten Salpeter das Scheidewasser, (Spiritum salis nitri) zu bereiten, woraus dann mit gehörigem Zusatz von Kochsalz-Säure entweder Königswasser zur Auflösung des Goldes, oder durch Fällung mit Silber-Solution, reine Salpeter-Säure zur Auflösung des Silbers erzielt wird. — Leder sowohl Sohlen als Kordvan und anderes Leder verfertiget man in Neusohl, Altsohl und Liptsch; es geht, wie die Waaren der Hutmacher, in große Fässer gepackt, nach Pesth. Auch feinere Hutsorten werden in Neusohl bereitet und zwar von solcher Güte, daß sie den Wiener Hüten wenig nachstehen. Tuch wird nur von einzelnen Tuchmachern in Neusohl und Rebwan, weniger in Altsohl und Karpfen verfertigt. Die erstern haben sich vor 2 oder 3 Jahren mit nicht wenig Kosten eine Spinnmaschine angeschafft. Leinwand liefert besonders Libethen, Neusohl, Brieg und Altsohl in Menge. Sie wird theils von Männern, theils von Weibern und Mädchen gewebt, an der Sonne gebleicht, und zu Neusohl weiß oder gefärbt an die Spitzbauern verkauft. (Vergl. meinen Ausflug nach Rohnitz in Niederungarn. Vat. Blätt. 1811. S. 198.) Papier wird zu Kostwillersdorf und Windisch-Liptsch verfertigt. Erstere liefert unter ihrem dermaligen Besitzer Herrn Hartmann aus Preußen, Schreib- und Druckpapier. Aus Liptsch, wo sich zwei Papiermühlen befinden, wird das Papier nach Raab und Pesth verführt. Brantwein brennt man häufig zu Neusohl und in den umliegenden Dörfern, er wird aber im Komitate konsumirt.

Eisengruben haben die Ortschaften: Poinik, Libethen, Bistra, Wallaßka, Rohnitz, Zehrenbach, Jaßena, Mittelwald, Kalinka, Badin u.m.a. Das meiste Eisen wird zu Rohnitz als Centralpunkt aller im Komitate sich befindenden Eisenhütten und Eisenmanipulationen verarbeitet. In der Gießerei arbeiten Leute, welche es hierin weit gebracht haben, und die Herr Hofrath von Rupprecht aus Preußen kommen ließ. Oefen, verschiedenes Geräthe, eiserne Kessel, Glocken, Töpfe, Schüßeln, Mörser, Leuchter und mehrere zum Bergbau dienende Maschinen werden hier verfertiget, und bis Wielitzka nach Pohlen verführet. (Vergl. Ausflug nach Rohnitz Vat. Blätter 1811. S. 199.) Der in Rohnitz erzeugte Stahl, ist von guter Qualität.

Die seit 1809 bestehende k. k. Waffenfabrik bezieht ihr Eisen aus Rohnitz. Man verfertigt daselbst namentlich in dem Dorfe Králowa bey Neusohl verschiedene Waffengattungen, als: Säbel für die leichte und schwere Kavallerie, Grenadier-, Sappeur- und Pionier-Säbel, Flinten mit aller Zugehör, wovon ich aber umständlicher in einem eigenen Aufsatze gesprochen habe. Die Feldkesselfabrik liefert wöchentlich mehrere tausend Stücke. Sie macht Kessel für die Infanterie sowohl, als für die Kavallerie, und spedirt sie nach Stockerau.

Nebst Eisen gewinnt man hier auch vieles Kupfer. Das vorzüglichste und älteste Kupferbergwerk ist jenes zu Herrengrund und Altgebirg. Letzteres erfreut sich unter der Leitung des verdienstvollen Schürfungs-Direktors und Bergverwalters Herrn Carl Rößner einer glücklichen Ausbeute, so wie jenes zu Libethen viele Dauer verspricht. Die Altgebirger Fahlerze, besonders jene des Kronprinz Ferdinand Erbstollens wechseln im Gehalte zwischen 4 bis 25 Pfd. pro Cent. im Kupfer und 20 Loth im Silber. Freilich war die Ausbeute der sogenannten Neusohler

Erzgruben in den Jahren 1494 und 1566 ganz anders, als sie gegenwärtig ist, wo sie ihrem Ende nahe zu kommen scheint. Einigen alten Nachrichten gemäß sind im Jahre 1560 bey dem Herrengrunder Bergwerke 36,000 Cent. Kupfer und über 100 Cent. Silber erbaut worden. Denselben Nachrichten zufolge soll auch die Stadt Neusohl die damals an bloßen Gefällen gegen 30,000 fl. erhielt, die Stadtmauern davon aufgeführt haben. *) Alles dieß gewinnt hohe Wahrscheinlichkeit, wenn die Zeiten des 1494. Jahres in Betracht genommen werden. In Bezug auf den Kupferbergbau der Neusohler Gegend hat man folgende Handschrift: Extract aus der Beschreibung des Mitternhaus, in Neusohl gelegen, durch Hansen Thurnschwamb, des Herrn Fugger gewesen Factoren daselbst, sambt andern, was sich in der Kron Hungern zugetragen. Geschrieben 1563. Hier nur einen kleinen Auszug: Als Bela IV. mehrere Kolonien von den Rheingegenden, und Meißen kommen ließ, befahl er, daß sich ein Theil davon, bei Neusohl, damals einem Dorfe, ansiedeln möchte. Sie ernährten sich durch Gewinnung des Goldes und Silbers bis auf die Zeiten des Königs Sigismund, und achteten die Kupfererze wenig oder gar nicht, bis sich mehrere Unterhändler einstellten, die diese an Silber äußerst reichen Kupfererze aufkauften, und nach Krakau und Warschau verführten, wo man das Silber vom Kupfer schied. Vermuthlich gab dieser lockende Gewinn zu verschiedenen Streitigkeiten und Zwistigkeiten Anlaß, weil sich später hin der König Mathias Corvinus, sowohl die Neusohler Bergwerke, als den Kupferhandel zueignete, und die Verwaltung darüber seinem Schatzmeister ertheilte, der ohnehin die obere Aufsicht über die königlichen Einkünfte führte. Nach dem Tode des Königs übergab Joannes Corvinus den ganzen Kupfer-Handel einem Johann Turso, und bestätigte 1494 den diesfalls zwischen Turso und Sigismund Ernest Schatzmeister Königs Wladislau II. bestehenden Kontrakt. Dieser Handel fing nun an bey der Tursoischen Familie bedeutend zu werden, zu welcher sich nachdie Familie Fugger anschloß. Sie besaßen gemeinschaftliche Schmelzhütten in denen die Neusohler Kupfererze geschmolzen, und das in ihnen enthaltene Silber geschieden wurde. Die bedeutendsten Hütten waren bei Krakau in Pohlen, zu Erfurt in Thüringen, in Hochkirchen u. o. Orten, und die Produkte wurden sogar bis nach Italien verführet. Allein diese glänzenden Aussichten einer Privatunternehmung waren von keiner langen Dauer. Kaiser Maximilian I. welcher eigene Kupferbergwerke besaß, verbot das ungrische Kupfer auszuführen; dies bewirkte, daß man im Lande selbst (in Ungarn) Schmelzhütten und Kupferhämmer, namentlich im Neusohler Terrain baute. Später hin und zwar unter der Regierung Wladislaw II. kam sogar die Kremnitzer Kammer unter die Verwaltung der Tursoischen und Fuggerschen Familie; wurde aber, nachdem sie Ludwig II. seiner Gemahlin der Königin Maria angewiesen hatte, durch einen aus Deutschland berufenen Bernhard Behaimb verwaltet, der den Titel eines Kammergrafen führte. Den oben benannten Familien blieb indessen der Kupferhandel, jedoch unter ganz andern Bedingnißen, die sie von neuem mit dem König Ludwig II. machten. — Aus diesen abgebrochenen Nachrichten läßt sich der Schluß auf den Flor der damaligen Kupferbergwerke schließen, und aus dem zu großen Gewinne, erklärt man sich die ausgewählten Arbeiten der Vorfahrer, die nur dort belegen ließen, wo sie sichern Gewinn hofften, uneingedenk eines regelmäßigen Baues.

Man gewinnt das Kupfer zu Herrengrund, auch mittelst der Zementwässer; der Ertrag macht aber kaum 50 Centr. im Jahre. Größer ist der Gewinn der Altgebirger, Herrengrunder, Liebethner und Jaraber Kupferbergwerke. Das reine Kupfer wird größtentheils in dem Neusohler Kupferhammer zu Platten geschlagen, und zum Kupfergelb verschnitten, gerollt oder geändert, und nach Kremnitz zum Prägen verschickt. Auch macht man aus dem Kupfer verschiedene Waaren, vorzüglich Kessel. Bey dem immer fühlbarer werdenden Kupfermangel, muß jeder Kupferschmiedt, wenigstens die Hälfte des bestellten Kupfers, in altem Kupfer mitbringen, welches mit Abgang von 10 Pfd. pro Ctr. geschmolzen, ihm zugerechnet wird. Diese Verfahrungsart macht, daß Kupferschmiede von entfernten Ortschaften, oder griechische Unterhändler, die aus Essegg, Cronstadt, Hermannstadt heraufkommen, bei 4 bis 8 Wochen warten müssen, bis sie ihre Waare erhalten.

Der Haupthandel dieser Gespannschaft, bestand noch vor 2 Jahren in Eisen welches man größtentheils als Schließ-, Reif- und Sparingeisen nach Pesth und Preßburg verführte. Da handelte aber auch Alles, was durch den Spekulationsgeist geweckt und rege gemacht wurde. Die fleißigsten Handwerker verließen ihre Werkstätte, gaben sie zum Theil, oder ganz auf, und wurden Spekulanten. Doch wie bald wendete sich das Blatt; das allerhöchste Finanzpatent trübte alle die schönen Wolken, Gewinnversprechende Aussichten und das Ende war, daß der Töpferer wieder zu seinem Lehm, der Schuster zu seinem Leisten, der Müller zum Rade zurückkehrten. — War der Preis des Eisens 250 bis 300 Gulden in Bankozetteln, so fiel

*) Doch diese Gefälle scheinen eher von den damals so reichen Bochzer Goldgruben herzurühren.

er nun bis 20 und 15 fl. W. W. herab, und ich habe selbst in Pesth eine Menge Eisen zu 15 Gulden W. W. den Ctr. verkaufen sehen. Viele verließen also diesen Handel mit Verlust einiger tausend Gulden, und sizen nun bei ihrem Handwerke. Mit gedruckter blauer Leinwand treiben die sogenannten Spitzbauern (Gyparry) großen Handel durch ganz Ungarn bis an die türkische Gränze. Zu diesem Behufe wird meistens schlesische Leinwand in Neusohl blau gefärbt, und in ganzen Stücken an die obenbenannten Bauern veräußert. Hat nun ein solcher, sein gehöriges Quantum, so kauft er noch ordinäre Spitzen, die die Weiber der Altgebirger, Herrengrunder und Kremnizer Häuer oder Bergknappen klöppeln, ordinaire Kämme die in Radwan, Schlösser und Scheeren die in Rakitowetz und Wikanowa verfertigt werden, tritt die Reise im Frühjahr oder Sommer an, und kommt gemeiniglich nach einem halben Jahre wieder zurück. Zu dem Einkaufe der eben genannten Artikel ist seit jeher der Freitag bestimmt, und ich weiß es aus zuverläßigen Quellen, daß an bloßen Spitzen, an einem solchen Tage, noch vor 2 Jahren in Neusohl Geschäfte von 10 bis 12,000 Gulden in W. W. gemacht wurden.

Käse, besonders Brinzen oder Briefkäs wird stark nach Preßburg und Wien verführt; verschiedenes Holzgeräthe als Böttiche, Butten, Schaffe, Kannen, Fässer, Käsen, Faßreife, bringen vorzüglich die Libethner in die Neograder Gesp. und nach Waitzen, wofür sie wieder Frucht und Schmalz erhalten. Ganze Schaaren von Wägen stoßen dem Reisenden auf, wenn er diese Gegenden im Sept. oder Oct. durchstreift. Bretter, Schindeln, Latten, Rebpfähle, werden auf der Gran mittelst Plätten bis Pesth verführt.

Außer diesen Artikeln, sezt die Sohler Gesp. vieles an Eisen-Blech, Silberglätte, Rauschgelb unter dem Namen der rothen Farbe bekannt, Hornspitzen, die die Böhmen gerne kaufen, Leinwand, grobes weißes Tuch, welches klafterweise verkauft wird, mittleres welches man in Neusohl arbeitet, endlich Leder und Papier. Dagegen führt man ein: Getreide aller Art, als Weitzen, Halbfrucht, Dünkel, Haber, Hirse, türkischen Weitzen, Erbsen, Linsen, Buchweitzen, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine in Menge aus dem Neograder K. und dem Bakonyer Wald, Tabak, Honig, Wachs, Wolle, Hanf für die Seiler, endlich feines Tuch, und allerlei Luxuswaaren aus Wien und Pesth. Der Schweinhandel beschäftigt vorzüglich den Mitschiner und Muoltscher Bauer, der unter die wohlhabenderen gerechnet werden kann. In den Monaten Dezember, Jänner, Februar und März ist dieser Handel in Neusohl von außerordentlicher Lebhaftigkeit, und man kann im Durchschnitte leicht annehmen, daß hier wöchentlich Geschäfte von 5 bis 10,000 fl. W. W. gemacht werden.

Die Geisteskultur einer Gegend wird noch nicht durch einige aufgeklärte Männer dokumentirt, die sie aufzuweisen hat. Die Sohler Gesp. zählte z. B. manche würdige Theologen einen Stephan Pilarik, Mathias Beel, beide aus Otschowa, einen Daniel Crudy aus Altsohl, gegenwärtig Superintendent in Preßburg, folgt aber hieraus, daß die untere Klasse auf einer nur mittelmäßigen Stufe der Religions-Cultur stehe? Dieselbe Gespannschaft kann manchen geschickten Mediziner aufweisen, that aber das Volk, troz den Bemühungen dieser Männer etwas für die Vaccination? Wie betrug es sich noch vor wenigen Jahren? Viele Ohren sind bis jezt noch taub. So lange man überhand nehmenden Aberglauben, Zaubereien, Hexereien, Geschichtchen von Gespenstern, Truden, Wahrsager, Schätzesucher, Johannisfeuer von Seiten der Obrigkeiten nicht zu verdrängen suchen, und ernstliche Maasregeln dagegen ergreifen wird, so lange kann auch der Sohler noch keinen Anspruch auf Cultur machen. Die meisten Ortschaften haben zwar Nationalschulen, mit unter auch geschickte Lehrer, aber was können diese mit aller Geschicklichkeit zu Wege bringen? Wie können sie Gutes wirken, wenn man ihnen die Jugend, im Jahre höchstens durch 3 oder 4 Monate zuschickt, in welchen kurzen Zeit sie lesen schreiben und rechnen lernen soll? denn kaum lacht sie die wärmere Frühlingssonne an, so ist Buch und Schule vergessen, und der Schüler auf der Hutweide, im Walde, oder am Felde zu finden. Dem gewissenhaften Lehrer bleiben nur Wünsche und Seufzer mit Wehmuth verbunden übrig; dem Sorglosen hingegen ist grade dergleichen erwünscht. Ich spreche aus Erfahrung, und kenne Manche, die sich anstatt mit der Bildung der Kinder, lieber mit Kartenspiel, der Jagd, oder dem Saufen befassen, und erstere der Leitung und Einsicht ihrer Frauen übergeben; oder sie sind so voll Ignoranz, daß sie kaum ihre Pflichten kennen. Bekannt ist, daß man verdorbene Schneider, Tischler oder Schuster, zu diesem Geschäft nimmt, und ihnen den Namen eines Dorfnotärs beilegt. Wie mancher that sich auf diese erlangte Ehre einen guten Tag an, wie mancher leerte sein Glas Wein auf Rechnung seiner armen Bauern, was vorzüglich beim Einkassiren der Portionen *) der Fall ist. Kann wohl bei dieser Lage der Dinge, der geringste Anspruch auf größere Kultur der Lehrer und des Volks gemacht werden, kann wohl ein nüzliches Wort zu seiner Zeit gesagt haften? Kann die Oekonomie des Landmanns verbessert werden? Kann Stallfütterung eingeführt werden? Auf diese ist in unsern Tagen gar nicht zu denken. Was würde man denn mit der großen Schweinezahl anfangen, wenn man die Hutweiden in Kornfel-

*) Wie ist dies zu verstehen?

D. H.

der umstoltete! Der Benutzung der Brachfelder und der Einführung anderer Verbesserungen nicht zu gedenken. Und hierin liegt der Grund, daß selbst ein großer Theil der Bürger bei der Erziehung seiner Kinder nicht anders zu Werke geht, als mit ihnen von den Vätern verfahren wurde. Ohne Kenntniß, ohne Bildung schickt der gemeine Mann seinen Sohn in die Stadt, damit er ein Gewerbe erlerne. Die Jahre sind bald verstrichen, er endigt die sogenannte Wanderschaft, das heißt er geht, in der Regel (es giebt doch auch schätzbare Ausnahmen; so finden sich in Neusohl manche geschickte Handwerksleute, die von Hamburg, Petersburg, Riga, Bremen, Lübeck, London, Straßburg, der Schweiz, von Deutschland und Preußen eben so schöne Kenntnisse haben, als von ihrer Vaterstadt) nach einem 10 oder 12 Meilen weit entlegenem Orte, bleibt daselbst eine kurze Zeit in Arbeit stehn, kommt in seine Vaterstadt zurück, macht sich seßhaft und — heurathet. Woher soll er nun wissen, wie er seine Kinder erziehen soll? Wo endigen, wenn er nicht anfangen kann? Darum wundert sich der Fremde, der Reisende, daß der Bürger so wenig Antheil nimmt, an öffentlichen Vergnügungen, Spaziergängen, unschuldigen Freuden, die ihm die hübsche Umgebung Neusohls gewährt, sondern daß er, statt dessen an Sonn- und Feiertagen entweder bei der Bibel oder dem Glase Wein sitzet oder schläft.

An Gymnasien und Schulanstalten fehlt es nicht. In Neusohl, Bries, Karpfen arbeiten brave Männer. Die Söhne der Edelleute und der Wohlhabendern werden dahin geschickt, legen sich auf Theologie, Geschichte, Philosophie, und endigen ihre weitere Bahn in den Gymnasien zu Preßburg, Raab, Oedenburg, Kaschau u. s. w.

Sitten und Gebräuche gehen immer ziemlich parallel mit der Kultur und lassen auf die Grade derselben schließen. Hieher gehören z. B. die Gebräuche bei Heurathen und Hochzeitsfeyerlichkeiten. Alle Heurathen am Lande werden durch alte Weiber, oder durch eigends dazu bestimmte Männer (Curatoren) gestiftet. Wünscht nemlich ein Bauernjunge eine Lebensgefährtin, so macht sich ersterer begleitet von andern Bauernburschen auf den Weg, und spricht bei den Eltern der auserwählten Braut folgendes: „Wir, die wir aus fernen Ländern, zu Euch kommen, bitten Euch um eine kleine Herberge, und um die Erlaubniß, daß wir jene Worte, die Gott lieb und angenehm, uns aber nützlich sind, frei vorbringen dürfen.“ Darauf antwortet der sein sollende Brautvater.

„Verehrungswerthe, geschätzte und mir willkommene Freunde! da ich Eure löbliche Absicht sehe, die Euch in meine Wohnung brachte und in dem Gruß, den ihr so eben vorgebracht habt, mir manches Gute wünschet, so laßet uns den gütigen Gott bitten, daß er uns alle stärken, und das Vornehmen, welches Wir beginnen, durch seinen heil. Geist regieren lassen möge. Deshalb steht Euch meine Herberge mit Vergnügen zu Diensten, wenn ihr Euch sonst ehrlich und friedlich daselbst betragen wollet. Auch steht Euch frey, jene Worte, die zuvörderst Gott lieb und angenehm, uns aber nöthig und nützlich sind, vorzubringen, jedoch keine Klagen, die wir durchaus nicht annehmen.“

Hierauf fängt der Brautwerber folgendermaßen an, zu verlangen:

„Ich lese, sagt er im 1. Buche Mosis im 1. und 2. Kapitel, daß Gott der Allmächtige im Anfange Himmel und Erde schuf, daß er am andern Tag den erschaffenen Dingen ihren bestimmten Platz angewiesen habe; daß er am dritten das Wasser in seine Ufer wies, daß Gras und Blumen, Bäume und Pflanzen zu grünen, und zu wachsen anfingen; daß am vierten Tage Sonne, Mond und Sterne die vorher zwar da gewesen waren, nun sichtbar wurden. Zwei Elemente Luft und Wasser, wurden sogleich von Gott mit ihren Bewohnern besetzt, welches sein fünftes Tagwerk ausmachte, und als er nun am sechsten die Erde mit allen Gattungen von Thieren versehen, da schuf er den Menschen nach seinem Bilde. Am siebenten ruhte Gott von seinen Arbeiten. Als weiter Gott der Allmächtige den Entschluß faßte, vernünftige Wesen ins Leben zu rufen, so schuf er den Menschen u. s. w. (So geht es fort nach der genannten Bibelstelle bis er zu jener kommt, wo es heißt, „und darum wird der Mensch, Vater und Mutter verlassen, auf daß er sich bei seinem Weibe aufhalte.“

Nun fängt er wieder an: „Aus dieser Stelle der heil. Schrift schließen wir (sagt er) daß Gott der Allmächtige der Stifter des heil. Ehestandes ist. Da diese Worte unser neue Ehemann oft in der Kirche hörte, und über seine Einsamkeit nicht selten nachdachte, so bat er den lieben Gott, er möge ihm jene Mittel an die Hand geben, die zum Besitz einer künftigen Gemahlin führen. Und da dieser gütige Gott, unserm neuen Ehemanne (hier wird sein Name, sein lediger oder Wittwenstand berührt) in der Person Eurer Tochter (auch jetzt wird die, mit vielen Tugenden gezierte und geschmückte Braut genannt) eine künftige Gemahlin zugeführt hat, so bitten wir Euch, uns solche nicht abzuschlagen, und uns nicht lange aufzuhalten.

Es giebt noch andere Arten dieser Verlangen nach einer Braut auszudrücken, die ich aber nicht berühre, weil sie im Wesentlichen nicht abweichen. Auf alle Anreden antwortet der Uebergeber (oddawac) denn auch von Seiten der Brauteltern giebt es mehrere Freunde die in ihrem Namen antworten: „Aus den kürzlich vorgebrachten Worten, hat der Brautvater, und Wir seine hier versammelten Freunde vernommen, welche Gründe

Ihr für den heil. Ehestand dargebracht habet, und wie sehr Ihr davon überzeugt seyd, daß er von Gott regiert werde, und dazu gewiße Personen wähle, was aus den Beispielen Isaaks, Tobias, Jakobs u. a. m. erhellet.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Antwort

auf die im 1. Heft des Hesperus Nr. 6. Jänner 1813. S. 47 eingerückten pädagogischen Fragen.

(Fortsetzung v. Nr. 49.)

Wenn daher das Studium der alten gelehrten Sprachen von jeher große Männer zu edler Denkungsart und hoher Seelenkraft gebildet hat, welche herrliche Ausbeute aus denselben für einen jeden Staat, und überhaupt für die ganze Menschheit! Soll man daher nicht alle Hindernisse aus dem Wege räumen, welche die Erlernung derselben, namentlich der lateinischen hemmen oder erschweren?

Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Studierenden mit zu vielen Gegenständen beschäftigt werden; könnte man die Naturgeschichte, das Rechnen, die Mathematik denselben nicht frei stellen; um so mehr, da jeder Gymnasialist rechnen gelernt haben mußte? Wie viel Zeit würde nicht schon dadurch für den Religionsunterricht, und für das Lateinische gewonnen? Welches letztere nach den bisherigen Bemerkungen nicht mehr als eine bloße Spracherlernung betrachtet werden kann. Hiezu käme die Geschichte und die Erdebeschreibung. Der Nutzen, sagt Villaume *), den der Schüler von dem Unterrichte hat, oder nicht hat, hängt weniger von der Wissenschaft ab, die er lernt, ob es Geschichte, Geographie, Religion, oder Heraldik ist; als von der Wahl desjenigen Theiles der Wissenschaft, die ihm vorgetragen werden soll, und von der Art dieses Vortrages. Diesem nach müßten aus der Geschichte und der Geographie solche Theile ausgehoben, und auf eine solche Art vorgetragen werden, welche dazu geeignet wären, bei dem jungen Gemüthe nicht nur eine wohlthätige Neu- und Wißbegierde zu erregen; sondern dasselbe zugleich auf eine anmuthige Art zu belehren; welche Belehrung um so dauerhafter haften müßte, je angenehmer und überraschender die Eindrücke waren, von welchen jene begleitet war.

Man hat diese zwei Gegenstände ehemals, und auch wohl noch itzt, als Gegenstände des bloßen Gedächtnißes betrachtet; und in der Voraussetzung die Gymnasialisten, die man durchaus schon zu Denkern bilden wollte, hätten bei diesen Gegenständen zu wenig zu denken, hat man eben das mathematische Rechenbuch, und die Sätze des Euklides als eine Uebung im Denken vorgeschrieben. Selbst der Herr Aufrager nimmt die Mathematik als die beste Uebung im Denken in Schutz.

Allein sollte das Gedächtniß der Studierenden nicht auch geübt werden? Was wird, was kann alles Denken und Lernen uns nützen, wenn wir das Gedachte und Gelernte in unsrem Gedächtniße nicht behalten, oder nicht behalten können? Hierüber urtheilet der große Gelehrte des Alterthums, Plutarch *) ganz anders. Er sagt, daß man das Gedächtniß der Knaben am meisten üben und angewöhnen müsse, als eine Vorrathskammer der ganzen Erziehung; der Knabe mag schon von der Natur ein gutes Gedächtniß erhalten haben, oder vergeßlich seyn. Im ersteren Falle werde das Gedächtniß bei demselben durch die Uebung gestärkt, im anderen aber das Mangelhafte ersetzt. Ja, er erinnert die Eltern ja nicht zu vergessen, daß das Gedächtnißwesen sogar ein Bestandtheil des Unterrichtes seye (οτι το μνημονικον της μαθησεως μερος) nicht allein in Rücksicht der Erziehung, sondern auch in Rücksicht des öffentlichen Geschäftslebens; indem das Andenken an vergangene Begebenheiten uns eine Richtschnur darbiethe, um darnach die künftigen mit gehöriger Klugheit beurtheilen zu können.

Wenn daher nach der Natur der Sache, nach den psychologischen Anlagen der flüchtigen Jugend der Gymnasialklassen; wenn nach dem Urtheile Plutarchs, dieses kompetenten Richters hierin, das Gedächtniß derselben am meisten geübt und bearbeitet werden soll, wodurch kann es denn am füglichsten geschehen, als durch die Geschichte und Geographie? Denn da hat das Gedächtniß einen ungeheueren Spielraum, sich durch das Merken so mannichfaltiger Namen der handlenden Personen, der Begebenheiten, der Zeitperioden, der Länder, der Sitten und Gebräuche der Völker u. s. w. zu üben, und sich einen nützlichen Vorrath von Materialien zu sammeln, welchen die mehr entwickelte Vernunft zu seiner Zeit zu verarbeiten wissen wird.

Und sind denn diese zwei Gegenstände ein Gegenstand des bloßen Gedächtnißes? Nichts weniger: so laut die beinahe allgemeine Opinion dafür zu sprechen scheint. Wenigstens kenne ich, meiner eigenen Erfahrung und Beobachtung zu Folge, kein so wirksames Mittel, die Denkkraft des Gymnasialisten zu wecken, seine natürliche Logik und Urtheilskraft durch die Gegeneinanderstellung der Ursachen und Wirkungen bei den Begebenheiten zu entwickeln; durch die Darstellung der Sitten, Gebräuche der Regierungsformen in den verschiedenen Ländern, und bei den heterogensten Völkern, die Vortheile oder Nach-

---

*) Anfangsgründe zur Erkenntniß der Erde B. I. S. 1.

*) Opp. Tom. VII. p. 35. edit. Hutten.

theile der gegenwärtigen u. s. w. würdigen zu lernen, als die Geschichte und Geographie. Und alle diese Vortheile gewinnet der Gymnasialist auf die angenehmste Art; sein Gedächtniß wird nicht nur geübt, sondern auch mit Realbegriffen bereichert, und dabei die Denk- und Urtheilskraft dem Alter angemessen geweckt und gebildet. Ob dadurch die Lernbegierde, bei dem innern Gefühle der zunehmenden Kenntnisse, verbunden mit dem unwiderstehlichem Reize der Neuheit, bei dem Gymnasialisten nicht verhältnißmäßig zunehmen mußte; oder ob die trockene algebraische Rechnungsart, die Mathematik, oder das Namenverzeichniß der bekannten und unbekannten Thiere, Pflanzen u. s. w. bei einer, zu abstrakten Beachtungen unfähigen, wenigstens nicht aufgelegten, mit der artifiziellen Logik unbekannten, zum Genuße der Imagination meistens noch geeigneten Jugend, den nämlichen, oder nur einen ähnlichen Grad der Lernbegierde bei derselben zu erzeugen im Stande sind? überlasse ich jenen Männern zu beurtheilen, welche im Unterrichtsfache andre und bessere Ansichten entdeckt haben, als ich.

Freilich, wenn die Lernbegierde (und dieß ist die Hauptsache) bei dem Gymnasialisten, so wie überhaupt bei allen, die etwas lernen wollen, vor Allem geweckt werden soll, so müßte auch die Geschichte und Geographie auf eine den Gymnasialisten angemessene, und interessante Art vorgetragen werden, und dieser Zweck würde erreicht; wenn die Geschichte beiläufig in der Manier der Schröckischen so genannten Universalgeschichte für Kinder, aus welcher selbst gebildete lernen können, oder noch besser, in der Maniere des Herrn Wierthalers, welcher alle Forderungen des Geschichtsforschers nicht nur befriediget, sondern durch seine Combinations- und Darstellungsgabe noch übertrifft. Die Geographie aber im Geiste des Villaume's, doch mit sehr vielen Berichtigungen vorgetragen werden möchte.

Wie hängen die bisherigen Bemerkungen, wird man sagen, mit der Erlernung der lateinischen Sprache, der Hauptfrage der gegenwärtigen Untersuchung, zusammen? Ich dächte ganz gut. Denn der Herr Anfrager dehnte seinen Blick weiter, als blos auf die Erlernung der lateinischen Sprache aus, er berührte in seiner Frage die ganze Gymnasialverfassung und die vorgeschriebenen Lehrgegenstände, da er andere, und in einer ganz andern Vertheilung für die verschiedene Gymnasialklassen in Vorschlag bringt. In Rücksicht dieser so ausgedehnten Frage betrachtete ich die Gymnasien, als die Pflanzschule von Menschen, welche dazu bestimmt sind, die Nationalkultur, den Nationalton zu erhalten, und zu befördern. Haben sie in den Gymnasien durch Fleiß, Arbeitsamkeit, und Lernbegierde den Grund zu ihrer künftigen Bestimmung und Berufe nicht gelegt, so werden sie auch in den höheren Klassen träge Taugenichtse bleiben. Und es wäre wirklich zu wünschen, daß man hievon täglich nicht so viele Beweise sähe. Eben in dieser Hinsicht gehe ich von den Mitteln aus, die Lernbegierde bei der Gymnasialjugend schon zu wecken. Zu diesem Ende habe ich, als die mächtigsten Hebel, die Geschichte, und die Länderkunde bei gehörig verfaßten Lehrbüchern angegeben. Dazu habe ich bemerkt, daß die Erlernung der lateinische Sprache, nicht als Erlernung einer Sprache, sondern als das wirksamste Bildungsvehikel zu betrachten sey. Wenn aber die flüchtige Imagination des Gymnasialisten durch das algebraische Rechenbuch, durch das trockene Verzeichniß der Gegenstände der Naturgeschichte, durch Eukl ids Sätze bis zum Ekel überladen, ermüdet, in der Geschichte, in der Länderkunde und in dem lehrreichen Inhalte der Classiker, aus Mangel der Zeit keine Erholung findet, wenn daher die Lernbegierde für die letzteren Gegenstände erstickt wird, was leider! die Erfahrung nur zu sehr bestätiget; wie kann denn der Gymnasialist eine Begierde für die Erlernung der lateinischen Sprache fühlen?

Denn die Erlernung nicht blos der lateinischen, sondern einer jeden andern Sprache, wenn man mit den Elementen der Grammatik anfangen muß, ist trocken, und ermüdend. Auf die Geschicklichkeit des Lehrers kommt es hier an, dem Lehrlinge die lateinische Sprache, wo nicht angenehm, wenigstens annehmbar zu machen. Ob die Beschaffenheit der lateinischen Sprache alle die Regeln und Ausnahmen, die man dermalen in den Schulbüchern erblickt, erheische, lasse ich dahin gestellt seyn. Wenn aber der Schüler alle diese Regeln, Ausnahmen, sammt den einer jeden Deklination beigefügten Nominibus ohne praktische Anwendung auswendig lernen soll; dann ist es, in Verbindung mit den bereits bemerkten Hindernissen, erklärbar, warum sie in fünf Jahren nicht lateinisch lernen, insonderheit, wenn die Uebung in der Interpretation hierin nicht die Hauptsache ausmachet.

Hiezu aber müssen Muster aus den classischen Autoren vorgelegt werden, welche für den Gymnasialisten nicht nur den Reiz der Neuheit haben, sondern auch seiner Fassungskraft angemessen sind. Die Dialogen, die man zur Uebung für die ersten Grammatikalklassen aufgestellt hat, mögen immer nach allen Regeln der lateinischen Sprache abgefaßt seyn; allein es fehlet ihnen an Interesse; weil sie zu triviale Gegenstände abhandeln, und so gehet der Reiz der Neuheit hierüber verloren. Warum hat man nicht überhaupt für die Grammatikalklassen beibehalten den Nepos, Cäsar, Curtius, Livius, Sallustius, Tazitus u. s. w. welche ehemals der Fassungskraft und den Fortschritten dieser Jugend so gut adoptirt waren? Nebst dem, daß das jugendliche Gemüth in eine andere Welt versetzt, ganz andre Menschen nach ihren Tugenden und Fehlern kennen lernt,

wozu sie durch die Geographie und Geschichte vorbereitet worden ist, kommt das Gefühl dazu, eine klassische Sprache zu lernen, welche, schon an sich anziehend; die Aussicht eröffnet, noch wichtigere Dinge in diesen Schriften zu entdecken. Diese Umstände, und wenn noch dazu der Lehrer die Geschicklichkeit besäße, den Schüler auf das Aesthetische des Ausdrucks und der Redensart, oder Stelle aufmerksam zu machen, müssen sie nicht jedes noch unabgestumpfte Gemüth für diese Literatur vollends gewinnen?

Die Grammatikalklassen sind eine Vorbereitung auf die humanistischen. Je zweckmäßiger jene eingerichtet sind, desto besserer Erfolg in diesen. Hier bitte ich, sich abermals den Grundsatz zu vergegenwärtigen, daß die Erlernung der lateinischen Sprache nicht als Zweck, sondern als das wirksamste Vehikel der Bildung zu betrachten sey. Nun tritt der Grammatist in die sogenannten Humanitätsklassen, in die Poesie und Rhetorik ein. Hatte er die lateinische Sprache durch die vier Grammatikalklassen in Prosa nicht nur verstehen, sondern sich darin auch fertig und rein auszudrücken gelernt, welches nach den bisherigen Bemerkungen sehr möglich ist, weil dafür die ehemaligen Erfahrungen sprechen, so werden die Schüler auch in den sogenannten Humanitätsklassen den zu erwartenden Fortgang machen.

Denn die lateinische Poesie, in welche sie nun treten, um von der griechischen nichts zu sagen, eröffnet ihnen eine ganz neue Szene. Sie erhalten nun Gegenstände in gebundener Rede, welche nebst den feinsten Wendungen der Gedanken des Ausdrucks und den Redensarten voll Mythologie sind. Man hätte schon längst, selbst in den Humanioren die Schüler mit dem wesentlichen Unterschiede zwischen einer Fabel und zwischen dem Mythus bekannt machen sollen. Aesop, Phädrus u. s. w. schrieben Fabeln, oder erdichtete Erzählungen, welche keine Thatsache, oder Geschichtche zum Grunde haben. Der Mythus hingegen ist eine dramatische Darstellung eines aus früheren Zeiten fortgepflanzten Faktums, oder Geschichte. Dem Lehrer kommt es zu, das Dramatische von dem Faktum abzusondern, und seinem Schüler den Kern darreichen, nicht aber an der fastlosen Schale denselben kauen lassen. Und doch geschieht dieses noch immer, ohnerachtet der Anstrengungen, und der Vorarbeitung großer Männer, worunter nur Heyne genannt zu werden braucht.

Es wird zwar die sogenannte Mythologie gelehrt. Aber wie? Die Götter, Halbgötter und Heroen der verschiedenen Völker des Alterthums werden mit Vor- und Zunamen, sammt ihren Eltern und Kindern, mit ihren Anverwandten und die ihnen in der alten Vorstellungs- und Darstellungsart beigelegten Begebenheiten umständlich aufgezählt; und zugleich angegeben, wie sie durch die bildenden Künste nach ihren Attributen dargestellt, und von einander unterschieden werden müssen. Alles dieses soll der junge Mensch lernen, sich merken, aus den unzähligen Namen eine Prüfung bestehen, bei dem Bewußtseyn, daß Alles doch nur Fabel, und Erdichtung seye. Bloß die Vorstellung, daß man ohne diese penible, dem Anscheine nach, alberne Vorkenntniß, die klassischen Dichter nicht verstehen könne, welches im Grunde auch wahr ist, hält seinen Muth bei Erlernung dieser scheinbaren Albernheiten noch aufrecht und hindert ihn, die klassischen Dichter nicht mit Indignation von sich zu werfen, da muß er die ganze Geschichte von Osiris, von Bachus, von Herkules, von Apollo, Typhon u. s. w. lernen; von ihren angeblichen Wanderungen, Kriegszügen, Eroberungen u. s. w. Und dabei bleibt es auch. Der Schüler findet, wie natürlich bei solchen Ungereimtheiten kein Interesse. Wie sollte er es auch bei der Interprätation der Poeten finden, welche voll solcher Nomenclatur und desto ärmer an Sachinhalt sind? Würde man aber dem Schüler sagen, daß Osyris, Herkules, Bachus, Apollo, Typhon u. s. w. nur die Sonne nach dem Sprachgebrauche der verschiedenen Länder und Völker, wo diese Namen einheimisch waren, symbolisiren, daß es daher keine historische, sondern lediglich symbolische Namen seyn; daß das, was von ihren Kriegszügen und Eroberungen gemeldet wird, nur die Fortschritte des Ackerbaues, unter dem wohlthätigen Einfluß der Sonne sinnlich darstelle; daß die sogenannten 12 Arbeiten des Herkules, nur die in jedem Solarmonate vorzunehmenden Arbeiten bei der Agrikultur symbolisiren. Daß die Isis, Juno, Astarthe Diana u. s. w. nur bloße Synonima des Mondes seyn; daß der Merkur Trismegistos mit seinen so vielen Tausend Bänden, die er geschrieben haben soll, und mit dessen Originale sich Herr Denon brüstet, das er in den Ruinen des alten ägyptischen Theben im Jahre 1800 gefunden haben will, nichts anderes, als den Kalender der Alten, nach den Cyklen von verschiedenen Zeitperioden enthalte; daß der ägyptische Phönix, dieser Vogel einzig in seiner Art; der 500, 1500 Jahre und noch länger lebt, der ohne sich zu paaren, aus seiner eigenen Asche in Heliopolis auflebt; dessen Existenz und Erscheinung zu gewissen Zeitperioden, selbst der scharfsinnige Historiograph Tacitus, als eine Geschichte, an welcher man nicht zweifeln dürfte, aufstellt, nichts anderes sey, als eine Erneuerung des Zeitcyklus von mehr, oder wenigern Jahren; welches nur dann geschehen konnte, wenn der vorige vorüber war; weil zu gleicher Zeit zwei Zeitcyklen nicht existiren können, und daher ohne sich zu paaren einer aus dem Tode des vorhergehenden hervorging; und zwar in Heliopolis, wo der neue, von der dort wohnenden astronomischen Priestergesellschaft, gleich unsern jährlichen Kalendern, publizirt wurde; ob

ne die Mythologie vom Saturn, Rhea, Proserpina u. s. w. zu erwähnen; daß der Ozean nach einer noch ältern Vorstellungsart nur ein Jahr bedeute; daß das Mißverständniß des Jupiters mit seiner Frau Juno, nur die Unordnung der Jahrszeiten in Beziehung auf die Agrikultur, aus Mangel der gehörigen Berechnung der Zeit nach Sonnenjahren, indem man allgemein nur nach Mondesperioden rechnete, symbolisire, und daß er nach dem Gezänke mit seiner Frau (d. h. über diese Unordnung) sich auf 12 Tage bei den untadelhaften Aethyopiern zu Gaste einlud d. h. um die gestörte Zeitrechnung zwischen den Sonnen- und Mondesjahren in Beziehung auf die Agrikultur (damals die Hauptsache) durch 12 Interkalartage wieder herzustellen; weßwegen diese Interkalartage in den alten Klassikern auch als Fest- und Schmaustage der Götter dargestellt werden, u. s. w. Wenn, sage ich, die Mythologie, nach dem hier gegebenen Muster den studierenden Jünglingen vorgetragen würde; dann frage ich einen jeden, der gelernt und gelehrt hat: ob auf diese Art das jugendliche Gemüth, in die Geheimniße der Vorstellungs- und Darstellungsart der alten Welt eingeführt, nicht enthusiamirt, und zur Erlernung einer Sprache angetrieben werden müßte, welche von Weitem schon den Reiz der Neuheit, durch zu hoffende mehrere neue Entdeckungen, so zu sagen, auf die Folter spannt? Nebst dem, daß ich den Reiz der Neuheit (und was ist für die zu unterrichtende Jugend zu alt, zu obsolet, wenn man bei ihr die Lernbegierde nicht erstickt, oder geschwächt hat?) zur Basis des ganzen Unterrichts lege, würde die studierende Gymnasialjugend, die bald feineren, bald gröbern Unterschied zwischen der Vorstellungs- und Darstellungsart der Alten, und der Neueren kennen lernen; sie würde unter einer solchen Anleitung, während der Erlernung der lateinischen Sprache, zugleich die Geschichte der Menschheit, und die Fortschritte der menschlichen Cultur — somit die praktische Philosophie auf die angenehmste Art lernen — indem man derselben die dürftigen Behelfe der alten Völker für ihre Bedürfnisse zeigen, und mit den Vortheilen unserer Zeiten in dieser Beziehung in eine Parallelle stellen könnte. Dieses und noch andere Umstände zusammen genommen, würden ihren Verstand aufhellen, ihre Gefühle mildern; durch Hülfe des religiösen Unterrichtes, den sie gegenwärtig nach Maßgabe ihrer höhern Cultur genießet, auf bestimmte Zwecke geleitet, und in demselben konsolidirt, würde sie beweisen, daß der Name Humanist keine leere Nomenklatur sey; und daß Ovid recht hatte, wenn er singt:

Adele, quod ingenuas didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Was in Beziehung auf die lateinische Sprache bisher bemerkt worden ist, gilt ohne Ausnahme, und noch mehr, auch von der andern klassischen Sprache, nämlich, von der griechischen.

Anfrage

Herrn Professor Herrmanns in Regensburg, Löschbrunnen.

Herr Herrmann hat diese Erfindung vor einiger Zeit gemacht, und ein Model davon in der Sitzung des dortigen landwirthschaftlichen Bezirkscomites vorgelegt. Er erhob mittelst dieses nur 4 Schuh hohen Modells den Wasserstrat 40 Schuh. Das Ganze gleicht einem gewöhnlichen Brunnen und jeder der lezteren kann in einen solchen Löschbrunnen verwandelt werden. Zur Zeit eines entstehenden Brandes wird nur ein oben befindliches Lüftloch zugesteckt, und an das Ausgußrohr ein, am besten hänfener Schlauch mit dem Spritzrohre befestigt, durch welchen man das Wasser nach allen Richtungen des Hauses wie bei jeder andern Feuerspritze, leiten kann.

Es frägt sich: Ist diese Erfindung auch bis zu uns gekommen, geprüft, bewährt gefunden worden? Weiß Jemand sonst einen genauern Begriff davon zu geben?

Correspondenz.

Bruchstück

eines Briefes aus St. Petersburg.

Ein Engländer, Namens Towbell, der 14 Jahre zu Canton in China lebte, mit einer Schiffsladung nach Kamtschatka gieng, und von dort Rußland durchreiste, ist in diesem Augenblicke (im März d. J.) hier, kann die Schönheit und Vortrefflichkeit Kamtschatka's und des östlichen Sibiriens nicht genug loben, und ist von Kamtschatka eben so sehr begeistert, als Langsdorf. Zwei Chinesen, die mit ihm hier sind, machen viel Aufsehen; der eine ist ein Koch, der andere ein Friseur. (Ob Damenfriseur? steht nicht im Briefe.) Dieser chinesische Koch und ein französischer gingen hier zusammen eine Wette ein: wer von beiden mehrere Ragouts und Saucen zu bereiten im Stande sey? als aber der Chinese die seinigen nur hernannte, verließ der französische Koch den Kampfplatz, und gab die Wette verloren.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 51. Oktober.

Nähere Beleuchtung des Briefes eines westphälischen Kavallerieoffiziers, die Schilderung der Quartiere in Pohlen betreffend, von einem Frauenzimmer.

In Ihrem schätzbaren Hesperus v. 1813. 1. Heft. S. 60. welcher mehrere meines Geschlechtes interessirt, finden sich einige Bemerkungen und Schilderungen der Quartiere in Pohlen, die ich ohne Verwunderung und Lächeln nicht aus den Händen legen konnte, ohne Ihnen darüber meine Ansicht so mitzutheilen, wie ich mir solche seit meinen frühern Jahren eigen zu machen Gelegenheit hatte, und glaube durch nachstehende Beleuchtung die schiefen Ansichten die der Herr Verfasser von der pohlnischen Nation hat, wenigstens zum Theil, zu verdrängen.

Jedermann der diese Schilderung der Quartiere in Pohlen liest, ohne das Land selbst näher zu kennen, müßte wohl mit allem Rechte glauben, es wäre wünschenswerther in den Jurten der Samojeden als in Pohlen geschweige denn in einem pohlnischen Dorfe zu wohnen. Es ist kaum zu begreifen, wie man es wagen kann bei mangelnder gänzlicher Kenntniß des Landes und der Einwohner, und bei schon vorgefaßter üblen Meynung, bei des schildern zu wollen, und das mit so viel Zuversicht, daß der Verfasser sogar die Nachrichten der Intelligenzblätter zu den Feuerbränden in Zweifel zieht, die wohl gründlicher und unpartheiischer seyn dürften als seine Urtheile. Es entschuldigt nicht, daß der Herr Verfasser am Schluße seiner Schilderung zu zweifeln anfängt, ob sein Urtheil auch richtig sey, und so fortfährt: „Im Falle doch obige Nachrichten (der Feuerbrände) gegründet wären, hätte sie ihr Unstern gerade in ein Haus geführt, wo man keine Reinlichkeit, geschweige denn Luxus zu suchen habe.“ Hielt er es für Zufall, so ist es ja nichts merkwürdiges, wenn man auf schmuzige, und nachläßige Menschen stößt. Die Schilderung gilt immer das ganze Land, denn der Herr Verf. sagt ausdrücklich, seines Onkels Schilderung von Pohlen und den Einwohnern wäre so wie er beide gefunden. Daß in Pohlen, so wie in Ungarn, die Anzahl der Adelichen sehr groß ist, und daß manchen Edelmann von der armen Klasse, kaum der Rock, und oft nicht einmal dieser von dem Bauern unterscheidet, da er wie der letztere oft selbst den Pflug führen muß — ist eben so bekannt, als daß Pohlen überhaupt an Kultur andern Ländern weit nachstehen muß; aber ganz unwahr ist es, wenn man unter den Einwohnern solche Halbmenschen zu finden wähnt, wie sie der Herr Verf. schildert und benennt.

Die Trachten der pohlnischen Bauern sind nach der Sitte des Landes und der Gegend verschieden, aber weit entfernt jener schmuzigen Beschreibung zu gleichen, kleiden sich die Einwohner mancher Gegenden Pohlens recht artig. Die innere Einrichtung und Reinlichkeit ihrer Häuser hängt meistens von ihrem Wohlstande ab. Viele der ärmern Bauern nehmen manches von ihrem Vieh des Winters in das Zimmer, welches sie bewohnen, weil der Stall entweder gegen die Kälte zu schlecht verwahrt, oder der Raum zu klein ist, und in dem Hornvieh ihr größter Reichthum besteht. Bei den Reichern findet man auch meistens reinere Wohnungen.

In manchen Gegenden wie z. B. um Cracau gegen Westgalizien, sind die Bauern ziemlich wohlhabend, aber ihre Wohnungen schlecht; nur mit Lehm überzogene, von Weidenreisern geflochtene Wände, Strohdächer, ganz kleine Fenster, um die Wohnungen leichter zu heizen, wozu nur Stroh und Mist zu Gebote steht, weil Holz fast gänzlich mangelt, sind allenthalben sichtbar. Es ist daher sicher der Abstand zwischen einem pohlnischen und deutschen Bauer sehr groß; demohngeachtet aber zweifelt man keinen Augenblick, daß man sich unter Menschen befinde, die bei ihrer geringeren Cultur freundlich und gastfrei gegen Fremde sind, und nur die außerordentliche Furcht vor den Soldaten, vor welchen das gemeine Volk bei den vielen Unruhen am meisten leiden mußte, macht, — daß sie ihre Wohnungen leicht im Stiche lassen, wenn sie von ihren Vorgesetzten davon nicht abgehalten werden.

Die Schilderung von dem Luxus des reichern Adels und den Frauenzimmern in den Feuerbränden ist nicht übertrieben wie der Herr Vf. wähnt, und die Erwartung die Pohlinen von Moden sprechen zu hören, dürfte ihn

wahrlich selten täuschen. Sie hängen nur zu sehr den Pariser Moden an, und sind so glücklich in der Wahl ihres Anzuges, daß ihnen Fremde allgemein das Zeugniß geben, daß sie sich mit sehr viel Geschmack zu kleiden wissen.

Der gebildete Theil des pohlnischen Adels zeichnet sich durch eine zuvorkommende Höflichkeit und Gastfreundschaft aus, zum Ausdruck ihrer Artigkeit ist auch die Sprache, so wie sie der Edelmann spricht sehr geeignet, und mehr verfeinert, als der Herr Vf. wohl glaubt, da er ihrer unkundig sie als eine wunderbare, nicht, gleich andern, aus Wörtern bestehenden Sprache beschreibt, indem er nur Zischen, Murmeln und der Himmel weis, welche Töne vernahm. — Es ist für Jemand, der diese Sprache recht kennt nichts drolligeres als diese Stelle, und man kann über die Erbitterung des Herrn Vfs. daß die Pohlen pohlnisch sprechen nicht anders als — lachen, da er auch an andern Stellen seinen Verdruß über die pohlnische Sprache ziemlich stark äußert.

Daß jene Fräulens ihrem Gaste so fleißig zutranken oder eigentlich mit ihm getrunken haben, ist eben so sonderbar, denn obwohl es in Pohlen Sitte ist, daß in Abwesenheit des Mannes, die Frau oder die Tochter des Hauses sich einige Tropfen einschenkt, und zuerst austrinkt, so findet man es doch eben so unanständig, wenn sich Frauenzimmer dem Trunke ergeben, und Beispiele davon sind selten, ausgenommen Bäuerinen von denen viele den Brantwein eben so wie ihre Männer lieben.

Der Unstern des Herrn Vfs. mag ihn also wirklich zu Menschen geführt haben, die in allen Stücken eine Ausnahme von ihren Landesleuten machen, weil er das Ganze so schief nach ihnen beyrtheilt.

Neusohl am 7. Sept. 1814

Fortsetzung

über die Kunst- und Naturprodukte, die Cultur und den Handel des Sohler Comitats.

(Man sehe Hesperus N. 48.)

„Und so übergebe ich demnach dem neuen Bräutigam die Tochter des Hauses, damit er in ihr eine treue Gefährtin und Helferin finden möge; doch fordere ich in voraus daß er seine Pflichten als Ehemann gegen seine Frau heilig beobachte: das heißt, daß er zuvörderst die Eltern nachdem Gebote ehre, seine Frau als den zweiten Leib erkenne, sie als seine Gefärtin des Lebens liebe, und sie in allen Gefahren beschütze. Damit sie aber im Ehestande glücklich und fromm leben mögen, so bitten wir Eltern, und gegenwärtige Freunde den lieben Gott um Erleuchtung des heil. Geistes, damit sie gemeinschaftlich die Bürde dieses Standes tragen, im Frieden und Wohlseyn arbeiten, und den reichsten Segen Gottes erlangen mögen. So übergeben wir Euch also unsere Tochter nach Wunsche Amen.

„Indessen da wir im Anfange Eurer Anrede vernommen, daß Ihr aus fernen Landen gekommen seyd, so bringt Euch die Braut dieses Geschenk von Kuchen dar, damit Ihr unterwegs nicht hungern, und Euch stärken möget, und zum Zeichen, daß sie im Erwerben ihres Brodes arbeitsam und fleißig seyn wolle. — Auch verehrt sie Euch dieses Tuch, damit ihr Gemahl, der im Schweiße seines Angesichtes das Brod essen wird, sich mit solchen abtrockne. Dieser Kranz der beute auf die Unzertrennlichkeit Eurer ehelichen Liebe. Endlich verehrt sie Ihm auch diesen Blumenstrauß, zum Zeichen der jungfräulichen Keuschheit, damit ihr künftiger Gemahl erkenne, daß er sich eine Tugendsame und Treue auserkohren habe."

Jetzt spricht der Brautführer die Gesellschaft mit folgenden Worten an: „der weise Salomon sagt unter andern auch diese Worte: Wehe dem Einsamen, denn er hat Niemanden, der ihn aufrichte, wenn er falle. Diese weise Rede erwägte in seinem Herzen auch der tugendsame Jüngling, und entschloß sich seinen Stand zu verändern, weil er nicht mehr einsam leben, und eine Stütze des Lebens haben will. Da sich aber ein solcher Gegenstand nicht so schlechtweg verrichten läßt, und die Gegenwart der Freunde und anderer ehrlicher und ansehnlicher Leute erfordert, so bittet er durch mich, Ihr wollet den Bräutigam zuvörderst in die Kirche, dann in seine Wohnung begleiten. Wir sind übrigens versichert, daß Ihr uns diese zu den besten Zwecken abzielende Sache nicht versagen werdet, und empfehlen uns Eurer Liebe."

Nun folgen mehrere Dankformeln für erhaltene Speisen. Zuletzt sagt der Pitac (Brauwerber) folgenden Schluß: „Für alle christliche und freundschaftliche Liebe, daß Ihr nämlich nicht nur die Wünsche des Bräutigams erfüllt, sondern auch in der That das erwiesen habet, was er verlangte — danken wir geziemend. Gott der Allmächtige wolle Euch Eure Auslage, die wir Euch verursachten, reichlich ersetzen, empfehlen Euch in die Hände des allmächtigen Gottes, und trennen uns von Euch. Amen!

Die Vermählung geschieht gewöhnlich am Sonntage. Ist das Dorf, in welchem die Hochzeitsfeyerlichkeiten vor sich gehen einer Stadt affilirt, so kommt der Zug mit Musik an, die ihn bis zur Kirche begleitet. In Neusohl ist das zwar nicht der Fall. Die Musikanten bleiben in der ersten besten Schenke warten bis die Vermählten kommen, und verweilen sich ohngefähr 3 — 4

Stunden, welche mit Tanzen, Trinken, manchmal auch mit Schlägereyen zugebracht werden. Dann geht man nach dem Dorfe, und die nehmlichen Unterhaltungen finden Statt, nur daß man sich statt des Weines, eines gewärmten Brantweins bedient, und dieses Wohlleben, fast durch 8 Tage fortsezt und genießt. Bei diesen Gelegenheiten pflegt man in den nachfolgenden Tagen, hauptsächlich am dritten oder vierten nach der Hochzeit, jenen Gästen die dabei eingeladen waren, verschiedenes Hausgeräthe und Federvieh zu entwenden, und es zu verkaufen, welches, nachdem die Sachen von den rechtmäßigen Eigenthümer erkannt und ausgelöst werden, zu vielen lustigen Neckereyen Stoff giebt. Verfasser dieses hat in Libethen bei ähnlicher Gelegenheit gesehen, wie ein Kalb, welches dem Nachbar entwendet, mit einer großen Glocke am Halse durch die Stadt geführt wurde. — In andern Dörfern sucht man sich vorzüglich des Pferdegeschirres hathaft zu machen, aber nicht selten wird auch aus dem Scherz Ernst.

Ganz anders gehen die Hochzeitsfeierlichkeiten bei den Bürgern in den Städten vor sich. Nachdem nemlich die Wahl einer künftigen Gattin dieses oder jenes Haus getroffen hatte (gewöhnlich findet eine längere Bekanntschaft unter dem Schuz der Eltern statt) wird unter Mitwirkung des Curators das Versprechen oder die Verlobung gehalten, wozu nur einige Freunde des Prinzipals (des neuen Bräutigams) und der künftigen Braut als Beistände geladen werden. Gewöhnlich geht diese Feierlichkeit am Sonnabend vor sich. Der Curator erscheinet Abends mit dem Prinzipal und ein Paar Beiständen im Hause des Brautvaters, in welchem sich die Braut vorzüglich beschäftigt sehen läßt. Sie wird mit einem Teller worauf kleine gewundene Blumensträuße liegen, an der Hand des Curators in die Versammlung oder die väterliche Wohnung hereingeführt, und nachdem Lezterer die Absicht des Prinzipals bekannt gemacht hatte, fragt er den Hausvater, ob er gegen die Verbindung des neuen Ehepaares nichts einzuwenden hätte. Sagt er Nein, und erklärt er sich dahin, daß er im Gegentheile alles beitragen wolle, was Ihr Glück erfordert, so werden die Ringe beiderseits gewechselt, und die Verliebte theilt Jedem der Gegenwärtigen einen Strauß aus. Zum Gegenertheilen wird auch die Brautmutter gebohlt, die indessen in der Küche besorgt war, und unter Thränen — die aber bey dem darauf folgenden Schmause leicht wieder vertrocknen, — der Szene ein Ende gemacht.

Nach geendeter Verlobung sezt der Curator die Abkündigung zu Papier, welche in drei aufeinander folgenden Sonntagen wiederhohlt wird, und ihm ein eigenes Honorar abwirft. Die Braut erscheint nur am zweiten Sonntage in der Kirche unter einem Rosmarin-Kränzchen, das am Wirbel des Kopfes auf der Parte (einer bei den slavischen Bürger-Mädchen im Sohler Komitat üblichen Kopfbedeckung, die aus silbernen Dressen und Spangen zusammengesezt wird) angeheftet ist, in Begleitung der Mutter und der Angehörigen. Bei der Abkündigung, auf welche die Neugierigen ihre Ohren spizen ist man so milde, daß man selbst jene, die trotz des Schmucks mit dem jungfräulichen Kranze ihre Unwürdigkeit fühlen, dennoch als sittsame und mit vielen Tugenden gezierte Jungfrauen!!?? benennt.

Drei Tage nach der lezten Abkündigung, geht man gewöhnlich zum Traualtare. Tags vorher werden die Blutsverwandte, Anverwandte, Gevatterleute, Bekannte und die Nachbarn des Hauses, ist aber die Gasse klein, auch der ganzen Gasse, eingeladen. Der Curator erscheint bei diesem Geschäfte mit einem großen Strauß auf der linken Brustseite, den eine zierliche Bandschleife schmükt. Am Gürtel, den die ungrische Tracht nothwendig macht, sieht man ein weißes, zweimal der Länge nach gebrochenes Tuch hängen, alles dies besser oder schlechter, je nachdem die Braut reicher oder ärmer ist. Zur schnelleren Ausrichtung seiner Geschäfte werden ihm noch 2 auch 4 sogenannten Bedienten (gewöhnlich Handwerksburschen und hier Mladency genannt) zugetheilt. Am Tage der Hochzeit selbst ladet der Curator die nemlichen Gäste noch einmal ein, die sich um die bestimmte Stunde in der Wohnung der Braut einfinden, die übrigen kommen mit dem Prinzipal. Der Zug geht dann meistentheils um 12 Uhr Mittags nach folgender Ordnung: Der Curator führt ihn an, nach ihm kommen die nächsten Verwandten des Bräutigams, diesen folgt der Bräutigam mit einem seidenen Tuche, und einem Strauße in der Hand, begleitet von zweien seiner Anverwandten, an die sich die übrigen Gäste und zulezt die Bedienten anschießen. Nun kommt der Zug der Schönen. Mädchen eröffnen ihn. Diesen folgen die Beistände der Braut (entweder die Väter des neuen Ehepaares, oder die nächsten Anverwandten) dann erscheint in vollem Glanze die Braut, in der Mitte zweier Kranzjungfern, und den Schluß machen nebst eingeladenen Frauen, auch ein Paar hinkende alte Bettelweiber.

In der Wohnung der Braut, wünschen ihr die eingeladenen Gäste noch einmal allen Segen, bei welcher Gelegenheit man sie bis zu Thränen gerührt sieht. Dann sezt man sich zu Tische, von jeder Speise wird etwas beseitiget, und nach aufgehobener Tafel unter dem Namen Poschadessen nach Hause geschleppt. Die Anwesenden, nach dem Maaße der Spesen und der Bewirthung, zeigen sich am folgenden Morgen mehr oder weniger großmüthig. Musik und Tanz endigen den Ehrentag. Am folgenden Morgen werden die Haare der Braut unter verschiedenen Neckereyen und Anspielungen unter die Haube gebracht, und lezlere

aufgesetzt, während die eingeladen gewesenen Gäste mit verschiedenen Geschenken theils im Gelde, theils andere in der Wirthschaft brauchbaren Sachen der jungen Frau huldigen, und bei Reichern mit Kaffee, bei Aermern mit gewärmten Wein empfangen werden. Noch vor 40 Jahren bestand der Gebrauch, daß man sich am zweiten Tage nach der Hochzeit, in großer Menge auf freier Straße vor der Wohnung der Braut versammelte, und durch die Mladency den Hahn schlagen ließ. Vom Curator unter beständiger Musik angeführt, erhielt der erste Sieger einen Kranz, der zweite einen Ring, der dritte ein seidenes Tuch."

Die Taufen und die Hochzeiten gehören auf dem Lande zu den angenehmsten Unterhaltungen und Feierlichkeiten dieses Komitates. Am drolligsten sind die Freudenbezeugungen und Gebräuche bei der ersten Geburt eines Bauernweibes. Ohne alle Barmherzigkeit wird das Kind, wenn es ein Mädchen ist, unter den Tisch gelegt, damit es sittsam werde, oder im ersten Bade mit Mohn bestreut, um mit der Zeit viele Anwerber zu bekommen; nicht selten legt die Hebamme, unter den Kopf des neugebohrnen Kindes, wenn es gebadet wird, gesponnenes Garn, damit es lange Haare bekomme und dergleichen mehr. Ist der Ort einer Stadt affiliirt, so wird es dahin zur Taufe getragen, nach geschehener Taufhandlung in die Schenke gegangen, wo sich eine etwas größere Weiberzahl einfindet, und an dem Schmause Theil nimmt. Ehe die Suppe aufgetragen wird, trinkt man gewärmten Brantwein. Weiber die dem Trunke nicht abgeneigt sind, benutzen ähnliche Gelegenheiten nach Wunsche, und verlassen die Schenke unter beständigen Juhuhuschreien, Singen und Taumeln bis sie in die Arme des Schlafes, nicht selten zugleich in den großen Koth fallen. Die Weiber erklären einen Taufschmauß (krsstenia) für ungültig, wenn zur Bezeugung der Freude über ein neugebohrnes Kind nicht aus voller Kehle gesungen und geschrien wird, und es giebt zu manchen Bemerkungen Stoff, wenn man die nemlichen Weiber, die kaum vor 3 oder 4 Stunden still, sittsam und gesetzt in die Stadt kamen, nun betrunken, oder auf der Erde kugelnd, betrachtet. Und das alles um einer verdorbenen Sitte zu fröhnen, oder der beissenden Nachrede der Frau Nachbarinnen und Gevattern zu entgehen. Zu Fall gebrachte Mädchen mußten noch vor 40 Jahren durch drei auf einander fol. ende Sonntage unter der Kanzel, von welcher manches harte Wort fiel — stehen, und wurden zum Vorgange nicht in die Kirche gelassen. Dieser geschah an der Thürschwelle der Kirche. Gegenwärtig sind diese Bußarten, wohin auch das Stehen mit der schwarzen Kerze vor der Kirchthüre gehört, abgeschafft, und der Kindermord hat seitdem merklich abgenommen. — Die Taufen in den Städten werden mit größern Gelbauslagen bestritten als je. Gab man vor 20 Jahren dem neugebornen Kinde als Eintindgeld einen Thaler oder Dukaten, so zahlt man jetzt das nemliche in Einlösungsscheinen, und bringt der Mutter als Geschenk seidene und atlassene Kleider dar; ein Luxus der mit jedem Jahre für die Familien verderblicher wird. Auch bei dieser Feierlichkeit pflegt eine bedeutendere Zahl von Frauen sich einzufinden, und diese stellen sich nach dem Beispiele der Uebrigen mit kleineren Geschenken ein.

Bei Verstorbenen auf dem Lande werden Psalmen und andere Lieder abgesungen. Diese Gewohnheit hat sich bei einigen Bürgern bis jetzt erhalten. Gewöhnlich bleibt der entseelte Körper nach der Josephinischen Verordnung 48 Stunden im Hause, und wird durch die Zünfte abwechselnd auf den Gottesacker gebracht. Predigten, denen der ganze Lebenslauf des Verblichenen folgt, sind in den Städten nicht so gebräuchlich als auf dem Lande, denn hier muß selbst dem unmündigsten Kinde eine Leichenpredigt gehalten werden. Die Gewohnheit, den, durch den Tod in Traurigkeit und tiefen Schmerz versetzten Freunden die übliche Condolation zu bezeugen, sollte billig abgeschafft werden, wenn man bedenkt, wie oft die Wunde des erlittenen Verlustes, durch häufig Condolirende neu aufgerissen wird. Noch zweckwidriger ist aber das Todesmal (slav. Kar.). Wie ums Himmelswillen können gefühlvolle Kinder Antheil, an einem solchen Gastmahle nehmen, wenn sie von tiefem Schmerz über den Verlust des Vaters oder der Mutter gebeugt, über die Gegenwart, trauern und mit noch bangerer Seele an die Zukunft denken. Welcher Contrast zwischen diesen Leidenden und den bei Tische schwelgenden, durch den Wein schon befeuerten Gästen? Leider erhält sich diese Sitte noch bis zur gegenwärtigen Stunde, so, daß man zumal auf dem Lande nicht selten aus derselben Stube in welcher noch vor wenigen Stunden Jammertöne klagten, ein Juhegeschrei hört.

Die Zigeuner zeichnen sich bei ihren Hochzeiten, Taufen und Begräbnißen ganz besonders aus. Bei erstern geht ein aus ihrer Mitte gewählter Kurator mit einer Fahne (die nichts anders ist als ein Stock, an dessen äußerem Ende ein blaues Tuch flattert) von Dorfe zu Dorfe und ladet die Gäste zur bevorstehenden Hochzeit ein. Bei elenden Geigen die sie aber nicht selten fertig spielen, wird unter Gottes freiem Himmel die 12jährige Braut im Kreise gedreht, während sich der eben so alte Bräutigam mit andern Weibern recht gut unterhält. Die Besorgniß, daß einem solchen unmündigen Brautpaar bei einem ordentlichen Geistlichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden könnten, hat nicht selten zur Folge daß sie sich aus ihrer Mitte einen Priester wählen, der diese Kinder zusammengiebt. Wer erinnert sich nicht hier des Geistlichen, der sich in

Gesellschaft der eingezogenen Menschenfresser in Ungarn befand, und für 2 Groschen die Copulation verrichtete? (Swinburne's Travels in teh two Sicil. pag. 305.) Viele unter ihnen leben ohne alle priesterliche Weihe in der ehelichen Verbindung, und so leicht diese zwischen ihnen statt findet, eben so leicht wird sie unter Austheilung einiger Ohrfeigen wieder aufgelöst. —

Aberglaube.

In der Nacht vom grünen Donnerstag zum Charfreitage, und zwar von Mitternacht an bis zur vierten Stunde, scheint es als wollte sich in den Gässen der Stadt eine Wagenburg bilden. Jeder abergläubische Kutscher, und das sind sie fast alle, führt seine Pferde in die Schwemme, damit ihnen das Jahr hindurch kein Unglück begegne und sie nicht krank werden. Bei der hier um diese Zeit gewöhnlich noch herrschenden Kälte, sollte dieser Unfug um so eher abgeschafft werden, als die Pferde, welche in der Ausdünstung sich befinden, und dann plötzlich in ein kaltes Wasser geführt werden, gerade dadurch den größten Nachtheil leiden.

Am Charfreitage, vor Aufgang der Sonne pflegen einige Gartenbesitzer, mit Knitteln und Prügeln, ihre Zäune derb abzuprügeln, damit das Jahr fruchtbar, und von Gartendieben nicht besucht werde. Man genießt auch, um dieselbe Zeit rohen Speck, damit man vom Fieber nicht befallen werde, oder man wäscht sich, daß man den Zahnschmerzen auf leichte Art entgehe.

Vom heiligen Abend bis zum Feste der heil. 3 Könige, spannt bis jetzt keiner der ältern Bauern, seine Pferde ein, aus Furcht sie durch irgend ein Unglück einzubüßen. Selbst die Weiber spinnen in diesem Zwischenraume nicht, sondern nähen oder sitzen beim Ofen. Der, am heil. Abend gedeckte Tisch wird über die Weihnachtsfeyertage so gelassen, und mit den Brodsamen wird das kranke Vieh beräuchert. Der Honig, der mit Knoblauch nach der Regel von jedem Bauer am heil. Abend genoßen wird, und am Tische zurückbleibt, soll zu derselben Absicht dienen. Mit demselben Wunder wirkenden Honig werden auch die Glocken des Dorfes eingeschmiert, damit der Dieb ans Tageslicht komme.

Kommt eine Braut auf dem Lande in die Wohnung ihres Bräutigams, so empfängt sie in der Hausflur ein altes Mütterchen mit einem Teller in der Hand, worauf Honig und Pfeffer zu sehen ist. Beides muß sie zur Erinnerung kosten, daß im Ehestande nebst guten, süßen Tagen, auch böse, bittere Statt finden.

Am Vorabend der heil. Christnacht, tragen die Kuhhirten in die Häuser lange Birkenruthen, an denen ein kurzer Tannenzweig gebunden ist, zur Erinnerung daß Christus im Stalle geboren sey.

Wenn ein Obstbaum die ersten Früchte trägt, so werden sie einer Mutter von vielen Kindern zum Kosten dargereicht, damit der Baum jährlich viele Früchte bringe.

Die Einwohner dieses Komitates sind, wenn man einige deutsche in den Städten, und mehrere Bergbauer die aus Schmöllnitz kommen, so wie einige deutsche Arbeiter die bei der k. k. Waffenfabrik arbeiten ausnimmt, lauter Slowaken, Schlowaken oder Slawen.

Sie sind arbeitsame, ihrem Könige und übrigen Vorgesetzten im hohen Grade unterthänige, den Soldatenstand verabscheuende, und dem Trunke besonders ergebene Leute. Ihre Kleidung besteht im Sommer in leinenen Unterbeinkleidern (Gattyen) in einem kurzen Hemde mit breiten Aermeln und Bundschuhen; im Winter in Beinkleidern und einer langen mantelartigen Bekleidung sinica genannt, oder in Schafpelzen. Die Kopfbedeckung macht ein runder Hut aus. Nur die Bauern der Hrahoter und Otschower Gegend, deren viele Kobodaffi (slobodaff) genannt werden *) tragen hohe csakoartige Hüte. — Der Adel erscheint außer General-Congregationen und besondern Festlichkeiten immer französisch gekleidet, einige alte Edelleute ausgenommen, die ihrer Nationaltracht treu bleiben. Die Bürger in den Marktflecken und kleinen Städtchen wählen zu ihrer Bekleidung am liebsten die ungrische Tracht von dunkel oder hellblauer Farbe. In den größern wie zu B. in Neusohl, Brieg hat sich der Luxus bei dem Handwerksmann so sehr eingeschlichen,

*) Könnte so viel andeuten als Freigelaßne, weil sie von allen Frohndiensten, denen die übrigen unterliegen, freigesprochen sind. Diese Freiheitsbriefe deren vorzüglich das Dorf Muotkowa mehrere aufzuweisen hat, rühren von mehreren ungrischen Königen her, namentlich vom Mathias Corvinus, der in diesen Gegenden seiner Lieblingsbeschäftigung der Jagd nachging, und diese Einwohner als Jäger oder vielmehr Treiber brauchte, die er dann, aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste, mit diesen Freiheiten bedachte. Zur Entschädigung gleichsam für die nicht leistenden Frohnen werden sie als Bothen gebraucht, und mit Briefen von Seiten des löblichen Komitates verschickt, wie denn zu dieser Absicht jedesmal wenigstens einer von diesen Libertinern sich im Komitatshause zu Neusohl befindet.

daß man sich nicht wundern darf, warum die wenigsten sich in guten Umständen befinden. Der Bedürfnisse, und der mannigfaltigen Luxuswaaren sind so viele, daß man sich, ist man nicht im Stande durch gerechten Händelohn so viel zu verdienen, um die Auslagen zu decken, kein Gewissen daraus macht, zumalen beim weiblichen Geschlechte, der Venus Pandemos zu huldigen, und auf diese Art den Ruin der ganzen Familie zuzubereiten. Der Verfasser des Werkchens: Reise nach den ungarischen Bergstädten Schemnitz, Neusohl u. s. w. Herr Joachim Graf von Sternberg, täuschte sich schon zu seiner Zeit (1807) wenn er S. 45. versicherte, daß die jugendliche Mädchenwelt keine männliche Gestalt in ihre Nähe kommen lasse. Es wäre zu wünschen daß dieses wäre, aber leider ist die Geisel des Zeitalters, überspannter Luxus, und Hang nach Moden auch in die stillen Wohnungen des einsamen, freundlichen Neusohls gedrungen; man schwärmt auch hier von einem Vergnügen zum andern, ohne die Zukunft zu bedenken; man sucht sich durch schöne Kleider und theure Hauseinrichtungen ohne Rücksicht auf die ökonomischen Kräfte zu Personen von vornehmerer Geburt und höhern Rang hinaufzuschrauben, und hat das Schicksal des Raben mit dem Pfauenschmuck in der Fabel. Diese Ueberspannung des häuslichen Aufwandes kann nicht anders als verderblich für die Familien werden. Das schlimmste ist dabei, daß dieses Uebel, wie überall so auch hier mehrere nach sich ziehe. Die weiblichen Dienstbothen die aus den benachbarten slawischen Gespannschaften gewöhnlich ums neue Jahr in Bundschuhen oder Filzstiefeln kommen, müssen nach dem Beispiele ihrer Frauen, nach einem halben Jahre schon, vielleicht auch früher, in Strümpfen und Schuhen, seidenen langen Kleidern, und großen Umhängtüchern einherwandeln, dann wundert man sich wenn sich ihr Lohn auf 40 — 50 fl. beläuft, und schreit der Frau Gevatterin die Ohren voll daß man erst vor 10 oder 12 Jahren ähnliche Dienstbothen mit 12 höchstens 15 fl. bezahlte. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Aber vor 12 Jahren hielt die fleißige bescheidene Hausfrau etwas darauf, sich nicht über ihren Stand zu kleiden, wie konnte sich bei solcher Nüchternheit der Dienstbothe nur einfallen lassen sich etwas anzuschaffen, was selbst die Frau noch nicht trug? Man kannte damals wenigere Bedürfnisse, und hatte gute, willige Dienstbothen. Auch war die Obrigkeit mehr aufmerksam auf Uebertretungen dieser Art wie denn mehrere Fälle noch im frischen Andenken sind, wo man den ausgepolsterten Frauen die sogenannten Buffarden *) öffentlich abnahm, und am Stadthausthore aufnagelte. Dies wirkte — und die bürgerliche Klasse der Einwohner stand in guten, wohlhabenden Umständen. Vorbei sind nun diese Zeiten, und es ist leicht begreiflich woher es komme, daß bei einer Depopulation von beinahe 2900 Seelen in Neusohl doch die großen Bedürfnisse nicht gedeckt werden können, die der vorhin unbekannte Luxus bei der kleinern Klasse verursacht.

Die Zigeuner, von deren ersten Ankunft in Ungarn wir äußerst wenig wissen, finden sich in diesem Komitate in ziemlicher Zahl vor. Sie leben, nachdem sie Kaiser Joseph II. vergebens unter die Bauern auf dem Lande zu vertheilen suchte, in schmuzigen Hütten, gewöhnlich außer den Dörfern und ernähren sich von der Schmiedearbeit, der Musik und gefallenem oder krankem Vieh, welches sie mit der Familie auf dem allgemeinen Tisch dieser Halbmenschen, auf der Erde mit Wohlwollen verzehren. Wenn man das Klima in Betracht nimmt, scheint kein Volksstamm so vielen Ungemächlichkeiten ausgesetzt zu seyn, wie die Zigeuner. In der größten Hitze liegen ihre Kinder nackend der Sonne ausgesetzt, und in der stärksten Kälte sieht man sie kaum mit leinenen Lappen bedeckt von einem Dorfe zum andern wandern. Sie bekennen sich zur kath. Religion, haben besondere Gebräuche, die unter den Sitten des Komitats berührt werden, und die es sehr wahrscheinlich machen, daß sie hindostanischen Ursprunges sind. Der Zigeuner kennt keine traurigere und mehr niederschlagende Nachricht, als die Rekrutirung, und nicht selten ereignet sich der Fall, daß er sich um ihr zu entgehen verstümmelt, oder einzelne Theile des Körpers vorsätzlich verbrennt. Sie heurathen übrigens schon im 12 oder 13 Jahre, und sind von heftigen, zänkischen Temperamente. Ihr liebstes Getränk ist Brantwein. Sommers laufen die Wohlhabendern in gelben bespornten Zischmen, und mit silbernen Tressen gezierten Beinkleidern, Winters in elenden leinenen Lappen. Zu dieser Lebensart gewöhnen sie ihre Kinder schon in ihrem zartesten Alter. Fast im Freien auf die Welt gebracht, im kalten Wasser gebadet wird es, kaum ein Monat alt, auf dem Rücken der Mutter herumgeschleppt, wo es in einem Leintuche, bei harter Kälte so gut wie im heißesten Sommer mit bloßem Kopfe sitzet.

Den Juden ist der Aufenthalt der Bergwerke halber versagt. Es giebt daher viele Einwohner dieses Komitats, die, wenn sie ihre Gränze nicht überschritten haben, nie einen Juden sahen. Im ganzen Komitate ist keiner.

Sämmtliche Einwohner sind entweder der römisch-katholischen Religion oder der evangelischen augsburger Konfession zugethan. Für die erstern stiftete die Hochseelige Maria Theresia ein Bisthum zu Neusohl, die Letztern haben einen Superintendenten der ebenfalls in Neusohl wohnt.

*) Eine Art ausgepolsterter Röcke, die mit den Reifröcken Aehnlichkeit hatten.

Die Obergespannswürde ist in diesem Komitate nicht erblich. Gegenwärtig bekleidet sie, Se. Exzellenz, Herr Peter Balogh von Ocsa, Sr. k. k. apost. Maj. wirklicher geheimer Rath und Beisitzer der Septemviraltafel.

Karlsbads Entstehung.

Ballade.

Wo der Eger Silberwogen,
In der Berge grün,
Von des Waldes Nacht umzogen,
Durch die Klippen fliehn;
Zeigt noch jetzt des Wandrers Blicken,
Ernst und schauerlich,
Auf des Hügels Felsenrücken,
Eine Veste sich.

In der Vorzeit grauen Jahren,
Die jetzt Nacht umhüllt,
War von muth'gen Ritterschaaren,
Diese Burg erfüllt,
Wann im ehrnen Kriegesdrange,
Bang ertönt ihr Schild,
Floh vor ihrer Hörner Klange,
Hier das scheue Wild.

Karl, der mächt'ge Herrscher weilte,
Gern in diesem Thal;
Das er jagend oft durcheilte,
Bis zum Abendstrahl,
Laut erklangen seine Hörner,
Durch den dichten Wald,
Wo das Echo, nah und ferner,
Von dem Felsen schallt.

Einst, als schon die Abendröthe
Mild herniederstieg,
Kühlung schon das Thal durchwehte,
Und die Dämm'rung schwieg,
Wie im Dunkeln Schattenlande,
Hob im Nebelflor,
An des Horizontes Rande,
Sich der Mond empor.

Auf des Berges steilem Hange
Ruht des Kaisers Schaar,
Die vom Werk des Tages lange
Schon ermüdet war,
Es entsanken die Geschoße,
Ihrer matten Hand,
Langsam graseten die Rosse,
An der Eger Strand.

Aus den feuchten Gründen quellend,
Rauscht ein Bach, und Moos
Bot dem Herrscher, weich und schwellend,
Seinen zarten Schooß.
Gern verweilend hier der Kaiser
Unter Blumen ruht,
Und vor ihm, durch dürre Reiser,
Flammt des Feuers Gluth.

Doch mit neuer Gierde lauschet
Bald der Doggen Ohr,
Denn es nähert sich, es rauschet
Aus dem Wald hervor;
Sieh, die schnellen Fänger wenden
Sich wie Blitzesstrahl;
Denn ein Hirsch mit zwanzig Enden,
Fliehet durch das Thal.

Und mit frischer Kraft entzündet
Dieß der Männer Brust,
Und der Kaiser selbst empfindet
Neu des Jagens Lust,
Mit der Hörner muth'gen Klange
Folgen sie ihm bald,
Von des Berges steilen Hange
Durch den finstern Wald.

Sieh, der scheue Flüchtling theilet
Schon der Eger Fluth,
Doch der Jäger Menge eilet
Hinter ihm voll Muth,
Bald schwingt er sich am Gestade
Aus den Wogen auf,
Zu des Berges höchsten Pfade,
Dringt sein schneller Lauf.

In des Mondes bleicher Helle
Folgt die Jägerschaar,
Ihrem Raub mit Blitzesschnelle;
Aber die Gefahr
Fliehend, schon in wilder Eile
Er den Wald durchbraust,
Gleich dem Todes schwangern Pfeile,
Der die Luft durchsaust.

Und dem steilen Felsenhöhe
Die sich Kühn erhebt;
In der Wolken heitrer Nähe,
Er entgegenstrebt;

Mit den letzten Kräften schwinget
Er sich noch hinan;
Doch der Abgrund ihn umschlinget,
Hemmend seine Bahn.

Schwindelnd zwischen Erd' und Himmel
Hängt er zitternd da;
Schon im fluthenden Gewimmel
Sind die Doggen nah,
Doch in der Verzweiflung Muthe
Wie ein wilder Leu,
Netzt er mit des Kühnsten Blute,
Wüthend sein Geweih.

Aber sieh, der Jäger Menge
Nahet schon einher,
Sich im schrecklichen Gedränge;
Keine Rettung mehr!
Keine Zuflucht die ihn schütze!
In das tiefe Grab,
Stürzt er von der Felsenspitze,
Schäumend sich herab.

An den steilen Bergeswänden,
Trotzend der Gefahr,
Das Begonn'ne zu vollenden,
Folgt die Doggen Schaar;
Aber gleitend sinkt der eine,
Von der Klippenwand,
Ueber rauher Felsensteine
Schauervollen Rand.

In den Schooß der warmen Quelle
Stürzet er hinab,
Die mit ihrer glühenden Welle,
Brennend ihn umgab.
Und vom schmerzlichen Gebrülle,
Tönt der Tannenwald,
Daß es in der öden Stille,
Von den Felsen hallt.

Und geführt von diesem Schalle
Sich der Kaiser naht,
Und mit ihm die Jäger alle,
Von dem rauhen Pfad,
Und er eilet zu der Stelle,
Wo vielleicht schon lang,
Unbekannt die holde Quelle
Aus dem Felsen sprang.

Und die wundervolle Kunde
Ihrer Segenskraft
Hört er aus des Volkes Munde
Dem sie Rettung schafft,
Und noch oft ist er gezogen,
Zu der Silberfluth,
Schöpfend aus den hellen Wogen
Kraft und Lebensmuth.

Dort, sprach er, am Hügel strebe
Eine Burg empor;
Aus des Waldes Schatten hebe,
Sich die Stadt hervor,
Die im spätsten Lauf der Zeiten
Meinen Namen trägt
Wo die Quellen sich verbreiten
Sey ihr Grund gelegt.

Und der Fels, wo unsern Blicken
Jener Hirsch entschwand,
Der zu dessen steilen Rücken
Unsre Jagd gewandt,
Jener Fels, von dessen Gipfel
Er mit mächtigen Schwung
Stürzte durch der Tannenwipfel,
Sey der Hirschensprung.

Und des edeln Herrschers Worte
Hat die Zeit erfüllt,
Oft an jenem holden Orte
Ward der Schmerz gestillt.
An des Töpel-Stroms Gestade
Die Gesundheit thront
Und die lieblichste Najade,
Dieses Thal bewohnt.

Franz von Maltitz.

Charade.

Die erste Sylbe wird das Jahr
Stets in der Nacht zum ersten Januar;
Doch von der zweiten hat der König
Sehr viel, allein der Bauer wenig,
Und wer ein Friedensunterhändler war
Bekam das Ganze von dem König.

Franz von Maltitz.

Buchstaben- und Silbenräthsel.

Du siehst an mir nicht Anfang und nicht Ende
Und endlos bin ich wenn auch noch so klein;
Verändre meinen ersten Laut, so wünschet
Der lebenslustige dies einst zu seyn!

Franz von Maltitz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 52. Oktober.

Aufforderung an die Liebhaber und Kenner der Botanik in Mähren und Schlesien.

(Mitgetheilt von der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues der Natur- und Landeskunde in Brünn.)

Nachdem die k. k. Mährisch-Schlesische Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn unter andern auf die genauere Landes-Kenntniß abzielenden Planen, auch sich vorgesezt hat, ein Herbarium und eine Flora Mährens und Schlesiens in möglichster Vollständigkeit zu Stande zu bringen:

So ladet sie hiermit alle diejenigen Liebhaber und Kenner der Botanik in Mähren und Schlesien, welche für diesen Zweck mitzuwirken gedenken, ein, sich mit ihr zu verbinden. Sie ersuchet derhalb, ihre Erklärungen abzugeben und dabei zu bemerken:

1) was ihnen bereits für zuverlässige Vorarbeiten sowohl zu dem Herbarium als zur Flora bekannt sind;

2) was sie selbst etwa dafür geleistet oder noch zu leisten willens sind;

3) alle weitere Gedanken und Vorschläge, die zum Zweck führen könnten, freimüthig zu eröffnen, und versichert zu seyn, daß die Gesellschaft zu allen reellen, nutz- und ausführbaren Vorschlägen mit Vergnügen die Hände bieten wird.

Brünn den 23. September 1814.

K. K. Mähr. Schles. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.

Nachricht über Reiff's Maschinen für Schafwolle.

Nur kurz und oberflächlich erwähnte ich in meiner Übersicht, der Reichenberger Tuch-Manufakturen *) und des mit ihren Erzeugnissen betriebenen Handels der Spinn-Maschinen unsers geschickten Mechanikers Herrn Joh. Reiff. Auch in meiner Beschreibung der Berger'schen Tuchfabrik *) beziehe ich mich bei diesem Gegenstande auf eine eigene Abhandlung die ich derselben noch widmen wolle. Der Mann und die Sache verdienen aber auch wirklich eine besondere Aufmerksamkeit.

Reiff ist zu Urach in Würtemberg geboren. Von seinem Vater dem noch lebenden Groß-Uhrmacher und Schlosser in Urach zu gleicher Beschäftigung bestimmt, erwarb er sich schon früh die Fertigkeiten eines Schlossers, Drechslers und dergl., und machte sich mit den Grundsätzen der Statik und Mechanik bekannt. Fertigkeiten und Kenntnisse die ihm gegenwärtig gut zu statten kommen. Lavater würde in seiner Phisiognomie den unermüdeten Forscher, und Gall in seinem stark ausgebildeten Organ des Kunstsinns einen neuen Beweis von der Richtigkeit wenigstens dieses Punkts seines Systems entdeckt haben, und entdecken können.

Die erste Veranlassung zu seiner gegenwärtigen Beschäftigung liegt in dem Umstande, daß er unter der Leitung des Mechanikers Heidl, an dessen damals erfundenen Scheer-Maschinen bei Herrn Heinrich Offermann in Brünn, zu arbeiten Gelegenheit fand, und nach Abgang Heidels die Oberaufsicht dieses Geschäfts erhielt. Aber ein vorzüglich günstiger Umstand für ihn war es, daß er in dem Jahre 1806 als Mechaniker der Herrn Johann Georg Berger engagirt wurde. Der verdienstvolle Direktor dieser hiesigen Fabrik Herr Ferdinand Römheld, verschaffte ihm alle Gelegenheit zur ferneren Ausbildung seines Kunstsinns und zur Ausführung seiner Ideen, und verkannte bei einigen nicht vollkommen gelungenen Versuchen nicht den Werth des Künstlers. Beide Theile werden sich gestehen, daß einer dem andern durchaus nothwendig war, um es so weit zu bringen.

Die Maschinen, an deren Erfindung oder Verbesserung er sich während seines hiesigen Aufenthaltes machte, sind eine Klopf-Maschine für Schaf-Wolle, ein so genannter Wollewolf-, Krempel- und Spinn-Maschi-

*) Man sehe Hesperus Nro. 31.

*) Man sehe Hesperus Nro. 44.

nen, eine Rauh-Maschine, eine Tuchscheer-Maschine, eine Maschine zur schnellen Verfertigung der Häckchen für Krempelbeschläge, eine Stech-Maschine um in das Leder die Löcher zu stechen, worein diese Häckchen kommen sollen. Mann kann daraus die Fruchtbarkeit, und aus dem, was vorzüglich der Wollewolf, die Krempel- und Spinnmaschinen und die Hackelmaschine leisten, auch die Gründlichkeit dieses mechanischen Genies beurtheilen. Was läßt sich nicht alles bei seiner Jugend seinen Fähigkeiten und seiner Thätigkeit erwarten? für Reichenberg ist es kein leichter Verlust, daß er seinen Aufenthalt in Althabendorf gegen jenen bei Brünn vertauscht. *) Es würde zwar nicht an Mechanikern fehlen, die seine bisherigen Erfindungen benutzen und seine bestehenden Maschinen nachahmen werden. Aber schwerer werden sich Männer finden, die bei gleichen Kenntnissen und Fertigkeiten, gleichen Erfindungsgeist, gleiche Thätigkeit und Ausdauer verbinden.

So viel es sich ohne Zeichnung thun läßt, will ich versuchen einige Grundideen von seinen Maschinen mitzutheilen. — Die Maschine zum Klopfen oder Auflockern der Wolle besteht in einem Rahmen der mit starken und stark angespannten hänfenen Schnüren dergestalt überzogen ist, daß sie einen Tisch bilden, auf dem die Wolle liegen und geschlagen werden kann. Die Zwischenräume zwischen diesen Schnüren sind nicht so groß, daß Wolle, wohl aber Schmutz und andere Unreinigkeiten durchfallen kann. Durch die Mitte dieses Rahmens und in der Richtung der Schnüre geht eine Achse, auf welcher in einer und der nemlichen Linie und perpendikulär auf dieselbe mehrere hölzerne Stäbe befestigt sind, welche die Wolle bei dem Herüber- und Hinüberdrehen der Achse zu beiden Seiten schlagen können. Zu diesem Zwecke befindet sich an einem Ende dieser Achse ein halbes Zahnrad befestigt, in dessen Zähne eine gezahnte Stange eingreift, die an einer excentrischen Kurbel befestigt ist, und durch diese in eine hin- und hergehende horizontale Bewegung gesetzt wird.

Diese Maschine ist durch den sehr vervollkommneten Wollewolf entbehrlich worden, und außer Thätigkeit. — Der Wollewolf unterscheidet sich wesentlich von den gewöhnlichen Maschinen dieses Namens, mit 4 Flügeln und krummen Zacken, in welchen die auf einmal zu bereitende Wolle auf einmal in denselben geworfen wird, dadurch, daß hier zwei Cilinder mit stählernen Zähnen, die ihnen nach und nach auf einem Zubringtische zukommende Wolle bearbeiten, und auflockern, und dann auf ein unterhalb etwas schräg liegendes bewegliches viereckiges Drathsieb fallen lassen, welche die Wolle von aller Unreinigkeit reinigt.

Den größten Fleiß und das meiste Nachdenken wandte er auf die Vervollkommung der zum Wollespinnen gehörigen Maschinen, nemlich der Krempel-, Locker-, Vorspinn- und Feinspinn-Maschinen. Die größte Schwierigkeit, die er hier zu überwinden hatte, war, daß er keine vollkommenen Maschinen dieser Art zu sehen erhielt, und nur nach seiner eigenen Idee und nach einem mißlungenen Versuch eines frühern Mechanikers der Berger'schen Fabrik arbeiten mußte. Dann, daß er keine abgerichteten Spinner vorfand, sondern die Handgriffe dabei erst selbst erlernen, und dann diese abrichten mußte. Seiner eigenen Aeußerung nach kam er oft in den Fall bei einem Versuche der nicht recht gehen wollte zu zweifeln, ob der angebrachte Mechanismus oder seine geringe Fertigkeit im Spinnen daran Schuld sey. Aber gerade diese Schwierigkeiten waren es, die, indem sie ihn zu mancherlei Versuchen nöthigten, ihn auf neue Ideen brachten, die seine Maschinen auf den Grad der Vollkommenheit erhoben, daß sie wenigstens mit allen gegenwärtig bestehenden wetteifern können. Ich bemerkte schon bei der Beschreibung der Berger'schen Fabrik, daß ich im Juny 1812 die Maschinen der k. k. Wollenzeug-Fabrik in Linz unvollkommener als die Bergerische fand. Hier füge ich noch als Beweis hinzu, daß die Berliner die seinigen nicht übertreffen mögen, daß Ruffert aus Liegnitz in Preußisch-Schlesien sich eben jetzt einen Satz Spinn-Maschinen von ihm bauen ließ. Ein Beweis wie sehr man hier von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt ist, daß mehrere hiesige Unternehmer bei einem andern ebenfalls geschickten hiesigen Mechaniker Herrn Mayer, der bisher sehr schöne Maschinen für Baumwolle lieferte, einige Sätze Wollenspinn-Maschinen bestellt, und diese den Reiff'schen ganz gleich gefordert haben.

Wer seine Spinn-Maschinen sieht und sie beurtheilen kann, wird eingestehen, daß sie eben so einfach als wirksam, eben so dauerhaft, als mit geringstem Kostenaufwand gebaut sind, und daß sich mit Billigkeit nicht mehr von ihnen fordern läßt.

Ein Satz seiner Spinn-Maschine für weiße oder einfärbige Wolle besteht aus einer Krempel-, einer Locken-, einer Vorspinn-Maschine, und 4 Feinspinn-Maschinen.

Um bei meliertem Garn, das beim Krempeln mehr Arbeit erfordert, nicht aufgehalten zu werden, gehört dazu auch eine Vorreiß-Maschine. Ohne Zeichnung kann folgende Beschreibung nur einen unvollkommenen Begriff davon geben. Die Vorreiß-, Krämpel- und Lock-Maschinen sind im Wesentlichen sich ähnlich, und die ersten zwei einander fast gleich. Bei der Krempel-Maschine wird auf einen Tisch mit einer Leinwand ohne Ende, die darauf von einem Mädchen dem Gewichte nach und mit vieler

*) Wo er wirkl. itzt in Schlappanitz mit der Herstellung neuer Maschinerien beschäftigt ist.

D. H.

Genauigkeit gestreute, und von dem Wolf schon gut aufgelockerte und geölte Wolle durch zwei geriffte Walzen einer großen Trommel zugeführt. Diese Trommel führt die aufgenommene Wolle zuerst unter drei Paar kleinere Walzen, welche die Wolle auflockern, zerreissen und in eine gleiche Lage bringen. Das letzte bewirkt besonders eine siebente Walze, welche mit äußerster Geschwindigkeit, die aufgelockerte Wolle gerade streicht. Die so zubereitete Wolle giebt dann die große Trommel an eine kleinere ab.

Diese Vorrichtung ist bei allen drei Maschinen gleich. Alle diese Trommeln und Walzen sind mit Krempeln nach Erforderniß in Blättern oder Bändern beschlagen. Die kleinere oder Abnahmtrommel ist bei der Vorreiß- und Pelz-Maschine mit Bändern, bei der Lockmaschine mit Blättern beschlagen. Im ersten Falle, um eine zusammenhängende Lage bearbeiteter Wolle von ihr abzustreifen, und mehrere solcher Lagen über einander auf eine unbeschlagene glatte Trommel zu bringen und so einen Pelz von bestimmter Länge und Gewicht zu erhalten, der bei der Locken-Maschine auf den Zuführtisch statt der zertheilten Wolle gelegt wird. Bei der Locken-Maschine ist die kleinere Trommel mit Krempeln in Blättern beschlagen, um auch die Wolle in Blättern abzustreichen und sie unter einer geriffte Walze in Locken zu drehen, von welchen immer eine an die andere gedreht wird, um eine zusammenhängende Locke von einer beträchtlichen Länge zu Stande zu bringen.

Vierundzwanzig solcher langen Locken kommen nun auf die Vorspinn-Maschine, um darauf zu 24 Fäden Vorgespinnst versponnen zu werden. Diese Vorspinn-Maschine hat darin einige Aehnlichkeit mit den Mule-Maschinen der Baumwolle, daß dort wie hier die Spindeln mit den Wagen zugleich zurückgezogen werden, ist aber von ihnen darin unterschieden, daß hier keine Streck-Walzen statt finden, sondern die Wolle, nur durch Klappen, bei deren Oefnung vorgezogen, und bei ihrer Schließung zugleich gedreht, und ausgedehnt wird, wie es auch bei dem Handgespinnste statt findet. Wesentlich nothwendig ist es, daß auch derjenige Theil der Wolle der erst im nächsten Zuge versponnen werden soll, einen Anfang von Drehung erhalte. Dazu ist die einfache Reiff'sche schöne Vorrichtung sehr geschickt, und von vielen nachgeahmt worden.

Das Vorgespinnst kommt nun auf die Feinspinn-Maschinen, die den sogenannten Jennys oder Klapp-Maschinen bei der Baumwollspinnerei sehr ähnlich sind. Deren gehören zu einem Satz vier, gewöhnlich zwei zu 50 und zwei zu 60, also in allen 220 Spindeln. Hier wird das Vorgespinnst ebenfalls durch Klappen nachgelassen und festgehalten. Die Spindeln bleiben hier an ihrer Stelle und nur der Klappen-Wagen geht vor- und rückwärts.

Ein solches Assortiment von Krempeln- und Spinn-Maschinen ist so berechnet, daß jeder Arbeiter dabei hinreichende Beschäftigung findet, ohne daß einer auf den andern zu warten braucht. Es liefert an einem vollen Arbeitstage 100 Strähn Feingespinnst zu 22 Gebind à 44 Fäden, jeden 3 böhmische Ellen und 2 Zoll lang. Drey bis vier solcher Strähnen wiegen ein wiener Pfund.

Auch die Krempelbeschläge für seine Vorreiß-Krempel- und Locken-Maschine, und auch für andere verfertigt Herr Reiff auf seiner von ihm selbst erfundenen Hackel-Maschine. Da er aber diese als Geheimniß behandelt wissen will, so erlaube ich mir nicht sie zu beschreiben. Aber sagen darf ich doch, daß ihr Mechanismus beim Aufdrehen des Drathes die Verrichtung der sogenannten Kammseger nachahmt, und beim Zerschneiden des Drathes der Mechanismus jenen beim Zerschneiden des Drathes für Flinterringel gleicht. Auch das Biegen der Zanken ähnelt ihr. — Er verfertigt mit seiner Maschine 12000 Häckchen in einer Stunde, eine Zahl die weit jene übersteigt, die man auf der bisherigen Hackelklapp-Maschine, die auch nicht übel ist, zu Stande brachte.

Von Rauh-Maschinen ist es ihm noch nicht gelungen etwas vollkommenes herzustellen. Diejenige die noch am besten arbeitete, aber doch nicht besser und wohlfeiler als Handarbeit, bestand im wesentlichsten darin: Während das Tuch nach und nach auf eine Welle aufgerollt wurde, mußte es unter einigen Reihen Karden, die seine Wolle aufkratzten, durch. —

An Scheer-Maschinen nach der Offermann'schen Art will er sich um so weniger machen, weil er die Eigenthümer dieser Erfindung nicht beeinträchtigen will *) — Die von ihm früher gebaute Scheer-Maschine hat mit jenen keine Aehnlichkeit. Mehr in der Idee mit jener des Mechanikers Wagner aus Preßburg, ist aber in der Ausführung ganz verschieden.

Reichenberg den 7ten Juny 1814.

Jos. Ant. Böhm.

---

a

Pillen von meinem Arzte, mit unter vergoldet.

(Fortsezung N. 46.)

Einundzwanzigste Pille.

Aerzte und Wundärzte.

Ehedem waren alle Heilkünstler, Aerzte und Wundärzte zugleich. Gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts

*) Was Herrn Reiff gewiß zur größten Ehre gereicht. D. H.

(1163) verbot das concilium lateranense den Geistlichen jede Operation, wobei Blut vergossen wird; denn Geistliche und Juden übten damals allein im christlichen Europa die Medicin aus. Von da an trennte sich die Heilkunde in die beiden Zweige der Medicin und Chirurgie. Letztre fiel nun in die Hände der Laien, die in jenen Zeiten der Barbarei meistens ohne alle literarische Bildung waren, und die Klerisei beschäftigte sich von nun an blos mit jener.

In der Folge kam man auf die unglückliche Idee die Wundärzte mit den Barbieren zu vereinigen, und fast überall noch muß die Mehrzahl der ersteren ihre liberale Kunst mit diesem niedrigen Debüt beginnen. Die meisten waren und sind vom niedrigen Stande, hatten daher gar keine oder eine höchst mangelhafte Erziehung und stehen daher in der Regel tief unter den Aerzten.

In Frankreich richtete die französische Revolution unabsehliches Unheil an, zerstörte aber auch nicht wenig schädliche, verjährte Vorurtheile. Unter andern ordnete sie denselben Unterricht, in denselben Anstalten für Aerzte und Wundärzte an; wodurch aller bisheriger, auffallender Unterschied zwischen beiden aufgehoben ward. Es giebt Meister, welche beide Geschäfte auf das glücklichste zu vereinigen wußten; aber die Chirurgie wird nie von der Mehrzahl ausgeübt werden können. Tiefere anatomische Kenntnisse, eine geschickte Hand und nicht gemeine Entschlossenheit sind unerläßlich, um da durch Feuer und Messer zu heilen, wo gelindere Mittel nicht mehr auslangen. Die Kunst zu operiren ist die Hauptsache beim Wundarzt, die nur durch lange Uebung in Hospitälern erlangt wird, eine Gelegenheit, die nur Wenige benutzen können.

Zweiundzwanzigste Pille.

Der Schlagfluß.

Viele führen das Wort im Munde, das sonderbar genug zusammengesetzt ist, und haben nicht den mindesten Begriff davon. Wenn plötzlich das Gehirn so ergriffen wird, daß die Functionen desselben erliegen; wenn alles Empfinden, Denken und willkührliches Bewegen augenblicklich gehemmt wird, ohne daß äußere Gewaltthätigkeiten die Beschädigung hervorbrachten, oder ein solches allmähliges Ende durch eine Krankheit herbei geführt ward; dann schreibt man, wenn die thierische Maschine dabei auf immer in Stillstand geräth, die Ursache einem tödtlichen Schlagfluß zu. Kömmt aber dieser Untergang des geistigen Seyns nicht gleich völlig zu Stande, oder geht das thierische Leben dabei noch eine Zeitlang fort, obgleich unter Eigenthümlichkeiten und Beschränkungen; dann ist nur ein stärkerer oder schwächerer Schlagfluß eingetreten, der zu Zeiten Wiederherstellung, oder doch die Versetzung eines kümmerlichen Daseyns bei gelähmten Organen und Gliedmaßen zuläßt.

Zunächst und unmittelbar leidet beim Schlagfluß das Gehirn in seinem innersten Gewebe in seinen eigentlichen Verrichtungen. Seine wichtige Beziehung, als Organ des Geistes, als Vermittler der Empfindungen, der Vorstellungen und willkührlichen Bewegungen, ja als höherer Vereinigungspunkt des ganzen Organismus — erhält einen Stoß, eine Unterbrechung, oft — bis zur Vernichtung.

Dies ist nun der sogenannte Schlagfluß, der sich unter verschiedenen Graden äußern kann, — vom Dahinfallen in schnarchenden, betäubenden Schlaf, von Unterdrückung der Sinne in allen Stufen bis — zum plötzlichen Sterben.

Dieser Angriff aufs Gehirn, als den Hauptsitz des Uebels, kann auf mannichfaltige Weise erfolgen. Jedes Uebermaaß von Anstrengung, jede stürmische Unordnung in der Lebensart (wohlgemerkt ihr leichtsinnigen jungen Herren und Fräuleins!) kann Erschöpfung, Lähmung und gänzliche Unbrauchbarkeit der gelähmten Theile zur Folge haben.

Aber auch Krankheitsstoffe und kranke Reizungen, die sich schnell in aller Stärke auf ein Organ übertragen, können dasselbe augenblicklich überwältigen und untauglich machen. Denn, wenn die Verrichtungen eines solchen genügend vor sich gehen sollen; so müssen alle dazu erforderlichen Bedingungen nicht nur vorhanden, sondern auch auf die rechte Art vorhanden seyn. Dahin gehören 1) Alles was zum freien Spiel der Kräfte eines Organs gehört, 2) die volle, unverletzte Integrität seines Baues 3) die zusammenstimmenden Verhältnisse seiner Theile unter sich, 4) die gehörige Menge und der Umlauf seiner Säfte, 5) die Reihe seiner Absonderungen, gerade so wie sie einander folgen müssen, 6) der bestimmte Wärmegrad, 7) seine in nichts gehemmte Verbindung mit dem gesammten Organismus, 8) endlich vielleicht auch elektrische und galvanische Verhältnisse. Wo es nur in irgend einem dieser Punkte fehlt, wo dabei irgend eine bedeutende Abweichung in Ueberfluß, in Mangel, oder in Unregelmäßigkeit eintritt; da wird sogleich das ganze Organ ergriffen und leidet. Dies gilt von jedem Theile unsers Körpers, vorzüglich aber von einem so feinen und zusammengesetzten Gebilde, als das Gehirn, dem Hauptwerkzeuge aller geistigen Verrichtungen. Nicht selten hilft die Natur selbst und weiß solche vorfallende Störungen, besonders, wenn sie klein anfangen und nur allmählig einwirken, so auszugleichen, daß der Betroffene nicht einmal etwas von seinem Uebel weiß und noch lange, ohne alle Spur desselben fortleben kann, das dann spät erst durch die Leichen-Oeffnung entdeckt wird. Auch beim Schlagfluß können die Ursachen lange

vorher eingeleitet seyn. Tritt er aber ein, so ist alles die Wirkung eines Augenblicks. Es kommt gleichsam zu einer Explosion, die den Menschen auf der Stelle niederwirft und Sinne und Bewußtseyn mehr oder weniger tilgt.

Erwägt man nun den zusammengesezten Bau des Gehirns, das nöthige Ineinanderwirken der vielen Theile, die es bilden, seinen Zusammenhang mit dem Rückenmark und mit dem ganzen Nervensystem, alle die Absonderungen und Mischungen, die entweder in demselben, wie in jedem andern Gewebe vor sich gehen, oder die ihm dem Grade und selbst der Art nach besonders eigen sind; so wird man begreiffen, daß sich hier gar vieles ereignen kann, was dieses Organ, in so fern es Mittelpunkt der Empfindung, der Wahrnehmung und des Wollens ist, plözlich in einen stärkern oder schwächern Stillstand sezt, der, wenn er dauernd ist, zum Schlagfluß wird.

Indessen wissen wir zu wenig, wie das Gehirn wirkt und beschaffen seyn muß, um einzusehen, auf wie vielerlei Art es leiden und auf wie mancherlei Weise es zum Schlagfluß kommen kann, zunächst im Kopf selbst, dann aber auch mittelbar von jedem Theile des Körpers aus. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Organ, das, wie das Gehirn jeden Augenblick wirkt oder leidet, durch beides unaufhörlich verändert wird, das nach innen und außen in so tiefen stets abwechselnden Beziehungen steht und das Erstaunens würdigste, — die Verbindung zwischen Körper und Geist — im Menschen vermittelt, Schwingungen und Rührungen unterworfen seyn muß, die aus einem gewissen Rythmus nicht zu lang und nicht zu stark heraustreten dürfen, ohne in Zerrüttung zu zerfallen.

Nicht in allen, aber doch in den meisten Fällen wird dies schreckliche Uebel durch Unordnungen im Blutumlaufe des Gehirns herbeigeführt. Dieser geht unausgesezt mit großer Kraft in der Regel vor sich, hängt durch den ganzen Körper innig auf mannichfaltige, auch mechanische Weise zusammen, unmittelbarer und stärker als jedes andre organische System. Vieles nun, was ungewöhnlich einwirkt oder aus einem kranken Seyn hervorgeht, vermag dem Blutumlauf noch mehr Schwungkraft zu geben oder seine Regelmäßigkeit zu stören. Nicht nur Alles, was das Blut stärker nach dem Kopfe treibt, wohin es auf so mancherlei Veranlassungen in Uebermaaß gerichtet wird; sondern auch Alles, was seinen Lauf in andern Theilen erschwert, hemmt, in Unordnung bringt, — vermehrt seinen Drang, oft sehr bedenklich, nach dem Gehirne. Es finden dabei mehrere Umstände und Hindernisse statt, welche bei einer solchen Blutanhäufung im Kopfe, jene Erleichterungen entfernen, welche die Gefahr einer solchen Stockung in andern Eingeweiden vermindern, daher denn gleich die mißlichsten Folgen daraus entstehen. Jene Hindernisse nehmen mit dem Alter zu und machen es begreiflich, wie ein so plözlich niederwerfendes Kopfübel, als der Schlagfluß ist, so oft, besonders bei vorgerückten Jahren, aus zu starkem Blutandrang nach dem Gehirn und aus stockendem Blutumlauf in demselben entstehen kann.

Auch Zerrüttungen im Nervensystem können den Schlag (Nervenschlag) herbeiführen, und die Gehirn-Funktionen stören. Da aber die Gehirnthätigkeit und die Circulation des Bluts im Kopf in engster, gegenseitiger Beziehung stehen; so wird auch das Leiden des Gehirns, das von den Nerven ausgieng, sich mittelbar bald auf das Blutgefäß-System ausdehnen, und in diesem Stockungen, Erweiterungen, Entstellungen, ja Austreten von Blut und Blutwasser (Serum) veranlassen, und so wieder das Blut die wichtigste Rolle auch beim Nervenschlag spielen lasse.

Daher ist denn Entziehung des Bluts (Aderlassen) in den meisten Fällen des Schlages dringend als Hülfe nöthig, wenn nicht bestimmte große andre Anzeigen entgegen stehen, was nur der erfahrne Arzt beurtheilen kann. Ohne vor allem die zu große Menge des Blutes im Kopf zu verringern, kann das gedrückte Gehirn nicht frei, können dessen gesunkene Kraft-Aeußerungen nicht aufgereizt und wieder in Gang gebracht werden. Die nächste Gefahr für den Kranken droht von der Unordnung im Blutumlaufe her. Dieser muß daher durch schnelle Verminderung der Blutmasse vor allen Dingen wieder regulirt werden. Eine Folge dieser Congestion des Blutes nach dem Kopf sind die serösen Ergießungen im Gehirn, die dort der Zergliederer so häufig bei Personen, die der Schlagfluß tödtete, antrifft.

Ueberladung des Magens (merkt auf ihr Schlemmer!) hat schon oft während oder bald nach der Mahlzeit den Schlagfluß herbeigeführt. Der angefüllte Magen drängt das Zwerchfell nach der Brust, drückt Milz und Leber und veranlaßt besonders ein Zusammenpressen der Zweige der arteria cæliaca und andere Schlagadern. Dadurch wird der Umlauf des Blutes im Unterleibe und nach den untern Theilen erschwert und das Blut mehr nach oben, besonders nach dem Kopf getrieben. Das Uebermaaß der zu vielen und zu vielerlei genossnen Speisen bewirkt zugleich im Innern eine Gährung und Verderbung derselben, wodurch die Nerven angegriffen werden, die diesen Reiz weiter auf das Gehirn fortpflanzen. Ist nun besonders schon eine Anlage zum Schlagflusse vorhanden, so befinden sich die Nerven des Magens schon vorher in einem betäubten Zustande, wodurch der Beitrag, den auch sie zur Bearbeitung der Speisen leisten sollen, geschwächt wird. Die Magen-Nerven hängen mit dem Gehirn zusammen, und durch die

anfangende Ueberfüllung der Gehirngefäße wird das Verdauungsgeschäft noch mehr gestört. Hier können zuweilen, nach vorhergegangener Befreiung d. Gehirns von der Uebermacht der da stockenden Blutmenge, durch Brechmittel diese betäubten Magennerven auf das wohlthätigste erschüttert werden.

Personen, die zum Schlagfluß geneigt sind, mögen sich besonders vor reichlichen und späten Abendessen in Acht nehmen; weil dann der darauf folgende lange Schlaf mehr Blut nach dem Kopfe führt; sowohl durch den Schlaf selbst, als durch die horizontale Lage. Wie viel sicherer geht man, wenn man des Abends entweder gar nichts ißt, oder nur eine frühe und sehr leichte Mahlzeit hält!

Zu starke, manchen Familien eigne, Vollblütigkeit ist oft die Ursache der Erblichkeit des Schlagflußes, besonders wenn dann ein zu großer Kopf und kurzer Hals noch mehr Blut zum Gehirn treibt. Manche haben im Verhältniß zu ihren andern Säften zu viel Blut, sie haben ein blutreiches Temperament und Aderläße sind ihnen Bedürfniß. Auch zu kleine Blutgefäße können Stockungen im Gehirn veranlassen.

Katarrhe, rheumatische Zustände, Gicht, sind nicht selten, besonders in feuchten, kalten Ländern und Jahreszeiten, Veranlassungen des Schlagflußes, mehr aber bei schwachen, alten Personen als bei starken und im mittlern Alter. Die leidenden Nerven wirken dann besonders auf die Schleimhaut im Gehirn; es entsteht eine Art Entzündung derselben und stärkere Absonderung des Schleims, der sich anhäuft und das Gehirn belastet. Auch die Gichtmaterie wirft sich oft auf das Gehirn entweder unmittelbar oder durch Ueberladung der Säfte mit ihrem Stoffe, ehe sie sich selbst ausgebildet.

Wassersüchtige sterben am Schlage, wenn das in die Körperhölen oder in die Haut getretene Wasser den Blutumlauf durch Druck auf die Blutadern dieser Theile erschwert, und so große Congestionen nach dem Kopfe veranlaßt.

Der Ausbruch starker, moralischer Affekte kann ebenfalls den Schlag herbeiführen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glückliche.

Im prächtigen Babylon herrschte einst Ninus der Große, ein Monarch dessen Charakter unaufhörlich zwischen Tugend und Laster schwankte.

Bedeckt mit Lorbern, die er auf dem Schlachtfelde gepflückt, Herr eines großen und blühenden Reichs, umgeben von Schmeichlern, die ihn wie einen Gott anzubeten schienen, und im Harem der reitzendesten Frauen der Erde, mangelte ihm doch die Würze alles wahren Glücks, die Zufriedenheit.

Die Langweile, unausbleiblich im Gefolge aller Herz- und geistlosen Freuden, saß neben ihm auf dem Throne, und lagerte sich mit ihm auf die weichsten Sofa. Er fühlte es, daß er nicht glücklich sey, und haßte daher jeden seiner Unterthanen, der den seltnen Schatz besaß, nach welchem er vergeblich strebte. Dieser Haß raubte jedem Glücklichen die Freiheit, oft das Leben.

Er traf auch Osmandias, einen jungen sorgenfreien Mann, der bei einem frohen Mahle im Zirkel seiner Freunde eines Tages ausrief: „Wahrlich, ich kann mich unter die glücklichsten Menschen auf Erden rechnen, da Freundschaft und Liebe mir zu Theil geworden und ein ansehnliches Vermögen mir jede Freude des Lebens zu genießen gestattet."

Kaum erfuhr Ninus diese Aeußerung des Osmandias durch einen seiner Tischgenossen, so sandte er seine Leibwache aus, und ließ den Jüngling zu den Stufen des Thrones führen.

Osmandias verbeugte sich vor dem Könige, der ihn mit wüthenden Blicken maß. „Weißt du," frug Ninus, "daß ich dich deines Glückes, dessen du dich so frech zu rühmen weißt, in jeden Augenblicke berauben kann? — Eitler Thor, du denkst dich glücklicher zu seyn, als dein König, und sollst diesen Wahn bald büssen. Sehr, ein feindliches Schicksal wartet dein."

Osmandias hatte ohne Zittern die Worte des Königs vernommen; er eilte nach Hause um seine bekümmerten Freunde über sein Schicksal zu beruhigen. Wie ward er überrascht, als er es in eine Ruine verwandelt fand. Einen Augenblick nur bedurfte es, um sich zu fassen, dann ging er zu seinen Freunden, die ihn mit offenen Armen aufnahmen, und lebte in der Armuth eben so zufrieden als zuvor im Schooße des Reichthums.

Der König hatte Osmandias Betragen genau beobachten lassen. Seine fortwährende Zufriedenheit vermehrte seinen Neid. Der Glückliche wurde abermals zu den Stufen seines Thrones geholt. „Wie, junger Mensch, rief ihm der König höhnisch zu, hat die Armuth dein Glück noch vermehrt?"

O ja, Majestät! versetzte Osmandias, der Verlust meiner Reichthümer hat mich meine redlichen Freunde kennen gelehrt. In dem Besitze ihrer Freundschaft und Liebe habe ich noch größere Schätze gefunden, als es dir beliebt hat, mir rauben zu lassen.

Ninus betroffen über den Edelsinn des Jünglings war schon im Begriffe ihm alles Entzogene zu ersetzen,

als einer der Höflinge die Bemerkungen machte; hinter dieser anscheinenden Seelengröße barge Osmandias, nur den übermüthigsten Trotz und Hohn gegen den erlauchtesten der Monarchen.

Den König empörte diese Idee. Er ließ Osmandias in einen finstern Kerker werfen, wo er so lange bleiben sollte, bis er bekennen würde, daß er sich unglücklich fühle. Um seine Seelen-Qual zu erhöhen, wurde ihm Dromades, der nämliche Höfling, welcher seine Aeußerung, daß er sich unter die glücklichsten Menschen auf Erden zähle, dem König verrathen, aber sich nicht lange darauf des Königs Ungnade zugezogen hatte, deren Folgen er nun im Gefängniße büssen mußte, als Leidensgefährte beigesellt.

Als Osmandias sich mit Dromades allein befand, sagte er zu ihm: „Ich wollte wohl lieber in meinem Hause seyn, oder an der Tafel meiner Freunde, da es aber nicht so seyn kann, so mag es mir hier ebenso gefallen. Ja ich werde das Schicksal noch segnen müssen, wenn es mir gelingt, dich meinem ehemaligen Feind zu trösten und zu erheitern."

Dromades, auf Vorwürfe gefaßt, hört Worte der Güte, des Wohlwollens; er stürzt zu Osmandias Füssen; bittet ihn unter Vergießung häufiger Thränen, um Verzeihung seiner Verrätherey, und fordert ihn auf, ihn dafür zu bestrafen.

Osmandias hob den Reuigen auf, und beschwichtigte durch das liebreichste Betragen seinen Schmerz. Er sprach: „Laß uns unser Gefängniß nicht noch abscheulicher machen, als es ohnehin schon an sich selbst ist. Jeder Haß sey vergessen und nur reinste Menschenliebe beseele diesen Kerker.

So linderte Osmandias die Gewissensbisse des Dromades, und den Kummer über seine traurige Lage. Er suchte ihn durch die Gründe der Religion aufzurichten, und brachte es auch endlich dahin, daß Dromades durchdrungen von ihren Wahrheiten, mit ziemlicher Zufriedenheit sein Kerkerleben zu betrachten anfing, und selbst reine Freude sein Herz öffnete.

Ein Monat war verflossen. Ninus ließ Osmandias vor seinen Thron bringen. Er sah ihn mit spottendem Blicke an, und sagte zu den Umstehenden mit Hohn in Wort und Tone: „Da seht den Glücklichsten der Menschen!"

Osmandias blickte dem Könige ruhig in das Auge und erwiederte: „Ich danke dir mächtiger König daß du auch im Kerker für mein Glück sorgtest. Du gabst mir einen lasterhaften Menschen zum Gefährten, den ich der Tugend wiedergewonnen, und aus meinem Feinde in einen treuen Freund verwandelt habe."

Ninus sprang bei diesen Worten hoch erzürnt vom Throne herab und befahl dem edlen Jüngling mit dem Beile den Kopf abzuschlagen. Er sprach: „Da es mir wider Willen bisher gelang, dein Glück zu vermehren, so will ich nicht säumen, dich zu den Göttern zu senden, wo deiner ohne Zweifel das allerhöchste Glück wartet. Ob das irdische nicht im Augenblick deines schimpflichen Todes schwinden werde, wollen wir sehen."

Osmandias folgte ruhig der Wache auf den öffentlichen Richtplatz. Er bot seinen Nacken dem Henkerbeile dar, und erwartete ohne Schrecken den letzten Augenblick.

Da fragte Ninus, ob er auch jetzt sich noch glücklich fühle?

Osmandias bejahte diese Frage; und fuhr dann fort: „Worüber sollte ich klagen? Ueber den Tod? Ich habe die Götter und die Menschen geliebt. Mit diesem Bewußtseyn sterbe ich nicht auf ewig, und ein Paradies ist schon jetzt in meinem Herzen."

Länger konnte der König dem edlen Jüngling seine Bewunderung nicht versagen; er ließ ihn von der Bühne herabsteigen, ging ihm selbst einige Schritte entgegen, und sagte zu ihm: „Ich fühle es, nur in Seelengröße besteht unser wahres Glück auf Erden; nur sie erhebt uns über alles Sterbliche. — Dein Muth und deine Tugenden sind die Bürgen deines Glückes. Sey mein Freund, mein Rathgeber, die Stütze meines Thrones, der Segensspender an mein Volk."

Osmandias, dessen erste Sorge es war, den Reuigen Dromades aus dem Kerker zu befreien, verwaltete seinen Posten zum Wohl des Reiches. Er versammelte oft seine Freunde bei einem fröhlichen Mahle und als ihn eines Tages einer von ihnen fragte, ob er noch immer so glücklich sey, versetzte er lächelnd: „Ja noch immer, ohngefähr so, wie ich es im Kerker war."

Volk.

An die Vergänglichkeit.

Du ernster Todesengel
Von des Geschickes Thron,
Doch sanft, wie mit dem Stengel
Der Lilie, Oberon.
Du düstre Freudenschranke
Vom Frieden doch umkost;
Du bitterer Gedanke
Und doch der Menschheit Trost!

Dir ward kein Kranz geschlungen,
Kein Weihrauch zuerkannt,
Der Musen Huldigungen
Dir nimmer zugewandt,
Der Dichter stolze Chöre
Sind stets mit dir entzweit
Und bauen Weihaltäre
Nur der Unsterblichkeit.
Mir, trüben Erdensohne
Schenkst du Begeisterung,
Mir winkt Apollo's Krone
Nicht zur Vergötterung.
Mir weigert die Kamöne
Der Aganippe Ruhm
Und meiner Lyra Töne
Sind ganz dein Eigenthum.
Mir raubst du ja nie Freuden,
Mit unbarmherz'ger Hand;
Zerrissest nur der Leiden
Verhaßtes Eisenband.
Wenn dort mit reichen Spenden
Das Glück sich selbst vertheilt,
Und hier mit kargen Händen
An mir vorübereilt,
Wenn mein Verbrechen hoffen,
Mein Handeln dulden ist,
Der Rettungspfad stets offen,
Sich stets vor mir verschließt,
Wenn laute Jubelreigen
Mein trüber Blick entweiht:
Laß ich mein Flehen steigen
Zu Dir, Vergänglichkeit!
Was meint ihr, schwache Thoren,
Daß sich von ihr beschwingt
Der rasche Reih'n der Horen
Zuletzt um Gräber schlingt.
Daß in der Freude Hallen
Verstummen Melodien
Und daß die Rosen fallen,
Die Dornen halb umziehn.
Wenn euch von Venus Lippen
Der Gott der Liebe kost't
Und eures Lebens Klippen
Mit Zephyrs Hand beros't,
Auf euerer Pfade Nesseln
Den Nektarbalsam streut
Und aus des Daseyns Fesseln,
Die leichteste euch beut.
Was lodert ihr im Grimme,
Wenn in der Wonnen Streit
Mit leiser Grabesstimme
Naht die Vergänglichkeit,
Wenn alle Flitter schwinden,
Ein jeder Schleyer weicht,
Auf euren Blumengründen
Des Schmerzes Otter schleicht.
Sie raubt euch nur den Becher,
Bevor der Ueberdruß,
Der Erdenfreuden Rächer,
Ihn euch vergiften muß.
In der Erinnerung Schmachten
Läßt sie euch eine Lust:
Was man geliebt — verachten
Ist mehr als sein Verlust.
Du Göttin stiller Trauer,
Was nah'n wir deinem Bild,
Nur zitternd, mit dem Schauer
Der Sterblichkeit erfüllt.
Du bist's ja, die die Krone
Des Sieges uns verspricht,
An jedem andern Throne
Winkt uns Erhörung nicht.
Du trägst in deiner Rechten
Ein mildes Hoffnungslicht,
Das aus des Zweifels Nächten
Zu uns herüberbricht.
Dem menschlichen Geschlechte
Lehrst du sein wahres Glück,
Verkannte heil'ge Rechte
Giebst du der Welt zurück.
Des Ruhms verirrten Schimmer
Führst du dem Würd'gen zu,
Wer flieht die leren Flimmer
Des Scheinverdiensts, als du?
Wenn wahre Glorie trübend,
Es sich den Kranz errang
Und doch verschonst du liebend,
Was Laura's Dichter sang *)
Was meinst du, holder Knabe,
Mit deiner Fackel Brand,
Ist die verhaßte Gabe
Noch stets in deiner Hand?
Ach an des Lebens Morgen
Entzündetest du sie!
In trüben Dunst verborgen
Glänzt und erwärmt sie nie.
Getrost; bald muß sie enden,
Der rauhen Wahlfahrt Zeit,
Dann nimmt aus deinen Händen
Sie die Vergänglichkeit,
Sprengt mit dem Zauberstabe
Vor mir der Freiheit Thor:
Dann leuchtest, holder Knabe,
Du Glücklicheren vor.

D. D. L.,
aus Frankfurt.

*) — Schiller.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 53. Oktober.

Empfindungen eines Sehers auf der Kuppe des Berges Welisch bei Gitschin.

Seiner k. k. Majestät Franz dem I. Kaiser von Oesterreich und König von Böhmen und Ungarn,, als Höchstdieselben den berühmten Bergkegel Welisch zu besteigen geruhten, in tiefster Ehrfurcht überreicht von Franz Aloys Wacek, Pfarrer zu Kopidlno und des theologischen Doctorats Lizentiat. 1813.

„Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur
Und fühle deine eigne Götterspur. —
Tiedge.

Isolirte Felsen und Berge, welche sich im Umkreise einer flachen Gegend erheben, erregen die Gefühle des Erhabnen in der Seele des Betrachters. Noch mehr fesseln sie die Aufmerksamkeit, sind sie mit den Denkmalen des menschlichen Erfindungsgeistes und Fleißes gekrönt. Dann durchirrt der Geist unwillkührlich die Hallen der Vorzeit und verweilt bei den Männern der Geschichte und ihren denkwürdigen Thaten.

Gleiche Gefühle und Rückerinnerungen weckt der Anblick des Bergkegels Welisch. Wie werden aber jene erhöhet und diese belebt, wenn man seinen Gipfel selbst erstiegen hat!

Welisch zeichnet sich unter den vielen einzeln da stehenden Bergkegeln, welche die Stadt Gitschin von allen Seiten umlagern, vornemlich aus, und eben so merkwürdig in unserer Vaterlandsgeschichte, die uns bald frohe, bald traurige Begebenheiten auf dieser Scene vorführt.

Hier ruhten schon vor 6 Jahrhunderten Böhmens Herrscher von drückenden Staatssorgen aus, und fanden in den weitläuftigen Wäldern, womit damals diese Fluren fast ganz bedeckt waren, im Vergnügen der Jagd ihre Erholung. Przemisl Ottocar II. fand sich öfters hier ein. Hier lebte Hinco von Waldstein, der Ottokarn, als er die heidnischen Pohlen und Pommern zu bekriegen auszog (1255) sich selbst, und seine 24 wohlausgerüsteten Söhne zum Kriegsdienste anbot. — Hier häufte Czenik von Wartenberg (1420) die vielen Schätze auf, die er aus den Händen der Prager Taboriten vor seinem Uebergange zu Sigmunds Parthei auf die listigste Weise in die seinigen gebracht hatte. In den Gegenden um diesen Berg wütheten 1424 J. die fanatischen Horden Zizkas von Trocnow, und verbreiteten unter den friedlichen Bewohnern Elend und Jammer. Hier waren die merkwürdigen Kompaktaten, oder die sogenannten 4 Proger Artikel aufbewahrt, (1500) für deren Erwirkung so viel kostbares Menschenblut floß. Hier an dem Umhange des Bergkegels prangte (1600) der schönste Thiergarten Böhmens, angelegt von einem Sprößlinge des edlen Trczkischen Geschlechtes, aus dem man die seltensten Thiere nach allen Theilen Böhmens verschickte. — Hier stand die berühmte Burgfeste, die unbezwinglich jeder feindlichen Macht trotzte, bei der sich die Schweden, so oft sie dieselbe belagerten, immer mit Schande bedeckten. Ihr gebührt der Ruhm, nie in Feindes Hand gerathen zu seyn. Selbst das stolze, sich abentheuerlich aufthürmende Schloß Trosky, welches das Auge des auf der Kuppe des Welischer Berges stehenden Sehers in Westen in 3 ständiger Ferne gewahrt, verlohr den so lange mit Ehren behaupteten Kranz, als sie endlich König Georg von Podiebrad furchtbar stürmte. Von dieser Stätte aus sah man die schrecklichen Flammen lodern, womit die Schweden 1646 die Herrschaft Altenburg verwüsteten, weil sie die gefoderte Brandschatzung nicht zu leisten vermochte. — Ihr verdankte so mancher Priester, der sich hieher vor den mordsüchtigen Feinden des katholischen Clerus im Schwedenkriege flüchtete, die Erhaltung seines Lebens.

Aber wehmüthige Empfindungen weckt der gegenwärtige Anblick dieser Ruinen, wenn die Erinnerung die lange Reihe angesehener Magnaten verüberführt, welche einst hier geboten. Wo seyd Ihr Witkowetzer (so wurden die Rosenberge von ihrem Stammvater Witko genannt), Ihr Wartenberge, Ihr Pothonen von Friedland, Ihr Zampache, Trczka, Thurne, Waldsteine, Schlicke, Esterhazy, — die Ihr einstens als Dynasten hier glänztet, und hier die Entwürfe zu euren großen Thaten machtet? — Verschwunden das hier ehemals herrlich geprangte Schloß,

dessen Daseyn jetzt nur noch einige spärliche Trümmer andeuten? Nein! — Euch bleibet das große Loos der Geister. Ihr wart, — ihr seyd und — werdet seyn. Nur von Körpern und materiellen Elementen gilt der traurige Spruch: „Sie sind gewesen.“ Manchem von euch wand die Geschichte ihren Lorbeerkranz; aber mancher erzittert auch jetzt vor dem Urtheile, das jene gerechte Richterin menschlicher Thaten unwiderruflich über ihn spricht.

Zawischen den Witkowezer stürzte seine unsinnige Liebe zur Königinn Kunegunde, Przemisl Ottocars Gemahlin, er suchte den Thron, — fand den weißen Thurm und endlich den Tod unter der Guillotine. — Czeniken von Wartenberg verkümmerte seine schwankende Politik das Leben; bald war er königlich, bald taboritisch gesinnt, bald ergriff er Sigmunds, bald Zizkas Partei. — Thurn, der eifrige Pikarde, war eine Geißel für die Katholiken; Haß des Katholicismus verführte seinen Sinn zur Empörung, er stellte sich an die Spitze der Rebellen; fand aber mit dem Winterkönige nur in der schleunigsten Flucht sein Heil. — Waldstein der Friedländer, der nach des gleichzeitigen Balbins Berichte diesen Berg öfters bestieg, verdunkelte durch seine letzte That, den seltnen Glanz eines gefeierten Lebens.

Wie hebet sich aber das Herz bei der Erinnerung einiger Sprossen des Wartenbergischen Stammes, die als Dynasten hier mit Milde geboten und ihre Unterthanen väterlich schützten! Welch ein schönes Denkmal stifteten sich hier nicht die edelmüthigen von den Unterthanen allgeliebten Trezka? Mit welchen die Schlicke wetteifern, welche diese Herrschaft seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts besitzen, und bei denen die Liebe ihrer Unterthanen von einer Generation zur andern erblich geworden zu seyn scheint! Was thaten nicht alles zu ihrer Beglückung ein Franz Joseph und eine Anna Josepha Schlick, deren Name noch immer mit Rührung von den Lippen der hiesigen Bewohner ausgesprochen, bei dessen Nennung ihnen noch itzt eine dankbare Thräne im Auge erzittert!

So verliert sich der Geist des Wallers, im Heranklimmen, in immer tiefres Sinnen über die Geschichte des denkwürdigen Orts, und seiner ehemaligen Besitzer. Aber nicht lange läßt ihn der herrliche Anblick, der nun auf einmal sein Auge entzückt, hat er den Gipfel erklommen, diese Ideenreihe verfolgen; ein bezaubernder Eindruck fesselt Sinn und Seele; die Erinnerung schweigt, die Empfindung nur ist rege im Bewundern der majestätischen Natur.

Der Seher stehet jetzt auf der Natur-Zinne, die schon da stand, ehe noch ein Sterblicher diese Fluren betrat; die, ein Jahrhundert dem andern unverändert überlieferte, abgerechnet die kleinen Umwandlungen, welche Elemente und des Menschen Hand an ihrer Oberfläche versuchten; die bisher allen zerstörenden Kräften Trotz bot, und unter ewigen Umschaffungen der Dinge um sie her, blieb, was sie war. — Der Seher steht da, und ein heeres Gefühl, Entzücken ergreift ihn, wenn er von diesem hohen Standpunkte bei heiterer Luft in die umliegenden Gegenden blickt. —

In unabsehbaren Räumen verliert sich fast nach allen Richtungen hin das Auge; bald wieder gefesselt durch ein Panorama der schönsten ländlichen Gemählde; der scharfe Sehenerve des Landeskundigen orientirt sich bis in eine Ferne von acht Meilen; und wohin er sieht — sieht er ein gesegnetes beglücktes Land, unter dem Scepter des Gütigsten aller Monarchen, dessen Vaterhuld für das Glück jedes Einzelnen rastlos wacht und wirkt.

Vor allem aber eröffnet sich in Norden eine große erhabene Scene. In zehnstündiger Ferne bekränzt hier im Halbbogen die Riesen-Berggruppe den Horizont; stuft sich amphitheatralisch empor, geschmückt mit dem Grün der Matten und Wälder.

Schade daß die Aussicht gegen Westen durch die bei Loretto anhebende und bis Sobotka fortlaufende Anhöhe beschränkt und Jungbunzlau dem Blicke entzogen wird.

Der Vorgrund des Riesengebirgs, der sich über Gitschin bis an den Fuß des Welisch hinzieht, ist mit Hügeln und einzelnen Bergkegeln wie besäet. Zebin, Kumburg, Bradlez, Giblina ragen vor andern mit ihren theils kahlen, theils bewachsenen Gipfeln empor, und wechseln mit anmuthigen Thälern. Verschwunden ist auch jede Spur ihrer ehemaligen Burgfesten. Die Hand des Schöpfers scheint sie hingestreut zu haben, zu Vorhallen des Tempels seiner Größe, den er im böhmischen Urgebirge dem erstaunten Volke baute.

Die Schönheit dieses Vorgrundes, der nahe bei Gitschin von einem reizenden fruchtbarem Thale besäumt wird, erhöhen die zahlreichen Ortschaften mit herrlichen Kirchen, welche sich in mäßiger Entfernung an einander ketten, und die niedliche Kreisstadt Gitschin umkränzen! Das schöne Wostruzner Gotteshaus, das Wockschitzer Schloß, die Ortschaft Waldic mit ihrem ehemaligen Karthäuser-Kloster, Starymisto Popowic, Remicowes, sind in diesem schönen ländlichen Gemählde ausgezeichnete Hauptpartieen, auf denen das Auge des ergötzten Sehers gerne verweilt!

Die nächsten Umgebungen um den Berg Welisch haben seit der Zeit, als da die ersten Ansiedlungen geschahen, mancherlei Veränderungen erlitten. Die westliche Gegend war anfänglich ganz Wald, von welchem bis auf unsere Tage nur ein Rest in We-

sten sich erhalten hat. Dieß beweisen auch unverkennbar die Namen der ihm südlich und nördlich in mäßiger Entfernung gelegenen Ortschaften: Brezyna (Birkenwald), Bukwic (Buchrichel), Ostruzna (Brombeerstaude), Lochow (von Loh Hagedorn), Kreliszna (kleines Gestrippe).

Wie sich hier Bewohner ansiedelten, und folglich das Bedürfniß der Agricultur eintrat, mußte natürlich der Wald gelichtet und entwurzelt werden.

Den Abhang unterhalb der zertrümmerten Burgfeste verschönerten die Welischer Dynasten von Zeit zu Zeit, nach dem jedesmal herrschenden Geschmack. So legte Wilhelm von Trczka, wie schon erinnert worden, einen prächtigen Thiergarten an. Waldstein der Friedländer pflanzte aber an dem südlichen Abhange Weinreben, die, durch die Bergkuppe von dem Nordwinde geschützt wurden. Noch heute wird dieser Theil des Abhanges Winice (Weingarten) genannt. Endlich ward der Platz zur Obstcultur genützet, und weiset noch jetzt einige Reihen bejahrter Bäume auf. An demselben stößt weiter unten ein niedlicher neu angelegter Obstgarten, — ein Werk des würdigen Welischer Beneficiaten Herrn Joseph Stransky. Es gereicht gewiß dem edlen Pflanzer zu nicht geringer Ehre, eine so ansehnliche Strecke Landes zugleich auf die nützlichste und anmuthigste Weise fruchtbringend gemacht zu haben. —

Herrliche Gegend! Und doch werden die heitern Gefühle über deine Reize durch den Gedanken getrübt: Auch du bist vergänglich! Die schönsten Gebilde der Natur, die bewunderungswürdigsten Schöpfungen der Menschen sinken einst in den Staub. So klagte schon Ovid:

Tempus edax rerum, tuqua invidiosa vetustas
Omnia destruitis, vitiataque dentibus ævi
Paullatim lenta consumitis omnia morte.

„Du alles verzehrende Zeit und du neidisches Alter
Vernichtest alle Dinge; — alles schwindet und stirbt,
Von eurem Zahne einmal angenagt, allmählich dahin. —

So erhebe sich der Geist des Menschen über die Ruinen der Körperwelt; — denn er trägt in sich die unversiegbare Quelle des Lebens; nicht er — nur seine Hülle fällt dem Staube anheim. Also standhaft mit dem Schicksal gerungen; fest an Tugend und Pflicht gehalten, und das große Ziel wird erreicht.

Gieb uns du Geber alles Guten! Kraft zum Ringen, Muth zum Dulden, Vertrauen zum Siege.

Erhalt uns unsern König!
Erhalt uns Vater Franz!

Damit ist Zufriedenheit hier — und Seeligkeit dort unser Loos.

Geschrieben auf der Pfarrei zu Samschin im Juni 1813. Wacek, Verfasser.

Fortsetzung

meiner ersten botanischen Fußreiße nach den Sudeten im Julius 1806. *)

(Man sehe Hesp. N. 5.)

Die Festung ist ein regelmäßiges Octogon ohne alle Vorstädte und wird auf der einen Seite von der Mettau bespühlt, die sich bei Jaromierz in die Elbe ergieß.

Sie hat drei Einfahrtsthore, und ein viertes hinter der Reiterkaserne, welches zu Ausfällen beim Belagerungszustande bestimmt seyn soll.

Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut, besteht aus 4 Hauptgassen und mehreren eben so symmetrisch angelegten Nebengassen. Die zweistöckigten Häuser sind alle von gleicher Höhe. Die Pavillons, das Commandantenhaus, die Reiterkaserne, das Spital, die Hauptwache und die Casernen zeichnen sich durch ihre gute einfache Bauart aus. Wer Symmetrie und Einfachheit liebt, findet beides hier vereint. Außer diesen größern 11 Militärgebäuden sind noch 22 artige Zivilhäuser vorhanden. Die kaiserlichen Gebäude sind größtentheils gelb, und die Zivilhäuser weiß übertüncht. Steht man in der Mitte der Stadt, so kann man nach allen Thoren sehen.

Die Festung wird von dreifachen Wällen und Gräben umfaßt, über welche letztere bei jedem Thore 3 Aufzugsbrücken angebracht sind. Die Wälle sind alle, so wie selbst der Platz und die ganze Stadt mit Kasamatten unterwölbt. Die Stadt ist sehr reinlich, weil das Pflaster aus Quadersteinen besteht, und der Unrath aus jedem Gebäude in den Hauptkanal und durch diesen unter der Erde in die Mettau abgeleitet wird.

In der Mitte des Platzes wird izt eine Kirche angelegt, welche nach dem Ueberschlage 100,000 fl. kosten wird. Sie wird von Jaromyßer gebrannten Ziegeln gebaut, und zu den Bögen wird der Gradißer Stein verwendet.

Diese schöne noch jungfräuliche Festung ward von dem unvergeßlichen Kaiser Joseph II. 1780. angelegt, und daher dem ehemahls Pleß genannten Orte der Name Josephsstadt beigelegt. Die Gebäude sind alle von gebrannten Ziegeln erbaut, mit rothen Ziegeldächern gedeckt und Bombenfest. Die ersten Jahre soll der Monarch den sich daselbst ansiedeln wollenden Bewohnern alle mögliche Baumaterialien gegen jährliche Interessen à 1 per Cent geborgt haben, izt sollen ihnen blos die Hauptmaterialien gegen hundertjährige Capitalsabzahlung und jährl. 5 per Cent. verabreicht werden.

*) Wegen der blassen Dinte und unleserlichen Handschrift war Manches in diesem Aufsaz nicht zu entziffern. D. H.

Noch ist immer Platz zum Bauen da, aber jeder muß sich nach dem entworfenen Hauptplane richten, gleiche Höhe mit den vorhandenen Häusern halten.

Das itzt hier garnisonirende Militär besteht aus einem Bataillon von Baron Fröhlich, Zach und Stein, aus Artillerie, etwas Cavallerie, Mineurs, Pontonniers, ꝛc.

Am 1. July in der Früh verließen wir Josephstadt. Ein sanfter Regen begleitete uns über die gut erhaltene mit einer Allee bepflanzte Straße bis Jaromir. Diesen Tag gingen wir nur über Ziegelschlag, Jaromir, Billaun, Brode bis Gradlic, wo wir wegen des vielen Regens, daher entstandenen Kothes und andern Unannehmlichkeiten bis den andern Tag blieben.

Jaromir

ist eine königl. Leibgedingstadt an der Elbe, bei der die Aupe sich in ersteren Fluß ergießt; der Regenguß hinderte uns an der nähern Besichtigung dieser Stadt, wir erreichten das Dorf

Billaun

von einem schweren gelben Lettenboden umgeben, hinter demselben befindet sich ein ziemlich pflanzenreicher Wald. Ungeachtet der ungünstigen Witterung fand ich doch hinlängliche Beschäftigung mit Sammlung der Flora. Die Bewohner dieses Waldes sind:

Alchemilla vulgaris L. Erica vulgaris L. Fragaria vesca L. Gnaphalium dioicum L. Lilium martagon L. Lychnisdioica L. Melica nutans L. Poa nemoralis L. Airac riſtata L. Poligala vulgaris L. Poterium sanguisorba L. Rosa canina L. Trifolium montanum L. Officinale L. Flexuosum Jacq. (medium Hoppe) Vaccinium myrtillus L. Veronica officinalis L. Lathyrus sylvestris L. Geniſta tinctoria L. Anthoxanthum odoratum L. Hypericum perforatum L. Campanula perſicifolia L. Carduus lanceolatus L. Tordilium Anthiriscus L. Coronilla varia L. Echium vulgare L. Euphraſia officinalis L. Juniperus communis L. Lapsana communis L. Lotus corniculatus L. Melampyrum nemoroſum L. Pyrola secunda L. Hieracium murorum L. Rhamnus frangula L. Scabioſa arvenſis, fl. albo, fl. lilaceo, fl. rubello. Scabioſa sylvatica L. Stachys sylvatica L. Viola mirabilis L.

Von hier ging es über Brode nach Kukus, vor welch' letzterem Orte ich an den Rändern der Wiese. Centaurea Phrygia L. Geranium palustre L. et pratenſe L. sammelte.

Kukus

liegt sehr angenehm in einem Mittelgebirge mit den schönsten Waldungen und Fruchtfeldern umgeben, Berge wechseln mit Thälern und Ebenen. Die sich auszeichnenden Gebäude sind das Werk des noch nicht vergessenen Grafen Franz Anton von Spork.*) Es befindet sich hier ein Kloster der barmherzigen Brüder nebst einem Spital. Die an das Kloster anstoßende Kirche ist ein Werk solidester Baukunst; sie ist nicht groß, aber von einer solchen Stärke der Mauern, daß sie auf einer größern Fläche ruhen, als selbst der innere Raum der Kirche beträgt. Statuengruppen von guter Hand umgeben die Kirche. Die eben gehaltene Predigt zog uns in die Kirche. Alte, gebrechliche Spitalleute saßen in den Betstühlen mit andächtigen Blicken auf den Prediger gerichtet. Dieser schien nicht mehr zu den jüngsten seines Ordens zu gehören, im Gebirgsdialekt und im singenden Tone handelte er von der Unzucht. Unerwartet war mir folgender Uebergang: „Nach dem wir uns hinlänglich mit der Unzucht beschäftigt haben, wollen wir nun zum Ehebruch schreiten.“ Was haben wohl diese armen alten Menschen mit Unzucht und Ehebruch zu schaffen? Wäre nicht z. B. eine Predigt über die Unsterblichkeit unserer Seele für diese ohnehin am Rande des Grabes stehenden Siechlinge passender und trostvoller gewesen? In gerader Richtung von der Kirche geht ein breiter, gepflasterter Weg über die Brücke zum linken Ufer der Elbe, an welchem auf einer Anhöhe das Badhaus steht, zu welchem eine breite steinerne Treppe führet, an deren beiden Seiten Cascaden angebracht waren, die aber so wie das ganze Badhaus eingegangen sind. Oben schütteten ein paar Tritonen aus vollen Gefäßen das Wasser auf die Cascaden, lauter übereinander gesetzte in Stein ausgehauene Schüsseln vorstellend, wo das von einer auf die andere fallende Wasser, und überhaupt die ganze Anlage einen sehr angenehmen Anblick gewähren mußte.

Die Quelle des reinen heilkräftigen Wassers quillt noch immer, ob zwar unbenutzt, hinter dem Badhause aus dem Felsen und einem eigends dazu gewidmeten Gebäude hervor.

Bei der Wohnung des Verwalters fallen ein Goliath und David durch die riesenmäßige Größe des einen, und die zwerghafte Gestalt des andern auf.

Das schon erwähnte Spital wird sehr gelobt, und gehört zu einem der schönsten Böhmens. Eine genaue Abbildung desselben, so wie des Bades selbst, und aller dazu gehörigen Gebäude findet man in

Ferdinand von Moras und verbessert von Gottwald Cäsar von Stillenau Leben des Grafen Franz Anton von Spork. Amsterdam (Kukusbad in der gräfl. von Sporkischen Druckerey) 1715 und 1720. in 4. Seite 38 und S. 40 in der verbesserten Ausgabe und noch schöner in der ersten nach

*) Man sehe die Nummern 9, 10, 11, 36, 39, 40, 41 wo Gradlitz mit Kukus ausführlich beschrieben worden. D. H.

den in folgenden Jahre häufig angebrachten Verzierungen und unvollkommenen Stande in Benjamin Hankens k. pohl. und churfächsischen Sekretärs weltlichen Gedichten Dresden 1727 S. 30 welcher auch das Kukusbad und dessen Einrichtung in einem teutschen Gedichte besungen hat.

In diesem Spitale werden 100 Arme beiderlei Geschlechts (die eine grüne Kleidung tragen,) vorzüglich herrschaftliche Unterthanen unter der Obsorge der barmherzigen Brüder reichlich unterhalten, und dazu nebst dem Spital für die Kranken jährliche Zinsen von 100,000 fl. angewiesen, zu deren Deckung vom Grafen Spork die Herrschaft Gradlitz bestimmt war.

Von der Kirche hat man eine schöne Aussicht, nur Schade, daß wir sie wenig genießen konnten, weil die Gegenden durch den sanften Regen wie mit einem Schleyer umzogen waren; dennoch ließ uns unser Sehrohr bereits in der Nähe das Vorgebirge der Sudeten wahrnehmen, aber die stolze Schneekoppe, die sich über alle andern Berge erhebt, hatte ihren Scheitel verhüllt, und zeigte sich unserem Auge nicht eher, als bis wir die Sturmhaubenkoppe im Gebirge selbst erreichten, weil immerwährender Nebel sie unsern Augen um so mehr entzogen, da wir größtentheils nur in Thälern wandelten.

Bei Kukus bemerkte ich zuerst eine andere Pflugart als im Lande, welche ich von nun an überall im ganzen Gebirge, so weit man Körner baut, antraf. Sie wird allgemein Hacken genannt, und nur von einem Zugthiere gezogen. Vorne ruht sie auf einem nach hinten gekrümmten Holze, und hinten wird die an einem Holze befestigte einer schaufelähnliche Pflugschare von dem Landmanne, wie der gemeine Pflug, geleitet. Das im Lande beim Pfluge angebrachte Schneidmesser, vermißt man bei diesem Pfluge. Der Boden wird dreimal geackert. Man bemerkt auf den Aeckern keine Furchen, weil durch die Bearbeitung mit diesem Pfluge, den ich Schaufelpflug nennen will, der Boden wie mit einer Schaufel bearbeitet ist. Der Landmann macht hier in einem Tage, und mit einem Pferde oder Ochsen eben so viel als im flachen Lande unsere Bauern mit zween Pferden zu thun im Stande sind. Ueberhaupt machte ich die Bemerkung, je mehr man den höhern Regionen des Landes sich nähert, desto einfachere Sitten, Gebräuche und Lebensbedürfnisse findet man unter den Bewohnern derselben. Da wo der Mensch bei Hindernissen in flachem Lande zurückbeben und die Arbeit verlassen würde, geht der Gebirgsbewohner mit Kraft muthig der Beschwerde entgegen, und ärndtet schon dann den Lohn seiner Bemühungen, wenn der Unterländer noch zaghaft da steht, und unschlüßig ist, ob er seinen Kräften trauen soll, um von der Natur für wenig Anstrengung einen großen Lohn zu fordern.

Gegen Mittag erreichten wir den Flecken

Gradlitz

in der Gegend, durch seinen Mühlsteinbruch bekannt, dessen Steinart in der Gegend der Landmann zu Trumpfählen anwendet. Es ist ein grobkörniger Sandstein.

Wie unangenehm machten uns Regen und Schmutz den Weg von Josephstadt bis hieher, durch die sonst reizendesten Gebirgsgegenden!

Einige Sonnenblicke lockten uns dennoch hinaus, wir machten eine kleine Excursion gegen Schurz, allein Neptun wies uns wieder benezt zurück. An den Ufern eines Teiches sammelte ich:

Marchantia stellata & umbellata Schmidl Saoplaria aquatica L. Solanum Dulcamara L. Symphitum officinale L. Geranium palustre L. Alisma Plantago L. Aegopodium Podagraria L. Sparganium simplex Roth. Chrysanthemum Leucanthemum L. Typha angustifolia L. und Cornus sanguinea L.

Aus einer erhabenen Gegend oberhalb Schurz brachte Hr. Harant Chrysantemum corymbosum L. und Allium carinatum L.

Am 2. Juli setzten wir unsern Weg übern Rettendorf, Königreichwald, Weiberkränk, das berühmte Schlachtfeld von Soor, durch Burkersdorf, Neurognic und Hohenbruk bis Trautenau fort, wo wir Nachmittags anlangten. Die Witterung war an diesem Tage wieder sehr regnerisch, verdarb uns manchen gehofften angenehmen Augenblick, und durchnäßte uns bis auf den Leib. Dennoch ging in diesen pflanzenreichen Gegenden meine Mappe nicht leer aus. Gleich vor Rettendorf, in einem Walde, links vom Wege wimmelte es von

Phyteuma spicata L. Convallaria majalis L. bifolia L. Spiræa filipendula L. Galium sylvaticum L. Campanula Trachelium L. und Trifolium alpestre. L.

Rettendorf

war nach Gradlitz eines der ersten langen Dörfer wodurch sich die von Teutschböhmen bewohnten Gegenden, besonders auszeichnen. Die beinahe überall aufgestellten hölzernen Statuen, Bilder und Kreuze, verrathen hier so wie im ganzen Vorgebirge den eifrigsten Catholicismus.

Hinter Rettendorf dehnt sich ein dichter Nadelholzwald, unter der Benennung

Königreichwald.

bekannt, sehr weit aus. In diesem vermehrten folgende Gewächse mein angefangenes Verzeichniß:

Ranunculus flammula L. Equisetum sylvati-

cum L. (welches ich noch am nemlichen Vormittage auf den Feldern um Burkersdorf fand, und fast blos allein herrschen sah) Pedicularis palustris L. Lathyrus pratensis L. Cladonia rangiferina Achar. Poa fluitans Scop. Epilobium angustifolium L. Cytisus austriacus L. Carex vulpina L. ovalis Gorden. brizoides L. Rosa rubiginosa L. Stellaria Hollostea L. Aspidium filix mas lorlld. Agrostis vulgaris Witherig Vaccinium myrtillus L. Vitis Idæa L. Juniperus communis(alpicol. nost. Johanel.) jasione montana L. Gnaphalium dioicum L. Rhinanthus Cristagalli L. Melampyrum nemorosum L. sylvaticum L. Hypericum quadrangulare L. Arenaria trinervia L. Aira flexuosa L. Cynosurus cristatus L. (welcher hier einige Schuh höher reicht) und Alopecurus pratensis L. (der schon hier herrschend zu werden anfängt, und den Beobachter bis auf die hohen Gebirgswiesen begleitet.)

Im Walde vor

Burkersdorf

bemerkte ich: Vaccinium vitis Idæa L. Pyrola secunda L. rotundifolia L. Gnaphalium dioicum L.

Nicht ohne Erinnerung an die Schrecknisse des Krieges gingen wir über das bekannte Schlachtfeld bei Gorr, wo 1774 Friedrich der Einzige seinen Rückzug nach Schlesien, mit einer siegreichen Schlacht beschloß, nach

Neu-Rognitz.

hinter diesem Dorfe gegen Hohenbruck, wo schon alles zu dem Mittelgebirge gerechnet werden fang, sammelte ich mit Vergnügen

Osmunda Lunaria L. var. racemo simplici, mit seinem blechen Laube, das süßduftende zweiblättrige Knabenkraut (Orchis bifolia L.) Physcia Islandica Achar. Scyphophorus Pyxidatus Achar. Peltidea canina Ach. Potentilla argentea L. Sedum acre L. sexangulare L. Thymus acinos L. Gnaphalium sylvaticum L. Cladonia rangiferina Achar.

Man sieht hier eine schwarze, tasslich brechende Steinart, welche flözartig vorkömmt; dann gegen Trautenau drei Berge, davon der Links der Galgen-, jener in der Mitte der Johannis- und Rechts der Rochlizer-Berg genannt wird.

Nachmittags erreichten wir

Trautenau

latein. Trutnovia, böhm. Trutnow, und sudetisch Tratna. Diese k. Leibgedingstadt liegt im Königgrätzer Kreise, nahe an der Gränze von Preußisch-Schlesien, in dem sich auf einige Meilen erstreckenden so sehr bevölkerten, und von der schnell dahin fließenden, oft selbst gefährlichen Aupe durchflossenem Thale. Es ist ein ganz artiger Handelsort. Wöchentlich werden hier zwei Getreide- und Leinwandmärkte gehalten.

Schon hier findet man einen guten Schlag von Menschen, die sich durch aufrichtiges, dienstfertiges und zuvorkommendes Betragen empfehlen. Wie wohl ist es unter solche Menschen zu kommen! Die Stadt zählt viele reiche Personen und unter diesen auch einen angesehenen und vermöglichen Bürger und Handelsmann Hrn. Falke, der jährlich 2 bis 300,000 fl. im Handel umsetzt. Dieser Mann kleidet sich so gemein, wie jeder andere Bürger, reicht seinen armen Nachbarn die Hand und sagt: wie gehts Bruder? setzt wohl einen Werth in das Geld, aber noch mehr in den Menschen. Würde dies der Bürger in jeder andern Stadt thun? ich glaube nicht. — Denn jeder will sich da über seinen Mitbürger erheben, jeder dünkt sich auf erhabnerer Stufe zu stehen, wie sein Nächster — es entscheiden nur Geld, Ansehen oder Rang. — „Herz und Geist aber machen den wahren Werth des Menschen. Sind diese niedriger Art, so ist es auch die Stufe seines Rangs; rage sie äußerlich auch noch so sehr hervor. Jeder Weltbürger suche durch edles Betragen, Hoheit des Geistes und Herzens zu beurkunden, reelle Achtung zu verdienen, und nicht durch ein stolzes den Bruder erniedrigendes Betragen ihm mit scheinbarer Achtung abzwingen zu wollen. Selten schätzt man den, welcher uns durch sein stolzes Betragen zwingt, uns vor ihm bis zur Erde zu beugen; aber gern huldigen wir mit Liebe dem, welcher uns ohne seiner Würde etwas zu vergeben als Bruder behandelt. Die Gesellschaft ist ja eine Kette, in der jeder Ring zu der Stärke des Ganzen beiträgt, der Einzelne ist nichts, ohne die Verbindung des Ganzen. Greift nicht jeder in den andern ein und hält ihn fest, wie könnte da die Kette bestehen? wie die ganze Gesellschaft zweckmäßig wirken? Sie muß dann nothwendig ihre Festigkeit, ihre Kraft verlieren; sie erschlafft, und zerstört sich durch sich selbst.

Der durch seine pittoreske Beschreibung der Sudeten rühmlichst bekannte Leibarzt Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Karl Hrn. D. Karl Eduard Hofer, ist ein Trautenauer und macht dieser Stadt Ehre. Er war eben am 28. des v. M. nach dem Gebirge abgereist, wir verfolgten auf unserer Reise überall seine Spur; doch waren wir nie so glücklich mit ihm zusammen zu treffen.

Da der monotonische Regen endlich aufhörte, gingen wir auf den mit einigen artigen Grabmälern besetzten Kirchhof, von dem man eine angenehme Aussicht genießt. In der Mitte des durch die angenehmsten Laubholzwaldungen umkränzten und von Aupe bis hieher mit zerstreut stre-

henden nur ein Ganzes bildenden, von friedlichen deutschen bewohnten Hütten besetzten Aupethale breitet der von dem höchsten Punkte Nord-Deutschlands seinen Ursprung nehmende schnelle Aupefluß seine zitternde Spiegelfläche über ein flaches, kiesigtes Beet in vielfachen Krümmungen aus. Weiter hin erblickt man die hohen Vormauern des innern Gebirgs, den Spiegel, den Forst, das Rehhorn u. a. m., die schon ihre ernste Stirne in dichtes Fichtendunkel hüllen; dann steigt das Gebirge immer höher aber auch immer mehr entkleidet, bis die erhabenste Koppe der hohen Sudeten, den Gesichtskreis beschränkt.

Am 3. Julius wallten wir von einer Trägerin begleitet, über Altstadt, Trubenwasser, Jungbuch, Freiheit, bis Johannisbad, hier allgemein Johannisbrunn genannt. Von Trautenau zieht sich rechts ein unbedeutender sanfter Berg der Hummelberg, gegen

Altstadt

wo man den häufig an Tag stehenden rothen Thon *), und die Papiermühle von Altstadt bemerkt, die weit und breit ihre schöne Papiersorten verschleißt, und in Böheim vor allen andern den Vorzug behauptet, da ihre Produkte den Englischen nahe kommen. Der Besitzer derselben Herr Margott ist ein sehr achtungsvoller Mann. Als Gesell trat er in diese Papiermühle, ohne das mindeste Vermögen, durch sein rechtschaffenes, offenes Betragen gewann er vielen Credit, erkaufte die Mühle, und ward durch Industrie und Ordnung einer der Reichsten in der Gegend. Nach dem großen Brande zu Trautenau streckte er sämmtlichen Verunglückten zum Wiederaufbaue ihrer Häuser Geld gegen blos 5 pro Cent. Zinsen vor, und forderte nicht eher die Rückzahlung, als bis sie dieselbe ohne sich zu schaden zu leisten im Stande sind. Von seinen Leuten läßt er nicht leicht einen von sich, selbst wenn sie heurathen, läßt er ihnen Häuschen in seiner Nähe bauen, und sie bleiben recht gerne. Auch bei der vorjährigen Noth war er der Erste, der werkthätigst zu Hülfe eilte. Und doch sollte diesem einfachen und bescheidenen Mann, im Aeußern nicht leicht Jemand so viel innern Werth ansehen, und in ihm einen der vermöglichsten Männer der Gegend vermuthen.

Zur linken Seite des Thales sind fastreiche Wiesen, umkränzt von schönen Laubholzhainen, auf deren ersteren ich Sanguisorba officinalis L. Janacetum vulgare L. Alchemilla vulgaris L. Scabiosa arvensis L. variet fl. rubro et lilaceo Tormentilla erecta L. Achillea Millefolium L. var. fl. carneo und Gnaphalium Uliginosum L. in reichlicher Menge sammelte, und in welch' letzteren ich außer den schönen Spitzahornen die mir neuerscheinende Ahornart Acer sudeticum mihi, Melampyrum sylvaticum L. Epilobium montanum L. Mercurialis perennis L. Vicia cracca L. sepium L. Hypericum perforatum L. quadrangulare L. Phyteuma spicata L. (welche ich in der Folge auf allen naßen Wiesen der Voralpen sehr häufig sammelte und Juncus maximus Oeder bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vermuthlich dem alten rothen Sandstein angehörig. D. H.

Der Kodex. *)

Eine Posse.

Ihr Musenschwestern allzumal
Und du o Drachenzwinger [1])
Apoll! befreit von Höllenqual
Den treusten eurer Jünger!
Ach, eilt zur Rettung schnell heran,
Sonst bin ich ein verlohrner Mann
Und fahre stracks zum — Teufel!

Und dieses hab' ich, meiner Treu!
Doch nicht um euch verschuldet;
Denn ob der edlen Poesey
Hab' ich schon viel geduldet.
Oft hatt' ich kaum das liebe Brod;
Allein auch in der größten Noth
Blieb ich euch stets ergeben.

Drum ist es eure Schuldigkeit
Mir Armen beizuspringen;
Ihr würdet sonsten weit und breit
Um den Kredit euch bringen.
Verweilt nur nicht zu lange; schon
Gibt eurem treuen Korydon
Das Messer an der Kehle.

*) Der Verfasser dieser Posse hatte die Führung eines gewissen häuslichen Journals, welches man mit dem Namen „Hauskoder" bezeichnete, übernehmen müssen. Manche anderweitige Geschäfte erlaubten ihm jedoch nicht eher als einige Monate nach der Uebernahme, an die Bearbeitung desselben Hand anzulegen. Indessen hatten sich aber die Materialien hiezu in einem solchen Grade gehäuft, daß schon der bloße Gedanke an den Koder ihm

So merkt denn auf, damit ihrs wißt,
Was mich für Sorgen pressen;
Ob schnelle Hülfe nöthig ist
Mögt ihr dann selbst ermessen. —
Nicht Seitenstich, nicht Zipperlein
Sinds, die jetzt euren Freund kasteyn, *)
Ein — Koder ist sein Henker.

Ja, ja, ein Koder — staunet nicht
Ob dieser neuen Mähre!
Ein Koder quält mich mehr, denn Gicht
Den Diener der Cythere. a)
Er läßt bei Tag mir keine Ruh,
Und schließ ich Nachts die Augen zu —
Flugs drückt er mich als — Trude, b)

So quälten — schrecklich anzusehn —
Nach vielen Gräuelthaten
Den Oedipus 3) die Furien,
Entflohn dem Reich der Schatten.
So trieben sie nach Ost und West
Den muttermordenden Orest, 4)
Nicht Rast noch Ruh ihm gönnend:

Wer ist unglücklicher als ich
Auf Gottes weiter Erde? —
Kein Mensch — ich glaub' es sicherlich —
Hat solcherlei Beschwerde.
Den drückt die Armuth; jener klagt
Daß Doris ihm die Gunst versagt;
Doch sprecht — wenn quält ein Koder? —

Zwar ist er auch von außenher
Nicht übel anzuschauen;
Doch sein Gewicht ist centnerschwer,
Sein Inneres voll Grauen.
Kurz, von Brundus bis Westerås
Ist keiner aller Kodices,
Der so viel Tücke hegte.

Jedwedes Frohgefühl vergällt
Mir der verdammte Koder;
Zur Wüste wird mir diese Welt
Durch ihn, den Teufelskoder.

Ja selbst des Weines Hochgenuß,
Und meines Mädchens Götterkuß
Verleidet mir der Koder.

Denn kaum erfaß ich den Pokal,
So springt daraus der Koder,
Und spuckt, wie Schnurr der Korporal
Auf seiner Mannschaft Poder.
Und nah' mit meiner Lippen ich
Den Lippen meines Nannchens mich,
Flugs schiebt sich vor der — Koder.

Drum, Musen! greift zum Wanderstab,
Und eilt von euren Sitzen
Mit Gott Apoll zu mir herab,
Vorn Koder mich zu schützen.
Zum Dank versprech' ich euch sodann
Den allertrefflichsten Päan *)
Pflichtschuldigst vorzusingen.

Anm. *) Apollo heißt der Drachenzwinger wegen Erlegung des Drachen Python.

a) Hunc neque dira venena, nec hosticus auferet ensis,
Nec laterum dolor, aut. tussis, nec tarda podagra.
Horat. Serm. l. 9. 31. 32.

3) König in Theben. Tödtete unwissend seinen Vater, heirathete seine Mutter und riß sich nach erfolgter Entdeckung aus Verzweiflung selbst die Augen aus.

4) Sohn des Agamennon und der Klytämmestra. Er tödtete seine ehebrecherische Mutter, die vorher mit seinem Vater ein Gleiches gethan hatte, und wurde darüber rasend.

*) Ein Lob- und Ehrenlied.

a) Gleichbedeutend mit Venus. b) So viel als der Alp.

F.

Auflösung der Charade in Nro. 51.

Vollmacht.

Auflösung des Buchstaben- und Sylbenräthsels in Nro. 51.

Kreis. Greis.

Franz v. Maltitz.

Grauen einflößte. Hiezu kam noch der zweite unangenehme Umstand, daß man ihm ohne Aufhören wegen Abschluß desselben in den Ohren lag, und ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes quälte. — So viel als Schlüssel zu diesem momentanen Producte, das übrigens weit entfernt ist, höhere Ansprüche zu machen.

Oesterreichs sittliche Kultur.

(Aus des Herausgebers Länder- und Völkerkunde von Oesterreich.)

(Fortsetzung. Man sehe Beyl. N. 6.)

15) Die Wittwen- und Waiseninstitute zu Wien, (außer dem allgemeinen Waisenhause, das seit 1742, 13,000 Kinder erzogen oder unterstützt hat, hier noch die Wittwen- und Waisen-Institute der juridischen, medizinischen Fakultät, der Chirurgen, Tonkünstler, Gold-, Silber- und Galanterie-Arbeiter,) zu Prag, (ein Privat-Waisenhaus, ein allgemeines Wittwen-Institut, die Waisen- und Wittwen-Institute der juridischen und medicinischen Fakultät, des Handelsstandes, der ohne Verschulden verunglückten, gewerbtreibenden Bürger, der Tonkünstler, das italienische Waisen-Institut,) und zu Olmütz, (ein allgemeines, wichtiges Institut für alle Kaiserlichen Erbländer, das 1309 gegen 1300 Mitglieder, über 130 pensionirte Wittwen, 44 pens. Waisen und 540,000 fl. als Capital zählte.)

16) Das, in mehreren Hauptstädten 1783 durch Joseph organisirte, durch die Geistlichkeit verwaltete Armen-Institut. Von der Bedeutenheit desselben kann man sich einen Begriff machen, wenn für Wien 1811 sein Steuer-Vermögen betrug über 300,000 fl. B. W. Davon wurden 4428 Arme mit 181,740 fl. betheilt.

Welch' eine Menge öffentlicher, bedeutender, zum Theil sehr reich dotirter Unterstützungs-Anstalten, und wie groß ist noch die Zahl vieler kleiner Privatstiftungen in Städten und auf den Gütern der Großen! Aber wie fällt auch der Parallelismus der Civilisation mit den Wohlthätigkeits-Anstalten auf! Welch' ein Kontrast zwischen den Oesterreichischen Provinzen, Böhmen und Mähren — gegen Ungarn, Gallizien und Siebenbürgen!

Somit ist der schönste Zug in dem sittlichen Charakter der Oesterreichischen Völker, oder vielmehr die Grundlage aller Sittlichkeit — die köstliche Humanität am zuverlässigsten documentirt, obwohl sie sich auch auf andere Weise unverkennbar offenbaret. Indessen kleine Fürsten den gebildeten, und eben darum schon achtungswerthen Mann mit Er — größere noch immer mit Ihr behandeln; reden die Monarchen und die Prinzen vom Hause, jede nur irgend Anstand und Sitten verrathende Person, selbst den geringsten Staatsdiener mit Sie an. Nirgends sind der Monarch, die Kaiserliche Familie, die Minister, Chefs, Großen, Fürsten, Grafen ꝛc. leichter zugänglich, lassen so wenig das Uebergewicht der Geburt und des Ranges fühlen, entfernen so sehr die Schranken der Steifheit und des Ceremoniels, und behandeln mit so viel Güte (ja man möchte sagen Gleichheit) den Diener, den Geschäftsmann im Umgange — sehr im Contrast mit einer kleinen, deutschen, noch vor kurzem wegen ihres Adelstolzes berühmten Provinz!

Zu diesem allgemein vorherrschenden Wohlwollen, aus welchem Milde, als ein fester Charakterzug in die Regierung übergieng (daher auch alle Versuche der Anhänger des Despotismus und der Verfinsterung manche Institutionen gefürchteter Regierungen geltend zu machen, früh oder spät scheiterten) — gesellt sich noch eine gewiße eigene, biedere Treuherzigkeit, welche den Oesterreicher eben so rühmlich gegen manche Nachbaren (die sich ihrer Schlauheit freuen) auszeichnet, als die Humanität der Regierung und Regierten eine scharfe Gränzlinie zwischen dem Charakter angränzender Staaten, nach einer andern Seite hin, ziehet. Besonders ist jene in den eigentlichen Oesterreichischen Provinzen zu Hause, und sticht in Sprache, Sitten, Ton des Umgangs ꝛc. bedeutend genug hervor — sogar am Kaiser-Hofe selbst weit mehr, als an so vielen kleineren Fürstenhöfen, welchen die Etikette jeden Charakter raubt, ja, wo nicht selten Abgeschliffenheit und Intrigue eben so zurückscheuchen.

Aus beiden Zügen geht jene Offenheit, Geradheit, Herzlichkeit und Zutraulichkeit im Umgange hervor —, welche gegen die Verschlossenheit oder Kälte, Trockenheit, vorsichtige, oft fein berechnete Abgemessenheit anderer Völker in Bewegung, Mine und Wort sehr absticht. Sie artet jedoch auch nicht selten in Derbheit aus.

Von der Wohlthätigkeit sind schon sprechende Beweise gegeben und es ist, nach dem Gesagten, unnöthig zu bemerken, daß sich diese Tugend im engeren Kreise des Privatmannes, eben so überall durch tausend sprechende Beweise bewähre, wie in ihren öffentlichen, so sprechenden Denkmälern. Binnen 14 Tagen unterzeichneten die Bewohner Brünns (einer Stadt von mittlerem Range in Zahl und Vermögen der Einwohner) einige 20,000 fl. W. W. jährliche Beiträge zur Unterstützung der Hausarmen und Abschaffung der Bettelei.

Der Wohlthätigkeit geht allgemeine Gastfreiheit zur Seite, und eine Gastfreiheit ohne Ziererei, Prahlerei, Schein, Prunk oder Belästigung und Druck für den fremden Theilnehmer.

An der Tafel und beim Becher vornehmlich entwickelt sich ein Hauptzug im Oesterreichischen National-Charakter — Jovialität. Selbst froh seyn und andere froh machen; Genußlust, erst erhöht durch Mitgenuß Anderer; die Verneigung, Allem eine lustige, ergötzende Seite (wo nicht immer durch feineren Witz, doch durch eine gewiße, originelle Spaßlaune) abzugewinnen; Liebe zu Gesang, Musik und Tanz — das sind die Haupt-

züge dieser Sozialität, von welcher frohe, Genuß bezweckende Geselligkeit unzertrennlich ist. Daher nirgends vielleicht so viele und stark besuchte Gast-, Kaffee-, Wein- und Bierhäuser; so viele öffentliche Gärten und Erfrischungs-Plätze; so viele Schützen-Gesellschaften; so viele Gastereien, unter welchen die sogenannten Jausen etwas charakteristisches sind — förmliche Mahlzeiten außer der gewöhnlichen Zeit, meistens Nachmittags, seltner Vormittags, auch auf dem Lande sehr üblich, wo zu denselben Beamte wohl ihre Herrschaften einladen.

Alle dergleichen Schmausereien waren sonst äußerst opulent, und mancher Verwalter auf dem Lande gab eine reichere Tafel, als der Edelmann in einer Preußischen oder Sächsischen Stadt. Der Ueberfluß an Genuß und Lebensmitteln aller Art, ihre und anderer Bedürfnisse Wohlfeilheit, die Lebhaftigkeit einer baaren Geldcirkulazion, die Leichtigkeit, bei wenig Arbeit weit über den Bedarf zu erwerben, der allgemeine Wohlstand und Reichthum, die gewohnten vielen Fest- und Feyertage, die Milde der Regierung und Verfassung, der lange Friede, der noch wenig in die Masse der Nation übergegangene Geist der Künste, und Wissenschaften — diese und andere Ursachen, erklären sehr natürlich diesen vorherrschenden Hang zu Genuß und Wohlleben, der sich aber neuerer Zeit eben so gemindert hat, wie Fehljahre, Theurung, Papiergeld, starke Verluste am Privat- und National-Vermögen, die fortwährenden Kriege und zunehmende Cultur theils die Freuden der Sinnlichkeit sehr einschränkten und verkümmerten, theils davon abzogen und durch mehr geistige Genüsse entschädigten.

Indessen wird den nüchternen Preußen und den sparsamer und frugaler lebenden Sachsen, so wie den Weinarmen Baiern — Oesterreich noch immer als ein Eldorado erscheinen, zu keiner Zeit aber mehr, als im sogenannten Fasching. Schmausereien, und Tänze, Bälle und Redouten sind da nicht nur in den Haupt-Provincial- und Landstädten; sondern in allen Marktflecken und ansehnlicheren Dörfern, wo nur einige herrschaftliche Beamte angetroffen werden, an der Tages- oder vielmehr Nacht-Ordnung.

An ein römisches Carnaval ist, auch selbst in Wien — nicht zu denken. Alles dreht sich um Schmaus, Trunk, Tanz und verwandte Genüsse. Den letzten Winter (1812 — 13) hatte die Polizei-Direktion in Wien für einen einzigen Sonntag nicht weniger als 630 Erlaubniß-Scheine zu Bällen, Tanzmusik, Pikeniks ꝛc. ertheilt. Also unter 7000 Häusern war jedes eilfte ein Tempel der Freude, ohne die vielen Familienfeste in Privathäusern.

Ein eigenes Interesse gewährt die außerdem glänzende Redoute in Wien, durch die nicht seltene Gegenwart der Kaiserlichen Familie, unter einem Haufen von 4 — 5000 Menschen aus allen Ständen, wie unter ihres Gleichen, ohne Zwang für sich und andere, umherwandelnd.

Ist es aus allem bisher Angeführten von selbst begreiflich, daß hier weder die Frugalität, noch der Fleiß des Nordländers anzutreffen seyn wird; so darf man deswegen nicht auf verderbtere Sitten, als anderwärts schließen. Wien ist gewiß in diesem Punkt reiner, als Berlin, Paris und London.

Selbstmorde, Raubmorde und andere grobe Verbrechen kommen weit seltener vor, als man bei den zahlreichen, rohen Nationen, welche den größten Theil der Einwohner ausmachen, erwarten sollte.

Dagegen herrscht bei nicht wenig wahrer Frömmigkeit der Aberglaube noch mächtig auf seinem finsteren Throne und fesselt das Volk an mancherlei irrige Vorstellungen und eigene Gebräuche, besonders religiöser Art. Unter diesen stehen die Wallfahrten in großen Schaaren an Maria-Tagen und den Namens-Tagen der Schutzheiligen oben an. Berühmt sind dieserhalb Mariazell in Steyermark, und das Repomukfest in Prag.

Dieser Aberglaube und eine gewisse Beschränktheit des Verstandes, und besonders der Urtheilskraft bei der größeren Menge, (sehr erklärbar aus jenem und aus der spät erst begonnenen Schulverbesserung und Verbreitung des Lichts durch aufgeklärte Schriften,) werden zwar durch eine große Gutmüthigkeit gewisser Maßen in ihren sonstigen schädlichen Wirkungen neutralisirt; allein ihr gewöhnliches Gefolge — viele Vorurtheile, Sorglosigkeit und Mißgriffe oft in den wichtigsten Angelegenheiten bleiben doch nicht immer aus; obschon Hexereien, alte Weiber-, Hirten- und Scharfrichter-Kuren weniger vorfallen, als im aufgeklärten Norddeutschlande. Jeder Kreis, jedes Comitat, jede Stadt, ja sehr viele Dominien haben aber auch ihre besoldeten Aerzte, geprüfte und geschworene Wundärzte, Apotheker und Hebammen. Für die allgemeine Einimpfung der Schutzpocken wurden von der Regierung, mit Erfolg, die nachdrücklichsten Maßregeln genommen. Die kostbaren, für ganz Europa wichtigen, militärischen und Contumaz-Anstalten gegen die Pest sind bekannt. Die Kirchhöfe sind überall außer den Mauern der Stadt, oder doch wenigstens nicht bei der Kirche angelegt; nur die Griechen scheinen dagegen privilegirt und noch manche, nicht unschädliche Leichengebräuche für wesentlich zu halten.

Nichts weniger als jene englische Gleichheit, welche den Diener selten oder nie den Abstand zwischen dem Herrn fühlen läßt, darf man hier suchen. Vielmehr schimmert in der Behandlung des erstern (sey er männlich oder weiblich) noch immer sein ehemaliges, unterthäniges Verhältniß durch. Auf der andern Seite gehört

der Stand der Dienstleute nicht zu den lichten Partieen im Oesterreichischen Sittengemählde. Auf dem Lande klagt man über Faulheit, Dieberei, Unreinlichkeit; in den Städten über Betrug, Anmassung und Hoffahrt. Hier kleidet sich die Magd oft besser, als ihre Gebieterin.

Von der Grundlage aller sittlichen Cultur und aller bürgerlichen und Staatswohlfahrt, von der Erziehung sind richtige Begriffe noch nicht sehr verbreitet; daher sie in den allermeisten Familien, selbst höherer Stände, nur eine Nebensache bleibt, oder ganz vernachlässigt, oder verkehrt behandelt wird. Gute Privat-Erzieher sind eben so selten, als gute Erziehungs-Anstalten neu sind. Am meisten ist auch hier, wie überall, das weibliche Geschlecht vergessen. Das männliche findet wenigstens viele höhere Schul-Anstalten.

So sehr der Luxus in der Residenz, in einigen Hauptstädten und vielen Landsitzen der Großen prangt, und seine Arme schon bis in die unteren Klassen hier und da auszustrecken versucht; so herrscht doch im Mittelstande viel Solidität und Angemessenheit in Wohnung, Möbeln und Kleidung; eine wahrhaft ökonomische Frugalität bei den Griechen und Serblern, die gewöhnlich Küche und Nachtzelt unter Gottes freiem Himmel aufschlagen; in der großen Mehrzahl der untersten Classen hingegen viel Dürftigkeit, und unter den zahlreichen Slaven in den westlichen Provinzen, weit mehr aber in den östlichen eine, bis an Ekel gränzende, Unreinlichkeit im Innern, bei oft schön betünchten und bemalten Wänden von außen, wovon jedoch einige Stämme, z. B. die Slovenen im Gailthale ꝛc., eine rühmliche Ausnahme machen.

Wenige niedrige Mauern von Koth, oder ungebrannten Lehm, (oft nur von Strohseilen oder Ruthen geflochten und mit Lehm beworfen,) durch eine Strohdecke oder Holzbedachung verbunden in den ebenen Gegenden Galiziens und Ungarns — grob zusammengezimmerte Balken, deren Zwischenräume durch Lehm und Moos ausgestopft sind, im Gebirge *) mit spannenhohen Fenstern, bilden die gewöhnlichen Wohnungen des Landmannes; oft ohne Ofen, Rauchfang und Abtritt und die allergemeinsten Möbeln. Eine Bank vertritt Tisch und Stühle. Die Bettstatt (ist sie vorhanden) füllt Stroh. Betten sucht man umsonst. In gleichem Verhältnisse sind die elenden Stallungen, deren Kälte nöthigt, das Melkvieh und erstgeworfene zu Stubengenossen zu machen. Scheuern sind eine Seltenheit. Wie sehr stechen dagegen die reinlichen, schönen, ja oft reich ausgestatteten Wohnungen des Bauers in Oberösterreich ab!

Sind die Straßen in den Dörfern und Landstädten oft wahre Kothmagazine zum Versinken; so sind die Haupt- und Königlichen Städte fast durchgehends gut gepflastert, und erstere alle, von den letzteren einige wohl beleuchtet.

Ueberhaupt berühren sich die Contraste des feinsten Wohllebens und höchster Sitten-Politur mit wahrer Bettel-Armuth und äußerster Rohheit nirgends so sehr, als in Galizien. Das erfährt der Reisende, wenn ihn die Landsitze der Großen an Pariser Ton, Geschmack und Aufwand erinnern, und er außer diesen Asylen der Gastfreiheit Tage lang Mühe hat, (weicht er nur von den wenigen Hauptstazionen ab,) die einfachste Nahrung genießbar und reinlich, geschweige denn andere Bedürfnisse zu finden. Wer seine Betten nicht mit sich führet, darf nur auf ein Lager von Streh oder Heu rechnen, und hat wenn er längst das Land verlassen, noch mit den Folgen seiner Unreinlichkeit zu kämpfen. Die Wirthshäuser sind, selbst an der Hauptstraße, schlecht; und nur Juden und Branntwein fast die einzigen Helfer.

Wien, einige Hauptstädte und die höheren Stände ausgenommen, ist die Tagesordnung die schlichtbürgerliche; wo die zwölfte Stunde den Geschäftstag theilt und zur Mittagskost ruft.

Auf viele und gut zubereitete Speisen hält auch der Mittelmann. Die Weinflasche darf nicht fehlen, besonders in den Wein-Provinzen. Dagegen hat sich der Kaffee sehr verloren und der Thee ist beinahe unbekannt. Um so mehr gilt, besonders in Osten, der Branntwein, vorzüglich bei dem gemeinen Manne. Der Kärnthner lobt sich sein Steinbier aus Hafermalz mit glühenden Steinen abgekocht.

Die Mode aus der Fremde beherrscht eigentlich nur die höhern und mittleren Stände, und auch das nur vorzüglich in den westlichen Provinzen; denn sowohl hier theilweise, als überwiegend in den östlichen, sogar unter den Vornehmsten, haben sich eine Menge, zum Theil äußerst charakteristischer, Nationaltrachten frey von ihrem Einflusse erhalten. Man betrachte die Bilder der vornehmen National-Ungarn, oder versinnliche sich das Eigenthümliche ihrer Tracht durch Anschauung einer Husaren-Uniform, und man kann das Leichte, Angemessene zu der ursprünglichen Bestimmung des Reiterdienstes nicht verkennen! Wem gefällt nicht das edle polnische Gestüme, das sogar dem Juden eine würdigere Form leihet! Edleres Pelzwerk spielt dabei eine Hauptrolle. Verwandt damit ist die Griechische Kleidung. Sie verschönert jeden, der sie trägt und bringt Anstand, Freiheit und Leben in jede Bewegung. — Plump stechen dagegen ab die breiten formlosen Hallinen (weißen Bauernmäntel), oder die rohen Schafpelze der Slaven, die

*) Ueberhaupt trifft man in allen höheren Gebirgsgegenden der Monarchie hölzerne Wohnungen, und gewöhnlich darin vorherrschende Reinlichkeit und Ordnung an. Es scheint, daß die zum Hausbau in den Ebenen erforderliche Kothwühlerei zur Unreinlichkeit gewöhnt.

kurzen, ziegelrothen, weiten, ledernen Hosen der Hanwaken, und ihr cylindrischer, überall geschlossener Schafpelz mit zwei langen Zipfeln vorn und hinten — der zottige, grobwollene Mantel (Koze) des gemeinen Ungarn und Wallachen!

Und nun gar der Schafhirt im südlichen Ungarn (lubas)! Mit seinem langen weiten Hemde und langen leinenen, weiten Hosen (Gatya) mit Fett gebeizt zur längeren Dauer und Abhaltung des Ungeziefers — die nicht eher gewechselt oder abgelegt werden, als bis sie zerfallen. Die Füße in Leinwandlumpen gewickelt, unter der Sohle ein Lederstück mit Riemen festgeschnürt. — Gegen die Witterung schützt der zottige Pelz, oder der weiße grobwollene Mantel. — Ueber der Schulter eine lederne Tasche mit breiten Riemen, geschmückt mit mehreren Reihen metallener Knöpfe, um deren Habhaftwerdung sie einen Angriff auf Reisende nicht scheuen. — Den Kopf bedeckt ein runder Hut mit Bänder-Putz. Das mit Speck gesalbte Haar hängt zu beiden Seiten hinter den Ohren, in Knoten geknüpft, herab. — Die Waffe ist eine kleine Axt an einem langen, hölzernen Stiel, mit der sie auf dreißig Schritte im Wurf zu treffen wissen.

Die Hauptzüge aus diesem Bilde passen auf den gemeinen Ungar überhaupt.

Die Art findet man auch bei mehreren Gebirgs-Slaven wieder, besonders bei den armen, gewandten, kühnen, fröhlichen, schöngebauten Goralen in den Galizischen Karpathen.

So charakteristisch diese weit verbreitete Männerwaffe ist; so auffallend ist der Geschmack der Bürgermädchen in Wien, Linz, Brünn und Grätz an starrenden ächten Goldhauben von mancherlei Figur, welche aber immer mehr durch den, in die untern Stände eindringenden Modegeist verdrängt werden; indessen Weiber und Mädchen in Unter-Steyermark, Ober-Oesterreich und manchen andern Gegenden die Köpfe in Tücher verhüllen.

Kommt man in die südöstlichen Ebenen Mährens; so erkennt man bei den dortigen Slaven (Slowacken) wieder die Verwandtschaft der höheren Ungarischen Tracht im blauen, tuchenen, engen Aermelkleide, in den langen Tuchhosen gleicher Farbe, über welche das um den Leib gegürtete Hemde herabhängt, und in den Zischmen. Ein kleiner, schwarzer, spitzer, kegelförmiger Filzhut, fast ohne alle Krämpe, deckt den Kopf. Aehnlich ist die Tracht der Slawen (Wallachen) in den Mährisch-Ungarischen Gränz-Gebirgen; aber geschnürte Halbstiefeln treten hier an die Stelle der Zischmen, und der schwarze Hut ist oben flach.

Vornehme und Reiche fröhnen, wie überall, dem Luxus, verschwenden nicht selten in der Regel mehr, als sie erwerben, schwelgen auch wohl in Müssiggang, zerrütten ihr Vermögen, oder sind in den Händen ihrer Gläubiger.

Aber auffallende Beispiele dieser Art sind doch seltener, wie in andern großen Staaten, und weder die Ueppigkeit und das Raffinement der alten und neuen Pariser, noch die Liederlichkeit der Londoner Wüstlinge (vergeblich würde man nur zu Hogarth's sittenrichterlichen Spottbildern irgendwo im Oesterreichischen Originale suchen) kennt man in Wien, oder würde sie da dulden. In den andern Hauptstädten aber und fast allgemein halten sich Geistlichkeit, Adel und Güterbesitzer (als die Stände, welchen Herkommen, Geburt und Erbe — Ansehen und Reichthum sichern,) so wie der Kaufmann und Fabrikant vom ersten Range, sehr in den Schranken der Ordnung und Mäßigkeit.

Die herrschende Religion, (welche die Ehe zum Sacrament macht, indessen die Eheloßigkeit durch die Aufhebung der Klöster sehr gemindert ward,) die Gesetzgebung, noch mehr aber vielleicht als beide, die Beispiele eines nüchternen und gesitteten Hofes seit vielen Jahren, die strengen Grundsätze einiger Regenten selbst, vorzüglich der glorwürdigen Theresia, und die Wachsamkeit einer vortrefflichen Polizei haben (vorzüglich in der Hauptstadt) den Geschlechts-Ausschweifungen Maaß und Ziel gesetzt; daher in diesem Punkte sowohl Wien, als die Provinzen, berühmten Mustern nachstehen. Ja, ohne das nothwendige Uebel der stehenden Heere (einheimischer und fremder) würde man auch von der Lustseuche wenig wissen.

Freilich kann nicht geläugnet werden, daß beinahe jedes dritte Kind in Wien ein uneheliches ist, und daß ohne Wien das Verhältniß der Unehelichen zu den Ehelichen in Oesterreich unter der Ens günstiger ausfallen würde, als wie 1 : 7—8. Aber das ist nun einmal das unvermeidliche Loos großer, übervölkerter Städte in aller Welt; durch weit günstigere Provinzial-Verhältnisse im Oesterreichischen vortheilhaft genug ausgeglichen. Und wie, wenn alte barbarische Gesetze, wie das der Geyneriſchen Rechte*) in einigen Gegenden Kärnthens den außerehelichen Umgang als eine Nothwehr betrachten lassen?

Die Nachtbesuche der jungen Leute bei ihren Mädchen (das sogenannte Brenteln) erhält nur eine eigene Benennung in Inner-Oesterreich. Die Sitte selbst ist ziemlich weit durch ganz Europa verbreitet. Wer kennt nicht den Kiltgang der Schweizer und das Fenstern der Dänen?

*) Nach diesen fallen alle Bauerngüter, deren Besitzer keinen männlichen Erben hinterlassen, an die Grundherrschaft zurück.

Die Beutelschneidereien, und die kühnen, eleganten, studierten Straßenräubereien der Engländer sind eben so unbekannt, als solche zahlreich organisirten Räuberbanden des liederlichsten Gesindels aus den untern Hefen des Volks, wie sie die neuesten Akten der Gerichtshöfe am Rhein, Main und Neckar, zum Erstaunen der gesitteten Welt dokumentiren.

Nur nach den türkischen Gränzen zu, wo Rohheit und Anarchie zunehmen, geben beide noch Anlaß zu einzelnen Verbrechen dieser Art. Außerdem sind sie verhältnißmäßig seltener, als in anderen Staaten.

Selbstmorde (wie schon erwähnt) sind seltene Erscheinungen, noch seltener Kindermorde, zu deren Begehung durch die Geseggebung und die wohleingerichteten Findelhäuser in allen Hauptstädten (nur noch nicht in Ungarn und Siebenbürgen! daher denn auch von dreißig weiblichen Züchtlingen in Szegedin 1794 die meisten Kinder-Mörderinnen waren) die gewöhnlichen Anlässe schon lange entfernt wurden.

Kleine Diebereien, als Gewohnheitssünde der Slaven, fallen häufig vor, größere selten; allenfalls nur in den Hauptstädten und ihrer Nähe, wo gewöhnlich Wohlleben und Reiz zur Gelegenheit Gesindel zusammenlockt, (vorzüglich auch jüdischer Nation,) meistens um die Marktzeiten, oder in den öderen und unwegsameren Gegenden Ungarns und Siebenbürgens, wo bald Ziegeuner, bald Wallachen oder Deserteurs auf Beute ausgehen. Pferde-Diebstähle geschehen in Ungarn häufig.

Brand-Anstiftungen sind äußerst selten, dagegen auf dem Lande ungemein häufig Feuersbrünste, wovon die meisten der Vorliebe für Schmalz-Backwerk und der Unwissenheit, dem brennenden Fett zu steuern, ihren Ursprung danken, und durch die üblichen Stroh-, Rohr- und Schindeldächer (leztere auch in Hauptstädten) sehr begünstigt werden.

Brand-Assecurationen sind noch nirgends zu Stande gekommen; außer (zum Ruhme sey es laut gesagt!) schon 1752 in den XIII. Zipser-Städten.

Der Mittelstand ist vorzüglich achtbar durch Sitten, Tugenden und Charakter. Der Handwerker hat sich über die Gebühr in seinen Ansprüchen an höhere Bedürfnisse gehoben, und besteuert, sie zu befriedigen, durch große Forderungen alle übrige Classen.

Sonst zeichnen sich die unteren Stände, im Verhältniß ihrer geringeren Cultur (besonders in den östlichen Provinzen) gegen andere Reiche, durch nichts Besonderes aus; es sey denn durch eine vorherrschende Neigung zum Trunk, hauptsächlich in Galizien (und ganz Polen) durch die Juden befördert, in deren Händen sich die meisten Branntweinbrennereien befinden. Die Grade des Wohlstandes sind eben so verschieden, als Gewohnheiten und Sitten mannigfaltig; je nachdem man auf Bewohner des Gebirges, der Ebenen, Flüsse, oder in der Nähe der Hauptstädte stößt; je nachdem sie der römisch-katholischen, griechischen, protestantischen oder jüdischen Kirche zugethan sind; je nachdem die deutsche Sprache durch ihre häufigen Druckmittel viele und richtige Begriffe im Umlauf sezte, oder derselben die Slaven, Magyaren, Wallachen, bei der Armuth ihrer Litteratur, entbehren mußten; je nachdem die weiter vorgerückten Nachbaren im Norden geläutertere Ideen mittheilten, oder aber die weiterzurückstehenden in Osten und Süden Vorurtheile und Irrthümer nährten, alte Gewohnheiten und rohe Sitten fortpflanzten.

Daher kann man in Oesterreich, wie in Rußland, eine Stufenleiter von grober Uncultur bis zur feinsten Civilisation, vom alten, Jahrhunderte sich gleichgebliebenen Orientalismus bis zu den mannichfaltigen neuen Convenienzen, Gebräuchen, Bequemlichkeiten, Genüssen, Lebens-Annehmlichkeiten und Vortheilen hinaufsteigen, welche Kunst, Wissenschaft, das Fortschreiten der Denk-, Religions-, bürgerlichen und Sitten-Freiheit dem Occident zu eigen gemacht.

Wenn z. B. der Magyare in seinen Fruchtebenen, der Hanake in der gelobten Hanna, nichts als Waizengebäck genießt, so labt sich der Wallach in Süd-Ungarn und Siebenbürgen mit Aschkuchen aus Mais; indessen dem, mit dem lieben Vieh unter einem Dache nistenden, Rusniaken in den Karpathen am Haferkuchen (Moskal), oft mit Baumrinde gemischt, genügt. Haferbrod (aus Hafer und Roggenmehl) speist auch der Nordländer Mährens, im Gebirge. Seine Hauptnahrung aber sind Kartoffeln, das wahre Gebirgs-Manna für die Bewohner Mährens, Schlesiens und Böhmens. Aber gerade dieser Dürftigkeit im Gebirge geht Körperkraft, Sitteneinfalt, Fleiß und Unverdorbenheit zur Seite.

Dagegen wohne man in denselben Regionen der Gasttafel eines Oberbeamten oder Dechants bei, und staune über die Fülle und Ausgesuchtheit der Gerichte und Delicatessen, die mit allen, in der eleganteren Welt, herkömmlichen, Convenienzen servirt werden.

Daß eben der Ueberfluß mit weit mehr Feinheit, Raffinement und Opulenz an den Mahlen des reicheren Adels, der höheren Geistlichkeit und vieler vermöglicher Bürgerlichen herrsche, oder auch in den Gasthäusern zu Pesth und Wien zu haben sey, braucht kaum erinnert zu werden.

Als allgemeiner Zug muß noch angeführt werden, daß die Galanterie und schmeichelnde Ueberschäzung des weiblichen Geschlechts hier nicht so weit getrieben wird, wie in Frankreich; vielmehr wird der Gatte und Hausvater, als solcher in höheren Ehren gehalten. Er heißt der Herr, und es ist häufige Sitte, daß ihn die Hausfrau zuerst so nennt, und alle Glieder der Hausso

milie früh, Mittag und Abends ihm die Hände küssen. Dies gilt bis zum letztern Bauern in Ungarn.

Diese Untergebenheit des weiblichen Geschlechts nimmt immer zu, je weiter man nach Südosten vorrückt, nirgends aber mehr, als bei den Wallachen. Dem Weibe liegt hier alle Arbeit im Felde, wie im Hause, alle Sorge für die Familie und deren Erhaltung ob; indessen der Mann in der Hütte, unter seinen Pflaumenbäumen oder Maisfeldern faullenzt, oder in Maiskuchen oder Sliwowiza aus der Kürbisflasche schwelgt.

Charakteristisch sind die Nationaltänze der Ungarn in Stiefeln und Sporn, der Schwerdttanz der Sachsen in Siebenbürgen, und der Koloschärentanz der Wallachen; so wie ihre Nationalgesänge, begleitet von Zigeuner-Geigen. Heftig ist der Nationaltanz der Gailthaler in Kärnthen, ein Ueberbleibsel des Slovenischen Alterthums. Von langsamerem Charakter und weniger ermüdend ist der Steyersche.

Im Herbste sind die Weinlesen allgemeine Feste im südlichen Mähren, östlichen Oesterreich, im größten Theile Ungarns und Siebenbürgens; nirgends aber nationeller und festlicher, als im Tokayer-Gebirge, bei der Zusammenkunft des ganzen Adels und aller achtbaren Bürger Ober-Ungarns.

Ganz vorzügliche Religionsfeste der katholischen Geistlichen sind ihre Primizen, oder die mit Geschenken, Ehrenbezeugungen und großer Gasterei gefeierten Tage, wo der Priester die erste Messe las, deren Andenken in späteren Jahren durch die sogenannten Secundizen erneuert wird.

Zur Ehre der wachsamen Regierung und der fortschreitenden Sittlichkeit muß erwähnt werden, daß solche Volks-Vergnügungen, wie die ehemaligen Thierhetzen in Wien, Pesth ꝛc. und die fast in allen Städten üblichen, unsittlichen Vorstellungen in den sogenannten Kreuzer-Theatern abgeschafft worden.

Unzählig sind jedoch die vielerlei Volks-Lustbarkeiten und Gebräuche, z. B. die Rössels-Einnahme (ein Bursche als Pferd verkappt, zieht im Fasching herum und sammelt Beiträge zum Hufschlag, d. h. zum Zechen und Tanzen), der ähnliche Bärentanz (bei den Teutschen in Nordmähren), die mancherlei Hochzeit-Sitten (z. B. in Mähren bei Tribau, bei den Podluzaken bei den Kuhländern, in der Zips, ganz besonders in Schmölniz, oder in Kärnthen), Kirchweihfeste (besonders charakteristisch bei den Gailthaler Slaven in Kärnthen, durch eine Art Bauernturnier, Galanterie, Sittlichkeit, National-Tänze und Gesänge), das dabei übliche Köpfen eines Lammes oder Hahns unter den Slaven in Böhmen und Mähren, — das Schreckensfest für Kinder am Vorabend des heiligen Niklas und ihre Beruhigung durch Geschenke — die Feier der Namenstage, wichtiger als die der Geburt — die mancherlei Leichenbegängnisse — die Spinn- oder Rocken-Stuben in den langen Winterabenden durch Lieder, Gespenster-Geschichten und Burschen-Kurzweil.*) —

---

19. Ammenwahl

und Verhalten derselben beim Stillen.

Von dem verstorbenen Herrn Leibmedicus Lentin.**)

Unter den Hauskreuzen, Informator und Französin, hat die Amme immer den ersten Platz, weil durch sie dem Kinde Kränklichkeiten mitgetheilt werden können, die auf den künftigen moralischen Charakter einen so mächtigen und schädlichen Einfluß haben, der sich durch die treuesten Bemühungen der klügsten Erzieher nicht ganz verwischen läßt. Die Wahl einer solchen Person ist also ein weit wichtigeres Geschäft, als wenn man etwa eine milchende Kuh, Eselin oder eine Ziege in den Stall nimmt, und diese sucht man leider oft weit sorgfältiger aus!

Ich will hier nicht die allgemein bekannten Vorsichtsregeln wiederholen, sondern nur dasjenige über das Ammenthum bemerklich machen, was mich die Beobachtung derselben besonders gelehrt hat, und einige Räthe mittheilen, die ich hieraus abgezogen habe.

Die mehrentheils schon vorher entschiedene Frage: ob eine gewisse Mutter selbst stillen könne oder solle? wird dem Arzte oft vorgelegt, deren Beantwortung aber doch mit vieler Umhersicht gegeben werden muß.

Es müßte billig, da es auf des Kindes Gesundheit hauptsächlich abgesehen seyn sollte, weder die Ersparung einer zu vermeidenden größern Ausgabe (die für dasmal einen andern Artikel treffen könnte) noch die Bequem- oder Unbequemlichkeit der Mutter in Anschlag genommen werden, sondern die reine Untersuchung lediglich darauf gerichtet seyn, ob die Mutter sowohl in Rücksicht auf ihre eigene Gesundheit und Kräfte, als auch in Ansehung ihrer häuslichen Lage, dem Kinde gedeihliche Milch selbst geben könne?

Was die Gesundheit der Mutter anlangt, ist Aerzten völlig bekannt, daher will ich nur einiger häuslicher

---

*) Wer Detail in diesen Dingen liebt, den verweise ich auf Sartori's neueste Reise d. Oestreich ꝛc. B. II. S. 340. ꝛc.

**) Siehe dessen Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. Supplementband pag. 131.

Lagen erwähnen, die vielfältig übersehen werden, aber doch das Selbststillen widerrathen.

Mütter, wenn sie in Residenzen, oder überhaupt in größern Städten und großen gesellschaftlichen Verbindungen leben, sind sehr selten, die ihrem Säuglinge alles gern aufopfern, was die Muttermilch verderben kann. Man hat schon alle Ueberredung nöthig, um sie abzuhalten, daß sie nicht bald nach der Entbindung in voller Parure kleinere oder größere Gesellschaften um sich sehen, und hiedurch schon manches Uebel gründen, das den schädlichsten Einfluß auf Mutter und Kind haben kann. Das Zuhausebleiben wird den mehrsten bald unerträglich, sie eilen vor geendigten sechs Wochen von einer Gesellschaft zur andern, in die Comödie, zum Casino u. s. w. und während ihrer Abwesenheit wird die Pflege und Nahrungsreichung für das Kind, unter einer unerfahrnen General-Aufsicht, einer Wärterin übertragen, durch deren Benehmen alle die bekannten Diätfehler für das Kind begangen werden.

Wo man dergleichen voraussieht, sollte man nicht zum Selbststillen rathen. Wenn die Mutter einen schwindsüchtigen Habitus hat, mehrere in der Familie an dieser Krankheit gestorben sind; wenn sie sehr empfindlich, kritlich, zornig ist, Alles im höhern Grade auf die Mutter zu wirken pflegt; wo es um den Hausfrieden zweifelhaft aussieht, oder das Kind dem Ami des Hauses sehr ähnlich ist; Laus Deo und andere Manichäer-Anfälle der Mutter allein beschwerlich sind; bei alle dergleichen äußerlichen Unbilden kann dem Kinde die Muttermilch nie bekommen. Ist sie zu Nervenübeln geneigt, so ist das Selbststillen eben so wenig zu rathen, als wenn sie andere habituelle Mängel der Gesundheit hat; oder auch einem Hauswesen vorsteht, wo viel Gewerbe ist, daran die Hausfrau, mit einer Menge Dienstboten umgeben, vielen und täglichen Antheil nehmen muß.

Die Folgen aller dergleichen Umstände, die nachtheilig auf das Gemüth der Mutter, oder geradezu auf die Milch wirken, fallen auf das Kind zurück, und führen zu Krankheiten, deren Anfang selten gleich bemerkt und gehörig gewürdigt wird, und deren Ende, wie die Sterbelisten zeigen, eben so selten glücklich ausfällt.

Wenn also nach erwogener ganzer Lage der Mutter die Nothwendigkeit eintritt, das Kind einer Amme zu übergeben, so ist, außer der genauesten Untersuchung ihrer ganzen Gesundheit, noch Folgendes zu bemerken.

Man muß sich ihr eigenes Kind nicht allein zeigen lassen, sondern auch die Amme nebst ihrem Kinde einige Tage vorher zu sich ins Haus nehmen. Es wird lästig scheinen, allein der Vortheil überwiegt jene Beschwerden bei weitem. Es ist hauptsächlich aus folgenden Gründen gut: man kann die Behandlungsart, die Aufmerksamkeit, den Schlaf der Amme, ihre Ausdünstung, die Art, wie und was sie genießt, genau beobachten, und sie zu der Weise des Hauses und zu der Verpflegungsart des Kindes, wie sie künftig seyn soll, an ihrem eignen Kinde gewöhnen. Sie wird den Nutzen selbst einsehen und die Behandlung desto williger lernen.

Man pflegt dafür zu halten, daß man eine milchende Eselin vor Gram und Zorn sehr bewahren müsse; eine Amme aber noch viel sorgfältiger. Der Gram einer solchen Person beruhet auf Dingen, die sehr schwer aufzufinden sind, und doch verliert sich dabei die Milch, und ist nicht eher wieder herbei zu schaffen, bis man das Objekt des Grams entfernt hat. Sie ist im Hause fremd, vertraut sich Niemanden an, und Niemand ist zu gebrauchen, die Quelle ihres Grams zu erforschen. Ist die Person vom Lande, der man aus vielen Ursachen den Vorzug giebt, so ist die veränderte Kost oft allein am Grame und an der Verminderung der Milch schuld. Wenn es nicht gerade dasselbige seyn kann, bei dessen Genuß sie sich und ihr Kind zu Hause wohl befand, so ist sie unzufrieden, ob schon sie ihr jezt köstlicher und nach unserm Dünken wohlschmeckender gegeben wird. Ich gebe immer den Rath, daß man sich genau nach ihrer gewohnten Beköstigungsart erkundige, und sie ihr so viel möglich eben so bereitet gebe. Man muß auf der andern Seite zu verhüten suchen, daß ihr nichts, um ihr etwas Angenehmeres zu geben, von des Herrn Tische gereicht werde. Auch sehe ich nicht gern, daß sie mit dem Kinde, wenn noch an des Herrn Tische gespeiset wird, in das Zimmer kommen dürfe. Ignoti nulla cupido. Geschieht es einige Mal, so wird eine Begierde bei ihr erweckt, das, was ihre Augen sahen und ihr Geruch angenehm fand, auch dem Geschmack empfinden zu lassen; und ihr wird die bisherige einfache Kost, durch welche sie bisher gesunde Milch hatte, nun nicht mehr behagen, und die Vergleichung zwischen ihrem und des Herrn Tische sie nicht bis zu genugsamer Sättigung essen lassen.

Ist das Kind der Amme schon zwei bis drei Monate alt und der Milchvorrath bei ihr groß, so muß ihr begreiflich gemacht werden, daß der Magen eines neugebohrnen Kindes die ganze Menge Milch zu fassen nicht im Stande sey, die sie ihm geben könnte. Ferner, daß sie nicht jede Unruhe oder Geschrei des Kindes, besonders nachdem es kurz vorher gesogen hat, für ein Zeichen des leeren Magens desselben halte, weil diese Aeußerungen auch nach Ueberladung Statt haben können, welches sich gar leicht ausmitteln läßt.

Am allerwenigsten aber ist zu rathen, einem neugebohrnen Kinde eine Amme zu geben, die schon ein Kind ein Jahr lang gestillt hat. Solche Personen haben manchmal große fette Brüste, aber wenig Milch mehr, die ihnen demnächst in den ersten Monaten vergeht, und man glaubt noch immer, es könne dem Kinde bei dem scheinbaren Vorrathe nicht an Milch fehlen. Dieser Milchmangel läßt sich sehr wahrscheinlich vermuthen,

wenn sich das Monatliche wieder eingestellt hat*). Solche Ammen pflegen das Kind durch allerlei Genüsse heimlich zu beruhigen, vorab Nachts; in Gegenwart Anderer aber reichen sie dem Kinde die Brüste, an welchen es sich nun mehr aus Gewohnheit amüsirt, als daß es Nahrung bekäme. Hat die Amme nun noch dazu die Vergünstigung erhalten, das Kind füttern zu dürfen, so treibt sie diesen Betrug, wenn ihr sonst diese Station gefällt, so lange, bis der dicke harte Leib des Kindes, der heftig stinkende Abgang, die Unersättlichkeit, das unverhältnißmäßige Magerseyn der Arme, und Schenkel, die beutelförmige Haut der Lenden, der große Kopf und breite Mund endlich anschaulich genug zeigen, wie wenig das Kind durch die Milch der Amme sey genährt werden. Mehrmalen haben sich im Bettstroh der Amme Brodrinden, Kuchenränder, Zwieback u. s. w. zum Behuf der nächtlichen Fütterung gefunden.

Ammen, die eine sauerriechende Ausdünstung haben, theilen dem Kinde eine Säure mit, die sich durch immerwährenden grünnen Unrath und stete Unruhe des Kindes verräth.

Bei der Wahl einer Amme müßte auch darauf gesehen werden, daß sie muntern aufgeweckten Geistes sey, erfinderisch, um die Aufmerksamkeit des Kindes auf alles thätig zu machen, eine melodische Kehle habe, die besser zu singen als zu brummen versteht. Dumme, einfältige, gefühllose Personen, die nur einerlei und nichts mehr wissen, um das Kind amüsiren zu wollen, die für das Kind kein besseres Behagen und nichts anderes kennen, als schlafen und genießen, werden den Eltern schwerlich ein gescheutes Kind liefern; denn ich halte dafür, daß Kinder weit früher Verstandesfähigkeiten haben, als man es ihnen zutrauet, nur müssen sie früh genug in einiger Thätigkeit erhalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ob ein Kind aus der Mutter- oder Ammenbrust nicht hinlänglich gesättigt wird, dies ist unbezweifelt daran mit abzunehmen, wenn das Kind, nachdem es die gehörige Zeit an der Brust gelegen hat, unruhig bleibt, und alsdann erst ruhig wird, wenn demselben andere Nahrung gereicht wird, und es diese mit Begierde verschluckt. Auch an der Art und Weise, wie die Kinder saugen, kann sehr leicht erkannt werden, ob dies mit oder ohne Erfolg geschieht. Ist letzteres der Fall, so zeigt das Kind eine natürliche Anstrengung, die oft so weit geht, daß dem armen Säuglinge die Schweißtropfen vor der Stirne stehen. Die Abmagerung eines Kindes kann zwar nicht zusagend beweisen, daß es zu wenig, oder zu wenig assimilirbare (verdauliche) Nahrung bekommt, da jene auch anderweitig bedingt seyn kann; indeß muß sie im Zusammentreffen obiger Erscheinungen mit zur Bestätigung dienen. Und wie sehr die eigne Meinung, vorab der jüngern Mutter, hier täuscht, darüber kann ich ein warnendes Beispiel unter den vielen ausheben. Der Herr D. D. ließ mich einmal eiligst zu seinem sechs Wochen alten Kinde rufen, das die Aeltern an den sogenannten schreienden Scheuerchen für sterbend hielten. In Erwägung aller Umstände aber lag mir die eigentliche Natur der Krankheit ganz anders vor Augen. Es war die von erlittenem Hunger. Noch an demselben Tage ward dem Kinde eine tüchtige Amme gegeben, und dadurch so natürlich wie geschwind die Heilung, ohne jede andere Arznei, bewirkt, wiewohl das Kind bereits aufs äußerste abgezehrt todtenblaß darnieder lag. — Wenn demnach ein solcher Fall eintritt, der vorher nicht abzusehen war, so muß bei der ersten Beschließung oder Wahl nicht zu lange beharret werden; die Gesundheit des Kindes leidet darunter zu sehr, es sey durch Hunger oder durch das gegen die Natur streitende Füttern. Eben so oft geben auch die Anschüsse ein Hinderniß in dem einmal angefangenen Selbststillen ab, welches gleichfalls bei der vorher aufgeworfenen Frage: „ob die Mutter ihr Kind werde selbst tränken können oder dürfen?" nicht mit in Anschag gebracht werden konnte. — Diese Anschüsse aber würden weniger vorkommen, wenn einen Theils die Mütter nie von dem Wege derjenigen Diät abgiengen, in deren Uebertretung (die Erkältungen sind hieher besonders zu rechnen) die Entstehung dieses Uebels bekanntlich begründet liegt, und wenn andern Theils die häuslichen Umgebungen — in besondere Beziehung auf Aerger — besser oder vernünftiger wären. Ferner gehört hieher die Sorglosigkeit, die die Mütter bei einem beginnenden Anschuß nicht selten dadurch sich zu Schulden kommen lassen, daß sie zu spät Hülfe suchen. Ist z. B. ein Milchknote noch ohne Schmerz und Hautröthe, so wirkt einzig zu dessen Zertheilung das täglich zweimalige örtliche Waschen mit einer Auflösung einer Drachme des Pflanzenlaugensalzes in zwölf Unzen Wasser; so wie auch im Allgemeinen zu demselben Zweck bei jeder andern Art gleich Anfangs ein Brechmittel vortreffliche Dienste leistet; nicht weniger das Eintreiben einer erweichenden Salbe neben den aus Chamillenblumen, Hafergrütze und Leinsamen Mehl in Milch gekocht, bestehenden lauwarmen Breiumschlägen, die beabsichtigte Hülfe herbeiführt. Als Salbe zeichnet sich hier die zuvor in Bier gekochte Butter ganz besonders aus.

Anmerk. des Einsenders.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser

1814. Nro. 54. November.

Fortsetzung

der Notizen über verschiedene Fabriksgegenstände in Oesterreich.

(Man sehe Hesperus Nro. 46.)

63.

Lakirte Blechwaaren und Papier-Machédosen.

Diese beiden Fabrikszweige werden hier in einer Notiz zusammengefaßt, da die meisten hiesigen Fabrikanten lakirter Blechwaaren auch Papiermachédosen in ihren Werkstätten verfertigen lassen.

Schon vor vielen Jahren kannte man hier die lakirten Blechgeräthe aus Japan, und der k. k. Hof erhielt Teller und Schüssel dieser Art, welche mit einem sehr dauerhaften Lake überzogen, und in demselben Geschmacke, wie das japanische Porzellan bemahlet waren.

Die Engländer scheinen unter den Europäern die ersten Nachahmer der lakirten Blechgeräthe nach japanischer Art gewesen zu seyn, und erst später entstanden mehrere solche Fabriken in Deutschland: zu Braunschweig, Wolfenbütel u. a. O.

Seit beiläufig 30 Jahren bestehen Fabriken dieser Art auch in Wien, und unter den ersten Unternehmern verdienen Brombach, Scheiber, Berthold ꝛc. genannt zu werden.

So wie es bei den meisten neuen Beschäftigungszweigen der Fall ist, daß die ersten Versuche unvollkommen ausfallen, so ging es auch mit den lakirten Blechwaaren; und lange Zeit war nöthig, bis man einen schönen, dauerhaften Firniß zu Stand brachte, der beim Gebrauche der Geräthe sich nicht ablöste. Endlich wurden auch diese Schwierigkeiten beseitiget, und jetzt haben diese Waaren, welche man in hiesigen Fabriken verfertiget, an Vollkommenheit so sehr gewonnen, daß sie den schönsten ausländischen zur Seite stehen können. Man schätzt hiebei nicht nur die gefällige Form, und die schönen Gemälde, welche diese Geräthe zieren, sondern sie können auch mehrere Jahre benutzt werden, ohne daß Farbe und Firniß abspringen.

Die Geräthe, die man vom lakirten Blech hier fabrizirt, sind vorzüglich Lavoirs, Kofferbretter (Tazen), Kaffee- und Theemaschinen, Zuckerdosen, Leuchter, Lampen, Blumengeschirre, Nachttöpfe u. d. gl.

Das Wesentliche bei dieser Arbeit besteht darin, daß das zu Geräthen bereits geformte Eisenblech Anfangs mit einer Oehlfarbe (Grundfarbe) bestrichen, hierauf mit feineren Farben mehrmalen überzogen, im Backofen übertrocknet, abgeschliffen, bemahlt, und endlich gefirnißt wird.

Anfangs kauften die Unternehmer ähnlicher Fabriken die fertigen rohen Blechgeräthe von bürgerlichen oder befugten Spenglern, und besorgten blos erstenwähnte Arbeiten in ihren Werkstätten. Jetzt ist mehreren auch das Recht zugestanden worden, selbst Spenglergesellen in ihrem Hause zu halten. Diese Begünstigung hat viel zur Emporbringung dieser Etablissements beigetragen, indem jeder Blechwaarenfabrikant nach seinem Geschmack arbeiten lassen kann, wie er will, und so von den Spenglermeistern ganz unabhängig ist.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die meisten dieser Unternehmer auch Papier-Machédosen erzeugen, und dieses giebt Gelegenheit, auch diese Fabrikation kurz zu berühren.

Bekanntermaßen werden diese Dosen aus Pappe (Pappendeckel) verfertiget. Dieser wird zu runden Scheiben und Streifen (je nach der Größe der Dosen) geschnitten, welche zusammengeklebt werden, und so die Dosenform enthalten. Um diesen nur grob geformten Dosen eine ganz gleichförmige Gestalt zu geben, sie auf der äußern und innern Oberfläche glatt und compact zu machen, bedient man sich einer großen Schraubenpresse von Eisen, bei welcher ein Stempel von demselben Metalle in das Innere der Dose einpaßt, und sie bei jedem Druck in eine ihrer Größe entsprechende eiserne Form einzwängt. Es versteht sich von

selbst, daß der Deckel der Dose eben so behandelt wird, und je nach der Größe der Dose auch verschiedene Formen und Stempel genommen werden müssen. Diese Methode ist ganz neu, und erleichtert die Fabrikation ungemein, da die Arbeit schnell vor sich geht, und rein und gleichförmig ausfällt. Die zu lakirenden Dosen werden nunmehr in Oehl getränkt, wiederholt in einem hiezu bestimmten Ofen ausgetrocknet (gebacken), bemahlt, und endlich gefirnißt. Die feineren Dosen werden noch insbesondere vor dem letzten Firniße mit Bimsstein abgeschliffen, und überhaupt mit mehr Sorgfalt behandelt.

In Wien und nächst der Stadt bestehen 27 Fabriken, welche zum Theil beide eben bemerkte Artikel fabriziren, zum Theil sich aber auch nur ausschließend auf einem derselben verlegen. Drei dieser Fabriken sind mit dem k. k. Landesprivilegio versehen; nemlich die des August Berthold zu Währing Nro. 78., des Gottlieb Niederer am Strozischen Grunde Nro. 5. und des De la Vila zu Schwechat. Sie haben eigene Niederlagen in der Stadt.

Im Jahre 1811 beschäftigte die lakirte Blechwaaren- und Papier-Maschédosen-Fabrikation 18 Spenglergesellen, 2 Lehrjungen, und 176 theils männliche, theils weibliche Arbeiter. Im Jahre 1812., welches besonders für die Luxuswaaren-Fabriken sehr ungünstig war, hat sich diese Zahl um wenigstens die Hälfte vermindert; jetzt scheint aber diese Waare wieder sehr in Schwung zu kommen, und bald werden diese Werkstätten ihre vorige Thätigkeit erlangen.

Man schätzt sehr die lakirten Blechwaaren des Niederer, Berthold, (ihre Wohnungen sind oben angezeigt) des Kronek (Schottenfeld Nro. 440.) des Wimmer (Neubau Nro. 117.) ꝛc. ꝛc., welche alle auch Dosen verkaufen. In Hinsicht der Mahlerey zeichnet sich aber Benjamin Toskani vortheilhaft aus; der bei seinem ehemaligen Arbeitsgeber, Wimmer, in der oben genannten Wohnung zu finden ist, und erst kürzlich wegen seiner Geschicklichkeit mit einem Arbeitsbefugniße betheilt wurde.

Die Preise der lakirten Blechwaaren sind nach Maaßgabe der Feinheit derselben, zumal der Schönheit der Gemälde sehr verschieden. Man findet z. B. Kaffebreter zu 20 bis 30 fl. und noch theurer, aber auch zu 2 fl.

Dosen von Papiermaschè werden von der feinsten Sorte zu 8, 10, 15 bis 20 fl. das Stück bezahlt. Mittelfeine kosten das Duzend 2 — 2 1/2 bis 4 fl. Ordinäre stehen noch viel niederer im Preise, und wer sollte wohl glauben, daß man die allerschlechteste Gattung (nach dem Provinzialausdrucke Raitzendosen) pr. Duzend zu 8 Groschen (das Stück kömmt hier nach dem dermaligen Geldkurse nicht einmal auf 1 kr. in C. M.) haben kann?

Die hiesigen Blechwaaren- und Dosen-Fabrikanten, machen mit diesen ihren Fabrikaten bedeutende Geschäfte im Inlande, und versenden viele Waare nach Pesth, Lemberg, Ordi ꝛc. ꝛc. Auch erstreckt sich ihr Verschleiß selbst in das Ausland, vorzüglich nach Italien und der Türkei. So wurden im Jahre 1810 an lakirten Blechwaaren allein für 19597 fl. und im Jahre 1813 für 8688 fl. W. W. ausgeführt, welche Summen man aber billigermassen weit höher anschlagen muß, da sie auf die Angaben der Parteien bei den Zollämtern sich gründen.

64.

Musikalische Instrumente.

Seit der glücklichen Beendigung des Kriegs, und dem wieder eingetretenen freien Handelsverkehr, fangen auch die Versendungen der Fortepianos in das Ausland sehr lebhaft zu werden an. In den meisten Werkstätten herrscht wieder dieselbe Thätigkeit, wie im Jahre 1810, und man wird wenig Klaviermacher finden, die nicht 6 bis 8 Gesellen beschäftigen. Müller hat deren 16.

Die meisten Bestellungen kommen aus Polen, Rußland und Schlesien; es sind aber seit Kurzem auch viele Fortepianos nach Deutschland, Italien und Holland versendet worden. Die hiesigen Fortepianos stehen wegen ihres schönen klingenden Tons schon lange in vorzüglichen Ruf, und welcher Liebhaber der Musik kennt nicht die Instrumente eines Brademann, Stein, Walter u. a. m.?

Seitdem der Luxus der Meubeln gestiegen ist, sieht man auch bei den Fortepianos viel auf Pracht und Verzierung des äußern Holzwerkes. Es werden viele Kästen von Mahagony-, dann von dem sogenannten Eisenholze, welche beide reich mit Bronce verziert werden, verfertiget, und diese Eleganz des Kastens vertheuert oft diese Instrumente um das Doppelte. Von inländischen Holzgattungen sind nebst dem Nußbaumholze die beliebtesten das Holz vom Rusten- und ungarischen Eschenbaume. Zur äußern Verschönerung tragen auch viel die Holzgemälde bei, welche an dem Stimmstocke angebracht sind. Die Verände-

rung, welche die türkiſche Muſik nachahmt, wird nicht mehr ſo häufig verlangt, und man läßt dieſelben jetzt bei den meiſten Fortepianos weg, welche ſelten über fünf Veränderungen haben.

Von den aufrechtſtehenden Fortepianos des Wachtels, der ſich mit deren Verfertigung noch immer beſaßt, iſt bereits in der Notiz Nr. 30. im 10ten Hefte des vorigen Jahres Erwähnung geſchehen*). Eben dieſer Klaviermacher verfertiget auch Fortepianos nach engliſcher Art die ſich in Hinſicht des innern Baues, und der Stellung der Hämmer von den gewöhnlichen ſehr unterſcheiden. Letztere ſind an einem beſonderen Balken angebracht, und das Ganze, zumal der Stimmſtock iſt ſolider gebaut. Man ſchätzet dieſe Inſtrumente beſonders wegen der Stärke des Tons, und ſie machen bei Konzerten viel Effekt.

Die hieſigen Klaviermacher ſind noch immer genöthiget die Drathſaiten zu den vorzüglichern Inſtrumenten aus Nürnberg zu beziehen, da die hier verfertigten, ſie mögen von Meſſing oder Stahl ſeyn, den ausländiſchen an Güte nachſtehen. Die von Meſſing, welche von Diets (Wieden N. 75.) und von Hußler (ebenfalls Wieden Nro. 358.) fabrizirt werden, lobt man jedoch mehr, als die von Stahl; denn letztere haben den Fehler, daß ſie zu weich ſind, und daher die erforderliche Spannung nicht aushalten. Es iſt auffallend, daß man ſich bis jetzt noch nicht in dem Beſitze jener Handgriffe ſetzen konnte, welche man in den Drathſaitenfabriken in Nürnberg befolgt; denn es ſcheint doch wahrlich nur hieron zu fehlen, da man, was das Materiale anlangt hierlands wohl nicht in Verlegenheit ſeyn kann. Die hieſigen Klaviermacher genießen daher noch immer die Begünſtigung, die zu ihrem eigenen Bedarf nöthigen Drathſaiten gegen Päſſe, um dem niedern Zoll von 9 kr. für Pfd. aus Nürnberg beziehen zu dürfen.

65.
Farbenfabrikation.

Es wird vielen Handelsleuten und vorzüglich den Liebhabern der Mahlerei nicht unangenehm ſeyn, Nachricht von der ſeit einigen Jahren in Wien beſtehenden Fabrik des Alois Neumann zu erhalten, in welcher Miniatur-, Muſchel- und Tuſchfarben von verſchiedenen Sorten verfertiget werden, und wie man ſowohl im Großen als Kleinen dieſe Farben von guter Qualität und zu billigen Preiſen erhalten kann. Dieſe Fabrike, welche ſich am Himmelpfortgrunde Nro. 18. befindet, iſt auch darum bemerkenswerth, weil ſie die einzige in ihrer Art in der öſterr. Monarchie iſt, und es immerhin intereſſant bleibt, einen an ſich unbedeutend ſcheinenden Gegenſtand fabrikmäßig im Großen betrieben zu ſehen.

Die Gattungen der Farben die Neumann fabrizirt ſind folgende:

a) Tuſchfarben von zerley Sorten, welche in netten Käſtchen von Holz eingeſchloſſen ſind. Tuſchfarbenkäſtchen mit 24 Stück von den feinſten Gattungen koſten 10 fl. W. W., mit 12 Stück ſolcher Farben 5 fl. W. W. Mittelfeine von dieſer Gattung ſtehen pr. Käſtchen zu 2 fl. im Preiſe. Von der ordinärſten Sorte Tuſchfarben kann man das Duzend Käſtchen mit 10 Stück Farben zu 4 fl. W. W. haben.

b) Sogenannte Muſchelfarben in grün bemalten Käſtchen mit 20 bis 24 Muſcheln. Dieſe ſind äußerſt wohlfeil, denn das Duzend dieſer Käſtchen iſt zu 2 f. W. W. bekommen.

c) Miniaturfarben in kleinen weißen Fajance-Schälchen. Die Preiſe richten ſich nach der Gattung der Farben.

d) Farben zum Färben des Wachſes.

e) Schmelzfarben.

f) Karmin in Tuſchform, in Pulver und aufgelöſt. Endlich

g) Waſchblau im flüßigen Zuſtand alſo ohne Stärke.

Das Gebäude, welches dieſem Etabliſſement gewidmet iſt, iſt geräumig, und die Laboratorien ſind ſehr zweckmäßig eingerichtet. Das Formen der Tuſchfarben, wobei ſie zugleich mit Buchſtaben oder Nummern bezeichnet werden, geſchieht ſehr ſchnell in eiſernen Schraubenpreſſen, unter welche die zu formenden Farben in teigartiger Conſiſtenz gebracht werden. Der Abſatz dieſer Fabrik iſt bedeutender, als man denken ſollte, und erſtreckt ſich nicht allein auf das Innland; denn Neumann verſendet nach Rußland, Polen und Deutſchland jährlich zu 2000 Duzend der Tuſch- und Muſchelfarbenkäſtchen. Nach Hamburg war vor dem Kriege ſein größter Ab-

*) Herr Wachtel iſt zwar in Nr. 6. des Hesperus als Erfinder in Anſpruch genommen worden. Als beſte Widerlegung lege ich Ihnen aber hier bei, was Herr Bleyer, Compagnon des Herrn Wachtels ſelbſt darüber erklärt hat.

v. K.

Man ſehe den folgenden Aufſatz.

D. H.

satz. Hierlands schätzt man vorzüglich seinen Karmin, den er sehr vollkommen zu bereiten versteht.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Beschreibung der aufrechtstehenden Forte-Pianos, von der Erfindung Wachtel und Bleyers in Wien.

(Gegen die Correspondenz-Nachricht N. 6. dieses Jahres.)

Das Wort Erfindung ist hier in seiner weitern Bedeutung genommen. Wir schreiben auf jedes Namensschild unserer aufrechtstehenden Forte-Pianos: erfunden, weil die Unsrigen die ersten brauchbaren aufrechtstehenden Forte-Pianos waren. Aufrechtstehende Kielflügel hat man im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts schon gehabt. Vor mehr als vierzig Jahren wurden Tasten-Instrumente verfertigt, die man aufrechtstehende Forte-Pianos nannte. Damals wurden dergleichen Forte-Pians nur als Seltenheiten ganz selten aufgetischt. Man stellte sie statt eines Möbels ins Zimmer und wenn man die Maschine genau ansah, so sah man an ihr ordentlich die Schweißtropfen des Erfinders hängen, — Man nahm in Hinsicht der musikalischen Brauchbarkeit des Instruments den Willen fürs Werk — bewunderte die Geduld des Erzeugers, und nannt' ihn einen Künstler.

Daß es nothwendig sey, sich Kenntnisse der Physik, Akustik, Mechanik und Mathematik eigen zu machen, um ein gutes aufrechtstehendes Forte-Piano erfinden und erzeugen zu können, das glaubten die damaligen Klaviermacher eben so wenig, als es viele heute noch nicht glauben.

Jeder Erfinder hat das Recht, es auf seinem Producte anzuzeigen, daß er der Erfinder sey, indessen ist es lächerlich, wenn jemand durch ein schlecht gelungenes Machwerk sich eine Ehre als Erfinder verspricht.

Wenn aber jemand die Erfindung eines andern nachahmt und sich die Ehre der Erfindung zueignen will, so ist dies nicht blos lächerlich, sondern auch dummdreist.

Zehn Jahre sind es nun, daß wir (Wachtel und Bleyer) Forte-Pianos, größtentheils aufrechtstehende und zwar von unserer eigenen Erfindung fertigen. Die aufrechtstehenden, womit das Klavierliebende Publikum seit mehreren Jahren überschwemmt wurde, hatten so eben allen Credit verloren. Doch uns schreckte dies nicht, da wir wohl wußten, daß die Unbrauchbarkeit dieser Forte-Pianos nicht von der Natur dieser Instrumente, sondern vom Mangel an theoretischen Kenntnissen der Verfertiger herrühre.

Unser erstes aufrechtstehendes F. P. war pyramidenförmig. Es war durchaus nur zweifach-besaitet und wir kannten es gegen jeden dreifach besaiteten Flügel stellen. Da nun der erste Versuch unsern Hoffnungen entsprach, so wollten wir auch das Quer-Forte-Piano in eine gefällige stehende Form bringen und zugleich diesem in jeder Hinsicht mehr Vollkommenheit verschaffen. Auch dies gelang. Jedermann gestand, daß unsere aufrechtstehenden Quer-Forte-Pianos die liegenden weit übertreffen. In zwei Jahren fertigten wir große Aufrechtstehende in fünf, und stehende Quer-Forte-Piano in drei Formen

Nun ging's mit der Verbesserung dieser Instrumente, zwar langsamen Schrittes, jedoch immer vorwärts. Das Nöthigste war, den Saitendicken eine gehörige Proportion zu geben; denn wer sich auf Treu und Glauben der Drathfabrikanten verläßt, wird oft schändlich betrogen. Nicht weil es an Geschicklichkeit fehlt, nein, sondern weil ihre Abnehmer es so genau nicht nehmen, so findet man oft unter zwei Nummern einerlei, und unter einer Nummer zweierlei Dicken der Saiten. Daß ferner nicht alle Fabriken einerlei Maaß beobachten, davon kann man sich sehr leicht überzeugen. Wir gaben unserer gabelförmigen Saitenlehre folgende Einrichtung. Zwischen zwei Saiten a b, deren Durchmesser sich verhalten = 1 : 2 sind 15 Stufen eingeschaltet, und zwar so, daß, wenn man alle Saitendurchmesser in gehöriger Ordnung hinschreibt, eine geometrische Reihe zum Vorschein kömmt. Im geometrischen Verhältniße müssen die Saiten-Dicken zu — und abnehmen, wenn die Töne des Instruments gleichförmig klingen sollen. Wir haben also von a bis b = 17 Nummern. Die hiesigen wie die nürnberger Saiten haben zwischen a und b nur 6 Nummern, und wenn man auch halbe Nummern einschaltet, so hat man doch nur 15 Nummern, deren halbe Nummern zu Irrungen Anlaß geben.

An der Mensur gabs am meisten zu feilen. Diese war durch mechanische Tradition und vermeintliche Verbesserungen so sehr verstümmelt, daß kein ursprüngliches Octavverhältniß mehr zu entdecken war. Wie sehr die Gleichheit der Klänge unter einer verstümmelten Mensur und unter einer Besaitung, deren Nummern keine Proportion haben, leidet, ist leicht zu ersehen. Zwar wird mancher hierauf erwiedern, man könne durch geschickte Bearbeitung die Gleichheit der Klänge herstellen. Wohl, aber wie lange wird diese erzwungene Gleichheit dauern? Durch einen genau angestellten Versuch, wozu zwei eigene Aparate und ein Einsatter verfertigt werden mußten, wurde die Länge, die Dicke der Saiten und die vortheilhafteste Spannung für die Töne f''' und klein f bestimmt. — Aus diesen Tönen wurden die übrigen einzuschaltenden 47 Töne, welche eine geometrische Reihe

bilden müssen, entwickelt, und hieraus ergab sich unser Octav-Verhältniß = 1 : 1·9458608.

Wie wichtig in Hinsicht des Stimmungshaltens es ist, den Kasten so fest zu bauen, daß er sich nicht verziehen kann, sieht Jedermann ein; daß das Weichen der Zarge auch den ursprünglich schönen Klang des Instruments verderben könne, dürfte vielen unbekannt seyn. An Beispielen für den lezten Fall fehlt es nicht. Mancher Stümper ist so glücklich, einen schönen Klang in sein Instrument zu bringen — aber ist die Zarge aus schlechtem Materiale, oder liederlich gebaut, so weicht sie aus ihrer Stelle, drückt den Resonanzboden — dieser verliert dadurch seine freie Elastizität, und der Klang verliert sich so sehr, daß oft nichts, als ein mit Tasten versehenes Hackbret übrig bleibt. (Verschnüret dem Sänger die Kehle, und läßt ihn singen.) Baut man den Kasten auf die gewöhnliche Art, nämlich mit massiven Zargstücken und verstrebt die Wände noch so sehr, so findet man in einem halben Jahre, wenn man den Resonanzboden herausreißt, daß sich durch die Spannung der Saiten, welche bei 90 Centner beträgt, alle Streben bei einer Linie tief in den Wänden angedrückt haben, und nun ganz los sind. Es ist nicht genug, daß man den Kasten durch einen massiven Bau zum Stimmhalten tüchtig mache, er muß nicht allein a) stark, sondern auch b) fest gebaut seyn, um die Stimmungen der Töne mitmachen, und verstärken zu können. Im Monate April 1808 bauten wir den ersten Kasten nach unserm neuerfundenen System. Dieser Kasten hat die erwähnten Fehler nicht, und erfüllt überdies die Bedingnisse a und b in reichem Maaße.

Es wird nemlich die ganze Form der Resonanz-Zarge mit ihren Bändern und Streben aus einer Lage von Leisten, die nur einen Zoll dick sind, gebildet — auf diese erste Lage kommt die zweite so zu leimen, daß sie die Fugen der ersten deckt und bindet — nun kömmt die dritte wie die erste; die 4te wie die 2te, und die 5te wie die 1te Lage darauf. Hier können die Streben sich nicht einbrücken, denn sie sind mit den berührenden Theilen aufs Innigste verbunden, und hierdurch erhält der Kasten eine solche Cohärenz, die der Natürlichen nicht viel nachsteht, und daher der akustischen Absicht ungewöhnlich entspricht, denn es ist bekannt, daß ein fester Körper ein vollkommener Schallleiter ist *). Alles Holz wird in einer Dörrkammer künstlich getrocknet. Wir folgten hierin dem guten Beispiele des Herrn Mundinger's (hiesiger Bürger und Tischlermeister) welcher seit ungefähr 12 Jahren sich dieser Methode bedient. Wenig Holzarbeiter sehen die Vortheile dieser Behandlung des Holzes ein. Sie behaupten, die Zeit trockne das Holz; man lasse aber Holz 50 Jahre in der Luft liegen, so wird es nicht so trocken, daß es magnetisch wird, was aber bei der künstlichen Trocknung in 8 Tagen geschieht. Späterhin machten wir einen Versuch mit einem Resonanzboden, dessen Holzfasern in schiefer Richtung unter den Saiten hinlaufen. Eine Idee, die von unsern ältesten Vorgängern schon ausgeführt und als unzweckmäßig verworfen wurde. Es kam nun auf eine schickliche Auswahl des Holzes, auf eine angemessene Dicke des Resonanzbodens und auf eine zweckmäßige Verbindung desselben an, um einen Resonanzboden zu erhalten, der, wie Chladni richtig anmerkt, fähig ist, jede Schwingung der Saiten anzunehmen, und wir halten dafür, daß ein Resonanzboden nach gewöhnlicher Art verfertigt, nie jenen hohen Grad von Schnellkraft und freier Elastizität erhalten werde, welche den Klang und Sang des Instruments so sehr vermehrt und die Gleichheit der Klänge so sehr begünstigt, als dieser Resonanzboden. Ein solcher Resonanzboden bekömmt auch nie Wellen, die bei andern Resonanzböden zuweilen so stark werden, daß die Baßsaiten aufschlagen. Das Holz zu Resonanzböden und Tastaturen wird, bevor es in die Dörre kömmt, 48 Stunden lang gedämpft. Der heiße Dampf von gesalzenem Wasser dringt durch alle Poren des Holzes — er löset das in den Poren befindliche Pech und Harz auf, und führt es auf die Oberfläche des Holzes, wo man es in braunen Tropfen stehen sieht. Man sieht leicht ein, daß ein auf diese Art behandelter Resonanzboden nicht nur dauerhafter, sondern auch der akustischen Absicht angemessener ist. Die Maschine an unsern stehenden Querforte-Piano war von deutscher Art. Wir waren nicht zufrieden mit ihr, und ich erfand daher vor 5 Jahren eine Maschine nach englischer Art, wodurch der Klang an Stärke und Schönheit viel gewann. Die Maschine an unsern großen stehenden Forte-Piano ist von deutscher Art, und ist durch manche Verbesserung auf einen höhern Grad von Vollkommenheit gebracht, als die deutsche Maschine am deutschen Flügel. Sie kömmt an Einfalt der lezten gleich, an Dauer und angenehmer Spielart aber läßt sie jene weit zurück, welche lezten zwei Eigenschaften an andern aufrechtstehenden Forte-Piano heute noch vermißt werden.

Einige Klavierspieler bemerken ganz richtig, daß von unsern stehenden Forte-Piano die Töne zu grell auf das Ohr wirkten: diesem Uebel ist gesteuert, seitdem wir uns des Schalldeckels (englische Erfindung) bedienen.

*) Siehe Chladnis Akustik. Voglers Data zur Akustik, die Notiz S. 36.

Kenner, die nun alles in Erwägung ziehen wollen, was ich hier für Verbesserungen angebe, werden finden, daß ich nicht übertreibe, wenn ich behaupte: daß unsere Forte-Piano en Giraffe in jeder Hinsicht einen großen Vorzug vor den flügelförmigen Forte-Piano haben, das Einzige ausgenommen, daß man sie der stehenden Form wegen beim Conzerte nicht wohl anbringen kann. — Aber eben diese stehende Form schafft dem Instrumente eine bessern Natur: viel leichter schwingen hier die Saiten und alle sich schwingenden Theile, und geben daher den empfangenen Klang mit mehr Wucher zurück, als ein liegender Körper, der auf 4 bis 5 Puncten unterstützt und dadurch zu Schwingungen untauglich gemacht ist. Übrigens haben unsere Forte-Pianos nur die drei Mutationen, als: Forte, Lautenzug und Einsalter. Auf Begehren fertigen wir wohl noch den Fagott und die Aeolsharfe dazu — aber große Trommel und Cinellen nie.

J. F. Bleyer in Wien.

Die Vorzüge der aufrechtstehenden Piano-Fortes vor den liegenden.

Von den Herren Wachtel und Bleyer.

1. Das Aeußere der stehenden Piano-Fortes ist darum schon gefälliger, weil mit einem Blick vom Auge die ganze Form aufgefaßt werden kann, weshalb die darauf angebrachten Ornamente ungleich bessere Wirkung thun, als auf einem liegenden Piano-Forte.

2) Der kleine Raum, den sie einnehmen, ist ebenfalls in Anschlag zu bringen.

3) Das Stimmhalten und Stimmunghalten ist bei jedem Piano-Forte überhaupt ein Punkt, auf welchem der Fertiger seine ganze Aufmerksamkeit wenden muß, denn, wollte man sich auch das Unangenehme des öftern Stimmens gefallen lassen, so wagt man (was bei schlechtgebauten Instrumenten immer der Fall ist) in kurzer Zeit den gänzlichen Verlust des Klanges, welche Erscheinung sich leicht erklären läßt: Der Sangboden ist das Hauptorgan des Klanges. Wird dieser nun durch das Weichen der Zarge aus seiner ursprünglichen Lage gebracht, so ist der Klang bis auf einen kleinen Rest verlohren. Bei liegenden Piano-Fortes kann die innere Verbindung der Zarge, des Hammerwerkes wegen, nicht ununterbrochen durchgeführt werden. Es gehört mehr als empirisches Machwerk dazu, um demselben die nöthige Festigkeit zu geben. Wir haben dafür eine neue, zwar sehr mühsame, aber dem Zwecke vollkommen entsprechende Methode erfunden, Zargen zu bauen. Doch weit mehr gesichert sind unsere stehenden Piano-Forte des Stimmunghaltens, weil die Verbindung ununterbrochen durchgeführt ist. Daß die aufrechtstehenden Piano-Forte analoger Art, welche unsere Vorgänger lieferten, schlecht Stimmung und Klang hielten, zeugt von der seichten Kenntniß in der Verbindungskunst der Erfinder derselben.

4) Der Klang ist nach dem Geständnisse aller Kenner angenehmer, als an dem liegenden Piano-Forte. In der Stärke des Klanges werden die liegenden ebenfalls von den stehenden übertroffen, welches wir auf folgende Art erklären: Beim Piano-Forte sind jene Schallstrahlen die kräftigsten, welche senkrecht aus dem Sangboden fortgepflanzt werden, die übrigen verlieren immer mehr von ihrer Stärke, jemehr sie von der senkrechten Richtung abweichen. Befindet sich nun der Hörer in waagrechter Ferne, so wird sein Genuß sehr gering seyn, weil die ohnehin schwächern Schallstrahlen sich noch dazu an den vorsitzenden Hörern abstumpfen. Von den kräftigen Klängen, welche das Instrument gleichsam aus voller Brust giebt, hört der entfernte Hörer nichts. Ausgenommen, wenn durch eine künstliche Vorrichtung (Resonanzkuppel) oder durchs Zufällige des Lokals die Strahlen in abwärts schieflaufender Richtung dem Hörer zugeführt werden. Das an der Wand aufrechtstehende Piano-Forte bedarf dieser künstlichen Vorrichtung nicht so sehr, weil sein über die Hörer hinaufreichender Sangboden, der Kasten selbst und die dicht hinter dem Instrumente befindliche Wand des Zimmers die obigen Bedingnisse erfüllt. Mehrere Liebhaber der Musik äußerten beim Anhören unserer stehenden Piano-Forte einen sonderbaren Begriff vom Klange. Sie hielten nämlich dafür, daß die Luftsäule, welche senkrecht auf den Sangboden eines liegenden Piano-Forte, wirket, die Stärke des Klanges bewirkt. Solche Liebhaber mögen Folgendes beherzigen: Die Luft verhält sich beim Klingen der Körper nicht thätig, sondern leidend; verhielte sie sich thätig, so müßten die ungedämpften Saiten des liegenden Forte-Piano, ohne angeschlagen zu werden, klingen. Die Luft ist zwar nicht der vollkommenste Klangleiter, jedoch ist sie das bequemste und gewöhnlichste Mittel den Schall fortzupflanzen. (Man lese hierüber die Akustik von Ernst Florenz Friedrich Chladni.) Wollen wir dem Drucke der Luft einiges Verdienst um die Verstärkung des Klanges anrechnen, so wird durch die senkrechte Richtung des Sangbodens nichts an der

Sache geändert, weil die Luft so vollkommen flüssig und elastisch ist, daß die Wirkung ihres Druckes in waagrechter Richtung, jener in senkrechter vollkommen gleich ist. Die meisten Klavierspieler machten aber folgende richtige Bemerkung: Der Klang dieser Instrumente wirkt zu direkt auf das Ohr des Spielers, auf eine grelle Art, welche dem zarten Ohr wehe thut. Diesem Uebel ist nun dadurch vollkommen gesteuert, seit dem wir den Schalldeckel (eine Erfindung der Engländer) an allen unsern Piano-Forte anbringen. Dadurch verliert der Klang zwar etwas von seiner rohen Stärke, gewinnt aber durch diese sanfte Brechung der Schallstrahlen an Fülle, folglich an edler, ästhetischer Stärke.

5) Die Spielart ist eben so leicht als verlässig wie beim guten liegenden Piano-Forte.

6) Für die dauerhafte Anlage der Maschine zu sprechen, enthalten wir uns, des Raumes wegen, der weitläuftigen Beweisgründe, sondern versichern, daß unsere Maschine kein wandelbares empirisches Machwerk, sondern unsere eigene nach den strengsten Grundsätzen der Mechanik bearbeitete Erfindung ist, bei deren Ausführung unsere vielfältigere Erfahrungen in diesem Fache zu Rathe gezogen und benützt wurden.

Gewiße Vielwisser behaupten: Die aufrechtstehenden Piano-Fortes taugen nichts. Ein stehendes P. F. kann nicht so dauerhaft gemacht werden, als ein liegendes, denn: alle stehenden Piano-Forte die ich noch sah, hatten den Fehler, daß sie keine Stimmung hielten, und in kurzer Zeit auch den ganzen Klang verlohren. Es ist wahr, die große Menge solchen schlechten Machwerks womit die Forte-Piano-Freunde seit 5 — 6 Jahren überschwemmt wurden, rechtfertigen zum Theil obigen falschen Schluß; allein wer so schließen wollte, der könnte auch von den liegenden Piano-Fortes dasselbe sagen, da es der schlechten Piano-Forte mehr als der guten giebt; daraus läßt sich aber obiger Schluß nicht folgern, sondern: Die schlechten Piano-Fortes sind nur darum schlecht, weil ihr Fertiger oder Erfinder, die Kunst sie gut zu machen, nicht versteht.

Die Burg Engelhaus im Elbegner Kreise.

Ballade

Wo der Fels wie eine Marmorsäule
Aus der weiten Fläche sich erhebt,
Wo im Mondenlichte nur die Eule
Ueber öden Trümmern schwebt,

Wo der Wanderer mit entzückten Sinnen
Sachsens ferne Hochgebirge schaut,
Wölbte eine Burg mit stolzen Zinnen
Sich empor, von Quaderstein erbaut.

Ritter Hugo thronte als Gebieter
Einst auf dieses Felsens steilen Höhn.
Ihn beglückten alle Erdengüter,
Doch das Glück hat er noch nicht gesehn,
Das die äußern Schätze nie begründen.
Er verläßt sein Vaterland;
In der Fremde hofft er das zu finden,
Was er nicht in seiner Heimath fand.

Und durch weite länderferne Meere,
Folgt er irrend seinem nicht'gen Wahn;
Nicht der Reichthum, nicht der Glanz der Ehre
Lächelt mit Zufriedenheit ihn an.
Von Helvetiens eisbedeckten Pfaden
Eilt er durch das blühend reiche Land,
Von der Seine lachenden Gestaden
Naht er, Albion, sich deinem Strand.

Ha, mit frischem Lebenshauch entzündet,
Fühlt er sich entflammt von neuem Muth;
Seines Trübsinns öde Wolke schwindet
Vor der Leidenschaften mächtiger Gluth.
Denn die Schönste von den Töchtern allen,
Meerumrauschete Britannia,
Welche deine Wogen je umwallen,
Staunend sein entzücktes Auge sah.

Und das Glück krönt seine Huldigungen,
Er erreicht das langersehnte Ziel.
Endlich, endlich hab ich es errungen!
Ruft er aus mit wonnigem Gefühl —:
„Heut ist meiner Hoffnung Kreis geschlossen,
„Und ein Gott hat endlich mich erhört.
„Meine Arme halten das umschloßen,
„Was die ganze Welt mir nicht gewährt."

Und die hochbeglückten Gatten eilen
Bald zum Vaterland zurück;
Nichts vermag den Ritter zu verweilen,
Sehnend hängt am Horizont sein Blick;
Seine Sehnsucht eilte gerne
Diesen Blicken noch zuvor,
Endlich heben auf der blauen Ferne
Böhmens Hochgebirge sich empor.

In der Abendsonne letzten Gluthen
Zeigt sich flammend Culm's erhabner Dom;
Eilend folgen sie der Eger Fluthen,
Bald durchschneiden sie den Strom

Und das Thal, in dem Hygea's Segen
In der unversiegten Urne glüht,
Und der Berg hebt ihnen sich entgegen,
Der die Heymath ihrem Blick entzieht.

Endlich ist der Ragende erstiegen;
Durch den schattenreichen Tannenwald
Ihre vogelschnellen Rosse fliegen,
Der vom Donner ihrer Hufe schallt.
Es verkündiget des Zieles Nähe
Jubelnd schon des Ritters Dienerschaar,
Und die Burg auf ihrer Felsenhöhe
Stellt sich schwindelnd ihren Blicken dar.

Und ein neues wonnevolles Leben
Für den Ritter jetzt beginnt,
Wie, von Rosenbüschen rings umgeben,
Eine Silberfluth durch Blumen rinnt,
Aber ach! des Stromes flücht'ge Schnelle
War der Schönheit seiner Ufer gleich.
Und es lauscht ein schwarzer Geist der Hölle
Hinter seinem roßigen Gesträuch.

Auf den hohen Warte Zinnen
Weilt die junge Gattin oft allein;
Trauernd blickte sie, mit trüben Sinnen,
In der Westgewölke goldnen Schein.
Nach der Heimath segenreichen Auen
Schwebte dann ihr Geist zurück;
Nur noch einmahl sie zu schauen,
Dunkt ihr ein beneidenswerthes Glück.

Nur ein einziger, ein holder Knabe,
Kaum entflohn der ersten Jugendzeit,
Der mit zarter Unschuld Himmelsgabe
Schon enthüllte Männerfestigkeit,
War vom Vaterlande ihr geblieben.
Nur mit ihm, als Mutter fromm verehrt,
Konnte sie die theure Sprache üben,
Die die erste Kindheit sie gelehrt.

Aber aus des Ritters finstern Blicken
Schaute bald der Eifersucht Verdacht:
Seiner Liebe feuriges Entzücken
Schwand vor diesem Geist der Nacht.
Sinnreich selbst an eignen Qualen, thürmet
Er zum Riesen einen schwachen Wahn,
Und die Hölle, die sein Herz durchstürmet,
Bündet er auch bald den Seinen an.

Einst sah er die unschuldvollen Beiden,
Welche an des Felsens steilen Rand
An der Aussicht ihre Blicke weiden,
Ueberschauend das begrünte Land.

Dort, an Sachsens fernen Hügeln,
Sank die Sonne in ein Flammenmeer,
Und mit seidenweichen Flügeln
Hauchte sanft ein Zephyr um sie her.

Beide hatte mit Entzücken
Dieses Anblicks Majestät erfüllt;
Doch der Ritter sah in ihren Blicken
Nur der Liebe wonnereiches Bild.
Und im wilden fürchterlichen Grimme
Lodert seines Zornes Gluth,
Und zum Opfer fordert seine Stimme
Seiner treuen Gattin schuldlos Blut.

Alle Furien der Hölle
Leiten seine Mörderische Hand.
Sieh er reichte sie mit wilder Schnelle
An des Berges jähem Klippenrand;
Nicht gerührt von ihren bangen Flehen
Stürzt er in das bodenlose Grab
Von den grausenvollen Höhen
Mit der Wuth der Rache sie herab.

Kaum hat er, vom Mordgefühl verblendet,
Ausgeführt die schwarze That,
Als, mit drohender Stirn ihm zugewendet,
Sein verhaßter Nebenbuhler naht.
Aus den Augen flammt der Rache Feuer:
„Ist es Wahrheit," ruft er „ist es Trug,
„Fürchterlichstes aller Ungeheuer,
„Das die mordbefleckte Erde trug?"

„Komm und folg ihr zu der Hölle Pforten"
Spricht der Mörder, Wuth entbrannt,
Und mit diesen drohenden Worten
Reißet er auch ihn zum Klippenrand.
Er, dem keiner Hoffnung Schimmer winken,
Seinen Feind mit Riesenkraft umgab,
Und in grimmiger Umarmung sinken
In den Abgrund beide sie hinab.

Und Jahrhunderte sind schon verflossen,
Und es ward die Riesenburg zu Staub;
Doch das Blut, das Wahnsinn hier vergossen,
Ward nicht der Vergessenheit zum Raub.
Oft ertönt es hier wie bange Klage
In der öden Mitternächte Graus,
Und des Volkes frühe Sage
Nannte diese Trümmer Engelhaus.

F. v. Mältitz.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser

1814. Nro. 55. November.

Pillen von meinem Arzte, mit unter vergoldet.

(Fortsetzung v. Nr. 52.)

Dreiundzwanzigste Pille.

Die Zähne.

Der Zahn ist ein sehr fester Knochen, man kann ihn in drei Theile theilen, nämlich in die Wurzel, den Hals und den Kopf. Die Wurzel als der stärkste Theil des Zahnes und der festeste Knochen des menschlichen Körpers, steckt noch in einem besondern von den Kinladen gebildeten knöchernen Gewölbe, welches ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit um einen großen Theil vermehrt. Dies Gewölbe sowohl als die Wurzel des Zahnes, haben ihr eigenes Knochenhäutchen, und ihre eigenen Gefäße und Nerven, wodurch sie ernährt und erhalten werden. Das Knochenhäutchen, welches die Wurzel des Zahnes bekleidet, schützt die Wurzel vor dem Druck, der sonst beim Kauen auf sie wirken würde, und Knochenfraß, und andere schmerzvolle, mit Verlust des Zahns verbundene Krankheiten herbei führen würde. Durch jede Wurzel eines Zahns geht ein kleines Loch bis zum Kopfe, welches die zur Ernährung und Erhaltung dieses Theils des Zahnes nöthigen Gefäße einschließt, und um diese vor Verhärtung und Vernichtung zu schützen, ist jedes Loch mit einem Knochenhäutchen bekleidet.

Der Kopf, dieser Theil des Zahnes, worin sich die Gefäße endigen, ist, so lange seine Glasur noch gesund ist, eben so hart und fest, wie die Wurzel und der Hals des Zahnes. Kömmt aber durch irgend eine Ursache eine Oeffnung in die Glasur, so wird der darunter liegende Knochen feucht, prizig, schwammig und gegen jeden Druck empfindlich. Wird nicht bald durch passende Mittel dem weitern Fortschreiten des Uebels Einhalt gethan, so entstehen auch durch äußerliche Gewaltthätigkeiten die heftigsten Schmerzen, die man selten ohne die schmerzhafte Operation des Herausziehens stillen kann. Der Schöpfer überzog den frei stehenden Theil des Zahns mit einer glasartigen Substanz (Glasur) die so fest ist, daß sie nicht selten die englischen Feilen stumpf macht, um ihn vor der verderblichen Einwirkung der Luft und Kälte zu schützen. Aber auch auf diese Glasur wirkt die Luft, und in ihr vorzüglich die in der Luft als Mitbestandtheil derselben befindliche Kohlensäure und die Kälte oft so nachtheilig, daß durch erstere weiße Flecken und durch letztere Risse in der Glasur entstehen, wie man dies in strengen Wintern oft erlebt. Außerdem sind noch Quecksilber, Salz- und Vitriolsäure die gefährlichsten, so wie Medikamente, welche die Zähne zu schnell weiß machen, die schädlichsten Feinde für jeden Zahn. Auch das allzudichte Zusammenstehen und Uibereinanderliegen der Zähne, so auch die vielen Vertiefungen in den Backenzähnen, in welche sich kleine Uiberbleibsel von Speisen sammeln, sind große Feinde und Verderber der Glasur, und dadurch entsteht das sogenannte Hohlwerden oder der Beinfraß (Caries) der Zähne

So lehrten bisher Hirsch, Schmidt und andere Zahnärzte. Jetzt tritt aber Herr Doktor Lavagna in Genua auf und behauptet, daß weder die Abnuzung der Zähne, noch die Zerstörung der Glasur und selbst der Knochensubstanz durch Reibung die Veranlassungen zum Beinfraß seyn könnten. Warum werden denn die Backenzähne häufiger cariös als die Schneidezähne, ohnerachtet an letztern doch der Schmelz (Glasur) am frühesten zerstört wird? Warum werden die obern Backenzähne häufiger cariös als die untern? Warum bekommen denn nicht alle Personen den Beinfraß? Warum findet er sich bei Zahnbrüchen, die selbst bis zur Zahnhöhle fortgehen, nicht immer ein? Warum fängt er nicht an der Kronfläche, sondern an dem der Wurzel zunächst befindlichen Theile der Krone an? und warum füllt sich oft die Zahnhöhle in eben dem Maaße durch neu erzeugte Knochensubstanz aus, in welchem die alte zerstört wird?

Wenn saure und süße Dinge, Weinstein, Tabak, schneller Temperaturwechsel, Kälte, die Veranlassungen zum Beinfraß wären; warum wirken sie nicht dasselbe bei allen Personen und bei ganzen Völkern die davon frei bleiben?

Als fast einzige veranlassende Ursache desselben sieht Lavagna die durch die genossnen Speisen an die Zäh-

ne gebrachte Hitze an. Er sah bei sich und andern Zahnschmerzen und Beinfraß in eben dem Maaße entstehen und verschwinden, als die Speisen mehr oder weniger heiß genossen wurden. In einem Grabgewölbe fand er die untere Leicheneschicht ohne Beinfraß, die obere aber damit behaftet und erklärt dies aus dem häufiger gewordenen Genuße warmer Getränke, um die Zeit, in welcher die letztern gelebt hatten. Thiere und Wilde leiden nicht am Beinfraße, weil sie keine heiße Nahrung zu sich nehmen.

Backenzähne werden deshalb am häufigsten cariös, weil sich hier wegen des längern Kauens, der meiste Wärmestoff entwickelt; die obigen häufiger als die untern, weil er sich mehr nach oben als unten begiebt. Der gleichnahmige Zahn der einen Seite erkrankt, wenn der der andern cariös geworden ist, weil man nun, des Schmerzes wegen, mit jener Seite kauet. Der Beinfraß entsteht im Körper des Zahns vorzugsweise, weil jener der Einwirkung der Wärme am meisten ausgesetzt ist, der ihn umgebende, unbelebte Schmelz nicht die Fähigkeit hat, die übermäßige Wärme der Nahrungsmittel zu zerstören und überdieß als der festeste Theil die Wärme vorzugsweise aufnimmt. Eben daher werden die Backenzähne wieder am häufigsten cariös und unter ihnen die obern häufiger als die untern, weil jene unter allen die festesten sind, die Milchzähne seltner als die bleibenden, weil sie eine geringere Härte besitzen; die Zähne sind desto schlechtere Wärmleiter, je lockrer ihre Textur ist.

Als Ursache des Schmerzens beim Beinfraß, den er in wahren und falschen eintheilt, und Entzündung als Kennzeichen des erstern angiebt, die bei letztern fehlt, sieht er den stärkern Zufluß des Bluts zum Zahne, als das Vorbeugungsmittel gegen die Entzündung, die Enthaltung von heißen Nahrungsmitteln an. Als Heilmittel des Schmerzes bei wahrer oder falscher Caries schlägt er, außer ableitenden Mitteln, nach eigner und fremder Erfahrung, die Compression der Antlizarterie und das Begießen mit kaltem Wasser vor, wodurch vorzüglich durch das zweite, fast immer augenblicklich der Anfall verscheucht wird. Diese und andere schwächende Mittel, vorzüglich auch tiefe Skarifikationen des Zahnfleisches (jedoch nur, wenn dasselbe entzündet ist) energisch angewandt, können auch die Bildung der Caries verhüten. Radikale Heilung der wirklich entstandenen Caries hält er fast immer für unmöglich.

Dennoch kann man sie durch tägliches Reinigen der Zähne mit einer scharfen Bürste verhüten, ja selbst den anfangenden Beinfraß noch durch passende Mittel heilen; wenn gleich die verlorene Glasur nicht wieder zu ersetzen ist.

Der vernünftige Patient verliert ungern einen Zahn, und dieß um so mehr, wenn er gewiß weiß, daß mit dem Ausgezogenen zugleich noch einer, entweder der über oder unter ihm stehende, unbrauchbar gemacht wird; und allezeit zwei Zähne verloren gehen. Der rationelle Zahnarzt muß, wie jeder andere Wundarzt, erst Alles anwenden, die Krankheit zu heben, ehe er sich zur Wegnahme eines Gliedes des menschlichen Körpers entschließt. Es giebt kein Universalmittel gegen Zahnschmerzen; ja es giebt selbst Fälle, wo das Zahnausreissen die Schmerzen nicht stillt. Hier ist es, wo der Patient nur durch einen tief denkenden praktischen Arzt Linderung seiner Schmerzen hoffen kann.

Das sogenannte Ausbrennen ist eine mißliche Sache; denn erstlich lassen sich die Backenzähne gar nicht ausbrennen, weil das Instrument, was man zum Ausbrennen wählen kann, nur äußerst dünn seyn darf, und daher, ehe man damit an Ort und Stelle gelangt, schon wieder kalt ist. Zweitens wird dieses Mittel an den Vorderzähnen, wo es noch mit gehörigen Effekt angewendet werden kann, größtentheils ohne Nutzen gebraucht. Es stillt zwar manchmal die Schmerzen, aber desto größere Fortschritte macht der Knochenfraß, und in einer kurzen Zeit sieht man nur noch die Wurzeln da stehen. Mit dem einen Zahn verdirbt auch noch zugleich der vor oder hinter ihm stehende und der Patient sieht sich mit Schaudern zweyer Zähne beraubt, die so viel zur Annehmlichkeit seines Gesichts und seiner Sprache beitrugen.

Das Heben des Zahnes ist eine Operation, wodurch die Schmerzen nicht nur nicht gemindert, sondern sogar noch vermehrt werden, und überdem hat sie nicht oft ein gefährliches Uebel, Knochenfraß an den Kinnladen, zur Folge. Denn durch das Ausdehnen werden oft die kleinen Blutgefäße zerrissen und ergießen ihr Blut in die Zahnhöhlen. Hier, wo es zur Zertheilung des ausgetretenen Bluts keine einsaugende Gefäße giebt, geht es natürlich in Fäulniß über, und verursacht dadurch Knochenfraß an den Kinnladen, der sich ohne den heftigsten Schmerz und ohne Gefahr nicht denken läßt. Besser ist es, den Zahn ganz heraus zu nehmen, die Wunde gehörig ausbluten zu lassen, und dann den Zahn, wenn er nicht schon zu sehr verdorben ist, nach vorhergegangener Reinigung wieder in seine Höhle zu stecken.

Vierundzwanzigste Pille.

Guter Rath an das ärztliche und nichtärztliche Publikum und Anempfehlung des kalten Wassers als Heilmittel.

Noch immer herrscht der Gebrauch, frische Wunden mit Urin, gewässerten Essig, Wein, oder wohl gar Brantwein auszuwaschen, und sowohl diese, als auch noch stärkere Mittel bei Quetschungen und Verstauchungen als warme Ueberschläge anzuwenden. Obgleich diese Behandlungsart für den ersteren Fall schon lange von Chirurgen für fehlerhaft erklärt worden ist, so wird sie doch in den zwei letztern Fällen nicht nur von Wundärzten noch allgemein befolgt, sondern auch in den chirurgischen Lehrbüchern der neuen und neuesten Zeit noch immer

als die einzige vorgetragen. Da diese Behandlungsart unter gewissen Umständen sich allerdings nützlich bewähret; so entschuldigt man die übeln Ausgänge, welche aus ihr entstehen, durch die Heftigkeit der Verletzung, und beharret im herkömmlichen Gebrauche, der, in der ersten Zeit derselben angewendet, stets schädlich ist.

Durch meine vielen Erfahrungen finde ich mich jetzt doch verpflichtet, Jedermann zu rathen, frische, nämlich erst entstandene Wunden, bloß mit reinem, kalten Wasser zu waschen; hingegen bei Quetschungen, Verstauchungen, Verrenkungen, Beinbrüchen, Wurm am Finger (panaritium)*), überhaupt, wo man Entzündung und Blutergießung verhüten muß, — die ersten zwei, drei Tage Umschläge von kaltem, ja eiskaltem Wasser, fleißig erneuert, zu gebrauchen.

Seitdem ich mein Amt hier angetreten habe — bereits fünf Jahre — sind Schüler und Spitalchirurgen Zeugen von der Vortrefflichkeit dieser Kurart gewesen. Durch welche Ansichten ich auf diese Heilart gekommen bin, werde ich dem ärztlichen Publikum an einem andern Orte zur prüfenden Beurtheilung vorlegen, so wie den Grund, der mich bewogen hat, sie auch im Fieberkopfschmerz zu empfehlen. Genug, daß auch in dieser Hinsicht die Herren Professoren Höger und Bischoff die kalten Umschläge unter bestimmten Verhältnissen gegen die wüthenden Kopfschmerzen in Nervenfiebern da, wo Gehirnentzündung drohte, oder auch mit heftigen, anhaltenden Irrereden wirklich vorhanden war, mit größtem Vortheil anwendeten, und so durch häufige Erfahrungen auch in medizinischer Hinsicht den Nutzen dieses eben so großen als wohlfeilen Mittels bestätigen**)

Prag den 22. Februar 1814.

Dr. Ignaz Fritz,
Professor und Primarchirurg im allgemeinen Krankenhause.

Bruchstücke aus meinem Tagebuche, oder Notizen über einige Eisen- und Kupfermanipulationen, gesammelt in Niederungarn auf einer Sommerreise im Juli 1814 von Zipser.

Das Kastengebläse des Rhonitzer***) Hochofens ist mit einer Rahm versehen, die mittelst eines kleinen Rades an dem Vordertheile des Druckschemmels sich auf einer eisernen Platte treibt, und dadurch in Bewegung kömmt. Ein kleines 4 Fuß messendes eisernes Rad, das am Wellrade angebracht ist, theilt die Bewegung durch ein größeres geschubiges dem dritten, 5 Schuh breiten Rade mit, und wird vermittelst der Wellfüße auf das Gebläse, dessen Condensator oben angebracht, durch einen schwanenartig gebogenen Schlauch (Knieröhre) in Bewegung gesetzt wird. Diese Knieröhre ist aus gegossenem Eisen mit einem ledernen Schlauch bis zur Düse verbunden. — Unmittelbar an diesem Hochofen stößt die Quetschmaschine an, wobei mittelst zweien nur 1/4 Zoll von einander entfernten Walzen, die Eisensteine zermalmet und zerstoßen werden. Diese Manipulation sah ich hier zum erstenmale, bei den übrigen Hochöfen diese Arbeit der Pochhammer verrichtet.

Das neu angelegte, zum Theil im Bau stehende Walzwerk verdient alle Aufmerksamkeit, und es gereicht unserm Vaterlande zur besondern Ehre, daß die Industrie immer mehr und mehr steigt und dabei das Augenmerk auf solche Gegenstände gerichtet wird, die ihm den schönsten Vortheil sichern. Ein 20 Fuß im Durchmesser haltendes, von Eisen gegossenes Schwungrad, bringt mittelst einer Spindel einen ziemlich dicken eisernen Zylinder worauf ein zweiter von gleichem Umfange und Beschaffenheit ruhet — in Bewegung. Dieser liegt frei auf dem untern Zylinder auf (?). Das Stück Eisen nun, welches im Flammofen gehizt, zwischen die beiden Walzen gebracht wird, ziehen die gegenüber stehenden Männer so lange durch, bis es gehörig dünn gestreckt worden, worauf es dann zu viereckigen Platten beschnitten, entweder verzinnt, oder unverzinnt in den Handel kommt. Die verzinnten benutzen die Klempfner zu ihrer Arbeit. Die Verzinnung wird jedoch später vor sich gehen, da man an dem dazu bestimmten Gebäude selbst gegenwärtig noch arbeitet. Die Walzen dieses Werkes sind bei der außerordentlichen Kraft, die dabei erforderlich ist, vielleicht auch durch die Unvorsichtigkeit der Arbeiter bei dem Nachlassen und Festerdrehen, der vier, oder den Walzen angebrachten Schrauben mehreremale abgebrochen, so zwar, daß man auf den Versuch verfiel, der geschmiedeten Streckwalzare, die Walze selbst aufzugießen, und dadurch zu verhindern, daß die Arpunkte dieser Kraft Widerstand leisten möchten.

Die Spindelschraubschneidmaschine die in demselben Gebäude steht, und die Erfindung des Oberkunststeigers Hayda, eines gebohrnen Schmölnitzers ist, zeichnet sich durch den Umstand aus, daß sie ihr Daseyn einem Menschen verdankt, der in seinen frühern Jahren keinen Unterricht genossen, und nur durch

---

*) Man vergleiche hierüber Hesp. N. 32. S. 254. 1814.

**) Man vergleiche Hesperus Nro. 13. 1814.

***) Rhonitz ist eine Eisenhandlung im Sohler C. am Schwarzwasser gelegen. Hier befindet sich le, und mehrere zur Eisenmanipulation eingerichtete Gebäude.
eine k. k. Eisenverwaltung, eine kath. Nationalschu-

seine natürlichen Gaben ein sehr geschickter Mechaniker geworden ist. Diese Maschine übertrift die Kremnitzer Spindelschraubmaschine, von der man zu seiner Zeit große Geheimnisse gemacht halten soll, in vieler Rücksicht, und es ist zu bewundern, mit welcher Leichtigkeit, die gröbsten Schrauben gedreht werden. Ihre Mutter geht verbunden mit der Schneidkluppe auf der von Eisen gegossenen Drehbank auf und ab, wobei der eiserne Fallbock die Hauptwirkung ausmacht. Dieser wird vermittelst einer Uhrkette, die an einer zweiten untern Walze angebracht ist, in beständiger Bewegung erhalten; er macht, — daß die beiden Räder, die neben einem mittlern Rade stehen, durch die eigene Last des Fallbocks, bald in die Zähne des rechten, bald in jene des linken Rades fallen, und das Auf- und Abfahren der Schneidkluppe bewerkstelligen. Das Ganze hat mit dem großen Wellrade Verbindung, welches zugleich eine Bohr-, Dreh- und Schleifmaschine, sämmtlich von Hayda's Erfindung, in Umtrieb setzt. Das Bohren wird liegend verrichtet d. i. die Zylinder und seyn sollenden Kolben-, Aufsatz-, Einfall- und Saugröhren, so wie die Wendungspipen werden vor den Bohrer gelegt, der mit leichter Mühe seine Absicht erreicht.

Zu Hayda's Erfindungen gehört auch eine Grobfeilhauermaschine, deren eiserner Schießer an der Welle des Schaufelrades angebracht, und mit einem Stemmeisen versehen, die Einhaue der Feilen so verrichtet, wie sie die geschickteste Menschenhand kaum hervorbringen kann. Zu den verschiedenen Feilen-Größen, sind auch verschieden, eiserne Unterlagen vorräthig, in denen die zu hauenden Feilen ruhen. Vielleicht würde es die Mühe lohnen, diese Maschine einer nähern Untersuchung zu würdigen, und sie selbst für die feinere Feilenarten anwendbar zu machen.

Die meisten Eisenhämmer der Rhoniţer k. k. Eisenverwaltung, sind in den Umgebungen des Werkes zerstreut, und führen den Namen Filialwerke. Das 10te Frischfeuer oder der Pieskover Hammer liegt hart an der Straße nach Vries ½ Stunde von Rhoniţ und hat 3 Streck, nebst 1 Grob- oder Anlaufhammer der bei 380—400 Pfd. schwer ist. Der Streckhammer hat eine Welle mit einem vollen Schaufelrade, was um so mehr nachgeahmt zu werden verdient, als es nicht so häufigen Reparaturen unterliegt und der starken Prellung mehr widersteht, als jedes andere. Der ganze Vortheil besteht darin, daß die Radkreuze fest und gehörig ausgekeilt werden. Hier werden unter andern auch die breiten Stücke Eisen (hier Schiene genannt) geschmiedet, die in 8—10zöllige Stücke zertheilt, im Rhoniţer Walzwerke zu Blech verarbeitet werden. Die Verfahrungsart beinahe 5 Klafter lange, und 3 Schuh breite Wellen aus 4 zusammengesetzten Holztheilen einzuführen ist nachahmungswerth; weil sie beinahe bessere Dienste leisten, als die ganzstämmigen, deren schweres Auffinden in den entfernten Waldungen, ihr hoher Fuhrlohn des Transportes bis Ort und Stelle (eine solche Welle wie die oben beschrieben ist, würde, wäre sie ganzstämmig nur an Fuhrlohn bei 60—80 fl. W. W. kosten) und endlich die Ungewißheit ob der Baum durchaus gesund seyn — dadurch beseitiget wird. Eine solche Welle wird blos mit 2 oder 4 Nägeln festgeschlagen, und durch die an jede Welle zu schlagenden eisernen Reife fester gemacht.

Das 4te und 5te Frischfeuer, oder der Quatimecher Eisenhammer hat 2 Anlauf- und 3 Streckhämmer mit gebrochenen Wellen, deren eine durch ein hölzernes Sternrad betrieben wird. Es hat in 2 Punkten seiner Peripherie eben so viele Wasserkästchen mittelst welchen das aufgefangene Wasser, in die daneben angebrachte Rinnen ausgegossen wird. Erzeugt übrigens dasselbe wie Nro. 10.; nemlich Stabeisen nach allen Gattungen und die Schienen in das Rhoniţer Walzwerk. In demselben Quatimecher Thale steht ein Stahl und Raffinier oder Gerbhammer mit dreifachen Kastengebläse, welcher bei meiner Anwesenheit außer Umtrieb gesetzt war. Ich sah nur eine verlassene Vorrichtung, bei der die Sudpfannen für die Wieliţker Salzwerke gelöchert wurden. Diese Arbeit wurde mittelst eines Fallbockes bezweckt, der mit einem Schlage 4 Löcher zu Stande brachte. Gegenwärtig ist sie außer Umtrieb.

Die neue Brücke, die bei diesem Hammer über die Gran gespannt ist, verdient die Aufmerksamkeit des Reisenden. Ihre Breite beträgt 20 Klafter über den Fluß hinaus, und hat zum Stützpunkte bloß ein Joch in der Mitte. Rechts und links sind als Unterlagen 5 Balken zu sehen, wovon der 5te eichene vom Ufer gemessen 4 Fuß, die übrigen tannenen zu 8 Fuß weit einer von dem andern hervorragen, und der letzte vom Joche durch eine Distanz von 4 Klaftern entfernt ist, wie die beigefügte Zeichnung zeiget. Der ganze Vortheil besteht darin, daß die Unterlagsbalken, weit über den Anfahrungspunkt sich ausdehnen, und daselbst mit einer schweren Last belegt sind, damit die Endpunkte der Balken nicht das Uebergewicht erhalten.

Die Kohlenmeiler dieser Gegend, werden nach italiänischer Art behandelt. Man nimmt nemlich zu einer Aufstellung im Durchschnitte 36 Stabel Holz = beinahe 2 Wiener Klaftern. *)

*) Nicht ohne Rührung muß der Dank für die Einführung der italiänischen Verkohlungsart in diesen Gegenden, dem hochverdienten, würdigen k. k. Hofrath im Berg- und Münzwesen Herrn Rubrecht von Eggenberg gezollt werden; denn es konn-

Maluschina ist eine k. k. Kupferhandlung im Liptauer Komitate. Trotz den hohen Bergen, die Králowa hora (Königsberg) die Hradowa skala u. m. a. hat sie ein äußerst freundliches, gefälliges Ansehen, welches durch die neuen Gebäude, als die Kirche, die Beamtenwohnungen u. s. w. mehr Reiz gewinnt. Das 43 Klafter lange Gebäude, des untern Kupferhammers ist sehenswerth. Unter den 8 Schlagwerken befinden sich 5 Breit- und 3 Tief-Hämmer, dann ein offener Tigelheerd mit 2 hölzernen Spitzbälgen zum Einschmelzen des Schmöllnitzer, Altwasser und Strazenaer Kupfers, für den Kupferhammer ein Spleißheerd, ebenfalls mit 2 Spitzbälgen und 1 Halbhochofen mit einem Kastengebläse zum Schmelzen der Spleißabzüge und Hammerkräze. An der Welle, welche das Kastengebläse bewegt, sind hölzerne mit Eisen beschlagene Evoluten, oder den Windkästen anstatt Krümmlinge Scheiben, worüber von den Druckschemmeln Uhrketten laufen, die unmittelbar mit den Kolbenstangen in Verbindung stehen. Der Kupferschmied bekömmt dermahlen für den Centner Arbeitslohn 2½ fl. W. W. folglich um 30 kr. mehr als der Schmöllnitzer, was aus Rücksicht der Theurung dieser Gegend geschieht. Der Preis des Kupfers ist 115 fl. per Centner, mit Zugabe des alten Kupfers kann man jedoch neues gegen Abgang von 6 Pfund per Centner einlösen, und dann werden 12 kr. per Pfund Schmiederlohn bezahlt.

Zur Schlagung des Spleißheerdes wird folgende Proportion genommen:

16 Laufbahren weißen Thones
12 dto. grünlich grauen Thonschiefers.
12 Laufbahren Glimmerschiefer und
8 dto. Kieselsand.

Mit einem Zurichten des Heerdes werden 12—14 Spleißen pr. 30 Centner vorgenommen, wovon eines 6, 7, 8—12 Stunden dauert. Bei uns in Taiova bei Neusohl werden 52 Centner zum Verspleißen vorgewogen und 7 bis 9 Schichten auf einen Heerd, oder in einem Zumachen verrichtet. Der im Durchmesser 9 Schuh betragende Heerd wird hier aus 12 Laufbahren harten Gestüb- und 12 Laufbahren Kieselsand festgeschlagen. Das harte Gestüb besteht aus ⅔ Thonerde und ⅓ Kohlenstaub. Beim Zustoßen der hier üblichen 3 großen vorgerichteten Spleißtiegel wird hingegen die Hälfte von harten und die zweite Hälfte von weichem Gestübe genommen. Das weiche Gestübe besteht aus gleichen Theilen Thonerde und Kohlenstaub. Mit einem Ofen werden demnach auf 9 Schichten 468 Cent. verspliſſen, und hievon 300 bis 360 Garkupfer erzeugt, das Uebrige wird in die Abzüge als Kupferoxyd getrieben und im Hochofen als Kupfer reduzirt. Eine Schicht dauert hier 8—10 Stunden.

Der obere Kupferhammer zu Maluschina zeichnet sich durch seine Regelmäßigkeit und innere Vorrichtung besonders aus. Das Fluder ist auf einer 1 ½ Klafter hohen Mauer innerlich angebracht. Die Blasbälge werden mittelst kupfernen Röhren, die über die Gleichfeuer angebracht sind, in die Form geleitet. Beim Gußheerd ist Kastengebläse wie beim untern Kupferhammer. Uebrigens gehört diese Kupferhandlung von welcher in keiner Geographie Erwähnung gemacht wird, zu dem Schmöllnitzer k. k. Oberamt, und empfängt mittelst dieser Behörde die weitere Verfügungen und Verordnungen von der Wiener k. k. Kammer in Berg- und Münzwesen.

Der Weg von Maluschina bis Hradek führt zwischen hohen Uebergangskalkstein an Kohlungen und Sägmühlen vorbey. Je mehr man sich diesem Orte nähert, desto mehr werden die letzten Spuren der weiland von Wiesnerischen Anlagen sichtbar. Allenthalben herrscht eine gewisse Ordnung, die sich zum Theil bis auf unbedeutende Kleinigkeiten erstreckt. Die Regelmäßigkeit der aufgeführten schönen Wohnungen, die dreifache Lindenallee durch den Ort, der nach den angebrachten Tafeln und Wegweisern an den Straßen den Nahmen k. Niederlage führt, und mehrere Anordnungen lassen auf den guten Geschmack schließen, den ihr Schöpfer hatte. Das Forstinstituts-Gebäude mit der Innschrift:

BeLLo CessanteInter CasareM et gaLLos
aC paCe ConfeCta.

Musa sub auspiciis Augusti Cæsaris, atque Regis Francisci Deferor usque ad Hradek. Palladis et sylvæ doceo artem adiuta potenti hic benefactorum munere nunc habi-

---

te für Manipulationen jeder Art keine elendere Verkohlungsmethode existiren, als die slowakische, die man obendrein noch in dem Grade vernachläßigte, daß man es der Mühe nicht werth achtete, nachzusehen, und das Ganze der leichten Einsicht so mancher Waldhüter überließ.

Die vorzügliche Eigenschaft einer guten Kohle ist, daß sie ohne Rauch brennt, ohne Gebläse keine Flamme giebt, ohne Beitritt der äußern Luft im Feuer unzerstörbar bleibt und keiner Fäulniß unterworfen ist. Sie muß also bestehen aus einem erdigen Antheil (Asche) und Kohlenstoff. Noch erkennt man eine gute Kohle an ihrer besondern Härte, an ihrem eigenthümlichen hellen Klang, an einem gewißen silberweißen Glanz, durch das nicht Abfärben, durch eigenthümliches Gewicht, und durch ihre scharfe Kanten beim Bruche. Viele dieser Eigenschaften beruhen auf die Abstockung des Holzes, nach welcher Art, und in welcher Jahreszeit es abgetrieben wurde, und wie lange es der Fäulniß überlassen wird, bis man es verkohlte.

to, huc quod pertigerim Franciscus, non nego Wisner de Morgenstern et causa et origo fuit ist aufgelöst, und in eine Normalschule aus 3 Klassen bestehend umgestaltet. Mit ihr ist auch eine sogenannte Strick- oder Industrieschule vereinigt, in welcher Mädchen umliegender Gegend in den Frauenzimmerarbeiten Unterricht und Leitung erhalten. Die Lehrerin wird, so wie die übrigen Professoren vom Könige bezahlt. Es wäre zu wünschen, daß diese theuer erkaufte Anstalt höheren Ortes erhalten werden möchte; wenigstens fühlten die minder besoldeten Beamten nicht so sehr die Last, die ihnen die auswärtige Erziehung ihrer Kinder auflegt. Bei der Industrieschule werden die Materialien als Seide, Zwirn, Nähnadeln u. d. gl. vom hohen Aerario angeschafft, und bei den doppelten jährlichen Prüfungen licitando erstanden. Das eingegangene Geld für verfertigte Strümpfe, Häubchen, Röckchen, Strick- und Geldbeutel und andere weibliche Arbeiten bestimmt man von Seiten der Anstalt zur Anschaffung der Materialien. Da mich dieser Zweig der Erziehung aus mehrerer Rücksicht interessirt, so kann ich nicht umhin, öffentlich der thätigen Vorsteherin meinen wärmsten Dank und meine Wünsche für den glücklichen Fortgang ihrer Anstalt darzubringen. Ich war so sehr überrascht bei dem Anblicke 6—7jähriger arbeitender Mädchen, daß, wäre ich nicht selbst Augenzeuge ihrer Beschäftigungen gewesen, ich kaum geglaubt haben würde, daß die Arbeiten die ich sah, von so zarten Händen verfertigt werden könnten. So viel — kann frühe Gewohnheit und eine kluge Meisterhand bei Kindern bewirken!

Die Feuergewehrfabrik, die in 4 großen abgesonderten Gebäuden am Arme des Wagflußes der hier schon bedeutend breit wird, angebracht ist, verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als sie die einzige im Lande ist, die selbst die steyrischen Anstalten dieser Art in der Qualität der Erzeugung übertrifft. Jedes der 4 Werke steht in einer bestimmten Entfernung von einander, so zwar, daß der Fall des Werkes Nro. 1. durch Nro. 2, 3. bis 4. geht, und das Ganze mit leichter Mühe übersehen läßt. In jedem Werke sind 2 Streck- und eben so viele Schweißhämmer, 4 Bohrmaschinen, 2 Zugbänke nebst 2 Schleifsteinvorrichtungen. Die Manipulation ist im Wesentlichen folgende: Der in den zur k. Kammeralherrschaft gehörigen Eisengruben gewonnene 25—26 per Centige Eisenstein wird im Hochofen zu Oberhrabek verschmolzen, in den dabei stehenden Eisenhämmern geschmiedet und als Büchsenbrand *) in die Werke überliefert. Nachdem die Röhren vom Gröbsten verfertiget worden, werden sie geschweißt, welche Arbeit stufenweise vor sich geht, damit die Zusammenfügung an keinem Punkte fehle, daher wird denn ein Rohr wohl 13 bis 14mal geschweißt. Ist das Rohr gehörig ausgerichtet, so kommt es zum Bohren, dann zum Ziehen, endlich zum Schleifen. Bei jeder dieser Arbeiten, muß die Vorschrift genau beobachtet werden, nach der das Rohr den Forderungen einer k. k. Feuergewehr-Oberdirektion in Wien entspricht, sonst fällt die Arbeit als Ausschuß zur Last des Arbeiters. Jedes Stück wird vom Meister untersucht, vistirt und zur Beschießung (Tormentiren) dem, die Aufsicht führenden k. k. Artillerie-Oberlieutenant übergeben. Man nimmt zu einer Einlage 122 Stück Infanterieröhren, die mit doppelter Ladung eines 86 gradigen Pulvers geladen werden. Alle Röhren liegen der Länge nach auf einer eisernen Bank, und sind mit 2 Querbalken fest zugekeilt. Ist diese Vorrichtung geschehen, so werden die Thüren abgeschlossen, und die Batterie, die ihr Pulver durch eine Maueröffnung an der durchaus angebrachten Rinne der Einlage, den Zündlöchern mittheilt — angezündet. Die Explosion gleicht einem Kanonendonner, und der Boden unter den Füssen zittert, so stark ist die Wirkung der doppelten Ladungen *) bei einer Zahl von 122 Stücken. Die ausgeschossenen Kugeln werden in dem, vor der Mündung aufgehäuften Sandhügel aufgesucht, und neuerdings benutzt. Bei der Beschießung der Husarenkarabiner ist die Gefahr größer. Da die Röhren kürzer sind, so erlauben sie nur in der Mitte eine Festmachung an der eisernen Bank, mit dem hölzernen Balken. Wird das erste und zunächst der Batterie gelegene Rohr tormentirt, so dreht es sich durch die große Kraft aus der Stellung gebracht, gegen die linke Seite, welcher Richtung die übrigen um so leichter folgen, als die Röhren, durch die immer stärker werdende Wirkung mehr und mehr aus ihrer geraden Lage und Richtung kommen müssen, daher ist die linke Mauer durchaus zerschossen. Nach vollendeter Tormentirung wird jedes einzelne Rohr untersucht. Der kleinste Splitter, oder die unbedeutendeste Ritze bringt es in die Zahl des Ausschußes. Diese strenge Untersuchung hat von einer Seite das Gute zur Folge, daß ein mit dem Stempel des vistirenden Oberaufsehers und des k. k. Oberlieutenantes versehene Rohr nicht mehr darf ausgeworfen, und von der k. k. Feuergewehr-Oberdirektion in Wien angenommen werden muß.

Die Arbeit geht übrigens so gut von statten, daß sich bei einer Beschießung von 3000 Stücken kaum 25

*) Büchsenbrand nennt man hier, wie ein 4 Zoll breit und 2½ Fuß lang geschmiedetes Eisen, aus welchem die Flintenröhren über einen eisernen Dorn geschmiedet werden.

*) Eine doppelte Ladung besteht aus 1¼ Loth Pulver und einer 1½löthigen Kugel.

Röhren als völliger Ausschuß zeigten, woraus der hohe Grad der Vervollkommung sichtbar wird. Die Lieferungen geschehen mittelst Flößen an der Waag bis Szered im Neutraer K. von wo an sie auf der Axe über Preßburg nach Wien spedirt werden. Die jährliche Erzeugung beläuft sich im Durchschnitte auf 24,000 Stück, was gegen die Eisenproduzirung dieser Gegend immer sehr viel ist.

Die dasigen Sägemühlen sind im besten Zustande. In der Niederlage, oder zu Hradek selbst, steht eine große Sägemühle mit 4 Doppelsägen und 2 einfachen oder Schrotsägen. Die letztern sind dem, vor dem Gebäude aufgethürmten Klötzen die nächsten, und schneiden nur die sogenannten Schwertlinge ab. Außer dieser steht in Ober-Hradek eine Mühle mit 2 einfachen und 2 Doppel-Sägen, in Kehota 1 einfache und 1 doppelte in Kokowa 1 einfache. Diese zusammen genommen verschneiden 35 bis 40,000 Klötze, woraus 300,000 Pfosten und Bretter erzeugt werden.

Der 54,000 Joch betragende Wald ist in 100 Schläge oder Sektionen eingetheilt. Aus diesem werden jährlich im Durchschnitte 30,000 Stücke Flößholz abgestockt, das nach Verschiedenheit der Größe und Qualität bei Hradek sortirt wird. Hier werden dann die Flöße gebaut, wozu gewöhnlich 13 Stück für einen genommen werden. Die Triftung des Flößholzes geschieht vom April bis Juni und Juli. Ueberhaupt ist der Reichthum und Ertrag an Waldungen hier so groß, daß nicht nur das zum einheimischen Bedarfe nöthige Bau- und Zeugholz vorhanden, sondern auch zu jenen Fabriken die nothwendig Holz brauchen zureichend, und in Menge da ist, so zwar, daß trotz der großen Summe die jährlich an Klötzen abgestockt wird, man nicht im Stande ist, die jährliche Sektion abzutreiben. Dabei herrscht die schönste Ordnung, Vorsicht und Industrie. Kaum ist der Schlag beendigt, so wird er mit neuem Anwachs versehen; kaum wüthet der Orkan, der tausend Stämme zu Boden streckte, so sind auch tausend Hände da, die durch die kluge und weise Leitung des Herrn Präfekten eines äußerst humanen Mannes, manche wegschaffen, manche schälen, und so dem Ruin entreissen *). Durch wohlangebrachte Wasserrießen wird das Holz von höherem Gebirge in die niedere Gegend, und an der Waag weiter bis Hradek herabgetriftet. Ueberhaupt macht die Forstkultur dieser k. Herrschaft Hradek und Likawa den Herren Vorstehern viele Ehre, das haben große Männer aus diesem Fache bestätiget, und mir bleibt nur der einzige Wunsch übrig, daß man diesem schönen Beispiele in andern Gegenden recht bald folgen möge. Der große Vorrath von Waldsamen ist ein Beleg, wie vorsichtig man zu Werke gehe, und wie sehr man sich bemühe, die abgestockten Waldstrecken zu besäen, und die Nachwelt vor Holzmangel zu sichern. Die Methode mit beflügelten Nadelholzsaamen anzubauen, schien mir besser als jene, bei welcher dem Saamen die natürlichen Flügel benommen werden; da ersterer durch sein allmähliges Drehen, während dem Fallen gewöhnlich die Lage erhält, welche die schicklichste ist zum baldigen Keimen, auch wird durch das Nichtabnehmen der Flügel viel Zeit und Mühe erspart.

Die hiesige k. Salzniederlage versendet Wieliczkaer und Marmaroscher Salz über Rosenberg nach mehreren Gegenden, unter andern auch nach Neusohl.

Die schönen Wassergebäude, Brücken, Rechen, Währen und Schleußen, die dem Orte von der Wasserseite neue Reitze verschaffen, haben zwar bei der Ueberschwemmung von 1813 viel gelitten, sind aber durch die wahrhaft eiserne Mühe und Anstrengung und die kluge Verwendung und Anordnung des Herrn Präfekten in den kältesten Monaten zu Stande gebracht worden. Unter mehreren Schleußen gefiel mir jene, bei der eine Generalvisitation der Flöße und ihrer Ladungen vor sich geht. Man ist nemlich mit dem umliegenden Adel des löbl. Liptauer Komitats einverstanden, daß das Familienholz wenn es an die Floßbauern verkauft wird, mit gewissen Signaturen versehen werden müsse. Diese sind der Hradeker Behörde bekannt. Kommen nun die Flöße in größerer Zahl an, so werden sie von dem Wache haltenden Aufseher angehalten und visitirt. Findet sich kein verdächtiges Stück Holz, so wird dieß mittelst eines Kanzleischeines oder Bolette bestätiget und dem Floße die weitere Fahrt gestattet. Ist es aber verdächtig, so wird es als Contreband aufbewahrt und die weitere Anzeige öffentlich bekannt gemacht. Durch diese Anstalt setzt man, wenn schon nur zum Theile, dem Waldfrevel und Waldbeschädigungen nachahmungswerthe Gränzen.

*) Ich habe den Fleiß dieser Arbeiter bewundert, als ich im Frühjahre d. J. auf einer Alpenreise mehrere sah, die im höchsten Gebirge der Luschnaer Gegend im Liptauer C. diese Arbeit verrichteten.

Hebräische Dichtungen
frei nachgebildet.

Davids Klage über Sauls und Jonathans Tod.

(II. Sam. I. 19.—27.)

Saul, Davids unversöhnlichster Feind, hatte eine große Schlacht gegen die Philister verlohren. Drei seiner Söhne, und unter diesen dreien David

geliebter Jonathan, starben den Tod der Helden. Saul selbst stürzte verzweifelnd in sein eigenes Schwert. Als dem Sohne Isai's diese Schreckenskunde ward, da zerriß er — ein Zeichen des höchstens Jammers — seine Kleider, Thränen entstürzten seinen Augen und tiefempfundener Schmerz wühlte in der Brust des Edlen. Endlich überströmten seine Empfindungen und trauernd mischte sich seine Stimme in seiner Harfe Klagetöne. Er sang:

Wehklage Israel! dein König fiel
Und deines Königs hochgesinnter Sohn!
Dahingemordet liegt das edle Paar
Auf jener Höhen unwirthbarem Rücken, [1])
Der Unglücksboden trank der Tapfern Blut.
O bringt sie nicht nach Gath [2]) die Schreckenskunde!
Verbergt sie sorglich Askalons [3]) Bewohnern,
Daß nicht der Freude wonnig Hochgefühl
Der stolzen Philistäer Jungfrau'n schmecken,
Daß nicht die Töchter unbeschnittner Männer
Ob unsrer Schmach in Jubel sich ergießen!
Kein Thau erquick' euch, Berge Gilboa's!
Kein Regen träufle sanft auch auf hernieder! [4])
Das Saamenkorn erstick' in euren Feldern,
Daß auch nicht Eine Garb' entkeim', Jehoven
Zum Erstlingsopfer [5]); denn der Heldenfaust
Der Tapfersten — des Königs Faust — entsank
Auf euch [6]) der Schild, als wär' er ungesalbt
Mit heil'gem Oehl! [7]) Im Mordgewühl der Schlacht,
Wo Helden kämpften, kämpft' auch Jonathan,
Und sicher traf sein wurfgewandter Pfeil.
Das Schwert von Feindesblut geröthet kehrte
Stets aus des grausen Kampfs Entscheidung Saul,
Mit Beute der Erschlagenen reich beladen. —
Saul, Jonathan — geliebte, hochverehrte,
Als ihr noch lebtet! — auch im Tode seyd
Ihr nicht getrennt, die ihr des Adlers Flug
An Schnelligkeit, [8]) den Leu an Kraft besiegtet.
Laßt Thränen fließen, Töchter Israels!
Denn Saul ist nicht mehr, der mit Prachtgewändern
Von Purpur eurer Schönheit Reiz erhöhte,
Und mit des Goldes Feuerglanz euch schmückte. —
Die Tapfern, ach, sie fielen in der Schlacht!
Dahin gemordet liegt auf jenen Höhen
Der edle Jonathan! — Freund meiner Seele,
Geliebter, ewig werd' ich um dich trauern!
Mehr liebt' ich dich, als Brüder je sich liebten;
Weit inniger hieng ich an dir, als je
Des glüh'nden Jünglings reges Zartgefühl
An der Geliebten hieng! — Die Tapfern, ach,
Sie sind gefallen, und mit ihnen fiel
Des Heeres hohe Kraft, des Heeres Stärke!

Anmerkungen.

[1]) Die Schlacht fiel in südwestlichen Theile des Thales Israel, oder, wie es Büsching nennt; der Ebene Esdrelon im nördlichen Palästina vor, hart am Gebirge Gilboa, an dessen Fuße Saul mit seinem Heere sich gelagert hatte. Nach verlohrener Schlacht suchten sich die Hebräer durch die Flucht in dieses ihnen im Rücken liegende Gebirge zu retten, und auf dieser Flucht geschah es, daß Saul, dem die verfolgenden Feinde schon hart an der Ferse waren, sich selbst den Tod gab, um nicht lebend in ihre Hände zu gerathen. Jonathan hatte schon früher seinen Tod gefunden.

[2]) Die zweite Hauptstadt der Philister in Palästina von Norden nach Süden zu, der Sitz eines kleinen Stammfürsten. Man vergl. I. Sam. 21. 10—11.

[3]) Eine alte Stadt im Lande der Philister an der Seeküste mit einem guten Haven.

[4]) Man denke sich, um ganz in den Sinn dieser Verwünschung einzudringen, recht lebhaft in die Lage eines Morgenländers, der in seinem wasserarmen Fluren Thau und Regen, so wie überhaupt Wasser für das beste und angenehmste Geschenk des Himmels hält.

[5]) Die alten Hebräer waren durch ihr Gesez verbunden, von allen ihren Früchten die Erstlinge Jehoven als Opfer darzubringen, woraus ein Theil der Einkünfte ihrer Priester bestand.

[6]) Ihr Berge! nämlich.

[7]) Die Beschmierung des mit Leder übergezogenen Schildes mit Oehle scheint bei den alten Hebräern — abgesehen von allem anderweitigen Nutzen — auch eine andere Art von Consecration gewesen zu seyn, daß er unverletzlich seyn sollte, wie aus der Vergleichung dieser Stelle mit einer andern bey Jes. 21. 5. erhellet.

[8]) Schnelligkeit im Laufen gewährte im Alterthume bei der damaligen Art Krieg zu führen die entschiedensten Vortheile. Aber auch außerdem durfte der schnelle Läufer im Wettrennen einen ehrenvollen Sieg, und auf der Jagd reichliche Beute und Ruhm als den Lohn seiner Fertigkeit erwarten. Kein Wunder also, daß diese ehemals mit Recht unter die gepriesensten Vorzüge gehörte. Man erinnere sich nur an Vater Homers Achilleus, der die ganze Iliade hindurch mit dem πόδας ἀκὺς ausgestattet erscheint. Man vergleiche auch II. Sam. 2. 18—19.

F.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser

1814. Nro. 56. November.

Don Franzisko Espoz y Mina, spanischer Guerilla-Hauptmann.

Ueber diesen seltenen Mann, der noch ganz vor kurzem der gegenwärtigen Regierung in Spanien gefährlich zu werden drohte *) hat der Oberst Don Lorenzo Jimenes Folgendes bekannt gemacht. **)

„Als wir Kriegsgefangene alle, von dem auf vielen Umwegen gemachten Marsche ermüdet, und von Kummer und Angst gefoltert, beinahe schon die französische Grenze erreicht hatten, wurden wir insgesammt, nemlich 21 Offiziere und 800 spanische Soldaten durch den berühmten Feldherrn Don Franzisko Espozy Mina, und durch seine tapfern Waffenbrüder gerettet. Alles was ich erzähle, habe ich theils mit eigenen Augen gesehen, theils von Mina selbst gehört, dessen Wahrheitsliebe in ganz Navarra bekannt, und niemals bezweifelt worden ist.

Am 25ten May 1811 marschirten wir aus Vittoria von 1600 französischen Soldaten zu Fuß und 206 zu Pferde begleitet. Kaum hatten wir zwei Stunden Weges zurückgelegt, als wir zwischen Mondragon und Vittoria zur rechten und linken Seite der Landstraße zwei Waldungen zu Gesicht bekamen. Sobald wir uns ihnen näherten, hörten wir einen Schuß fallen. Gleich darauf flog ein mörderischer Hagel von Kugeln vorn, zu beiden Seiten und im Rücken auf uns; viele wurden zu Boden gestreckt, und viele verwundet; die unüberwindlichen Franzosen wurden von einem so großen Schrecken ergriffen, daß sie weder Ordnung unter sich erhalten, noch den geringsten Widerstand leisten konnten. Sie waren nicht einmal im Stande ihren Feind zu sehen, denn die Guerillas hatten sich theils im Gebüsch versteckt, theils waren sie auf die Bäume gestiegen. Mitten in dieser Verwirrung mußten die Unüberwindlichen uns bitten, ihnen Beistand zu leisten. Der unerschrockene Mina griff sie jetzt mit 150 Reutern im Rücken an, hieb alles nieder, was ihm in den Weg kam, verbreitete Schrecken auf der Landstraße, und tödtete Männer, Weiber und Kinder. In diesem Augenblicke liefen wir mitten unter dem schärfsten Feuer zu unsern Freunden und Vertheidigern hinüber, und jeder suchte nur sein Leben zu retten. Sobald dieses schreckliche Gemetzel vorüber war, hatte ich das Vergnügen Mina zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten. Er ließ uns nach Zalduendo, welches 6 Stunden Weges von dem Orte wo dieser Ueberfall geschah, liegt, in Sicherheit bringen. Der ganze Transport, welcher auf nicht weniger als eine Million Speciesthaler an Werthe geschätzt werden konnte, fiel ihm in die Hände; 7 bis 800 Franzosen wurden niedergehauen, 150 aber, nebst dem Obersten Lafite und 8 Offizieren zu Gefangenen gemacht. Ich muß hier des Umstandes erwähnen, daß Mina unter seinen Leuten einen Landsmann hat, welcher vier Musketonläufe von einem Schafte abfeuert. Sie sind so gemacht, daß sie sich auf einer Achse drehen, welche er mit einer Kette auf dem Erdboden befestigt. In jeden Lauf ladet er 32 Kugeln, und alle vier Läufe feuerte er mittelst eines einzigen Schlosses ab. Bei diesem Ueberfalle zerstörte er mit einem Drucke vier Kutschen, welche im Transporte waren, und tödtete alle Frauenzimmer und Offiziere, welche sich darin befanden.

Den Spion, welcher ihm von diesem nach Frankreich bestimmten Transporte von dem Tage, an welchem er abgehen würde, von der Anzahl der darin befindlichen spanischen Kriegsgefangenen, von den französischen Truppen, welche dieselben geleiteten, und von vielen andern Umständen Nachricht gab, ließ er an den Felsen binden und stellte eine Schildwache mit dem gemessenen Befehle zu ihm, ihn zu erschießen, sobald er versuchen sollte zu entlaufen. Als der Ueberfall, welcher, fünf ganzer Stunden ununterbrochen fortdauerte, zu Ende war, ließ er ihn holen, und sagte: „Du bist ein guter Kerl, du hast mich nicht betrogen, geh, hier sind sechstausend harte Thaler zu deiner Belohnung.“

*) Bekanntlich hat ihn nach seiner Flucht aus Spanien die französische Regierung in ihren Schutz genommen.

**) Der (englische) Verkündiger London 1812 und 1813. N. 24. 25. Rhus Zeitschrift April 1814.

Ungefähr anderthalb Stunden Weges von Vitoria kamen wir auf ein Dörfchen, wo alle Häuser zugeschlossen und keine lebendige Seele zu sehen war. Dieß kam daher, weil Mina, sobald er beschlossen hatte, sich in den Hinterhalt zu legen, am Abende zuvor ins Dorf gegangen war, und alle Menschen weggeführt hatte. Er ließ Männer, Weiber und Kinder, Alt und Jung, auf den Markt kommen, band sie zwei und zwei zusammen, umgab sie mit seinen Leuten, ließ sie in die Gebirge bringen, und stark bewachen; dabei sagte er ihnen, daß, wenn sie sprächen, oder das mindeste Geräusch machten, sie auf der Stelle niedergestoßen werden sollten; dagegen, versprach er ihnen, wenn sie sich nicht widersetzten, sie in acht Stunden wieder auf freien Fuß zu setzen. Sonach war es den Franzosen unmöglich von dem Hinterhalte etwas zu erfahren.

Mina ist ein wohlgebauter Mann, von blühender Gesichtsfarbe, rüstig, ungefähr fünf Schuh und 8 Zoll groß, von wenig Worten und offen in seinem Betragen. Er haßt liederliche Weibsbilder, und erlaubt weder Offizieren noch Gemeinen eins mitzunehmen; ja er leidet unter seinen Leuten keinen, der sich mit solchen Frauenzimmern abgiebt. Er ist zwanzig bis dreißig Jahre alt, und nimmt sehr wenig Nahrung zu sich. Er schläft nie mehr als zwei Stunden in der Nacht; er hat dann allemal seine geladene Pistolen im Gurte stecken, und die wenigen Nächte, welche er in einem Dorfe zubringt, schließt er seine Stube zu. Er ist sehr in sich gekehrt, und nie mittheilend. Seine Offiziere wissen schlechterdings niemals wohin er zu maschieren gedenkt. Sobald die Trommel gerührt wird, es sey nun um die Namen abzurufen, oder aus einer andern Ursache, so muß sich jeder stellen, und zwar die Offiziere zu Pferde, (das heißt, blos die Capitains, denn die andern dürfen keine Pferde haben) und ihre Maulthiere mit Gepäck beladen. Wenn seine Leute es sich am wenigsten versehen, tritt er hervor und ruft: folgt mir! So marschirt er oft dreißig Meilen weit, und sogar an dem Tage, wo er den beschriebenen Angriff machte, mußten sie 40 engl. Meilen marschiren, ohne zu essen oder ihre Pferde und Maulesel zu füttern. Er hatte damals gerade weder Speise für seine Leute noch Futter für ihre Thiere; wenn er aber Ueberfluß daran hat, ist er sehr freigebig damit, und erlaubt niemals, daß man etwas dafür bezahlt nehme. Doch das Volk glüht so von Vaterlandsliebe, und ist dem Mina so zugethan, daß es alles gern hergiebt. Wenn ein Freiwilliger zu Fuß bei ihm dienen will, so ist es ihm nicht verstattet etwas anders mitzubringen als ein paar Pantoffelschuhe, Halstrümpfe, Hosen und ein Camisol. Ist Mina's Hemde schmuzig, so geht er in das erste beste Haus, und sagt: „mein Hemde ist schmuzig, gieb mir ein reines." Der Landmann tauscht mit ihm, und wenn er Zeit hat so wäscht er es, und bekommt das Seinige zurück; wo nicht, so behält er Mina's Hemde und Mina des Landmanns. Die Gewehre seiner Leute sind alle von außen rostig, aber er sieht sehr darauf, daß sie inwendig rein sind, und gute Schlösser und Feuersteine haben: die Bajonette sind mit einer Kruste von Feanzosenblut überzogen. Der Hauptmann, der den Vortrab anführt heißt der Dos Pelos. Bei dem lezten so eben erzählten Angriffe, ließ er alle seine Leute drei Kugeln in ihre Flinten laden und sagte nachher: „ich weiß, sie thaten was ich ihnen befahl, denn beim ersten Abfeuern tödteten und verwundeten sie sechzig Personen." Seine Reiterei bestand aus 150 unerschrockenen tapfern Leuten, die eine kurze Weste und blaue Pantalons, wie die Husaren, trugen; ihre Müzen sind wie die übrigen in der spanischen Armee, mit dem Unterschiede, daß sie ungefähr eine Elle rothes Tuch, welches auf eine Spize zuläuft, und unten eine goldne Quaste hat, den Rücken hinabhängen lassen. Sie tragen alle Pantoffelschuhe und Sporen; Mina selbst zieht niemals Stiefeln oder Halbstiefeln an, sondern Pantoffelschuhe, damit er desto leichter entkommen kann, wenn er vom Pferde gestoßen wird und steile Berge hinanklettern muß. So hat er sich mehrmals durch eine Art von Wunder gerettet.

Will ein junger Mensch unter seiner Reiterei Dienste nehmen, so prüft ihn Mina erst, dann ruft er den befehlshabenden Offizier des Fußvolks zu und sagt: „Dieser junge Mensch will unter der Reiterei dienen, nehmen Sie ihn erst unter Ihr Corps und sagen Sie mir, wie er sich aufführt." In dem ersten Gefechte, welches vorfällt, behält dieser Capitain, der die Infanterie kommandirt, und zu Pferde ist, den jungen Menschen während der ganzen Action nahe bei sich, und giebt genau darauf Acht, wie er sich beträgt; wenn er nun auf diese Art vier Gefechten beigewohnt und sich ausgezeichnet hat, so bringt ihn der Capitain zu Mina und sagt: „Dieser Bursche geht an, er verdient für sein Vaterland zu sterben." Mina giebt ihm dann Waffen und ein Pferd, und nimmt ihn unter seine genaue Aufsicht. Daher kommt es denn, daß sein kleiner Haufe aus den verzweifeltsten und unerschrockensten Spaniern besteht, die man nur finden kann.

Mina hat in seinem Trupp einen vierzehnjährigen Knaben, welcher auf einem Füllen reitet. Die Gewehre, welche er hat, nemlich eine Carabine mit doppelten Laufe, ein paar Pistolen und einen Hieber, sind nach seiner Größe eingerichtet. Er ist allemal im Vortrabe, und geht daher zuerst ins Treffen. Dieser Bursche gerieth ganz allein unter fünf französische Reiter und rief ihnen zu, daß sie sich ergeben sollten. Da die Franzosen sahen, daß der Knabe ein starkes Kommando von Mina's Reiterei anführte, so machten sie rechts um

und wollten fortsprengen, als der Bursche einen von ihnen angriff und ihn vom Pferde stieß, auch hielt er den Zaum eines andern, bis ihm seine Kameraden zu Hülfe kamen und beide niedermachten. Mina sagt selbst, der Junge gehöre zu den wackersten seiner Leute, und wenn Mina das sagt, so kann man sicher glauben, daß der Junge nichts Gewöhnliches ist.

Von den Franzosen wird Mina der König von Navarra genannt. In jeder Stadt, in die er kommt, findet er alles, was er braucht; die ganze Provinz rechnet es sich zur Ehre ihn bewirthen zu können. Keiner von seinen Offizieren in Navarra bezahlt für seine Mahlzeiten: man bringt ihnen alles unentgeldlich zu. Dieser außerordentliche Mann hat die Spione der Franzosen auf eine geschickte Art los zu werden gewußt, ohne sie ums Leben zu bringen. Bringt ihm einer von seinen Leuten einen Spion, so läßt er ihn ganz nakt ausziehen, um zu sehen, ob er etwa Papiere, Plane oder Risse bei sich habe. Findet er etwas dieser Art, so ruft er gleich einen seiner Wache und sagt: „Dieser Kerl hier ist ein Spion; haut ihm das rechte Ohr ab.“ Der Soldat, welcher hierin ziemliche Uebung besitzt, zieht seinen Säbel, und verrichtet die Operation trotz dem besten Wundarzte. Hierauf nimmt er ein glühendes Eisen und brennt dem Spion damit auf die Stirn die Worte: Viva Mina ein. Diese Brandmarke muß der Mensch sein ganzes Leben hindurch behalten, und die, welche dies schimpfliche Mahl an sich tragen, scheuen so sehr das Auge der Welt, daß man sie, wie ich von guter Hand weiß, ganz vereinsamt und verhungert in den Gebirgen angetroffen hat. Seine Kranken und Verwundeten ließ er in einem Hospital unweit eines Dorfes heilen, welches Estella heißt und am Abhange eines Berges liegt. Es sind zwei geschickte Wundärzte dort angestellt, und sechs Krankenwärterinnen bedienen die Patienten. Alles was man dort nur brauchen kann, wird unentgeldlich hingebracht. Die Franzosen kennen den Ort sehr wohl, wo er dies Hospital angelegt hat, und haben sich mehrmals bemüht, es zu überrumpeln, allein es ist ihnen immer fehl geschlagen. Mina hat allemal Nachricht davon, wenn sie kommen; die Einwohner des Dörfchens machen sich dann alle auf, legen die Kranken und Verwundeten auf Bahren und tragen sie auf ihren Schultern sechs Stunden Weges weit in die Gebirge, wo sie in völliger Sicherheit bleiben, bis die Franzosen wieder abziehen. In dem Berge, auf dessen Seite das Hospital steht, ist auch eine Höhle, wo er sein Schießpulver, das er immer in Menge vorräthig hat, selbst verfertigt. Mina muntert das Navarrische Volk auf, mit den Franzosen zu handeln, und versieht sie zu diesem Endzwecke mit Päßen. Auf diese Art verschafft er sich viele Sachen, die seinen Leuten zum Nutzen und zur Bequemlichkeit dienen, und die er sonst nicht bekommen könnte. Dafür, daß er diesen Handel erlaubt, giebt man ihm alles, was er bedarf, unentgeldlich. Sind die, welche um Erlaubniß zu handeln ansuchen, reich; so läßt er sich mit baarem Gelde dafür bezahlen, womit er theils seine Leute besoldet, theils aber und vornemlich seine Spione belohnt, die ihm die Bewegungen der Franzosen hinterbringen. Solche Menschen bezahlt er mit der größten Freigebigkeit, wofür er auch immer die zuverlässigsten Nachrichten von den feindlichen Bewegungen hat. Wenn die Alcalden oder Schulzen eines Dorfes von den Franzosen Befehl erhalten haben, eine Requisition zu machen, und Mina nicht augenblicklich davon unterrichten, so geht er des Nachts in ihre Häuser und erschießt sie. So hat er nicht weniger als neun von diesen Menschen erschossen. Erhält aber Mina die Nachricht, so nimmt er sogleich seine Maaßregeln — entweder fängt die Bothen der Feinde auf, oder er überfällt ihre Commando's, oder beunruhigt sie auf eine oder die andere Art. Jeder Freiwillige bekommt Wein, Fleisch und Brod im Ueberfluß. Alles was er in einem Treffen wegnimmt, kann er behalten, doch muß er erst warten, bis die Action vorüber ist; Mina erschießt jeden der plündert, wenn er sich schlagen sollte. Seine ganze Taktik schränkt sich darauf ein, daß er eine Schlachtordnung und eine Colonne formiren und attakiren kann, ferner wird genau darauf gesehen, daß keiner feuert, ohne gewiß zu treffen. Kartenspiel erlaubt er weder seinen Offizieren noch seinen Gemeinen. Plünderer erschießt er allezeit. Offiziere und Gemeine sind der Bestrafung ausgesetzt, wenn sie ihre Pflicht aus den Augen setzen. Er nimmt niemals weder einen regulairen Soldaten noch einen gehörig unterrichteten Offizier in sein Corps auf, denn er sagt: „Diese Herren bilden sich viel auf ihre Theorie ein, und doch sehe ich, daß ihnen alle ihre Unternehmungen fehl schlagen.“ Sein Unterbefehlshaber heißt Guruchaga, ist beinahe so alt als er selbst, aber größer und schlanker, ein überaus hitziger Mann, von wenig Kopf, jedoch unglaublich tapfer, ungestüm im Gefecht und führt den Säbel mit gewaltiger Hand. Mina hält sehr viel auf ihn, und er ist der einzige Mann, dem er völlig traut, und den er zuweilen um Rath fragt. Guruchaga ist sehr strenge gegen die Truppen und weiß sich bei ihnen in Furcht und Achtung zu setzen. Gemeiniglich giebt er darauf Achtung wie sich das Korps beim Treffen benimmt, und nachdem er seinen Bericht über ihre persönliche Anstrengung bei Mina abstattet, werden sie befördert. Mina sowohl als alle seine Offiziere und Truppen besitzen eine vollkommene Kenntniß vom ganzen Lande und von allen Hohlwegen in den Gebirgen. Erfordert es die Nothwendigkeit, so läßt er alle seine Leute aus einander gehen und giebt ihnen einen entfernten Ort an, wo sie sich wieder ver-

sammeln sollen; hier finden sie sich dann allemal ein, wenn auch das ganze Land von Franzosen umzingt ist. Ganz neuerlich führte er das mit vielem Erfolge aus. Er war von zwanzig tausend Franzosen umzingelt, welche Befehl hatten ihn und sein Corps niederzumachen, es koste was es wolle. Mina kannte die Gefahr seiner Lage; aber er blieb fünfzehn Tage mit seinen dreitausend Truppen in dem Gebirge, und behandelte die Franzosen mit der äußersten Verachtung. Endlich, als es eines Abends dunkel werden wollte, sah er sich von vier feindlichen Colonnen umgeben, welche auf ihn heranbrangen. Er rief seine Leute kaltblütig um sich her und sagte: „Meine Herren, wir sind hier in einer unangenehmen Lage. Jeder Capitain muß nun für seine Compagnie Sorge tragen. Unser Versammlungsort ist in *** und das Losungswort Mina. Nun alle auseinander! jeder sehe zu, wie er davon kommt!“ Sie zerstreuten sich auf der Stelle. Die Franzosen entfalteten ihre Colonnen bei Tagesanbruch, aber als sie dachten sie hätten Mina mit seinen Leuten in ihrer Gewalt, war niemand zu erblicken! Fünf Tage darauf war Mina wieder an der Spitze seiner Leute und beraubte die Franzosen zehn Stunden Weges von dem Orte, ohne nur einen einzigen Mann eingebüßt zu haben. So erzählt Mina den Vorgang selbst.

Als wir durch die Wegnahme des französischen Transports, welcher uns geleitete, in Mina's Gewalt gerathen waren, richtete er sein Augenmerk ganz auf unsre Sicherheit. Er führte uns durch mehrere Dörfer und quer über Gebirge, zuweilen nahe an den französischen Linien vorbei. Er suchte uns wo möglich nach Valencia zu bringen, weshalb er zu Duran und Empecenado, (zwei andern Guerillachefs) schickte, und sie bitten ließ, daß sie ihn unterstützen, und sich längs der Ufer des Ebro halten möchten, um uns zu decken, während wir über diesen Fluß sezten. Er wartete zwölf Tage mit großer Bangigkeit auf eine Antwort von Empecenado, erhielt aber keine, weil dieser unglücklicherweise grade von den Franzosen angegriffen worden war, und sein grobes Geschüz verloren hatte. Endlich beschloß er seinen Entwurf selbst ins Werk zu richten. Er ließ einige Bretter auf einen Karrn laden, und alles Nöthige zu einer Brücke herbeischaffen; sodann mußte das Gerücht ausgesprengt werden, daß er an einem bestimmten Orte über den Ebro gehen wollte. Die mit diesen Sachen beladene Karren und Fuhrwagen ließ er bei Tage an den Fluß hinunter bringen. Die Franzosen bekamen Nachricht davon, und warteten mit großem Verlangen auf die Ankunft Mina's und seiner Leute. Unterdessen brach Mina mitten in der Nacht auf, und marschirte zwölf Meilen von dem Orte weg, wo er vorgegeben hatte eine Brücke bauen zu wollen. Als er an das Ufer des Flußes kam, sprang er vom Pferde, und sagte: „Hier ist der Ort, wo ich euch übersetzen will.“ Ohne Geräusch und Verwirrung ließ Mina alle seine Leute Halt machen, trieb sein Pferd in den Fluß, um dessen Tiefe zu versuchen, und da er sie mäßig fand, befahl er hundert von unsern Gefangenen hinter hundert Reuter auf die Pferde zu steigen, dann ließ er die lezstern in den Fluß springen. So brachte er 300 spanische Gefangene über den Ebro und landete sie wohlbehalten, ehe die Franzosen gewahr wurden, daß er nicht zur Brücke hinabkam. Sobald er uns auf dem Gegenufer des Flußes in Sicherheit gebracht hatte, sagte er: „Nun seyd ihr sicher, Spanier!“ Er vertheilte zwei Taschentücher voll Thaler unter uns und sagte, daß wir eben so gut als seine Leute befugt wären an der Beute der Franzosen Theil zu nehmen. Hierauf wünschte er uns eine gute Reise, sprengte mit seiner Reiterei in den Fluß, und verschwand, nachdem er zwanzig Dragoner mit einem Offizier zu unsrer Begleitung zurückgelassen hatte.

Dieser außerordentliche Mann könnte die Anzahl seiner Armee auf zehn bis zwölftausend Mann vermehren, wenn er wollte; aber er ist nicht eitel und sagt aufrichtig, daß er vier bis fünftausend Mann besser regieren zu können glaube, als eine größere Anzahl.

Hebräische Dichtungen

frei nachgebildet.

Preis Jehova's.

(Psalm. VIII.)

Vorzüglich glücklich war David als Dichter in rührenden Schilderungen seiner Empfindungen und Ausführung solcher Gegenstände, die sich auf Naturscenen beziehen. Ein gewisser sanfter, lieblich ansprechender Ton, der von einer ungemeinen Zartheit seiner Gefühle zeugt, ist der unterscheidende Charakter seiner meisten Dichtungen, die den bei weiten größten Theil der poetischen Sammlung ausmachen, die wir unter dem Namen der Psalmen kennen. Nachstehendes Gedicht ist wahrscheinlich eine seiner frühern Arbeiten, die ihm einst der herrliche Anblick des gestirnten Himmels entlockte, als er — die Schafe hütend — nach morgenländischer Sitte die Nacht im Freien hinbrachte.

Jehova, Herr, wie herrlich ist dein Name
Auf der gesammten Erde, deren Diner
Im hohen Himmel dich verherrlichet! *)
Unmündige verkündigen dein Lob;
Des Säuglings Mund ist deiner Größe Herold,
Und deiner Feinde, deiner Wiedersacher

Verruchte Schaar verschwindet in ihr Nichts. —
Mit ehrfurchtsvollem Staunen blick' ich auf
Zur Himmelswölbung, deiner Allmacht Werk,
Zum Monde, zu den Sternen, die, von dir
In jenem fernen Raum befestigt, strahlen. —
Was ist der Mensch, was ist er, da du sein —
Des Schwachen der Erhabene — gedenkest,
Und niederblickst auf ihn mit Sorglichkeit?! —
Vollkommnern Geistern zwar erschufst du ihn
Nicht völlig gleich; doch kröntest du mit Hohheit
Und Würde den Erschaffnen. Seiner Herrschaft
Vertrautest du die Werke deiner Hände,
Und machtest, was da ist, ihm unterthan!
Des Wollenviehes ungeheure Heerden,
Der breitgestirnten Rinder mächt'ge Schaar,
Der Landesthiere zahlenloses Heer,
Der Vögel luftdurcheilendes Geschlecht,
Der Fische fluthenliebendes Gewimmel. —
Jehova, Herr, o wie so herrlich ist
In allen Landen deines Namens Ruhm!

*) Ich folge bey Uebersetzung dieser Stelle aus guten Gründen, deren nähere Auseinandersetzung jedoch nicht hieher gehört, Hetzeln, welcher הוֹרֵךְ für ein Zeitwort hält, und תְּנָה für ein Hauptwort mit dem weiblichen Suffixe ה, dessen Mappik hinausgefallen ist. Das Hauptwort יֵן nun leitet er von einem arabischen Worte ab, welches, nach Golius, perennis. indesinens fuit, duravit heißt, woraus sich emnach für יֵן die Bedeutung duratio, Dauer, ganz ungezwungen ergiebt. — Die Vulgata übersetzt: Quoniam elevata est magnificentia tua super coelos. —

F.

Klage der gefangenen Israelitinnen.

(Psalm. CXXXVIII Text. hebr. CXXXVI Vers. vulg.)

Diese vortreffliche Elegie wurde, wie aus dem Inhalte selbst in die Augen springt, in den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft gedichtet, deren nähere Umstände ohnehin jedem, der in der Bibel nicht ganz Fremdling ist, bekannt sind. Den eigentlichen Verfasser weiß man nicht; denn die Ungereimtheit der Angabe in der Alexandrinischen Version leuchtet von selbst ein. Man versetze sich in Gedanken recht lebhaft in jene Zeiten und Verhältnisse, und man wird gewiß der innigsten Rührung nicht zu widerstehen vermögen. — Eine gut gelungene Nachbildung dieser Elegie in gereimten Versen findet man in Blums Gedichten.

An Babels Flüssen[1]) saßen wir und weinten;
Denn dein, o Zion, dein gedachten wir! —
An Trauerweiden hiengen unsre Harfen. —
Da kamen sie und forderten Gesang,
Die uns der Knechtschaft hartes Loos bereitet,
Da kamen sie und heischten Freudenlieder,
Die uns der heimathlichen Flur entführten. —
„Singt uns — so sprachen sie — Gesänge Zions!" —
Ha, wie vermöchten wir Jehova's Hymnen
In diesem fremden Lande anzustimmen?! — — —
Vergeß' ich jemals dein, Jerusalem,
So schwinde alles Fleisch von meiner Rechten!
Am Gaumen bleibe mir die Zunge kleben,
Wenn du nicht stets mir in Gedanken vorschwebst,
Wenn meiner Freuden höchste du nicht bist! — — —
Sey eingedenk, o Herr! der Edomiter, [2])
Wie am verhängnißvollem Tag Jerusalems,
Dem schrecklichen, so schadenfroh sie riefen:
„Verheert — verheert die Stadt bis auf den Grund!"
Doch juble nicht zu sehr, o Tochter Babels!
Auch dich erwartet der Verwüstung Gräul.
Heil jenem dann, so der Vergeltung Recht
Für das, was du uns zugefügt, an dir übt!
Heil jenem dann, der deine Kinder faßt,
Und fühllos sie zerschmerttext am Gestein. [3])

Anmerkungen.

[1]) Euphrat und Tigris.

[2]) Die nachherige Idumäer; ehemaligen Bewohner des südlichsten Theiles von Palästina, welcher an das steinigte Arabien und die Südspitze des todten Meeres gränzte. — Sie hatten sich in den für die politische Existenz der Hebräer so trüben Zeiten der Zerstörung Jerusalems zum Nachtheile dieser ungemein thätig bewiesen.

[3]) Man beurtheile die letzten vier Verse nach der allgemeinen Denkungsart aller alten Völker, und das Anstößige, welches sie beim ersten Anblicke zu haben scheinen, wird schwinden. Non dubito fore plerosque .... qui hoc ... non satis dignum judicent ... sed hi erunt fere, qui ... nihil rectum, nisi quod ipsorum moribus conveniat, putabunt. Hi, si didicerint, non eadem omnibus esse honesta atque turpia, sed omnia majorum institutis judicari, non admirabuntur &c. sagt schon C. Nepos in der Vorrede zu seinen Biographien berühmten Feldherrn.

F.

Correspondenz-Nachrichten.

1. Aus Ungern von Dr. Rumy in Keßthely.

Vom 1. November 1814.

Der schwedische Gelehrte, Dr. Wahlenberg, Adjunkt bei der königl. Societät der Wissenschaften zu Upsala, bestieg im Sommer des vorigen Jahres die Karpaten in der Zips in Begleitung des geschickten Botanikers und Mineralogen Thomas Maukſch aus Kärnthen. Auch in den Gespannschaften Liptau und Arva und in Galizien bestieg er sie. Im Jahre 1812 hatte er in Deutschland und in der Schweiz eine interessante Reise gemacht.

Unter den in Ungarn so wie in Deutschland, erschienenen Zeitpredigten zeichnet sich jene von dem gelehrten Superintendenten Johann Kisch zu Oedenburg zur Feyer der Einnahme von Paris aus. Sie führt den Titel: Die Freude der Völker Europas über den siegreichen Einzug der verbündeten Heere in Paris, als Freude über eine gerechte Sache und über eine wunderbare göttliche Errettung; eine Predigt, gehalten an dem zur Feyer dieser Begebenheit bestimmten Dank- und Freudenfeste, den 24. Apl. 1814. von Johann Kisch. Oedenburg, gedruckt mit Sieſſischen Schriften. 14 S. in 8. Napoleon wird darin ein Geistesverwandter Nebukadnezars genannt. Zur Probe des Ganzen mag hier folgende Stelle stehen. S. 6. „Ich setze als eine von allen Verständigen und Nachdenkenden anerkannte Wahrheit voraus, daß Knechtschaft der Völker das traurigste und schmählichste ist, was die Menschheit betreffen kann. Daß aber die Hauptstadt, deren Einnahme wir heute feiern, in den neuesten Zeiten die Werkstatt war, wo die Ketten der unerträglichsten Sclaverei geschmiedet wurden, darüber ist unter uns schon längst nur eine Stimme, davon zeugen tausend blutige Denkmahle der Zerstörung, Millionen unglücklicher Schlachtopfer, zahllose Thatsachen des Uebermuths und der Unterdrückung. Da, in dieser Hauptstadt, war eine Regierung gegründet worden, in welcher die Gewalt statt des Rechtes galt, wo die gesetzmäßige Verfassung dieses Heiligthum, das zwischen dem Regenten und dem Volke unverletzbar stehen und von beiden mit gleicher Ehrfurcht geschrut werden sollte, in der Hand eines Allgebieters zur Puppe wurde, der über alle als Herr und Eigenthümer schaltete, der alles durfte, was er konnte, und alles konnte, was er wollte. Da, in dieser Hauptstadt, war ein Thron aus den Trümmern zerstörter Thronen erbaut worden, der in die weiteste Entfernung die Blitze der Gewalt schleuderte, und alles, was dem Herrscher nicht gefiel, als Hochverrath strafte; ein Thron, vor welchem der verabscheuungswürdigste aller Götzen, das Schrecken stand, und durch einen frevelhaften Mißbrauch der göttlichen Rechte, den Völkern jene Worte zurief: Ich bin der Herr, euer Gott, ihr sollt keine andere Götter neben mir haben; vor mir allein sollt ihr niederfallen und mich anbeten! Da, in dieser Hauptstadt war unaufhörlich darauf hingearbeitet worden, nicht nur das Gleichgewicht der Staaten, sondern auch die unsterblichen Grundsätze einer gesetzmäßigen Freiheit, ohne welche die Völker höchst unglücklich werden müßten, auszurotten, und das, was die großen Geister über Staatsverfassungen gedacht und untersucht haben, die großen Erfahrungen der Geschichte in Vergessenheit zu bringen u. s. w. Ueber die durch die gestürzte französische Regierung unterdrückte Denk- und Preßfreiheit sagt der beredte Verfasser S. 7.: „Wurden nicht auch die Gedanken gewissermassen unterjocht, oder doch durch die entehrende Einschränkung der Preßfreiheit von Staatswegen abgewogen, und zugeschnitten, alle Wege geistiger Mittheilung mit Ausspähern, wie mit eben so vielen Zollhütten besetzt, und alle gelehrten Anstalten als bloße Werkzeuge der Gewalt betrachtet? Mußte nicht nach so vielen, so schrecklichen Mißhandlungen der würdigsten Männer, sobald sie für Recht und Wahrheit freimüthig zu sprechen wagten, jede edle Freimüthigkeit, jedes männliche Wort verstummen? Mußte nicht die Furcht alle Zungen lähmen, alle Augen bewachen, und alles Zutrauen und alle Offenheit, und mit diesen die heilige Freundschaft aus dem Umgange, wie aus dem Herzen verbannen, und Kälte, Mißtrauen, List, Heimtücke an die Stelle dieser Tugenden pflanzen?"

Die lieblichen ungrischen Poesien des Superintendenten Kisch sind so eben bei Trattner in Pest im Druck erschienen.

Von der Sammlung der classischen ungrischen Schriften des berühmten ungrischen Dichters und Literators Franz von Kazinczy zu Szephalom ist der erste Band bei Trattner in Pesth schon herausgekommen.

Von Franz von Pethe in Wien erscheint zu Anfang des Jahres 1815 eine ungrische Uebersetzung von Davy's Agrikulturchemie (Elements of agricultural chemistry by Sir Humphry Davy London 1813. 4.)

Der rühmlich bekannte ungrische Literator Martin Georg von Kovachich zu Pesth gibt im nächsten Jahre auf Pränumeration heraus einen Codex Juris Decretalis Ecclesiæ Hungaricæ; das ganze Werk wird 100 Bogen betragen und in Quart gedruckt werden. Man pränumerirt auf den ersten Band mit 5 Gulden.

Der verdiente ungrische Gelehrte und Dichter Gabriel Döbrentei, Erzieher zu Klausenburg in Siebenbürgen, hat eine ungrische Uebersetzung von

Shakespeare's Macbeth zum Druck fertig, und setzt sein Erdélyi Museum (siebenbürgisches Museum) fort.

Samuel Hegedis, Professor am reformirten Collegium zu Klausenburg, übersetzt Barthelemy's Voyage du jeune Anacharsis en Grece, und der Graf Gabriel Kaller Montesquieu's Esprit des loix in die ungrische Nationalsprache. Ein anonymer Gelehrter zu Klausenburg übersetzt den von Addison und Steele herausgegebenen Spectator ins Ungrische.

Sie können, verehrtester Freund, schon aus diesen Nachrichten ersehen, daß die ungrischen Musen nicht unthätig sind.

---

a. Preise einiger Handels-Artikel im nordöstlichen Böhmen im October 1814.

I. Baumwolle westindische a) Fernambuk der Centr. 150 fl. b) Maragnon 135 fl. c) Louisiana 130 fl. W. W.

II. Baumwollengarn.

a) Weißes, inländisches Maschinen-Gespinnst Water Nro. 30. engl. das Pfd. 2 fl. 15 kr. Conv., steigt à 3 kr. pr. Nummer — Mule Nro. 40. 2 fl. 15 kr. Convg. steigt 3 à 2 kr. pr. Nummer.

b) Englisches Maschinen-Gespinnst Water Nro. 30. 3 fl. 6 kr. Conv. *) steigt à 3 kr. pr. Nummer. Mule Nro. 40. 2 fl. 6 kr. Conv. *) steigt á 2 kr. pr. Nummer.

c) Türkisches Garn von F. à 8 F. 8½ fl. W. W.

III. Harrasgarn. à fürleisten das Pfd. 3¼ fl. W. W.

IV. Alaun. a) sächsischer der Centr. 52 fl. W. W.

b) kommotauer 48 fl.

V. Berlinerblau das Pfd. à 2—3 fl. W. W.

VI. Bleyzucker das Pfd. à 2 fl. W. W.

VII. Galläpfel a) schwarze der Centr 210 fl. W. W.

b) weiße und in Sorten gegen 150 fl. c) Istrianer 110 fl.

VIII. Grünspan das Pfd. a) französischer 3 fl. b) sächsischer 2½ fl. W. W.

IX. Farbholz a) Fernambuk der Centr. 235 fl. b) Blauholz 48 fl. c) Gelbholz 50 fl. d) Rothholz 115 fl. W. W.

X. Indigo das Pfd. a) violet und blau 7½ fl. b) fein violet 6½ fl. c) violet 6 fl. d) fein gefeuert 6 fl. e) gefeuert 5½ fl. f) Guatimala 5½—6½ Conv.

XI. Krapp der Centr. a) holländischer 120 fl. b) Elsaßer 110 fl. c) inländischer 90— à 105 fl. d) breslauer Sommer-Röthe 90 fl. Winter-Röthe 85 fl. W. W.

XII. Kleine Streichen zum Krämpeln der Schafwolle das Paar 2 fl. W. W.

XIII. Leim für Tischler der Centr. 65—70 fl. W. W.

XIV. Oel a) leccer Oliven der Centr. 150 fl. b) gereinigtes Rübsen 70 fl. W. W.

XV. Pottasche a) ungrische calcinirte der Centr. 50 fl. b) böhm. und mähr. 50 fl. W. W.

XVI. Rauhfarben das Tausend große, mittl. kleine 8—10 fl. W. W.

XVII. Scheidewasser das Pfd. a doppelt 1 fl. 30 kr. b) einfaches 1 fl. c) Composition 2 fl. W. W.

XVIII. Schmack der Centr. 50 fl. W. W. XIX. Marmorirte Talg-Seife der Centr. 70—80 fl. W. W. XX. Schweinefett der Centr. 65 fl. W. W. XXI. ungrische Soda der Centr. 35 fl. W. W. XXII. Stärke a) weiße der Centr. 38 fl. b) blaue oder Schmalte 48—75 fl. W. W. XXIII. Vitriol a) Eisen der Centr. 16 fl. b) Admonter 35 fl. c) Salzburger 25 fl. d) Blauer 85 fl. W. W. XXIV. Vitriolöhl a) sächsisches, braunes das Pfd. 50 fl. b) weißes 36 fl. W. W.

XXV. Weinstein a) ungrischer, rother oder weißer der Centr. 45—50 fl. b) österreichischer weißer 50—55 fl. W. W.

Anmerkung. Mit der Adresse, wo obige Artikel um die angesetzten Preise zu haben sind, dient mit Vergnügen,

Der Herausgeber.

*) Jenseits der Gränze.

---

3. Militairfest.

Ollmütz den 1. October.

Zu den vielfältigen Beweisen, welche in jüngster Zeit der Bürgerstand von seiner Anerkennung und Hochschätzung des Militärverdienstes ablegte, gehört dann auch der Jubelempfang der dem Joseph Gr. Colloredoischen Linien-Infanterie-Regimente am 17ten July l. J. bei dessen Rückkehr aus dem Felde im Stabsquartiere Ollmütz zu Theil wurde.

Bei der ersten Kunde von der Annäherung des Regiments eilte die Mehrzahl der Einwohner mit dem bürgerlichen geschmackvoll uniformirten Schützen-Corps denselben entgegen. Ein hochherziges Vivat empfieng die braven Krieger und jubelnd begleitete solche die Menge in die für sie bestimmten Quartiere. Das gesammte Officiers-Corps wurde zu einem Mittagsmahle geladen, welches in der bürgerlichen Schießstädte unter

Zelten gegeben wurde, und wobei in einiger Entfernung von der Tafel das mit Lorbeerkränzen geschmückte und mit einer passenden Innschrift versehene Bildniß Sr. Majestät unsers allgeliebten Kaisers aufgestellt war. An einer Tafel von 150 Gedecken speißte hier das gesammte Officier-Corps des Regiments im Kreise sämmtlicher hier anwesenden Militair- und Civil-Autoritäten, die bürgerlichen Schützen servirten hiebei ihre willkommenen Gäste und allenthalben wurden Toasts auf das höchste Wohl unsers erhabensten Landesvaters und der übrigen Heroen, die uns eine heitere frohe Zukunft errungen hatten, unter Trompeten- und Paukenschall ausgebracht, die Regiments-Mannschaft hingegen von den Bürgern in ihren Häusern zu 10 bis 20 Mann bewirthet.

Möge das Andenken an dieses trauliche Fest ungeschwächt fortdauern, und die Einigkeit zwischen zwei Ständen noch mehr befestigen, die nur Hand in Hand des Thrones Sicherheit und des Vaterlandes Glück bewirken können.

Eine zweite Feierlichkeit fand zu Ollmütz am 15. September d. J. Statt, da an diesem Tage mehrere goldene und silberne Ehren-Medaillen im Quarée des en Parade ausgerückten Joseph Colloredoischen Regiments an die im letzten Kriege sich durch Tapferkeit besonders ausgezeichneten Individuen vertheilt wurde.

Die Handlung begann mit einer von dem Obersten und Regiments-Commandanten v. Kraus gehaltenen dem Gegenstande angemessenen und kraftvollen Rede welche mit einem dreimaligen Vivat-Ruf von dem gesammten Regimente beantwortet, und worauf das allgemein beliebte Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser" ꝛc. angestimmt ward. Nach geschehener Vertheilung der Medaillen welche den Verdienstvollen von der anwesenden Generalität an die Brust geheftet wurden, marschirten 2 Bataillons auf die ihnen zum Feuern angewiesenen Plätze, ein Bataillon blieb in seiner Aufstellung vor der Kirche, wo die Generalität nebst den übrigen anwesenden Honoratioren dem Hochamte beiwohnten, welches von dem Domherrn Grafen Rotenberg abgesungen wurde. Eine Mittagstafel von 150 Gedecken wobei die belohnten Kriegs-Individuen an der Seite ihrer Staabs-Officiere placirt wurden, treffende Toasts und ein am Abende abgehaltener glänzender Ball beschlossen auch dieses Fest, welches in den Annalen des Regiments sein dankbares Andenken finden wird.

Anfrage

an Herrn D. Pohl in Prag, so wie an andere Kenner der Botanik, die Mannagrüze betreffend.

Herr D. Pohl ist in seiner Flora Böhmens der Meinung, daß die sogenannte Mannagrüze nicht die Poa fluitans (Festuca fl L.) sondern das Syntherisma vulgare (Panicum sanguinale L.) liefere, welches letztere in sandigen Gegenden Böhmens gebaut und enthülset zu Markte gebracht werde.

Nun ist mir zwar bekannt, daß man in Böhmen den Samen dieses Syntherisma auch Mannagrüze nenne; so wie die Samen von Poa fluit. die auch noch an einigen Orten Schwaden genannt werden. Aber, es frägt sich: „Sind diese beiden Arten der Mannagrüze eins? Hat sie Herr Pohl beide genossen? Hat die von dem Syntherisma den lieblichen, süßen Geschmak von der Poa und giebt sie so viel aus als diese, von welcher eine Handvoll in Milch gekocht, eine ganze Familie ernähren kann? Ich habe letztre vor vielen Jahren aus Pohlen erhalten, und äußerst schmackhaft gefunden. Ich ließ mich, da ich mich schon lange darnach sehnte, durch den Namen Mannagrüze verleiten, mir davon aus Böhmen kommen zu lassen, erhielt aber ganz etwas Anderes, was jener gar nicht zu vergleichen war.

Wer hat nun Recht? Und wie läßt sich dieser Zweifel gnügend lösen?

Anekdote.

Der Abbé Saint-Pierre war in großen Gesellschaften sehr zurückhaltend und einsilbig, und nur in einem kleinen Zirkel von Freunden belebte er die Unterredung durch seine geistreichen Bemerkungen und seinen Witz.

Einst besuchte er eine Dame, die ihn nur in großen Gesellschaften gesehen hatte, und da er in dem Gespräch mit ihr sehr unterhaltend gewesen war, so dankte sie ihm beim Abschiede für das Vergnügen, welches er ihr so unerwartet gemacht habe.

„Ich bin ein Instrument," versetzte Saint-Pierre: „Sie haben es gut zu spielen gewußt, Madame."

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 57. November.

Ansichten aus der Gewächskunde von N. N. in Ungern.

Das Pflanzenreich ist in jeder Rücksicht eine unerschöpfliche Quelle von Ansichten, Betrachtungen, Genüßen: es ist ein Orakel, das auf alle Fragen eine Antwort in Bereitschaft hat: jenem Instrumente gleich, dessen Saiten auf jedem Punkt der Berührung einen neuen Akkord geben — ein wahres Panharmonikon.

Die Natur verändert bei den Pflanzen überhaupt, und den Bäumen insbesondere Alles ins Unendliche: Farbe, Gestalt, Aeste, Blätter, Stämme, Blüthen, Schattirungen, Früchte, Fortpflanzung. Von der majestätischen Ceiba, und dem gigantischen Eucalyptus auf van Diemens Land zu der Kouppelweide in Grönland, von der Adansonie zu der Nessel, vom Pisang bis zum Erdapfel, welche Gradation, welche Nüancen! Ein Feld von Betrachtungen eröffnet sich dem Denker, und eine Ausbeute von Kenntnissen findet hier der Landwirth, der Gärtner und der Forstmann ohne Gleichen.

Jahrtausende beschäftigen sich denkende Köpfe mit dem Studium der Natur, und eine Welt bleibt ihnen zu begreifen übrig. Vom Dioskorides zum Linné, vom Plinius zu Humbold und Bonpland, welche Progressionen! und ist's dem Sterblichen vergönnt, einen Blick in die Zukunft, einen leisen Wunsch zu wagen, vielleicht nach Jahrtausenden steht unser Linné in dem Verhältniß zu den Naturforschern der Nachwelt, in welchem die Pliniusse der Vorwelt zu jenen stehen.

Mehr als 30 Tausend Arten von Pflanzen, von denen Willdenow's großes Werk allein über 20 Tausend genau zergliedert, hat die wohlthätige Natur über den ganzen Erdball ausgegossen; vom heißen Kap bis an die Ufer des Eismeers, vom sumpfigen Nilthal zu den beschneyten Gipfeln der Cordilleren, von der Meeresfläche auf eine Höhe von 8 bis 10 Tausend Fuß erstreckt sich ihr Gebiet. Welche Ausdehnung von Ländern, welche Bevölkerung! Viel ausgebreiteter als das Thierreich mit seinen 4 bis 5 Tausend Arten, und das Mineralreich mit so viel hunderten, bevölkern die Pflanzen alle Weltgegenden. Nur die ewige Eislinie auf den höchsten Alpen, an die das lichen geographicum sich anschließt, begränzt das größte und friedlichste Reich auf unserem Erdball. Dennoch macht die Pflanzenwelt neue Eroberungen. Die unfruchtbarsten Berge, die trockensten Sandwüsten widerstehen ihr vergeblich. In allen Erdlagen, auf jeden Boden schafft die Natur Bäume. Der nützlichen Birke, dem balsamischen Wachholder, der geruchvollen Ceder aus Virginien, ist kein Boden zu schlecht, kein Berg zu kahl. Die Krone der Nadelhölzer, der Pinus strobus, wächst im Sande, balsamische Kiefern gedeihen in den ödesten Steppen; der älteste Bewohner unsers Planeten, die gefingerte Adansonie, der Koloß der Wälder, dessen Stamm 70 Fuß im Umfang hat, und ein Alter von Jahrtausenden erreicht, gedeihet am Senegal im Flugsande. Zwischen Granit und Kalksteinen bringt die Natur dem Quittenstrauch seine aromatischen Früchte ab, entlockt sie dem Wein

ſtock ſeinen Nektar, der Olive ihr Oel; auf dem dürrſten und ſteinigſten Boden nährt ſie den Baumwollſtrauch, und die üppige Kokospalme; Forſten von immergrünen Tannen, und Wälder von Mahagony trotzen auf Felſen den Stürmen; auf ausgebrannten Vulkanen und Bergen von Lava, auf dem feuerſpeienden Aetna pflanzt ſie Feigen und Granatäpfel, und in der endloſen Sandwüſte von Afrika ſchützt ſie die Oaſen.

Unter jedem Himmelsſtriche gedeihen die Pflanzungen der Natur: auf den Gipfeln von Spitzbergen beinahe zum ewigen Winter verdammt, erzieht ihr ein kärglicher Sonnenſtrahl das genügſame Heidekraut und den anſpruchsloſen Brombeerſtrauch; ſie nährt das kriechende Krummholz auf den höchſten Alpen, und die beſcheidene Zwergbirke in Lappland, indeſſen ſie der tauſendjährigen Ceder auf Libanon ihre Krone bis zu den Wolken emporheben läßt.

Auch dem Samojeden blüht eine Robinie (Robinia caragana, der ſibiriſche Erbſenſtrauch), in Island gedeiht Moos, der Felſenſtrauch (Azalea lapponica) auf Lapplands Alpen; in China wuchert der Götterbaum; Orangen blühen in Sicilien und die Dattelpalme unter dem Aequator.

Freilich gedeihen die Schöpfungen der Natur im virginiſchen Boden, in einer Erde voll jugendlicher Triebkraft unter einem günſtigen Himmel beſſer, als in den rauhen unfruchtbaren Erdſtrichen des Nordens. Glückliches Amerika, wo ſie in ihren Pflanzungen ſich ſelbſt übertrifft! Dort herrſcht ihr erhabenſter kühnſter Styl; auf jener Hemiſphäre iſt alles groß, alles kraftvoll, alles gigantiſch: Berge, Seen, Flüſſe, Waſſerfälle, Bäume! Die Cordillieren mit dem neunzehntauſend Fuß hohen Chimboraſſo, der Amazonenfluß, mit Recht das ſchwimmende Meer genannt, der See Ontario, der Waſſerfall von Niagara, die prachtvollen Mauritien am Oronoko. Am Delaware blühen Koloſſen von Tulpenbäumen und gedeihen hundert Fuß hohe Wermuths-Kiefern, auf den Anden wächſt die hundert achtzig Fuß hohe Wachspalme (ceroxylon andicola), Kanada und Virginien, das uns mit Akazien und Pappeln beſchenkte, erzeugt auch die erhabene Ceder (juniperus virginiana); überall herrſcht eine reiche Vegetation, ein üppiger Boden. Peru giebt uns die Fieberrinde (cinchona officinalis), nützlicher als das Unglück bringende Metall aus ſeinen Minen, und Humboldt bereichert uns mit einer neuen Schöpfung aus Mexico.

Werfen wir einen Blick auf die Vegetalien der Tropenländer und die Pflanzenwelt der heißen Zone; ſo ſehen wir die Natur dem daſigen Bewohner, den ſie mehr für den Genuß, als die Arbeit beſtimmt zu haben ſcheint, jede Anſtrengung erſparen. Unter jenem glücklichen Himmelsſtrich wachſen ihm Ananaſſe ohne Treibhäuſer, der Papajabaum trägt ihm ohne Pflege Melonen, der Artokarpus Mehl, die Agapen Wein, und der Prunus misi misi Aprikoſen; für ihn wächſt die ergiebige Kokospalme, ihm trägt die Muſa den ſaftreichen Piſang, und in Citronenwäldern reifen ihm kühlende Früchte. Den Brod- und Kleiderbaum erhielt der Südſee-Inſulaner, Banianen und Datteln der Kaffer, die Maniokſtaude der Neger. Was ſoll ich von der Familie der Palmen ſagen, dem adelichen Geſchlecht der Bäume? Palmen geben dem Bewohner der Tropen-Länder Wein, Mehl, Sagou, Kleider, Oehl, Papier, Zucker, Maſten, Seile, Tauwerk und Dächer; faſt alle Bedürfniſſe des Lebens, die der emſige Europäer ſich ſo mühſam erwirbt, ſchenkt dieſe liberale Baumart dem indolenten Indianer.

Die Natur gränzenlos in ihren Schöpfungen, beſchränkt ihre Pflanzungen nicht blos auf feſtes Land; außer dem daß ſie bei uns Sümpfe mit Erlen und Birken, mit Eichen und Kiefern, in Indien die Geſtade des Meers mit der gigantiſchen Rhizophora und der niedrigen R. Candel bevölkert, pflanzt ſie bei den karaibiſchen Inſeln den Traubenbaum (coccolaba uvifera) und den Waſſer-Tupelobaum (nisſa denticulata) in das Meer.

Auf dem Ocean finden wir große inſelförmige Strecken und Züge von Pflanzen, wie die bei den Kapverdiſchen Inſeln mit Seetang bedeckte Region, und den pflanzenreichen Theil des

Meeres, welches die Portugiesen Mar de Sargasso nennen.

Auch unter dem Wasser legt die Natur Gärten an: um die Antillen ist die See so hell wie Krystall, ihren Boden bedecken ganze Wälder der schönsten Gorgonien, Seepflanzen u. Schwämme, voll der reichsten Vegetationen.

Selbst im tiefsten Norden, wo unter ewigem Eis alle Triebkraft erstirbt, versorgt die gütige Natur den weniger glücklichen Bewohner von Grönland und Island mit hinlänglichem Holze: einen schwimmenden Wald von Birken, Erlen, Elsen und Tannen, ja mitunter dem Fernambuk und Brasilienholze ähnlichen Baumarten, von den Küsten der neuen Welt losgerissen, vielleicht durch die Kraft des großen Wirbels, der die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufoundland an den alten Continent treibt, und durch welche westindische Kokosnüsse nach Irrland und Norwegen gelangen, führt sie jenem Polarbewohner jährlich auf dem Meere zu.

Ueberall wohlthätig, gab sie dem Nordländer die reichsten Wälder, die größten Forsten legte sie an die Gestade des Meers, wie in Norwegen oder an große schiffreiche Flüsse, wie an der Wolga, an der Weichsel, am Delaware, und am Maranon, da pflanzte sie hochstämmiges Nadelholz zu Masten und Schiffbauholz zur Erleichterung des großen Weltverkehrs.

Die nützlichsten Holzarten pflanzte sie am häufigsten, und hieß sie mit jedem Klima sich vertragen. In Sibirien wie Sicilien wächst die unschätzbare Zitterpappel, und der wohlthätige Hollunder. Auch in Darfur stehen Ahorne und Erlen im Kafferland; Akazien dauern im strengen Winter im Norden aus, und wuchern selbst in Afrika. Die gemeinnützige Weide ist unter allen Himmelsstrichen zu Hause, in Grönland und in Egypten. Von ihr sind schon 116 verschiedene Arten bekannt. Sie bedecken die Erde vom Aequator bis Lappland. Die Silberpappel gedeiht an der Newa, und an den Ufern des Nils. Der Maulbeerbaum vermehrt sich im Norden wie im Süden. Ungeheure Wälder von Eichen, Birken, Fichten und Tannen bedecken das nördliche Rußland, und auch die Appallachen und Cordilleren.

Zum schnellern Anbau gab die Natur dem Samen des Ahorns Flügel, befiederte den der Silberpappel, und hieß den Akazien-Samen in wenigen Wochen aufkeimen. Birken pflanzt sie so wie Tannen, Fichten und Kiefern durch Winde fort; die Pappeln und Weidenarten läßt sie leicht und ins Unendliche sich vermehren. Gab sie doch dem Bengalischen Feigenbaum und dem Wurzelbaume Wurzeln an die Spitze der Zweige, die sich zur Erde beugend neue Stämme erzeugen; so bevölkert ein Baum von der letztern Art oft eine Strecke von mehreren Meilen. Er findet sich vorzüglich in Indien an den Meeresufern, die er mit undurchdringlichen Wäldern umzieht.

Auch stempelte sie jede Baumart sinnreich mit einem eigenthümlichen Karakter: düster schuf sie die Ulme, fröhlich die blühende Akazie, melancholisch die Fichte, üppig den Orangenbaum, erhaben die Ceder, traurend die Cypresse, wollüstig den Nelkenbaum, mahlerisch die Hängbirke, genialisch die Pappel, gigantisch die Kastanie. Das Bild der Stärke zeichnete sie uns in der Eiche, der Biegsamkeit in der Weide, der Heilkraft im Hollunder, der Fruchtbarkeit in der Pflaume, der Genügsamkeit im Wachholder, der Furchtsamkeit in der Espe, der Freiheit in der Ceder, der Kraft in der Adansonie, und der Majestät in der Palme.

Kunstvoll warf die Natur in jede Gegend eine für sie passende Schöpfung. Nur dem Menschen verlieh sie schaffende Kraft um alle Zonen auf einem Punkt zu vereinigen. Ihm dem Herrn der Schöpfung müssen Citronen in Petersburg blühen, Pisang und Ananasse zwischen Bergen von Eis reifen; die Traube vom Kap verpflanzt er an die Newa, die Palme von Senegal an die Nordsee.

Selbst im Freyen vereinigt er in seinen Pflanzungen auf einem kleinen Bezirk die entferntesten Weltgegenden: er setzt die Ceder aus Virginien neben dem Götterbaum aus China, die kanadische Pappel neben dem Papiermaul-

beerbaum aus Japan; die karolinische Eiche pflanzt er zu der Robinie aus Sibirien, die Wevmuthskiefer aus Kanada zu dem chinesischen Lebensbaum, den tatarischen Ahorn zu dem virginischen Acer negundo.

Ganze Familien von Bäumen und Pflanzungen bringt er aus entfernten Ländern, und naturalisirt sie mühsam unter andern Himmelsstrichen. So holte er die wilde Kastanie, den Mandel- und Wallnußbaum aus Persien, die Akazien aus Virginien, der Maulbeerbaum, den Weinstock und Feigenbaum aus Griechenland und Italien, den Citronen- und Pomeranzenbaum aus Persien und Ostindien; Platanen, Katalpen, Cedern- und Tulpenbäume aus Nordamerika, Pappeln aus Italien und der Türkey, die Trauerweide aus dem Orient, das Zuckerrohr aus Ostindien. Die Canna de Otaheiti, und den Brodbaum verpflanzt der alles unternehmende Britte aus den Inseln der Südsee in die Antillen; die Gewürznelke versetzt er aus den Molukken an den Senegal, den Kaffebaum aus Arabien nach St. Domingo.

Was kann der Mensch nicht, wenn er Fleiß mit Talenten vereint! Schuf er doch die Gärten von Dschechol; schwimmt er nicht auf dem See von Mexiko in Hainen von Myrthen und Gewürzsträuchen? Hat er nicht in den Hesperischen Gärten, den Feen-Inseln des Boromäus Nelken und Wein, Feigen, Rosen und Jasminen auf hohe Citronenbäume auf das glücklichste gepfropft? Das bewegliche Sandmeer am Vorgebirge der guten Hoffnung fixirte er, und wandelte es in gedeihliche Eichenhaine und Kohlgärten um. Durch Kunstsinn gelang es ihm die Natur in seinen Pflanzungen nachzuahmen, und Gärten in ihrem Geschmack anzulegen. Vom steifen Chinesen lernte der Britte sie nachzubilden, und durch ihn begeistert schuf der kunstreiche Deutsche Wörlitz und Aschaffenburg.

Doch auch in unsrer glücklichen Heimath gedeihen die Pflanzungen der Natur und Kunst, auch uns schenkte sie einen günstigen Himmel, und einen immer mehr sich verbreitenden Sinn für das Schöne, für das Bessere. Ueberall erblicken wir eine reiche Vegetation. Auf unsern zu wenig gekannten Karpathen gedeiht der Lariz, der Cytisus, die unverwesliche Pinus Cembra, und das seltene Eibenholz (taxus baccata): selbst die gute Kastanie bringen ihre sanftern Anhöhen hervor.

Ungarns Hercynia, der Bakony mißt sich mit Europens größeren Forsten. Am Fuß der Karpathen wächst der König der Weine, und an den Ufern der Marosch, der Nebenbuhler von Lachryma Christi. *) Wie reich sind die Gegenden am Plattensee an Obst und Wein, wie groß ist die Triebkraft unsers Bodens? Unsere Thäler prangen mit mehr als 100 Arten obsttragender Bäume. Der Bánat, Ungarns Egypten, bringt Reis, Baumwolle, Seide und sicilianischen Weizen hervor, und selbst in unsern Sandwüsten gedeihen Eichen, Akazien, Pappeln und Kiefern.

Auch für exotische Baumzucht eignet sich unser Klima und Boden: In Dotis, Gatendorf und Bruck an der Leitha sind reiche Pflanzungen ausländischer Bäume, die sich aus jenen großen Gärten immer mehr verbreiten. An den Gränzen von Ungarn liegen die Schöpfungen von Eisgrub und Feldsperg, die schönsten Produkte des Kunstfleißes unsers Jahrhunderts. Dreyzehn Millionen exotischer schnellwachsender Bäume haben die dasigen Pflanzungen aus Samen gezogen und glücklich naturalisirt. Immer reger wird auch bei uns der Geist der Industrie und der Nacheiferung, und bald sehen wir auf unsern Steppen. Gruppen von Bäumen, und auf unsern Haiden nützliche Forste entstehen. Ein üppiger Boden begünstigt die so nöthige Forstkultur, und einst wandelt der schaffende Genius der Nachwelt die fruchtbaren Gefilde der Theiß und der Marosch in ein zweites Virginien um.

*) Der Verfasser versteht den rothen Meneścher Ausbruch. B.

Aufforderung an Freunde der Naturkunde.

Wenn ich in ein- oder die andere Gegend meines Vaterlandes eine Exkursion unternehmen wollte, drang sich mir immer der Wunsch auf, zu wissen, welche Gewächse in der von mir zu untersuchenden Gegend zu finden seyen; von diesem Wunsche geleitet entwarf ich bereits im Jahre 1804 ein topographisches Pflanzenverzeichniß von Böheim, welches ich dem bereits verstorbenen Professor der philosophischen Botanik Herrn M. D. Johann Nowodworsky mittheilte, von dem mein Gedanke besonders gebilligt wurde. Ich sammelte seit diesem Jahre gelegenheitlich Materialien und bin nun fest entschlossen, mich der angenehmen Arbeit zu unterziehen, und in Gesellschaft eines meiner botanischen Freunde eine botanische Topographie Böheims zu bearbeiten, die ich, sobald sie den nöthigen Grad der Vollkommenheit erreicht, dem Publikum gedruckt zu übergeben gedenke. Bis itzt ist mir ein Werk dieser Art von keinem Lande bekannt, es wird daher ganz original seyn. Ich benüze zu dieser Bearbeitung alle bisher über vaterländische Pflanzenkunde und physikalische Beschaffenheit Böheims erschienenen Werke, und fordere zugleich alle Naturforscher Böheims durch gegenwärtige sehr geschäzte Blätter auf, mich mit ihren gütigen Beiträgen zu unterstützen, die ich jedoch kostenfrei, und nur gelegenheitlich mir mitzutheilen bitte. In dieser Topographie sollen alle botanisch-untersuchten Orte in alphabetischer Ordnung aufgeführt erscheinen, und bei jedem Orte werden folgende Rubriken eröffnet:

Name des Orts
— — Kreises } in welcher derselbe liegt,
— der Herrschaft

Dessen Pohlhöhe.
— geographische Länge.
Die Höhe über der Meeresfläche.
Eine kleine physikalische Beschreibung des Orts und der Umgebungen desselben.
Die Anzeige der Botaniker, welche diesen Ort besuchten.
Die daselbst wachsenden Gewächse in alphabetisch- oder systematischer Ordnung, nebst Anführung ihrer Finder mittelst gewählter Zeichen.

*) Man sehe Nr. 27. 1814.

Die Beiträge werden von mir gewissenhaft genüzt werden, und keinem der Herren Mitarbeiter nur das Geringste von seiner Arbeit verlohren gehen. Auch Nichtbotaniker, z. B. Geistliche, Forst- und Wirthschaftsbeamte, Apotheker, Aerzte und Gärtner ꝛc. könnten die Gewächse ihrer Gegend sammeln, und nach Anleitung der vom Herrn Grafen Kaspar von Sternberg verfaßten; und bereits im Hesperus abgedruckten Instrukzion*), trocknen und an mich unter meiner Addresse kostenfrei zu senden. Ich würde auch diese ihre Beiträge unter Nennung ihrer Namen für dieses Werk benützen. Sie würden sich dadurch einen bleibenden Namen in der Wissenschaft und im Vaterlande verschaffen, auch könnte ich ihnen auf ihr Verlangen die eingesandten Gewächse bestimmen und wieder zurückstellen.

Uebrigens wünschte ich sehnlichst, daß durch die Bearbeitung dieses Werkes der von Herrn Med. D. Johann Emanuel Pohl in der Vorrede zu der 2ten Abtheilung seines Versuches einer Flora Böheims gemachte Vorwurf: „daß ihm leider die geringe Einigkeit welche die Botaniker seines Vaterlandes beseelt, wenig Hoffnung zur Erfüllung seines Wunsches gebe" (nämlich daß sie ihm ihre neuen Entdeckungen und Verbesserungen mittheilen möchten) gänzlich widerlegt werden könnte, und daß die Herren Naturforscher den Beweis liefern wollten, daß sie, wenn es wissenschaftliche Unterstützung gilt, thätigst mitwirken.

Prag am 23. September 1814.

Philipp Maximilian Opiz,
wohnhaft auf der Altstadt, in der Ziegengasse,
Nr. 799, im 2ten Stock.

Carex sieberiana mihi.
Eine neue Seggenart.

Unter mehreren sehr schäzbaren Gewächsen, die ich von meinem verehrten Freunde, den durch seine Reisen durch Italien, und die Herausgabe seiner getrockneten Gewächse rühmlichst bekannten Herrn Franz Wilhelm Sieber erhielt, war auch eine neue Seggenart die er bereits in seinen Faszikeln

unter dem Namen Carex pulicaris herausgab. Ich untersuchte, und verglich diese Art mit den bereits bekannten Arten, allein ich konnte sie keiner derselben anreihen, daher ich sie für Neu halte, und ihr den Namen, meines Freundes der sie zuerst in Tyrol auf dem Glockner fand, beilege. Ich theile in gegenwärtiger sehr geschätzten Zeitschrift ihre Beschreibung mit.

Carex sieberiana mihi amento cylindraceo, inferne masculo,	Siebers-Segge Ostrici siebrova, mit walzenförmigen, unten männlichen Kätzchen,
fructibus oblongis, triquetris, glabris, nervosis, patulis, utrinq. attenuatis, squama oblonga persistente ferruginea longioribus,	länglichen, dreieckigen, glatten, nervigten, abstehenden, beiderseits verdünnten, längern Früchten als die bleibenden, länglichen, rostfarbigen Schuppen und
culmo scabro,	scharfem Halme,
C. pulicaris (Siebers Faszik.)	Floh Segge (Sieber).
Habitat in monte Glockner	Wohnt auf dem Berge Glockner,
Radix fibrosa.	die Wurzel ist fasrig,
Culmi tenues, striati, trigoni, retrorsum scabri,	die Halme sind zart, gestreift, dreieckig, rückwärts scharf,
folia glabra, stricta, inferiora parte, canaliculata, apicem versus triquetra atq. margine aculeis minutis exasperata,	die Blätter sind glatt, gerade, gegen die Grundfläche rinnenförmig, gegen die Spitze dreieckig und am Rande mit kleinen Stacheln besetzt,
amentum cylindricum, apice femineum, terminale.	das Kätzchen ist walzenförmig, oben weiblich, gipfelständig,
squamæ glabræ, læves,	die Schuppen glatt, eben,
fructus oblongi, glabri, nervosi, triquetri, utrinque attenuati, patuli.	die Früchte sind länglich, glatt, nervig, dreieckig, beiderseits verdünnt, abstehend.

Diese Art kömmt freilich der Carex pulicaris L. am nächsten, sie unterscheidet sich jedoch von dieser sehr leicht 1) durch den scharfen Halm, 2) durch die an der Spitze weiblichen Kätzchen; rücksichtlich des Halms kömmt sie der Carex duvalliana auch sehr nahe, unterscheidet sich jedoch von dieser sehr leicht durch die doppeltgeschlechtigen Kätzchen. Besser (flor. galic. 2. p. 237.) führt freilich eine Abart dieser letztern Art mit doppeltgeschlechtigen Kätzchen an; da er jedoch nicht die nähere Beschaffenheit derselben anzeigt; ob sie nämlich oben oder unten männlich sind, und da er sie gleich unter C. pulicaris anreihet, so hat es das Ansehen, als wäre das Kätzchen eben wie bei jener oben männlich. Ich kann daher keine dieser Abarten hieher ziehen, und halte meine vorliegende Segge für eine eigene von dieser Abart verschiedene Art.

Wer diese neue Segge in meinem Herbare besehen oder vergleichen will, dem werde ich stets mit Vergnügen die Einsicht gestatten.

Prag am 22. August 1814.

Philipp Maximilian Opiz,
wohnhaft auf der Altstadt, in der Ziegengasse,
Nr. 799 im 2ten Stock.

Uiber den Einfluß der Juden auf die Erzeugung der inländischen Fabrik- und Manufakturwaaren.

Eine der seltsamsten Erscheinungen in der Weltgeschichte, ist das Daseyn des jüdischen Volkes, das unter jedem Himmelsstriche und unter jeder Regierungsform, zerstreut in allen Theilen der Erde, dem Gewinne des Handels nachläuft, und in ihm seinen Acker und Pflug findet.

Zeit und die Erfahrung haben den Juden Geheimnisse des Handels kennen gelernt, und die Art wie sie den Handel bis in seine kleinsten Unterabtheilungen eben so pfiffig als regelrecht betreiben, hat ihnen zugleich die Mittel dargeboten, sich schnell bereichern zu können,

Der Jude betritt seinen Weg unverdrossen, wenn ihn nur ein reiches Ziel lockt, und er läßt sich zu der gemeinsten Gemeinheit herab, wenn er nur seinen Zweck erreicht. Es scheint, die Juden betrachten die Erde als ein Eigenthum, und wie die Kinder, die nach allem gelüsten, streben sie nach dem Besitze alles des-

sen, was ihnen wünschenswerth ist. Mit diesen Gesinnungen treten sie keck in die bürgerlichen Verhältnisse, und bewegen sich in solchen frey und lebendig.

Die Fabriken und Manufakturen und deren Erzeugnisse sagen ihrer Begehrlichkeit in einem besonders hohen Grade zu, und des Handels mit ihnen wissen sie sich mit Klugheit und Einsicht zu bemeistern, doch selten zum Vortheile der Erzeuger, denn mit anscheinender Solidität kauft ein großer Theil von ihnen die erste Zeit den Fabrikanten ihre verfertigten Waaren ab, bezahlt sie baar oder stellt Wechsel aus, die er pünktlich zur festgesetzten Zeit berichtiget, gewinnt dadurch das Zutrauen des Fabrikanten, täuscht ihn nur gar zu oft mit Anhäufung von Schulden, die er nicht zu zahlen im Stande ist, oder nicht tilgen will. Auf diese Art sind manche Fabriken, die sich mit Juden einließen, und den Absatz ihrer Erzeugnisse ihnen überlassen, ohne die gehörige Vorsicht gebraucht zu haben, zu Grunde gegangen. Eine andere Art, die Fabriken zu ruiniren, bringen die Juden in Ausübung, wenn sie eine Geldverlegenheit oder Mangel an Absatz der Fabrikwaaren wahrnehmen, und den Fabrikanten dahin bewegen den Gehalt seiner Waare zu verringern. Etwas geringer an Güte, ein wenig kürzer und schmäler und hiemit auch wohlfeiler, wird, wie sie versichern, den Absatz vermehren; denn sie betheuern es aus Erfahrung zu wissen, daß die meisten Käufer nicht sowohl darauf sehen, ob die Waare geringhaltiger, kürzer und schmäler, sondern ob sie wohlfeiler sey, als jede andere ihr ähnliche.

Es giebt Fabrikanten, die oft mit geringem Fond ihr Geschäft beginnen, und solchen anscheinend gut gemeinten Vorschlägen um so leichter Gehör geben, als sie sich davon augenblicklichen Nutzen versprechen, des Juden baar bezahlten Einkauf als Bürge für den günstigen Erfolg seines guten Rathes ansehen, und so unwillkührlich ihrem Ruine selbst vorarbeiten, denn es dauert nicht lange, so sinkt ihre Waare bald zu solcher Schlechtigkeit herab, daß sie kein solider Handelsmann mehr gebrauchen kann, und daher ihr Verschleiß nur den Juden allein überlassen bleibt, dessen Handel mit diesen schoflen Waaren auch nicht von langer Dauer ist und in seiner eigenen Nichtswürdigkeit sich auflöst.

Bei solchen Fabriken unterbleibt das pflichtmäßige Streben nach Vollkommenheit und der Konkurrenz mit dem Auslande, und daher werden sie dem Vaterlande eher schädlich als nützlich. Errichten die Juden selbst Fabriken und betreiben solche mit Hülfe christlicher Arbeiter, so haben diese selten langen Bestand, liefern größtentheils nur schlechte Waaren, und ein Banquerot ergiebt sich gemeiniglich schon in einigen Jahren.

Es ist überhaupt sehr auffallend, daß die Juden nur einige wenige Handwerke und darunter nur die leichtesten erlernen; höchst selten aber den Landbau betreiben, so viel Mühe wie sich auch deshalb schon gegeben hat. Das Leben im göttlichen Müssiggange hinzubringen, scheint ihr Beruf zu seyn, der Handel, worunter der Geldhandel, die höchste Stufe ihrer Anstrengung. Was Wunder, wenn sie dann des Kurses wie des geliebtesten Kindes sorgfältig hegen und pflegen, und der Spruch: „Du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts essen," bei ihnen nicht in Anwendung kömmt.

Wir wäre aber, wenn sich die Nationen der Erde verbänden, die Juden zur Arbeit zu zwingen. Palästina und Egypten sind Vorbilder dazu. Ein Volk das sich sein Brod nicht erbaut, verdient ein fremdes auch nicht zu essen. C. Winter.

Correspondenz.

Ficks geographisch-statist. Handbuch. Erlangen im Oktober 1814.

Von unserm wackern, als Schriftsteller rühmlichst bekannten Dr. Fick haben wir eine geographisch-statistische Beschreibung aller Staaten und Nationen der Erde, nach den neuesten politischen Veränderungen als allgemein brauchbares Handbuch bearbeitet, zu erwarten, womit einem wahren Bedürfnisse abgeholfen wird, nachdem die letzte große Crisis das 26jährige Revolutions- und Despotismusfieber im europäischen Staatskörper geendet hat, und dadurch alle früheren geograph. Hand- und Lehrbücher fast unbrauchbar geworden sind.

Das Ganze wird auf 65 Bogen gr. 8. eng, aber sauber zusammengedrängt werden, um den un-

glaublich wohlfeilen Subscriptionsbetrag a 3 fl. 15 kr. rhein.

In Wien nimmt die Gerold'sche Buchhandlung und in Prag die Calvesche Buchhandlung Unterzeichnung und Vorauszahlung an.*)

Ode

bei der Ankunft unserer verehrten vaterländischen Dichterin Karoline Pichler in Lilienfeld im September 1814.

Vidimus . . .
Aeoliis fidibus quaerentem
Sappho. Horat. II. 13.

Ich sah sie! — Dank euch, Dank euch, ihr Himmlischen!
Die ihr der Wünsche höchsten und heißesten,
Mein Flehn erhörend, mir gewährtet! —
Austria's Sängerin sah mein Auge! —

Du, traute Lyra, meiner Entzückungen
Und meiner Schmerzen sanfte Verkünderin!
O ström es aus in Harmonien,
Würdig der Muse des Vaterlandes,

Der höchsten Wonne feuriges Hochgefühl,
Das mich durchglühte, als ich die Holde sah,
Die oft mir durch der Sprache Zauber
Welten der herrlichsten Schöpfung aufschloß.

Der Patriarchen häusliches Wirken ließ
Ihr Genius mich schaun, und Arkadia's Bewohner, und im Rosenlichte
Lieblicher Gleichnisse Weisheitslehren.

Der Großen Ränke [1]) spähr' ich an seiner Hand;
Von ihm geleitet fühlt' ich des Christen Werth, [2])
Erbebte ob der Elfen Rache,
Weinte mit Eduards edler Freundin.

Gleich Göttern selig preis ich dich, welchem sie
Vereint durch Hymen liebend zur Seite wallt,
Der Nektar trinkt von ihren Lippen,
Welche sich Peitho [3]) zum Thron erkies'te.

Denn ob auch Alles ihren Gesängen horcht,
Wenn sie der Dichtung himmlischer Geist umweht,
So schmücket doch am Arm des Gatten
Sanftere Weiblichkeit Karolinen.

Schafft mir, o Knaben, Myrthen und Lorbeern her,
Daß ich, gehorchend innerem Herzensdrang,
Der Gattin und Apollo's Freundin
Sinnig zum Weihgeschenk sie verflechte!

Anekdote.

Das Trauerspiel: Johann Basmer, Bürgermeister in Bremen, wurde in Wien mit vielem Aufwande gegeben und fiel durch. Ein lustiger Kopf fand auf einem Kaffehause die monatliche Todtenliste von Wien, und schrieb darunter:

„Den . . . gestorben: Johann Basmer,
„Bürgermeister aus Bremen, am Durchfall."

*) Ich insbesondere mache es mir zum Vergnügen, mich für das Unternehmen des verdienten Redacteurs der beliebten Erlanger Realzeitung zu interessiren und um so mehr zur Subskription oder Pränumeration (die auch ich erbötig bin zu besorgen) einzuladen, als der Verfasser mit seiner Familie mit zu den bedauernswürdigen Opfern der neueren Ereignisse gehört, welcher um seines deutschen Sinnes willen, seit 1806 viel dulden mußte.
Der Herausgeber.

Anmerkungen. 1) In Leonoren.
2) Im Agathokles.
3) Die Göttin der Wohlredenheit oder Ueberredung; sonst auch Suada oder Suadela.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser

1814. Nro. 58. November.

Der Waldkretscham.

Eine Räuberhöhle in Böhmen.

Die junge liebenswürdige Gräfin von Pogrell aus Sachsen hatte sich gleich nach dem siebenjährigen Kriege mit dem kaiserl. österreichischen Obersten Grafen Becsey vermählt. Ihre Bekanntschaft und Liebe entstand durch den siebenjährigen Krieg. Der Obrist war ein Mann, als die Gräfin ihm im Jahre 1763 ihre Hand gab, von noch nicht dreißig Jahren. Vier Jahre lang hatte ihm die Comtesse Nina den Schwur der Liebe treu gehalten, als der Hubertsburger Frieden, der so viele feindliche Völker mit einander aussöhnte, so manchen Kindern ihren Vater, mancher Gattin ihren Mann wieder gab, auch zwei sich liebende Herzen auf immer vereinte.

Unfern von dem allbekannten beglückenden Friedensschlosse Hubertsburg, auf dem Schlosse Pogrell, dem Stammhause der Gräfinn ward einige Wochen nach der Ratification des Friedens die Hochzeit der beiden treuen Liebenden gefeiert. Die Gräfin folgte ihrem Gemahl nach Ungarn, wo derselbe ansehnliche Besitzungen hatte.

Bei der Reise dahin musten sie Wien passiren. Der Oberst aus einer der angesehensten Familien Ungarns machte der Kaiserin seine Aufwartung, und mußte dieser großen Monarchin auf besondern Befehl auch seine neue Gemahlin vorstellen. Maria Theresia erhob den Grafen wegen seiner im siebenjährigen Kriege erwiesenem besondern Dienste, und vorzüglicher Tapferkeit — zum General, und versetzte ihn in Ruhestand, wobei sich aber der General so wie die Kaiserin vorbehielt, daß dieser Ruhestand nur für die Zeit des Friedens gelte, daß er aber im Fall eines künftig auszubrechenden neuen Krieges wieder in die Armee trete. Die gnädige Kaiserin fügte der ersten Gnade noch die bei, daß der General selbst im Frieden fortavancirte, als ob er während dieser Zeit Dienste thäte.

Mit heitrem Blicke in die Zukunft, und in der fast gewissen Aussicht, so bald nicht von einander getrennt zu werden, reiste das glückliche junge Ehepaar mit dankerfülltem Herzen gegen die große Kaiserin von Wien ab. Glücklich langten sie in Ungarn und auf dem schönsten Schlosse des Grafen an, dessen Unterthanen ihn, mit den bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten herzlich empfingen; denn ein Theil dieser Unterthanen waren auch Kampfgenossen ihres Herrn gewesen. Der Graf dreißig, die Gräfin vierundzwanzig Jahre alt, konnten beide auf einen Lebensverein von langer Dauer hoffen. Allein so gesund wie der Graf schien und so wenig ihn die großen Beschwerden des Krieges auch entkräftet hatten, so ward er doch bald nach ihrer Ankunft zu Gomor-Becsey kränklich. Von einem früheren Sturz mit dem Pferde hatte seine Brust gelitten. Während der Dauer des Krieges hatte er darauf gar keine Rücksicht genommen, obwohl er manchmal Schmerzen gefühlt, auch dann und wann Blut ausgeworfen hatte.

Das Uebel verschlimmerte sich immer mehr, und der biedere Graf starb im Frühjahr 1764, sonderbar genug! am Jahrestage seiner Vermählung, und hatte also nur ein Jahr die Freuden des Gatten, und drei Monate die des Vaters empfunden. Denn drei Monate vor seinem Tod beschenkte ihn Nina mit einer Tochter.

Die unglückliche Gräfinn fand den Aufenthalt in Gomor-Becsey seit dem Hinscheiden ihres geliebten Gatten höchst traurig. Ihre von ihrem verblichenen Gatten angeerbten Besitzungen in Ungarn zu verkaufen und das Geld nach Sachsen zu ziehen, war gegen die ungarischen Statuten. Diese erlaubten ihr blos, die Hälfte des Ertrags der jährlichen Einkünfte im Auslande zu verzehren; die andere Hälfte dieser Revenüen muß der Besitzer von Gütern in Ungarn, der ein Ausländer ist, in diesem Lande selbst consumiren. Die Gräfinn mußte sich also, wollte sie sich nicht entschließen für immer in Ungarn zu bleiben, sondern auch ihr Vaterland Sachsen und ihre daßigen Verwandte zu sehen, und deutsche Luft zu athmen, zu einer jährlichen doppelten Reise entschließen. Einmal nach Sachsen, und das zweitemal nach Ungarn zurück, jedesmal in der Zeitfrist von einem halben Jahre auseinander.

Dies that sie denn auch. Im April 1764, zwei Monate nach dem Tode ihres Gatten, trat sie ihre Reise nach Sachsen zum erstenmale an. Sie konnte zwei

Wege wählen; durch Mähren bei Olmütz und Schlesien und die Lausitz, oder über Iglau, Prag nach Dresden zu. Sie wählte den letztern, vielleicht einzig darum, weil sie ihn auf ihrer Herreise in Gesellschaft ihres Gemahls gemacht hatte, mehr aber noch aus einer Ursache, die wir sogleich angeben werden.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte gleich nach dem siebenjährigen Kriege große Reductionen in ihrer Armee vorgenommen. Der König von Preußen hatte das nemliche gethan. Auch die minder großen Fürsten Deutschlands waren diesem Beispiele gefolgt, und auf österreichischen, preußischen und deutschen Reichsboden waren Tausende und aber Tausende von Menschen brodlos. In allen Ländern wimmelte es von Bettlern, Gaunern, Spitzbuben und Straßenräubern, lauter abgedankte Soldaten. Dies was in Oberschlesien, in Böhmen in Thüringen in den Harzwäldern, im Spessart, im Schwarzwalde mit einem Worte durch ganz Deutschland der Fall.

Die Gräfin Beesey ließ sich deshalb nicht von ihrer Reise abhalten. Die Kaiserin Maria Theresia selbst, der sie sich bei ihrer Durchreise präsentirte, und die ihr trauriges Schicksal herzlich beklagte, rieth ihr die größte Vorsicht an, und ließ ihr durch die Kriegskanzlei eine offene Ordre an alle Garnison- und Detaschements-Befehlshaber durch die ganzen österreichischen Staaten ausfertigen, kraft deren jeder derselben gehalten seyn sollte, die Generalin Gräfin Beesey auf ihrer ganzen Reise zu schützen, und ihr so viel Bedeckung zu geben, als sie verlange; es sey bei Tage oder bei Nacht, auf der Reise oder im Nachtquartier, und zwar von einem Militär-Kommando so weit, bis ein zweites erreicht sey. — Diese kaiserl. Special-Kriegskanzlei-Ordre, von der Kaiserin selbst unterzeichnet, war die Ursache, von der wir so eben sprachen, warum die Gräfinn sich zur Reise durch Böhmen bestimmte. Nur einigemale in Böhmen machte sie von der offenen Ordre Gebrauch; meistens reiste sie ohne Bedeckung, obwohl dieselbe ihr von den überall detaschirten Offizieren allemal freiwillig und um so herzlicher angeboten wurde, da die ganze Armee ihren verstorbenen Gemahl innigst geehrt und geliebt hatte, und indem ihr als einer österreichischen Generalswitwe der Officier, der an einem Orte auf Kommando stand, oder wo ordentliche Garnison war, allemal das ganze Corps Officiere, so wie deren Ankunft bekannt wurde, Visite machte.

Wie gesagt, die Gräfin nahm die Bedeckung selten an. Sie verließ sich dabei auf ihre bei sich habenden Leute. Denn, abgerechnet das weibliche Personale, welches in einer Kammerfrau und einer Wartfrau der kleinen Comtesse bestand, hatte sie einem Kammerdiener, einen Jäger, zwei Laquaien, einen Kutscher und einen Bereiter bei sich, sämmtlich wohl bewaffnet und voll Muth, ihre gnädige und gute Gräfin gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Alles gieng gut; die Reise war schon beinahe Dreiviertel des ganzen Weges glücklich überstanden; schon hatte man sich der sächsischen Grenze bis auf 12 Meilen genähert, als die Gräfinn dennoch beinahe das Opfer ihrer Sorglosigkeit und der Raub der schrecklichsten Mordsucht geworden wäre.

Die Gräfinn fuhr mit zwei Wagen. Zur Fortbringung des zweiten Wagens, worauf sich die Bagage befand, nahm sie Extrapostpferde. Dieser Wagen, auf welchem der Kammerdiener und der Jäger sich befanden, fuhr allezeit voran, damit der des Weges im Lande und auf der Station kundige vorfahrende Postillion das Verirren verhindern möge.

Dieser Umstand, an sich unwichtig, muß bemerkt werden, wie wir in der Folge sehen werden. Vor ihrem eigenen Wagen waren sechs ihrer eignen Pferde vorgespannt. Denn es wurden nur kleine Tagreisen gemacht, theils wegen der kleinen dreimonatlichen Tochter, welche eine schnelle Reise zu sehr angegriffen hätte; theils weil die Gräfin sich selbst zu schwach fand, große Tagreisen zu machen.

Der Gram über den Hintritt ihres geliebten Gatten hatte sie kränkeln gemacht; und eben von dieser Reise und von dem Troste in dem Schooße ihrer Familie hoffte sie frühere Besserung. Ueberdies hatte ihr verstorbener Gemahl seinem Schwiegervater versprochen, ihm sechs ungarische Pferde zu schicken; die sechs vor dem Wagen der Gräfin gespannter waren es.

Der April war im Jahre 1764 so schön und warm, wie sonst nur das Ende Mais zu seyn pflegt. Die Reise war mithin — den Harm der Gräfinn und das trauernde Herz derselben abgerechnet — höchst angenehm. Den 20ten reiste die Gräfin mit ihren Leuten von Leutmeritz ab, und ihr Plan war in Aussig Nachtquartier zu nehmen.

Es hatte die Nacht vorher geregnet, der Weg war schlecht, denn es war hier keine Chaussee; es gieng also langsamer als sonst. Diese Poststation ist überhaupt etwas lang (5 Meilen). Der Wagen der Gräfinn durfte überdies nicht schnell fahren wegen des Säuglings, wegen der kränklichen Generalin selbst, endlich auch wegen der eignen sechs Pferde, die tagtäglich auf der Reise waren, und nur wenige Ruhetage in Wien, Iglau und Prag auf dieser langen Reise gehabt hatten, und von denen man doch nicht gerne auch nur eins verlieren, ruiniren, oder sie alle abmatten und mager an Ort und Stelle bringen wollte.

Es war schon über zwei Uhr, als man auf die halbe Station kam, wo Mittag gemacht wurde, und bald 5 Uhr, als man von dort abreiste. Hätte man schneller fahren können, so konnte die Station recht gut

vor einbrechender Nacht erreicht werden. Allein hier auf dieser zweiten halben Station waren die Wege noch schlechter als auf der ersten, und zum Unglück der Postillon des Weges nicht so sicher kundig, daß er ihn, wie man sagt, im Schlafe hätte finden können; der Weg gieng durch Wald, wie dort in der ganzen Gegend vor 40 bis 50 Jahren überall der Fall war.

Schon beim Einfahren hatte der Postillon den rechten Weg verfehlt. Es fing an zu dämmern, es ward Nacht. Nun sah der Postillon seinen Irrthum ein, hielt still, und erklärte im gebrochenen Deutsch: „er habe den Weg verfehlt; er wisse nicht wo er sey." Wußte dies der Postillon nicht, so wußte es der Kammerdiener und der Jäger noch weniger. Was thun machen? Ja was ist in solchen Fällen zu machen, wo man in einem fremden Lande und im Walde den Weg nicht weiß, und sich obendrein der Himmel verfinstert, und die Sterne nach und nach alle unsichtbar werden. Zwar waren an beiden Wagen Laternen angebracht, allein die helfen nicht den rechten Weg sehen, sondern nur, den zu beleuchten, auf den man fährt; fährt man nun auf einem falschen Wege, so ist man auch falsch beleuchtet. Es blieb, wie es in dergleichen Verlegenheiten allemal das Beste ist, weiter nichts übrig, als immer vorwärts auf dem bestmöglichsten Wege zu fahren, und es dem Schicksal zu überlassen, wohin er geleiten werde.

Dieß war denn auch hier die Parthie, welche der Kammerdiener und Jäger auf dem Vorderwagen exerciren. Von allem diesem mußte indeß die Gräfin in ihrem Wagen nichts. Denn sie hielt das augenblickliche Halten ihres Bagagewagens für ein unbedeutendes Hinderniß, was demselben aufgestoßen sey, oder für etwas nothwendiges, was die Pferde angehe. Und ehe sie darüber Nachfrage halten konnte, war der Zug schon wieder im Gange.

Nachdem nun der Postillon den unrechten Weg, der immer weiter rechts abführte, und der doch der einzige fahrbare war, verfolgte, siehe da, welch' ein Glück! auf einmal stoßen sie auf eine ziemlich breite und lichte Heerstraße, in welche sie sogleich einlenkten, besonders da solche wieder links zu führen schien.

Aber o Himmel! wieder ein neues Unglück, es fängt an wetterzuleuchten, zu blitzen; erst von Ferne und dann immer näher zu donnern; mit einem Worte ein vollkommenes Ungewitter war im Anzuge. Auf dem Fußpfade neben dem Wege kam vorwärts eilends ein Mann daherge schritten, der schnellen Fußes bei dem Wagen vorbei zu eilen schien, um noch vor der Ankunft des Ungewitters ein Obdach zu finden.

„Guter Freund!" rief ihn der Jäger an, „wohin führt die Straße, auf welcher wir uns befinden?" „Noch 2 Meile," antwortete der Wanderer. — „Wie weit ist es noch bis dahin?" — „An Stündner faire," war die Antwort des Juden, denn daß er dieß war, gab seine Aussprache zu erkennen. — „Giebts denn kein Dorf oder Wirthshaus bis dahin?" „Naa! ka Dorf nit. Aberst eene halbe Stunde von heir, i's hoch der Waldkretschan, wollte ich aber doch nicht, daß sie logiren möchten dort, ist doch durt beises Gewirthschafte." — „Wie so mein Freund, komm er her, hier hat er ein Trinkgeld," sagte der Kammerdiener; „sag er doch, was meint er damit?" — „Jo wos mean ich? Als ich nit dorf schmußen, wie aich will; gehört doch der Waldkretschan an grauffen Grafen zu Prag, un als sie mir doch haben gegeben a Trinkgeld, so will ichs doch sogen. Es seind drinn Spitzbuben gar viel, als doch sollen schon seyn versammert dort viel Passagern. — Ich habs es g'sogt. No mach es was sie will. Glückliche Rase! als ich muß machen kümmen furt; hab noch a Viertelstündle in rauthe Hersch. Siehe Watter kümmt näher. Es fangt schon an zu träpfle, na in Gottes Namen." Da lief der Jude eilenden Fußes nach dem rothen Hirsch hin, — der Kammerdiener sagte: „fahr zu Postillon!" und vorwärts gieng es dem Waldkretscham entgegen.

Aber immer näher kam das Ungewitter, immer leuchtender wurden die Blitze, immer mehr kreuzten sich die Wetterstrahlen, immer stärker rollte der Donner, immer furchtbarer ward das Krachen; die Gräfinn fieng an im Wagen zu bangen. Grade fieng es an mit Platzregen, als der vorderste Wagen am Waldkretscham ankam. Der Postillon erklärte sich, er führe nicht weiter, es möchte daraus werden was da wolle. — Der Jäger stieg ab, und gieng an den Wagen der Generalin, und sagte ihr, sie wären hier vor einem Straßenwirthshause, genannt der Waldkretscham, allein ein vorbeigegangener Jude habe ihnen gesagt, es sey nicht rathsam dort einzukehren, weil es in schlechten Rufe stehe, und Spitzbuben dort ihre Niederlage haben sollen. Indeß anderseits es bis nach Kußig noch über drei Stunden sei, weil sich der Postillon verfahren habe, und dieser habe auch erklärt, er fahre bei dem Wetter nicht weiter. Der Kutscher der Gräfinn rief vom Sattelpferde herab: „Na unsre Pferde haben es auch satt, die kriegen heut ihren Rest."

Die Gräfinn war wirklich in dem letzten Nachtquartier vor dem nemlichen Posthofe gewarnt worden, viele Passagiere nahmen ihren Weg da vorbei, weil er besser sey als der nähere; sie sollte dieß nicht thun, am wenigsten, wenn sie in der Nacht den Waldkretschan passiren müßte. Dieß fiel ihr wohl bei, als ihr der Jäger die Aussage des Juden mittheilte; allein das Wetter, die Angst vor dem Gewitter, die müden Pferde, die Erklärung ihres Kutschers und Postillons, und hauptsächlich die Rücksicht auf ihren Säugling bestimmten sie, hier bis zu Tagesanbruch zu weilen. Beim Wirthshaus sey was

ein Wirthshaus, was einem Schlosse nicht unähnlich war. „Geh hinein Johann," sagte die Gräfinn, „und sieh einmal, wie es drinne aussieht, und ob ich ein eigenes Zimmer bekommen kann."

Johann kam gar bald zurück, und mit ihm ein Mann mit einer Laterne. „Kehren die gnädige Gräfinn nur hier ein," sagte Johann, „es sieht sehr proper drinn aus, und es sind schöne Zimmer und Betten da. Mir ist nichts verdächtiges vorgekommen."

Die Gräfinn willigte ein, und nun eilte der Wirth — denn dies war der Mann mit der Laterne — zurück, um das Thor zu öffnen. Die Wagen fuhren ein, und das Thor ward hinter ihnen wieder zugeschlossen. Die Gräfinn ward in den ersten Stock in ein sehr schönes Zimmer gebracht, in welchem zwei sehr gute und scheinbar saubre Betten standen. Neben an war ein Kabinet, worin sich noch zwei Betten, eben so ansehnbar von guter Qualität befanden.

Die Gräfinn ließ für sich, ihr Frauenzimmer und den Kammerdiener ein Souper auf ihr Zimmer bestellen, die andere Dienerschaft sollte unten speisen. Als eine sorgfältige Dame hatte sie zugleich den Befehl gegeben, daß ihre Koffer sämmtlich abgepackt, und auf ihr Zimmer gebracht werden. Dies geschah denn auch; wobei aber der Jäger und die Laquaqen versicherten, der Wirth schien dies Abpacken aller Equipage übel genommen zu haben. „Was wollte denn der Kerl" fieng der eine Laquay an, „das sah ja aus, als wollte er uns fressen? — „Hörtest du nicht was er sagte?" fieng der andere an; „braucht denn Ihre gnädige Frau heute Nacht alle ihre Habseligkeiten, sie will sich wol putzen, daß sie alles abpacken läßt? Sieht bald so aus, als glaubte sie, es würde ihr was gestohlen werden, die Mühe konntet Ihr euch ersparen." Das fiel der Gräfin auf, noch mehr aber, als der eine Laquay noch zusetzte: „inwendig vor dem Thore hängen zwei große Vorlegeschlösser, und vor der Pforte auch." — „Du!" fing der andere an, „hast du nicht bemerkt, oben über dem Thore sind lauter Stacheln, und die Mauer ist verdammt hoch?"

Als die Sachen heraufgebracht waren, instruirte die Gräfinn den Kammerdiener, daß er für seine Person die Nacht über in ihrem Zimmer bleiben solle; der Jäger solle fleißig ab- und zugehen, und von den Laquayen einer immer wachen. Keiner solle seine Waffen von sich legen, und auf den ersten Lärm möchten sie sogleich, so wie auch der Kutscher und Vorreiter auf der Gräfinn Zimmer eilen, und zwar sämmtlich bewaffnet, die Pferde und Wagen müsse man im Falle eines räuberischen Ueberfalles Preis geben. Die Gräfinn ließ aus ihrem Vorrathskasten Wachslichter nehmen, um Licht in Menge zu haben, und die Laternen an den Wagen sollten abgeschnallt werden, um damit nöthigen Falls jeder mit einer Leuchte versehen sey.

Diese Instruction mußte der Kammerdiener Maurer der Dienerschaft, einem nach dem andern so wie er dazu Gelegenheit fand, mittheilen. Es war etwa 9 Uhr, als die Gräfin in dem Waldkretscham angekommen war. Alles war ruhig, nur die Natur nicht, diese stürmte fort; das Gewitter war zwar gegen zehn Uhr vorüber, aber der Sturm heulte, und der Regen fiel stromweise herab. Der Kammerdiener schlug vor, wenn die Pferde abgefüttert wären, — so gegen 12 Uhr wieder aufzubrechen. Allein die Gräfinn war aus sehr vernünftigen Gründen dagegen; „denn," sagte sie, „wir können auf unserm Wege im Walde eben so gut angegriffen werden, als hier; und es ist wahrscheinlich, daß, wenn man einen Anschlag auf uns hat, man ihn eher im finstern Walde als hier im beleuchteten Hause auf uns machen wird. Hier sind wir alle beisammen, im Walde können wir von einander abgeschnitten und die Dienerschaft versprengt werden, welches ich um so eher glaube, da ich dem Postillon nicht traue. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Räuber uns hier in ihrer Herberge nicht angreifen und berauben werden; denn ohne blutige Köpfe kann es dabei nicht abgehen, und die Räuber wären gezwungen uns alle todt zu machen, was sie doch schwerlich um ihrer Sicherheit willen hier thun werden, wo ihr Hauptniederlagsort seyn soll, dessen Zerstörung unbedingt erfolgen müßte, wenn man auf der Heerstraße keine Spur fände, wo ich hingekommen sey. Und ich werde gewiß bald vermißt werden." Die Generalin hatte im Ganzen in ihrem Raisonnement Recht, und doch hatte sie sich in zwei Stücken geirrt; denn erstlich war der Postillon ein ehrlicher Kerl und — — doch weiter zur Geschichte.

Gegen eilf Uhr legte sich die Gräfinn etwas auf ein Bette ins Kabinett, nachdem vorher die Wände, der Fußboden und die Decke sorgfältig untersucht worden waren.

Der Jäger kam kurze Zeit darauf) und meldete dem Kammerdiener ganz im Stillen: in einer Hinterstube des großen Gebäudes — ehemals ein Jagdschloß — wären wohl an zwanzig Kerls versammelt. „Das weiß ich daher, sagte der Jäger zum Kammerdiener, „es ist unten ein hübsches Mädchen, die etwas deutsch spricht, mit der that ich recht schön und bat sie, sie möchte mich mit in ihr Bette nehmen. Diesen Vorschlag that ich mehr um die Beschaffenheit des Hauses kennen zu lernen, als aus andern Trieben. Denn ich traute selbst dem Mädchen nicht, da sie in einem so verdächtigen Hause dienet. Allein das Mädchen hatte vielleicht eine wirkliche Neigung zu mir gefaßt, genug sie versprach, mir ihre Schlafkammer zu zeigen. Dieß geschah auch vor einer halben Stunde, nachdem Wirth, Wirthin, Knecht und Tochter zu Bette gegangen waren. Sie führte mich hinten heraus eine Treppe hoch, über einen Gang. Meine beiden Pistolen hatte ich bei mir, meinen Hirschfänger

an der Seite, und überdies unsre Blendlaterne in der Tasche. Ich riskirte es auf gut Glück, weil ich berechnen konnte, daß, wenn man mich morden wolle, man es nicht auf diesem Wege, sondern im Bette der Magd, wenn der allgemeine Angriff los gienge, thun würde. Ich folgte der Magd einige Schritte, indem ich mich immer umsah — denn von vorne hatte ich keinen Angriff zu fürchten. — Sachte giengen wir den Gang entlang; ich hatte meine Blendlaternchen herausgenommen, es leuchtete mir genüglich. Da hörte ich, als ich eben bei einem Fenster vorbeigieng, außerhalb — es mochte im Garten seyn, oder wohinaus das gieng — ein gar sonderbares aber leises Geräusche, ich ließ das Mädchen noch weiter vorausgehen: sie gieng etwa zehn Schritte weiter in eine Kammer rechts hinein, und winkte mir nachzukommen. Ich that als wollte ich etwas verrichten, und drückte mein Ohr an das Fenster, indem ich die Blendlaterne schloß. Da hörte ich Folgendes:

„Du! was war denn das für ein Schein auf dem Gange oben?" — „Ach! es ist die Magd, die geht zu Bette, und hat etwa noch so ein Bischen matte Lampe bei sich gehabt." — „Freilich, hast du nicht ihre Kammerthür knarren hören?" — — — „Nu! also, wieviel sind ihrer denn zusammen?" — „Sieben Mannspersonen und drei Frauenzimmerschen." — Das war die Stimme des Knechts, eines Deutschböhmen vom Hause. —

„Haben sie denn Gewehr bei sich?" — Die vorige Knechtsstimme: „Ja! verflucht viel; jeder hat einen Säbel und ein paar Pistolen, und das Weibszeug glaube ich gar auch, sie haben die ganze Bagage abladen lassen, es steht alles oben Nro. 1. in der Herrschaftsstube." — „Sackerment, das ist dumm," fieng eine andere Stimme an, — „Aber hört Kammerade das, schad't doch nichts, den Fund müssen wir uns nicht aus dem Wege gehen lassen. Es wird freilich ein bischen Geknalle geben, allein das macht nichts aus. Der Korporal Rowasch, der heute die Streifpatrouille im Walde macht, ist mein guter Kompagnon, ich habe ihm 100 baare Gulden gegeben, und 100 soll er noch haben. Der kommt die Nacht mit seinen Dragonern nicht her; also für den seyn wir sicher. Es soll heute Nacht hier in der Gegend das letzte Stückchen seyn; denn wir sind, hohl mich der Teufel! hier im Waldkretscham nicht mehr sicher, — morgen wollen wir theilen, und uns wo anders hin wenden." (Es war der Räuberhauptmann, der hier das Wort führte.)

„Also gegen 2 Uhr, da liegen sie alle im besten Schlafe, da wollen wir sie verorgeln" — — „Der verfluchte Jäger wird uns zu schaffen machen" (Knechtstimme) — „Bah! bah!" sagte der saubre Kapitain, „vorerst wie viel sind wird denn unsrer? 1 — 2 — 3 — — 7 — 10 — 16 — 21 — 30 — — Nu da sind wir ja alle bis auf sechse." — "Wer fehlt denn?" — Gemurmel. — „Liegenjäckel, — Kälbermarkel!" „Nu laß die zum Teufel! — Du, es kommt doch Niemand in die Kellerstube?" — „I! behüte." „Nu! so schließ auf." —

„Da hörte ich," beschloß der Jäger seine Erzählung, „unter mir eine Thür aufschließen und wieder verschließen, und die Kerls zu einer Stubenthüre hineingehn. Ich bin sogleich hierher geeilt um Ihnen dies zu melden."

Der Kammerdiener sagte, er möchte die Laquayen einen nach dem andern herauf schicken, und auch den Kutscher und Vorreiter. Aber immer einen so eine halbe Viertelstunde nach dem Andern, damit es kein Aufsehen mache.

Dies geschah in möglichster Stille. Aber auf einmal kam auch todtenblaß und auf den Zehen geschlichen der Postillon, der nicht mit herauf bestellt war. Er wurde nur auf dringendes Bitten noch eingelassen, und als man sah, daß er allein sey. — Dieser referirte in seinem gebrochenen Böhmisch-Deutsch wie folget:

„Hatt' ich noch Durst — es war, 1 Uhr — und wollte ich noch gähn zum Brunnen trinken. Iß Brunnen zum Trinken rechts hinterm Hause an Mauer. Komm ich an Brunne; hör ich spreche. Leg' ich mich auf Erde, vor viel Angst. Steigen von Mauer mit Letter oh viel Mann. Schleichen sie rechts, schleichen sie links an Mauer; zween bleiben bei Letter. Ich nits mehr seh, kriech fort, komme hieher. Jesus Maria und Joseph, bin ich halb todt."

Was dies für eine Erscheinung war, konnte sich Niemand erklären. Spitzbuben, die vermittelst Leitern über die Mauern in einen Hof steigen, dessen Wohnhaus ihre Herberge und Höhle ist, zu welcher, ohne den großen Thorweg gerechnet und das Pförtchen, noch eine Hinterthüre einführt, durch welche bereits zwanzig, dreißig ihrer Kameraden eingegangen sind, — dies schien allen ein Räthsel. —

Der Kammerdiener fragte den Postillon, ob er denn auch recht gesehen habe? — — „Soll Gott mich strafen, und heilige Mutter Maria, wenn nicht wohr ist! Wal zwanzig, wal dreißig, will ich mit seyn Kind von Seligkeit, wenn nit 20, — 30."

Das war denn nun allen wieder ein Räthsel. Denn nach des Jägers Erzählung fehlten, als der Anführer der Räuber die zählte, welche durch den Knecht durchs Hinterthürchen eingeführt worden waren, von deren Bande nur sieben Stück. — Der Kammerdiener fragte also den Postillon noch einmal, ob er denn gar nicht hätte etwas sehen können, ob die Leute Waffen, Gewehre, Säbel oder sonst was gehabt hätten? „Nitsched ich sehn. War ich viel zu gruß Angst, aberst Gewehre, ja die hoben se gehobt, alles mit solchen Messern drauf! wie han der Soldaten auf ihren Musketten." —

„Bajonette, Bajonette,“ sagten einige halblaut. „Ja su Bagnette,“ antwortete der noch immer halbtodte Postillon. — „Mir geht ein Licht auf,“ sagte der Kammerdiener, „Kinder! wir wollen ein Glas Wein auf das Wohl unserer gnädigen Herrschaft trinken. Da Postillon, trink auch einmahl!“ „Ach du lieber Gott? ich trink — in der letzten Stunde meines Lebens! — Ach was werden die stehen und hauen, warum bin ich denn nicht weter gefahren! Ach! unds warn gruße Karle.“ — „Bravo mein Sohn!“ sagte der Kammerdiener, „deine Nachrichten gefallen mir immer besser, also groß waren die Kerls?“ „Halt rasend gruß,“ erwiederte der Postillon.

(Fortsetzung folgt.)

Nothwendigkeit einer Versorganstalt für mittellose Taubstumme in Verbindung der Lehranstalt.

Zwei der größten Uebel drücken den Taubstummen a) seine Bildung und b) seine Versorgung. Für das Erste wäre in so weit gesorgt in wie weit die bestehenden Institute im Stande sind, Kinder in unentgeldliche Verpflegung zu nehmen. Wie klein diese Zahl sey, und wie viele dem Zufalle überlassen werden müssen, will ich gleich angeben. Wenn es wahr ist, daß auf eine Million Menschen 150 Taubstumme kommen, so hat Böhmen allein über 467 Taubstumme, davon werden im heurigen Jahre 13 erzogen und unterrichtet und unter diesen sind nur 2 die einst eigenes Vermögen zu hoffen haben. Rechnet man auf die ganze Zahl 80 Bemittelte, und mehr sind es nicht, nimmt man die 13 noch dazu, so bleiben 374 übrig, welche die ersten aller Wohlthaten, der Erziehung und des Unterrichtes, bloß aus Mangel des Unterhaltsvermögen nicht genießen können, beide Uebel drücken sie hart; sie alle nähren sich von dem Betteln, oder werden aus Gnade und Barmherzigkeit zu körperlichen Dienstleistungen verwendet, werden so der Gesellschaft lästig, ja gefährlich. Unwissenheit, die Mutter so manchen Lasters und Noth zwingen sie dazu. Aber auch jene, die Unterricht und Erziehung genossen haben, kämpfen mit dem zweiten Übel. Schon mit der Aufnahme in die Lehre hat man Noth, einen Lehrmeister der Neigung des Knaben gemäß zu finden, weil jeder sich an sein Gebrechen stößt und die etwas größere Mühe des Unterrichts scheuet. Daher tritt der Fall nicht selten ein, daß der Knabe wider seinen Willen ein Handwerk lernen muß. Was da aus ihm wird, liegt am Tage. Angenommen den Fall, man hat einen Meister, wie er zu wünschen ist, gefunden. Er soll sein Handwerk gut erlernet haben. Auch dann stößt sich der Meister an sein Gebrechen; er wird nur, wenn Mangel an Gesellen ist, gleichsam aus Gnade Arbeit bekommen. Der Meister gibt ihm bestimmt keine Arbeit, wo eine kleine Erklärung nöthig ist, wobei sich der Taubstumme etwas mehr verdienen könnte; Arbeiten, woran dem Meister nicht viel liegt, wird er ihm geben, und den Verdienst des Taubstummen dadurch so verringern, daß er nicht hinreichet, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Und weil sich der Taubstumme nie die erforderlichen Lebens-Politik aneignen kann, um sich durch die tausend Unfälle durchzuhelfen, oder sie von sich abzuwenden; so wird er mit Noth, Kummer und Elend ringen, er wird, weil alle seine Anstrengungen und sein guter Wille ihn nicht vom Verderben retten, sich zurückgezogen, gleichsam ausgestoßen aus der Gesellschaft seiner glücklichern Mitbrüder glauben, daher mit sich, mit allen Menschen und nicht selten mit seinem Schöpfer im Zwiste leben. Auf diese Art alles Erwerbes unschuldig beraubet, und weil ihn die Lebensbedürfnisse wie jeden andern gleich stark mahnen, wird er nothgedrungen sein Gebrechen, gleichsam als natürlichen Freibrief benützen — betteln, und weil er sich dabei wohl befindet, sein Lebelang ein Bettler, ein Faulenzer ein lästiges ja schädliches Glied der Gesellschaft bleiben.

Aufgefordert von einer Menge mich besuchenden Taubstummen, die mir das Gesagte in die Feder sprachen, hielt ich es für Pflicht nachzudenken, wie diesen Uebeln abzuhelfen wäre, und das Resultat war: Eine Versorganstalt für mittellose Taubstumme in Verbindung der Lehranstalt. Und diese bestehet darin, daß die Taubstummen mit Anfange ihrer Lernzeit gemeinschaftlich arbeiten und eine Fabrike betreiben. Wenn nun alle für einen und einer für alle arbeitet, und wenn es wahr ist: Vereinte Hand wirket, so muß diese Fabrike unter gehöriger Vorsicht bald ihre Kapitalien hoch verzinsen.

So nur, dünket mich, können eine beträchtliche Zahl arme Taubstumme aufgenommen, unterrichtet, erzogen und auf ihre Lebenszeit versorget werden; so nur werden sie dem Bettelstabe, Elend, Noth und Kummer entrissen und zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft erschaffen. Aber wie diese zu beginnen? Dies ist freilich der Stein des Anstoßes. Aber wer Herz genug hat, diese Aufgabe zu lösen: Eine Arbeit zu finden, die für den Augenblick wie für die Zukunft Zweck hat, die der Zeit und dem Ort angemessen ist, wobei alle ohne Nachtheil ihrer Gesundheit und Kraftaufwand mit arbeiten können, — der wird die Sache nicht für unausführbar halten; er wird leicht die Vorsichtsregeln festlegen; erfahren wird er, daß mit Taubstummen viel, viel unter gehöriger Behandlung unternommen und ausgeführet werden kann; und so wird er mit hohem Muth Hand an das nothwendige Werk

legen. So viel als Beweis der Nothwendigkeit eines Unternehmens, dessen Ausführung gewiß zu wünschen wäre, und welchen auch die Regierung des Staats, ja wohl auch manche mit Reichthum und Ueberfluß gesegnete Menschenfreunde ihre wohlthätige Unterstützung gewiß nicht versagen würden. So viel ich zur Unternehmung und Ausführung — sollte man meine geringen Dienste wünschen — beitragen könnte, würde ich nach aller meiner Möglichkeit mit innigem Vergnügen thun.

Prag am 15. November 1814.

ff. W. Guba,
Taubstummenprofessor.

Anmerkung. Sollten Taubstumme nicht vorzüglich angemessen bei Druckereien, besonders bei Hof- und Staatsdruckereien angestellt und beschäftigt werden können? Ferner: zu geheimen Cancellisten ja Sekretariats-Diensten?

D. H.

Ueber Ossians Gedichte.

Das Resultat der neuesten Untersuchungen über diese Gedichte geht dahinaus, daß man sie weder für eine Erfindung Macphersons halten, noch auch der Meinung jener beipflichten könne, die ihnen den Grad von Authenticität und Alter zuschreiben, den ihnen dieser Herausgeber bei der Bekanntmachung zuschrieb. Es ist jetzt für wahr erkannt, daß zu den Zeiten Macphersons wirklich Greise Hochschottlands existirten, und daß es gegenwärtig noch einige giebt, welche eine große Anzahl alter Heldengesänge, durch Tradition bis auf ihre Zeiten gekommen, auswendig wußten. Diese Gesänge glichen zwar in einiger Rücksicht den Gesängen der Isländer, und anderer scandinavischer Völkerschaften; sie haben aber eine weit einfachere, auch oft viel dunklere Sprache, als die freien Nachahmungen, die uns Macpherson mit unrecht für Uebersetzungen gab. Es scheint sogar, daß dieser einzelne Bruchstücke, die ihrem Ursprunge nach gar keine Verbindung haben, mit einander vereinigte. Oft erhielten die ursprünglich rauhen und kräftigen Bilder des Originals von der Hand ihres Uebersetzers eine Art von modernem Anstrich, die, indem sie sie einigen Stellen Homers oder Virgils ähnlich machten, einen triftigen Beweis gegen ihre Authenticität lieferten. In so weit kann man Macpherson eines Plagiates beschuldigen; doch im Ganzen genommen war er zu entblößt von allem Dichtergeiste, um nur eine jener Schönheiten, die man wirklich unter diesen rohen Phantasieen des alten Barden findet, aus sich selbst genommen zu haben. Was das Alter betrifft und das wahre Vaterland ihres Verfassers, so muß man aus verschiedenen Nachrichten über diese Gegenstände die möglich wahren herauszusuchen wissen. Die Existenz eines Barden Ossin oder Ossian, Sohn eines Kriegschefs, Namens Fion-Mac-Coul (Fion Sohn von Coul) könnte sich wohl bis ins 5te oder selbst ins 2te Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bestimmen lassen. Einige Bruchstücke der Ossin'schen Gesänge stimmen auf eine wunderbare Weise mit den skandinavischen Soga's überein, und haben sich wahrscheinlich im Gedächtnisse der Barden, Nachfolger Ossins, bewahrt. Vermuthlich werden aber viele spätere Gesänge Ossian zugeschrieben, wie die falschen Orphischen dem Orpheus. Es müssen sogar mehrere dieser Gesänge noch später, als zur Zeit der Einführung des Christenthums, oder selbst zu den Jahrhunderten der Chevalerie erfunden worden seyn, oder wenigstens nach diesen Epochen starke Veränderungen erlitten haben; sonst ließen sich die vielen, für eine so wilde Nation wie die alten Caledonier waren, zu erhabene und zu feine Sitten andeutenden Ideen nicht erklären. Dieser Anstrich von neuerer Civilisation, ist das stärkste Argument, welches die Anti-Ossianiker gegen die Authenticität dieser Gedichte vorbrachten, und welches ihnen Herrn Graham, der gelehrte Advokat der Ossianischen Parthei, am unbefriedigendsten widerlegt. (Auszug aus der oberdeutschen Literaturzeitung)

Grabschrift

des bekannten oberpfälzischen Ritters Seyfried Schweppermann, aus Nürnberg gebürtig, der im Jahre 1322 in der Entscheidungsschlacht zwischen Friedrich dem Schönen von Oesterreich und Ludwig dem Bayern das Heer des letzteren befehligte, und durch seine Tapferkeit und klugen Anstalten den Sieg auf dessen Seite lenkte, im ehemaligen Kloster zu Kastl (viertehalb Stunden von Amberg), wo er begraben liegt.

Hier leit begraben Seyfried Schweppermann,
alles Thuns und Wandels wohlgethan,
ein Ritter: Keck und Vest,
der zu Gundersdorf im Streit thät das Best.
Er ist nun Todt,
dem Gott genodt.
Anno Domini 1337.
Jedem ein Ay,
dem frommen Schweppermann
zwey.

Die letzten drei Zeilen sind eine Anspielung auf die bekannte Anekdote, daß Ludwig, als man nach der Schlacht Tafel hielt, wobei Eyer das vorzüglichste und beinahe einzige Gerichte ausmachten, weil bei der Armee ein großer Mangel an Lebensmitteln herrschte, sein

nem wackern Schweppermann doppelte Portion vorlegen ließ, und sich dabei der Worte bediente, welche die Grabschrift schließen.

F.

Anekdoten.

Die Kaiserin Maria Theresia besuchte einst das Kadettenhaus und fragte bei dieser Gelegenheit den Direktor: welcher von den Zöglingen das größte Lob verdiene?

„Ew. Majestät," war die Antwort, "ich kann über keinen Klage führen, der junge Bukassowich ist aber der bravste."

Dies bezeugten auch die Exerziermeister, die dies Lob auf seine Geschicklichkeit im Fechten deuteten.

„Bravo, junger Dalmatier!" rief die Monarchin; „aber ich möchte ihn fechten sehen: nehm' er einmal das Rapier:"

So bescheiden und schüchtern der junge Bukassowich vorher vor der Monarchin gestanden hatte, so fest und feurig ward sein Blick, als er das Rapier ergriff und sich in Positur sezte. Er machte mit mehreren einige Gänge, und trug über alle den Sieg davon.

Die Kaiserin schenkte ihm zwölf Ducaten.

Nach einigen Tagen kam sie wieder in das Kadettenhaus und fragte gleich nach dem jungen Bukassowich.

Er wurde gerufen, aber als er erschien, sah er sehr bestürzt aus und zitterte.

Lächelnd fragte ihn die Kaiserin:

„hat er etwa das ihm geschenkte Geld durchgespielt? — Wo hat Er's?"

Ich habe es meinem Vater geschickt, antwortete er mit bebender Stimme.

„Wer ist denn sein Vater?"

Mein Vater war Lieutenant, ist aber verabschiedet, und lebt nun ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte von Ew. Majestät Gnade keinen bessern Gebrauch machen zu können, als wenn ich meinen armen alten Vater unterstützte.

„Braver Junge!" versezte die Kaiserinn, und klopfte ihm sanft auf die Wange: „nehm er Dinte, Feder und Papier, und schreib' er."

Der Kadett gehorchte, und die Kaiserin diktirte ihm folgenden Brief:

„Lieber Vater!"

„Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, diktirte mir die Kaiserin. Meine Aufführung, mein Fleiß und besonders meine kindliche Liebe zu meinem guten Vater haben der Kaiserin so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 fl. bekommen werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Dukaten erhalten habe."

Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erwarb sich der Rektor Trotzendorf zu Goldberg einen so großen Ruf, daß oft über tausend Schüler von allen Ständen aus Schlesien und andern Ländern, daselbst studirten. Er hatte bei Hütung des Viehes, lesen und schreiben gelernt, und dabei birkene Rinde als Papier gebraucht.

Melanchton sagte von ihm: „er sey zum Schuldirektor geboren, wie Scipio zum Feldherrn."

Er war ein origineller Mann. Wenn er in seinen Hörsaal trat redete er gemeiniglich seine Schüler also an:

„Guten Tag, Ihr kaiserlichen und fürstlichen geheimen Räthe, Ihr Bürgermeister und Rathsherren, Ihr Kaufleute und Krämer, Ihr Künstler und Handwerker, Ihr Büttel, Henker und Lumpenvolk!"

Zuweilen sezte er hinzu: „Das alles könnt Ihr werden, nachdem Ihr Euch aufführt."

Der Geheimerath *** besuchte einst das Taubstummen-Institut zu B...

Der verstorbene Direktor desselben E... zeigte ihm die Einrichtungen der Anstalt, machte ihn mit der Verfahrungsart des Unterrichts bekannt, und ließ dann einen der Zöglinge, der schon ziemliche Fortschritte gemacht hatte, vortreten, um Proben seiner Kenntnisse abzulegen. Diese bestanden hauptsächlich darin, daß der Direktor ihm durch Zeichen mehrere Dinge sagte, welche der Stumme dann mit Kreide auf eine schwarze Tafel schrieb; und zum Beweise, daß er den richtigen Begriff mit den niedergeschriebenen Worten verbände, immer das Gegentheil davon darunter sezte.

Endlich sagte ihm auch E..., wer der Fremde sey, der die Anstalt besuchte. Der Stumme schrieb darauf an die Tafel:

Geheimerath ***

und als Gegensaz darunter

öffentlicher Unrath.

19. Ammenwahl

und Verhalten derselben beim Stillen.

Von dem verstorbenen Herrn Leibmedikus Lentin.

(Beschluß. Man sehe Beil. Nr. 7.)

Anmerkung. Wiederholte Erfahrungen haben auch mich überzeugt, daß es vom größten Nachtheil sey, zwei Kinder von einer Amme nach einander stillen zu lassen. Es tritt nicht blos Milchmangel, sondern auch heimliches Zusammen ein, und ich entdeckte schon oft, daß die Ammen Schlafpulver hatten holen lassen, um das Hungergeschrei des Kindes zu unterdrücken. Die Milch, die so dick geworden, daß sie beim Ausdrücken an der Warze lange in großen Tropfen hängen bleibt, disponirt gewöhnlich zu Drüsenverstopfungen und zu den langwierigsten Ausschlägen.

Die Ammen, die beim ersten Stillen reichliche Milch hatten, und deswegen so leicht für das zweite Kind conservirt werden, sind, nach meinen Beobachtungen, gerade die, die am frühesten am Milchmangel leiden, weil zu große Anstrengung der Natur selten mit Ausdauer verbunden ist. Die Geschichte, die uns J. G. Sommer in Mis. Ac. Nat. Cur. Dec. II. Ant. VI. Obs. VII. mittheilt, sollte allen Aeltern mitgetheilt werden, die gewilliget sind, ihre erste Amme beizubehalten, oder eine altmilchende anzunehmen. „Eine gesunde Amme stillte ein gesundes Kind ein volles Jahr, als sie aber das zweite kaum einige Tage gesäugt hatte, bekam es entsetzliches Grimmen, Verstopfung und Zuckungen. Man gab dem Kinde und der Amme mancherlei Mittel, wonach jenes auch besser wurde. Kaum hatte man es aber aufs neue angelegt, so kamen auch die Zufälle wieder. Man wollte nun gewiß seyn, ob auch wirklich die Milch Schuld sey, und legte einen andern Säugling an, welcher sich auch bald so übel darnach befand, daß man gleich eine frischmilchende Amme anschaffte, bei welcher das Kind ganz gesund blieb.

In der 195ten Observation eben dieser Schrift findet man interessante Beobachtungen von J. G. Brunner, über die Gefahr, worin Kinder sich befinden, die von kranken Müttern fortgestillt werden.

Die Bibliothek zu Göttingen, unter Heyne als erstem Bibliothekar.

Wenn gleich als zweiter Bibliothekar *) hergerufen, (sagt Heeren in Heynes Leben) ward er doch, bereits in demselben (1763) Jahre der erste. Die volle Direktion der Bibliothek ward ihm von Münchhausen übertragen; der Vorschlag des dabei anzustellenden Personale ward ihm überlassen; die ganze Verwendung der Fonds hieng von ihm ab. Es bedarf also keines Beweises, daß das, was die Bibliothek unter ihm geworden ist, sie entweder unmittelbar durch ihn, oder doch unter seiner Leitung ward.

Welch' ein weites, ein nützliches und zugleich ruhmvolles Feld sich hier seiner Thätigkeit eröffne, entgieng Heyne'n nicht; und sein früheres Leben hatte ihm glücklicherweise schon Bekanntschaft mit Bibliotheken und Bibliothekseinrichtungen verschafft. Durch die edle Liberalität der Männer, denen die Regierung des Staats, in dem er lebte, übertragen war, sah er sich in dem Besitz der Mittel ein sowohl ihrer als der Universität würdiges Institut zu errichten; und die Idee, welche er von Anfang an faßte, und der er unverrückt treu geblieben ist, auszuführen. Diese Idee war keine andere, als eine Büchersammlung zu errichten, die in allen Fächern der Wissenschaften, und bei der Literatur aller gebildeten Völker möglichst gleich, alle diejenigen Werke und Bücher enthalten sollte, welche einen wissenschaftlichen Werth haben. Eine solche Sammlung an einem Orte errichtet, wo eine Menge von Lehrern und Lernenden aus allen Fächern der Wissenschaften sich finden, mußte einen Nutzen versprechen, den selbst die Bibliotheken in großen Hauptstädten kaum versprechen können. Sie konnte aber auch nicht das Werk weniger Jahre seyn. Sie erforderte eine regelmäßig fortgesetzte Thätigkeit eines Menschenlebens, sie erforderte aber auch außerdem einen Ueberblick über alle Fächer der Wissenschaften, der im Stande war, das Nützliche, das Nothwendige in jedem Fache zu unterscheiden; einen Geist der Ordnung, der diese nicht nur einführte, sondern auch erhielt; und was gerade damit am schwersten zu vereinigen ist, einen Geist der Liberalität, der, weit entfernt ihren Gebrauch zu erschweren, ihn vielmehr erleichterte, so weit es die Natur des Instituts erlaubte. Dieß Alles war in dem Mann vereinigt, der der eigentliche Schöpfer eines der ruhmvollsten Institute werden sollte, das die neuere Zeit hervorgebracht hat.

Als Heyne nach Göttingen kam, gab es freylich schon eine Bibliothek daselbst; sie galt auch im Verhältniß gegen andere Universitätsbibliotheken schon für beträchtlich. Sie ward damals auf etwa 50 bis 60,000 Bände geschätzt. Als Heyne seine Augen schloß, war sie, nach dem mäßigsten Anschlage, (auch ohne die neuesten außerordentlichen Bereicherungen aus Wolfenbüttel, Helmstädt ꝛc.) wenigstens 200,000 Bände stark. Aber diese vermehrte Bändezahl ist ihr geringerer Vorzug. Beim Anfange jenes Zeitraums waren ganze Fächer der Wissenschaften noch fast unbesetzt; beim Schluße ist sie

*) Michaelis war damals noch erster.

darin wahrscheinlich die erste Bibliothek, daß alle Fächer verhältnißmäßig gleich besetzt sind. Daß sie in den andern Rücksichten, Zahl der Bände, Handschriften, Seltenheiten, von andern sehr weit übertroffen wird, ist allgemein bekannt.

Tausende haben die Göttingische Bibliothek nicht blos gesehen, sondern auch benutzt. Aber auch diejenigen, die sie benutzten, sind darum doch höchst selten mit ihrer innern Einrichtung, mit dem Gange und Umfange der Geschäfte bekannt. Es gehört aber unumgänglich zu Heyne's biographischer Darstellung, über diese Gegenstände das Nothwendige zu sagen. Denn sein Geist ist es, der sich in ihr ausspricht; und auch noch wenn die spätesten Enkel in diesen Hallen wandeln, werden sie nicht ohne Ehrfurcht vor der Büste des Mannes stehn, der ein solches Werk anlegte und ordnete.

Aber nicht von dem innern Reichthum dieser Sammlung, in dem eben angeführten Sinne, darf hier weiter die Rede seyn; sondern nur von ihrer Organisation, von der Mannigfaltigkeit und dem Gange der Geschäfte.

Von dieser Seite betrachtet, weiß ich dieß Institut mit nichts passenderen zu vergleichen, als mit einem großen Handelshause. Zwar tritt hier der auffallende Unterschied ein, daß die Waare, die hier erkauft, nicht wieder zum Verkauf bestimmt ist. Sie wird aber verliehen; und dies Verleihen verursacht hier nicht weniger Geschäfte, als bei jenem der Verkauf. Will man von dieser Ungleichheit absehen, so rechtfertigt die Menge und die Natur der Geschäfte, die Zahl des angestellten Personals, die große Korrespondenz, die Führung der Bücher und der Rechnungen auf das vollkommenste jene Vergleichung. Heyne, als erster Bibliothekar, hatte nicht weniger Geschäfte, als der Chef manches großen Handelshauses; und so auch verhältnißmäßig seine Gehülfen.

Die sämmtlichen Geschäfte der Bibliothek lassen sich in die beiden Klassen theilen: die, welche außerhalb derselben, und die, welche auf der Bibliothek geschehen. Die ersten sämmtlich wurden persönlich von Heyne besorgt, jedoch zum Theil mit Unterstützung des zweiten Bibliothekars; die andern, jedoch unter seiner Direktion, von seinen Gehülfen.

Das erste Geschäft, welches Heyne als Bibliothekar selber besorgte, waren die jährlichen Ankäufe. Darin bestand eben der eine Haupttheil der Direktion des Ganzen. Nur durch die planmäßige Beobachtung der einmal angenommenen Maximen konnte die Bibliothek allmählig das werden, was sie geworden ist.

Heyne wählte also bei jeder Messe von den herausgekommenen Büchern die anzuschaffenden aus; zugleich machte er alle nöthigen Bestellungen im Auslande; das heißt in Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Italien, Holland. Was man von denen, durch Buchhändler eingesandten, nicht behalten wollte, ward zurückgesandt.

Ein anderer beträchtlicher Theil der jährlichen Ankäufe geschah in Auctionen. Von bedeutenden Auctionen war nicht leicht Eine, von der der Katalog nicht gesandt worden wäre. Diese Katalogen gieng Heyne erst selber durch; merkte daraus an, was anzukaufen sey; und bestimmte zugleich die Preise. Oft geschah dieß doch auch zuerst durch den zweiten Bibliothekar. War der Auszug gemacht, so wurde dieser erst auf der Bibliothek nachgesehen, ob auch schon vorhandene Sachen darunter seyen; oder ob auch etwas hinzuzusetzen sey. *)

Beides erfordert eine weitläuftige Correspondenz; das erste mit den Buchhändlern; das andere mit dem Commissionairs. Diese ganze Correspondenz führte Heyne allein und ausschließend.

Bei der Auswahl der Bücher gieng er höchst unpartheyisch zu Werke. Was irgend in einem Fache wichtig war, wurde angeschafft, es mochte mit seinen Studien zusammenhängen oder nicht. Uebrigens war schon unter Münchhausen der Grundsatz angenommen, vorzüglich für die nicht positiven Wissenschaften zu sorgen; für Historie, Naturwissenschaften, Philologie ꝛc. Bloße Handbücher, populäre Schriften, und die vielen vergänglichen Produkte der schönen Literatur wurden ausgeschlossen.

Alle irgend bedeutende Zahlungen von Seiten der Bibliothek wurden durch Heyne gemacht. Das Geld für die zu leistenden Zahlungen ward ihm auf seine Anzeige von Hannover geschickt; wo daher auch die Hauptrechnung geführt ward. In den hier zu machenden Rechnungen stand ihm der zweite Bibliothekar bei. Eine Nebenkasse für die kleinen Ausgaben ward außerdem hier in Göttingen durch denselben besorgt.

Zu diesen pflichtmäßigen Geschäften kamen noch andere, oft nicht weniger Zeit raubende, und Mühe kostende,

*) Ich könnte mit vollem Recht zu diesen beiden noch eine dritte, keineswegs unbedeutende Quelle der Vermehrung der Bibliothek rechnen: Die Geschenke, welche Heyne ihr gemacht hat. Was ihm an Büchern geschenkt wurde, (und man begreift, daß bei dem Redacteur einer Zeitung dieß beträchtlich war) wanderte, wenn er es gelesen und angezeigt hatte, meistentheils auf die Bibliothek; ohne daß er sich je einen Groschen dafür angerechnet hätte. Gewiß ist sie dadurch um mehrere tausend Bände vermehrt worden. Die Summen, die er dadurch der Kasse erspart hat, mag ich nicht schätzen. Fiel es doch auch ihm, dem edlen Greise, nicht einmal ein, davon zu sprechen.

fende. Stets wandten sich auswärtige Gelehrte an ihn, die entweder Bücher von der Bibliothek, oder auch Nachrichten aus Büchern begehrten. Heyne war in diesen Dienstleistungen so liberal, wie es irgend seine Pflicht es erlaubte. Manche Stunde opferte er auf, um solche Anforderungen zu befriedigen; manche Mühe, selbst unvermeidliche Kosten, verursachte ihm das Versenden der Bücher. Das Alles achtete er nicht; sobald er nur glaubte, durch seine Willfährigkeit zu nützen. Wie manche wichtige literarische Unternehmung wäre ohne sie unausführbar geblieben! Die dankbare Freundschaft vieler würdiger Männer hat ihn dafür gelohnt; und selbst der Verdruß, den die unglaubliche Unbescheidenheit Anderer ihm verursachte, ermüdete ihn nicht *).

Die Geschäfte auf der Bibliothek geschahen durch das übrige dabei angestellte Personal. Dieß war sich nicht immer gleich. Als Heyne starb, bestand es aus dem Herrn Professor Reuß, als zweiten Bibliothekar; den Herrn Professoren Beneke und Bunsen, als Custoden; dem Herrn Professor Fiorillo als Aufseher der Kupferstichsammlung; und den Herrn Dornedden und D. Menke, als Sekretairs **). Der Arbeiten auf der Bibliothek sind so viele, daß man diesen Männern keine weiteren zumuthet; sondern es als freiwillig ansieht, wenn sie dennoch, als Lehrer oder Schriftsteller, dergleichen leisten. Sie zerfallen wiederum in die in den Büchersälen in den öffentlichen Stunden, und in die in dem Arbeitszimmer.

In den öffentlichen Stunden, viermal die Woche von 1 bis 2; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4, im Sommer bis 5 Uhr, werden sowohl jedem, der die Bibliothek besucht, die verlangten Bücher gereicht; als auch die, welche man ins Haus geliehen wünscht, gegeben. Dieß geschieht gegen ausgestellte Zettel; welche bei denen, die nicht auf ihrem eigenen Namen die Bücher holen lassen können, von einem Professor unterschrieben seyn müssen, der dann dafür einsteht. Auf dem Tisch des Sekretärs hat daher jeder Professor seine Mappe, mit einem doppelten Behältnisse; daß eine für die Zettel, die er für sich selber, das andere für die, welche er für andere, besonders Studirende, ausstellt. Bei jedem ausgegebenen Buche wird der darauf lautende Zettel von einem der Aufseher signirt, d. i. Zahl der Bände und Format des Buches mit Bleistift darauf notirt; und von jetzt an ist er gültig. Die in jeder Stunde eingehenden Zettel werden vorläufig in ein allgemeines Behältniß gelegt; nachher von einem der Sekretairs in das monatliche Verzeichniß der ausgeliehenen Bücher eingetragen, und dann in die oben erwähnten Mappen vertheilt. Bei Zurückgabe der Bücher werden die Zettel eingerissen zurückgegeben, und der Titel in dem Verzeichniß mit einer Bleifeder wieder ausgestrichen.

In der Regel sollen zwar die Bücher nur auf 14 Tage ausgeliehen werden; indeß hat man hierin gern nach Verhältniß der Umstände einige Nachsicht. Aber am Ende jedes Semesters müssen alle Bücher, auch von Professoren, wirklich zurück geliefert; und wenn man sie wieder begehrt, neue Zettel darüber ausgestellt werden. Ueber ein halbes Jahr gilt kein Zettel.

Diese Einrichtungen, und die Pünktlichkeit, die man darin beobachtet, machen es möglich, in einer Bibliothek, die vielleicht die am meisten gebrauchte, und gewiß am liberalsten benutzte von allen ist, die Ordnung zu erhalten, welche ihren Werth verdoppelt. Ohne Genauigkeit müßte in wenig Jahren ein Chaos daraus werden.

Viel mannigfaltiger aber und umfassender sind die Geschäfte der Arbeitsstube. Täglich von 9 bis 12 Uhr, und im Sommer auch noch ein paar Nachmittagsstunden, wird hier von den vorher erwähnten Angestellten gearbeitet. Auch hier wird also die Vergleichung dieses gelehrten Comptoirs mit dem eines großen Handelshauses völlig passend seyn.

Wie in einem Handelscomptoir die Führung der Handelsbücher, so sind diese Arbeiten hier die Führung der Cataloge. Theils die Eintragung der neuen Bücher in denselben, theils die Verfertigung neuer Cataloge. Was hülfe eine Bibliothek von mehr als 200,000 Bänden, wenn man nicht wüßte, was man hätte; wenn man nicht wüßte, wo das, was man hat, zu finden sey? Von ihnen hängt die Brauchbarkeit der Bibliothek ab.

Unsterbliche Verdienste erwarb sich Heyne um die Cataloge. Unter seiner Direktion ward der neue *) Nominal- oder Alphabethische Catalog 1777 angefangen und 1787 beendigt **) und der neue Realcatalog ist bereits weit fortgerückt. Es giebt aber über zwölf vier verschiedene Cataloge; die, wie die Handelsbücher auf einem Comptoir, wieder in einander greifen. Es kann bei einem so großen und

*) Ich mag davon nicht sprechen. Man kann es auf der Bibliothek selber am besten erfahren, wie schwer es zuweilen hielt, auch nach Jahren die Bücher zurückzubekommen.

**) Wer die ganze Reihe der Männer, die an der Bibliothek angestellt waren, so wie die Geschichte des Instituts und der Gebäude kennen lernen will, den verweise ich auf Meiners Annalen der Göttingischen Akademie; erstes Bändchen 1804.

*) Der alte war nach viel zu engem Maaßstab gemacht.

**) Also ein Werk von zehn vollen Jahren, obgleich die Arbeit unter Mehrere vertheilt war.

nüzlichen Institute nicht anders als angenehm seyn, diese Einrichtungen etwas genauer kennen zu lernen; und was könnte auch besser den ordnenden Geist des Mannes charakterisiren, unter dessen Aufsicht dies Alles eingerichtet wurde?

I. Jeder neue Zuwachs der Bibliothek wird zuerst in das sogenannte Manual eingetragen. In diesem Manual, das mit jedem Jahre neu angefangen wird, wird der Titel des Buches ganz kurz angegeben, und bemerkt, woher und an welchem Tage es in die Bibliothek gekommen ist.

II. Alsdann wird das Buch mit ganz vollständiger Angabe des Titels in den sogenannten Accessions-Catalog eingetragen. Auch dieser wird mit jedem Jahre neu angefangen und macht am Ende des Jahres 4 Bände, in denen die während dieses Jahres neu hinzugekommenen 1) theologischen, 2) juristische, 3) historischen, 4) in keine von diesen drei Classen gehörigen Bücher (die sogenannten miscellanea) übersehen werden können. Jeder dieser 4 Bände hat 3 Abtheilungen nach dem Formate der Bücher: Folianten, Quartanten, Octav-Bände (unter welchen leztern auch jedes kleinere Format begriffen ist). — In diesem Accessions-Cataloge wird neben dem vollständig abgeschriebnen Titel des Buches auf der einen Seite die Pagina des Manuals, auf der sich dasselbe Buch befindet, auf der andern die Zahl bemerkt, welche angiebt, das wie vielste Buch seiner und seines Formats das neu hinzugekommene ist, und eben diese Zahl wird nun nebst Bemerkung der Classe und des Formats im Manual beigeschrieben, so daß dadurch diese beide Catalogen in gehöriger Beziehung auf einander stehen.

III. Hierauf wird das Buch in den alphabetischen Catalog eingetragen. Hat sich der Verfasser auf dem Titel genannt, so wird es unter dem Namen des Verfassers gesezt, dessen Schriften, sobald deren mehrere sind, gleichfalls alphabetisch, nach Maaße des Hauptwortes des Titels, geordnet sind. Hat sich der Verfasser nicht genannt und ist bekannt, so wird das Buch unter dem Namen des Verf. gesezt, und unter dem Hauptworte des Titels auf den Verfasser verwiesen. Ist der Verfasser unbekannt, so wird das Buch unter das Hauptwort, d. h. den Nominativ, des Titels gesezt. — Zugleich wird neben dem Titel des Buches auf der einen Seite der Jahrgang und die Pagina des Manuals, das Format, und drittens die Classe und Nummer des Accessions-Catalogs angegeben, auf der andern das Fach des wissenschaftlichen Catalogs in welches das Buch gehört. Dies leztere geschieht, wenn das Buch schon gebunden ist, sogleich; wo nicht erst dann, wenn es von dem Buchbinder zurück kommt. Auf diese Weise steht auch dieser Catalog mit den übrigen in Beziehung. — Niemals wird auf ein Blatt mehr als ein Verfasser-Name, oder ein Haupt-Titelwort gesezt, um beständig eine streng alphabetische Ordnung zu erhalten, und dem Umschreiben so viel als möglich vorzubeugen. — Die neu eingelegten Blätter werden, wenn ein Blatt bereits voll geworden, von dem Buchbinder an ihrer gehörigen Stelle eingeklebt, und wenn es die Noth erfordert, der zu sehr angeschwellte Band in zwei umgebunden.

IV. Endlich wird das Buch in den wissenschaftlichen Catalog *) eingetragen und an die Stelle gesezt, die ihm, zufolge des systematischen Grundrisses des Ganzen zu einem Fache gehörigen Büchervorrathes, durch seinen Inhalt bestimmt ist. Das Fach und die Seite des wissenschaftlichen Catalogs wird alsdann in dem Accessions-Cataloge, in dem alphabetischen Cataloge und in dem Buche selbst bemerkt, und dieser Bezeichnung gemäß wird es an der Stelle, die ihm nach Inhalt und Format gebührt, unter die übrigen Bücher auf dem Bücherbrete eingeschichtet.

Die beiden ersten Catalogen (Manual- und Accessions-Catalog) sind also als die jährlichen Einnahme-Register anzusehn. Der alphabetische Catalog dient dazu, die Frage zu beantworten, ob ein gewisses Buch auf der Bibliothek ist und wo es zu finden ist. Der wissenschaftliche Catalog zeigt, was für Bücher über eine gewisse Materie auf der Bibliothek vorhanden sind.

Dies ist der Mechanismus der Bibliothek. Eine eigene Auseinandersezung würde noch der wissenschaftliche Schematismus erfordern, der bei dem Ganzen zum Grunde liegt. Daß dieser eine Übersicht der Wissenschaften überhaupt, so wie des Innern jeder Wissenschaft und ihrer Theile voraussezt, fällt in die Augen. Auch darin spiegelt sich Heynes allumfassender Geist; aber die Ausführung davon würde in ein Detail führen, das der gegenwärtigen Darstellung fremd ist.

(Heeren über Heynes Leben Göttingen 1813.)

Anmerkung. In mehr als einer Rücksicht ist diese Darstellung der Göttinger Bibliothek lehrreich und merkwürdig. Man sieht zum Erstaunen, was die Thätigkeit, Sachkenntniß und der

*) Die noch nicht beendigte Umarbeitung dieses Realcatalogs begann 1802.

reine, uneigennützige, literarische Eifer eines einzigen Mannes zu bewirken vermochte. Man bewundert die mehr als königl. Munificenz, womit unaufhörlich, so große Summen, ohne Einschränkung bereit gehalten wurden, um den weisen, entworfnen, literarischen Plan konsequent durchzuführen, und diese Bibliothek in Absicht auf wissenschaftlichen Werth und verhältnißmäßige, gleichartige Vollständigkeit zur ersten in der Welt zu machen. Man verehrt die seltne Liberalität und Humanität, wodurch der Gebrauch dieser Schäze so äußerst Jedermann erleichtert, ja weit über die Gränzen des Staats so gern verstattet ward. Man kann sich des Wunsches nicht erwehren, solche Vollständigkeit, solchen Reichthum, solche überdachte und freigebige Vermehrung desselben, solche Ordnung, solche herrliche Organisation, solche gelehrte, in allen Fächern bewanderte, gefällige, humane Bibliothekare auf allen Bibliotheken zu finden!

D. H.

Interessante geographische Notizen.

1. Fruchtbarkeit des Kaps der guten Hoffnung.

Selten, aber doch hat sich der Fall in den nördlichen Kolonien des Kaps der guten Hoffnung der Fall im tiefern guten Boden und bei zu rechter Zeit eingetroffenem Regenwetter ereignet, daß das Korn 70fältig der Waizen 70—80, und die Gerste 90—100fältig wucherte. Lichtenstein.

2. Schärfe der Aufmerksamkeit und des Sinnes der Hottentotten.

Ein Pferd hatte sich aus dem Marsch der Reisegesellschaft, bei der sich Lichtenstein befand losgerissen, und war davon gelaufen. Ein Hottentott wußte aber die Spur desselben aufzufinden, und brachte es zurück, was um so bewunderungswürdiger ist, da der Boden fast überall hart und felsig ist, so daß kein Abdruck des Hufs sichtbar werden kann, und dennoch weicht der Hottentott nicht von der Fährte ab. Ein umgerolltes Steinchen, ein zerknickter Halm ist oft das einzige Zeichen und es fehlt den Hottentotten fast nie aus einer Reihe solcher unvollständiger Merkmal, anzugeben, von welchem Thiere die gefundene Spur sei.

3. Charakteristik der Engländer durch den Perser Mirza Abu Taleb Khan. *)

a) Fehler: 1. Irreligion, 2. Insolenz, 3. Große Begierde nach Reichthümern, 4. Arbeitsscheu, 5. Jähzorn und übergroße Reizbarkeit, 6. Zeitverschwendung, 7. Große Sinnlichkeit, Eitelkeit und Arroganz, 8. Egoismus, 9. Unkeuschheit, 10. Verschwendungssucht, 11. Verachtung andrer Nationen.

b) Tugenden: 1. Ehrgefühl, 2. Achtung für das Talent, 3. Ehrfurcht für die Gesetze, 4. Sorge für die Armen, 5. Einfachheit und Offenheit, 6. Ausdauer, 7. Gastfreundschaft.

4. Paris.

Paris hatte 1812 ungefähr 26,000 Häuser, 1,056 Straßen, 600,000 Einwohner (ohne Fremde). Es brauchte jährlich 70,000 Ochsen, 120,000 Kälber, 350,000 Schafe, 35,000 Schweine, in allem ungefähr 90 Millionen Pfund Fleisch; 2,060,000 Pfund Brod, 20,000 Muids Wein, 10 Mill. Pfund Fische.

5. Uhren-Industrie des Schwarzwaldes.

Der Handel mit hölzernen Uhren, sogenannten Wälderuhren, war in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Schwarzwald aus, in ganz Europa, in einem Theile des russischen und türkischen Asiens und in einem Theile von Amerika verbreitet. Mit dem daraus entstehenden Wohlstande der Schwarzwälder wuchs die Frivolität. Industrie und Redlichkeit hingegen nahmen ab, und mit denselben der Flor dieses nuzbaren Gewerbes und Handelszweiges. Im Badenschen Antheile des Schwarzwaldes leben noch ist 688 Uhrmacher, die jährlich 187,328 hölzerne Uhren verfertigen 321,984 fl. an Werth. Ein Uhrmacher verfertigt durchschnittlich eine sogenannte gemeine, nicht übersezte hölzerne Uhr; nachdem die Vor- und Neben-Arbeiter die Materialien dazu geliefert haben. Von den sogenannten, übersezten Uhren werden in 6 Tagen 4 Stück; von den 8 Tage lang laufenden Uhren in 6 Tagen 2 Stück (9 fl. am Werth) und von übersezten Viertel-Uhren in 9 Tagen 3 Stück verfertigt. Auch Spiel-Uhren werden gemacht, wovon das Stück in Rußland zu 3—5000 Rubel verkauft ward.

6. Frankreichs Belohnung und Fortschritte der Industrie.

Den 7ten großen Decennal-Preis, welchen die erste Klasse der Akademie dem Stifter des nüzlichsten Unternehmens für Frankreichs Industrie bestimmt hatte, erhielt ein Deutscher aus dem Wirtembergschen, der

---

*) Man sehe dessen Voyages Paris 1811.

Kattunfabrikant Oberkampf zu Jouy. Vor 50 Jahren ging er mit 50 Louisdor nach Jouy, legte dort allmählich seine Fabrik an, vermehrte die Einwohner-Zahl dieses Dorfes von 400 bis auf 2000 Seelen, die sämmtlich von seiner Fabrik leben und erwarb sich ein Vermögen von 15—16 Millionen Franken.

Die Verfertigung einer neuen Art Westen-Zeuge, duvet de cygne, (engl. Schwansdowny) kam erst vor 6—8 Jahren im Gange, beschäftigt itzt schon 1500 Webstühle in Rheims, woran die Gebrüder Ternaux allein 100 besitzen.

7. Englands Herrschaft in Ostindien und die Wohlthätigkeit derselben.

Sie datirt sich von dem Siege bei Jope Plassey, den Lord Clive über das Heer des Surajah Dowlah 1757 erfocht, welcher den Grund zu der itzigen großen Herrschaft der Britten in Indien legte. Seitdem herrscht hier eine Sicherheit der Personen und des Eigenthums, die in jedem andern Theile Asiens unbekannt ist.

Durch die zunehmende Bevölkerung und die von der englischen Compagnie bezahlten Belohnungen sind Tiger und Leoparden an einigen Orten ganz ausgerottet, an andern sehr gemindert worden.

Die Achtung, welche die Engländer für die Religionsgebräuche der Ureinwohner beweisen, hat ihre Gemüther für sie gewonnen; dagegen die Franzosen geringe Achtung gegen die Vorurtheile der Eingebohrnen bewiesen, wodurch der Sturz ihrer Macht sehr befördert ward.

Die Aussetzung der Kinder weiblichen Geschlechts, welche bei einem Hindustamm gewöhnlich war, ist durch die brittische Regierung abgeschafft.

Ohnerachtet dieser und andrer wohlthätigen Einflüsse der brittischen Gebieter geht doch ihr Haupt-Augenmerk auf großes Einkommen und vermehrte Dividende.

8. Rußlands Finanzen.

Eintausendachthunderteilf waren die Staats-Schulden: 585,000,000 Rubel, nemlich: 85,000,000 Rubel ausländischer Schulden und 500,000,000 Reichsassignationen. Der Cours stand zu 400.

Die Einkünfte betragen, nach der bedeutenden Erhöhung des Brantwein- und Salz-Pachtes, nach der Acquisition Finnlands und nach der im Monat Februar 1812 anbefohlnen Erhöhung der Vermögenssteuer der Kaufleute über 145,000,000 Rubel.

Die Ausgaben betrugen jährlich während des Kriegs in Finnland und in der Moldau an 140,000,000 Rubel; die Kriegsausgaben waren 30,000,000 Rubel fürs Jahr 1811.

(Müller St. Petersburg 1813. S. 496 und 497. Nach der Versicherung des Verfassers aus authentischen Quellen geschöpfte Daten.)

9. Sorglosigkeit der gemeinen Russen mit dem Feuer.

Abgebrannte Dörfer sind hier überall eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und wer es gesehen hat, wie russische Bauern mit dem Feuer umgehn, der kann sich kaum entschließen, eine Nacht bei ihnen im Winter zu herbergen, und muß sich wundern, daß diese Unglücksfälle nicht noch häufiger sind.

Wenige unter ihnen bedienen sich der Lichter und Laternen zum Leuchten, sondern eines brennenden langen Holzspans, mit dem sie ohne alle Besorgniß unter dem Strohdache und in den Ställen herumgehen; ja sie treiben oft die Unvorsichtigkeit so weit, daß sie diese Holzfackel, um sie zu putzen, überall anschlagen, und sich gar nicht bekümmern, die Funken etwa auszutreten. — — An das Löschen ist wenig zu denken, denn Feueranstalten sind diesen guten Leuten unbekannt, und da ihre Häuser sich dicht aneinander reihen, so wird der Brand bald allgemein.

10. Der Russische Senat.

Der russische Senat ist kein englisches Parlament, eher ein ehemaliges Berlinisches (Preußisches) General-Direktorium. Er ist das höchste Tribunal aller innern Angelegenheiten, und das Organ, durch welches der Monarch zum Volke spricht, er beschränkt dessen Alleinherrschaft nicht im mindesten, obgleich alle Minister darin Sitz und Stimme haben.

11. Russische Leibeigenschaft.

Ein Bauernweib antwortete ihrem Vogte (Perkatschek) auf seine Drohung, ihr den Buckel einzuschlagen, ganz gelassen: Was geht das mich an? Mein Buckel ist herrschaftlich.

Kinder kosten dem Leibeignen mehr als sie verdienen; er sucht ihrer daher sobald als möglich los zu werden. Ist der Knabe 14 Jahre alt, so läßt der Vater durch eine Swacha (Freiwerberin) ihm ein Mädchen von 12 Jahren aussuchen. Das junge Paar wird dem Herrn vorgestellt, und wenn dieser die Verbindung billigt, gibt sie der Priester zusammen. Der neue Landwirth erhält eine Feuerstelle mit einem Stück Feld und fängt seine eigene Wirthschaft an.

Landschulen für Leibrigne existiren nicht.

12. Der Russische Edelmann.

Der kleine Landedelmann ist in seiner physischen, intellectuellen und moralischen Bildung noch immer sehr Wenig über seine Bauern; er trinkt troz dem Pöbel, lebt äußerst sparsam, ja mancher kann weder schreiben noch rechnen, geschweige sonst etwas.

Gewöhnlich rechnet man die jährlichen Einkünfte eines Güterbesitzers nach der Zahl seiner Bauern und schätzt einen solchen in den fruchtbaren Provinzen (W. S.

twa, Tula, Rjäſſan, Orell, Kaluga, Penſa ꝛc.) jährlich auf 50 Rubel. In manchen Gegenden trägt er aber auch nicht die Hälfte. Mühlen, Teiche, Fabriken ꝛc. werden beſonders angeſchlagen. Ein Stück Feld (diſſätina) enthält 80 Saſchenen (à 7 Fuß rheinl.) in die Länge und 30 in der Breite und gilt in den fruchtbarſten Gegenden ſelten mehr als 40 Rubel (30 Reichsthaler Conv.) 30 Bauern mit den dazu gehörigen Feldern (etwa 100 Diſſätinen) erhalten ihren Herrn mit ſeiner Familie auf dem Lande ſehr anſtändig.

13. Ruſſiſche Poſten.

Im ſüdlichen Theile der bonifchen Koſaken-Steppe wird der Reiſende, der ſie zum erſtenmal durchwandert, ſehr getäuſcht. Er erblickt nämlich immer nur in der Entfernung große ſchöne Koſakendörfer, auf die ihn der große Weg zuzuführen ſcheint, und in denen er das Nöthige zu ſeiner Reiſe zu finden hofft. Plötzlich aber wendet ſich der Weg ſeitwärts, jene Ausſichten verſchwinden, und wenn er noch mehrere Stunden mühſam von den Pferden durch den tiefen Sand geſchleppt worden iſt, kommt er auf ſeiner Poſtirung an.

Hier iſt nur ein Haus, das eine einzige Bauernſtube enthält. Er tritt hinein, um das Nöthige zu verlangen. Eine Menge Koſaken liegen auf den Bänken und auf der Diele, ſchnarchend ihre Sieſta haltend. Er weckt die Schlafenden auf, fordert Eſſen und Trinken; hier findet er aber nichts. Will er ſich mit Kürbiſſen oder Melonen begnügen, ſo erhält er deren, ſo viel er begehrt, und das unentgeltlich. Zwei Koſaken ſteigen hierauf zu Pferde, ergreifen eine lange Stange und jagen damit in der Steppe, um die Pferde, die Sommer und Winter hindurch daſelbſt weiden, einzufangen. Darüber vergeht oft eine Stunde, und noch längere Zeit.

Hierauf kehren jene zurück, und bringen die wilden ſich ſträubenden Pferde mit ſich. Jetzt verlaſſen alle Koſaken die Stube, und ſind damit beſchäftigt, die Pferde zu bändigen und vor den Wagen zu ſpannen. Auf einmal läßt man die Pferde los, der Reiſende muß ſich in ſeinem Fuhrwerke anzuhalten ſuchen, um nicht herauszufallen, denn es geht über Stock und Stein, es däucht ihm, als flögen ſie mit ihm davon.

Es geht nun ſo lange im vollen Galopp fort, bis ſie anfangen ſich in tiefem Sande zu ermüden. So geſchieht es von Station zu Station.

14. Papiergeld auf der Capſtadt.

In der Capſtadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung circulirt gewöhnlich nichts als Papiergeld, Zettel von 1—60 Thaler holländ. Allein dieſes Papiergeld hat eine ſehr ſolide Garantie. Die liegenden Güter, die es repräſentirt, ſind nämlich in der Maſſe doppelt ſo viel werth. Klingende Münze kommt nur im Umlaufe, wenn Schiffe da ſind, und wird dann ſehr begierig, beſonders zum Negerhandel geſucht. Das Papiergeld verliehrt dann in dieſer Zeit, trotz ſeiner Solidität an 40 per Cent. (Sainte-Croix).

15. Pondichery in Oſtindien.

Pondichery beſteht aus zwei durchaus verſchiedenen Theilen, der weißen und der ſchwarzen Stadt, die durch einen halb verſchütteten Waſſergraben getrennt ſind. Jene wird ungefähr von 300 Weißen, dieſe von 40,000 Malabaren bewohnt. Die weiße Stadt hat vier Quartiere, die nach den vier Himmelsgegenden benannt ſind. Das nördliche und ſüdliche wird durch einen ungeheuern Platz, das öſtliche und weſtliche durch eine lange Straße getrennt. Man ſagt daher in Pondichery: „Je vais chez Madame dans le Nord, Monsieur demeure dans l'Est, etc. Die Straßen ſind reinlich und nach der Schnur gezogen, die Häuſer mit großer Eleganz gebaut. Sie haben ſämmtlich Colonnaden von weißem Stuck, der dem ſchönſten Marmor gleicht; auch ſind ſie von innen und außen damit belegt, was einen ſehr ſchönen Eindruck macht. Der Umfang dieſer Häuſer iſt ungeheuer, da Höhe und Luftigkeit der Säle hier die erſte Bedingung iſt. Der Theil der weißen Stadt, der an der Seeſeite lag, war ſonſt der ſchönſte und reichſte von Pondichery; allein er war im Jahre 1778 beinahe ganz von den Engländern zerſtört. Einige baufällige, aber wohl gar halb-eingeſtürzte Gebäude ſind alles, was davon übrig iſt. Die ſchwarze Stadt bildet einen Halbzirkel, in deſſen Mitte ein ungeheurer großer Marktplatz befindlich iſt. Die Straßen ſind ebenfalls nach der Schnur gezogen, die Häuſer zwar niedrig, aber dennoch nicht unbequem. Sämmtliche Zimmer liegen um einen viereckigen gepflaſterten Hof herum, der durch das zugeſpitzte offene Dach beſtändig reine Luft erhält. Die ganze Häuſermaſſe iſt übrigens nach indiſcher Art, in mehrere Theile oder Inſeln zerſchnitten, wovon jede Kaſte die ihrige ausſchließend bewohnt. Von Pagoden werden in der ſchwarzen Stadt zwei große und dreißig kleinere gezählt; auch haben die Mohamedaner (ſämmtlich Mlcen) eine Moſchee daſelbſt. Die alten Feſtungswerke ſind jetzt gänzlich verſchwunden; die letzten Redouten wurden 1793 von den Engländern zerſtört. Die Rhede hat den Vorzug, die ſicherſte auf der ganzen Küſte zu ſeyn. Das Klima von Pondichery iſt heiß; man hat den Thermometer auf 41° R. geſehen. Indeſſen leidet man doch etwas weniger von der Hitze, als z. B. zu Madras und Maſulinapatanam, u. ſ. w. Ueberhaupt gilt Pondichery für den geſundeſten Ort auf der Küſte, wie er denn auch unſtreitig die günſtigſte Lage hat. Das Waſſer iſt vortrefflich; es kommt aus einer ſchönen Quelle in der Nachbarſchaft, uebedies trift man kaum zehn Toiſen vom Strande mehrere Brunnen an. Auch dieſe liefern ein ſehr gutes

und süßes Wasser, das man gewöhnlich zum Baden braucht. — Man lebt hier wohlfeiler als in irgend einer andern Stadt. Der Haupthandel besteht in blauen Baumwollenzeugen, die unter dem Namen Guinées (Toiles de Guinées) bekannt sind. Sie haben diesen Namen erhalten, weil sie besonders nach der Küste von Guinea gehen, wo man sie zum Negerhandel benutzt. Sehr große Quantitäten davon werden aber auch nach Isle de France und Isle de Bourbon geschickt. Außerdem setzt Pondichery noch allerhand baumwollene Zeuge in den Philippinen ab. Freilich leidet dieser Handel und folglich auch die ganze Industrie unter den jetzigen Umständen außerordentlich, wozu auch noch das drückende englische Steuersystem kommt. Es ist daher kein Wunder, daß die Bevölkerung jährlich geringer wird; und daß z. B. schon über 400 malabarische Häuser gänzlich in Schutt zerfallen sind. Sollte der Krieg noch mehrere Jahre dauern, so dürften am Ende hier nichts als Ruinen zu sehen seyn. — (Sainte-Croix.)

16. Madras.

Man unterscheidet hier das Fort St. George und die schwarze Stadt. In jenem werden an 5,000 Europäer, 7,000 farbigte Einwohner, und 8—9,000 Armenier gezählt. In dieser wird die Bevölkerung noch über 300,000 Seelen geschätzt. Das Fort St. George ist eine ungeheure Citadelle, in deren Umfange sich alle Regierungsgebäude, Civil- und Militär-Büreaus, Handelscomptoirs u. s. w. befinden, wozu noch eine Menge schöner Privathäuser kommt. Die Festungswerke sind vortrefflich, und mit mehr als drittehalbtausend Kanonen besetzt. Auf der Seeseite, wo das Fort die ganze Rhede beherrscht, sind die Batterien drei Etagen hoch über einander, was allerdings sehr drohend aussieht. Indessen ist die Garnison nur 4500 Mann stark, worunter nur 400 Europäer; während alles übrige Seapoys sind. So gut übrigens auch die Approchen vertheidigt seyn mögen, so hat das Fort dennoch eine Seite, wo es mit vielem Vortheil angegriffen werden kann. Dies ist nämlich die schwarze Stadt, wo sich der Feind sehr bequem verschanzen könnte, ohne durch das Feuer des Forts sehr beunruhigt zu seyn. Diese schwarze Stadt liegt ungefähr einen Kanonenschuß vom Fort, bildet einen Halbcirkel, und hat einen Umfang von drei Lieuen, was von den großen Gärten herkommt. Mehrere Engländer haben sehr schöne Häuser, und große Magazine daselbst. Unter den Malabaren giebt es Kaufleute von ungeheuerm Reichthum. Man findet deren, die an 25 Millionen Livres besitzen, und auf einem fürstlichen Fuß eingerichtet sind. Der Handel von Madras ist sehr bedeutend indem diese Stadt als der Mittelpunkt des ganzen Commerzes auf der Küste betrachtet werden kann. (Sainte-Croix.)

17. Die Philippinen.

Die Anzahl der Einwohner wird am richtigsten auf 1,733,000 Seelen angeschlagen, worunter aber die noch unüberwundenen Indianer im Innern von Lüçon nicht begriffen sind. Das Klima ist heiß, wird aber durch die vielen Seen und Flüsse, so wie durch die häufigen Regen nicht wenig gemildert. Die Regenzeit hält nemlich vom May bis September, zuweilen selbst bis zum December an. Vom Ende derselben bis wieder zum Mai genießt man einer beständigen Frühlingstemperatur. Die Winde laufen in einem Jahre regelmäßig den ganzen Compas durch. Feuchte Wärme und große Veränderlichkeit der Temperatur ist der Hauptcharakter des hiesigen Klima's woraus man alle hier herrschenden Krankheiten erklären kann. Unter diesen scheinen die Dysenterie, der Tetanus, die Schwindsucht und die Exantheme die vornehmsten zu seyn. Gleichwohl ist ein hohes Alter wiewohl mit allerhand Gebrechlichkeiten, ganz und gar keine Seltenheit. — Der Boden der Philippinen ist äußerst fruchtbar, das Hauptprodukt ist Reis; doch werden auch Weizen, und eine Menge europäischer Gemüse gebaut, Erdäpfel ausgenommen, die durchaus nicht gedeihen. An tropischen Früchten, an Färbeholz, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Pfeffer und Tabak ist Ueberfluß. Die Gebirge liefern treffliches Bauholz, die Gold- und Eisen-Gruben bedürfen nur einer bessern Bebauung um von guten Ertrage zu seyn, die Viehzucht ist beträchtlich, auch fehlt es nicht an Rothwildpret u. d. gl. Man trifft auf den Philippinen besonders auf der Hauptinsel Lüçon, zwei ganz verschiedene Menschenrassen an. Die eine ist braunschwärzlich, mit völlig glattem Haar, die eigentlichen Indianer, die andre ist völlig schwarz mit krausem Haar, die Aetas von den Spaniern, wegen ihrer vollkommen Aehnlichkeit mit den Negern, auch Negritos genannt. Die Indianer bewohnen die Ebene und Küsten und erkennen fast durchgehends die spanische Oberherrschaft an; die Aetas bewohnen die hohen waldigen Gebirge, und haben ihre Freiheit hartnäckig zu behaupten gewußt. Jene sind sehr zahlreich, diese dem Aussterben nahe. — Im Ganzen sind die hiesigen Indianer ein leichtsinniges, arbeitscheues, genußsüchtiges Volk, das daher ohne Mühe in Unterwürfigkeit gehalten wird. Hahnengefechte z. B. die daher auch besteuert sind, lieben sie mit unsäglicher Leidenschaft. Wo sie sich befinden, was sie vornehmen mögen, immer haben sie ihre Hähne bei sich. Die Weiber sind sehr unterdrückt, jeder Mann muß indessen immer einige Jahre um seine Zukünftige dienen. Die Tagalische Sprache ist die ausgebreitetste und correkteste auf den Philippinen, ja, man kann sie als die Stammsprache aller übrigen hiesigen Dialekte ansehen. Sie ist übrigens so leicht, daß man sie ohne Schwierigkeit in wenigen Monaten erlernt.

(Fortsetzung folgt.)

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 59. Dezember.

Der Waldkretscham.

Eine Räuberhöhle in Böhmen.

(Fortsetzung v. Nr. 58.)

Inzwischen obwohl der Kammerdiener so wohlgemuth schien, so hatte er doch die nöthigen Vertheidigungs-Maasregeln nicht aus den Augen gesezt. Denn schon dem Kutscher, dem Reitknecht und nun vollends dem Postillon war der Einlaß nur durch die halbe Thüre und durch das Unterdurchkriechen durch zwei übereinandergesetzte Tische möglich. Nun ward die Thüre noch ganz geschlossen, verriegelt, feste verrammelt, die Betten vorgesezt, und dergleichen mehr.

Dies gieng alles ganz ruhig zu, weil viel Hände anpacken konnten. Die Thüre des Kabinets hatte der Kammerdiener zugemacht, und obwohl die Generalin einigemal: Maurer (den Kammerdiener) rief, und fragte, ob etwas neues sey; oder wenn das Zusammenstellen der Möbeln doch nicht ganz ohne alles Geräusch und so gehandhabt werden konnte, daß die Gräfin davon gar nichts gehört haben sollte, und sie im Schlafe auffuhr und Maurer rief, so sagte er: „Schlafen Ew. gräfl. Gnaden nur ganz ruhig, ich habe das ganze Domestikale aus Vorsicht hier eben versammelt, und verrammle die Thüre etwas, damit wir ganz ruhig seyn können. Wir sind auch alle recht heiter, und ich habe mir erlaubt, den Leuten ein paar Bouteillen Wein zum Westen zu geben."

„Recht so, lieber Maurer! nun will ich sehen, ob ich noch schlafen kann, ich habe bis jezt so unruhige Träume gehabt. Sind denn die Gewehre alle im Stande?" — „Ja!" antwortete der treue Maurer; zwanzig Jahre lang diente er im gräflich Pogrellschen Hause, welches ihn hat aufziehen lassen.

Wirklich waren auch die Defensionsanstalten nicht übel. Die Thüre war hinlänglich verrammelt, sechs rüstige Männer waren zur Vertheidigung einer Stube bereit, welche nur zwei Fenster hatte, so daß also jeder Eingang durch zwei Mann vertheidigt werden konnte. Der Postillon machte eine Art von Reservekorps. Die Kinderwärterin mit dem Säugling ward in die Kammer verwiesen und ihr Bette mitgegeben. Sechs Paar Pistolen, wovon drei Paar doppelte Läufe hatte eine Doppelflinte und einen Büse, also einundzwanzig Schuß waren zum Abfeuern bereit, und der Jäger war unabläßig beschäftigt, Pistolenpatronen zu machen. Ueberdies war man auch mit Hieb- und Stoßgewehr, mit Säbel und Degen versehen. Das Zimmer war mit sechs brennenden Kerzen versehen, die jedoch vor der Hand hinter dem Ofen und einer spanischen Wand verdekt standen, um nur dürftigen und falschen Schein zu werfen.

Nun, nachdem alle diese Anstalten getroffen waren, winkte der Kammerdiener seine kleine Armee zusammen.

„Hört!" sagte er, „schwört mir, im Fall uns die Räuber angreifen, für die Gräfin zu leben und zu sterben!" Alle schwuren bei ihrer Seelen-Seligkeit.

Auch der Postillon machte erst ein Kreuz, gieng zu Maurer und sagte: „Will ich nicht haben letzte Oblung, wenn ich verlasse Euch, zu streiten für gnädigste Gräfin, und ihr unschuldig Wurm von Kind."

Jezt gieng der Kammerdiener in der Gräfin Kabinet, weckte sie ganz sanft, und nachdem sie sich ermuntert hatte, erzählte er ihr des Jägers Aussage, wobei er jedoch die Zahl der Räuber auf die Hälfte herabsezte; ferner die des Postillons, theilte ihr über den lezteren seine Meinung mit, und zeigte ihr durch die halbgeöffnete Kabinetsthüre die getroffenen Anstalten, im Fall eines Angriffs. Die Generalin, obwohl sie über die Aussage des Jägers sehr frappirt war, und nun einsah, daß sie sich in ihrem Räsonnement, als würden die Räuber sie hier in ihrer eigenen Raubhöhle nicht angreifen, geirrt hatte, — verlor dennoch den Muth nicht, besonders da ihr der Kammerdiener seine Hoffnungen und Vermuthungen mittheilte, von denen er indeß selbst die Gewißheit noch nicht entziffern konnte, und endlich auch den Schwur, den das Domestikale zu ihrer Vertheidigung gethan hatte.

Die Gräfin ließ sich aus der auf der Glutpfanne warm gehaltenen Theekanne eine Tasse Thee reichen, und

versprach ruhig zu seyn. Ihr zartes Töchterlein nahm sie zu sich in das Bette.

Nun nahte die fürchterliche Stunde. Die Räuber hielten Wort. Erst kam etwas an die Thüre, klopfte leise an; es war der Wirth. — „O seyn Sie doch so gnädig Frau Generalin, lassen Sie einmahl aufmachen; es sind noch Fremde gekommen, da brauche ich das übrige Bette." — Keine Antwort von innen. — Da ward ein Schlüssel in das Schloß gesteckt um aufzuschließen. Vergebliche Mühe. Denn erstlich hatte der Kammerdiener schon gleich Anfangs — ehe seine Anstalten ins Reine waren — das Schlüsselloch verstopft, dann auch zwei Nothriegel angeschraubt. Sakerment! schallte es draußen. Allen schlug das Herz, jeder spannte seine Pistole, der Jäger seine Büchse. Nun ließen sich an den Fenstern Arten von Schatten sehen, die sich immer höher über die Fensterwände erhoben.

Der Kammerdiener war mittlerweile zur Gräfin gegangen, und hatte ihr gemeldet, daß der Tanz los gienge, er bäte sie nochmals um Gotteswillen, sich ruhig zu verhalten, er versprach ihr vollkommene Sicherheit; nur hat er sie! sich in ihr Bette zu hüllen, damit, wenn ja etwa die Räuber zum Fenster hereinschössen, sie nicht verletzt würde. Die Generalin nahm diesen klugen Rath an, sicherte den Säugling und erwartete zu Gott betend den Ausgang ab.

Paff! fiel in der Stube ein Schuß. — Klirr giengs, es war der Jäger, der nach einem der Schatten im Fenster geschossen hatte; krick krack! giengs draußen. Der Schatten war weg. Paff! noch einmal Klirr, noch einmal Krick krack! — Auch vor dem zweiten Fenster war der Schatten entschwunden.

Nun erhob sich aber auf dem Vorsaale ein Poltern. Die erste Leitererſteigung hatte der Jäger richtig abgeschlagen. Er ladete seine Geschosse. — Aber nun gieng der Sturm auf die Thüre los. Eine rauhe Baßstimme schrie draußen: „Aufgemacht! Wart Hunde! kommen wir hinein, — vorwärts Kameraden! Thüre aufgebrochen — Aexte her!"

Wirklich ward die Thüre mit Aexten eingeschlagen. Allein das fruchtete den Räubern wenig, denn hinter der Thüre stand eine schwere Kommode, hinter dieser ein Schrank; auf der Kommode ein Bette, und das Schloß, und die Riegel hielten die Trümmer der Thüre auch zusammen. Allein die Gewalt von vielleicht zwanzig Räubern sprengte endlich doch den ersten Damm; die zerschlagene Thüre fiel herab. Aber nun feuerten der Kammerdiener und Laquai wechselweise immer nach der Thüre, so wie sich die Kerle an das Wegräumen der Meubeln machen wollten. Der Jäger befahl dem Kutscher, Vorreuter und andern Laquai ein gleiches zu thun, vor die Fenster wolle er schon sorgen.

Nun fiengen aber auch die Räuber an, herein zu feuern, jedoch ohne Wirkung, weil sie ins Ungewisse schossen, die Bedienten aber durch die Spalten, welche die Schafautage machte, allemal ein richtiges Ziel durch die große Oeffnung einer Thüre breit hatten. Die Räuber wurden immer wüthender, ihr Angriff immer heftiger. Sie fiengen an mit großen Stangen an der Wegräumung der Schafautage zu arbeiten. — Schon hatten sie das Bette herabgeworfen, schon wankte der Schrank, schon stand die Kommode auf der einen Seite einen halben Schritt von der Thürpfoste ab. Die von innen feuerten, sobald sich einer blicken ließ.

Es war ein schrecklicher Tumult. Schießen von drinn und draußen. Gebrülle der angreifenden Räuber. Die gewaltsamen Stöße mit Hebebäumen von außen nach der Barrikadur von innen, auch wohl mit unter draußen Geschrei, Geflucht eines Blessirten. Auf einmal änderte sich die Scene.

„Alle heilige Kreuz und Donnerwetter! — schrie eine Stimme von draußen — wir sind verrathen!" Gebt euch ihr Spitzbuben! Pardon! Gnade! Krepir Hund! Piff, paff! Kling, klang, so schrie, heulte, schallte und klang es draußen, während im Hofe Trommelschlag und Trompetenschall ertönte. Immer mehr entfernte sich das Getöse, Gelärme, Geknalle.

Bald trat ein Mann vor die Verschanzung, und redete die in der Stube mit folgenden Worten an: „Ihr braven Leute, wo ist Eure Generalin?" „Hier im Kabinette," antwortete der Kammerdiener. — „Beruhigen Sie dieselbe nur, und sagen Sie ihr die Räuber wären aufgehoben. Ich bin der Kommandant vom Detaschement aus ....."

Die Gräfin hatte diese Worte gehört. Sie sprang vom Bette auf, und eilte in das Zimmer. Die Barrikadur wurde von der Thüre weggeräumt.

Mittlerweile war es auf dem Hofe ganz lichte geworden; es waren Soldaten mit Kienfackeln zu Fuß und zu Pferde, welche die Nacht zum Tage machten. Der Offizier trat in das Zimmer, um der Generalin seinen Respect zu versichern, und sie wegen des Schreckens zu trösten, den sie gehabt hatte. Die Gräfin dankte ihm innigst für ihre Rettung und bat zugleich um Aufklärung über die ganz seltsame Verkettung von Umständen. Er versprach ihr diese morgen früh auf der Reise nach ..... zu geben, wohin er die Ehre haben würde sie, zu eskortiren. Jetzt müßte er seinem Dienste noch Genüge leisten; zugleich ersuchte er die Generalin, sich jetzt unbesorgt dem Schlafe zu überlassen. Er habe 50 Mann zu ihrer Wache hier. Er nahm ein Glas Wein an, was ihm die Generalin anbot und empfahl sich dann nach Anwünschung eines guten Morgens.

Noch fielen einzelne Schüße im Hause, im Hofe und im nahen Walde; noch ertönte dann und wann das Geschrei einzelner. Aber ehe eine Viertelstunde verging,

verlor sich auch dieses. Alles ward ruhig, bis auf das Hin- und Hergehen, das Ablösen, das Werdarufen der Soldaten, welches aber dieser Dame keine Störung war, weil sie es 7 Jahre hindurch von Oestreichern und Preußen gehört hatte. Ein Laquai war leicht am Arm verwundet; es war ein Streifschuß, er ward von dem Jäger geschickt verbunden. Als der Kammerdiener hinaus auf den Saal gieng, um zu sehen, wie es da aussähe, fand er zwei Schildwachten, die ihm einen guten Morgen boten, fand Blut auf dem Fußboden und an den Wänden in Menge, zwei todt dahingestreckte Räuber, die zum Sturm gebrauchten Deichseln und Hebebäume und verschiedene Waffen. Die Schildwachten wurden zuförderst «regalirt. Die Gräfin und das Frauenzimmer legten sich dann noch einige Stunden zur Ruhe, die Dienerschaft aber gieng herunter in die Gaststube, wo die Soldaten es sich aus der Räuber-Küche und Keller wohl seyn ließen.

Als die Gräfin aufgestanden war, ließ sich der kommandirende Offizier, Rittmeister Graf Harrach, melden. Er, und der Lieutenant der das Detaschement zu Fuß unter ihm kommandirt hatte, nahmen den Kaffee mit der Gräfin ein. Der Graf erzählte der Generalin wie folget:

„Als Ew. gräflich Gnaden gestern früh aus —— —— ausfuhren, und trotz alles Bitten des dort kommandirenden Major von Sternegg die Ihnen angebotene Bedeckung nicht annehmen wollten, diesem biedern Manne aber, etwas von dem ahndete, was leider wirklich erfolgt, zu unserer Freude aber noch so glücklich abgelaufen ist, ließ er vier Dragoner und einen Korporal aufsitzen, mit dem Befehle, Ihrem Wagen zu folgen, ohne daß Sie es bemerkten, und Sie so bis —— —— —— zu convoyiren. Dem dortigen kommandirenden Offizier schrieb er ein Billet, von da aus desgleichen durch ein ähnliches starkes Kommando bis nach —— —— —— zu beobachten."

„Richtig," fiel die Gräfin ein, „das Kommando, welches mich nur unsichtbar bis in das Mittagsquartier begleitet hat, habe ich zu Rackonitz eintreten sehen."

„Auch von da aus wurden Ew. gräfl. Gnaden auf die Art eskortirt, und es hätte Ihnen also auch bei Fortsetzung Ihrer Reise auf der Straße nichts übles passiren können. Wirklich ist der Korporal mit Ihnen am Wirthshause angekommen, fand aber das Thor schon wieder verschlossen, und trug Bedenken, mit seinen vier Mann Nachtquartier zu fordern, weil ihm ein anderes befohlen war. Denn der Herr Major hatte es nicht allein dabei bewenden lassen, sondern dem Korporal einen Zettel an mich mitgegeben, mit der Instruction, im Fall die Frau Generalin sich verirrten, irgendwo und besonders hier im Waldkretscham einkehrten, sogleich zwei Mann zu detaschiren, welche mir denselben einhändigen sollten."

„Ich erhielt das Billet des Majors ungefähr um ½ 11 Uhr, denn die zwei Dragoner sind um 9 Uhr sobald als Ihre Gnaden hier eingekehrt waren, von hier abgeritten. Ich säumte nicht, hier meinen Kameraden schriftlich zu requiriren, mit seinem Detaschement Infanterie von 20 Mann, 1 Tombour und 2 Korporals sogleich auf unsern Allarmplatz zu rücken. Meinen 30 Dragonern ließ ich Befehl geben aufzusitzen. Alles dies in möglichster Stille. Vom Magistrate requirirte ich zwei Leiterwägen, worauf ich die Infanterie setzte, und um ¼ 12 Uhr gieng es zum Thore hinaus, und auf einem uns bekannten kleinen Umwege hierher. Es war 1 Uhr, als wir vor dem Waldkretscham ankamen. Der hier mit 2 Dragonern zurückgebliebene Korporal meldete mir, es verhalte sich alles ruhig im Kretscham.

Nun stieg die Infanterie von den Wagen, und vermittelst einiger mitgenommenen Leitern über die Mauer in den Hof. Mit meiner Kavallerie umsetzte ich den Hof, so daß mir nichts entwischen konnte. Dem Herrn Lieutenant hatte ich aufgetragen, sich so lange ruhig zu verhalten, bis er irgend ein Geräusch höre, indem ich darauf rechnen konnte, daß Ew. Gnaden sich in einem so verschrieenen Wirthshause nicht ohne die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln und ohne Ihre Leute um sich zu versammeln, einer sorglosen Ruhe überlassen würden. Auch war bei dem Zweck Ew. Gnaden zu schützen, oder vielmehr zu retten noch die Absicht, die ganze Bande aufzuheben, wozu heute Nacht um so mehr die größte Wahrscheinlichkeit obwaltete, weil sicher zu vermuthen war, sie würde einen Fang wie den von Ew. Gnaden Effekten und Equipage nicht wollen fahren lassen, und da sie wußten, daß Ew. Gnaden ein halbes Duzend bewaffnete Leute bei sich hatten, die sich verzweifelt wehren würden, und wozu sich also möglichst alle zu vereinigen hatten. Nun hat mein Korporal Rowasch, der zum Schein den Mißvergnügten mit dem Dienste als Soldat spielt, und der einige Bekannte und ehemalige Kriegskameraden unter der Räuberbande und diesen versprochen hat, wenn sie aus dieser Gegend wegzögen, zu desertiren und sich zu ihnen zu gesellen mir heute gemeldet: es sey die höchste Zeit wenn die Bande aufgehoben werden solle, denn spätestens ziehe sie in ein paar Tagen ab."

„Ew. Gnaden dankt es der Staat, daß ich so glücklich gewesen bin, den größten Theil der Räuber schon heut aufzuheben, denn ich hatte wirklich erst für Morgen Nacht einen Hauptcoup auf diese Räuberhöhle beschlossen, bis mich das Billet des Majors eines andern bestimmte, und ich in der Besorgniß lebte, ich würde zu spät zur Rettung Ew. Gnaden kommen. Aus diesem Kummer riß mich zu meinem Trost der schon genannte Korporal Rowasch. Dieser hatte heute das Nachtpatrouilliren. Als er von der ersten oder Vermitternachts-

patrouille zurückkehrte, um mir Rapport zu machen und Befehle einzuholen, war ich eben im Begriff, mit dem Detaschement abzumarschiren, und zwar auf dem möglichst graden Wege, zu Ew. Gnaden schleunigen Hülfe. Er meldete mir, die Räuber hätten heute Nacht in ihrem eignen Wirthshause einen Koup vor; denn vor einer Stunde sey ihm Hornfras, der Räuberführer, (ehemaliger Korporal beim Odonellschen Freikorps) eine halbe Stunde vom Waldkretscham begegnet — mein Korporal hat mit diesem ein Signal abgeredet, woran sie sich erkennen — dieser habe ihn gebeten, heute nach Mitternacht und besonders um 2 Uhr keine Patrouille in der Gegend vom Waldkretscham zu machen, und habe ihm auf Morgen, als heute, 100 fl. zu geben versprochen. Rowasch habe dies dem Räuber zugesagt. Nun konnte ich berechnen, daß, wenn ich um 1 Uhr ankäme, ich noch allem Unglücke vorbeugen und wohl auch das ganze Nest aufheben könnte.

Nun nahm der Lieutenant das Wort, und sagte: „Des Herrn Rittmeisters Instruction gemäß stieg ich über die Mauer, und umsetzte inwendig den Hof an den dunkelsten Stellen. Die Leiter, woran ich herabgestiegen war, ließ ich wieder zurück über die Mauer schaffen. Den großen Hofhund, der zu bellen begann, erschoß ich mit einer bei mir habenden Windbüchse. In einer Stube sah ich Licht, und Personen hin- und hergehen; diese Stube war mir bekannt, ich habe selbst schon hier logirt, und wußte, daß es das vornehmste Gastzimmer ist. Da trotz der Bewegung der Personen in der Stube alles ruhig zugieng, schloß ich, daß Ihre Leute Veranstaltung zu einer etwa nöthigen Defension machten.

„Ich war mit einer Anzahl Laternen und Kienfackeln und mit Aexten versehen. Diese letzte Vorsicht des Herrn Rittmeisters war sehr gut, denn das Thor war nicht, wie sonst gewöhnlich der Fall ist, blos durch einen Querbalken verriegelt, sondern durch zwei große Vorlegeschlösser verschlossen. Es war 2 Uhr, als die Spitzbuben zwei Leitern anlegten. Den weitern Erfolg wissen Ew. gräflichen Gnaden."

„Ich sammlte schnell meine Leute, ließ die Schlösser am Thor wegschlagen, nahm zuerst die Kerle unten an den Leitern in Beschlag, und nun eilte ich mit meiner Mannschaft herbei, und fiel den Räubern, welche so eben die Thüre eingesprengt hatten, in den Rücken, und eilte, als dort den Räubern den Garaus gespielt, solche gefangen und gebunden, vor Ew. Gnaden Thüre aber Schildwache als Bedeckung zurückgelassen hatte, die versprengten und sich verkrochen habenden Räuber aufzusuchen. Mit Laternen und Kienfakeln durchsuchten wir alle Schlupfwinkel des Hauses vom Boden bis zum Keller, und ich ergriff noch zehn Räuber, deren rasende Gegenwehr für sie fruchtlos war. Diejenigen, welche durch den Thorweg und eine im Hause befindliche Seiten-Hinterthüre entwischen wollten, haben die Leute des Herrn Grafen aufgefangen." — —

Genug die ganze Räuberbande war aufgegriffen, fast alle waren sie theils durch Gewehr- und Pistolenschüsse, theils durch Säbelhiebe und Bajonettstiche blessirt. Neun von ihnen waren auf dem Platze todt geblieben; die Todten, so wie die Lebendigen, welche schwer verwundet waren, und nicht gehen konnten, wurden auf Wagen gepackt, die andern mußten aneinander gefesselt zu Fuße gehen.

Die Gräfin ließ aufpacken. In dem Räuber-Wirthshause waren 10 Stück Pferde und einige Leiterwagen vorgefunden, auf die Wagen wurden die meisten vorgefundenen Effekten, besonders die in den Kellern versteckten geraubten Sachen geladen. In dem Waldkretscham ließ der Rittmeister ein Kommando von 6 Mann Infanterie, 6 Mann Kavallerie und 2 Korporale zurück, welche unter dem Befehle des Infanterie-Lieutenants standen, der ein Inventarium der noch zurückgebliebenen Sachen aufnehmen, und nach noch mehr versteckten Raub suchen mußte. Der Wirth und Knecht blieben schwer gefesselt, und wohl eingekerkert ebenfalls noch in dem Raubneste, um dem Lieutenant anzeigen zu können, wo dies und jenes versteckt sey.

Von dem Militär war ein Infanterist getödtet, einer schwer, und einer leicht verwundet. Die Generalin mußte der Justiz ein Opfer bringen, und sich einen Tag in Aussig aufhalten, damit ihre und ihrer Leute Aussage über den Mordanfall zu Papier gebracht werden konnte. Diesen Tag verwendete sie dazu, dem Kommando ein Gastmahl zu geben, wobei sie und der Graf Harrach selbst zugegen waren. Sie schenkte jedem Mann vom ganzem Kommando einen, dem Blessirten zwei, dem Schwerblessirten drei, jedem Korporal ebenfalls drei Dukaten. Dem Grafen Harrach verehrte sie ihr in Gold eingefaßtes Bildniß, „damit er" wie sie sagte: „sich stets erinnern möge, wer ihm das Leben zu verdanken hätte." Dem Lieutenant hinterließ sie 20 Dukaten, mit der Bitte an den Rittmeister, es so delikat als möglichst einzurichten, damit dies Geldgeschenk den braven Mann nicht beleidige. Den Postillon beschenkte sie ebenfalls reichlich.

Die Räuberbande und späterhin auch der Wirth, nebst Knecht und Familie wurden nach Prag abgeführt, wo sie bis auf die Frau des Wirths (welche dekollirt ward) die Tochter und Magd (welche mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe davon kamen) sämmtlich gerädert worden. Auch die sieben noch zur Bande gehörigen Kerl hatte man während des Prozesses der übrigen eingefangen; sie erlitten gleiches Schicksal mit ihren Konsorten.

Dem Grafen, dem Eigenthümer des Waldkretschams — sein Name sey hier verschwiegen, weil er zu einer ansehnlichen Familie gehört — wurde ebenfalls der

Prozeß gemacht, und er gehenkt, weil ihm der Wirth zum Waldkretſcham an jährlichem Pacht — 20,000 Gulden zahlen mußte, er überdieß noch anſehnliche Geſchenke von demſelben angenommen hatte, alles vom erplünderten Raube — mithin die Räuber ordentlich durch ihn tolerirt und in Schuz genommen waren.

Da ihm, dem gräflichen Spizbuben, der Wald der daſigen Gegend gehörte, und er ſich ein Abſteigequartier in dem Waldkretſcham vorbehalten hatte, er für ſeine Perſon in dieſem Walde häufig jagte; ſo hatte man immer einige Nachſicht gegen dies als verdächtig ausgeſchrieene Haus gehabt, und dies war die Urſache und Möglichkeit, wie ſich eine Räuberbande in einem Walde halten konnte, deſſen Greuzen von Detaſchementen umgeben war, und täglich von ſtarken Streifpatrouillen durchſucht wurde. Freilich immer eine unzulängliche Maaßregel in waldigen Gegenden, wo ein Wald mit dem andern zuſammenhieng, wie dies damals in Böhmen, und in neuern Zeiten in Pohlen der Fall war, und zu einer Zeit, wo die Wälder noch nicht ſo gelichtet waren, wie Gott erbarm's! heut zu Tage, im Extrem.

Die große Kaiſerin Maria Thereſia befahl, daß das Raubneſt niedergeriſſen, ein Umfang Waldes in deſſen Bezirk niedergehauen, aus den Steinen des Waldkretſchams — eines total maſſiven und groſſen Gebäudes, eines wirklichen Schloſſes — der Grund und die erſte Etage von ſo viel Kolonie-Häuſern als möglich angelegt, das Uebrige von dem gefällten Holze aufgeführt werden ſollte. Dies geſchah. Die Steine reichten hin, das Fundament und das erſte Stockwerk zu 40 Kolonie-Häuſern zu liefern. Vierzig Familien wurden dort angeſiedelt, und erhielten Vieh, Getreide und Geldvorſchüſſe aus der Maſſe des aus dem veräuſſerten Raubgute, zu welchem die Eigenthümer nicht ausfindig zu machen waren, gelöſten Geldes, wovon auch die Baukoſten beſtritten werden konnten. Die Kolonie jezt 100 Häuſer ſtark, heißt Harrachovecſey, zum Andenken an ihre Entſtehung, nehmlich der durch Harrach geretteten Vecſey.

Dieſe edle, große Kaiſerin welche, wohl begriff, daß um eine Bande Mörder und Straßenräuber aufzuheben, eben ſo viel, vielleicht noch mehr Muth dazu gehöre, als man im Gefechte gegen den Feind braucht, belohnte den Lieutenant, der das Fußdetaſchement geführt hatte, mit dem, ihren Namen führenden, von ihr geſtifteten Militär-Verdienſtorden, und ſeine Leute mit goldnen und ſilbernen Medaillen.

Daß die Generalin Gräfin Vecſey ihre Leute wohl belohnt haben wird, läßt ſich leicht denken, und wäre die Aufführung der Geſchenke hier überflüſſig.

Der Rittermeiſter Graf Harrach beſuchte ſie auf ihr Bitten noch in dieſem Sommer zu Pogrell, dann auch den Winter zu Tomorn-Vecſey, dann den andern Sommer öfter in Pogrell und in 2 Jahren war die Gräfin Vecſey die Gemahlin des Obriſten Grafen Harrach, ihres Retters.

(Launiges Quodlibet Caſſel 1813.).

Die ſchreckliche Rückkehr von Moskau 1812 aus der Erzählung eines Deutſchen.

„Wir waren, ſo erzählt er, nicht gar weit mehr von Wilna; die meiſten unſerer Leidensgefährten, welche nicht einen recht ſtarken Körper und eine ſehr dauerhafte Geſundheit hatten, ſchliefen den Schlaf der Verweſung, der ſie übrigens auch im Tode noch ſo lange Troz bieten durften, als ihre Leichen, von Hunger und Kälte erſtarrt, wie Eiszacken und Silglobercken klangen. Mein getreueſter Reiſegefährte, ein Arzt unſers Regiments, verlangte, auszuruhen, und ſezte ſich, meines Widerrathens ungeachtet, neben der Straße nieder, weil er ohne Koſt durchaus nicht mehr fortkommen zu können meinte. Ich wußte, wie erquickend es war, auch nur einen Augenblick ſtill zu ſtehen; aber ich kannte die Gefahr, und bat einige Soldaten auf ihn zu warten, und ihn mir nachzuführen. Kaum hatte ich eine ſchnöde Antwort von ihnen bekommen, ſo ſah ich mich noch einmal um, und mein lezter Gefährte war todt. In dem Augenblicke des Stillſtehens war mir meine Naſe bereift, und glich einem entſezlichen Schneeballe. In meiner Noth griff ich mit beiden Händen in den Schnee, und bedeckte mir das Geſicht damit, um mich, wo möglich, noch zu retten. Es half; ich warf noch einen flüchtigen Blick nach meinem Freunde zurück; ich ſah, wie die froſtigen Brüder des Heers ſich um die Lumpen ſchlugen, welche ſie dem Entſeelten ſchon im Sterben ausgezogen hatten, und verdoppelte meine Schritte, um einem ähnlichen Schickſale zu entrinnen.

Mein ſtarker Körperbau und eine faſt unverwüſtliche Geſundheit kamen mir dabei zu Hülfe. Dennoch hatte mich der Hunger ſo ermüdet, daß ich es ohne Brod nicht länger mehr aushalten konnte, ungeachtet ich in den nächſten Dörfern zur Seite der Heerſtraße troz einem Irus gebettelt, von den Ruſſiſchen Bauern aber in der Regel nur Schimpworte, Rippenſtöße und Schläge davon getragen hatte. Daß Noth beten lehrt, iſt das wahrſte Sprichwort, welches jemals ein Sterblicher ausgeſprochen hat; doch paßt es nicht auf die Franzoſen, welche ihren Geiſt insgemein unter tauſend entſezlichen Flüchen aufgaben.

Am Abend des Tages, wo der Arzt, ein junger Mann von etwa vier und zwanzig Jahren, geſtorben war, fehlte es mir und meinen übrigen Schickſalsgefährten nicht zum erſtenmal auch an den lezten Sehnen und

Fasern, welche wir von den Pferdegerippen sorgfältig abzulösen gewohnt waren, wenn unsre Vorgänger und die Wölfe sich daran gesättigt hatten. Wir brachen unter den schrecklichen Qualen des Hungers in tausend Verwünschungen gegen den Stifter unsers Unglücks aus, und nahmen dann, als unschuldige Opfer seiner Leidenschaft, unsere Zuflucht immer wieder zur Vorsehung, welche uns dann auch nicht ganz verließ, während dessen rings um uns her ermattete Franzosen im Dunkel der Nacht durch herzbrechende Seufzer ihr Scheiden zu erkennen gaben, indem sie entweder in Untiefen des Schnees begraben, oder, von Hunger und Kälte endlich völlig aufgerieben, der Raub eines fürchterlichen Todes wurden. Ein erquickendes Feuer, und der Schutz dreifacher Kleidungsstücke aller Art, wie sie selbst Napoleon bei dem Uebergange über die Beresina trug, wo man nichts als Augen und Nase von dem Tiger im Schafpelze zu sehen vermogte, erhielt mir das Leben. Aber welch ein Leben!

Vor Hunger waren bereits die Handschuh von Fuchspelz, mit welchen ich meine Hände bekleidet, und die Reste von Halstüchern und Binden womit ich die Pulse am Arme und der Oberhand umwunden hatte, durchnagt. Wüthend biß ich in die entblößten Gelenkbänder, um den letzten Tropfen Bluts, welcher noch in meinen Gliedern war, aus den Adern zu saugen. Die Spuren dieser grauenvollen Angriffe auf mich selbst sind noch jetzt sichtbar und werden noch lange merklich bleiben. Ich gestehe, daß mir in dieser Stunde der fürchterlichsten Noth, wo mir ein schauderhafter Tod mein unvermeidliches Loos zu seyn schien, nur die Gelegenheit fehlte, die fürchterlichsten Verbrechen zu begehen; denn die Noth lehrt auch Greuelthaten begehen, wenn man vergebens nach Rettung seufzt. Ich würde, was ich noch bis auf diesen Tag von Franzosen und Deutschen mit Abscheu gesehen hatte, raubgierig über den Glücklichen hergefahren seyn, welcher ein Stück Brod erjagt hatte, um ihm seinen Schatz, auch mit Aufopferung seines Lebens wieder zu entreißen. Aehnliche Mordscenen sind mir sehr oft begegnet, und diese haben unstreitig einen mächtigen Eindruck auf die Gemüthsstimmung vieler, die aus Rußland wieder gekommen sind, zurückgelassen.

Um mich diesen Greueln und einem unvermeidlichen Tode nicht endlich Preis geben zu müssen, gieng ich andern Morgens im Mondenschein auf Leben und Sterben landeinwärts von der Heerstraße und war so glücklich, einen Kosaken anzutreffen, welcher in der Frühe des Morgens vom Pferde gestürzt war, und den Arm gebrochen hatte. Sein Schmerz machte es ihm unmöglich, sich selbst zu helfen, und ich darf behaupten, daß er ohne meine Hülfe verloren gewesen wäre. Aber ich will zugleich bekennen, daß diese nicht die edle That eines uneigennützigen Gemüths war. Ich stürzte zuerst über seine Vorräthe her, und sättigte mich. Was dies für meinen welken Gaumen war, das läßt sich nicht durch Worte beschreiben. Darauf leerte ich seine Proviantbeutel rein aus, und versorgte mich auf einige Tage. Nun hob ich ihn mit eigener Beihülfe auf sein Pferd; ich ergriff den Zügel mit der einen und hielt den Wankenden mit der andern Hand, bis wir in ein nahe gelegenes Dorf kamen, wo ich ihn unter seinen Landsleuten seinem Schicksale überließ, und mich, fast bis zur Ohnmacht entkräftet, auf sein Pferd setzte, und auf die preußische Grenze losritt.

Bis an die Memel war ich glücklich. Hier aber ereilte mich, als ich so eben abgestiegen war, um mein Pferd zu tränken, ein Haufen flüchtiger Kosaken, welche unversehens aus einem Fichtenholze hervorjagten; ich wurde gefangen und ausgeplündert. Spornstreichs gieng es mit mir herüber ins preußische Gebiet. Ich kann nicht sagen, daß meine Gefangenschaft das größte Ungemach gewesen wäre, welches ich ausgestanden habe; aber es war groß genug, um den Wunsch in mir zu erregen, mich wiederfrei zu machen. Daher entwischte ich bei einer guten Gelegenheit, und setzte meinen Wanderstab, von Kälte und Hunger unablässig verfolgt, mit möglichster Eile nach Königsberg vorwärts.

Aber noch waren nicht zwei Tage verflossen, als ich, durch übermenschliche Anstrengungen entkräftet, zum andern Mal in die Hände meiner Verfolger fiel. Diesmal war es ein wahres Glück für mich, denn ich erhielt wieder einen Bissen Brods und etwas Brandwein zur Stärkung. Aber nun gieng es rückwärts, und mit Grauen sah ich einem langen Leichenzuge in die Einöden Rußlands entgegen, welchem ich so eben entronnen zu seyn glaubte. Ohne Hoffnung, mich zu retten, überließ ich mich einige Tage dem Schicksale, und zog blindlings den Retten nach, in deren Gefolge ich mich befand. Als ich aber einigen Zuwachs meiner Kräfte verspürte, verleitete mich die Hoffnung, glücklich nach Königsberg zu kommen, und mich dort sogleich für den Dienst des Königs von Preußen zu melden, zum zweitenmal zu entlaufen.

Es gelang mir, zu entkommen; aber nach einigen Tagen ward ich bei Marienpol in Lithauen zum dritten Mal ergriffen, und von einem blutgierigen Tataren, obgleich wehrlos, am Fuße verwundet. Jetzt erreichte mein Elend den höchsten Grad; denn ich ward mit meinen Unglücksgefährten, meiner Wunde ungeachtet, den langen Weg des Rückzuges auf Schnee- und Eisfeldern in die Steppen zurückgeschleppt. Brod und Brandwein erhielten mir noch einige Kräfte; um mein verwundetes Bein reichte mir ein mitleidiger Kosakenoffizier, welchem ich deutlich machen konnte, daß ich ein deutscher Offizier sey, ein Tuch. Mein Gemüthszustand aber war dem Wahnsinne so nahe, daß ich den Gedanken an Selbstmord aller Art gar nicht mehr aus der

Seele entfernen konnte. Dennoch gelangte ich wohlbehalten an der Brandstätte von Moskau an, und wurde, noch immer nicht am Ziele meiner Irrfahrten, nebst einigen meiner Gefährten nach Kasan gewiesen.

Mit zerrüttetem Körper, aller nur reinlichen Kleidung beraubt; ohne Mittel, mir zu helfen oder meine Noth auch nur einem Sterblichen mitzutheilen; von fürchterlichen Erinnerungen und eben so schrecklichen Aussichten in die Zukunft gefoltert; warf ich mich hier auf das Krankenlager, ohne Hoffnung, das eisige Gemäuer des Hospitals jemals wieder lebend zu verlassen. Der Rest von Kraft, welche ich noch besaß, schien mir nur dazu zu dienen, meinen Jammer zu verlängern, bis mir die Universität in Kasan, wo Lehrer und Studirende nicht selten aus Neugierde die Hospitäler besuchten, die noch nicht ganz verpestet waren, einige Gelegenheit darbot, mich zu zerstreuen.

Seit meiner frühen Jugend hatte ich eine leidenschaftliche Vorliebe zum Malen gehabt, und mir eine nicht gemeine Fertigkeit darin erworben. Wie ein belebender Blitz fuhr mir plötzlich der Gedanke und Wunsch in die Seele, mir die tödtliche Langeweile neben dem glühenden Ofen des Krankenzimmers durch Malen zu vertreiben. Ein junger Russe von höherer Bildung, welchem ich meine Wünsche in französischer Sprache verständlich zu machen suchte, war menschenfreundlich genug, mich mit einigen Wasserfarben zu versorgen, und ich fühlte mich in meinem Elende glücklich, die merkwürdigsten Scenen meiner unglücklichen Abentheuer zu entwerfen, um bei meinem Tode wenigstens ein Denkmahl meines Schicksals, mit meinem Namen, zu hinterlassen.

Während dessen nahm meine Schwäche von Tage zu Tage zu, bis ich nach drei Wochen, von Elend und Noth fast gänzlich aufgerieben, die Beute eines fürchterlichen Todes werden sollte. Das Ungemach der Zeit hat hoffentlich auch die Zarteren meiner Leser und Leserinnen mit dem Leiden des verlassenen Soldaten im Krankenhause vertraut genug gemacht, um von mir ohne Erröthen und Ekel zu hören, daß ich ein Raub des Ungeziefers werden sollte, und über den ganzen Leib mit Beulen und Wunden bedeckt war.

So erwartete ich den lezten Athemzug, als ein vornehmer Tatar aus Kaukasien vor mein Lager trat, und mit Ungestüm über die Bilder herfiel, welche vor demselben auf einem elenden Tische zerstreut lagen. Er fragte mich in seiner Landessprache, was mir einer seiner Begleiter ins Französische übertrug: ob ich dieselben gemahlt hätte, und ihm einige davon schenken wollte? Durch ein Kopfnicken dachte ich ihn zum Herrn aller zwölf Blätter zu machen; er aber nahm ihrer nur sechs, und ließ die übrigen liegen. Dann forderte er mich in gebrochenem Französisch auf, ihm in ein, nahe bei dem Krankensaale befindliches Zimmer zu folgen. Ich bot noch einmal alle meine Kräfte auf, und schleppte meinen elenden Körper bis in jenes Zimmer fort. Hier warf ich mich ihm zu Füßen, und bat ihn um Rettung. Man werde nicht unwillig, die Menschheit in mir so erniedrigt zu sehen; ich hätte ohne diesen Engel in der Wüste in wenigen Tagen den Leichenkasten gehütet.

Sogleich ließ er mich, von Kopfe bis zu Fuß in reines Linnen und dann in Pelzwerk gewikelt gleich einer Mumie in einen Schlitten werfen, und auf ein, etwa vierzehn Stunden von Kasan entferntes Landgut bringen, wo ich weiter verpflegt werden sollte. Hier begann meine Cur mit einem russischen Bade. In einem undurchdringlichen Dampfe, welcher von Wassergüssen am glühenden Ofen aufstieg, und die dichtverschlossene Badstube anfüllte, bedeckte mich eine fast unerträgliche Hize mit Schweiß und Tropfen der fallenden Dampfwolken; dabei ward ich mit kleinen Birkenreisern über den ganzen Leib gestrichen. Schmuz und Ungeziefer ward eine Beute dieser seltsamen Badeur, welche ächt Russisch genannt zu werden verdient, und ich fühlte mich nach meinem Bade, von meinen gefährlichsten Feinden befreit, rein und anständig gekleidet, unaussprechlich wohl. In der That währte es nun auch bei einer guten Verpflegung nicht lange mehr, daß ich gänzlich hergestellt war. Mein Retter, welcher unterdessen in Kasan geblieben war, traf nun auf dem Landsitze ein, wo ich versorgt war, und fragte mich, ob ich ihm wohl nach Astrachan und dann nach St. Petersburg folgen wollte.

So gern ich auch in mein Vaterland zurückgekehrt wäre, so konnte ich doch einem Wohlthäter, dem ich das Leben verdankte, die Bitte unmöglich abschlagen, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Unser Weg gieng auf Simbirsk; von dort verfolgten wir die Wolga über Saratow bis zu ihrem Ausflusse ins Caspische Meer.

Zurück giengen wir längs dem Don nach Tula, und dann von Moskau über Twer nach St. Petersburg, wo mein Wohlthäter seine Bestimmung zum Scherbatowschen Corps erhielt, und mich aufforderte, ihm auch dorthin zu folgen.

Es war Sommer; der Gedanke, in Rußland bleiben zu müssen, hatte das Niederschlagende verlohren, welches er in meinem Elende und zur Winterzeit für mich haben mußte; alles erschien mir jezt ganz anders, als zuvor. Dennoch schlug ich erst ohne weiters Bedenken ein, als ich hörte, daß unsere Bestimmung uns geradeswegs nach Deutschland führte, weil ich noch immer gern einmal wieder in mein Vaterland zurückkehren wollte, welches ich in Kasan niemals wiederzusehen hoffen konnte. Vergebens würde man mir damals die

Möglichkeit zu beweisen gesucht haben, daß ich einstens in mein Vaterland zurückkommen könnte.

Bey dem Scherbatowschen Corps wurde ich Lieutenant bei der Cavallerie, und kam zur rechter Zeit nach Deutschland, um den Feldzug von 1813. gegen die Franzosen, welche ich als die ruchlosen Urheber meiner Leiden vom Grunde meiner Seele hasse, mitmachen zu können. (Preußischer Patriotenspiegel Quedlinburg 1815. S. 145—160.)

Correspondenz.

Doctor Layer in Prag.

Der im Stillen, und mehr für Linderung der Schmerzen und die Erhaltung seiner ihm im vorigen Kriege anvertrauten Kranken, als für die geräuschvolle Ausbreitung seines Rufes menschenfreundlich, und uneigennützig arbeitende Herr Doctor, Kajetan Layer, erhielt von Seiner Majestät dem Kaiser aller Reussen, für diese im letzten Kriege bewiesene edle Gesinnung einen mit Brillanten besetzten Ring.

Ein Beweis, daß auch stilles Wohlthun vom Throne erkannt wird und oft den unerwarteten Lohn erhält.

Prag am 4ten September 1814.

Müller.

Anekdote.

Zu Amsterdam lebte am Ende des 17ten Jahrhunderts ein Mahler, der im Portraitmalen ungemein glücklich und sehr berühmt war.

Einst ließ ihn ein Kaufmann aus Leiden zu sich kommen, und verlangte, von ihm gemahlt zu seyn. Man wurde eins um den Preis von 200 Ducaten. In der Straße, in welcher der Kaufmann wohnte, war nur ein einziger Gasthof, der sich noch dazu durch sein Aeusseres wenig auszeichnete, und daher auch wenig besucht wurde. Zufällig lernte der Maler den Wirth und Besitzer desselben kennen, und da er an ihm einen gefälligen, und sehr rechtlichen Mann fand: so zog er zu ihm. Die Bemerkung, daß hier wenig Zuspruch sey, drang sich dem Maler immer mehr auf, jemehr er den wohlwollenden Wirth bedauerte.

Eines Abends sprachen beide über diesen Gegenstand, und der Wirth bemerkte mit Bedauern, daß ihm die Mittel fehlten, seinem Hause einen größern Glanz zu geben, und dadurch die Fremden herbeizuziehen. Der Mahler erbot sich, zur Ausbesserung und Ausschmückung desselben, die Summe, die er von dem Kaufmann zu Leiden erhalten habe, auf etliche Jahre vorzuschießen; auch wollte er durch ein passendes Aushängeschild zum Emporkommen des Gasthofes beizutragen suchen.

Der Wirth nahm das Anerbieten mit Freuden an, und der Bau nahm seinen Anfang. In kurzem war auch das Schild fertig. Es stellte den Eigenthümer, ganz nach dem Leben getroffen, und auf einem wilden Pferde reitend dar, doch so, daß er nur einen Fuß im Steigbügel hatte, und ganz auf einer Seite überhängend, in der Gefahr, vom Pferde zu fallen, schien, mit der Unterschrift:

Helpt myne Hæren, ick fall vandt Paerd.
(Helft meine Herren! ich falle vom Pferde.)

Was der Maler gehofft hatte, erfolgte wirklich. Einheimische und Fremde schenkten dem Hause ihren Zuspruch. Jeder beeiferte sich, dem vom Pferde fallenden Wirth aufzuhelfen. Oft war der Raum, für Aufnahme der Gäste zu klein. Der Wirth hatte schon im ersten Jahr das Darlehn gewonnen.

Der großmüthige Maler war indeß auf Reisen gegangen. Nach drei Jahren kam er wieder, und erhielt seine vorgeschossene Summe mit vielen Dank wieder. Nun ward aber auch das Schild von dem Maler verändert, und an die Stelle des im Fallen begriffenen Reiters kam ein anderer, der gerade und fest aufgerichtet saß, mit der Unterschrift:

Ick full hast-hast.
Dank myne Hæren, nu sit ick fast.
(Ich war meinem Falle nahe. Dank meine Herren, nun sitz ich fest.)

Durch die neue Verzierung erhielt der Gasthof noch größern Zulauf.

Sinn- und Sylben-Räthsel.

Ich bedecke mit der reichsten Schöne
Die im Lenze neu begrünte Flur
Mit dem Schmuck der holden Farben Töne
Ich den Reiz der blühenden Natur.
In der Vorwelt frommen Glauben
Strahlte ich in einer Gottheit Licht.
Aber willst du meinen Fuß mir rauben,
Dann umhüll ich manches Angesicht.

(Die Auflösung folgt.)

Franz von Matzig.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 60. Dezember.

Guilleaume

Fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen.

(Fortsetzung. Man sehe Nr. 42. 1814.)

Zweites Fragment.

Ein Ritt von Zalathna auf die Tunata.

Am 15. Juny 1813 ritt ich von mehreren Forstbeamten begleitet von Zalathna weg. Wir schlugen den Weg nach Offenbanyen ein, und betraten zuerst das zu dem Dominium Zalathna gehörige Forstrevier Vulkoy. Ein majestätisches Gewitter hatte eben zu toben aufgehört, die Blize waren erloschen, der Donner schwieg, die Kataraften des Himmels hatten sich wieder geschlossen, und Phöbus blickte lächelnd von seinem azurnen Gewölbe auf diese schöne Erde herab. Der sonst demüthige Merilor brauste, vom Regen angeschwellt, aus dem Norden her durch den Markt, welchen er nach dieser Richtung in zwei Theile trennt, und stürzt sich rauschend in die aus dem Westen herabtobende größere Ampoy. Eine enge Gebirgsgurgel nahm uns schon im Markte auf. Der Weg, am Bache, welchen er vielmal durchschneidet, aufwärts führend, ist nur für Reuter oder Fußgeher brauchbar. Rechts und links erheben sich Gebirge in mannichfaltigen Gruppirungen. Die Mischung von Feldern, Wiesen, Hutweiden, Wäldern, Häusern und Gärten, welche man auf denselben erblickt, ist zwar dem Auge angenehm, aber für den Aerarialvortheil nicht ganz gut berechnet. Man vertheilte nämlich diese der Schmelzhütte nahe gelegenen und leicht zugänglichen Waldgründe, um Menschen auf denselben anzusiedeln, welche eine Meile weiter weg eben so vorlieb genommen hätten, und nun muß man Holz und Kohlen entweder aus entfernten oder aus schwer zugänglichen Gegenden hohlen. Eine halbe Meile weiter überraschte mich ein Wasserfall, welcher freilich an einem anderen Tage, oder ein paar Stunden früher meine Aufmerksamkeit vielleicht nicht erregt hätte, in diesem Momente aber, sich verschiedentlich brechend, mit großem Getöse schäumend herabfiel. Einige groteskgestaltete Felsenmassen trugen dazu bei, der Scene eine Art Feierlichkeit zu leihen.

Die von bloßem Thonschiefer gebildeten Berge schienen in mineralogischer und vorzüglich metallurgischer Hinsicht kein sonderliches Interesse zu haben; aber wie angenehm wurde ich getäuscht, als ich eine Viertelmeile weiter auf drei Goldpochwerke stieß! Ich erkundigte mich, woher das Pocherz gebracht werde? Man denke sich mein Erstaunen, als man mir sagte, und ich meinen Unglauben durch den Augenschein überzeugte, daß man die erste beste Erde ausgrabe, selbst bei regnichtem Wetter den Koth vom Wege sammle, und das schönste Gold daraus wasche. Der Gedanke, daß ich auf Gold reite, exaltirte meine Einbildungskraft. Ich lüftete verstohlen mein Reiseküpchen, und bückte mich unmerkbar vor dem Lande, in welchem man auf Gold reitet. Es schien mir sogar, mein stolzer Schimmel stampfe diesen goldenen Boden stärker. Alle meine Ideen waren so golden geworden, daß ich für nichts Anderes mehr Sinn hatte, und eine nützliche Salzquelle am linken Ufer des Merilor, welche ich etwas weiter hinauf antraf, ichier verachtet hätte, weil sie nicht golden war. Die Bemerkung, welche Jemand aus der Gesellschaft machte, daß das Vieh diese Quelle sehr suche, brachte mich wieder zu mir. Ach! sagte ich mir, ein Tropfen aus dieser Quelle ist jenen Geschöpfen mehr werth, als dieses uns Menschen so werthe Gold. Wir trafen endlich im Waldhause unserm Nachtquartier ein, wo uns der Kompas zeigte, daß die beiden Endpunkte unserer kurzen Reise, Zalathna und das Waldhaus auf der Nordlinie liegen.

Am folgenden Tage, den 16. saßen wir zeitig zu Pferde, und nachdem wir mehrere ämtliche Lokalisirungen gepflogen hatten, langten wir gegen Mittag auf das lang ersehnte die Tunata an.

Die Tunata Goala (Donnerschlag) oder Piatra Csitzira nyagra (schwarze Geige) ist ein Basaltberg im Unteralbenser Komitate zwischen Zalathna und Offenbanien in demjenigen Theile des großen Dorfes Butsum gelegen, welches la Vale Saza genannt wird. Aus der Ferne stellt sich derselbe, wie ein aus der großen Gebirgskette hervorragender

Kopf bar. In der Nähe gleicht er mehr einem abgestumpften Kegel. Der Basalt, in so weit er sichtbar ist, bildet zwei Schichten prismatischer Säulen, von denen die untere steht, und die obere liegt. Die Anzahl der Seiten ist ungleich. Die stehenden sind alle und zwar einförmig gebogen, und haben die Gestalt eines Fidelbogens, was, wie ich muthmaße, die Benennung schwarze Geige veranlaßt haben mag, da die Walachen ihre Namen gewöhnlich aus der Natur oder Form der Sache, und zwar sehr treffend hernehmen. Zu der hohen Benennung die Tunata hat sie wohl unstreitig das Außerordentliche des Anblickes und die unter ihnen noch herrschende Meinung verleitet, daß ein Donnerschlag die schwarzen Säulen gebildet habe.

Der Berg zerstört sich nach und nach, die Säulen lösen sich ab, und rollen mit großem Getöse weit hinunter. Viele Tausende liegen zertrümmert da, unter denen man jedoch noch Stücke von zehn Schuh Länge findet. Das, was von denselben noch aufrecht stehet, und noch immer unter die ersten Naturwunder unsers Kaiserreiches gezählt werden darf, kann gerettet werden, und ich labe mich an dem schönen Gedanken, daß ich dieser Retter seyn werde. Am Fusse der untern Basaltschichten stehet ein unbedeutendes Fichtenwäldchen. Der Wind trägt den geflügelten Samen dieser Holzart auf den Berg; dieser keimt in der wenigen zwischen den Säulen befindlichen Erde, faßt Wurzel, wächst, und sprengt diese aus einander. Nun aber wird statt der die Tunata das Fichtenwäldchen verschwinden.

Dieser schöne Basalt ist unbenutzt. Niemand kümmert sich darum, und außerhalb des Deminiums Zalathna weiß man von diesem merkwürdigen Berge nichts. Aber auch dort kennen ihn Viele nicht. Der Herrschafts-Span Herr Niemezki ist, meines Wissens, der Einzige, welcher sich etliche Säulen zuführen, und am Portale seines Hauses anbringen ließ. Kein Mineralog, kein Reisender erwähnet dieses Berges, und was am Auffallendesten ist, die beiden Geographen Siebenbürgens, und selbst Siebenbürger, Lebrecht und Marienburg gedenken dieses Naturwunders mit keiner Sylbe. Selbst dem wackern Ballmann ist dasselbe offenbar unbekannt gewesen, da er nicht einmal unter den Steinarten Siebenbürgens den Basalt mit anführt.

Der Basalt wird schier allgemein*) für ein vulkanisches Produkt gehalten. Ausgemacht ist dieses aber so wenig, daß alle Gründe für diese Behauptung mir nicht über das Muthmaßliche hinauszugehen scheinen. Ich steh hier im Angesicht der die Tunata, und mache folgende Ueberlegungen.

Wenn der Basalt ein vulkanisches Produkt ist, so muß entweder der Berg, auf welchem die Säulen stehen, selbst einst ein Vulkan gewesen seyn, oder sie sind aus einem andern Vulkane hingeschleudert worden. Das Letzte ist undenkbar, denn, wenn ich auch zugebe, daß ein so schwerer Körper so weit geworfen werden könne; so kann ich doch nicht zugeben, weder daß sie ganz geblieben, noch so regelmäßig hingestellt worden wären. Da also der letzte Fall nicht möglich ist, so halte ich mich an den ersten, und frage zuerst: Wie hat sich diese prismatische Gestalt gebildet? Ist sie eine Wirkung des Feuers? Eine mäßige Wärme bildet wohl Kristalle, aber ein vulkanisches Feuer mag doch nicht sonderlich zum Bilden aufgelegt seyn. Ich glaube vielmehr, daß jeder Körper, auch wenn er im mäßigen Feuer gebildet wäre, im Uebermaße desselben müsse zerstört werden. Wenn sie aber der Vulkan auswirft, bevor er sie zerstören konnte, so tritt wieder der zweite Fall ein, nämlich, daß sie weder ganz bleiben, noch so regelmäßig hingestellt werden konnten.

Jede vulkanische Eruption ist mit Erderschütterungen, welche die liegenden sowohl als stehenden Dinge durcheinander zu rütteln pflegen, begleitet; wenn also auch der Vulkan die Basaltprismen weder auswirft, noch in seiner Wuth zerstört; so ist doch wahrscheinlich, daß sie ein wenig übereinander gepurzelt, oder doch nicht so unverrückt in Reihen und Gliedern stehen geblieben wären.

Daß ich weder auf dem Berge, noch um den Berg, noch in der Gegend andere unzweideutige vulkanische Produkte, auch nicht die mindeste Anzeige eines ehematigen Vulkans fand, will ich nicht als Beweis aufstellen; denn es kann seyn, daß ich schlecht gesucht habe. Eben so wenig will ich anführen, daß alle diejenigen, welche ich darum fragte, auch nichts gefunden hatten; denn es kann seyn, daß diese gar nicht suchten. Wenn aber jene Massen auf der Stelle selbst, wo sie stehen, zu Basalten gebrannt wurden, so müßten doch noch, und wenn auch Jahrtausende seitdem verflossen wären, Spuren eines Feuerheerdes vorhanden seyn, was aber der Fall nicht ist; denn diese könnten dem spähenden Auge nicht entgehen, wenn sie vorhanden wären.

Die Säulen sind alle und zwar nach einer Richtung gebogen. Diese Biegung kann, dünkt mich, nur durch einen äußern Druck bewirkt worden seyn, und dieser Druck muß Statt gefunden haben, als jene Massen sich noch in einem weichen, biegsamen Zustande befanden. Diese Muthmaßung wird durch den Umstand bestärkt, daß die ersten Säulen am stärksten, die folgenden aber immer weniger gebogen sind. Wird nicht dadurch die Anprellung eines Körpers an die vordern Säulen, der

*) Nur von den ältern Mineralogen. Unsre neuern Geognosten und darunter fast alle Matadore neigen sich zur Neptunität.

D. H.

dadurch bewirkte Druck, und die Brechung der Impulsion durch den Widerstand, welche jene leisteten, klar genug bewiesen?

Es frägt sich nur noch: von welcher Art kann der anprellende Körper gewesen seyn? Feuer war er nicht, das scheint mir gewiß: ein Windstoß — dieses ist eher möglich, doch nicht wahrscheinlich. Denn wie sollte ein Windstoß nur auf diesen kleinen Fleck wirken? Wenn aber auch der Wind die Biegung verursachen konnte, so konnte er die Massen doch nicht hinbringen. Es scheint mir daher natürlicher, beide Wirkungen dem Wasser zuzuschreiben.

Es kann seyn, daß das Alles ein wenig albern ist, denn es ist ganz ohne Rücksicht auf Scienz, welche die schlichte Vernunft nicht selten verschmähet, gesagt. Wer es besser weiß, sage es besser, ich werde mich gern belehren lassen.

Siebenbürgen im September 1814.

Anmerkung des Herausgebers. Der im Beobachten unermüdete, kenntnißreiche, patriotisch und liberal alles mittheilende Herr Verf. berührt einen der problematischesten Gegenstände der Mineralogie, über den ich viel beobachtet, gelesen und nachgedacht habe. Erst diesen Herbst betrachtete ich nachsinnend ein dem hier beschriebenen ganz ähnliches Phänomen auf dem isolirten Hasenberge, zur Fürstl. Dietrichsteinischen Herrschaft Libochowitz, Leitmeritzer Kreises, im Egerthal in Böhmen gehörig. Wenn es nur irgend meine dermalen sehr überhäuften Geschäfte zulassen, werde ich als Pendant zu der vorstehenden, wenigstens eine ganz kurze Beschreibung des Hasenbergs und bei dieser Gelegenheit meine Vorstellungsart mittheilen — von dieser wahrhaft wunderbaren Erscheinung — nicht sowohl in ihren einzelnen Gliedern (wie hier die Geige, in Böhmen der Hasenberg, in Mähren der Raudenberg, in Großbritanien die Fingalshöle,) als in so fern hier eine große, selbstständige Gebirgsformation von ganz eigenthümlichen Charakter auftritt, die sich in den wesentlichen Merkmalen in der alten und neuen Welt gleich bleibt, aber dabei äußerst mannichfaltig sich modifizirt; hie und da nur einzelne Vorposten auszusenden scheint, und dann viele Meilen weit gar nicht wieder zum Vorschein kömmt, — auf einmal wieder wie eine ungeheuere Armee sich über den Raum eines Erdgrades hinaus lagert; hier in unbedeutenden, kaum bemerkbaren Hügeln hervorlauscht, dort in der neuen Welt zu Kolossen empor steigt. Nach allem Anschein eine der neuesten Gebirgsarten, und doch ohne alle organische Spuren! Die einzige Gebirgsart von regelmäßigen Formen im Großen, welche wahren Kristallen äußerst nahe kommen, und der Wesenheit nach doch nur unförmliche Massen; dabei charakteristisch die isolirte, konische Form! Die Mutter einer großen Menge eben so schöner als nur ihr eignen, zum Theil sehr edlen Mineralien!

Doch, ich greife meiner künftigen Arbeit vor. Nur eine Frage sey mir an den Herrn Verf. erlaubt: Konnte nicht ein dritter Fall statt finden: Bildung hauptsächlich im, mit und durch Wasser, aber unter sehr erhöhter, durch eine besondre mitwirkende Ursache hervorgebrachter Temperatur? Letztre kann nun den vulkanischen ähnlich sehende, sogenannte pfnud-vulkanische Erscheinungen verursachen, ohne daß deswegen an wahre Vulkane, wie sie noch dermalen Italien, Island, Kamtschatka aufweisen, zu denken ist. Es kommt hier auf sehr genaue Bestimmung der Begriffe, auf unbefangnes Beobachten, auf Beurtheilung der Erscheinungen im Zusammenhange und auf viele Kenntnisse an. Und demohngeachtet wird man noch nicht zum unzweifelhaften Endurtheil gelangen, sondern sich mit einer Hypothese begnügen müssen, die wahrscheinlicher ist, als die bisherigen.

Drittes Fragment.

Offenbanya. *)

Offenbanya im Unteralbenser Komitate an dem Flusse Aranyos, hieß in alten Zeiten Offenburg. In dem Jahre 1325 nannte man es Quimberg, Quumberg, oder Quemberg. In dem Jahre 1391 hieß sie Umberg. In dem Jahre 1417 erhielt sie endlich den Namen Offenbanya, und wird zu deutsch allgemein Offenbanyen genannt. In allen Zeiten führte sie in der ungarischen Sprache den Namen Aranyos Zanya (Goldene Grube, Goldbergwerk.)

Offenbanyen soll in alten Zeiten eine sehr blühende an Gold, Silber und anderen edeln Metallen reiche Bergstadt gewesen seyn. In dem Jahre 1325 erhielt sie von Karl I. König von Ungarn die nämlichen Vorrechte, deren die übrigen Bergstädte genoßen. In dem Jahre 1457 wurden sie von dem Könige Sigismund von Lützelburg bestätiget.

*) Man vergleiche hiermit die schätzbaren Nachrichten über Nagybania (Hesperus N. 17, 74 und 75, 1813) von einem andern kenntnißreichen Verfasser, welcher hiermit an die Fortsetzung freundlichst erinnert wird. D. H.

Der Volkssagen, welche den ehemaligen Reichthum der Offenbanyer Goldgruben beweisen ollen, sind eine Menge in Umlauf. So erzählt man sich, daß zu Mathias Corvins Zeiten der Obergoldeinlöser immer auf Gold in die Kirche ging. Er hatte sich nämlich zwölf große goldene Platten machen lassen, welche ihm im Fortschreiten immer vorgelegt wurden, bis seine Grandezza endlich über diesen goldenen Boden an Ort und Stelle anlangte.

Die Tradition erzählt, daß in Vale Harmoniasza und vale Csori 36 Schmelzhütten bestanden. Wieviel es ihrer waren, läßt sich wohl nicht bestimmen. Daß es aber ihrer viele waren, setzet die große Menge der noch vorfindlichen Schlackenhaufen außer Zweifel. Fridwalzky erzählt, der Einsturz des Bergwerkes, bei welchem alle Bergleute, 60 an der Zahl, umkamen, habe der ganzen Herrlichkeit ein Ende gemacht. Von dieser Begebenheit soll es sich herschreiben, daß die Stelle, wo sie sich ereignete, den Namen Gylkos (Mördergrube) erhielt.

Nachdem Offenbanyen mehrere Jahre hindurch geblühet hatte, wurde es endlich durch die Einfälle der Türken und Tartaren — wahrscheinlich auch durch den obigen Vorfall — gänzlich zernichtet, und blieb einige Jahrhunderte in Vergessenheit. Endlich im Jahre 1768 entriß es derselben der als Oberkammergraf jubilirte, verdienstvolle Freyherr von Gerlitzi, damaliger Oberberginspektor, Vater des jetzigen Siebenbürgischen wackern Thesaurariatsrathes gleiches Namens, und gab ihm ein neues Daseyn dadurch, daß er die drei Stollen Josephi, Andreæ, Sti. Emerici und Sti. Stephani anlegte, und da die Ausbeute von Tag zu Tage ergiebiger wurde, so errichtete er endlich im Jahre 1770 die Schmelzhütte. Im Jahre 1780 wurde die Francisci und 1793 die Barbara-Grube eröffnet. Diese kommen jezt bei der sehr gesunkenen Ausbeute der übrigen schier nur noch allein in Betrachtung. Unter der Leitung des dermaligen Bergverwalters Prunetter, eines achtzigjährigen aber noch sehr rüstigen Greises, entwarfen jene zwei Gruben bis 1810 einen reinen Gewinn mit 356,291 fl. ab. Aber auch schon im Jahre 1796 waren diese beträchtlich gesunken. Allein nun ließ der geschickte Herr Frendl von Königshulden, königlicher Marktscheider und Assessor der Administration zu Salathna, in beiden Gruben Erbstollen anlegen. Durch diese Maßregel wurden sie nicht nur in integrum restituirt, sondern nun wurde auch das gediegene Freygold gewonnen. In dem Jahre 1804 schickte man eine solche Stufe mit 95 Pfunden (31 ⅔ Loth) als Schaustück nach Wien in das k. k. Kabinet, wofür 500 fl. gutes Geld gezahlt wurden. Seltener bricht jedoch das gediegene Freygold als das verlarvte Antimonialgold, von welchem ich einige sehr schöne graphische Stücke besitze. An Kristallisazionen und allerhand Spathen sind die Offenbanyer Bergwerke vorzüglich reich.

Bis zu dem Jahre 1770 blieb Offenbanyen ohne Kirche und ohne Priester. Die Bewohner gingen, um ihre Andachten zu verrichten, entweder nach Abrudbanyen, welches vier, oder nach Weresparak, welches drei, oder nach Zalathna, welches acht Stunden entfernt ist. Da aber die Zahl der Bergleute immer wuchs, so begab sich der Pfarrer von Weresparak Herr Paul Winkler vier ganze Jahre hindurch zu gewissen Zeiten nach Offenbanyen, wo er den Gottesdienst in einem Privathause verrichtete. Endlich wurde durch den Betrieb des Bergverwalters Herrn Prunetter in dem Jahre 1776 eine hölzerne Kapelle erbauet, in welcher bis 1784 der Gottesdienst und alle religiöse Funkzionen von den Patern Franziskanern verrichtet wurden. Die Ausbeute der von dem Baron Gerlitzi Vater angelegten Emerici-Gruben war nun so gesegnet, daß die jezige steinerne Kirche erbauet werden konnte. Heil und Segen dem würdigen Bergmann, welchen alle Offenbanyer hoch verehren! In dem Jahre 1787 wurde sie von dem siebenbürgischen Bischofe Grafen von Bathyani geweihet! Die ehrwürdigen Pater Franziskaner fuhren bis 1794 fort, in derselben zu fungiren, in welchem Jahre endlich ein eigener Pfarrer in der Person des menschenfreundlichen Weltpriesters Herrn Peter Darvas, welchem jeder Offenbanyer ein langes Leben wünschet, aufgestellt wurde.

Schon in dem Jahre 1776 war der Anfang mit Erbauung der Wohnhäuser für die Beamten sowohl als den Pfarrer und Schullehrer gemacht worden. Man wählte dazu die Stelle am Wasser, wo das Thal sich etwas mehr erweitert. Der Platz, auf welchem diese Häuser stehen, bildet ein länglichrechtwinkliges Parallelogramm. Die Kirche steht mitten auf diesem Platze. Das Ganze präsentirt sich nicht übel.

Das Dominium Offenbanya bestehet aus fünf Ortschaften. Ihre Namen und Bevölkerungen sind folgende:

	Kolonen.	Bergleute.	Hüttenleute.	Köhler.	Witwen.
Der Markt Offenbanya hat . .	130 .	56 .	26 .	4 .	11
Das Dorf Csora hat	50 .	— .	1 .	10 .	1
— — Muntsel hat . . .	77 .	— .	3 .	— .	—
— — Szartos hat	97 .	— .	1 .	11 .	3
— — Brezest hat	127 .	— .	— .	— .	6
Zusammen. . .	481 .	56 .	31 .	25 .	21

Folglich besteht die ganze Bevölkerung mit Ausnahme der Herren Beamten aus 614 Familienhäuptern. Der Markt Offenbanya für sich faßt 440 Köpfe von jedem Alter und Geschlechte, nämlich 410 kathol. und 30 akatholische. Die vorzüglichsten Beamten sind der bereits angeführte Bergverwalter, ein Hüttenverwalter, ein Rechnungsführer, ein Span, ein Beschließer, ein Waldbereiter.

Das ganze Dominium liegt in engen Thälern, umrungen von hohen Gebirgen, und ist nur für Fußgeher und mühsam genug für Reiter zugänglich; dergestalt, daß aller Transport hinein und heraus mittelst Tragpferden geschieht. Auf dem Dominium selbst kann man jedoch von Ortschaft zu Ortschaft fahren. Dessen ungeachtet ist der dortige Wochenmarkt nicht karg bestellt. Hier bestehet das größte mir bisher in Siebenbürgen bekannt gewordenen Getreidmaaß. Der Kübel gewöhnlich zu 64 Maaß berechnet, hat deren zu Offenbanyen 112.

Der Nährwege gibt es für die Unterthanen wenige. Der Ackerbau verdient, wie in allen strengen Gebirgsgegenden, keine Erwähnung. Kein Bauer erzeugt so viel, als er selbst braucht. Sie sind daher Vekturanten, und ernähren sich mit der Zufuhr der Erze und Kohlen. Sie unterhalten jedoch einen nicht unbeträchtlichen Viehstand.

Offenbanyen hat Eichen-, Fichten- am meisten aber Buchenwälder, jedoch nicht hinlänglich, um den Bedarf auf immerwährende Zeiten zu decken, weswegen es von Topanfalwa mit Holz versehen werden muß; und da die Buchenwälder zwar sehr schön, jedoch noch nicht schlagbar sind, so wird die Einleitung getroffen, alle Kohlungen auf dem Dominium Offenbanyen aufzulassen, und den ganzen Bedarf von Topanfalwa aus zu befriedigen. Dieses ist um so leichter, da bereits in dem Jahre 1794 zu diesem Behufe ein Rechen sammt einem Bassin erbauet worden ist. Der oben erwähnte Viehstand wurde bisher auf Kosten des Waldstandes erhalten, indem überall ohne alle Schonung eingetrieben werden durfte. Diesem Unfuge ist durch die Einführung einer zweckmäßigen Ordnung dergestalt abgeholfen, daß die Wälder geschonet bleiben, ohne daß darum der Viehstand einer Verminderung ausgesetzt wäre.

Offenbanyen hat wei Schlemmen, in zwei verschiedenen Gebäuden, nach zwei verschiedenen Methoden, deren eine merkwürdig ist, und eine eigene Beschreibung verdient, welche aber ohne Versinnlichung nicht wohl verständlich wäre. Ich bin bereit dem Hesperus eine Zeichnung davon sammt der Beschreibung zu liefern, sobald es verlangt wird. *)

Berichtigungen.

Es ist schwer zu begreifen, wie ein so interessanter Ort als Offenbanyen ist, auf der Wenzely'schen Charte ganz fehlen kann. Auch fehlt das dahin gehörige Dorf Csora. Brezest ist unrichtig geschrieben. Aber auch Marienburg schreibt es fehlerhaft, da er dem z ein s vorsetzt, wie es sich aus der Aussprache des Offenbanyer unbezweifelt ergiebt. Eben so fehlt Offenbanyen auf der Kipferlingischen Charte, so wie auch Csora und Szartos.

Unweit von Offenbanya liegt das Dorf Szoltava, welches wegen der großen Granaten, welche dorten gefunden werden, merkwürdig ist. Ich besitze deren eine Menge, und zwar einige, welche über einen Zoll im Durchmesser haben. Ich finde dieses Dorf weder im Marienburg noch auf der Kipferling'schen Charte.

*) Mit Vergnügen erwartet Beide. D. H.

Viertes Fragment.

Vergleichungstabelle über den Bestand der Goldeinlösung in Abrudbanya zu drei verschiedenen Epochen, nämlich vor 20, vor 10 Jahren und gegenwärtig. NB. Für jede dieser Epoche ist eine Periode von drei Jahren ausgewiesen.

Eingelösten Geld.	Einzeln an Crudo-Gold.		Zusammen an Crudo-Gold.		In Wiener Gewicht.			
	Piset.	Dr.	Piset.	Dr.	Markt.	Lth.	Q.	Dr.
Vom 1. Juny 1791 bis Ende May 1792.	49,667	4						
— Juny 792 bis Ende May 793 durch ein Jahr.	48,785	2½						
— Juny 793 bis Ende May 794 . .	42,753	4						
			140,606	½	2608	14	1	2
— Juny 1801 bis Ende May 1802. .	50,993	8						
— Juny 1802 bis Ende May 1803. .	46,874	2						
— Juny 1803 bis Ende May 1804. .	50,146	7						
			148,014	7	2745	5	2	1
— Juny 1811 bis Ende May 1812. .	30,747	9						
— Juny 1812 bis Ende May 1813. .	47,387	7						
— Juny 1813 bis Ende May 1814. .	70,299	4						
			148,435	—	2754	2	2	2

Anmerkung. Es fragt sich: Ist in Abrudbanya die einzige Goldeinlösung in Siebenbürgen und wenn nicht, was kam in eben diesen Jahren bei den andern ein? D. H.

Beitrag
zur Charakteristik des berühmten

Alberts von Waldstein,
Herzogs von Friedland.

III.

Albert von Waldstein
als großer Wohlthäter der Armen überhaupt.

Nicht nur der armen studirenden Jugend, sondern allen Armen überhaupt, die auf seinen Herrschaften lebten, war der Herzog von Friedland ein großer Wohlthäter, und erleichterte ihnen mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit ihre drückende Lage. Milde zu diesem Zwecke errichtete Stiftungen, und viele andere Wohlthaten dieses großmüthigen Fürsten dienen zum Beweis.

Als er zum Besitze der Herrschaft Gitschin gelangte (1622), fand er, daß in der gleichnamigen, damals schon bedeutenden Stadt für die Pflege der Armen wenig gethan sey, und faßte sofort den schönen Entschluß, in ihr eine Versorgungsanstalt zu begründen, die nicht nur für die Gitschiner Armen, sondern überhaupt für alle seine mittellose, abgelebte Unterthanen zugänglich seyn sollte. Ohngeachtet sie erst 1629 zu Stande kam, so vergaß der mildthätige Fürst doch auch bis dahin der unglücklichen Menschenklasse nicht, die darbet, und in drückendem Kummer ihre Tage verseufzet. Man höre nur, was der Ephemeridenschreiber in Balbins Manuscripte S. 68. in dieser Hinsicht von ihm angemerkt hat: „Dieser ausnehmend freigebige Fürst, heißt es daselbst, ließ vom Anfange September 1624 jeden Tag vor dem Thore des Gitschiner Jesuitenkollegiums 100 Laibe Brod unter die Armen austheilen, mit welcher fast königlichen Freigebigkeit er bis zur erfolgten Erbauung des Hospitals fortfuhr." a) Und beim Jahre 1626: „Er habe nebst den festgesezten Brodportionen dem Rektor Coronius 300 Reichsthaler, um die Noth den Armen zu erleichtern, auszuzahlen befohlen." b) Bewog ihn hiezu wohl Eitelkeit, Gleißnerei, wie uns der obbesagte Franzose gern glauben machen wollte? Nein! sondern die Ueberzeugung, wie es im Stiftbriefe des Armenhauses ausdrücklich gesagt wird, „daß er sich hiedurch dem Schöpfer des Weltalls, als dem Geber alles Guten, um so mehr wohlgefällig erweisen, und durch das Herzensgebet der verpflegten Armuth den Weg zur ewigen Seligkeit bahnen werde." c) —

Im Jahre 1628 sezte nun der Herzog den schon vor 5 Jahren gefaßten schönen Entschluß ins Werk. Der Bau des Armenhauses wurde begonnen, und auch bis auf die Hospitalkirche der schmerzhaften Mariä vollendet, deren Bau vom Gitschiner Magistrate erst 1663 zu Stande gebracht ward, wie es die auf ihr befindliche Aufschrift erweiset: —

Illustrissimus D. D. Albertus a Waldstein Princeps Fridlandiæ actis hoc in loco ex dimidio fundamentis, infecto opere A. 1634 manibus cessit. Menti vero piæ compatiens Communitas Giczinensis memor Genitorum, gnatorumque suorum, votis animisque junctis præsentem ædiculam ad majorem Dei gloriam Sanctorumque ejus laudem, præsertim vero S. Smæ. Matris compatientis de Sale nuncupatæ dignissimum honorem erexit; in qua in octava commemorationis fidelium defunctorum ritu solemni prima missa oblata fuit, die 9 Mensio Novemb. A. 1663. —

Diese ganze Anstalt verdient eine etwas umständlichere Beschreibung.

Sie ward für fünfzig Personen, 25 des männlichen, und eben so viel des weiblichen Geschlechts errichtet, die alle Unterthanen des Herzogs seyn mußten; nur auf dem Fall, wenn sich von lezteren eine solche Anzahl nicht auffinden ließ, stand es fremdherrschaftlichen Armen frei, in diese Versorgungsanstalt zu treten. Auf den Unterschied der Religion war bei der Aufnahme nicht gesehen, welche tolerante Denkungsart des fürstlichen Stifters volle Verehrung verdiente, wenn sie nicht durch die beigefügte Bedingung viel von ihrer Verdienstlichkeit verlöre, daß die aufgenommenen Heteradoxen, wenn sie sich nach der Zeit, nach dem sie den Religionsunterricht bei den Jesuiten genossen haben werden, zur katholischen Kirche nicht bekennen, aus dem Institute zu entlassen seyn, um anderen Rechtgläubigen Platz zu machen. Von dem zu eifrig katholischen Fürsten ließ sich ja aber nichts an-

---

a) Liberalissimus Princeps centum justos panis libones ab initio Septembris 1624 inter mendicos ante fores Collegii nostri de suo quotidie distribui manbavit, quam propè regiam liberalitatem multis mensibus usque ad hospitalis fundationem perpetuavit. — Mscp. pag. 58.

b) Hoc anno (1626) Princeps præter statas panis Eleemosynas trecentos Imperiales ad egentium necessitatis sublevandas numerari Coronio (Rectori) jussit. — Mscp. Giczinen.

c) Ut hoc modo nobis viam ad æternam beatitudinem precibus horum pauperum facilorem sterneremus, nec non Deo optimo maximo largitori bonorum omnium nos magis gratos redderemus. S. Dobners Waldst. Diplomatarium Seite 383.

ders erwarten, der den Protestantismus ein Hæreseos portentum zu nennen pflegte.

Der in der Stiftung stipulirte Unterhalt für die Armen giebt ein sprechendes Dokument von der Freigebigkeit des Herzogs. Er widmete hiezu jährlich 250 Strich Korn, 6 große Fässer Salz, 12 Fässer Karpfen und 4 Fässer Hechte; vom dünnen Bier wöchentlich 2, vom guten ½ Faß; 4 Tonnen Butter, 40 Strich Erbsen; zu verschiedenen Muß 30 prager Strich Gerste und 6 Strich Hirse. Für Fleisch, Reparatur des Hauses, Küchengeschirr, für Ober- und Unterkleidung und andere Bedürfnisse 500 Strich Korn, oder an dessen Statt 1000 fl. rheinisch, zu zwey Terminen zahlbar, von welchem Gelde jedes dritte Jahr jedem Spitalbewohner ein blaues Oberkleid von Reichenberger Tuche mit rothem Unterfutter verschafft werden solle. Diese sämmtliche Dotation ward auf die Herrschaft Welisch oder Gitschinowes pfandweise versichert; zudem noch 100 Klaftern Brennholzes aus den Waldungen der Herrschaft Skal dem Spital gewidmet, das die Unterthanen aus dem Dorf Knihnitz an Ort und Stelle zu verführen hätten.

Die Leiter dieses Armenhauses waren der fürstliche Oberbeamte in Gitschin und der jedesmalige Jesuitenrektor, denen noch zwei Armenväter aus der Gitschiner Bürgerschaft zugetheilt wurden, welche letztere für diese ihre Mühwaltung jährlich 24 Strich Korn aus dem fürstlichen Speicher bezogen; die geistliche Pflege dieses Hauses fiel aber einem Pater Spiritual anheim. Von den Theilnehmern an dieser Versorgung forderte der religiöse Stifter nichts anders, als daß sie sich täglich Früh und Abends auf ein gegebenes Glockenzeichen in der Hospitalkirche zum Gebete versammeln, und bei ihrer Andacht auch der Stifter und Wohlthäter dieses Armenhauses eingedenk seyn sollten.

Wäre doch diese wohlthätige Anstalt immer aufrecht erhalten, und durch milde Unterstützungen noch mehr vervollkommnet worden! — So wünschet gewiß jeder Freund und Wohlthäter der Armen. — Sie bestehet zwar noch, aber unter welch' einer veränderten Gestalt! Von der Dotation des großen Friedländers finden sich nur noch sparsame Ueberbleibsel; fast alles ging in der Trauerzeit des siebzehnten Jahrhunderts verloren, an welchem Verluste auch der Wechsel der Gitschiner Dynasten, die unserm Fürsten in Hinsicht seiner milden Gesinnungen gegen die Armen nicht glichen, mitunter Schuld trägt.

Und so ist das Gitschiner Armenversorgungshaus heutigen Tages — zu einem wahren Armenhause herabgesunken.

Beklagenswerth ist doch das Loos der menschlichen Dinge, daß der Wirbel der Alles verschlingenden Zeit auch das Schönste mit in den Untergang fortreißt, das, was mehr als Alles verdiente aufrecht erhalten und verewiget zu werden, und wodurch Tausende in Unglück und Armuth schmachtenden Menschen auf Jahrhunderte hinaus aufgerichtet und beglückt würden.

Was wir eben von dem Gitschiner Hospitale angeführt haben, gilt auch von zween andern Armenhäusern, deren eines sich in der Nähe von Gitschin, in dem Dorfe Czeglowitz a), das andere in der Stadt Liban b) befand, und von denen jenes wahrscheinlich den berühmten Grafen Heinrich von Schlik, dieses den großen Prager Erzbischof Ernest beni I. von Pardubitz zu Stiftern gehabt. Beide waren gleichfalls, sagen unsere Landesschriften, hinlänglich dotirt; c) von beiden ist aber gegenwärtig alle Spur so vertilgt, daß auch selbst die mündliche Ueberlieferung nichts davon aufbewahrt hat. Vornämlich scheint das Libaner nur von einem kurzen Bestand gewesen zu seyn, und höchst wahrscheinlich schon in den schrecklichen Zizkischen Kriegen und Verwüstungen im Anfange des 15ten Jahrhunderts, wie so manche andere wohlthätige und heilsame Anstalt, seinen Untergang gefunden zu haben. Das Czeglowitzer hörte im Schwedenkriege auf, in welchem in unsrer Gegend alles ringsherum verheert und verwüstet wurde.

Mit Recht lobt man die Mildthätigkeit unserer Väter; ihr edler Seelendrang, der mittellosen verlassenen Menschheit aufzuhelfen, und von irdischen Gütern und Schätzen denjenigen, die da darben, gerne zu spenden, war so groß, daß es fast keinen bedeutenderen Ort gab, wo nicht wohlthätige Versorgungsanstalten bestanden. Und wenn auch der Alles zernagende Zahn der Zeit sehr viele Monumente dieses ihres biedern, philanthropischen Sinnes vernichtet hat, so preist doch die Geschichte laut die Thaten ihrer Milde und Liebe. Möchten nur unsre Zeitgenossen gleichen Gesinnungen ihr Herz öffnen! —

Aus dem Angeführten erhellt hinreichend, daß auch der Herzog von Friedland seine unermeßlichen Güter zu edlen, gemeinnützigen Zwecken verwendete, wenn er gleich auch für seine Person, für die Verherrlichung seines Namens viel Aufwand machte.

Wahr ist es: Unermüdet strebte er den Glanz seines Hauses zu erhöhen; mit Riesenkraft arbeitete er für die Erhöhung seiner Macht; aber groß sind auch seine Anstrengungen, seine für das Wohl seiner Mitmenschen

---

a) Auf der gräflich Schlikischen Herrschaft Gitschinoweß.

b) Auf der gräflich Schlikischen Herrschaft Kopidlno.

c) In Liban nosocomium ædificavit (Arnestus) et munivit necessariis atque competentibus impendiis. — Balbin. in vita Ernesti lib. III.

und für die Ausbreitung der Ehre Gottes dargebrachten Opfer. Die katholische Religion fand an ihm einen frommen eifrigen Beförderer, die Wissenschaften einen Mäcen, die Armuth einen mildthätigen Helfer.

Wie mancher wahre Cosmopolit wünschet in unsern Tagen die alten frommen Zeiten zurück, wo dem Menschen für die Ehre Gottes, wie man sich damals fromm aber vielsinnig ausdrückte, kein Opfer zu schwer fiel, wo vornämlich unser Adel die schönsten, denkwürdigsten, christlichen Thaten verrichtete! In unsern Tagen gehen die Hauptsorgen auf das liebe Ich und die Bedürfnisse des Weltlebens. Der liebe Gott muß sich schon mit dem Wenigen, was erübrigt, nachdem alles andere befriedigt worden, begnügen.

Gebe der Himmel, daß man bei der gegenwärtigen Wiedergeburt der Zeiten, wo alle Dinge in ihr gehöriges Gleichgewicht zurücktreten, auch diesen erheblichsten aller Gegenstände beherzige, und Gott was Gottes ist, und dem Mensch was des Menschen ist, gebe! — —

IV.

Alberts von Waldstein,

Freundlichkeit und Leutseligkeit.

„Den Großen wird es leicht, die Gemüther zu gewinnen, und sie haben Mittel, die gewonnenen festzuhalten," — sagt Göthe sehr wahr a); wenn aber unter diesen Mitteln Freundlichkeit und Leutseligkeit nicht oben an stehen, so dürften die Großen nicht lange das Gewonnene behaupten. Diese Leutseligkeit fehlte, nach Aller Urtheil, dem Fürsten von Waldstein gänzlich. In der That waren Ernst und Kälte in seinem Charakter, in Blick und Wort vorstehend b), denn selten erheiterte Freundlichkeit sein Gesicht, und veranmuthigte seine Rede.

Selbst Balbin, sein Zeitgenosse, der ihn persönlich kannte, folglich über seinen Charakter am besten urtheilen konnte, bezeuget es, daß Leutseligkeit gegen Untergebene seine Sitte nicht war. c) Jähzorn und Aufbrausen tadelt selbst Balbin an ihm. Er nennt ihn præcipiti iracundia Principem. Als ihm einst der Rektor Coronius eine Vorstellung in Angelegenheit des Gitschiner Kollegiums machte, die ihm nicht behagte, ward er so aufgebracht, daß er auf der Stelle das Ereksionsinstrument zerrissen haben würde, wenn ihn nicht zum Glück Coronius noch besänftiget hätte.

Der Psychologe wird sich diese Charakter-Eigenheit Waldsteins leicht erklären. — „Geprüfte, in ihrem Daseyn bestimmte Leute, nennt man gewöhnlich kalte Leute," sagt ebenfalls Göthe, der große Menschenkenner. So auch unser Waldstein a), von welchem die angeführten Thatsachen beweisen, daß unter der kalten Hülle doch ein warmes Herz schlug.

Daß er sich gegen seine Soldaten leutseelig betrug, und daß er sowohl dadurch, als durch seine großen Feldherrntalente sich die größte Zuneigung des ganzen Heeres erwarb, darüber ist nur eine Stimme. b) Aber auch im Privatleben wußte er herablassend und freundlich zu seyn. Balbin sagt: „Ich habe einen Gewährsman aus unsrer Mitte, der sowohl seines Alters als seines Ansehens wegen ehrwürdig ist, und der bezeuget, daß der Herzog, so oft er unser Kollegium besuchte, er besuchte es aber sehr oft, so zu sagen, die Person des Fürsten abgelegt, und seiner Sitte gemäß jeden, dem er begegnete, sehr freundlich angeredet habe. Allen unsern Ordensbrüdern, die um ihn wie um einen Vater standen, bezeugte er gleiche Liebe und Ehre, sprach ernstlich, oder scherzte mit ihnen, wie es die Umstände mit sich brachten; und wenn die Unsrigen durch das Zeichen der Glocke zum Gebete, oder sonst wohin abgerufen wurden; nahm er es nicht übel, wenn sie, dem Rufe gehorchend sich von ihm entfernten; sondern er ermahnte sie ausdrücklich, sie möchten gehen, und Gott für ihn bitten: denn alles, auch die Stimmung seines Herzens habe er mit uns gemein." c) Sanftmuth und Freundlichkeit waren seinem Innern nicht fremd, wenn auch Ernst im äußern Benehmen herrschte.

(Fortsetzung folgt.)

---

a) In Wilhelm Meisters Lehrjahren.

b) Man sehe sein Bild im Schloße zu Friedland.

c) Contra morem blandum se præbet, heißt es von ihm, wie wir oben gesehen, wo er von seiner Freundlichkeit spricht, die er gegen die Arbeiter in Gitschin bewies.

a) Il parloit peu, et pensoit beaucoup. Er redete wenig, aber dachte viel, spricht Sarazin von unserm Herzog.

b) Il fut très-adroit à gagner l'affection des Officiers et de Soldats. — Richelet.

c) Habeo authorem virum ex Nostris senectute et authoritate gravem. —Ducem, quoties ad Collegium veniret, (veniebat autem sæpissime) quasi deposita persona Principis, obvios familiarissime affari solitum Nostrosque velut Patrem circumstantes omnes æquali amore et honore complectentem, seria et joca ut incidebant, miscuisse: cumque Nostri campanæ pulsu ad preces, aliove evocarentur, nihil offensum obedientia, clara voce monere, irent porro et Deum pro se orarent, omnia sibi nobiscum, etiam animum communem esse. — Manus. Giczinen.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 61. Dezember.

Aufforderung an die Freunde und Kenner des Vaterlandes.

Im vorigen und diesem Jahre sind von mir zwei Werke über Oesterreich erschienen:

1. Neueste geographisch-statistische Beschreibung des Kaiserthums Oesterreich. Mit sechs Charten und zwei Grundrissen. 617 Seiten 8. Weimar im Verlage des geographischen Instituts 1813.
2. Kurzer Abriß der Geographie des Oesterreichischen Kaiserthums zur schnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund. Dem neuesten Zustande gemäß entworfen. 74 Seiten in 8. Prag bei Calve.

Als ich diese Werke unternahm, ja schon größtentheils vollendet hatte, war im Wesentlichen der Zustand der Dinge, wie ihn beide darstellen.

Das größere Werk hatte ich zu folge meines früher der Redaktion der in Weimar herauskommenden Länder- und Völkerkunde gegebnen Worts, für dasselbe die Bearbeitung des Oesterreichischen Staats zu übernehmen, begonnen, aber kaum ein Jahr Zeit zur Vollendung gehabt; weil die unbeschäftigte Druckerpresse und der Entschluß des Verlegers mich weit früher und schneller drängte, als ich vermuthete. Durch denselben und den ganzen Plan der Völkerkunde war ich gebunden. Ich mußte lezterm treu bleiben, und durfte insonderheit das Ganze nicht über 36 Bogen ausdehnen. Beide Umstände bitte ich nicht zu übersehen.

Die kleinere Schrift, welche gewißermaßen als ein Auszug des größern Werks betrachtet werden kann, schien mir ein Bedürfniß für Viele, besonders auch als richtiger Leitfaden zum Schulunterricht, da alle unsre leztern Lehr- Hand- und Schulbücher der wirklichen Lage der Dinge schon lange nicht mehr entsprachen.

Lezre ist durch die neuesten Ereignisse abermals sehr verändert, und — wird es vielleicht noch mehr. Dieser Umstand und die gute Aufnahme meiner beiden ersten Versuche, eine vollständige Uebersicht vom Vaterlande im neuesten Zustande zu geben, von welcher der eine in noch nicht voller Jahresfrist vergriffen ist, befestigen mich in dem Entschluße, zwei neue Werke ähnlicher Art zu verfassen. Aber ich möchte gern etwas möglich Richtiges und Vollständiges geben. Dies kann nur durch eine Theilnahme und Unterstüzung Vieler geschehen, wozu ich hiermit alle Freunde und Kenner des Vaterlandes überhaupt, insbesondre aber meine Gönner, Freunde, Mitarbeiter und Korrespondenten auffordere. Ich bitte zu dem Ende meine obigen beiden Schriften mit größter Strenge und Genauigkeit durchzugehen, und alle bemerkten Mängel mir bekannt zu machen, vorzüglich Unrichtigkeiten in den Angaben und Auslassungen von Wichtigkeit. Jede Berichtigung wird mir willkommen seyn, aber auch jede Idee zur Verbesserung des Plans, jede Bekanntmachung einer noch unbenuzten Quelle. Viele wissen viel Einzelnes von ihrer Lokalität, Gegend genau und richtig, oder können es leicht erfahren, weil sie an der Quelle sind. Andre haben durch den Gang ihrer Studien und Geschäfte Manches erfahren, und wo nicht völlig ins Reine, doch weit näher der Wahrheit gebracht, als das Zeither dafür Genommene. Andre besitzen Urkunden, Belage, gesammelte Daten, vollendete Ausarbeitungen über einzelne Materien oder auch nur Bruchstücke, die dennoch höchst schäzbar seyn können. Wie viel Stoff zu einer Fülle von Mittheilungen! Möchte ich dafür die Theilnahme und das Vertrauen recht vieler Vaterlandsfreunde und Kenner gewinnen kommen. Mit Dank, Fleiß und Vergnügen würde ich gewissenhaft streben Alles zu einem möglichst brauchbaren Ganzen zu bearbeiten. Mir ist und bleibt einmal alles wichtig, das Große wie das Kleine, auch das unbedeutend Scheinende — sey es nur begründet und wahr. Dies glaube ich den Allzubescheidenen bemerken zu müssen, welche oft deshalb zurückgehalten werden, das Wahre zu geben, weil es nichts Außerordentliches ist. Ich wünsche mir nur in jedem Kreise, in jedem Komitate einen Guilleaume, einen Skolka! Man sehe, was diese Männer im Hesperus für Vaterlandskunde schon gewirkt haben, und noch wirken. Dieses mein Journal insonderheit steht zu allen Berichtigungen und eben so gern

zu Diskussionen über zweifelhafte, schwierige, strittige Materien, wie über alles Gemeinnüzige, so auch in Betreff der Oesterreichischen Land- Volks- und Staatskunde jederzeit offen. Daß ich die größte Diskretion über mir anvertraute Papiere beobachte, werden mir meine zahlreichen Korrespondenten bezeugen; daß ich dies zur Benuzung mitgetheilte Hülfsmittel gewissenhaft zurückgebe, versteht sich von selbst. Wer nicht unmittelbar mit mir in Korrespondenz treten will, wird zur Annahme von Papieren für mich gegen Schein, folgende Buchhandlungen bereit finden: Calve in Prag, Gastl in Brünn, Gamesina und Gerold in Wien, Kienreich in Gräz, Lippert in Preßburg. Brünn den 9. Dezember 1814.

André, Wirthschaftsrath.

Beitrag
zur Charakteristik des berühmten
Alberts von Waldstein,
Herzogs von Friedland.
(Fortsezung.)
V.
Albert von Waldsteins.
Religiosität.

Wer nur das tragische Ende unsers Fürsten, Folge seines unbegränzten Ehrgeizes vor Augen hat, und nur hiernach seinen Charakter beurtheilt, wird freilich an seine Religiosität wenig glauben.

Wer wollte sie indessen bezweifeln, wenn bei so vielen seiner Handlungen Liebe gegen Gott und den Nächsten und ein eifriges Streben jenem zu gefallen, diesem wohl zu thun als Zweck offenbar vor Augen liegt? Wir haben hievon schon oben Beweise gegeben, und sezen sie hier fort.

Unserm Fürsten, der seine erste sowohl literärische als moralische Bildung in den Schulen der Väter aus der Gesellschaft Jesu erhielt, ward von diesen frühe eine solche Hochachtung gegen die katholische Religion eingepflanzt, seinen Gesinnungen eine so fromme Tendenz gegeben, und er zur häufigen Ausübung der so genannten gottseligen Werke so sorgsam angeleitet; daß er sein ganzes Leben durch ein großer und warmer Verehrer jener Kirche, zu der er sich bekannte, blieb, obgleich ihn Sarazin zu einem Religionsverächter macht. Diese seine frommen Gesinnungen änderte er auch dann nicht, als ihn sein Hang zum Militärstande in das Gewühl und die endlosen Zerstreuungen des Soldatenlebens stürzte. Eben daher bezog er alles, was er für den Staat oder sonst Gemeinnüziges that, und begründete, immer auf Religion, und legte seinen Handlungen nur in so fern einen Werth bey, als sie der Ausbreitung und Verherrlichung der katholischen Religion beförderlich waren *)

*) Nach Sarazins Ansicht machte er die Religion zur unterthänigen Dienerin seiner Staatskunst.

Bemerkungswerth ist vor allen der schöne fromme Grundsaz, der ihn fast durchgehends bei der Errichtung religiöser Stiftungen leitete: „Man muß das Irdische in das Himmlische, und alles Wandelbare, Hinfällige in ewiges unvergängliches Bleibendes durch glücklichen Tausch verwandeln.“ a) Dies glaubte er nun nach seiner Ueberzeugung am sichersten zu bewirken können, wenn er seine Reichthümer zu wohlthätigen Anstalten und frommen Stiftungen verwendete, „denn auf diese Art würde dem allmächtigen Gott ein Seiner würdiger und wohlgefälliger Dienst erwiesen.“ b)

Alles aber, was er einmal zum Besten der Kirche und des Staats gewidmet, sollte beiden so unangetastet bleiben, daß, wie er sich in einer Stelle stark und pathetisch ausdrückt: „Ein jeder, der etwas davon entzöge, an Gott den strengsten Richter erfahren, und des Schutzes aller Heiligen verlustigt seyn soll; ja er solle einstens mit dem Verräther Judas und allen Anhängern Satans ewig in der Hölle gepeiniget werden.“

Der fromme vornemlich dahin strebende Sinn dieses Fürsten, daß die katholische Religion hienieden immer mehr ausgebreitet würde, zeigte sich am schönsten und wohlthätigsten durch Anlegung neuer Volksschulen.

Seine Gesinnungen über die Nothwendigkeit der Schulen spricht eine Stelle im Stiftsbriefe des Gitschiner Bisthums laut aus: „Es ist uns wohl bekannt, heißt es darin, daß, um die katholische Religion auszubreiten und aufrecht zu erhalten, gar viel an den Schulen und ihrer hinlänglichen Dotirung liege, in welchen die Jugend sowohl in allem Wissenschaftlichen und der Religion zweckmäßig unterrichtet, als auch zur Sittlichkeit und Frömmigkeit wohl angeführt würde.“ Und weil

a) „Si terrena cum coelestibus, et transitoria isthæc atque caduca cum æternis, felici commercio, commutemus.„ — Im Stiftsbriefe der Karthause zu Stipa in Mähren.

b) „Quo pacto omnipotenti Deo ex facultatibus temporalibus a divina benignitate nobis concessis pium aliquod ac dignum obsequium præparare possimus.„ l. c.

solche Schulen nach den Statuten des Tridentinischen Concilliums durch die Bischöfe zu reguliren sind; sollten auch hinführo sämmtliche Schulen seines Fürstenthums unter die Gerichtsbarkeit des neu einzuführenden Gitschiner Bischofs gehören, an dessen Kreirung nur ihn der Tod hinderte.

Eben so lag es in seinem Plane, die katholische Seelsorge durch Anstellung neuer Pfarrer emporzubringen. Er hatte die Errichtung einer Probstey in Gitschin beschlossen, und zu ihrer Dotirung das ehmalige Gut Mackow und das Dorf Strelec auf der Gitschinoweser Herrschaft bestimmt. Der hierüber ausgefertigte Stiftsbrief ist in Dobners Waldsteinischen Diplomatarium zu lesen, worin es unter andern heißt: „daß er der sinkenden christlichen Kirche von jener Seite zu Hülfe kommen, und sie stützen wolle, wo sie der Hülfe und der Stütze am meisten bedarf." a)

Gleiche Gesinnungen zeigte er als Christ auch bei anderen Gelegenheiten, vornemlich wenn er in den Tempeln des Herrn, oder sonst bei öffentlichen Andachten erschien. „So oft als er," sagt unser Manuskript, „seine Lieblingsstadt Gitschin besuchte, bewährte er jedesmal seinen Sinn für die ihm theuere katholische Religion. Er und die ganze fürstliche Familie wohnten jedesmal zum Beispiel ihrer Untergebenen dem öffentlichen Gottesdienste bei, verrichteten viele Liebeswerke, und thaten jederzeit, was einem wahren Religionsverehrer geziemt. Nur als er im Jahre 1630, in welchem ihm der König Ferdinand II., wie es heißt, auf die vielfältigen, von den Reichsfürsten wider ihn eingebrachten Klagen das Militärkommando abnahm, sein Gitschin besuchte, zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, und opferte im Stillen seiner Religion. Auch brach er allen Umgang mit den Jesuiten ab, den er sonst liebte, wozu er sich durch die nicht ungegründete Vermuthung veranlaßt fand; daß ihr Ordensverwandte, Wilhelm Lamormaine, Beichtvater Ferdinand des II. ein Miturheber seines Sturzes gewesen. „Lesen konnte ein jeder, sagt Balbin, den tiefen Unwillen in seinem Gesichte, den er über diesen seinen Fall empfunden." b) Sein Schwager, der Prager Erzbischof und Kardinal, Fürst von Harrach, besuchte ihn in diesem Jahre einigemal in Gitschin, und suchte sein düstres Gemüth durch freundschaftliche Theilnahme zu erheitern.

Auch im Kriegsgewühle, wo sein Geist mit tausend Sorgen beinstet war, verläugnete er seinen religiösen Sinn nicht. So erließ er im Herbste des Jahres 1625, in welchem er mit einem wohlgerüsteten Heere aus Eger wider Mansfelden ins Feld zog, der, so oft er geschlagen wurde, so oft zur Schlacht sich wieder anschickte, an den Jesuitenrektor Coronius ein Schreiben, in welchem er sich und sein Kriegsheer dem Gebete des ganzen Kollegiums empfahl; und in der That schlug der Herzog seinen Gegner, nachdem er ihn auf einem für ihn sehr ungünstigen Terain an der Elbe überfallen, am 24 April aufs Haupt. a)

Daß die Religiosität dieses Fürsten die ächte im wahren Geiste des Christenthums gewesen sey, wollen wir keinesweges behaupten; vielmehr geben uns die mancherlei falschen zu seiner Zeit herrschenden Ansichten vom Katholicismus; der Aberglaube, die Schwärmerey und Bigotterie, welche damals so gern die ächte Frömmigkeit verfälschten und vornämlich die Rückerinnerung, wer die Bildner des Fürsten waren, — so ziemlich genau den Gesichtspunkt, aus dem man den Werth seiner religiösen Denkungsart beurtheilen muß.

Daß diese mitunter unrichtige Ansichten vom Christenthum bei unserm Albert verrathe; daß auch seine Frömmigkeit zum Theil Schwärmerey war: — beweiset die harte Bedrückung der Heterodoxen, die er sich zu Schulden kommen ließ, und seine Neigung zu astrologischen Träumereyen, in denen er sein Schicksal entwickelt zu lesen glaubte. In jener würde er aber doch nicht, wie wir schon anderwärts sagten, so weit gegangen seyn, wenn es nicht Grundsatz der damaligen Regierung gewesen wäre, alles auszurotten, was nicht katho-

---

a) Ut qua parte in deterius inclinasse Respublica christiana aliquando periculo suo fuisset comperta, ea vel maxime ex parte fulciretur ac roboraretur." — Pag. 319.

b) „Annuæ nostræ docent, præ se tulisse vultu, quam gravem accepisset injuriam, et solitudinem hominum quæsivisse. — Etsi suspicaretur (an ex vano nescio) non omnino immunem ab hoc consilio R. P. Lamormanium fuisse, nihil in collegii sui Giczinensis fundatione et censu mutavit, familiaritate sed enim Nostrorum, obstinuit." Manusp. Giczin. pag, 129.

a) Anni hujus autumno celsissimus fundator Friedlandiæ dux cum florentissimo, et instructissimo viris et armis exercitu adversus Mansfeloium Nothum, toties cæsum, toties bellum renovantem Egra movit, unde datis 1. Septembris ad P. Coronium litteris, totius Collegii precibus se, exercitumque suum commendavit, — et valuisse ad arma studium pietatis ostendit eventus: siquidem Mansfeldium loco ipsi incommodissimo ad Albim nactus 24. Aprilis dissipavit. — Manusp. Giczin.

lisch glaubte; denn nach dem Bekannten: Regis ad exemplum totus componitur orbis.

Immer tritt man aber auf der andern Seite sowohl ihm als auch seinen Zeitgenossen zu nahe, wenn man ihre Religiosität als ganz dem Geiste des Christenthums entgegen findet, und ihr daher allen Werth abspricht. Nach der Behauptung einiger Tadler, soll jene gar nicht geistig gewesen seyn, sondern in bloß sinnlichen Vorstellungen von Gott und religiösen Dingen, und eben darauf gebauten blos sinnlichen Empfindungen bestanden haben. Man habe, sagen sie, in jener Zeit den frommen Aberglauben an die Stelle der eigentlichen Religiosität gerückt, und Gottes Hülfe und Gnade durch lauter andere Mittel als durch die Tugend erwerben zu können geglaubt. Bigotterie und Frömmigkeit seyen im Mittelalter Synonyme, welche erstere sich nur mit Kleinigkeiten und Nebensachen abgiebt, und die Hauptsache, die Sorge für Herzensbesserung und Pflichterfüllung, ganz außer Acht läßt.

Auch hier, däucht uns, gilt der Grundsatz: „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." — Wenn dann, nach dieser etwas voreiligen Ansicht die Religiosität der lieben Alten eitle Schwärmerey, Frömmeley und Andächteley war; wie mag es doch kommen, daß sie sich in solchen Werken äußerte, welche das unverkennbare Gepräge ächter, christlicher Verdienstlichkeit an sich tragen, und durch welche die Liebe gegen Gott und den Menschen (die Hauptsumme aller ächten Religiosität!) so unverkennbar an den Tag gelegt ward? — Durch den Bau seiner Kirchen, seiner Erziehungshäuser, Seminarien, Spitäler, Schulen und andere Liebeswerke, die wir bereits kennen gelernt, dokumentirte unser Fürst wohl deutlich genug den Geist seiner Religiosität. Und gesetzt: er hätte manches Kloster und Konvent weniger bauen können; er hätte weder der Karthause zu Stiepa in Mähren (1617), weder jener prächtigen zu Waldicz bei Gitschin (1624), weder des Augustinerklosters zu Neuschlößl in Böhmen (1627) noch auch des ansehnlichen Jesuitenkollegiums bei St. Nikolaus zu Prag (1628) bedurft; So darf man doch, wenn man gerecht seyn will, nicht verkennen, daß man durch solche Stiftungen auch damals schon mancherley Gutes bezweckte, und daß, wenn uns nicht unsere Vorfahren so viele Denkmäler ihres religiösen Sinnes zurückgelassen hätten, wir heutigen Tages große Strecken Landes durchreisen könnten, ohne auf ein einziges Gotteshaus zu treffen. Bei sehr vielen unsrer Zeitgenossen wenigstens hat sich die Liebe zur Religion so sehr sublimirt, daß ihnen Tempel, äußerer Religionskultus und alles, was zu seiner Pflege erforderlich ist, adiaphora sind. Wenn also auch unsere Väter in dieser Hinsicht zuweilen zu viel thaten, und eben darum die Erreichung anderer guten Zwecke außer Acht ließen, was wir hierorts nicht in Abrede stellen; so weis ja jeder, daß schon lange in diesen Dingen dies wahre Verhältniß wieder ausgeglichen sey. Ihre Söhne und Enkel thun schon seit geraumer Zeit wieder zu wenig a), und es steht wirklich zu befürchten, daß auf jene Ueberfülle an frommen Sinne, wenn man sich so ausdrücken darf, bald ein gänzlicher Mangel daran eintreten werde. So schwingt nicht selten das Rad der Zeit das Oberste gegen unten; auf die zu warm fühlenden Väter folgen kalt gesinnte, leerherzige Enkel, die, was jenen das Heiligste und Theuerste war, als gleichgültig oder gar geringschäzig beachten.

Ein Freiherr und großer Güterbesitzer unsrer Zeit, der auf seinen Herrschaften prächtige Kühställe aufführen, die Gotteshäuser und Schulen aber einstürzen ließ, führte eines Tages seinen Pfarrer und Klienten in den neugebauten herrlichen Kühstall, und fragte, wie ihm dieser gefiele? „Gnädiger Herr!" erwiederte der Befragte, „Der Kühtempel ist prächtig, aber unser Gottestempel stürzt ein." Der betroffene Baron fühlte den Sarcasmus, suchte sich aber durch ein bon mot aus der Verlegenheit zu helfen und sagte: „Man müsse ihm den Anstrich des Alterthums lassen, damit er immer ehrwürdig bleibe." — Ob nicht in dieser wahren Anekdote eine Charakteristik unsrer Zeit liege?" —

Wir schließen diese Skizze mit der Bemerkung, es sey weltbekannt, daß ein jedes Extrem mancherlei Uebel mit sich führe; wir irren aber wohl nicht, wenn wir behaupten, daß das letztgenannte viel größere und fürchterlichere zur Folge haben werde, als das erste. Suchen wir diese also, wenn wir vernünftig sind, abzuwehren. Die Ereignisse der Zeit geben hiezu die stärksten Motive.

Geschrieben auf der Pfarrey zu Kopidlno im Jahre 1814.

Franz Xaverius Wacek,
Pfarrer.

---

a) Mit Freuden bemerkt hier der Verfasser, daß man auf den hochgräfl. Schlikischen Herrschaften Kopidlno und Giczinowes hievon eine rühmliche Ausnahme findet. Die Sprossen des edlen Schlikischen Stammes, so viele als ihrer im Besitze dieser Herrschaften waren, thaten für den äußeren Religionskultus jedesmal so viel, daß ihr Gebiet in dieser Hinsicht immer ausgezeichnet bleiben wird.

Correspondenz.

Der neue merkwürdige Hochofen zu Ransko in Böhmen.

In den letzten Schulferien den Czaslauer Kreis nach allen Richtungen zu durchstreifen; um seine mineralogischen und technischen Merkwürdigkeiten genauer kennen zu lernen, blieb ein unbefriedigter Wunsch. Durch den ganzen Septembermonat herrschte kalte und nasse Witterung, die mich an öftern und längern Ausflügen von meinem Aufenthaltsort Deutschbrod und Iglau verhinderte. Ich mußte mich auf wenige Gegenstände beschränken. Den nordöstlichen Theil des Taborer Kreises besuchte ich mit dem südwestlichen des Czaslauer nur im Fluge, und den südöstlichen Theil des Czaslauer Kreises nur in der Absicht, ein neueingerichtetes Eisenwerk kennen zu lernen, welches auf der fürstl. Dietrichsteinischen Herrschaft Polna im Monate Oktober d. J. in Gang gesetzt wurde; um mich zu überzeugen in wie fern die zweideutigen Gerüchte 1) zu dieser Zeit, welche vielen Menschen dieser Gegend Unterhaltung gewährten, gegründet oder ungegründet seyn möchten. Ich will Sie nicht mit Anführung gehaltloser Plaudereien ermüden, welche die neue Einrichtung dieses Eisenwerks veranlaßt hat, noch weniger untersuchen, was für Motive denselben zum Grunde liegen; ich will Ihnen aber erzählen, was ich an Ort und Stelle mit eignen Augen sah, und von Männern erfuhr, welche bei Errichtung dieses Werkes thätig mitwirkten.

Der Schmelzofen, zu dessen Erbauung bereits im Jahre 1808 Anstalten getroffen wurden, liegt an einem großen wasserreichen Teiche, bei dem Dorfe Ransko, ohngefähr eine viertel Meile von dem Marktflecken Kreuzberg. Anfangs war die Leitung der ganzen Anlage und des Baues selbst einem Manne anvertraut, der viele Jahre einem andern Eisenwerke vorgestanden hatte. Die Entfernung desselben hatte mancherlei Gerüchte unter andern auch das zur Folge: „nun werde gar nichts zu Stande kommen," — hinlänglich widerlegt durch die wirklich innerhalb des letzten Jahres erfolgte schnelle Beendigung des Baues; unter der Leitung des eben so redlichen als einsichtsvollen und thätigen ehemaligen Kontrolors, jetzigen Schichtamtsdirektors, Herrn Fischbach, welcher nun das Vergnügen genießt, den von ihm entworfenen Plan völlig ausgeführt, und von Sachverständigen durchaus gebilligt zu sehen.

Die Angabe und Ausführung des mechanischen Theiles, der Wasserwerke und Gebläse übernahm der Hr. Arzberger, der sich schon längst den Ruhm eines gründlichen Mathematikers und Mechanikers erworben, und als Miteigenthümer und Direktor der Maschinenfabrik zu Daubrawik in Mähren, bekannt gemacht hat. Von diesem wurden an Ort und Stelle sämmtliche Werke in einer Vollkommenheit zu Stande gebracht, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die oberschlägigen Wasserräder sind gemäß der Theorie des Herrn Ritter von Gerstner geschaufelt, so, daß sie das Wasser erst in der größten Tiefe ausgiessen, und deßhalb von der möglichen Kraftäußerung nichts unbenutzt verloren geht. Die Gebläse sind sogenannte (Baderſche) Tonnengebläse mit Wasserliederung, konstruirt aus drei Saugtonnen und einer vierten als Regulator dienenden, nach Arzbergers eignen Abstraktionen und frühern Erfahrungen. In Böhmen sind meines Wissens diese Werke die ersten von der angeführten Art, sowohl die ersten oberschlägigen Wasserräder nach Gerstners Theorie geschaufelt, als auch die ersten Tonnengebläse mit Wasserliederung bei Eisenwerken. Früher sah ich nur in Joachimthale ein Saugwerk mit Wasserliederung zur Wegschaffung der bösen Wetter, in Mähren aber auf den Eisenwerken des Herrn Grafen Salm, Wasserräder und Gebläse dieser Art ebenfalls vom Herrn Arzberger errichtet. Daß Herr Arzberger schon auf mehreren Werken Tonnengebläse mit Wasserliederung ausführte, ist ein Umstand der zur Empfehlung derselben bei Eisenwerken eben so viel als ihre entschiedene Wohlfeilheit beiträgt; weil Herr Arzberger ein Mann von dem gediegensten Charakter von Oberflächlichkeit eben so weit als von Scharlatanerie entfernt, sie gewiß nicht zweimal ausgeführt hätte, wenn ihr Vortheil nicht entschieden wäre.

Von andern Werken dieser Art unterscheidet sich dieses neuerrichtete, außer unverkennbarer Zweckmäßigkeit seiner wesentlichen Theile, 2) auch noch durch besondere Gefälligkeit im Aeußern und Innern, so, daß ich sagen kann, die Hochofengebäude in Ransko sind die schönsten, welche ich im In- und Auslande sah. Der Styl, in welchem die Gebäude errichtet sind, ist gefällig, die Verzierungen ohne Ueberladung, die Umgegend 3) ohne das düstre, öde, welches bei solchen Werken gewöhnlich herrscht. Schon der Eintritt durch die Hauptthüre in das Innere des Hochofengebäudes erregt einen sehr angenehmen Eindruck, der durch die zweckmäßig geordnete Anlage aller nöthigen Abtheilungen eines solchen Werkes erhalten und noch vermehrt wird.

Zu beiden Seiten des Vorheerdes finden sich Werkstätte für Sand- und Lehmgießerei, und über denselben Räume zu Werkstätten für Tischler, Schlosser u. a. Erfordernisse. 4)

Aus dem Gußraume gelangt man rechts zu dem Gebläse, links durch den Hochwerksraum auf den Gichtboden, über eine Wendeltreppe, durch deren hohle Spindel die Erze durch Wasserkraft zur Gicht gezogen wer-

den; die Kohlen werden mittelst eines sogenannten Riesenhundes über eine schiefe Fläche aus dem entfernten Kohlenmagazin ebenfalls durch Wasserkraft gefördert. 5) Kurz alle Vorkehrungen sind aufs zweckmäßigste.

Den chemischen Theil des Schmelzprozesses, die Wahl und Verhältnisse der Erze, des Zuschlags und der Kohlen, hat Herr Direktor Prechtl in Wien angeordnet. Vor der Hand werden Erze verschmolzen, die größtentheils aus fremden Gruben eingekauft sind. 6) In Zukunft aber können Erze benutzt werden, die aus den für fürstliche Rechnung eröffneten, in der Nähe des Schmelzofens gelegenen Gruben gewonnen werden können. Es sind größtentheils Brauneisensteine und Thoneisensteine, von ziemlich guter Beschaffenheit; aber es zeigen sich auch Spuren nachhaltiger Lager von Eisenglanz 7) in unbedeutender Entfernung von dem Hochofen, wodurch sich für dieses Werk Aussichten eröffnen, die wenig andern zu Gute kommen.

Die sehr gut bestandenen und genau abgeschätzten Waldungen liegen ebenfalls in unbedeutender Entfernung. Zur Verkohlung des Holzes hat Herr Direktor Prechtl die italiänische Verkohlungsart eingeführt; die ebenfalls Herr Fischbach mit rühmlichen Eifer und Ueberwindung vieler Schwierigkeiten durch Umtriebe der noch nicht daran gewöhnten Arbeiter wahrscheinlich in Böhmen zuerst in Ausübung und endlich in hindernißfreien Gang gebracht hat.

Schon die erste Periode der Schmelzung ging so gut von statten, daß kaum etwas abzuändern nöthig war, und überhaupt von dieser Seite wenig zu wünschen übrig blieb. 8) Das Produkt war schon beim ersten Abstich ein sehr gutes halbirtes Roheisen, eben so tauglich zu Gußartikeln als zum Verfrischen. Der Zufall führte mich gerade einen Tag nach dem ersten Abstich nach Ranske, und dies gab mir Gelegenheit mich selbst zu überzeugen, daß ein Unternehmen dieser Art zu seinem Gelingen nicht absolut sogenannter Praktiker oder gedienter Hüttenmänner, sondern nur Männer von gereinigten Begriffen, Sachkenntniß und ohne Vorurtheile bedürfe. Es finden sich hier Männer vereinigt in Wirksamkeit, die in Ansehung ihrer Einsichten eben so weit über den gewöhnlichen Troß der Empyriker, als in Ansehung uneigennützigen Eifers für die Beförderung des Nützlichen, erhaben sind; überhaupt Männer wie sie zu einer wichtigen Unternehmung gehören.

Ich brauche kaum des Verdienstes zu erwähnen, welches sich derjenige erwarb, der Männer von den angegebenen Qualitäten zu wählen wußte; da es sich von selbst so deutlich ausspricht. Der fürstliche Generalbevollmächtigte Herr Baron von Beykam war bei der Eröffnung des Schmelzprozesses selbst anwesend, und der besondern Humanität desselben verdankte ich nicht allein eine ausgezeichnete Aufnahme, sondern auch die größte Bereitwilligkeit, mit welcher alle Theile dieses Werkes mir gezeigt wurden. Ich wurde am zweiten Schmelztage zum ersten Versuch eines Gußwerks eingeladen, wobei meine Erwartung abermals übertroffen wurde. Der erste Guß eines hohlen Gefäßes gelang vollkommen, und selbst ein sehr sauberes Medaillon wurde ohne den geringsten Fehler gegossen.

Die Lage dieses Werkes, beinahe gerade in der Mitte zwischen Wien und Prag, gewährt viel Vortheil in Ansehung des Absatzes. Die Bereitwilligkeit der Herrn Beamten, alle verlangte Gußartikel nach beliebigen Angaben, Zeichnungen oder Modellen auszuführen, und sich auch in Gefälligkeit, die Wünsche anderer zu befriedigen, auszuzeichnen, wird gewiß viel beitragen, einerseits dieses Werk bald zu einem verdienten Ruhme und dahin zu bringen, daß es mit den vorzüglichsten in Böhmen wetteifern könne; anderseits die Indolenz mehrerer böhmischen Eisenwerkbeamten, die seit einiger Zeit sehr fühlbar war, etwas umzustimmen; weil endlich die Ueberzeugung gemeiner werden wird, daß, wie Paulus sagt, ihr Wissen nur Stückwerk, und ihr Thun sehr eitel sey.

Prag im November 1814.

K. X. Neumann,
Professor der Chemie und Technologie.

Anmerkungen.

1) Sobald ein vorurtheilsfreier, denkender Mann eine neue und große Idee faßt, und gar den Muth hat, sie konsequent und beharrlich durchzusetzen; so wird er sich von Gaffern und Schreiern umringt sehen, welche, ob der unerhörten Erscheinung für die Trompeter der Fama und das Nachtwächterhorn in Krähwinkel, allerlei Singsang komponiren. Wird nun gar, was kaum zu vermeiden ist, zufällig oft und ganz unabsichtlich, die Eitelkeit oder das Interesse dieses oder jenen kleinen Geistes gestreift; verlangt die Ausführung der Unternehmung Ordnung, Thätigkeit, Anstrengung: ja, dann ist des Kopfschüttelns, Klagens, Hinderns und christlichen Verläumdens kein Ende. Möglich, daß solche Menschlichkeiten sich auch in das Dickicht der böhmischen mährischen Gränzwälder verirrt, und dort ihr Unwesen getrieben haben. Jetzt spricht die That, und die losen oder bösen Zungen verstummen. D. H.

2) Diese besondere Zweckmäßigkeit verdient und erhält vielleicht eine eigne Beschreibung. Das Ganze, so wie die innern Abtheilungen und der Kohlenschupfen sind massiv und sehr fest nach weit größern Dimensionen als in gewöhnlichen Hochöfen gebaut. Der Schacht ist zu Schuh

hoch, und seine Umgebungen gleichen von außen weit eher einem Schlößchen, als einer Werkstätte Vulkans. Zu noch größerer Feuersicherheit wird das itzge Schindeldach mit einem eisernen vertauscht werden. D. H.

3) Die Gegend hat einen äußerst reizenden, stillländlichen Charakter. Man denke sich den Anfang eines Thals, am nördlichen Abhange des Böhmisch-Mähriſch-Saarer Gränzgebirges, das zugleich die Wasserscheide beider Provinzen macht. Es dacht sich sanft nördlich ab, und wird durch eine Kette von Teichen belebt, welche die Dobrawa speisen, die sich durch das Thal von Choticzborz schlängelt und in die Chrudimka fällt. Es zieht sich in ziemlicher Breite zwischen sanften Angebirgshöhen hin, die man kaum Berge nennen kann. Das ganze Gebirge der Umgegend ist mehr flach und freundlich, als hoch, steil und wild. Wälder, Wiesen, Teiche, Felder, Ortschaften wechseln unaufhörlich. Auch Ransko und die Ufer sowohl des Teiches, der durch sein Gefälle das Hochofengebläse treibt, als der tiefere, welche eine Viertelstunde weiter den neuen Hammer in Bewegung setzen wird, ist mit dichten Wald besäumt. Gegen über breitet sich Kreuzberg mahlerisch am Fuß der Höhe aus. Ich erlebte eine Vollmonds Beleuchtung dieser lieblichen Landschaft, die mir unvergeßlich bleibt. D. H.

4) Diese Werkstätten, besonders im ersten Stock, sind zugleich so sauber vorgerichtet, daß sie jeden Augenblick als Zimmer bewohnt werden können; und sind so eingerichtet, daß man von ihnen aus, mit größter Bequemlichkeit und ohne alle Gefahr einer Versengung die ganze Manipulation des Abstechens und Gußes beobachten kann. Ueberhaupt wird nicht leicht bei uns ein Hochofen seyn, der in allen seinen Theilen, besonders auch beim Gebläse und der Form so zugänglich, so heiter und so reinlich ist; daß elegante Damen selbst hier keinen Anstand nehmen werden, zu verweilen. D. H.

5) Diese Hundefahrt vom Kohlenschupfen aus zur Gicht, geht über Pfeiler, welche, der Feuersicherheit wegen, massiv gebaut wurden. Wäre ihre obre Fläche horizontal, statt daß sie izt geneigt ist; so würde sich das Ganze von weitem, wie das Stück einer altrömischen Wasserleitung ausnehmen. D. H.

6) Hier irrt sich der Herr Verfasser. Eigner Bergbau in der Nähe ist die Hauptbasis des Werks. Eine Viertelstunde vom Hochofen in dem erwähnten Walde haben sich Thoneisensteine auf Grünstein so aufgelagert, daß sie füglich durch Tagbau mit wenig Kosten gewonnen werden können. Ohnerachtet von alten Zeiten her, hier viel Raubbau getrieben worden, sind doch bei verständiger eingeleiteten Abbau die Aussichten für eine Reihe von Jahren viel versprechend. Noch mehr ist dieß der Fall bei einer ganz ähnlichen Lagerstätte eine Stunde davon in der Gegend von Poran. Die fremden Erze sind mehr eine zufällige Acquisition, mittelst einer Einleitung der vorigen Administration und Direktion. Und es ist fast außer Zweifel, daß sich diese angekauften Erze, wegen zu weiter Entfernung, nicht rentiren werden. D. H.

7) Eigentlicher Rotheisenstein in Eisenglanz übergehend, in Chloritschiefer vorkommend, ob als gang- oder lager- und bauwürdig anhaltend? ist noch unentschieden. Desto hoffnungsvollere, andre Anzeigen auf Eisen finden sich in der Gegend vor. Wirklich sind bereits einige Baue eröffnet, noch andere werden erschürft. D. H.

8) In der fünften Schmelzwoche ist das Ausbringen bereits auf 198 Centner gestiegen.

Da man von Deutschbrod aus in 3 Stunden nach Ransko kommen kann, so wird es Niemand gereuen, von der Hauptstraße einen Abstecher dahin zu machen; um so mehr, da hier nicht nur Natur und Kunst, sondern auch einige treffliche, ausgezeichnete Männer unter der Geistlichkeit und den fürstlichen Beamten die nähere Bekanntschaft lohnen, unter welchen leztern ich nur den rühmlichst bekannten Herrn Oberamtmann Fischer nenne. D. H.

Anzeige.

Die vaterländischen Blätter bestehen nun im siebenten Jahre (1815) als Fundgruben der interessantesten und wichtigsten Nachrichten. Das Publikum hat durch unerwartet große Theilnahme über die Zweckmäßigkeit des Planes derselben entschieden.

Was läßt sich nicht Alles für das Gedeihen dieser Zeitschrift im künftigen Jahre hoffen, da die glückliche bedeutungsvolle Epoche, in der wir leben, der große Länderzuwachs unsers Kaiserthums, eine freiere Kraft- und Sinnesäußerung der erneuten Redaktion, und die Theilnahme einer großen Zahl der gelehrtesten und angesehensten Männer derselben, so große Vortheile verspricht?

Kloſter Lichtenthal.

Bei Gelegenheit des Begräbniſſes einer jungen Nonne am 11. Auguſt 1814.

Stille Ruheſtatt, wo Gottes Friede
Sichtbar die Geweihten ſchon umſchwebt,
Wo ſich oft der Jugend zarte Blüthe
Von der Erde nicht'gen Tand erhebt,
Wahrheit uns dein Name ſchon verkündet:
Denn du biſt ein lichtes Thal,
Wo der Täuſchung öder Nebel ſchwindet
In der Gnade ewig hellen Strahl.

Welche Töne banger Trauer
Rauſchen heut von deinem hohen Chor!
Horch! die Glocken rufen düſter Schauer
In des Wanderers erſtauntes Ohr.
Sterbeklang erfüllet deine Hallen,
Und im dumpfen Grabgeſang
Seh' ich bleiche Nachtgeſtalten wallen,
Aus des Kloſters dunkeln Gang.

Ja der unerbittlichſte von allen
Richtern, welche dieſe Welt erblickt,
Hat in dieſen friedlich ſtillen Hallen
Eine zarte Blume ſich gepflückt,
Die dem Sturm des Schickſals hier verborgen,
Nur der Ewigkeit geblüht,
Deren Herz mit frommen Sorgen
Nur dem Himmelsbräutigam geglüht.

Schon verſchwanden dir der Erde Sterne,
Dir verblich der Sonne goldnes Licht;
Doch in eine ſchimmerreiche Ferne
Schaut dein hoffnungsvolles Angeſicht.
Und, gerettet aus des Lebens Klippen,
Ruhſt du ſchon im ſtillen Friedensthal;
Auf dem Lächeln deiner bleichen Lippen
Glänzt der neuen Sonne junger Strahl.

Wie! du ſchläfſt in deiner Blumen Mitte?
Matt umflammt vom düſtern Kerzenlicht
Hört dein Ohr der Freundſchaft glühnde Bitte
Und des Schmerzes bange Klage nicht?
Oeffnet dein erſtarrter Mund ſie nimmer
zu dem frommen Chorgeſang?
Rie dein Auge ſich dem blaßen Schimmer,
Der in deine dunkle Zelle drang?

Nein! vom kalten Todesarm umſchlungen,
Hört den Segenswunſch nicht mehr dein Ohr,
Der von Prieſtertippen dir erklungen.
Schwankend hebt die Bahre ſich empor.
Lebe wohl! Wie Nebelbilder ſinken
Hinter dir die Hoffnung und das Glück,
Und die Blumen deines Sarges winken
Deinen lezten Abſchiedsgruß zurück.

Schon geöffnet iſt des Tempels Pforte;
Horch! die Glocke ſchallt von ihrer Höh.
Bang ertönt es: libera de morte
Me æterna domine!
Hoch durchſchwebt dein Sarg der Schweſtern Reihe,
Hier, wo einſt in lichter Herrlichkeit
Deine Stirn empfing die heil'ge Weihe,
Wirſt du jezt dem ew'gen Schlaf geweiht.

Schweigend ruhſt du in den Hallen,
Wo dein Geiſt im feurigen Geſang
Sich ſo oft mit deinen Schweſtern allen
Zu dem Throne des Erlöſers ſchwang;
Und im Todtenglanz ſtrahlt deine Bahre,
Wo du ſchwörend einſt dein Knie gebeugt,
Wo am ſchwarzbekleideten Altare
Jezt des Weihrauchs lichte Wolke ſteigt.

Und der Orgel dumpfes Brauſen wallet
Durch das tönende Gewölb einher,
Und das bange Requiem erſchallet;
Ach! nur deine Stimme tönt nicht mehr.
Aber bald die Trauertöne ſchweigen,
Und die dumpfe Sterbeglocke ruft!
Und die Schweſtern ſchon vom Chore ſteigen,
Dir zu folgen zu der Gruft.

Bald in ihr der freien Seele Hülle
Nach den Stürmen dieſes Lebens ruht,
Und der Schweſtern bange Schmerzesfülle
Löſet ſich in heißer Thränenfluth.
An der Frühverblichnen Grabe
Wird ihr Muth dem bittern Gram zum Raub;
Weinend bringen ſie als lezte Gabe
Eine Hand voll Erde deinem Staub.

Schlaf in Frieden! leicht ſey dir die Erde!
Dich umſchatte Gottes Ruh!
Dir die ew'ge Lebensquelle werde!
Weihrauch ſtröme dir der Himmel zu!
Nie dem Weltgewühl dahin gegeben,
Wardſt du ſeinen Stürmen nie zum Raub.
Friedlich wandelteſt du hier im Leben,
Friedlich ruhe hier dein Staub!

Dort, wo an des Schöpfers Sonnenthrone
Das Halleluja der Engel rauſcht,
Haſt du ſchon des Lebens Dornenkrone
Mit des Himmels Lilien vertauſcht.
Und mit deiner Unſchuld Sieger-Kränzen,
Wie des Morgens lichter Stern,
Sieht dich ſchon der weite Aether glänzen,
Die verklärte reine Braut des Herrn.

F. v. Mallis

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 62. Dezember.

Correspondenz.

1. Ein kleines Volksfest seltner Art.

Ransko in Böhmen den 7. November 1814.

(Man sehe Hesperus N. 61.)

Ransko, mehr Kolonie als Dorf, und noch in jeder Karte fehlend, liegt zunächst des Marktes Kreuzberg, auf der fürstlich Dietrichsteinischen Herrschaft Polna in Böhmen, welche mit der kaiserl. Mährischen Kameralherrschaft Saar in Süden gränzt. Seit kurzen wird dieser reizend gelegne Ort belebt und bekannt durch einen neu erbauten Hochofen. Dieser gab die Veranlassung zu dem kleinen Volksfeste, über das ich Ihnen einige Worte zu sagen gedenke. Der Herr Baron Ignaz von Lepkam, *) hatte durch seine persönliche Gegenwart, unermüdete Aufmerksamkeit und Thätigkeit Alles belebt, um dieses mehrjährige, wichtige Werk, das nicht geringe Hindernisse zu besiegen hatte, noch diesen Herbst zur Vollendung und in vollend Betrieb zu bringen. Wirklich war es durch verdoppelte Anstrengung sowohl der mitwirkenden Beamten als der zahlreichen Arbeiter dahin gekommen, daß in der lezten Hälfte des Oktobers der Hochofen mit allem dem glücklichen Erfolge angeblasen werden konnte, dessen schon Herr Professor Reumann erwähnt hat. Es war die zweite Schmelzwoche zu Ende mit einem wöchentlichen Ausbringen von 125 Centner eines vortrefflichen Roheisens, wonach weiterhin ein Ausbringen von 200 Centner zu erwarten ist. Der Dachstuhl auf dem neuen zweiten Hammerwerk stand bereits. Maurer, Zimmerleute und Taglöhner arbeiteten trotz der rauhen, kalten Witterung um die Wette an dem neuen Wohngebäude für Hüttenbeamte und Arbeiter; indessen eine zahlreiche Schaar Anderer den Damm fertig bauten, welcher in einem großen Teiche das einzulassende Wasser für das Hammergefäll halten sollte, und an mehreren andern Orten Bergleute Erze förderten und Köhler Meiler bereiteten.

Den 6. war Kirchweih zu Ransko. Der Herr Baron beschloß, ganz im Geist und Sinn des so wohlwollenden Fürsten, diesen Tag dem gesammten Volke der Arbeiter aller Art, die zur Vollendung des Werks mitgewirkt, zu einem Tag der Freude zu machen. Auch sie sollten, nach so anhaltender Ausdauer im Fleiße, den Lohn und Genuß des Gelungenen zugleich mit lebhafter Ermunterung für weiteres Ausharren und thätiges Wirken erhalten. Nur wenige Stunden zwischen Entschluß und Ausführung waren verstattet. Und doch ward schnell ein großer Vorrathsschupfen zu einem Eßsaal umgewandelt, und ländlich mit Tannenzweigen verziert. Zehn Tische in 2 Reihen vertheilt erhielten 160 numerirte Plätze. Dem Eingange gegen über waren auf eigner Erhöhung die Musikanten aufgestellt. Alle Arbeitsvorsteher waren

*) Er ist der vieljährige, erprobte Freund Sr. Durchlaucht des Fürsten Dietrichstein, genießt dessen unbeschränktes Vertrauen, und hat daher die Leitung eines großen Theils der fürstlichen Angelegenheiten. Von ihm rührte schon im Jahre 1809 die Idee her, das nach der Lokalität (besonders wegen der Nachbarschaft der großen Saarer Kameralwaldungen) fast zum Unwerth herabgesunkene Holz der Ransker, Porauer und angränzenden Reviere, dadurch zum Absaz und höheren Ertrag zu bringen, daß er die in eben diesen Revieren zugleich von der Natur niedergelegten Thoneisenerze, davon einen Theil bisher der benachbarte Kameralhochhofen zu Pelles allein benuzt hatte, abbaute, ausschmelzen und verarbeiten ließ. Der ganze Plan ist sowohl durchdacht, und so gut auf die eigenthümlichen Lokalvortheile berechnet, daß nach einem äußerst mäßigen Ueberschlage in 3 Jahren das ganze Auslagenkapital hereingebracht, und die reine Rente der Herrschaft Polna um 30000 fl. jährlich erhöhet werden kann. Vielleicht folgt ein eigner Aufsaz, der die Geschichte und die Beschreibung dieses Werkes liefert, das unter den Hochöfen der Monarchie einen ausgezeichneten Rang verdient.

benachrichtiget, sich mit ihrem untergebenen Personale, allen Handlangern und Taglöhnern männlichen und weiblichen Geschlechts, aus mehreren Stunden im Umkreise, zu Mittag nach geendigtem Gottesdienste einzufinden. Da sah man von allen Seiten in festlichem Gewande Handwerker und Landleute im Anzuge. Neben der in der Eile aufgeschlagenen Feldküche war der Ort der Versammlung, wozu Trommel und Trompete das Signal gaben.

Die schöne Ruhe und Ordnung, mit der man gekommen war, sollte erhalten bleiben. Nach der gefertigten Liste ward am Eingange jeder aufgerufen, aus dem Loostopfe die Nummer seines Platzes zu ziehen. Die Wirkung der dampfenden Wohlgerüche der nahen Küche, das eigenthümliche, naive Benehmen eines Jeden beim Ziehen seines Looses, — die Ueberraschung beim Eintritt in den geräumigen, netten, aufgeputzten Eßsaal, den Viele den Tag zuvor noch als Holz- und Kohlenschupfen gekannt hatten, das unerwartete Zusammentreffen an den Tischen von Jung und Alt, Schön und Häßlich, Verheirathet und Ledig, Weiblich und Männlich, Freunden und Fremden, — das bescheidene, aber frohe Harren der Dinge, die da kommen sollten — das Alles zusammen gab schon ein interessantes Gemälde für den aufmerksamen Beobachter. Ehe man sich es versah, befand sich durch die Vorsorge der Herren Beamten, welche viele selbst freundlich zu ihren Plätzen geleiteten, Alles an Ort und Stelle.

Unter jubelnder Musik wurden die Speisen aufgetragen, die Bierkrüge gefüllt. Außer einem Laib Brod für Jeden, wurden Alle mit sechserlei Speisen zur vollen Genüge, ja überreichlich bewirthet; denn bald sah man, besonders die Jüngern weiblichen Geschlechts, nach vollbrachter eigner Sättigung, mit ansehnlichen Resten den häuslichen Hütten zu eilen, um mit Freunden und Verwandten den Genuß zu theilen.

Welch' ein Genuß das sey, können wir Andere, denen sechs Schüsseln und überhaupt eine tägliche, kräftige, schmakhafte, abwechselnde Nahrung nichts Seltenes ist, kaum begreifen. Aber man gehe hier, auf dem höchsten Punkte des Saarer Gebirges, mit seinem rauhen Klima und nicht bestem Boden, in die Hütten dieses armen Volks, ohne Industrie und Wohlhabenheit; wo Roggenbrod viele Wochen eine Seltenheit ist, Fleisch nur als Leckerbissen an hohen Festtagen erscheint, und fast Jahr aus, Jahr ein Erdäpfel ohne Salz und Schmalz die tägliche, fast einzige, einsame, traurige Kost sind, und denke sich nun diese Armen auf einmal unerwartet unter Sang und Klang an offner, für sie reich besetzter Tafel, in zahlreichster Gesellschaft, freundlich und hurtig von ihren Obern bedient und das wachsame Auge des Barons überall, daß Keiner zu kurz komme. Izt ergreift dieser den Krug, und trinkt auf das Wohl aller Anwesenden. Ihm folgen die vornehmsten Beamten und der Pfarrer des nahen Kreuzberg. Jeder sagt in der Landessprache aus dem Stegreife, aber eben deshalb nur um so natürlicher, mehr oder weniger Worte, die vom Herzen kommen, und wieder zum Herzen gehen unter jedesmaligen Trompetenakkord. Darauf, nimmt einer der ältesten Arbeitsvorsteher das Wort und den Krug, und erwiedert treuherzig im Namen der still fröhlichen, schmausenden Menge die ausgebrachten Gesundheiten. Er dankt nach der Reihe allen Wohlthätern, und läßt sie hoch leben vom huldreichen Fürsten an bis zum Rentmeister, „weil er sie alle jederzeit so gut und pünktlich bezahlt habe."

In der That ist die Wohlthat nicht zu berechnen, in eine so arme, gewerbslose Gegend binnen einigen Jahren hunderttausend Gulden in Umlauf gesezt zu haben, welche größentheils die Arbeit der Unterthanen erworben hat. Auch haben sich durch diese Hülfe, die meistens durch die Kriege noch mehr verarmten, von ihren Schulden befreit. Der Erwerbsfleiß hat Wurzel geschlagen, der Wohlstand blüht auf, die Zukunft verspricht noch mehr Seegen. Diese Hoffnungen, diese Gefühle, zugleich die des Wohlbehagens und Danks waren in aller Gesichter zu lesen, und brachen in hörbarer Fröhlichkeit allmählig aus.

Zwischen den Speisetischen war ein geräumiger Plaz zum Tanz bestimmt gewesen. Aber der Tag war zu rauh. Man beschloß daher diesen Theil des Festes in den Hochofen zu verlegen. Wohl der erste Balltag in einem Hochofen seitdem auf Erden Eisen gefördert und geschmolzen wird!

In einem Nu war der Formplaz geräumt und gereinigt, den Spielleuten der Siz erhöhet, und schon drehten zehn Paar den deutschen Volkstanz, indessen 50 andere Paar zuschauten, die glühenden Schlacken die Räume erwärmten, und aus einem Zimmer des ersten Stocks, wo der Baron die Beamten und ersten Meister bewirthet, die ganze höchst malerische Szene mit einem Blick übersehen werden konnte. Bald eilten auch diese sämmtlich hinab, mischten sich unter das Volk, und selbst der Oberbeamte tanzte mehrmals mit den über diese Ehre hocherfreuten Dirnen den Reihen durch. Stand und Rang war von ihm vergessen, nicht aber Zucht und Ordnung, die seine Gegenwart erhielt. Allgemein war Freude und Genuß und nur eine Stimme unter dem Volke, daß seit Menschengedenken ein solcher Tag nicht auf der Herrschaft erlebt worden; daß er unvergeßlich bleiben, jeder Hausvater ihn wie einen Festtag in seinen Andachtsbüchern vormerken, ja die Gemeinde zu Kreuzberg (wohin Ranke eingepfarrt ist) in das Gedächtnißbuch, welches sie führe (ein löblicher Gebrauch!) feierlichst eintragen werde.

Auch Ehebündnisse wurden gestiftet und nicht nur im Allgemeinen gute Vorsäze gefaßt, einem so milden Herrn künftig doppelt treu und fleißig zu arbeiten; sondern ein wegen seiner Nachlässigkeit schon früher verabschiedeten Arbeiter, der daher auch am Feste nicht mit Theil nehmen konnte, meldete sich heute, und bat, wieder in die Arbeit aufgenommen zu werden, mit dem Versprechen ernstlicher Besserung.

Wie viel und wie weit hinaus kann eine gute Idee wirken — wie viel Gutes, beharrlich und mit Verstand durchgeführt, stiften — wie viele frohe arbeitsame, wohlhabende, glückliche Menschen machen — wie viel zur Vermehrung des Nationalreichthums beitragen!

---

2. Antheile an einem vortheilhaften Berg- und Hüttenwerk sind zu vergeben.

Der Besitzer eines im czaslauer Kreise Böhmens, zwischen zwei Hauptstraßen, und in einer sehr holzreichen Gegend gelegenen Berg- und Hüttenwerks wünscht dasselbe in mehrere Aktien oder Kuxen zu zergliedern, um zur Herstellung der noch abgängigen Manipulationsgebäude, die zur Fabrikation von Vitriol, Vitriolstein, Vitriolöhl, Berggrün, mehrerer Gattungen rother Farbe, Alaun, Schwefel und einiger anderer Produkten erforderlich sind, den nöthigen Fond herbeizuschaffen. Die günstige Lage des Werks, und die für mehrere Menschenalter hinlänglichen Materialienvorräthe deuten auf den günstigsten Erfolg, so wie der Eintritt den hieran Theil nehmen wollenden Werksgesellschaften durch die günstigsten Bedingungen erleichtert wird. *)

---

3. Wallischbirken in Böhmen.

November 1814.

Merkwürdige doppelte Verletzung einer Frau durch denselben Ochsen und deren Wiederherstellung.

Ende April gieng die Frau des Wallischbirkner Bürgers Haas, in den Stal um ihren Zugochsen, wie sie oft that, das Futter vorzulegen. Dieser, ungewöhnlich wild, beschädigte die Frau sehr hart. Er stieß sie nämlich mit seinem Horn in die Gegend des Unterleibes, wodurch die allgemeine Bedeckung von der Mitte des linken äußern schiefen, bis gegen Ende des linken Querbauchmuskel, bis auf das Nez aufgerissen wurde. Da aber lezteres unverlezt blieb, so ist auch kein Gedärm vorgefallen oder ausgetreten, und diese Frau wurde, ohnerachtet sie im 7 Monate schwanger war, glücklich wieder hergestellt.

Nach Verlauf von 16 Wochen, im August, als dieselbe Frau beim Ackern auf dem Felde (wie es hier gewöhnlich) vor ihren 2 Ochsen hergieng, (eine Person führt den Pflug, die andere geht vor den Ochsen, die hier größtentheils an den Hörnern ziehen, her, und diese folgen ersterer auf dem Fuße nach,) und sie umwenden wollte, wurde sie abermal von demselben Ochsen, aber noch gefährlicher, wie das erstemal, gestoßen; so, daß nicht nur die allgemeine Bedeckung verlezt, sondern auch von Ende des rechten, äußern schiefen Bauchmuskels und dem innern rechten schiefen angefangen, der rechte Querder rechte gerade und der kleine rechte, oder pyramidenähnliche bis in die Hälfte des lezteren linken Bauchmuskel sammt dem Neze durchrissen wurde. Hierdurch fiel ein großer Theil der Gedärme vor, von denen aber, so wie von allen andern innern Organen, nichts verlezt ward; daher waren und blieben auch alle Verrichtungen ihres Körpers im natürlichen Zustande.

So erbärmlich zugerichtet, bedeckte sie ihre Wunde mit ihren Kleidungsstücken, und ging nach Hause. — Durch zweckmäßig angewandte ärztliche Hülfe wurde diese Frau nach Verlauf von 7 Wochen ohne alle Folgen, glücklich wieder hergestellt.

Die doppelte Kur verrichtete der eben so geschickte als brave k. k. pensionirte Oberarzt Markus Albrecht.

---

*) Nähere Auskunft gibt mit Vergnügen

D. H.

Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. *)

Die Häupter des Aufstandes im Jahre 1809 waren größtentheils aus dem Bauernstande, vermögende Männer, meistens Gastwirthe, und als solche mit dem Lande und in demselben bekannt. Ihr Ansehen gründete sich auf das Vertrauen, welches ihre Verdienste um das Vaterland einflößten. „Viele unter ihnen zeigten einen Scharfsinn, eine praktische Klugheit und eine Aufmerksamkeit, die in Erstaunen sezen. Ihre Verträge, Unterhandlungen, Aufrufe u. s. w. tragen das Gepräge des Genies und der Eigenthümlichkeit." (S. 11.) In den Angelegenheiten der Verwaltung, so wie in der Leitung des Krieges entwikelten sie nicht gewöhnliche Fähigkeiten: aber oft konnten sie weder lesen noch schreiben. Eine Vollmacht, welche der berühmte Andreas Hofer für Anton Stegern ausstellte, lautete buchstäblich folgendermaaßen:

---

*) Bartholdy Krieg der Tyroler Landleute. Berlin. Hizig 1814. — Jenaische allgemeine Literaturzeitung N. 132 und 133. 1814.

„Den Antoni Steger wirth die Commendantschaft auf Ein neies gegöben, und verneiet, daß der solle in ganz Pusterdall wegen der Verdeidigung Mannschaft zu commendiren, und haben sich alle Padelions-Commendanten bei selb zu melden, und haben sich auch alle Schuz-Depodactionen mit ihm zu verstehndigen. — — — Andere Hofer Oberkommendant in Diroll."

Die österreichische Regierung ermahnte bei der Abtretung Tyrols im Jahre 1805 die Einwohner selbst zur Unterwerfung, und tröstete sie durch den 8. Art. des Friedensschlusses, daß das Land ungetheilt bleiben und seine alte Verfassung behalten würde. Sie glaubten dadurch nicht nur ihren neuen Oberherrn verpflichtet, alles beim alten zu lassen, sondern auch sich selbst berechtigt, gegen ihn aufzustehen, wenn er diese Verpflichtung nicht erfüllte. „Auch in der Seele des gewissenhaftesten Tyrolers ist kein Zweifel gegen die Rechtmässigkeit der Empörung aufgestiegen." (S. 59.) Bayern hatte bei dem Tausche gegen Würzburg eingebüßt. „Wir können nicht bairisch werden," sagte (S. 301.) ein Abgeordneter Hofers zu dem Vizekönig von Italien, „denn der König vermag uns nicht, (kann nicht leisten was wir bedürfen), und wir nicht den König," — „In der Oekonomie eines großen Staates konnte Tyrol mit seiner konstitutionellen Freiheit forteristiren; in die Oekonomie eines fremden, aufstrebenden Königreichs paßte es nicht. Für Oesterreich, das dieses Land als einen unter seiner Hoheit stehenden Freistaat behandelte, hatte es eine große politische und strategische Wichtigkeit; Bayern wollte finanzielle und militärische Hülfsquellen daraus ziehen." (Man s. den merkwürdigen Bericht des Herrn v. Hormayr S. 61.) Am 8. April 1809 rückte ein österreichisches Korps unter dem General Chasteller in das Land, und schnell brachen von allen Seiten die Kolonnen des Landsturms aus den Gebirgen hervor. Die überraschten Baiern und Franzosen wurden geschlagen, zum Theil gefangen; Insbruck ergab sich am 12ten, und in wenig Tagen waren die Feinde bis an die Grenzen zurückgedrängt.

In einer planmäßigen Leitung der ersten Feindseligkeiten bestand aber auch beinahe Alles, was für die Tyroler gethan wurde; weder Geld, noch, woran es ihnen vorzüglich mangelte, Pulver konnten sie erhalten. „Die Regierungen hatten noch nicht erkannt, daß die Kraft des Krieges auf dem Willen der Völker beruht." (S. X.) Die Bildung in Bataillone, welche Chasteller einführen wollte, war den kühnen Schützen zuwider. Die Baiern kamen mit verstärkter Macht zurücke und nahmen eine fürchterliche Rache. (S. 110—113.) Der österreichische Feldherr erlitt bei Wörgl im nördlichen Tyrol eine Niederlage, und war vor dem Volke, das bei jedem Unfall Verrath ahndete, nicht mehr sicher. Von Napoleon vogelfrei erklärt, und durch die Wendung des Krieges in Italien zum Rückzuge genöthigt, gab er die Tyroler auf. Die wichtigsten Posten wurden verlassen, und am 19. Mai rückte der Marschall Lefevre, Herzog von Danzig in Insbruck ein.

Chasteller hatte eine Unterwerfung auf Bedingungen vorgeschlagen; aber die Anführer fühlten sich stark genug zu kühnen Widerstand. Einige österreichische Anführer ließen sich durch anscheinende Gewalt zur Mitwirkung bewegen, überall ertönte die Sturmglocke, und die Schlacht auf dem Berge Isel am 29. zwang den Marschall, Insbruck zu verlassen. Nach einer Reihe blutiger Gefechte war Tyrol, bis auf Kufstein, zum zweitenmal von den Feinden befreit.

Die Schlacht auf dem Isel war die einzige, in welcher Hofer selbst im Gedränge mitfocht. Redlich, uneigennüzig, und ein warmer Vaterlandsfreund, war er mehr geeignet, die Liebe des Volkes zu gewinnen und zu erhalten, als die Unternehmungen des Krieges zu lenken. Joseph Speckbacher, ein begüterter Landmann aus Rynn, und der Kapuziner Haspinger zeichneten sich als die fähigsten Anführer im Felde aus. Während Hofer an der innern Einrichtung des Landes arbeitete, verfolgte Speckbacher die errungenen Vortheile; und schon war die Festung Kufstein im Begriff sich zu ergeben, als plözlich durch die unerwartete Nachricht von dem Waffenstillstande bei Znaym die ganze Gestalt der Dinge verändert wurde.

Die Oesterreicher mußten nunmehr Tyrol räumen, und ungeachtet man einen ferneren Widerstand nicht ungern sehen konnte, ließ man doch weder Geschüz noch Pulver zurück. An der Spize von 30,000 Mann bereitete sich der Herzog von Danzig zu einem neuen Einfall, und der österreichische General Buol rieth jezt selbst zur Unterwerfung, und redete den Anführern zu, mit ihm das Land zu verlassen. Am 31. Julius waren die Franzosen in Insbruck. Hofer, dem man Anfangs den Rückzug als eine Unternehmung nach Kärnthen vorgespiegelt hatte, kehrte voll Verzweiflung nach seiner Heimath im Passeyerthale zurück. Unterwegs begegnete er Speckbachern, der, zur Auswanderung entschlossen, mit einigen österreichischen Offizieren im Wagen saß. So schnell diese zufahren ließen, erkannte er doch seinen Freund, und rief ihm zu: „Auch du willst mich verlassen!" Diese Worte schnitten tief in die Seele des Tyrolers, und trotz aller Vorstellungen, entfernte er sich heimlich, um sich wieder mit seinen Landsleuten zu vereinigen.

Im Pusterthale allein leistete ein kühner Anführer, Anton Steger, noch Widerstand, und schlug den General Rusca mit ansehnlichem Verluste zurück. Haspinger war nach der Schlacht auf dem Isel

in sein Kloster nach Krausen zurückgegangen; am 2. August kam er zu einer Prozession nach Brixen, dort versammelte er bei dem Gastwirth Schenk noch zwei andere Patrioten, und las ihnen einen Brief Hofers vor, der sie zur Gegenwehr ermahnte. Sie beschlossen, Tyrol zu retten. Schnell beredeten sie sich über die Maaßregeln; Schenk sorgte für Pulver und Lebensmittel, die beiden andern riefen das Volk zu den Waffen, und der Kapuziner durchzog die Thäler und predigte den Krieg.

Speckbacher kam zu ihm, aber schon war die Gefahr näher, als sie glaubten. Der Herzog von Danzig drang über Sterzing vor, und sein Vortrab von 7,000 Mann stieß am 4. auf die Tyroler. Sie mußten der Uebermacht weichen, aber die Feinde verloren 1,200 Todte, und unter diesen 53 Offiziere. Die Versuche des Marschalls bis zum 9. sich die Straße nach Brixen zu öffnen, kosteten ihm viel Blut, und die Bauern, deren Anzahl mit jeder Stunde zunahm, machten 300 Gefangene. Speckbacher und Haspinger führten, jeder auf einem andern Punkte, den Oberbefehl, am 7. stieß Hofer mit ansehnlicher Verstärkung zu dem ersten und am 11. gelang es diesem, sich mit Haspinger zu vereinigen. Der Marschall, in Gefahr eingeschlossen zu werden, mußte die errungenen Vortheile aufgeben, und den Rückzug antreten. Er hatte sich nicht hart benommen, und keine übertriebenen Forderungen gemacht. (S. 205.)

Erst am Iselberg konnte er sich setzen, und Verwirrung herrschte in seinem Heer. Aber auch die Macht der Tyroler war sehr geschmelzen. So schnell der Landsturm sich versammelte: so schnell löste er sich auch wieder auf. „Die Pusterthaler kehrten um, weil der Feind bei ihnen vertrieben war, und die von Etschlande, weil er sie eben jetzt bedrängte." (S. 215.) Dennoch wurde der Angriff beschlossen. Am 13. las der Kapuziner die Messe, und stellte sich dann an die Spitze seiner Abtheilung. Die Schlacht wüthete von früh 6 Uhr bis in die Nacht; mit dem Verluste vieler Todten und 1,700 Gefangenen räumte der Marschall die Wahlstatt, und in der folgenden Nacht auch Insbruck. Die Feinde waren zum dritten male vertrieben, aber aus Mangel an Pulver konnte man sie nur schwach verfolgen.

Jezt war Hofer in der That Regent von Tyrol. Er nannte sich Oberkommandant, blieb aber stets bescheiden und seinen alten Sitten getreu. Für seine Person bedurfte er sehr wenig, und seine ganze Verhaltung kostete der Stadt in 6 Wochen nicht über 500 fl. Die Verordnungen, welche er erließ, machen seiner Rechtlichkeit und seinem gesunden Verstande Ehre; aber nicht selten wurde seine Gutmüthigkeit von schlauen Betrügern gemißbraucht.

Am 26. September stellte sich der gefangene baierische Lieutenant von Völderndorf, der in Auswechselungsgeschäften auf sein Ehrenwort verschickt gewesen war, wieder ein, und brachte die niederschlagende Nachricht von dem nahen Frieden und der Aufopferung des Landes mit. Einige Tage später lebten jedoch bei der Ankunft zweier, mit dem General Buol ausgewanderter Tyroler, die Hoffnungen wieder auf.

Haspinger und Speckbacher führten unter dessen mit Glück den Angriffskrieg gegen Baiern. Speckbacher schlug die Feinde bis über Hallein zurück; der kühne Kapuziner aber machte den Plan Salzburg zu nehmen, in Kärnthen und Steyermark den Aufruhr zu predigen, und bis Wien vorzudringen. Um Hofers Einwilligung zu erhalten, meldete er ihm einen großen Sieg des Erzherzogs Johann und der Russen, und schmeichelte sich, den Kaiser Napoleon selbst gefangen zu nehmen. Dem kälteren Speckbacher leuchtete die Unmöglichkeit der Ausführung ein; einen verstärkten Angriff voraussehend, schilderte er die Gefahr der jezt schon viel zu weit ausgedehnten Stellung, und trug darauf an, sie zu verlassen, und sich auf die Vertheidigung einer, mit echt militärischen Blick gewählten und befestigten Reihe von Pässen zu beschränken. Den ausschweifenden Anschlag auf Wien abgerechnet, würde des Kapuziners Plan in Kärnthen ein nicht unbedeutendes Zwischenspiel erregt haben; weiser, und den Umständen angemessener war Speckbachers Vertheidigung. Aber Hofer hatte nicht Festigkeit genug, ein bestimmtes System anzunehmen. Er wählte das Schlimmste, indem er einen Mittelweg einzuschlagen gedachte, und untersagte sowohl das Vorrücken als auch den Rückzug aus der gegenwärtigen unsichern Stellung. Ein Verlust, den Speckbacher erlitt, rechtfertigte seine Besorgnisse, und noch tiefer, als die Gefangenschaft seines zehnjährigen Sohnes, und der Schaden, den er an seiner Gesundheit genommen hatte, beugte ihn das Unglück des Vaterlandes nieder. Auch Haspinger mußte sich zurückziehen, und die Feinde brachen mit überlegener Macht über Kufstein und zugleich über Trient ein. Die Aufgebote wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, es fand sich Niemand, sie zu leiten.

Speckbacher arbeitete in seiner Krankheit einen neuen Plan aus; aber Hofer, von eitlen, schwindelnden Menschen, die sich in sein Vertrauen eingeschlichen hatten, umgeben, verwarf ihn. Seine Maaßregeln verrathen von nun an Unentschlossenheit und Schwanken. In einem Briefe vom 29. Oktober gesteht er, die Nachricht von dem Frieden aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Johann erhalten zu haben, und dennoch hätte er sie gerne wieder bezweifelt, als der General Drouet

sie zu Insbruck bekannt machte. Er suchte Zeit zu gewinnen; doch nach der Rückkunft seiner, an den Vizekönig von Italien geschickten Abgeordneten erließ er am 8. November einen Aufruf an die Tyroler, worin er sie von dem Friedensschluß benachrichtigte, und zur Unterwerfung ermahnte. Die vornehmsten Anführer ließen nun den Landsturm auseinander gehen; aber Kolb, einer von denen, die Hofers Vertrauen mißbrauchten, erneuerte die Feindseligkeiten bei Brixen. Er erklärte die Häupter, welche sich unterworfen hatten, für Verräther, und das Friedensinstrument für untergeschoben. Der Grund, daß man ja selbst Bankozettel, also noch viel leichter eine Unterschrift verfälschen könne, leuchtete den Bauern ein. Sie fochten wie Verzweifelte im Pusterthale, und konnten erst im December überwältigt werden. Kolb rettete sich mit der Flucht, und entkam nach London.

Durch die Siegesnachrichten dieses unruhigen Menschen irre geleitet, machte sich auch Hofer strafbar. Am 15. November rief er das Volk von Neuen zu den Waffen. Sein offener Brief an die Wintschgauer und Oberinnthaler wurde die vermuthliche Ursache seiner Hinrichtung, und — sezt der Vers. (S. 321.) hinzu, — leider auch die gerechte.

Der Kapuziner Haspinger sowohl als Speckbacher hatten zum Frieden gerathen, und ihre Leute entlassen. Hofers neuer Aufstand, und der von ihm ertheilte Wink, daß die Friedensnachricht verdächtig sey, (S. 337.) bewog auch sie, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Aber es war nicht mehr möglich, Uebereinstimmung und Verbindung in die Unternehmungen zu bringen. Hofer, mit sich selbst uneins, überließ sich nicht mehr der Leitung seiner alten Rathgeber, und traute doch auch den neuen nicht ganz; Unordnung und Argwohn hatten die Gemüther der Landleute entzweiet, dennoch schlugen sie sich tapfer gegen die Generale Rusca und Brouffier, welche das Land mit Feuer und Schwert verheerten. Als aber Baraguay d'Hilliers an ihre Stelle trat, gelang es ihm, indem er Nachdruck mit Schonung und Sanftmuth paarte, die nicht mehr zusammenhängende Empörung zu dämpfen. Er hielt Manneszucht, stellte keine strengen Untersuchungen an, und schob die Schuld des Geschehenen auf die im Kampf gebliebenen Anführer. Jedem, der unterhandeln wollte, gestand er leichte Bedingungen zu; auch Hofern und seinen Freund, den Bauernhauptmann Holzknecht, lud er zu sich ein, und verpfändete seine Ehre für ihre Sicherheit. Holzknecht erschien, wurde anständig behandelt, und erhielt Schutzbriefe; Hofer forderte drei Tage Bedenkzeit, und benuzte sie, um zu entfliehen. In den lezten Tagen des Januers 1810 wurde er im Gebirge ergriffen, und nach Mantua geführt, um dort als Rebell gerichtet zu werden.

Haspinger lief Gefahr, von den Bauern als Abtrünniger erschossen, und nachher, von den Schweizern ausgeliefert zu werden. Der angebotenen Amnestie traute er nicht, und suchte seine Rettung in der Flucht. Im höchsten Grade abentheuerlich ist die Geschichte von Speckbachers Flucht. Seine Ländereien waren verheert, sein Vieh geraubt, seine Häuser verbrannt, und sein ganzer Wohlstand vernichtet; nur ein kleiner Hof im Gebirge war ihm geblieben, aber er durfte sich nicht dahin wagen. Auf seinem Kopfe stand ein Preis, sein Name wurde von allen Kanzeln verlesen, und sein Bildniß im Holzschnitt überall ausgetheilt. In der einsamen Wohnung eines Freundes überfallen, entspringt er, da schon die eine Thür von den Baiern besezt ist, auf der andern Seite; aber auch hier kommen sieben Mann von dem Berge herab. Mit seltener Gegenwart des Geistes ergreift er einen kleinen Schlitten, wirft ihn auf die Schultern, und geht den Soldaten entgegen. Sie rufen ihm zu, Platz zu machen; er antwortete dreist: dieser sey an ihnen, er habe noch drei Lasten Holz zu holen, weicht aber zugleich aus, und entkömmt glücklich in den Wald. Auf dem unzugänglichsten Gebirge hatte er eine Höhle mit Gewehren, Patronen und Lebensmitteln versehen; um nicht durch seine Spur im Schnee verrathen zu werden, muß er eine stürmische Nacht abwarten, und kann nur mit Lebensgefahr eine Zuflucht erreichen, die ihm zwar gegen seine Verfolger, aber nicht gegen die Elemente Schuz gewährte. Der Sturz einer Lawine, die ihn weit mit fortrollt, verrenkt ihm das Hüftbein. Sieben Stunden braucht er, um sich nach dem Hause eines Freundes zu schleppen. Ein Landmann, der chirurgische Kenntnisse beizt, (auch seine Verdienste sind der Aufzeichnung werth m. s. S. 345) renkt ihm die Hüfte wieder ein, und in der folgenden Nacht tragen ihn beide Freunde zwei Stunden weit auf Seitenwegen und im tiefsten Schnee, nach der Wohnung seiner Frau. In einem Stall, wo sie ihn niedergelegt haben, findet ihn am folgenden Morgen sein treuer Knecht Zoppel; aber in dem Hause liegt baierische Einquartirung, er kann weder bleiben, noch weggebracht werden; Zoppel gräbt ihm unter dem Stand einer Kuhe ein Loch, in welchem er lebendig verscharrt, sieben Wochen zubringt. Selbst der Frau muß sein Aufenthalt verborgen bleiben, damit ihre Angst ihn nicht verrathe, wenn die Soldaten in den Stall gehen. Der Knecht versorgte ihn mit Brod und Milch, seiner einzigen Nahrung. Als er im Mai sich herauswagte, war sein Schaden gänzlich geheilt; er entkam unter manchen Gefahren.

Nicht ohne Rührung wird man die Leiden der Familie Speckbachers lesen, so wie die Briefe seiner Frau, der es schwer wird, ihre geliebte Heimath zu verlassen, und des Sohnes aus München, wo die Menschenliebe des Königs sich seiner annahm. Nichts hatte

den heldenmüthigen Kleinen abhalten können, seinem Vaterlande in die Schlacht zu folgen. Als dieser ihn, selbst mit Schlägen, zurückwies, gieng er nur so weit, daß er ihm aus den Augen kam, und grub dann mit seinem Taschenmesser die Flintenkugeln aus, die vor ihm in die Erde schlugen. Am folgenden Morgen brachte er sie in seinem Hute gesammelt, weil er gehört hatte, daß es den Vertheidigern des Vaterlandes daran fehlte. — Ein anderer Knabe antwortete einem Offizier auf die Frage, wo sein Vater wäre? treuherzig: „Er ist gegangen Baiern zu schießen." — Ueberall theilten Weiber und Kinder die Erbitterung der Männer, und trotzten unerschrocken der Gefahr. Sie untersuchten den Verband der Zurückgekommenen, um zu sehen, ob auch ihre Wunden sie zum Kampf unfähig machten, und schoben beladene Heuwagen gegen die feindlichen Kartätschenkugeln vor. In der Schlacht vom 13. August trugen sie den Schützen Erfrischungen bis auf die äußersten Vorposten zu, und eine Frau wurde bei dieser Gelegenheit tödtlich getroffen. — Die Kühnheit der Tyroler äußerte sich oft durch Muthwillen und Neckerey. Einer Batterie, die schlecht schoß, gegenüber stellten sie eine Scheibe auf, und zeigten jedesmal an, ob getroffen worden sey, oder warfen sich zu ganzen Reihen nieder, und sprangen dann spottend wieder in die Höhe; aber nicht leicht fehlte ein Schütze den feindlichen Offizier, auf den er aus weiter Entfernung gezielt hatte. Ein Bauer hatte einen Doppelhacken, den er anlegte, wie eine Flinte; bei jedem Schuß warf ihn der Rückstoß zu Boden, aber er hörte nicht eher auf, als bis sein dickverschwollenes Gesicht ihn dazu nöthigte. Ein anderer sprang mitten unter die feindlichen Reihen, und mit den Worten: „Ihr habt mir meinen Stutzen (Kugelbüchse) genommen; ohne Gewehr kann ich nicht seyn," entriß er einem Soldaten die Musquete und brachte sie glücklich davon. Ganz unbefangen gestand aber auch ein Tyroler, daß er eine Schanze verlassen hätte, denn „da ist von den baierischen Kanonenkugeln so viel Koth hineingespritzt, daß mein ganz Gewand (Anzug) hingewesen wär. Nachher bin ich gegangen." —

Anfrage über ein China-Surrogat.

Der russische Hofrath Herr Rehmann *) fand es in der rindenartigen Schale des Granatapfels (Punica granatum Lin.) der im südlichen Europa, in Asien und Afrika zu Hause ist. Sie kommt zum Gebrauch in der Färberei häufig im Handel vor, ist noch in den Offizinen zu finden, und läßt sich im trocknen Zustande sehr leicht in die feine Pulverform bringen. Sie muß aber, will man sie als Fiebermittel brauchen, ganz von den innern, häutigen Zellen des Apfels, von den Samen und der eingetrockneten pulpösen Substanz, welche sie umgiebt, sorgfältig gereinigt werden. Auch muß man dazu die bessern Stücke von reiner, gelblichbrauner Farbe auswählen.

Gleich im ersten Jahre ihres Gebrauchs war Herr Rehmann so glücklich, durch sie 35 Fieber, worunter sich 18 Quotidian-, 12 Tertian- und 5 Quartan-Fieber befanden, zu heilen, ohne eine einzige Unze China zu brauchen. So bewährte sie sich auch das folgende Jahr, wo er 63 Fieberkranke behandelte, und durch sie heilte.

Sie kommt im Handel in größern und kleinern, unregelmäßigen Bruchstücken von hellgelber Farbe, an der äußern, konvexen Seite matt, an der innern konkaven glänzend und hier noch oft mit einem Ueberzuge von vertrocknetem Apfelfleisch vor. Ihr Geruch ist, wenn sie pulverisirt worden, der Chinarinde ähnlich; der Geschmak wenig herbe, etwas bitter und säuerlich.

Professor Reuß in Moskau fand, daß 216 Gran aus der Schale extrahirten und im Wasser aufgelöste Substanz enthielten: Tannin 60 Gran, Schleim 74, Harz 2, oxydirtes Tannin 22, Extraktivstoff 47, Verlust 11.

Von welcher Art ist dies Tannin, woran diese Granatschalen so reich sind, und wie mag das Verhältniß dieser Bestandtheile zu denen der von Vauquelin analysirten Chinasorten seyn? Und hat sich weiter die Granatschale als wirksames Chinasurrogat erprobt? — Bei dieser Gelegenheit muß als das Neueste, Richtigste und Vollständigste, was wir über die ächte China wissen, auf das verwiesen werden, was unser Trattinik in seinem Archiv der Gewächskunde unter Nro 108. bei Cinchona Condaminea mittheilt.

*) Rehmann Anzeige eines Mittels, die Chinarinde zu ersetzen. Moskau 1809.

Anfrage über den vermeintlichen merkwürdigen Basalt zu Krobsdorf in Schlesien, im sogenannten Kauenloch.

Nach Charpentier soll hier in einem uralten, 20 Lachter in Glimmerschiefer getriebenen Stollen, durch letzteren Basalt überfahren worden seyn, welcher zum unmittelbaren Hangenden und Liegenden Glimmerschiefer hat. Er ist von ein paar Zollen bis über 3/4 Lachter mächtig, erscheint bald Gang- bald Lagerartig, und ist mit Glimmerschiefer fest verwachsen. Ist dies nun wahrer Basalt der Flötztrappformation oder ein ihm nur täuschend ähnliches Hornblendegestein der Urtrappformation? Verräth er keine Spuren von Olivin.

Augit, Zeolith oder basaltischer Hornblende, diesen treuen Gefährten des eigentlichen Basalts?

Anfrage wegen circulärer Pochwerk.

Auf den Hüttenwerken des Herrn Baron von Egges in Kärnthen befand sich vor Jahren eine Art circuläres Pochwerk zum Zerkleinern der Eisensteine, welches seiner Zeit sehr gerühmt ward. Hat es sich bewährt erhalten, besteht es noch, und was sind dessen eigenthümliche Vorzüge vor andern Pochwerken?

Spinnmaschinen, verfertigt von Boner, Eylardi und Däler in Brünn.

(Man vergleiche Nro. 52)

Ein Assortiment Spinnmaschinen, bestehend aus einer Schrubbelmaschine,
2 Kratz- oder Lockenmaschine,
2 Vorspinnmühle à 40 Spindeln,
vier Feinspinnmühlen à 60 Spindeln jede,
zwei Haspeln à 20 Spindeln, kostend zusammen 9000 fl. W. W., ist im Stande, wenn sie nemlich in gehörig schneller Bewegung gehalten werden, täglich binnen 12 Stunden gegen 60 Pfd. feiner sowohl, als minder feiner Wolle zu verarbeiten, woraus von 3 bis 12 auch 14 Strähne aus 1 Pfd. Wiener, (wenn es recht feine Wolle ist) gesponnen wird. Es ist hiebei ferner, wenn die Wolle rein geplüscht ist, nur ein geringer Verlust, so daß man aus 100 Pfd. geschmelzter Wolle 94 bis 96 Pfd. netto Gespinnst erhält, folglich nur ein Verlust, (wohl verstanden auf geschmelzte Wolle) von 6 à 4 pr. %. Da endlich die Arbeit durchaus solide ist, so sind keine bedeutendere Reparaturen zu erwarten. Die Verfertiger garantiren die Güte der Maschinen, und Solidität der Arbeit. Zu diesem Assortiment gehört eigentlich nicht, ist aber für die gute Bearbeitung der Wollen, vorzüglich Mélangen, sehr vortheilhaft, ein Brésoir, oder Wolf, welcher, ohne die Wolle zu zerreißen, sie dennoch völlig reinigt, auflockert, und melirt. Er kostet, für Wasserwerke eingerichtet, 900 fl. W. W., und ist hinlänglich für 5 Assortiments.

Eine Rauhmaschine, welche täglich für 6 gewöhnliche Rauhwannen Arbeit liefert, und das zwar eine Arbeit, die gewiß keine Handrauherey in keiner Hinsicht übertreffen wird, worauf ferner sowohl mit als gegen den Strich gerauht wird, kostet 1300 fl. W. W. Es ist hiebei besonders noch eine große Ersparniß an Rauhkarden, indem selbe so lange gebraucht werden, bis sie durchaus abgenutzt sind, nemlich so, daß die, welche bei der Handrauherei nicht mehr tauglich sind, auf der Maschine noch gute Nro. 3. sind. Es scheint dieses zwar wenig wahrscheinlich, allein ein jeder kann sich durch Augenschein davon überzeugen.

Anekdote.

Berchtold der Neunzehnte, Graf und Fürst zu Henneberg, hatte die Gewohnheit, daß er über das dritte und vierte Wort immer sagte: wie sich das gebührt.

Da sein Geheimschreiber einst krank geworden war, so ließ er einen andern Schreiber zu sich kommen, und diktirte ihm eine Verordnung folgender Gestalt:

Wir Berchtold Fürst zu Henneberg, wie sich das gebührt, entbieten Euch, wie sich das gebührt, u. s. w.

Der Schreiber unterließ nicht, alles, Wort für Wort, niederzuschreiben.

Der Fürst befahl ihm hierauf, das Niedergeschriebene vorzulesen; und da er nun darin diese ihm zur Gewohnheit gewordenen Worte immer wiederholen hörte, wurde er zornig, und rief aus:

„Hol' Euch der Teufel, wie sich das gebührt, ich sollt' Euch beim Kragen fassen, wie sich das gebührt, und die Treppe hinunter werfen, wie sich das gebührt."

Vermischte, kleine, interessante Notizen.

Blausäure der Traubenkirsche.

Bergemann in Berlin hat gefunden, daß die Rinde des Vogelkirschenbaums (Prunus padus) eine so große Menge Blausäure enthalte, daß Wasser, über dieselbe abgezogen, eben so stark riecht, und auf verschiedene Thiere eben so tödtlich wirkt, als das von Kirschlorbeerblättern, die ihre giftige Eigenschaft ebenfalls der Blausäure verdanken, und demohnerachtet oft in die Milch gegeben werden, um ihr einen angenehmen Mandelgeschmak zu verschaffen. In den Händen des Arztes kann aber die Blausäure zur Arznei werden, wie denn Dr. Bremer damit schon glückliche Versuche in der Gicht angestellt hat.

Auflösung des Sinn- und Sylbenräthsels in N. 59.

Flora.

E. v. M.

Hesperus.

Ein

Nationalblatt für gebildete Leser.

1814. Nro. 63. Dezember.

Unglückliche Missionsgeschichte des P. Mathias Burnatius aus dem Jesuitenorden, die sich im Jahre 1629 in Libun, einem niedlichen, im bunzlauer Kreise liegenden und der Herrschaft Großskal unterthänigen Dorfe zutrug, aus des berühmten Bohuslaw Balbins kostbarem Manuskripte, das die Geschichte des ehemaligen Jesuitenkollegiums zu Gitschin enthält, und gegenwärtig in der Bibliothek der dasigen Dechantey aufbewahrt wird, ausgezogen und bearbeitet von Franz Aloisius Wacek, Pfarrer zu Kopidlno. 1814.

Nullum Numen adest „si desit prudentia.." —

Adaucti Voigtii Acta literaria.

Unter den großen Stiftungen, die von Albert von Waldstein, dem berühmten Herzoge von Friedland herrühren, nimmt das ehemalige Jesuitenkollegium in Gitschin, das er im J. 1624 begründete einen ansehnlichen Platz ein. *) Es war für 40 Individuen dotirt; für welche Dotation der Fürst dem Orden die Herrschaft Miliczowes nebst anderen bedeutenden Gütern stipulirt hatte. Der Zweck, den der erhabene Stifter durch die Errichtung dieses Kollegiums realisiret wissen wollte, war wie überhaupt bei der Begründung aller Jesuitenkollegien, Bildung der Jugend und Bekehrung der Heterodoxen zum katholischen Glauben, und man muß es den Vätern der Gesellschaft Jesu zur Ehre nachsagen, daß sie der Absicht des Fürsten auch an diesem ihrem Bestimmungsorte zur Genüge entsprochen, und sich sowohl durch ihre Jugendbildung als auch durch Bekehrung der Akatholiken manches Verdienst um Kirche und Staat erworben haben. Daß man bei jener nicht immer die größte Zweckmäßigkeit fand, und bei dieser sehr oft christliche Weisheit und Mäßigung vermisse, ist ein bekannter Vorwurf, der diesem geistlichen Orden gemacht wird. — Vom letzteren finden wir ein auffallendes Beispiel an dem Manne aus diesem Orden, dessen Missionsthaten in unserer Gegend, und dessen schreckliches Lebenende wir uns in diesen Blättern zu schildern vorgenommen haben.

Unter die ausgezeichneten Männer aus der Gesellschaft Jesu, die im Gitschiner Kollegium gelebet (von denen wir nur einen Crugerius, Balbin, Sladin ꝛc. anführen wollen), gehöret auch Mathias Burnatius, der, im Jahre 1570 am 23. Septemb. zu Tabor in Böhmen gebohren, seinen ersten Unterricht in der Stadt Sobotka im bunzlauer Kreise erhielt. Der Pfarrer von Marquartiz, — ehemals einem freyen Rittersitze, gegenwärtig aber einem der Koster Herrschaft unterthänigen Dorfe — Jakob Jagel mit Namen, seines Ursprungs gleichfalls ein Taborite und wahrscheinlich ein Anverwandter des Burnatius, nahm sich des Knaben an, und ließ ihn in genannter Stadtschule erziehen. Durch seine Unterstützung genoß dann der Jüngling auch den Gymnasialunterricht in Böhmen, nach dessen Vollendung er in den Orden der Jesuiten eintrat.

In Balbins Manuskripte wird er wegen seiner Gelehrsamkeit, die er sich schon während seiner Vorbereitungsjahre erwarb, und besonders wegen seiner vielen Sprachkenntniß ausnehmend gelobet; denn außer dem Böhmischen und Lateinischen schrieb und sprach er deutsch, italiänisch, polnisch, kroatisch geläufig und richtig. Er war von schmächtiger Leibesgestalt; sein Antlitz länglicht, angenehm und lebhaft; sein Kinn fast

*) Siehe den Stiftbrief in Dobners Waldstein. Diplomatar. S. 352.

bartlos; die Wangen glatt aber, nach polnischer Sitte, mit einem an beiden Seiten weit gestreckten Schnauzbart umgeben.

Im Jahre 1624 befand er sich im Kollegium zu Gitschin, und machte sich durch seine Missionen in der ganzen um die genannte Stadt liegenden Gegend berühmt. Das große Streben dieses Mannes, durch seinen Religionsunterricht den Unterthanen des Fürsten von Waldstein nützlich zu werden, kann man daraus entnehmen; daß er öfters an einem Tage 4 Gemeinden besuchte, und in jeder Gottes Wort vortrug. In dem Tagebuche des ersten Gitschiner Jesuitenrektors steht von ihm geschrieben, daß er (1624) in der Nacht vor dem Geburtsfeste des Herrn zu Nimizowes war, beim Anbruch des Tages sich nach Luzan begab, zu Mittag sich nach Eisenstadtl und auf die Nacht nach Smrzowitz verfügte, und überall die erbaulichsten Predigten hielt.

Meistens ward aber von ihm die Herrschaft Altenburg, damals auch dem Fürsten von Waldstein gehörig, gegenwärtig aber dem Grafen von Schlik unterthänig, in geistlicher Hinsicht gepflegt. Schon vor ihm arbeitete daselbst an der Bekehrung der Unterthanen sein Ordensverwandter Veit Josannides, er wurde aber von Gitschin abgerufen, und nach Krummau in Böhmen beordert. Die Herrschaft Altenburg bedurfte um so mehr der Aushülfe eines tüchtigen Missionärs, weil auf dem ganzen Gebiete nur in der Stadt Liban ein Pfarrer war, der aber entweder sich selbst zur ketzerischen Lehre hingeneigt, oder aber ein nicht sehr erbauliches Leben geführt haben mag; denn durch sein schlimmes Beispiel, sagt Balbin, habe die gute Sache der Katholiken sehr viel gelitten. *)

Dieser sehr unkatholisch lehrende und lebende katholische Pfarrer ließ die Sachen so weit kommen, daß die dasigen Heterodoxen die Stadtkirche in Besitz nahmen, und ihre gottesdienstliche Ordnung darin einführten. Doch diese Metamorphose war nur von kurzer Dauer; denn der wachsame und eifrige Religionslehrer Burnatius, der der katholischen Gemeinde in Liban mit seiner geistlichen Hülfe oft beisprang, und durch seine wahrhaft instructive und erbauliche Reden der wahren Religion viele Bekenner gewann, brachte es in kurzer Zeit dahin, daß die sich täglich stark mehrende Gemeinde der Katholiken die Pfarrkirche wieder in Besitz nahm, und ihren Gott darin auf ihre alte fromme Weise verehrte.

Durch volle fünf Jahre widmete dieser eifrige Prediger den Altenburgern die sorgfältigste geistliche Pflege; die meisten Apostaten führte er in den Schooß der katholischen Kirche wieder zurück, und sein gründlicher Unterricht befestigte sie immer mehr in ihrem heiligmachenden Glauben. In diesem Betracht gebührt ihm allerdings der ehrwürdige Name eines Apostels der Altenburger, welcher ihm in den Ephemeriden des Gitschiner Kollegiums ertheilt wird.

Es ist in der That zu bedauern, daß dieser verdienstvolle Volkslehrer, dem Altenburg seine bessere Erleuchtung in der Religion zu danken hatte, mit seinem großen Eifer bei dem Bekehrungsgeschäfte, nicht immer eine ihm zusagende Klugheit, Mäßigung und Herablassung zu den mit Vorurtheilen eingenommenen Gemüthern der Heterodoxen vereinigte. Der würdige Mutschelle sagt treffend: „Trenne Rechtschaffenheit und Klugheit, so ist die erste oft nur blinder Eifer, und die zweite niedrige Schlauheit; — vereinige sie, so sind sie wohlthätige Weisheit." Eben so wahr spricht ein Anderer: „Bist du nicht weise und klug, so hilft dir kein Gott." Nullum Numen adest, si desit prudentia. Wie lange hätte noch Burnatius der Welt nützen, wie lange noch den Weinberg des Herrn fruchtbringend anbauen können; hätte er diese an einem jeden Bekehrer unerläßliche Eigenschaften besessen; aber so zog ihm sein nicht mit Weisheit geleiteter Bekehrungseifer sehr frühe den schrecklichsten Martertod zu. Er verdient es wegen der warnenden schreckenvollen Umstände, unter denen er erfolgte, hier aus der Originalquelle beschrieben zu werden.

Im Jahre 1629 am 26. May begab er sich mit einem militärischem Geleite von 30 Mann nach Wartenberg im ehemaligen Herzogthume Friedland, um dessen Bewohner, die, wie Herr Rohn in seiner Chronik der Stadt Friedland und Reichenberg S. 73. bezeuget, schon seit dem Jahre 1534 dem Lutherthum anhiengen, auf die jener Zeit eigene Art katholisch zu machen. Gleich nach seiner Ankunft lud er durch den Ortshauptmann den Stadtmagistrat vor,

*) „Ubi pessimo Parochi exemplo res Catholica non paiva laborabat infamiâ." Manuscrp. p. 42.

um ihm den Willen des Landesherrn und seines Gebieters, des Herzogs von Waldstein, zu eröffnen, kraft dessen die Stadt die Irrlehren Luthers abschwören, und den Glauben der katholischen Kirche annehmen solle. Die Wartenberger achteten aber wenig auf diese Vorladung; denn — niemand erschien. Wie sie gleich darauf an den Senat wiederholt wurde, verfügte sich endlich dieser in das Schloß, wo die Bekehrer waren, führte jedoch den ganzen Stadtpöbel mit sich, der sich stürmend zum Schlosse drängte und schrie: „Auch er wolle hören, was man ihrem Stadtrathe vortragen würde *).“ Die Bekehrer sahen zu deutlich, daß die Katechumenen in einer Stimmung erschienen, die gar keine Bekehrung verspreche, und fanden demnach für rathsam, den tobenden Volkshaufen in so weit zu besänftigen, daß er sich friedlich in seine Wohnungen begab.

Der Missionär wagte nun noch einen Versuch, und zwar selbst an dem Primas der Stadt, zu dem er sich, als sich die aufrührische Volksmenge zerstreute, verfügte. Kaum ward dieß ruchtbar, so stürzet sogleich der Pöbel wieder zum Hause des Stadtvorstehers, und drohet dem unzeitigen Bekehrer mit allen Qualen, ja mit Mord, wenn er nicht von seinem Vorhaben abstehen, und sich sofort aus ihrer Stadt wegmachen würde. Burnatius und sein Amtsgehülfe sahen hierdurch ihren ganzen Bekehrungsplan vereitelt, und nachdem der Primas durch eine kräftige Rede die brausenden Städtler abermals besänftigt hatte, traten sie unverrichteter Dinge ihre Heimreise an.

Nach der Abreise der Missionäre gieng aber mit der Stadt eine wundersame Veränderung vor. Die Städtler fanden sich — sagt das Gitschiner Manuskript — des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig **); fürchteten als Strafe für diese ihre Widerspenstigkeit eine starke militärische Besatzung, und, um diesem Uebel zu entgehen, strömten sie haufenweise dem Rathhause zu, und drangen einstimmig auf die Zurückberufung des Missionärs, dessen Lehren sie nun willig anhören, und sich auch zu ihnen bekennen wollen. *)

Auf diesen Ruf kehrt Burnatius nebst seinem Gehülfen eiligst nach Wartenberg zurück, und hat die für einen Bekehrer unaussprechlich süße Freude, die ganze Stadt in einigen Tagen ganz katholisch zu sehen. Balbin erstaunt hiebei über die wunderbare mit der Stadt vorgegangene Metamorphose; aber war es Wunder, wenn so kräftige Bekehrungsmittel die ganze Gemeinde so plötzlich und so heilsam erschütterten!!! Mit solchen Mitteln wollte ja der berühmte Kapuziner Valerianus Magnus ein noch viel größeres Bekehrungswunder bewirken; denn als sich einstens die Jesuiten zu Rom und in Gegenwart des Pabstes rühmten, ganz Böhmen zum katholischen Glauben bekehret zu haben, sprach dieser Kapuziner, der zugegen war, und auch an den Reformationsgeschäften in Böhmen Antheil gehabt hatte: „Heiliger Vater, gebet mir Soldaten, so wie man sie den „Jesuiten gegeben hat, und ich will Euch die ganze „Welt zum katholischen Glauben bekehren.“ (Siehe Pelzel's Geschichte der Böhmen S. 788.)

Das Gelingen dieser Mission, eine Folge, wie wir gesehen, der Furcht vor militärischer Gewalt, machte ihm Muth, sich dieser Zwangsbekehrungsmethode auch anderer Orten zu bedienen **). Er gieng nach Gitschin, um daselbst eine Verstärkung des militärischen

*) „Ubi (Wartenbergæ) ut tristia lætis miscentur, plebem non modo non dispositam sed etiam ad rebellandum expeditam reperit.“ Manusc. pag. 110.

**) Wirklich ward damals das Bekenntniß eines akatholischen Glaubens selbst vom Staate aus für ein crimen contra statum erklärt, und darauf nach Umständen auch die Leib- und Lebensstrafe gesetzt. (Siehe die Abhandlung von der geistlichen Verfassung in Böhmen in den Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhm. Heft 12. f.)

*) Vielleicht wird der Leser wünschen, Balbins eigene Worte hierüber zu lesen, dessen Feder freilich schöner und kräftiger als die unsrige schreibet. Hier sind sie: „Domum, ut Supremo Ducatus Capitaneo rem significaret, revertit, suoque obitu totam civitatem læsæ Majestatis ream vehementer perculit. Sua enim rebellionis conscii, majorisque militis metu salutariter concepto, sponte ultroque in Curiam convenientes, mutuoque se ad religionem catholicam recipiendam exhortantes, unanimi senatus populique consensu, Patrem, ut ad se edocendos rediret, humiliter deprecati sunt, promittentes, sancte se dictis ejus ac doctrinæ futuros obsequentes. Manuscp. pag. 111.

**) Von dem Bekehrungsgeschäfte zu Doxan heißt es gleichfalls in dem Manuskripte: „Cives facile ad religionem catholicam recipiendam alias a militum exactione non liberandos permovit.“

Geleits abzuwarten, ohne welches man sich damals bei den Missionen keinen Segen versprach. Sie langte bald an, und Burnatius, gehörig bewaffnet, eilet nach Turnau, welche Stadt damals im Rufe einer sehr großen ketzerischen Hartnäckigkeit stand *). Die Bekehrung gieng aber auch hier wider alle Erwartung gut von Statten. Denn nachdem man den Primas der Stadt, den man für den gefährlichsten Glaubensgegner hielt, gefesselt nach Gitschin hatte abführen lassen; flößte dies, so lauten die Worte des Manuskripts, den Bürgern eine heilsame Furcht ein, und die gute Sache gewann bei ihnen sogleich einen besseren Fortgang **). Es gab der neuen Katholiken plötzlich so viele, daß der Missionär und der Ortspfarrer nicht hinreichten, um den herbeiströmenden Schaaren der Beichtlinge genug zu thun; weswegen Burnatius beschloß nach Gitschin zu gehen, und sich von seinen Ordensoberern einige Gehülfen bei dieser seiner gesegneten Arbeit zu erbitten. Um aber seinen Ordensbrüdern und künftigen Mitarbeitern noch mehrere geistliche Freuden vorzubereiten, besuchte er auf seiner Heimreise den Ortshauptmann im Städtchen Rovensko, und bat ihn, alle Städter vor ihn berufen zu wollen. So wie diese erschienen, eröffnet ihnen sogleich der Missionär die Absicht ihrer Berufung, fordert sie in einer kräftigen Rede zur Annahme der katholischen Religion auf, und zeiget zugleich die Leiden umständlich an, die sie sich im Weigerungsfalle zuziehen würden. Fruchtlos war dieser Versuch, Rovenskos Bürger von ihrer Religion abwendig zu machen; sie sprachen ihre Weigerung laut aus, und selbst die Gegenwart ihres Amtmanns vermochte nicht, sie davon abzuhalten, daß sie nicht lärmten, und dem Jesuiten über seine gewaltsame Bekehrungsart bittere Vorwürfe machten. Dieser schlich sich unter dem immer bedenklicher werdenden Getümmel davon, bestieg den Wagen, und flog der Stadt Gitschin zu.

Einige der Rovensker Bürger, wahrscheinlich öftere Besuche dieses Bekehrers befürchtend, machten nun einen mörderischen Anschlag auf sein Leben, und um diesen sogleich auszuführen, besetzten sie in einem Hinterhalte die Hohlwege, die Burnatius nach ihrer Meinung passiren würde. Sein guter Genius wollte jedoch, daß er einen andern Weg einschlug, und den Frevlern entrann. Diese erblickten ihn nicht eher, als bis er in einer beträchtlichen Entfernung von ihnen einen Hügel erreichte. Kaum wurden sie dieser ihrer Täuschung gewahr, als sie plötzlich aus dem Hinterhalte hervorstürzen, den schnell dahinfahrenden eiligst verfolgen, und zweimal ihre Gewehre nach ihm abfeuern. Aber weder sie noch ihre Schüsse erreichten die Fliehenden. Burnatius sah die große Lebensgefahr, in der er schwebte, und nur in einer beschleunigten Flucht seine Rettung. Er ließ also den Kutscher halt machen, und die Pferde ausspannen, um reitend desto eher das nächste Dorf erreichen zu können. Aber wie angewurzelt standen die Rosse; durch keine Gewalt vermochte man sie von der Stelle zu bringen. In dieser drangvollen Lage blieb dem verfolgten nichts übrig, als sein Heil in seinen Füssen zu suchen; Todesfurcht beflügelte sie, und im angestrengtesten Laufe gelangte er bis in das nächste Dorf Augezd, das ½ Stunde westlich von Libun liegt, wo er bei dem damaligen Mangel an Geistlichen 4 Jahre hindurch den Pfarrdienst versehen hatte. Hier fand er eine freundliche Aufnahme und eine sichere Zuflucht, und obwohl die Nachsteller unverrichteter Sache zurückkehren mußten, und ihm auf der weiteren Reise nach seinem Bestimmungsorte keine ähnliche Gefahr mehr drohte, nahm er doch in dem Dorfe ein Geleite von einigen Bauern, mit dem er glücklich die Stadt Gitschin erreichte.

Man sollte meinen, dieser schreckliche Vorfall habe den zu eifrigen Missionär Vorsicht gelehrt; aber schon den anderen Tag eilet er mit noch zwei anderen Missionsgehülfen wieder nach Turnau, um, wie wir oben vernahmen, die in dieser Stadt eingeleitete Bekehrung völlig zu Stande zu bringen. Nur bat er den Oberverwalter von Gitschin um einige Kriegsmänner zu seiner Bedeckung; diese wurden ihm gegeben, unter deren Schutze er denn glücklich an seinen Bestimmungsort gelangte.

Nachdem er in genannter Stadt sein Bekehrungsgeschäft vollführet hatte, strebte er noch das widerspenstige Rovensko unter die Fahne seines Glaubens zu bringen, uneingedenk, in welcher Verfassung er erst vor einigen Tagen diese Gemeinde gefunden. Dieser kühne Schritt des Mannes berechtiget uns, von ihm das Urtheil zu fällen, daß er wirklich jede Gewaltthätigkeit durch eine religiöse Absicht für geheiliget hielt, und das ihn der unvernünftigste Eifer für seine Glaubenssache, so zu sagen, verzehret habe. Sein Benehmen zeiget es klar, wie er sich das Zelus domus meæ me devoravit interpretirte.

Die Soldatentruppe, die sich in Turnau zu seiner Bedeckung vorfand, ward beordert, vor Sonnenaufgang in dem Markte Rovensko zu erscheinen; ihr folgte Burnatius zu Pferd, nebst einem Zöglinge, Johann Rokyta genannt, der ein Sohn eines Hussitischen Priesters von Tabor war, und in Gitschin die Syntax studirte. *) Diesen Ueberfall des Städtchens

*) „Quæ civitas reliquis pertinacior futura timebatur.“

**) „Ad quod multum juvit initio statim Civitati incussus metus.“ pag. 111.

*) Sein Vater, Cyprian Rokyta, nahm den katholischen Glauben an, und es wurde ihm nach

Rovenske ordnete man in der Absicht an, um dessen Bewohnern keine Zeit zu Gegenanstalten zu lassen; denn die mißliche Stimmung ihrer Gemüther, die alle Bekehrung verabscheuten, war ihnen gut bekannt, und man mußte demnach von ihnen alles Uebles befürchten. Die Städtler witterten jedoch das Unheil, das über sie hereinbrechen sollte; hielten die ganze Nacht Wache und setzten sich in eine Verfassung, um sowohl den berittenen als unberittenen Soldaten den tapfersten Widerstand zu leisten. Als sie diese mit anbrechendem Tage heranrücken sahen, läuteten sie mit der Glocke zum Sturme, und riefen alle ihre gleichgesinnten Nachbarn um Hülfe. Die Soldaten von der Mission stutzten, — denn eines solchen Widerstandes von den Bürgern waren sie nicht gewärtig; auch sahen sie sich einer so großen Menge von Gegnern nicht gewachsen; um es aber doch nicht ganz ohne militärische Bravour hingehen zu lassen, zündeten sie, da die Rovensker von dem Sturmläuten nicht ablassen wollten, ihren Glockenthurm an; verwundeten einige von ihnen, die ihnen in den Wurf kamen, und flohen dann eiligst nach Turnau zurück.

Burnatius wartete mittlerweile mit seinem Zöglinge in Libun auf eine Bothschaft, die ihm der Abrede gemäß der Stadthauptmann oder der Anführer der Soldatentruppe von dem Befunde der Sachen in Rovenska zusenden sollte. Keine Bothschaft erscheint; — er fertiget drei Bauern nach einander in besagten Marktflecken ab, um wenigstens durch sie etwas sicheres von der dortigen Lage der Dinge zu erfahren, aber auch diese kamen nicht wieder; aus welcher Ursache ist nicht bekannt.

Wie nun Burnatius in einer etwas ängstlichen Lage im Libuner Pfarrhause verweilet, und sich mit dem Herrschaftsbeamten, einem Edlen von Mathiaschowsky, der mit ihm zufälliger Weise zusammen kam, über den sonderbaren Vorfall bespricht: stürzet eine mit Flinten, Spießen und Mistgabeln bewaffnete Rotte aus dem angränzenden Walde herbei, wovon der eine Theil die Kirche, der andere aber die Ein- und Ausgänge der Pfarrey besetzte. Die Absicht dieses ihres stürmischen Ueberfalls verriethen sie laut, da sie insgesammt schrieen, es werde von ihnen sonst niemand, als nur der Schurke von einem Priester (so nannten sie den Missionär) gesucht, der ihnen ihren Schatz, nämlich die Glocken durch angelegtes Feuer geschmolzen; jeder also, dem an seiner Erhaltung gelegen sey, solle die Waffen ergreifen, und ihnen ungesäumt folgen. *)

Dies Geschrei gelangt bald zu den Ohren des Burnatius; mit Entsetzen vernimmt er, daß er das zum Tode bestimmte Opfer sey. In dieser Bedrängniß sprach er zum Edlen von Mathiaschowsky: Er möchte helfen, wenn er von einer Hülfe noch wisse. Allein dieser wußte in dieser großen Gefahr dem Bedrängten nichts sonst zu rathen, als daß er durch eine kleine Hinterthür, die ins freye Feld führt, sich eiligst rette.

Indessen hatten die Frevler bereits das Pfarr- und Gartenthor gesprengt, und indem sie bewaffnet bis auf den Ort, wo der Edelmann war, drangen, hießen sie ihn drohend davon gehen, sonst sey auch er ohne Rettung verloren. Als dies Burnatius hörte, schlich er sich durch das angezeigte Thürlein in den Gartenplatz, und glaubte, wenn er das freye Feld gewänne, durch ein angestrengtes Laufen den Wüthrichen zu entrinnen. Allein einige von ihnen hielten auch die Gartenthüre besetzt, und der Fliehende fiel ihnen gerade in die Hände. Sogleich spaltet einer von ihnen dem Missionär mit der Hellebarde rechts ob der Stirne den Kopf, und streckt ihn zu Boden. „Schlachtet den Bösewicht," erscholl es von allen Zungen, „tödtet den verruchten Mordbrenner!" Burnatius richtete sich hierauf auf seine Knie auf, und betheuerte hoch, daß er an dem Brande ganz unschuldig sey. Aber da sprang ein Anderer von den Empörern herbei, durchstach ihm mit einer eisernen Gabel den Rücken. Dahingestreckt und in seinem Blute schwimmend lag eine Weile der arme Dulder, bis ihm ein Dritter von der rachsüchtigen Rotte mit einem Schuße durch die Brust, vollends das Leben raubte. **)

---

seinem Uebertritte zu unserer Kirche von dem prager Erzbischofe und Kardinal Fürsten von Harrach gestattet, Kinder zu taufen, die Jugend in der Religion zu unterrichten, und an Sonn- und Feyertagen den in der Kirche versammelten Gläubigen eine Auslegung des Evangeliums aus der Postille vorzulesen. Es dienet dies zum Beweise, wie groß damals der Mangel an katholischen Geistlichen gewesen seyn müsse.

*) „Quod quia magno clamore et furore faciebant, vicinos latere non poterat; sed nemine conscio, quid hæc res sibi vellet, admirantes præstolabantur, donec ad Pagum ipsum, ubi Pater rerum ignarus agebat, ventum esset, et se non alium, quam nequam istum Sacerdotem (ita Patrem nominabant) qui thesaurum suum (ita campanas ab igne supposito liquefactas vocabant) incendisset, inquirere prodidissent; proinde si solvi et ipsi esse vellent, armis arreptis eos quoque sequerentur." Manuscr. pag. 116.

**) „Caput ei in dextra sincipitis parte lethali vulnere diffindunt, aliis inclamantibus: Mactate nebulonem, mactate thesauri nostri incendarium. Hoc ex vulnere

Einen noch schrecklicheren Tod erlitt der junge Reisegefährte des ermordeten Missionärs, der vorbemeldte Zögling Johann Rokyta. Als er die große Gefahr des Geistlichen sah, lief er in den Stall, um die Pferde herauszuführen, und sich und ihn durch eine schleunige Flucht zu retten; wurde aber von den Wüthrichen auf der Stelle angefallen, und sogleich am ganzen Körper mit tödtlichen Wunden bedeckt. Bald sank der unschuldige Zögling unter den grausamsten Martern sterbend dahin. Sein erblaßter Körper ward von den schrecklichen Mördern entkleidet, und in die Mistlacke geworfen. Dieser Jüngling mußte darum eines so grausamen Todes sterben, weil es den Mördern bekannt war, daß er der Sohn eines von ihrer Sekte abtrünnig gewordenen Predigers sey. Dessen Abfall von ihrem Glauben meinten nun diese Grausamen an seinem Sohne durch einen viel grausamern Tod, als der Missionär selbst erlitten, rächen zu müssen. *)

Der Ruf von diesem Bürgeraufstande erscholl gleich in der ganzen Gegend umher, und erschreckte vorzüglich die nahe Stadt Gitschin, wo die Jesuiten mit den Hauptbeamten des Fürsten von Waldstein ihren Sitz hatten. Die Fürstin von Waldstein, eine geborene Gräfin von Harrach eilte sogleich nach Prag; der in Gitschin wohnende Adel begab sich an sichere Orte. Doch bald dämpfte das k. Militär den Aufruhr; die größten Frevler wurden eingezogen und mit dem Tode gestraft. Im kurzen herrschte wieder in der Gegend Ordnung und Ruhe. Die Leichname der Ermordeten wurden durch die Jesuitischen Unterthanen von Cydlina in Libun weggebracht, und Burnatius in der Kirche seines Kollegiums neben der Gruft der Edlen von Trezka, Rokyta aber in der St. Johannis Kirche zu Kostofrank am 10. August 1629 mit der größten Feyerlichkeit zur Erde bestattet. **)

Jeder unserer Leser findet gewiß das Urtheil, welches wir über den Tod dieses Mannes schon oben niedergeschrieben haben, durch die Geschichte desselben hinlänglich bestätigt. Ein großer Theil des unklugen Benehmens, das ihm diesen Tod zuzog, fällt freylich auf die Rechnung des damaligen Zeitgeistes, der das heillose Vorurtheil als Grundsatz aufstellte: „Zur Erreichung guter Zwecke frommten alle Mittel, wenn sie auch nicht immer ganz edel seyn sollten.“ Und doch lehret eben die katholische Religion, die man durch ähnliche widerrechtliche Mittel ausbreiten wollte, ganz deutlich, daß schlechte Mittel auch der beste Zweck nicht adle.

Auch die Polemik, oder die theologische Streitkunst, die in jener Zeit herrschte, dürfte unserem Manne gewissermaßen zur Entschuldigung seines übertriebenen Bekehrungseifers dienen. Wirklich war damals diese Wissenschaft nicht auf sehr friedliche Grundsätze gebaut; sie nährte unter den Religionsparthein immerwährende Kriege, und trug daher ihren griechischen Namen, den man ihr von πολεμος (Krieg) gab mit vollem Rechte; sie war es, die die Theologen zu der verderblichen Selbsttäuschung verleitete, daß, wenn die eigentlichen Waffen, mit denen man die Irrgläubigen besiegen soll, nämlich eine zweckmäßige Aufklärung ihres Verstandes, und die daraus fließende Neigung des Herzens zur Annahme der ihnen empfohlnen Religion, nicht hinreichen sollten, man auch äußerliche Gewalt und andere physische Treibmittel anwenden dürfe.

Doch vor dem Tribunale der reinen menschlichen Vernunft, dieser unpartheyischen Richterin, müssen alle ähnliche Beschönigungen menschlicher Fehler verschwinden. Denn handelt es sich in der Geschichte um die Würdigung eines Charakters, so darf man den Maßstab hiezu nicht von der Sitte und Denkart dieser oder jener Zeit, sondern aus der auf den reinen Vernunftprinzipien beruhenden Allgemein- und Immer-Gültigkeit des Wah-

---

Patrem pronum in terram corruisse ferunt, et mox iterum in genua surrectum protestatum, se hac in re innocentem esse.“ Manusc. pag. 117.

*) Hunc igitur Juvenem, utpote prævaricationis, ut ipsi sentiebant, filium, avidius ulciscebantur hæretici, adeoque etiam crudelius, quam ipsum P. Burnatium peremerunt.“ Manusc. p. 122.

**) Die oben angeführten Data über Burnatius Tod sind aus dem Berichte des Gitschiner Rektors, Blasius Slanin, entlehnt, welchen dieser an den Provinzial seines Ordens erlassen, und der in Balbins Manuskripte von S. 108 bis 119 vorfindig ist.

Im Jahre 1690 am 20 Oktob. ward dem Missionär in dem Orte Libun eine Ehrensäule gesetzt, wozu der prager Erzbischof die Bewilligung ertheile, der Libuner Grundherr aber, Graf Ernest von Waldstein, die Mittel schaffte. Die Jesuiten statteten diesem Grafen für diese seine Milde im J. 1690 dadurch ihren Dank ab, daß sie Ihm zu Ehren ein Drama: „Der Kolos des Waldsteinischen Ruhms“ betitelt, verfaßten, und durch ihre studirende Jugend aufführen ließen. Der bei der Aufführung gegenwärtige Graf hat die handelnden Personen reichlich beschenkt.

ren und Guten entlehnen; und nach letzterer wird die unvernünftige Bekehrungsart Burnatius nie vertheidigt werden können.

In wie weit daher dieser Missionär auf die christliche Ehre eines Märtyrers, wie ihn Algambe nennet, Anspruch machen könne, lassen wir andere Gottesgelehrte entscheiden.

Geschrieben zu Kopidlno im J. 1814.

Wacek.

Korrespondenz.

1.

Kultivirte Flugsandstrecke in Galizien durch den k. k. Kameralgüterinspektor Herrn Krommer.

An der Salinenchaussée nach Wieliczka befand sich zwischen Niepolomice und Podleske eine Flugsandstrecke, welche den Salz- und Holzfuhrleuten, und überhaupt allen Reisenden ohne irgend eine Möglichkeit ihr auszuweichen, äußerst beschwerlich war.

Frachtfuhrleute musten gewöhnlich mehrere zusammen fahren, um einer dem andern vorspannen zu können, weil außerdem durch den aufgehäuften Flugsand nicht durchzukommen war.

Das k. Wieliczker Straßenbauamt gab sich mehrere Jahre viele Mühe, diesem Flugsande Schranken zu setzen, und diese Strecke gehörig fahrbar zu machen, ohne seinen Zweck zu erreichen. Der k. k. Kameralgüterinspektor, Herr Krommer, überzeugte sich beim Antritt seines Amts in Niepolomice im Jahre 1801 von allen diesen Beschwerlichkeiten, die am meisten die herrschaftlichen Unterthanen, als perpetuirliche Salz- und Holzfuhrleute empfinden, und glaubte am leichtesten, durch Besämung mit Kiefersamen, diesem Übel abzuhelfen. Aber nicht nur eine zweimalige Besämung mit Kiefersamen, sondern auch ein dritter Versuch mit Anbau des sogenannten wilden Hobers, war fruchtlos; weil der Flugsand den angebauten Samen in ein par Tagen so tief bedeckte, daß solcher ersticken mußte.

Da er sich nun überzeugte, daß alle diese Mühe vergebens sey, so wagte er das letzte Mittel, und ließ vor drei Jahren diese ganze an der Chaussée befindliche Flugsandstrecke mit 28,000 Stück 4 bis 5jährigen Kiefern und 2000 Stück Erlenpflanzen besetzen. Diese 30,000 Stück Sezlinge entsprachen der Absicht so vollkommen, daß gegenwärtig jedermann ohne mindeste Beschwerniß mit der größten Last, ohne die ehemalige Unfahrbarkeit dieser Straße nur zu ahnden, dieselbe passiren kann.

Von sämmtlichen ausgesetzten Pflanzen ist kaum der dreißigste Theil verdorrt; alle übrigen stehen im schönsten Wachsthume, und mehrere haben im Jahre 1812 über eine Elle lange Triebe gemacht, wovon sich selbst der Hr. Oberwaldmeister v. Schweska bei seiner Forstbereisung im Monat Juny 1812 zu überzeugen die Gelegenheit hatte.

Gegenwärtig haben sie sämmtlich Mannshöhe erreicht, und geben den Reisenden einen entzückenden Anblick.

Der vortreffliche Gouverneur von Galizien, Sr. Exzellenz Herr Graf Goes würdigten unterm 3. September 1812 Herrn Krommer deshalb einer eignen Belobung, und unterm 15. September desselben Jahres bezeugte ihm die k. k. Galizische Staatsgüter- und Salinenadministration: „daß er durch diese allerdings zum „allgemeinen Besten getroffene, lobenswerthe Anstalt ei„nen besondern Beweis seines wohlbekannten Diensteifers „und seiner Aufmerksamkeit auf Verbesserung der Lan„deskultur abgelegt, und sich weiterer Auszeichnung wür„dig gemacht habe."

2.

Herrn von Hopfens Dampf-Branntweinbrennerei.

Herr Doktor von Hopfen, Besitzer von Idolsberg in Oesterreich, hat eine Dampf-Branntweinbrennerei auf eine ganz neue Art. Ihre Eigenheit ist, daß sich der Dampfkessel immerwährend mit siedendem Wasser von selbst füllet, so wie er sich durch Dämpfe entleert, daß mittelst des Geddaischen Refrigerators und der ganzen Maschine in 7 Tagen mit 3 Klafter weichem 2 ½ schuhigen Holz auf 2 Blasen, jede à 16 ½ Eimer bis 42 Eimer Branntwein à 18 Grad nach dem 40 gradigen Areometer erzeugt werden, und das Material hierzu sind 3000 Metzen Erdäpfel, 7000 Metzen Idolsberger Rüben, welche auf 24 Joch (?) erbaut werden. Erstere geben 5 Maß, (?) letztere 4 ½ Maß (?) per Metzen, so rein wie Franzbranntwein.

Herr Dr. v. Hopfen verkauft diesen Branntwein bei Haus um 30 fl.

Digitized by Google

3.

Aus Hessen im Novemb. 1814.

Ich übersende Ihnen hier folgendes merkwürdige Aktenstück:

Gegenvorstellung an Ihro Kurfürstliche Durchlaucht in Cassel von den besser und edel gesinnten Marburgern Bürgern eingesandt, in Betreff des freien Cultus der dort wohnenden Katholiken und ihres würdigen Pfarrers und Professors von Eß.

Demnach wir in Erfahrung gebracht haben, daß einige unruhige und übelgesinnte Bürger (es waren ihrer etwa 28 an der Zahl) unserer Stadt sich nicht entblödet haben, wider den verehrungswürdigen Professor und katholischen Pfarrer v. Eß eine höchst unglimpfliche Vorstellung an unsern gnädigsten Kurfürsten einzuschicken, welche bittern Haß gegen unsre katholische Mitbrüder athmet, und nichts weniger zur Absicht hat, als diese aus der Elisabether Kirche zu verdrängen, eine solche Verdrängung aber in der Chronik Marburg's nicht nur für Protestanten eine unauslöschliche Schande der Unduldsamkeit verräth, sondern auch den unvertilgbaren Samen des Hasses und Unfriedens zwischen Religionspartheien in die jungen Gemüther unserer Generation eindrücken würde; als halten wir uns gegen die wenige übelgesinnte Bürger, damit nicht derer Schande auf den ediern Bürgertheil der hiesigen Stadt falle, für verbunden und verpflichtet, laut der Wahrheit, dem Verdienste und der Tugend des Herrn Professors von Eß das Zeugniß zu geben ..... Wir erklären demnach hiermit (und dies ist nicht bloß die Stimme von uns den Unterschriebenen, sondern die Sprache des ganzen Publikums,) daß wir jeden Sonn- und Feyertag durch seine Predigten so sehr erbaut werden, daß er sich von dieser Seite unsere ganze Liebe und Vertrauen erworben hat, und wir wünschen daher, daß den Katholiken, die einen so verehrungswürdigen Mann an der Spitze haben, der eingeräumte Theil der Elisabether Kirche zu ihrem freyen Gottesdienst nach wie vor verbleibe, und daß also Ihro Kurfürstliche Durchlaucht, solchen den Katholiken nicht nur gnädigst zu erkennen und respec. bestätigen; sondern auch überhaupt alles thun möge, um den durch seine Predigten so berühmt gewordenen Professor von Eß für Marburg und die Umgegend beizubehalten, denen er in jeder Hinsicht so viel ist, zumalen er auch jeden Sonn- und Feyertag mehrere hundert auswärtige Protestanten und Katholiken in seine Kirche und dadurch in die hiesige Stadt ziehet.

Wir erklären ferner ..... Wir wünschen daher nichts mehr, als daß diese Sache niedergeschlagen werden möge. Sollte aber eine gänzliche Niederschlagung nicht erzielt werden, sollten die wenigen unruhigen und übelgesinnten Bürger gegen das Interesse der ganzen Stadt Marburg eine gänzliche Aufhebung der katholischen Gemeinde erwirken; so wollen wir uns auf diesen unverhofften Fall sowohl für uns, als unsere Familien im Angesicht vor ganz Teutschland wegen der Folge außer Verantwortung gesetzt haben.

Von mehr als 200 Bürgern Marburgs unterschrieben.

Charade.

Sonnett.

In der Vorzeit fabelhaften Tagen
Stieg einst Jupiter zu mir herab,
Für das stille Glück der Erde gab
Er den Blitz und seinen Donnerwagen.
Durch der Dichtung Götterkraft getragen,
Lebt mein Name noch auf meinem Grab,
Meine Söhne blicken noch herab
Von dem Himmel, wie die Lieder sagen.
Aber rückwärts sollte man allein
Mich der Tugend zur Belohnung geben,
Die so oft entbehrt des Aeußern Schein;
Doch oft muß ich leider den erheben,
Welcher gern sein eignes Schattenbild,
In der Todten Heldenglanz verhüllt.

F. v. Maltitz.

Räthsel.

Wen begreifet selbst die rohste Horde,
Welche ewig Boreas umweht,
Und wer redet ohne Worte,
Mit der höchsten Majestät?
Freude locket es auf deine Wangen,
Rühret deine Brust mit süßen Schmerz,
Wann du in zwei Muscheln es empfangen,
Dringt es mächtig in dein Herz.

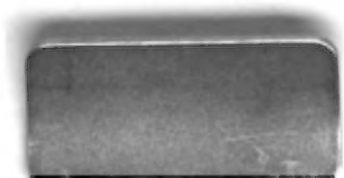
F. v. Maltitz.

Die Auflösung folgt.

Digitized by Google

HP
30
H4
1814

DATE DUE



Digitized by Google

Digitized by Google